

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 1. Freitag, 2. Januar 1857.

Zum neuen Jahre.

Von Joh. Schiller.

Eins oder Keins — nur eins will ich erwählen,
Dann wird das neue Jahr ein Gnadenjahr.
Dir, Jesu Christe, Bräutigam der Seelen,
Dir will ich mich auf's Neue anvermählen,
Will Dein verbleiben heut' und immerdar.
„Eins oder Keins“ — du Herr allein,
Du sollst mein Eins und Alles seyn!

Für oder Gegen — nur nicht für und gegen,
Es führt kein kürzrer Weg zur Teufelei;
Es ist der breitste von den breiten Wegen,
Kein andrer erbt so wenig Gottes Segen,
Als jene Allesseligmacherei.
„Für oder Gegen“ — nie neutral,
Entscheide dich: Gott oder Baal.

Ja oder Nein — nur kein gespalten Wesen,
Das selbst an Gaunern stets für Schande galt.
Gespaltne Zunge steht im Dienst des Bösen,
Die Wahrheit ist nie Ja und Nein gewesen,
Und Christenmund kennt keinen Vorbehalt.
„Ja oder Nein“ — nur immer wahr —
Wort sey wie Gold, sey blank und baar.

Kalt oder Warm — nur nicht von lauem Herzen,
Die Lauen speit der Herr aus seinem Mund.
Ein ernstes Wort! Sein ewig Heil verscherzen,
Das wäre wahrlich nie mehr zu verschmerzen!
Freund, wuch're drum auch mit dem kleinsten Pfund.
„Kalt oder Warm“ — nimm's recht genau:
Kalt ist zwar schlecht, doch schlechter lau.

Haß oder Liebe — nur nicht gehen lassen,
Wie's eben kommt und endlich wieder geht.
Wer nicht vermag von Herzensgrund zu hassen,
Vermag auch nicht der Liebe Gluth zu fassen,
Und bleibt so nüchtern wie ein Hofpoet.
„Haß oder Liebe“ — je nachdem,
Drum erst das Sprüchlein: Trau, schau, wem.

Alt oder Neu — nur keine alten Schläuche
Zu neuem Most, sonst gehen beide drauf.
Ein neues Herz nur gilt in Christi Reiche,
Nichts frommen alle angelernten Bräuche,
Und säß' die feinste Schminke oben auf.
„Alt oder Neu“ — der bloße Schein
Geht nicht zum Paradiese ein.

Vor- oder Rückwärts — nur kein Stillestehen,
Es flieht das Ziel, je mehr man inne hält.
Voran, hast du den rechten Weg ersehen,
Und müßtest du auch auf die steilsten Höhen;
Zurück, du hast den rechten Weg verfehlt.
„Vor- oder Rückwärts“ — Stillestand
Führt Keinen in's verheiß'ne Land.

Rechts oder Links — nur nicht so hin und wieder,
Der schmale Pfad geht grad und himmelan.
Begegnen dir auch keine falschen Brüder:
Die Engel Gottes schauen auf dich nieder
Und halten dir die Pforte aufgethan.
„Rechts oder Links“ — nicht her oder hin:
Der Wankelmuth ist nie Gewinn.

Schlaf oder Wache — nur kein Traumgespinnste,
Wie selten ist's, daß ihm Erfüllung glückt!
Die Träume sind meist faulen Bauches Dünste,
Oft auch verhitzten Blutes Feuers-Brünste;
Zum Reiche Gottes sind sie nicht geschickt.
„Schlaf oder Wache“ — wo man träumt,
Wird wenigstens die Zeit versäumt.

Thor oder Weise — nur kein Klügling werde,
Ob auch die halbe Welt den Klügling ehrt;
Der von der Welt oft allerhöchst Geehrte
Ist in des guten Hirten Lämmerheerde
Darum noch keinen rothen Heller werth.

„Thor oder Weise" — laß die Welt,
Die Thoren meist für Weise hält.

Sklav oder Freier — nur nicht goldne Ketten,
Zwar Mancher rühmt sie eine leichte Last;
Doch Last ist Last, und wären's Amuletten,
Sie werden dich nicht in den Himmel betten,
Wenn du nicht Christi Kreuz getragen hast.
„Sklav oder Freier" — Last ist Last,
Hinweg mit jeglichem Ballast.

Krieg oder Frieden — nur nicht faulen Frieden,
Der gar zu sehr nach Leichenmoder riecht.
Hör' nicht auf jene armen Invaliden,
Die darum nur das Schlachtgetümmel mieden,
Weil's ihnen an Talent und Muth gebricht.
„Krieg oder Frieden" — lieber Krieg,
Als faulen Frieden ohne Sieg.

Sieg oder Tod — nur nicht ein ewig Kriegen,
Denn eine gute Sache siegt gewiß.
Darauf und d'ran! und schiens zum Unterliegen:
In Kraft des Glaubens wollen wir doch siegen,
Mehr mit Gebet und Fleh'n, als Schwert und Spieß.
„Sieg oder Tod" — darauf und dran!
Es ficht für uns der rechte Mann.

Hier oder Dort — nur nicht für beide Welten
Gedichtet und getrachtet und gelebt.
Nach oben tracht! trotz ihrem Spott und Schelten,
Mußt ein Mal doch für einen Narren gelten —
Es sey darum, wird nur das Ziel erstrebt.
„Hier oder Dort" — ein Mal ein Narr!
Wohl Dem, der's schon gewesen war.

Jetzt oder Nie — es sey in Gottes Namen!
Laß leuchten mir, o Herr, dein Angesicht;
Und droht die schwache Kraft mir zu erlahmen,
Dann spreche du ein gnädig Allmachts-Amen —
Ich laß dich ohne deinen Segen nicht.
„Jetzt oder nie" — jetzt gilt's fürwahr:
Es ist vielleicht mein letztes Jahr.

Politik und Liebe.

Fortsetzung der in № 156 des verflossenen Jahrgangs abgebrochenen Erzählung.

XIV. Vater und Gatte.

Während man im Parlament sich darüber stritt, ob der Prinz von Wales vermählt sey oder nicht, während seine Gegner ihn der Ehe mit einer Katholikin anklagten, während seine Freunde und an ihrer Spitze Fox und Sheridan diese Ehe ableugneten und sie für eine müßige Verleumdung erklärten, lebte Elise Fitz-Herbert, Nichts ahnend von den Stürmen, welche um ihretwillen ausgebrochen waren, still und zurückgezogen in ihrem Pavillon.

Elise hatte ihr Geschick angenommen, sie hatte es angenommen, obwohl ein dunkler Instinkt ihr sagte, daß ihre Existenz fortan eine gramerfüllte, von der Meinung der Welt verhöhnte seyn werde.

Sie liebte ihn! Sie hatte vor Gottes Altar ihm ewige Liebe geschworen! Was kümmerte es sie, wie die Welt über sie denken mochte! Sie liebte ihn und sie war sein Weib! Gott hatte ihre Schwüre angenommen und der Priester Gottes hatte sie vor dem Altar mit dem Geliebten vereinigt. Und ein glücklicher Zufall, wie Elisa meinte, hatte gemacht, daß Pater Wyndham, der katholische Pfarrer, welcher sie mit dem Prinzen vermählt, gerade jetzt nach London zu ihr gekommen war. Gott hatte ihr diesen Zeugen ihrer Unschuld und ihrer Keuschheit gesandt, und wenn die Bosheit der Welt sie wirklich aus ihrer Einsamkeit hervorziehen wollte, wenn man es wagte, sie öffentlich zu beschimpfen und sie die Maitresse des Prinzen zu nennen, dann war der Priester bereit, laut vor aller Welt zu bekennen, daß er ihre Ehe eingesegnet habe, daß sie wirklich des Prinzen angetraute Gemahlin sey. Er hatte das schon jetzt thun wollen, er allein hatte Elisen Andeutungen gemacht über die Verhandlungen, die heute im Parlament über ihre Ehe stattfinden sollten, aber Elisa hatte die Vorschläge Pater Wyndham's zurückgewiesen, sie hatte mit einem köstlichen Lächeln gesagt: „Ich bedarf keines Beistandes. George liebt mich, und er wird mich niemals verleugnen! Wenn sie ihn öffentlich fragen, so wird er ihnen öffentlich die Wahrheit sagen, das weiß ich!"

Der Priester hatte sie mit einem traurigen Seufzer verlassen und war ins Unterhaus gegangen, um den Verhandlungen beizuwohnen. Elisa war jetzt allein, aber seit der furchtbaren Entdeckung fürchtete sie das Alleinseyn mit sich selber. Wenn George bei ihr war, wenn sie seine Stimme hörte und sein Auge schaute, seinen Liebes-Versicherungen lauschte, dann war Alles vergessen, dann fühlte und begriff sie nur, daß sie sein geliebtes Weib sey; dann war Alles unverändert, glücklich und sonnenhell wie sonst. Und wenn er nicht da war, so war doch jetzt der Pfarrer Wyndham, so war die alte Betsy dagewesen, und

mit diesen allein konnte sie von George sprechen, vor ihnen hatte sie nicht nöthig, ihre Liebe und ihre bangen Sorgen zu verhüllen. Nur nicht die Einsamkeit, nur nicht das Alleinseyn mit sich selbst! In diesem Alleinseyn, wo sie keine andern Stimmen wahrnahm, hörte sie um so deutlicher die Stimmen, welche da innen in ihrer Brust klagten und weinten, und welche sie nur mit den lauten Hymnen ihrer Liebe übertönen, aber nicht zum Schweigen bringen konnte; in diesem Alleinseyn konnte sie die Gedanken an ihre Eltern, welche sie auch jetzt noch immer, obwohl sie unschuldsvoll und rein war, wie ein schreckensbleicher Vorwurf verfolgten, nicht mehr von sich abwehren; sie meinte dann ihren Vater zu sehen, wie er mit seinen zürnenden Blicken sie zerschmetterte, ihre Mutter, die um sie die bitteren Thränen des Kummers weinte.

Sie war jetzt allein, und sie dachte also an ihn, an ihren Vater. Sie überlas noch einmal den Brief, den sie gestern von ihm empfangen, und in welchem er in lakonischen Worten ihr anzeigte, daß er nach London kommen würde, um sie zu besuchen.

Sonst würde der Besuch ihres Vaters Elisa entzückt haben, jetzt erfüllte der Gedanke daran sie mit Schrecken. Immer noch den Brief in der Hand haltend und ihn anstarrend, sank sie auf den Divan nieder und überlegte mit angstvollem, hochklopfendem Herzen jedes Wort dieses Briefes. Warum war derselbe so kurz? Warum kündigte er ihr mit so trockenen, düsteren Worten den Besuch des Vaters an? Warum war nicht ein Wort der Liebe, eine Anrede der Zärtlichkeit darin enthalten? Ahnte der Vater schon die Wahrheit? Hätte die Stimme der Verleumdung, der hohnlachenden Welt ihm schon ihr unseliges Geheimniß verrathen?

„Ach, wenn das ist, so bin ich verloren," murmelte sie in sich erschauernd, „denn er wird mich dann für schuldig halten, er wird . . ."

Ein Geräusch an der Thüre ließ sie verstummen und sich umschauen. Sie sah, wie diese Thüre sich öffnete, wie die hohe, stolze Gestalt eines Mannes hereintrat, sie sah sein von langen, weißen Locken umwalltes Angesicht, das bleich war und mehr von Kummer, als vom Alter gefurcht schien, sie sah seine großen Augen, welche mit dem Ausdruck schmerzvoller Verachtung auf sie gerichtet waren.

Und dieser Mann, welcher da kalt und bewegungslos an der Thür stand, welcher sich ihr nicht näherte, nicht ihr die Arme entgegenstreckte, — dieser Mann war ihr Vater!

Wie sich zuerst ihre Blicke begegneten, schauderte sie in sich zusammen und wandte sich ab. Dann aber besiegte die Liebe die Furcht in ihr, dann stürzte sie zu ihm hin, dann war sie es, welche ihm ihre Arme entgegen breitete und mit von Liebe und Entzücken geschwellter Stimme rief: „Mein Vater! O, mein Vater!"

Aber ihr Vater nahm sie nicht in seine Arme, er erwiederte nicht ihren freudigen Gruß, er sah sie nur mit seinen zürnenden, verachtenden Blicken an und sagte: „Ja, sie ist es! Es ist wirklich meine Tochter Elisa Fitz-Herbert!"

„Und doch nimmst Du mich nicht an Dein Herz?" fragte sie schüchtern-demuthsvoll.

Der alte Mann hörte nicht auf sie. Er blickte nur starr und forschend mit demselben kalten, zürnenden Ausdruck zu ihr hin und fuhr mit erhobener lauter Stimme fort: „Nein, ich täusche mich. Es ist nicht meine Tochter! Meine Tochter würde es nicht gewagt haben, ihre alten Eltern zu beschimpfen, meine Tochter würde nicht den Muth gehabt haben, mit einer Lüge vor Gottes Altar zu treten und ihre Eltern um ihren Segen zu bitten für den Mann, der sich ihnen unter einer Verkleidung, unter einem erlogenen Namen nahte."

Elisa stieß einen Schrei des Entsetzens aus. „Sie glauben also, mein Vater," sagte sie, todesbleich von ihm zurückschwankend, „sie glauben, daß ich Sie täuschte, daß ich wußte, wer George sey?"

Der alte Mann brach in ein höhnisches, grausames Lachen aus. „Willst Du es jetzt noch wagen, es zu leugnen?" sagte er. „Jetzt noch, wo die Zeitungen von Deiner Schande sprechen? Mich hielt's nicht länger daheim! Ich mußte wissen, ob diese Elisa Fitz-Herbert, deren Namen man mit Hohn im Parlamente nennt, deren Ehe man verleugnet, ob das dieselbe Elisa sey, die ich einst meine Tochter nannte und die sich mit dem Stallmeister des Prinzen von Wales vermählte. So kam ich nach London und ehe ich nach meiner Tochter fragte, ging ich ins Oberhaus, weil man mir sagte, der Prinz von Wales sey dort! Ich sah ihn, heiter scherzend und fröhlich lachend, in dem Kreise seiner Freunde stehen. Ich bohrte meinen Blick tief in sein Angesicht, — er sah den Blick und schlug das Auge nieder!"

Er hatte das Alles halblaut, wie zu sich selbst gesprochen; Elisa hatte ihm athemlos, bebend, mit von Thränen überströmtem Antlitz zugehört. Jetzt hob ihr Vater den Blick zu ihr empor, und als er jetzt sprach, war seine Stimme drohend laut.

„Jetzt komme ich aus dem Oberhause," sagte er, „jetzt komme ich zu Dir! Aber nicht als Dein Vater, sondern als Richter stehe ich vor Dir, um Dich zu fragen, was hast Du aus dem ehrlichen Namen Deines Vaters gemacht?"

Elisa wich seinem flammenden Blicke nicht aus, sie sah ihm fest und mit feierlichem Ernste Aug' in Auge. „Mein Vater," sagte sie, „bei dem Andenken an meine Mutter schwöre ich Dir, ich bin unschuldig! Ich wußte nicht, daß George nicht war, was er schien. Ich liebte ihn nur. Was hatte ich nach seinem Range zu fragen!"

„Du wußtest es nicht?" fragte ihr Vater. „Aber jetzt weißt Du's und Du bleibst hier?"

Es lag eine so kalte, schneidende Ironie in dem Tone seiner Stimme, daß selbst Elisa's sanfte Seele in Unwillen erglühte. Sie richtete sich stolzer empor, und ihr Angesicht nahm jetzt einen ruhigen, gemessenen Ausdruck an. „Ich bin sein Weib," sagte sie langsam und fest, „sein angetrautes Weib!"

„Das bist Du nicht!" rief ihr Vater. „Im Parlament verleugnen sie es, denn das Gesetz erklärt die Ehe eines Prinzen für ungiltig, wenn der König sie nicht bewilligt hat. Du bist also nicht vermählt und er ist nicht Dein Gatte!"

„O, mein Gott, mein Gott," murmelte Elisa, hastig ihre Hand auf ihr Herz legend, als wollte sie den Todesstoß von sich abwehren.

Ihr Vater fuhr fort: „Ich will Dir glauben, daß Du damals schuldlos warst. Aber wenn es so ist, so wirst Du hier nicht länger bleiben wollen, nicht länger im Hause dessen, der Dich so schamvoll betrogen hat! Ich werde Dir verzeihen und Dir glauben, wenn Du bereit bist, in dieser Stunde noch von hier fortzugehen und ihn niemals wiederzusehen!"

„Ihn niemals wiederzusehen!" wiederholte Elisa entsetzt. „Ich sollte ihn niemals wiedersehen, ihn, meinen Gatten?"

„Er ist nicht mehr Dein Gatte," sagte ihr Vater streng. „Komm also, folge mir! Zusammen wollen wir zurückkehren nach Irland, um in der Einsamkeit Zuflucht zu suchen gegen unsere Schmerzen und unsere Schmach. Komm, Elisa!"

„Ich kann nicht, Vater," rief Elisa händeringend. „Ich kann ihn nicht verlassen!"

Der Greis legte heftig seine Hand auf ihren Arm und wollte sie fast mit Gewalt fortziehen. „Komm, sage ich," rief er drohend.

Aber Elisa machte sich mit einer Bewegung des Schreckens von ihm los; vor ihm auf die Kniee sinkend, hob sie ihre Arme und ihre von Thränen umdüsterten Blicke zu ihm empor. „Erbarmen, mein Vater, Erbarmen! Ich kann und will ihn nicht verlassen! Er ist mein Gatte und ich liebe ihn!" —

Der Alte taumelte entsetzt zurück und starrte zu ihr hin. „Du liebst ihn?" fragte er drohend. „Du liebst ihn noch? Und Du willst mich glauben machen, daß Du schuldlos gewesen? daß Du Nichts gewußt von dem Betrug? Geh, Du bist nicht mehr mein Kind! Du bist eine Betrügerin!"

„Sie ist rein, wie die Engel im Himmel es sind," rief eine Stimme hinter ihnen. Es war der Prinz von Wales, welcher, unbemerkt von ihnen Beiden, durch die nur angelehnte Thür eingetreten war und schon eine Zeit lang schweigend dieser qualvollen Scene zugehört hatte.

Elisa stürzte sich mit einem Freudenschrei in seine Arme. „O George, Du bist da," rief sie unter Thränen lächelnd. „Jetzt bin ich nicht mehr verlassen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Fabrikation antiker Vasen in England. Man schreibt aus London: Reisende, die nach Italien gehen, haben folgende Enthüllung zu beachten. Auf der letzten Versammlung der Alterthumsfreunde theilte ein Mitglied, Mr. Heywood, mit, daß in Staffordshire antike Vasen zur Ausfuhr nach Italien fabrizirt würden. Als er einige für seine Bibliothek gekauft, habe der Verkäufer ihm angeboten, einen Theil des Gemäldes durch Säuren zu zerstören, es geschehe das gewöhnlich mit den nach Italien ausgeführten Exemplaren.

Palindrom.

Vorwärts schwing ich mich empor;
Rückwärts bin ich auf der See.
Setze mir ein Zeichen vor,
Wirke ich gleich einer Fee.
Lese jetzt mich rückwärts gleich,
So fließe ich in Oesterreich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

No. 2. Sonntag, 4. Januar 1857.

Der gute Arzt.

In des Gartens Abend-Schatten
Sitzt die Mutter schmerzerfüllt,
Denn der Tod hat ihres Gatten
Lebenslicht mit Nacht umhüllt,
Doch ein Pfand der inn'gen Liebe
Lindert ihres Schmerzes Triebe;

Ein geliebtes Kind im Arme
Ihres Lebens einz'ge Lust —
Trotzet sie dem bittern Harme,
Und an der entzückten Brust
Pfleget sie des holden Kleinen,
Bis die Stern' am Himmel scheinen.

Mit den bunten Blumen spielet
Dieses Kind beim Mondenschein,
Dessen blasse Sichel schielet
Längst schon in den dunkeln Hain,
Färbt mit gelblich-mattem Glanze
Wundersam das Grün der Pflanze.

Und des Abends feuchte Lüfte,
Angefüllt mit gift'gem Hauch,
Wehen mit der Blumen Düfte,
Schläfern ein das müde Aug',
Tragen durch des Kindleins Munde
In das Herz des Giftes Wunde.

Ach! schon stockt des Athems Leben,
Auf dem blassen Angesicht
Zeigt sich klar des Todes Streben,
Und noch merkt's die Mutter nicht,
Ihrer Seele inn'res Bangen
Hat mit Schlummer sie umfangen.

Und mit kaltem Schweiß bedecket,
Matt des Auges helle Pracht,
Liegt das Opfer hingestrecket, —
Allzu früh hat es vollbracht!

Jetzt erst weicht der Mutter Schlummer
Einem tödtlich-bangen Kummer:

Der Verzweiflung Schrei durchdringet
Hell und laut die stille Nacht,
Jammervoll und schrecklich ringet
Sie, und weint und stöhnt und klagt;
Krankhaft zittern ihre Hände, —
Und sie reißt das Kind behende

Auf und wieder auf und nieder,
Drückt's an ihre heiße Brust,
Küsset die erstarrten Glieder,
Und — sich nicht mehr ganz bewußt —
Ringet ihres Herzens Stärke
Mit des Todes finsterm Werke.

Athmend preßt sie ihre Lippe
Auf des Kindes kalten Mund,
Athmend, um des Todes Hippe
Zu zerbrechen, und gesund
Ihres Kindes Herz zu machen,
Athmend Athem anzufachen.

Und mit Gottes All-Erbarmen
Sieget so das Mutterherz; —
In den aufgeregten Armen
Hält sie nicht mehr kaltes Erz.
Neue Lebenswärm' sich reget,
Die des Kleinen Brust bewreget.

In das weiche Bett gewieget,
Von der Mutter treu bewacht,
Schläft das Kind jetzt sanft, — es lieget
Einem Engel gleich, und macht
Thränen in dem Auge fließen
Und der Seele Ruh' erschließen.

Bei der Sonne ersten Strahlen
Kniet die Mutter hin vor Gott,
Dankt ihm, daß er ihre Qualen
Aufgelöst, vor frühem Tod

Ihren einz'gen Trost erhalten
Durch sein unerforschlich Walten.

Und ein sanftes Lächeln spielet
Wieder um des Kindes Mund;
Ihre Seele hofft, — sie fühlet,
Daß geheilt die inn're Wund',
Daß das Mutterherz gesieget
Und daß leicht der Gram entflieget.

Zweibrücken 1857. K. S.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Prinz drückte Elisa's Haupt zärtlich an seine Brust und wandte dann seine flammenden Blicke auf ihren Vater hin, der mit in einander gefalteten Armen, mit finsterer Stirne ihm gegenüber stand.

„Niemand," rief der Prinz mit drohendem Ton, „Niemand, selbst ihr Vater nicht, soll es wagen, sie eine Betrügerin zu nennen."

„Er darf es nicht, Elisa," sagte der Prinz ruhig.

„Er darf es, denn er ist ihr Vater," rief der Greis feierlich. „Er muß es, wenn er nicht seinen Namen und sein Kind der Schande Preis geben soll!"

„Schande?" sagte der Prinz stolz. „Sie ist die Gemahlin des Prinzen von Wales! Wer darf es also wagen, von Schande zu sprechen?"

„Wenn's nicht so wäre," fragte der Greis, „warum kam denn der Prinz von Wales unter einem falschen Namen, um meine Tochter zu werben?"

„Es war ein Unrecht, ich gestehe es zu," rief der Prinz, „aber Elisa hat es mir verziehen, und Niemanden anders bin ich Rechenschaft darüber schuldig."

„Elisa hat verziehen," wiederholte der Greis. „Ich aber, ich, ihr alter Vater, ich verzeihe nicht! Mag sie denn wählen zwischen mir und Ihnen!"

Und jetzt wandte er sich mit einem zärtlichen, flehenden Ausdruck zu seiner Tochter hin, jetzt breitete er beide Arme nach ihr aus, jetzt ließ er die so lange zurückgehaltene, so lange unterdrückte Liebe frei aus seinen Blicken, aus dem Ton seiner Stimme, aus seinen Thränen hervorleuchten.

„Elisa," sagte er mit weicher, flehender Stimme, „mein Kind, komm in die Arme Deines Vaters! Gib mir die Hand! Verlasse mit mir dieses glänzende Haus! Komm zurück mit mir in unsere stille Hütte, zu Deiner Mutter, zu Deinen Geschwistern, welche Dich mit offenen Armen, gleich mir, empfangen werden! Komm, meine Tochter!"

Elisa klammerte sich fester, angstvoller an des Geliebten Gestalt. „Ich kann nicht, mein Vater," rief sie mit schneidendem Wehelaut. „Bei ihm ist meine Stelle, bei George, bei meinem Gatten!"

„So lebe wohl!" sagte der Alte, und mit einem schweren Seufzer ließ er seine Arme an seiner gebeugten Gestalt niedergleiten. „Lebe wohl! Wir sehen uns niemals wieder! Niemals! Wenn ich diese Schwelle überschritten, hast Du keinen Vater mehr!"

Und ohne sie nur noch anzusehen, ohne einen letzten Blick, ohne einen letzten Gruß wandte er sich um und schritt langsam der Thüre zu. Elisa, mit ihren Händen sich anklammernd auf den Arm des Prinzen, schaute ihm mit athemloser Spannung nach.

Jetzt hatte ihr Vater fast die Thüre erreicht, Elisa ließ den Arm ihres Gatten los und that einige Schritte vorwärts, aber der Prinz hielt sie zurück und zog sie wieder zu sich.

Jetzt stand ihr Vater an der Thüre, jetzt öffnete er sie, und nun wandte er noch einmal sein Haupt zu ihr um, nun schaute er seine Tochter an mit einem letzten, flehenden Liebesblick.

Elisa barg ihr Haupt an ihres Gatten Brust. Eine Pause, eine furchtbare, entsetzensvolle Pause trat ein. Selbst der Prinz hatte nicht den Muth, nach der Thüre hinzuschauen, selbst sein sonst so stolzes und leichtfertiges Herz war von Grauen und Schmerz erfüllt. Fast angstvoll neigte er sich über Elisa hin und küßte ihr an seiner Brust ruhendes Haupt.

Da schlug die Thüre zu, und wie der Prinz aufschaute und sein Haupt nach der Thüre hinwandte, war der Greis verschwunden. Elisa wagte nicht hinzusehen, aber sie wußte, daß ihr Vater sie verlassen habe, und sich fester an des Geliebten Herz lehnend, rief sie: „George, er ist fort! Ich werde meinen Vater niemals wiedersehen!"

XV. Das Opfer der Liebe.

Der Prinz von Wales hatte seine arme Gemahlin erst dann verlassen, als seine Liebesworte, seine zärtlichen Tröstungen wenigstens ihre Thränen gestillt und ein sanftes Lächeln auf ihre Wangen zurückgerufen hatten. Er hatte Elisen gesagt, daß er ihrem Vater nacheilen, daß er so lange mit Bitten und Flehen in ihn dringen wolle, bis er

sich erweichen lasse, zu seiner Tochter zurückzukehren.

Mit dieser glücklichen Auskunft hatte der Prinz Elisa getröstet und sich selber die Möglichkeit geschaffen, sie verlassen zu können. Sein Inneres war noch zu sehr bewegt, um die Ruhe dieses einsamen stillen Hauses ertragen, um immer neue Worte der Liebe, der Tröstung für sein um ihren Vater klagendes junges Weib finden zu können. In jeder Minute konnte aus dem Parlament die Botschaft kommen, daß man den Prinzen zum Regenten ernannt, oder auch, daß man wegen seiner Heirath ihn der Regentschaft für unfähig erklärt habe. Der Prinz erwartete diese Botschaft mit hochklopfender Brust, mit qualvoller Unruhe, und diese Unruhe machte es ihm unmöglich, bei seiner Gemahlin zu bleiben. Er mußte sich zurückziehen in die schweigende Einsamkeit seiner eigenen Gemächer, welche er mit hastigen Schritten durchwanderte, von Zeit zu Zeit hinausblickend auf die Straße, auf welcher der Bote, den Fox ihm aus dem Unterhause zu senden versprochen, daherkommen mußte.

Elisa Fitz-Herbert war also wieder allein, als die alte Betsy plötzlich die Thüre aufriß und mit bebenden Lippen und zitternder Stimme ihrer jungen Herrin verkündete, daß eine Dame da sey, welche sie zu sprechen begehre.

„Sagt ihr, daß ich Niemand sprechen kann," sagte Elisa angstvoll, „daß ich sie bitten lasse, ein ander Mal wieder zu kommen, und —"

Aber die Dame stand schon auf der Schwelle der Thüre und sah Elisa mit stolzen, gebieterischen Blicken an, während Betsy scheu und demüthig rückwärts gehend sich von ihr zurückzog.

Die Dame winkte der Dienerin mit der Hand nach der Thüre. „Entfernt Euch," sagte sie strenge, „laßt Niemanden hier ein, so lange ich hier bin!"

Betsy verneigte sich tief und verließ, immer rückwärts gehend, das Gemach, dessen Thüre sie leise und vorsichtig schloß.

Die beiden Frauen blieben also allein. Beide schauten sich einander an mit forschenden und prüfenden Blicken, als wollten sie auf dem Grunde ihrer Seele lesen. Die Eine schien mit ihren Blicken zu fragen, wie diese Fremde es wagen könne, wider ihren Willen hier einzudringen, die Andere, wie Jene es wagen könne, hier zu seyn. Nur waren die Züge Elisens von Schmerz und Unruhe bewegt, die der Fremden streng, hoheitsvoll und zürnend.

Jetzt durchschritt die Fremde mit langsamen und stolzen Schritten das Gemach und trat dicht zu Elisen heran, die scheu vor ihr zurückwich.

„Das also ist Mylady Fitz-Herbert!" sagte die Fremde, ihre großen Augen immer noch unverwandt auf das arme, zitternde junge Weib gerichtet, „das ist die Sirene, die den Prinzen von Wales bezaubert hat?" — Und mit ihrem Haupte eine kurze Bewegung des Grußes machend, fuhr sie mit einem ironischen Lächeln fort: „Ich mache Ihnen mein Kompliment, Madame! Sie haben ein großes Werk vollführt! Sie haben den Schmetterling gefesselt, der es sonst liebte, frei umher zu flattern, und leider schon sehr viele Herzen gebrochen hat."

Elisa zuckte zusammen, und ihre schlanke zarte Gestalt richtete sich höher empor. „Madame," sagte sie stolz, „ich bin die Gemahlin des Prinzen von Wales, und mir scheint, daß man ihn in meiner Gegenwart nicht verleumden darf!"

„Armes Kind," rief die Dame achselzuckend, „Sie halten das für eine Verleumdung? Sie glauben also an seine Treue?"

„Madame," sagte Elisa, welche der Insolenz der Fremden gegenüber ihre eigene Schüchternheit schwinden fühlte, „Madame, darauf bin ich meinem Gemahl allein eine Antwort schuldig."

„Nein, Sie sind sie mir schuldig," rief die Fremde ungestüm. „Ich habe ein Recht, sie zu fordern."

Elisa lächelte mit stolzer Ruhe. „Ich kann dieses Recht nicht anerkennen," sagte sie, „denn ich weiß nicht, wer Sie sind, Mylady."

„Nun, so werde ich es Ihnen sagen," erwiederte sie hastig. „Ich bin die Mutter dieses unglückseligen Mannes, den Sie mit Ihren Zauberkünsten bethörten, ich bin die Königin von England."

Elisa stieß einen Schrei aus und taumelte entsetzt zurück. „Die Königin von England!" murmelte sie leise, und dann sich der Königin nähernd, beugte sie ein Knie vor ihr und hob flehend ihre Blicke zu ihr empor.

„Majestät, Verzeihung," flüsterte sie, „ich konnte nicht ahnen, daß die Königin von England sich so weit herablassen würde, zu mir zu kommen."

„Die Königin von England ist Mutter und ihr Sohn ist in Gefahr, — durch Sie, Mylady, in Gefahr," sagte die Königin in strengem Tone.

Elisa blickte verwundert zu ihr empor. „Durch mich? Was that ich denn, um diesen Vorwurf zu verdienen?"

„Sie fragen noch? Sie benutzten seine Liebe, seine leicht erregbare Leidenschaft, um sich zur Gemahlin des Prinzen von Wales zu machen."

„Nein, Majestät, er benutzte meine Liebe, um mich unter einem fremden Namen zu seiner Gemahlin zu machen," sagte Elisa mit einem traurigen Lachen. „Ich sage das nicht, um ihn anzuklagen, ich sage es kaum, um mich zu entschuldigen, sondern nur, um die Königin von England um Mitleid, um Erbarmen anzuflehen."

„Haben Sie selber Mitleid, Madame," rief die Königin, „geben Sie meinen Sohn frei! Erlösen Sie ihn von diesen Ketten, die ihn binden, die ihn zum Sklaven seines Wortes machen, geben Sie ihn frei, sage ich!"

„Das kann ich nicht und er will es auch nicht!"

„O, ich kenne ihn," fuhr die Königin fort, „er ist großmüthig und edel! Um Sie zu retten, wird er sich in Schmach und Elend stürzen. Aber Sie werden und dürfen dies Opfer nicht annehmen, Sie werden ihm entsagen, und wenn Sie es nicht freiwillig thun, so werden wir sie zu zwingen wissen. Sie sollen und müssen zurücktreten, ich befehle es Ihnen, ich, die Königin von England. Sagen Sie also ihre Bedingungen! Fordern Sie Ihren Preis!"

Elisa zuckte zusammen, wie von dem Biß einer Schlange getroffen. Ihre Wangen, welche vorher bleich gewesen, überzogen sich jetzt mit einer dunklen Gluth, ihre Augen, welche vorher nur Blicke des Flehens gehabt, schossen jetzt Blicke des Zorns. Sie war jetzt nicht mehr das schüchterne, demuthsvolle Kind, sondern das muthvolle, selbstbewußte, in ihren heiligsten Rechten gekränkte Weib.

„Das ist zu viel der Schmach," sagte sie mit lauter zürnender Stimme. „Ich habe geschwiegen und alle Beleidigungen erduldet, nicht weil Sie die Königin von England sind, sondern weil ich der Mutter meines Gemahls Ehrfurcht schuldig bin. Aber auch Sie sollten das Weib in mir ehren, das Ihr Sohn für würdig hielt, an seine Seite zu stellen und es zu seiner Gemahlin zu erheben. Niemand hat das Recht, mich in meinem eigenen Hause zu beschimpfen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein amerikanischer Major hat nach England Proben von Segeltuch gesandt, das aus gewöhnlichem Leinen und den Fasern des südamerikanischen Palmbaumes zusammengesetzt ist und nach seiner Angabe den stärksten Windstößen widerstehen soll. Wie man hört, haben die zu Woolwich damit angestellten Proben ergeben, daß die Palmbaumfasern, welche man aus dem Mustertuche auszog, den Vorzug vor allen Materialien verdienen, welche zur Anfertigung des Segeltuchs, der Seile und Taue gebraucht werden.

In Paris hat sich eine Gesellschaft von Feinschmeckern gebildet, welche einen ernstlichen Kreuzzug zu Gunsten von Eselbraten beginnen. Ein junger Esel, der weder gearbeitet hat, noch hart geprügelt worden ist, soll, wie die Experimente der Gesellschaft darthun, das schmackhafteste Fleisch der Welt besitzen. Es ist das nicht so seltsam, wenn man sich erinnert, daß Mäcen und der Kardinal Duprat, zwei Hauptfeinschmecker, den jungen Eselbraten leidenschaftlich liebten.

Am 25. Dezember haben die Pariser Bäcker beschlossen, der bedürftigen Klasse statt der Weihnachts- und Neujahrsgeschenke an ihre Kunden 170,000 Pfund Brod erster Qualität zur Verfügung zu stellen.

Wie süddeutsche Blätter melden, will die Cotta'sche Buchhandlung eine neue Ausgabe von Schiller's Werken veranstalten und den Ertrag der ersten 10,000 Exemplare der Schillerstiftung zufließen lassen.

Charade.

Mein Erstes ist nicht weit,
Getragen wird die Zweit',
Durch's Ganze kann man geh'n,
Ist zwischen steilen Höh'n.

Auflösung des Palindroms in No. 1:

Aar — Raa — Baar — Raab.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 3. Dienstag, 6. Januar 1857.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Elisa stand, während sie sprach, stolz und hochaufgerichtet vor der Königin da und begegnete deren Blicken mit muthigem, festem Anschauen. Sophie Charlotte fühlte, daß sie zu weit gegangen, daß sie, hingerissen von ihrem stolzen und lebhaften Naturell, der nöthigen Vorsicht und Verstellung vergessen habe. Sie war hierhergekommen, um die rechtmäßige Frau ihres Sohnes zu vermögen, ihren Rechten zu entsagen und den Prinzen von Wales freiwillig aufzugeben, sie hatte als Mutter für die Zukunft ihres Sohnes bitten wollen, aber der Stolz der Königin hatte sie fortgerissen. Das fühlte sie diesem erglühten, stolzen jungen Weibe gegenüber, und indem sie sich selber sagte, daß sie hier nicht mit Drohungen, sondern nur mit Bitten zum Ziele gelangen könne, nahmen die Mienen der Königin schnell einen sanften, gütevollen Ausdruck an.

„Sie haben Recht, Mylady," sagte sie freundlich, „ich ging zu weit. Das geängstigte Mutterherz riß mich ja hin. Ich bitte Sie, mir zu verzeihen!"

Dieser Güte gegenüber fühlte Elisa ihren Zorn schwinden und ihr Herz von Rührung erfüllt. Mit hervorstürzenden Thränen neigte sie sich über die Hand der Königin und drückte ihre Lippen fest auf dieselbe.

„O, Majestät," sagte sie bebend, „Ihrem Zorn hatte ich noch Kraft, zu trotzen! Ihre Güte tödtet mich!"

Sie war im Begriff, vor der Königin auf die Kniee niederzusinken, aber Sophie Charlotte zog sie sanft empor, sie drückte einen leisen Kuß auf die Stirn Elisens und führte sie zum Divan hin.

„Kommen Sie," sagte sie mit schmeichelnder, zärtlicher Stimme, „nehmen Sie an meiner Seite Platz! Lassen Sie uns vertraulich mit einander sprechen, wie es einer Mutter und ihrer Tochter geziemt!"

Elisa schaute sie mit einem dankbaren, innigen Blick an und ließ sich an der Stelle der Königin nieder.

Sophie Charlotte fuhr fort: „Ja, ich sagte, einer Tochter! Denn Sie sind meine Tochter! Wollte Gott, ich könnte Sie öffentlich als solche anerkennen! O, warum sind Sie nicht eines Fürsten Tochter!"

Elisa wiegte mit einem traurigen Lächeln ihr schönes Haupt. „Madame," sagte sie, „ich bin nichts als ein armes Landmädchen und strebe nicht nach so hohen Ehren! Deßhalb beklage ich auch nur, daß mein Gemahl ein Fürst ist und nicht Meinesgleichen."

„Armes Kind!" rief die Königin, „Sie nennen ihn Ihren Gemahl? Sie wissen also nicht, daß Ihre Ehe vor dem Gesetze keine Gültigkeit hat?"

„Ich weiß, daß er mich nicht verläugnen wird," sagte sie einfach.

Die Königin fuhr empor, und einen Moment ihre wohlüberlegte Milde vergessend, rief sie heftig: „Sie trotzen viel auf Ihre Allgewalt, auf — auf Ihr heiliges Recht," fügte sie dann milder, ihren Zorn bezwingend und sich wieder zur Freundlichkeit ermannend, hinzu. „Ich will Ihr heiliges Recht nicht verläugnen. Aber was die Königin nicht thut, wird das Parlament thun! Das Parlament wird Ihre Ehe für ungültig erklären! Seyen Sie also großmüthig, Elisa, treten Sie zurück! Machen Sie durch eine kühne, edle That all diesem Gerede, diesem wüsten Geschwätz der Welt ein Ende! Geben Sie meinen Sohn frei! Versöhnen Sie ihn mit seinem Vater, mit England, mit dem Parlament! Erlösen Sie ihn aus diesen schmach-

vollen Verlegenheiten, denen er sonst unterliegen muß! Geben Sie ihn frei, damit er sich ebenbürtig vermähle und das Parlament seine Schulden bezahle! Reichen Sie mir die Hand, Elisa, kommen Sie mit mir! Ich will Ihnen eine Zufluchtsstätte öffnen, wohin das Geräusch und das Hohngelächter der Welt nicht dringen, wo man Sie achten und lieben soll, und wo die Königin Sie segnen wird, weil Sie den Muth gefunden, Sich selber zu überwinden. O kommen Sie! Sie werden einen Gatten verlieren, aber Sie werden eine Mutter dafür wiederfinden!"

Elisa hatte ihr bleich, in tiefster, innerster Erregung zugehört, aber sie nahm die Hand nicht an, welche die Königin ihr darreichte, sie kreuzte die Arme über die Brust wie eine demuthsvolle Sclavin und hob das Auge zum Himmel empor.

„Ich habe meinem Gatten Treue bis in den Tod gelobt," sagte sie, „ich muß ihm Wort halten! Ich darf meinen Gemahl nicht mehr verlassen, und ich kann nicht, denn ich liebe ihn!"

„Sie lieben ihn," rief die Königin, und jetzt war sie nicht mehr die Mutter, sondern wieder die stolze, zürnende Königin. „Sie lieben ihn, sagen Sie! Wehe dieser Liebe, die in starrem Egoismus den Geliebten opfert! Wehe über das Weib, das ihren Gemahl ins Verderben stürzt! Denn Sie werden ihn verderben und ein Tag wird kommen, wo er Ihnen fluchen wird!"

„George? mir?" schrie Elisa entsetzt.

„Ja, Ihnen, denn Sie werden ihn um eine Krone, um einen Königsthron bringen! Und was werden Sie ihm dafür zu bieten haben? Ein Leben der Erniedrigung, der Schmach, des Hohns! Ein entblättertes Daseyn, duftlos und blüthenleer! Aber nie, so lange ich lebe, soll es dahin kommen! Ich habe mich vor Ihnen bis zum Bitten, bis zum Flehen erniedrigt! Sie haben die Mutter von sich gestoßen! Jetzt fürchten Sie die Königin! Sie wollen meinen Sohn ins Verderben stürzen, ich aber will und werde ihn erretten, selbst vor Ihnen! Das ist mein letztes Wort!"

Und mit einem zerschmetternden, verachtungsvollen Blick auf Elisa verließ die Königin das Gemach.

Elisa schaute ihr mit starren, thränenschweren Blicken nach. „Ein Tag wird kommen, wo er mir fluchen wird?" murmelte sie leise, „ich werde ihn ins Verderben stürzen? Ich? Nein, nie soll das von mir gesagt werden! Wo ist die Königin, ich will ihr nach, ich —"

Wie sie der Thür zustürzte, öffnete sich diese und der Pfarrer Wyndhun trat ein. Mit liebevollen Blicken trat er auf Elisen zu und reichte ihr seine beiden Hände dar.

„Elisa," sagte er hastig, „fassen Sie Muth, armes Kind. So eben ist eine Deputation des Unterhauses hier angelangt und fragt nach Ihnen. Sie kommen als Abgeordnete des Parlaments, um von Ihnen selber zu erfahren, ob der Prinz von Wales sich wirklich mit Ihnen vermählt hat. Seyen Sie standhaft, armes Kind! Denken Sie nicht daran, daß Ihre Antwort den Prinzen um eine Krone bringen kann. Mehr als eine Königskrone gilt Ihre Ehre und ihr gutes Herz! Daran allein dürfen Sie denken!"

(Fortsetzung folgt.)

Vom Schnee.

Von Dr. Aug. Vogel jun.

(Vergleiche Stunden der Andacht: der Schnee.)

Alle Farbenfrische, alles Grün ist aus der freien Natur entschwunden, dafür ist ein heller Silberteppich ausgebreitet, der uns seit einigen Wochen, gleichwie durch einen Zauber, in scheinbar ganz fremde, unbekannte Gegenden versetzt. Was man auch sagen mag, wir sind abhängig vom Wetter und von der Jahreszeit, nicht nur in unserem körperlichen Befinden, sondern auch in unseren geistigen Anschauungen und Bestrebungen. Wie ein Sonnenblick, der unerwartet aus umwölktem Himmel hervorbricht, eine trübe Seelenstimmung verscheucht, so haben wir auch von Verhältnissen, Dingen, Menschen eine ganz andere Ansicht im Winter als im Sommer. Wenn dieser Einfluß auf unsern Ideengang vielleicht weniger bemerkbar ist in den Schöpfungen des Künstlers, des Historikers, des Philosophen, so tritt er um so auffallender hervor, in den Arbeiten des Naturforschers, der ja an sein durch die Jahreszeiten bedingtes Material gebunden ist. Nichts, was die Erinnerung eines glücklichen Moments zurückruft, ist unbedeutend und sowie die einfachsten Kräuter und Blumen uns ein liebes Tagebuch bilden, so wird auch wohl manche verknöcherte Menschenbrust noch bewegt in freudiger Jugenderinnerung, wenn der erste Winterschnee die Erde verhüllt. Sieht man doch oft ernste, grämliche Alte mit lächelnder Miene des Spieles der Schuljugend sich erfreuen, wenn diese mit ausgelassenem Entzücken der ersehnten Wonne des ersten Schnees genießt. Kaum fröhlicher mag die Jugend den ersten Blumen des

fungen Frühlings, den ersten Früchten des reichen Herbstes entgegenjauchzen, als sie die ersten fallenden Silberflocken des Winters begrüßt, diese himmlischen Gebilde, die alle unmittelbar vom Himmel nur zu jugendlichem Vergnügen entsendet scheinen.

Dem Schnee also und einigen seiner Beziehungen zum Haushalte der Natur sind die folgenden Zeilen gewidmet.

Bilden sich bei einer Temperatur unter dem Gefrierpunkte des Wassers Wolken in der Atmosphäre, so verwandeln sich diese Wasserwolken in unendlich viele Flocken. Bei aufmerksamer Betrachtung des fallenden Schnees bemerken wir, das jede Flocke, besonders wenn sie aus stiller Luft herunterschwebt, aus einer Menge kleiner, zarter Eisspitzen besteht, welche zuweilen zwar etwas verworren durcheinanderliegen, meistens aber in einer wunderbaren Regelmäßigkeit zusammenhängen. So bilden sie gewöhnlich kleine, sechseckige, fein durchbrochene Sterne, deren halbdurchsichtigen Krystalle auf das Zarteste zugespitzt sind. Bald gleichen sie faserigen Blumen, wie aus Moos geflochten, bald Federn, bald den Gestalten der Tannen mit ihren regelmäßig auseinander strebenden Aesten.

Bei einem und demselben Schneewetter sind die Krystalle des Schnees immer gleich; sie wachsen im Fallen, indem sich stets mehrere in Winkeln von 60° bis 120° zusammensetzen, und häufen sich oft zu großen Flocken, in ähnlicher Weise, wie die Regentropfen sich im Fallen vergrößern.

Da an windstillen, sehr kalten Tagen kein Wasser aus der Luft sich absetzt, so fällt auch dann kein Schnee; es muß uns erst eine weniger kalte, feuchtere Luft zugeführt werden, welche sich abkühlt, ihr Wasser absetzt und Schnee bildet. Daher pflegt auch die Luft kurz vor dem Schneien milder zu werden, als vorher. Schnee bei Nordwind und Kälte entsteht in der aus wärmeren Ländern uns zugeführten Luft, welche die höheren Regionen der Atmosphäre in entgegengesetzter Richtung durchstreift.

Der Schnee unterscheidet sich demnach vom Eise nur durch seinen Aggregationszustand. Im Schnee ist die Härte des Eises mit der Weichheit des Wassers, mit der Leichtigkeit des Dunstes verbunden, eine wohlthätige wunderbare Einrichtung, welcher zu verdanken ist, daß diese unzählbare Menge fallender Eistheile den Pflanzen und Bewohnern der Erde keinen Schaden zufügen können.

Es ist bekannt, daß das Wasser, wenn es friert, sich ausdehnt, einen größeren Raum einnimmt. Eine Flasche mit Wasser ganz gefüllt zerberstet durch den Frost, eine Eigenschaft des Eises, die man sogar zum Sprengen von Felsen in Anwendung bringt. Das Eis ist im ganzen Umfange ziemlich genau um ein Neuntel größer, als das Wasser, aus dem es zusammengefroren ist, d. h. 9 Maß Wasser geben 10 Maß Eis. Diese Raumvermehrung ist noch weit beträchtlicher beim Schnee. Ich habe eine größere Menge des in der Nacht vom 26. zum 27. Nov. d. J. gefallenen Schnees dazu benützt, um einige Versuche über das Quantitätsverhältniß des Schnees zu dem durch Schmelzen daraus entstandenen Wasser anzustellen.

Wie wohl vorauszusehen war, hat es sich gezeigt, daß die Menge des Wassers, welches man aus einem bestimmten Raumtheil Schnees erhält, wesentlich von der Consistenz des Schnees abhängt, worauf die Art und Weise, wie man den Schnee aufsammelt, und die Temperatur der Luft einen bedeutenden Einfluß ausübt. Ein in 100 gleiche Theile eingetheiltes Glasgefäß wurde während der Nacht zum 26. bis 27 Nov. in einem freiligenden Hausgarten aufgestellt, bis es mit lockerm Schnee ganz gefüllt war. Nach dem langsamen Schmelzen des Schnees blieben in dem Gefäße 8 Raumtheile Wasser zurück. Ganz anders stellte sich das Verhältniß heraus, wenn dasselbe Gefäß durch gewaltsames Eindrücken des Schnees gefüllt worden war. Hier blieben von 100 Raumtheilen Schnees 20 Raumtheile Wasser zurück. Während demnach das Verhältniß des unberührten lockern Schnees zum Wasser 13 : 1 ist, so ergibt sich das des eingepreßten zum Wasser als 5 : 1.

In der folgenden Nacht hatte es bei einer Temperatur von 0° geschneit. Dieser sogenannte nasse, zusammenbackende Schnee zeigte ein von dem vorigen, wie er bei tieferer Temperatur sich bildet, sehr verschiedenes Verhalten. 100 Raumtheile dieses Schnees gaben beim Schmelzen 47 und in das Gefäß eingepreßt 66 Raumtheile Wasser. Man sieht also, die gewöhnliche Annahme, daß der frisch gefallene Schnee ungefähr $^1/_{10}$ bis $^1/_{12}$ Wasser liefere, ist nach der Natur des Schnees, die von der Lufttemperatur während des Schneefalles abhängig ist, bedeutend zu modificiren, namentlich wenn daraus bestimmt werden soll, wie viel Wasser beiläufig durch den Schnee einem Morgen Landes zugeführt wird.

Nicht nur befeuchtend wirkt aber der Schnee auf die Felder, sondern er gewährt auch einen ernährenden Beitrag. Das Schneewasser enthält nämlich in wechselnden Mengen Ammoniak, dieses wichtige Nahrungsmittel der Vegetation. Aus einer Reihe quantitativer Versuche in größerem

Maßstabe habe ich in einem bayerischen Eimer Schneewasser, welches aus dem frischgefallenen Schnee vom 27. und 28. Nov. genommen worden war, 1 Gran bis 1,3 Gran Ammoniak gefunden. Die Quantität erscheint allerdings nur unbedeutend; erwägt man aber die Menge des Schnees während eines Winters, so ergibt sich doch hieraus der Werth des Schnees für Felder und Wiesen; er ist der Pflanzenwelt so fruchtbar, als es ein furchtbarer Gewitterregen des Sommers seyn kann. Zu solchen Versuchen darf natürlich nur frisch gefallener Schnee benutzt werden, da begreiflich ein längeres Lagern z. B. auf gedüngtem Boden seinen Ammoniakgehalt wesentlich ändern muß. Hierin liegt aber zugleich ein Mittel zur Vertheilung des Ammoniaks; denn der Schnee, welcher aus den Straßen bewohnter Städte, hier bereichert an düngender Materie, aufs Feld gefahren wird, läßt seine nährende Kraft den Saaten zu Gute kommen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

(Bentheographische Karten.) Im Jahre 1852 erklärte der berühmte Orientalist Professor Forchhammer in der Jahresversammlung deutscher Gelehrten zu Wiesbaden, daß es möglich sey, unterseeische Landkarten nach denselben Grundsätzen wie gewöhnliche geographische Karten herzustellen, mit einer geringeren oder stärkeren Schattirung, um die Berge und andere Unebenheiten des Meerbettes anzudeuten. Er hat nun eine solche Karte stechen lassen, welche für ein unter der Presse befindliches Werk von ihm über die Ruinen von Troja bestimmt ist und das Meer zwischen der Insel Tenedos und der gegenüberliegenden Küste von Kleinasien darstellt. Sie schließt daher die klassische Stelle mit ein, wo die griechische Flotte vor Anker lag, der Sammelplatz der verschiedenen Schiffskontingente zu der denkwürdigen Ausrüstung gegen Troja. Diese unterseeische Karte ist zum Tarif auf die Sondirungen des verstorbenen Kapitäns Graves auf dem Schiffe „Beacon" gegründet, welche in den Seekarten der britischen Admiralität veröffentlicht wurden, zum Theil aber auch auf die Beobachtungen, welche der gelehrte Professor selbst an Ort und Stelle machte. Forchhammer hielt sich lange Zeit in jenen klassischen Gegenden auf, um ihre Topographie zu studiren. Er schlägt vor, die nach seinem neuen System konstruirten Karten „Bentheographische Karten" zu nennen, indem er (vielleicht aus Gründen des Wohlklangs) die jonische Form Benthos dem attischen und gebräuchlicheren Bothos (die Tiefe) vorzieht.

Ein Pariser Auktionskommissär hat gegenwärtig ein Möbel zum Verkauf ausgesetzt, das theils als Meisterwerk, mehr noch durch die sich daran knüpfenden historischen Erinnerungen Interesse bietet. Es ist dies das Klavier, das einst Marie Antoinette gehörte, mit schönen Zeichnungen von Boucher versehen ist und welches sie der Nichte des Lehrers des Dauphins, Abbé Buisson, zum Geschenk machte. Diese hielt es sehr werth, aber die Familie glaubte es für lohnender, dasselbe einem reichen Liebhaber zu verkaufen, statt es als Salonstück aufzuheben.

Prinz Napoleon hat dem naturhistorischen Museum in Paris die von seiner Nordpolreise mitgebrachten zwei Geierfalken (Falko islandus), die größte und schönste Sorte Edelfalken, zum Geschenk gemacht, ebenso eine Anzahl anderer Thiere des Nordens, worunter der blaue Fuchs (Isatis).

Anekdote.

Stadtrath: „Aber, Pietsch, Er ist schon wieder total betrunken. Denkt Er denn gar nicht an Seine Frau und Kinder, die zu Hause verhungern?"

Pietsch: Abber, geehrtester Herr Stadtrath, ich kann doch nich verdorschten. Hernach hätten se zu Hause gleich gar nischt. 's Unglück steckt einmal in meiner Familie."

Räthsel.

Dem Schlitten nütz' ich nichts, doch geht durch mich der Wagen;
Und fehl' ich mancher Uhr, so kann sie nicht mehr sagen,
Was ihr Besitzer von ihr spricht.
Nun rathet, wie ihr könnt. Ein Rad das bin ich nicht.

Auflösung der Charade in No. 4:

Engpaß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 4. Freitag, 9. Januar 1857.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Elisa schüttelte traurig ihr Haupt. „Ich habe keine andere Ehre," sagte sie, „als meine Liebe; und mein gutes Recht ist es, für sein Glück das meinige hinzugeben."

„Elisa, Sie werden nicht so tollkühn seyn, selbst Ihre Ehe zu verleugnen? Und wenn Sie's thun, so bin ich da, ich, der Sie vor Gottes Altar ehelich verbunden, ich werde Zeugniß für Sie ablegen!"

Sie streckte fast gebieterisch die Hand gegen ihn aus. „Ich werde selber für mich zeugen, und keines andern Zeugnisses bedarf es!"

Und als jetzt hastig und erschrocken John Brown hereintrat, als er mit stotternder Zunge meldete, daß eine Deputation aus dem Unterhause da sey und Lady Fitz-Herbert zu sprechen begehre, sagte Elisa ruhig und fest: „Man führe sie herein! Ich will diese Herren empfangen!"

John Brown riß die Thür auf, und mit feierlichen, gemessenen Schritten trat die aus zehn Männern bestehende Deputation herein. — William Pitt's List war also gelungen. Dank den mächtigen Gläubigern des Prinzen hatte das Unterhaus, um die Regentschaftsfrage zu entscheiden, beschlossen, sich erst Gewißheit darüber zu verschaffen, ob der Prinz wirklich vermählt sey.

Elisa empfing diese Herren, die sich tief vor ihr neigten, mit einem stummen, ernsten Gruß.

„Verzeihung, Madame," sagte der würdige Alderman, fast verlegen vor ihren großen, fest auf ihn gerichteten Blicken, „Verzeihung, wenn wir es wagen, vor Ihnen zu erscheinen, aber uns sendet das hohe Parlament."

„Es sendet uns mit einer Frage," fiel Mr. Steele ein, „welche darüber entscheiden soll, ob der Prinz Regent wird und das Parlament seine Schulden bezahlt."

„Deßhalb, Mylady," sagte Andrews feierlich, „ja, deßhalb allein beschwören wir Sie, die Wahrheit zu sagen, sonder Menschenfurcht, Nichts als die Wahrheit."

„Was ist es, daß das Parlament mich fragen läßt?" fragte Elisa ruhig.

Neweham räusperte sich und nahm eine feierliche, stolze Miene an. „Ich, Neweham, Alderman von London, Mitglied des Unterhauses, ich frage Sie als Abgeordneter des Parlaments, im Namen dieser ehrenwerthen Deputation: sind Sie, Miß Elisa Fitz-Herbert, die angetraute Gemahlin des Prinzen von Wales? Hat er, wie das Gerücht sagt, sich mit Ihnen, der Katholikin, von einem katholischen Priester trauen lassen? Im Namen des Parlaments fordern wir Antwort auf diese Frage!"

Eine Pause trat ein. Aller Blicke wandten sich auf Elisa, welche da in der Mitte des Gemachs an der Seite des Priesters stand. Als dieser sich zu ihr neigte, als er mit flüsternder Stimme zu ihr Worte der Ermuthigung und des Trostes sprach und sie aufforderte, die Wahrheit zu sagen und ihre Ehre zu retten, wehrte sie ihn fast ungestüm mit der Hand zurück und trat einige Schritte vorwärts.

„Ich bin bereit zu antworten," sagte sie mit fester, klarer Stimme. „Nein, Gentlemen, ich bin nicht verheirathet, ich bin nicht die Gemahlin des Prinzen von Wales!"

„Glaubt ihr nicht!" rief eine athemlose, angstvolle Stimme hinter ihnen, und mit bleichem Gesicht stürzte der Prinz von Wales herein, eilte er zu Elisen hin und, sie fest in seine Arme schließend, wiederholte er: „Glaubt ihr nicht! Sie hintergeht Euch! Sie ist mein Weib, meine Geliebte!"

Elisens Antlitz leuchtete auf in seligem Entzücken. „Ja," sagte sie freudig, „seine Geliebte, doch nicht sein Weib! Er liebt mich, und diese Liebe ist mein Stolz, mein Glück, meine Freude, mein Sakrament! Gott wird sie segnen, wenn auch kein Priester sie gesegnet hat. Gott wird verzeihen, wenn auch die Menschen mich verdammen werden! Ich bin seine Geliebte und nicht seine Gemahlin! Geht, Gentlemen, und sagt das dem Parlament!"

„Wir werden ihm Ihre Worte wiederholen," rief Neweham freudig. „Kommt, meine Herren, wir haben unsern Auftrag erfüllt, das Unterhaus erwartet uns, und wir werden ihm sagen, daß der Prinz von Wales nicht vermählt ist!"

Und nachdem sich die ehrenwerthen Herren tief verneigt hatten, verließen sie langsam und feierlich, im vollen Gefühle ihrer parlamentarischen Würde, das Gemach.

„Elisa, was hast Du gethan?" sagte der Prinz entsetzt.

Sie sah ihm mit strahlenden Augen tief in sein schmerzzerrissenes Angesicht.

„Was ich gethan habe?" fragte sie. „Ich habe dem Prinzen von Wales den Thron erhalten! Ich habe ihm gezeigt, daß ich ihn mehr liebe, als meine Ehre, und daß nie ein Tag kommen soll, an welchem er mir fluchen wird!"

Sie hatte mit einem seligen Lächeln, mit leuchtendem Angesicht so gesprochen, aber jetzt wich die Farbe von ihren Wangen, jetzt erstarb das Feuer ihrer Augen, und mit einem leisen Schrei sank sie ohnmächtig in die Arme des Prinzen.

Er neigte sich über sie und küßte ihre erbleichenden Lippen. „Ich werde Dich nie verlassen," flüsterte er, „niemals, und sollte ich darüber auch eine Krone verlieren!"

(Fortsetzung folgt.)

Vom Schnee.

(Schluß.)

Neben seiner benetzenden und düngenden Wirkung ist noch seine wärmende Kraft wohl zu berücksichtigen.

Obschon aus lauter Eisspitzen bestehend und ohne deßhalb an sich selbst warm zu seyn, erwärmt er doch Alles, was er bedeckt. So wehrt er von der Erde und dem darin dem Frühling entgegenharrenden Samenkorne den Frost ab. Ein Winter mit erstarrender Kälte, aber ohne Schnee, müßte für die Vegetation von weit zerstörenderen Folgen seyn, als ein heißer Sommer ohne Regen. Die Hitze des Sommers würde nicht so viel versengen, als der Frost des Winters in den Keimen und Wurzeln tödten könnte. Mitleidig senkt sich die erwärmende Schneehülle auf die Thäler und Wiesen hochliegender Gegenden immer zuerst herab und verschwindet von da zuletzt, weil die Vegetation der Berge und Hochländer am längsten dieser schützenden Decke bedarf.

Es ist bekannt, daß Leder schneller von Schneewasser durchdrungen wird als von gewöhnlichem Wasser, und es somit schwierig ist, sich vor der eingreifenden Nässe des Schnees zu schützen, — eine Erfahrung, die wir im Winter täglich zu machen Gelegenheit haben. Das Schneewasser löst auch die festen Erdtheile gewaltsamer und fressender, als das Wasser der Flüsse und selbst des Regens. Man war lange geneigt, der im Schnee enthaltenen Luft, welche man für sauerstoffreicher hielt, diese Eigenschaft zuzuschreiben. Abgesehen davon, daß genaue Versuche den vermehrten Sauerstoffgehalt in der Luft des Schneewassers nicht bestätigen, scheint es unnöthig, zu einer so complicirten Erklärung seine Zuflucht zu nehmen. Ein ganz einfacher Versuch kann uns hierüber Aufklärung verschaffen. Bringt man auf mehrfach zusammengelegtes Druckpapier oder auf eine poröse Thonplatte ein Stück Schnee und daneben eine der Größe des Schneestücks ungefähr entsprechende Menge von Wassertropfen, so wird allerdings die Papier- und Thonschichte viel früher von dem schmelzenden Schnee durchdrungen, als von dem aufgegossenen Wasser. Dies rührt aber davon her, daß das Wasser vermöge seiner tropfbar flüssigen Form sich schnell über eine größere Oberfläche ausbreitet, der Schnee dagegen eben durch seine feste Form auf derselben Stelle der wärmenden Unterlage zusammengedrängt liegen bleibt und so ohne sich auszubreiten in kürzerer Zeit nach unten zu in das Innere der Schicht einzudringen vermag. Vielleicht kommt noch hinzu, daß das Wasser des Schnees im Augenblick seiner Wirkung gerade aus der festen in die flüssige Wirkung übergeht, sich demnach eigentlich im Entstehungszustande befindet. Wir wissen aber aus zahlreichen Beispielen, daß die Stoffe im status nascens besonders geneigt sind, Verbindungen einzugehen, und daher energischer wirksam sind.

Durch die Beobachtungen kühner Luftschiffer ist es erwiesen, daß, je höher man sich in die Atmosphäre erhebt, um so tiefer das Thermometer sinkt, ja daß auch an heißen Sommertagen in

einer gewissen Höhe von der Erde der Eispunkt eintritt. Daher kommt es, daß die Gipfel der höchsten Berge immer mit Schnee bedeckt bleiben; denn da sie nur wie isolirte, von einander weit entfernte Punkte in dem großen Ocean der Atmosphäre dastehen, so wird die Wärme, welche sie durch Absorption der Sonnenstrahlen entwickeln, in einem zu weiten Raum zerstreut, als daß sie den im Winter gefallenen Schnee während des kurzen auf ihnen stattfindenden Sommers schmelzen könnte.

Jene Höhe der Berge, über welche hinaus der horizontale Boden das ganze Jahr ohne Unterbrechung mit Schnee bedeckt ist, — wo also der neue Schnee jährlich noch auf den alten fällt, — das ist die Grenze des ewigen Schnees. Diese Schneegrenze muß natürlich um so weiter über die Oberfläche der Erde sich erheben, je höher die Temperatur in dieser Gegend an der Erdoberfläche selbst ist. Durch die Grenzen des ewigen Schnees aber ist zugleich der Schauplatz alles organischen Lebens geschlossen. Und doch, jene ewig beschneiten Berggipfel, obgleich selbst aller lebendigen Regung bar, vermitteln sie nicht das Material unendlich reichen Lebens? Sie sind die Behälter unaufhörlich rinnender Wasserquellen, und es ist eine der weisesten Einrichtungen der Schöpfung, daß die reichsten Quellen den obersten Spitzen der Gebirge am nächsten liegen. Nur dadurch wird es den Quellen möglich, ehe sie die Tiefe des Meeres erreichen, den weitesten Weg durch bewohnte Länder zu fließen, und so Alles zu befruchten und zu erquicken. Der Schnee aber ist es allein, welcher das dauerhafte Rinnen der Quellen unterhalten kann. Während der Regen zu schnell herabfließen und höher liegende Gegenden bald trocken liegen lassen müßte, ruht der Schnee fest auf seiner Unterlage, angefangen und getragen von ungeheuren Felsenzacken der Berge hoch über den Ländern der Menschen; während der Regen schnell verdünstet, dünstet der Schnee nur wenig aus und wird daher langsamer verzehrt. In trockenen regenarmen Sommern müßten die meisten Quellen und Bäche aus Mangel an Nahrung bald versiegen, die Flüsse und Ströme wasserleer und unschiffbar werden. Doch die gewaltigen Schneelasten der Hochgebirge halten dem Ueberfluß an Mangel des Wassers wohlthätiges Gleichgewicht. Indem sie Tag und Nacht, Winter und Sommer fort und fort durch die Erdwärme allmälig und gleichförmig auf ihre Unterlage niederschmelzen, wie sie oberhalb durch neue Ueberschläge aus den Wolken auch während des Sommers beständigen Zuwachs empfangen, nähren sie unaufhörlich die Quellen in den verschiedensten Jahreszeiten.

So müssen wir denn auch in den beschneiten Fluren des Winters das geheime, zweckvolle Thun einer schöpferischen Hand erkennen; wer möchte überhaupt in den gewaltigen Veränderungen des Jahres nur Gewöhnliches erblicken, — dabei gleichgiltig bleiben, gleichgiltig wie der Rabe, welcher über die Schneefelder hinfliegt, nur in der Absicht Nahrung zu suchen?

Vom rothen Schnee, denn auch solchen gibt es ja, hätte ich gerne zum Schluß noch Einiges mitgetheilt, doch da er unabhängiger wie sein weißer Namensvetter über den Jahreszeiten steht, und so gut im Sommer wie im Winter überraschen kann, so will ich es auf ein andermal verschieben.

Mannigfaltiges.

Zu **Peking** besteht eine Art von Nachtherberge, die Alles übersteigt, was das alte Paris und die „Höllen" Londons in dieser Art aufzuweisen hatten. Man kennt sie unter dem Namen „Ki-mao-fan", d. h. „das Haus zu den Hühner-Federn." Dieses Etablissement besteht aus einem großen Saal, dessen ganze Oberfläche mit einer Lage Hühner-Federn bedeckt ist. In diesem Schlafgemache eigenthümlicher Art bringen Bettler und Vagabunden die Nacht zu. Männer, Frauen, Kinder, Greise, Junge, Alles wird aufgenommen und Jeder macht sich in diesem Federn-Meer sein Nest zurecht, so gut er es kann. Sobald der Tag graut, heißt es sich fortmachen, wobei ein an der Thüre aufgestellter Kommis des Unternehmers den tarifmäßigen „Sapége" einkassirt. Im Anfange lieferte die Verwaltung kleine Decken, aber die Kundschaft der Anstalt gewöhnte sich nach und nach daran sie mitzunehmen, so daß die Aktionäre des Ki-mao-fan einsahen, daß sie auf jede Dividende verzichten müßten, wenn dies so fortdauern wird. Um also beiden Parteien gerecht zu werden, ließ man eine ungeheure Filsdecke anfertigen, welche den ganzen Saal und alle darin Schlafenden bedeckt. Unter Tags hängt diese Decke, einem Riesen-Baldachin gleich, am Plafond. Abends, wenn Alles liegt, wird sie mittelst eines Zugs herabgelassen und Jeder steckt seinen Kopf durch eines der zu diesem Behufe in der Decke angebrachten Löcher. Was geschieht, wenn die Zahl der Köpfe größer ist, als der Löcher in der

Universal-Delhi, sagt die Beschreibung des Kimao-fans nicht.

(Eine eilige Sache.) Zwei Gendarmen, welche auf der Landstraße von Barbarzan-Dibas (Ober-Pyrenäen) gingen, begegneten einem Mann, der, die Gesichtszüge entstellt, so schnell er konnte gegen Tarbes lief. Sie befragten ihn nach dem Grunde seiner auffallenden Bewegung und seiner großen Eile. „Um Gottes Willen," antwortete er, „halten Sie mich nicht auf, ich sollte ohnedem schon in der Stadt seyn, wo man mich erwartet, um mich zu guillotiniren." Die Gendarmen sahen nun ein, mit wem sie es zu thun hatten, und nahmen den armen Narren mit sich in die nächste Stadt.

Vor Kurzem ist in **Wien** ein bejahrter Mann gestorben, der einiges Vermögen hinterließ und in gewissen Mädchenkreisen unter dem Namen „Ballvater" bekannt war. Derselbe fand eine sehr anständige Existenz dadurch, daß er Näherinnen, Mägde u. s. w. auf Bälle und sonstige Unterhaltungs-Plätze, wo ein Mädchen aus Anstands-Rücksichten nicht allein erscheinen kann, begleitete und dafür je nach einer oder mehreren Abendmiethen bezahlt und verpflegt wurde.

Zu **Paris** starb vor wenigen Wochen ein Rath des kaiserlichen Gerichtshofes, Namens Boulanger, welcher die Manie hatte, Testamente zu schreiben. Da derselbe jedoch äußerst geizig war, so benützte er zum Niederschreiben seiner letzwilligen Verfügungen, deren man nach seinem Tode nicht weniger als 95 vorfand, alle Papiere, die er erhielt: Hochzeits- und Todesanzeigen, die Rückseite von Rechnungen und Prospecten, ja mehrere sind ad marginem von gedruckten Blättern geschrieben. Herr Boulanger hinterließ eine Menge von Vermächtnissen für Leute, die er gar nie sah, und die nicht wenig staunen werden, unter seinen Erben zu figuriren. Las er in einem Journale eine tugendhafte oder muthige That, so nahm er die Feder und vermachte dem Thäter ein kleines Sümmchen, und in einem seiner letzten Testamente spricht er den Wunsch aus, diese zahlreichen Vermächtnisse von seinen Erben nicht angefochten zu sehen. Eine weitere Eigenthümlichkeit dieses sonderbaren Kauzes war die, daß er seinen Testamentsexecutoren und mehreren anderen Personen sein Absterben eigenhändig mittheilen wollte. Er schrieb sohin selbst die Briefe, worin er seinen Tod angezeigt und worin nichts fehlt, als Tag und Stunde. Diese hatte seinem Auftrage zufolge seine Dienerin auszufüllen und dann die Briefe auf die Post zu geben.

Das Archiv in **Venedig** ist das größte der ganzen Welt. Bedacht durch die Freigebigkeit der Kaiser, ist es außerordentlich bereichert und mit der bewundernswerthesten Ordnung eingerichtet worden. Es umfaßt 298 Säle, deren Wände mit Gestellen bedeckt sind. Würden diese letzteren neben einander gestellt, so bildeten sie eine Linie von 26,000 Meter oder 7½ Lieues. Dieses Raumes ungeachtet ist derselbe noch ungenügend gewesen, um die 8,664,700 Hefte aufzunehmen, welche die ganze Masse der hier gesammelten Documente bilden. Ein Venetianer hat berechnet, daß tausend Schreiber, welche täglich acht Stunden ununterbrochen arbeiteten, nicht weniger Zeit brauchen würden als 734 Jahre, um das ganze Archiv zu copiren. Es würden also tausend Schreiber, welche diese Arbeit begonnen hätten, als die Kreuzfahrer ihre Fahnen auf den Wällen von Jerusalem entfalteten, jetzt kaum damit zu Ende seyn.

Taubstummen das Gehör wieder zu verschaffen, gehörte bisher zu den unlösbaren Problemen. Dem Sanitätsrath Dr. Bamberger in **Berlin** ist es jetzt gelungen, dem sechsjährigen taubstummen Sohn des Rechtsanwaltes Bebach in Lötzen in Folge einer dreimonatlichen electromagnetischen Behandlung die vollkommene Hörfähigkeit wiederzugeben.

Räthsel.

Eins sind wir zwei,
Doch wenn wir uns zusammenfügen,
Entzwei'n wir Alles, was wir kriegen.

Auflösung des Räthsels in № 8:

Die Feder.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 5. Sonntag, 11. Januar 1857.

Der Vater an seine Tochter.

Zarter Sprößling heil'ger Liebe,
Uns're Hoffnung, uns're Freude,
Uns'rer Augen süße Weide,
Unser liebstes, bestes Gut,
Dich beschwör' ich bei dem Herzen,
D'raus du sproßtest, bei den Schmerzen
Jener, die dich trug und tränkte,
Bleibe schuldlos, bleibe gut!

Holde Tochter, noch beschämet
Deines Auges Glanz und Helle
Den Krystall der Gletscherquelle,
Noch Golkonda's schönsten Stein;
Mögst du nie im Hauch der Sünden,
Funkelnder Brillant, erblinden!
Mögst du ewig laut'rer Spiegel
Einer lautern Seele seyn!

Wie um Blumen Bienen gaukeln,
Wie durch Blätter Weste streifen,
Also wall' mit leichtem Schweifen
Durch das Leben froh dein Fuß.
Nie beflügle dieser Tritte
Zucht und Maaß der Rohheit Sitte,
Nimmer lähme sie die Sorge,
Nie der bleierne Verdruß.

Wie des Glöckleins helles Klingen,
Wie der Flöte Ton, der Laute
Klarer Klang sey, meine Traute,
Deiner Stimme Silberschall!
Nie verfälsche dumpfes Grollen,
Finst'res Zürnen, düst'res Schmollen,
Feiges Wimmern dieses Glöckleins
Silberhaltiges Metall.

Holde Tochter, sproß und wachse
Fröhlich wie die Bins' am Teiche,
Wie die Feldros' im Gesträuche,
Wie der Waizenhalm im Mai!
Aber rastlos sey dein Sorgen,
Spät am Abend, früh am Morgen,
Daß der Leib nur schöne Fassung
Einer schönen Seele sey.

Nie von hohlem Schein geblendet,
Noch vom Netz des Trugs umwoben,
Noch vom falschen Wahn verschroben,
Bleibe frommer Einfalt treu;
Feindin jedes Rollenspieles,
Jedes lügenden Gefühles,
Wie der Aether klar und offen,
Wie der Lichtstrahl frank und frei.

Höre, Tochter, was ich flehe:
Wahr' im kindlichen Gemüthe
Lebenslang der Mutter Güte,
Ihre Wahrheit, Zucht und Huld,
Ihre Ehrfurcht für das Sollen,
Ihre G'nügsamkeit im Wollen,
Ihre Innigkeit im Lieben,
Ihre schweigende Geduld!

Um den Taumel lauter Freuden,
Die betäuben und ermüden,
Tausche nie den tiefen Frieden,
Der nur stilles Wirken liebt.
Seliger, als in der Menge
Herzerkaltendem Gedränge,
Fühle Dich im engern Zirkel,
Der bescheid'ne Pflichten übt.

Süßer, als umringt vom Schwarme,
Als entflammt vom Bachanale,
Im musikdurchrauschten Saale
Dich in trunk'nen Schleifern dreh'n, —

Süßer sey dir's, still und leise
In der Deinen trautem Kreise
Gutes schaffen, Freuden stiften,
Künft'ger Erndten Saaten sä'n.

Tochter! uns'res Geistes Sehnen
Strafft ein nie ermattend Trachten,
Uns're Brust erfüllt ein Schmachten,
Welches diese Welt nicht stillt.
Dieses Sehnen, dieses Ahnen,
Dieses ferne, leise Schwanen
Deutet auf das dunkle Jenseits,
Das sich keinem Aug' enthüllt.

Tochter! uns're Blüthen fallen.
Eine Welle kost und tränket
Und die große Mutter, senket
Freundlich lullend uns in's Grab.
Reifes Grün mäht der Schnitter,
Fühllos wirft das Ungewitter
Dürre Blätter, Blüthenkronen
Von dem Lebensbaum herab.

Theure, wähne nicht, auf immer
Werde dich der Arm beschirmen,
Welcher in des Lebens Stürmen
Jetzt noch deine Schwäche stützt.
Einsam durch die Wildniß wanken,
Stablos wirst Du niederschwanken,
Wenn dich nicht der Trost der Unschuld,
Und der Unschuld Retter schützt.

Drum beschwör' ich bei dem Frieden
Deiner Zukunft, bei dem Herzen,
D'raus du sproßtest, bei den Schmerzen
Jener, welche dich gebar, —
Ich beschwöre dich und bitte:
Bleib' getreu der schönern Sitte!
O mein Kleinod, o mein Liebling,
Bleibe schuldlos, gut und wahr!

Waldfischbach, 1. Jan. 1857.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XVI. Ein letzter Versuch.

Das großmüthige Opfer hatte seine Früchte getragen. Elisa Fitz-Herbert hatte sich selber und ihre Ehre hingegeben, um den Geliebten zu retten, und das Schicksal hatte ihr Opfer angenommen. Der Prinz war von der Gefahr, welche ihn bedrohte, errettet, das heißt, das Parlament war über die Motion einer weitern Untersuchung der heimlichen Ehe des Prinzen von Wales zur Tagesordnung übergegangen und hatte sich mit der Erklärung der Lady Fitz-Herbert zufrieden gegeben. Diese Frage also verlassend, war man zur Regentschaftsfrage zurückgekehrt, und das hohe Haus, gerührt vielleicht von den Qualen, welche man jetzt schon seit Wochen den Prinzen von Wales erdulden ließ, oder müde der langen Debatten, hatte den Prinzen, im Fall der Nothwendigkeit einer Regentschaft zum Regenten ernannt.

Es hatte also den Anschein, als ob der Prinz den Sieg über den Schatzkanzler davongetragen, als ob William Pitt dem mächtigen Gegner, welcher mit seinen Gläubigern, seinen Schulden und seiner großmüthigen Geliebten ihn bekämpfte, endlich würde weichen müssen.

Aber William Pitt verzagte nicht. — Sein erfinderischer Kopf hatte bald ein neues Mittel ersonnen, um sein Ziel doch noch zu erreichen. Er hatte zuerst eine lange Besprechung mit den Aerzten des Königs, und als diese ihm versichert, daß der König jetzt auf dem Wege der Genesung, und daß es nur irgend einer Freude, einer angenehmen Aufregung bedürfe, um ihn ganz wieder gesund zu machen, ließ William Pitt die Deputation der Gläubiger des Prinzen zu sich kommen, entwarf mit ihnen einen neuen Plan, wie sie den Prinzen zwingen sollten, seine Schulden zu bezahlen, und theilte ihnen in seiner feurigen und beredten Weise die pikante und absonderliche Intrigue mit, welche er sich zu diesem Zweck ersonnen hatte. Die ehrenwerthen Herren, ganz entzückt von der Idee, vielleicht bald zu ihrem Gelde zu gelangen, erklärten sich freudig bereit, auf William Pitts Plan einzugehen und ganz genau seinen Vorschriften zu folgen.

Nachdem der Schatzkanzler diese Zusicherung erhalte und die begeisterten, thatendurstigen Gläubiger des Prinzen verabschiedet hatte, schrieb er eilig einige Worte an Miß Robinson, daß sie, ihn in einer Stunde erwarten zu wollen, und dann, nachdem er einen Boten mit diesem Briefchen abgesandt, legte er sich nieder, um nach langen Tagen und Nächten der Arbeit und der Anstrengung eine Stunde zu schlafen, bevor er den Kampf mit dem Prinzen aufs Neue beginne.

Miß Robinson empfing die Botschaft William Pitt's halb mit Freude, halb mit Zorn. Fast eine Woche war vergangen, seit der Schatzkanzler nicht bei ihr gewesen und in dieser langen Zeit war nicht der kleinste Gruß von ihm zu ihr gelangt.

Diese Vernachlässigung, diese Kälte hatte die von so vielen Triumphen und Huldigungen verwöhnte Künstlerin mit tiefem Groll erfüllt, sie war überzeugt, daß sie diesen treulosen kaltherzigen William Pitt hasse und verachte und dennoch und wider ihren Willen klopfte ihr Herz vor Freude, als sie seine Botschaft empfing, und dennoch erwartete sie ihn jetzt mit sehnsuchtsvoller Ungeduld, und dennoch eilte sie, sich mit der ganzen Coquetterie einer schönen jungen Frau zu schmücken, um dem Geliebten zu gefallen, um ihm ihre Schönheit im vollen Glanz der Toilette zu zeigen.

„Mir scheint," sagte sie mit einem köstlichen Lachen, „daß ich heute ein ziemlich verführerisches und reizendes Weib bin, wohl im Stande, selbst das Kieselherz des Schatzkanzlers William Pitt zu rühren. Aber freilich," fuhr sie dann schnell umdüstert fort, „es wird mir nachgerade ungewiß, ob er überhaupt ein Herz hat."

Sie trat vom Spiegel zurück und ging langsam und sinnend auf und ab. Sie dachte an Alles, was sie in diesen Tagen erlebt hatte, an ihre Triumphe im Drurylane-Theater, an die arme Elise Fitz-Herbert, welcher sie einen so grausamen Schmerz bereitet hatte, an William Pitt, der sie so kalt vernachlässigte, an Fox, der sie mit so glühender Liebe verfolgte, und an den Prinzen von Wales, der sich so kühn vermessen, daß sie ihn lieben solle, und der auch jetzt noch, jetzt nach dieser Scene im Pavillon von Carltonhouse, sich noch nicht für überwunden zu halten, noch seine Wette nicht aufzugeben schien, denn heute Morgen erst hatte Miß Robinson ein Brieschen von dem Prinzen erhalten, in welchem er mit zärtlichen Worten bat, ihm ein Rendezvous zu bewilligen, nach Brigthon in seine seine Cottage zu kommen, in dem Frieden dieser süßen Einsamkeit Frieden zu machen auch mit ihm und ihm das Glück und die Freude wiederzugeben, welche ihn verlassen, seit Perdita ihm zürne.

Miß Robinson hatte dies zärtliche Brieschen unbeantwortet gelassen, sie hatte es mit tiefer Indignation gelesen, und gegenüber diesen heitern sorglosen Zeilen erinnerte sie sich des bleichen und thränenbethauten Angesichts der schönen Elisa.

„Aber ich will jetzt an alles Dieses nicht mehr denken," sagte sie zu sich selber, „ich will an Nichts mehr denken, als an William Pitt. Ich will noch einmal versuchen, die Eiskruste, welche die Politik über sein Herz gelegt und unter der es erstarrt ist, zu durchbrechen. Aber dies ist mein letzter Versuch! Flammt sein Herz auch heute nicht auf, willigt er darein, daß ich dem Prinzen von Wales dies Rendezvous gewähre, dann werde ich den Rest dieser Liebe, die noch in meinem Herzen für ihn blüht, wie Unkraut aus demselben fortreißen und mich rächen wie es einem beleidigten Weibe geziemt. Warum hat er sich bei mir anmelden lassen? Soll dies ein Liebesbegegnen seyn oder eine politische Zusammenkunft? Das wollen wir sehen und danach will ich entscheiden!" Ein leises Klopfen an der Thür unterbrach sie in ihrem Selbstgespräch, Perdita's Augen leuchteten höher auf und sie eilte hin, die Thüre zu öffnen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Vanille ist bekanntlich die Frucht einer Schlingpflanze, die sich um gewisse Bäume windet. In Olancho, erzählt ein nordamerikanischer Reisender, der vor Kurzem Honduras durchwandert, fand ich gewisse Baumgruppen, von denen einige von Vanillengesträuch durchwoben waren. Solche Bäume sind in Olancho häufig und tragen Vanillereben, welche ein schöneres Gewürz liefern, als man es in den Vereinigten Staaten kennt. Die Rebe, welche die Schote ohne Bohne trägt, wächst parasitisch und zieht ihre Nahrung aus der Rinde des Baumes, den sie umschlingt. Die Wurzeln senken sich, indem die Rebe emporklettert, in kurzen Zwischenräumen in den Stamm, und die langen lanzenförmigen Blätter gehen von den Punkten aus, wo die Wurzeln sitzen. Die Schoten hängen zwei bis drei nebeneinander, von den Winkeln herab, wo die Blätter auf der Rebe aufsitzen. Völlig ausgewachsen sind sie zwei bis neun Zoll lang. Drei Arten von Waldbäumen besitzen eine Rinde, welche den Wurzeln der Vanillerebe Nahrung gewährt. Man kann die Vanille pflanzen, indem man Setzreiser an die Rinde bindet, welche dort lustig gedeihen. Die Zubereitung der Schote für den Markt ist ziemlich langweilig. Indianer, welche nicht mehr als zwanzig Cents täglich Lohn bekommen, gehen in den Wäldern umher und sammeln Vanille. Die grüne Schote wird auf Flanell gelegt, und zwar im Schatten, damit sie nicht so schnell trockne. Weiber wenden sie von Zeit zu Zeit um und befeuchten sie gelegentlich mit Olivenöl, damit die Schale nicht hart werde. Jede Nacht bedeckt man die Schoten zum Schutz gegen den Thau. Im Laufe von drei bis vier Wochen, je nachdem die Luft heiß oder kühl, trocken oder

feucht ist, werden sie braun, schrumpfen zusammen und entwickeln nun ihren köstlichen Dunst. Ihr Werth, der sich im rohen Zustande auf 10 Cents das Pfund belief, steigt jetzt auf drei bis vier Dollars.

Baron James von Rothschild hat den Pariser Wohlthätigkeitsvereinen für die Armen 30,000 Bons, jeden zum Bezug eines Kilogramms Brod erster Sorte bei jedem Bäcker berechtigend, zum Geschenk gemacht.

Die New-Yorker „Eveningpost“ gibt die Beschreibung eines Sonderlings zum Besten, der nach ihrer Meinung einzig in seiner Art sey. Master Hart, dies ist sein Name, war früher Pfandleiher und gilt für einen vermöglichen Mann, aber er hat seit 50 Jahren noch nicht die Grenzen New-Yorks überschritten, mit der einzigen Ausnahme, daß er einmal nach Brookly hinüberfuhr, ein Stück Land einzusehen. Im Innern der Stadt dehnte sich seine weiteste Excursion in die 6. Straße aus, wobei er der Eisenbahn der 3. Avenue folgte, deren stärkster Aktionär er einige Zeit war. Er hat sich nicht einmal die Mühe genommen, den Krystallpalast zu sehen und bekam noch nie eine Lokomotive in Sicht, was in Amerika, dem Lande der Lokomotiven par excellence, gewiß unerhört ist.

Cincinnati hat durch außerordentliche Ausdehnung der Fabrikation seiner nach deutscher Art gebrauten Lagerbiere den Vorrang vor allen Städten der Union; es sind daselbst 7 große und 22 kleinere Brauereien mit einem Personal von 500 Menschen beschäftigt und lieferen die erstern durchschnittlich 400 Faß Lagerbier. Der durchschnittliche Gehalt eines guten Braumeisters ist Doll. 1000 monatlich, die gewöhnlichen Arbeiter erhalten Doll. 30.

Die Ausfuhr von englischem Bier nnd Ale betrug vom 1. Januar bis 30. November 1856 L. 1,333,306 Werth.

Anekdoten.

Ein durchgefallener Student erlaubte sich in einer Gesellschaft, wo Saphir, bekanntlich ein Jude, zugegen war, verschiedene Jüdeleien und wiederholte öfters spöttelnd den Ausdruck „aß“, z. B. „aß er is gegangen.“ Als ihm Saphir bemerkte, daß „ass“ ein englisches Wort sey und „Esel“ bedeute, fiel er rasch mit der Bemerkung ein: „Damit haben Ihre Glaubensgenossen denn doch oft zu thun?“ — „Auch ich eben selbst,“ erwiederte Saphir.

Schneiderjunge: „Herr Baron, hier schickt mein Meister die Rechnung; er läßt sagen, er könne nicht länger borgen.“

Baron: „Nicht länger borgen —? Da soll er nicht für noble Leute arbeiten.“

Charade.

1. 2.

Auf mir stellt man oft Zweikampf an,
Doch Niemand wagt sein Leben d'ran;
Es wird gezielt, gekämpft recht warm.
Man streckt den Leib, man regt den Arm,
Man kämpft mit Kugeln und mit Spießen,
Doch sieht dabei kein Blut man fließen.

3.

Auf mir macht man viel Complimente,
Drückt sich herzinniglich die Hände,
Man scherzt und lacht und macht Parade,
Man spricht von Dichtkunst, macht Ballade,
Und Jeder, Jede will gefallen,
Die Schönste aber nur von Allen
Wählt man zur Königin sich aus,
Und Jubel tönt durchs ganze Haus.
Von Zeit zu Zeit verstummen Scherz und Lachen,
Um sich Bewegung hübsch und fein zu machen;
Dabei ertönen wunderschöne Klänge
Und durcheinander fliegt's in bunter Menge.

1. 2. 3.

Ich bin geformt recht nett und fein,
Bin nicht von Holz und nicht von Stein,
Hab' keinen Kopf und keine Hände,
Keinen Anfang und kein Ende;
Ich laufe immer ohne Füße
Auf einer schönen grünen Wiese,
Und will ich einmal ruhig liegen,
Muß ich mich in ein Loch verkriechen.

Auflösung des Räthsels in № 4:

Die Scheere.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 6. Dienstag, 13. Januar 1857.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Es war William Pitt, welcher eintrat. Mit einem Lächeln, wie sie es lange nicht an ihm gesehen, mit Blicken, welche vor Freude und Zärtlichkeit strahlten, eilte er zu ihr hin und reichte ihr seine beiden Hände dar, indem er sie mit innigen, freudigen Worten begrüßte.

Miß Robinson fühlte ihr Herz geschwellt von Freude und Glück, aber sie wollte es selber nicht gestehen, sie wollte sich zwingen, ihm zu grollen und ihn das fühlen zu lassen.

„Endlich also," sagte sie, ihm nur einen Moment ihre Hand darreichend, „endlich kommen Sie. Sie sind jetzt eine seltene Erscheinung in meinem Hause!"

„Und doch war ich mit meinen Gedanken immer bei Dir, Perdita," sagte Pitt innig, indem er sie zärtlich anschaute und mit der Hand über ihr glänzendes schwarzes Haar hinstrich. „Wie schön Du heute bist, Mary, strahlend wie eine siegreiche Göttin! Komm laß mich Dich recht anschauen! Erwärme mein Herz ein wenig mit Deinen hellen Feueraugen!"

„O könnte ich es in hellen Flammen auflodern machen, William," sagte sie leidenschaftlich, „könnte es wieder so heiß glühen, wie damals, als wir uns kennen lernten! Sage mir, William, weißt Du noch, wie lange es her ist, als Du mich zum ersten Male schön fandest?"

„Nun, das war, als ich Dich zum ersten Male sah."

„Schmeichler! Sehen Sie mich einmal ganz genau an, Mylord, und dann sagen Sie mir, bin ich heute wirklich noch so schön, als Sie mich damals fanden? Ach, es sind acht Monate her, als der große William Pitt sich so weit herabließ, das Covent-Garden-Theater zu besuchen und, wie der Sultan das verhängnißvolle Schnupftuch, seine Augen auf mich, die Schauspielerin Robinson, zu werfen. Acht Monate, eine Ewigkeit für die Schönheit einer Frau! Betrachten Sie mich und sagen Sie mir, wie viel von meiner Schönheit hat mich mein kaltherziger Geliebter gekostet?"

William Pitt legte ihr schönes Haupt zwischen seine beiden Hände und schaute sie lange mit liebevollen, zärtlichen Blicken an.

„Nicht das kleinste Blättchen hat er Dich gekostet. Deine Schönheit ist so frisch und unversehrt, wie eine Purpurrose, die noch Nichts vom Mehlthau der Welt erfahren. Du bist so schön, daß Niemand Dir widerstehen kann, und wenn Du ihn mit diesen Blicken anflehst, wird der Prinz von Wales Dir Alles bewilligen, was Du von ihm fordern magst."

Perdita zuckte zusammen und das Lächeln erstarb auf ihren rosigen Lippen. „Der Prinz von Wales," sagte sie athemlos, sich von seinen Händen frei machend. „Du dachtest an ihn?"

„Gewiß," sagte er ganz unbefangen, „gewiß dachte ich an ihn, als ich die unwiderstehliche Macht Deiner Schönheit prüfte."

„Ja, Sie prüften mich ganz schulgerecht, wie eine Waare, die man zum Verkaufe ausbieten will," rief Perdita.

„Ich prüfte sie, wie einen kostbaren Talisman, mit dessen Zauberkraft man Ungläubige bekehren will," erwiderte William Pitt. „Ja, Mary, Du sollst diesen Ungläubigen bekehren, Du sollst ihn mild machen und sanft, und diesen unbändigen Wilden in einen zahmen Ehemann verwandeln. Sieh, deßhalb kam ich her, Perdita. Die Stunde ist gekommen, wo wir handeln müssen! Laß uns also das Nöthige verabreden!"

„Ach," unterbrach sie ihn mit einem bitteren höhnischen Lachen, „deßhalb kamen Sie her! Ich glaubte närrischer Weise, es geschehe aus Sehnsucht nach mir."

Der Schatzkanzler achtete nicht auf ihre Worte. Er war jetzt nicht mehr der Liebende, sondern nur noch der Staatsmann, der Minister, welcher mit seiner Vertrauten eine politische Intrigue verabreden wollte, er hatte ganz vergessen, daß diese Vertraute zugleich seine Geliebte war!

„Höre mich," fuhr er eifrig fort, „der Prinz muß sich vermählen! Es ist Zeit, daß diese gröbste Farce, die ganz England beschäftigt, zu Ende gehe. Der Prinz macht Opposition gegen seinen Vater und die Regierung; mit seinen tollen Späßen, seinen Beefsteaks, seinen verkauften Pretiosen hat er sich das Volk gewonnen; ganz London ist hingeströmt zu seinen Auctionen, um zu enormen Preisen irgend eine Reliquie aus dem Schuldenschatz des Prinzen zu kaufen. Das Parlament hat ihn zum Regenten gewählt, im Falle das Land eines Regenten bedarf; aber, Gott sey gelobt, noch sind wir nicht so weit, dies Mal wird der Prinz noch nicht Regent werden, denn der König ist genesen. Noch ein Mal hat der Prinz gegen uns verloren, aber zum Besten des Landes ist es nothwendig, daß sein königlicher Name nicht mehr auf den Bänken des Unterhauses wie ein Courszettel umherläuft, der je nach dem Fallen oder Steigen der Hoffnungen auf eine ebenbürtige Vermählung des Prinzen steigt oder fällt. — Elisa Fitz-Herbert hat den Prinzen aus den Schlingen, die wir ihm gelegt, befreit. Du, Perdita, wirst ihm festere Schlingen legen, und er wird ihnen nicht entgehen! Biete alle Deine Ueberredungskünste auf, daß er sich ebenbürtig vermähle. Ganz England wird es Dir danken, und ich werde zu Deinen Füßen niedersinken und Dich anbeten als den Schutzgeist meines Landes, als den Genius meiner Politik!"

William Pitt wollte, ganz begeistert und durchglüht, nicht von der Liebe, sondern von der Politik, Miß Robinson umarmen, aber sie wehrte ihn ungestüm zurück. Sie hatte ihm mit immer steigender Entrüstung, mit tiefer Indignation zugehört, und sie war jetzt fest entschlossen, an diesem kalten Herzen, das ihr statt der Liebe die politische Intrigue zu bieten wagte, eine glühende Rache zu üben.

„Ich soll also den Prinzen verrathen," sagte sie, als Pitt jetzt schwieg. „Aber fürchten Sie nicht, daß ich Sie eines Tages auch verrathen könnte, wie ich jetzt den armen Prinzen verrathen soll?"

„Nein, Mary, sagte er mit einem ruhigen und stolzen Lächeln, „nein, ich fürchte das nicht. Wenn Du ihn verräthst, so geschieht es zu seinem eigenen Besten, aber wenn Du es mir thätest, so wäre es zu meinem tiefsten Schmerz und Dein Herz ist zu großmüthig, um mich zu betrüben."

„Ah, ich werde diese stolze Zuversicht zu erschüttern wissen," sagte Miß Robinson zu sich selbst.

William Pitt stand auf. Das Geschäft, welches ihn hergeführt, war beendigt, er wußte Miß Robinson Nichts mehr zu sagen.

„Sie wollen schon fort?" fragte Perdita mit einem spöttischen Lächeln, das er indessen nicht gewahrte.

„Ich muß fort," sagte er. „Ich will zum Prinzen von Wales und ihm die Nachricht bringen, daß der König wieder hergestellt und ganz im Stande ist, dem Geheimrath zu präsidiren und seine Unterschrift unter die Aktenstücke zu setzen, welche die Minister ihm vorlegen. Ja, der König ist gesund, es hängt nur von dem Prinzen ab, seinen Vater auch glücklich zu machen, und dazu wollen wir ihn zwingen. Er hat auf die Regentschaft gerechnet, jetzt, da ihm diese verloren ist, wird er fühlen, daß nur eine Vermählung ihn noch retten und ihn mit dem König und dem Parlament versöhnen kann. — Gewähre also dem Prinzen morgen das erflehte Rendezvous! Ich werde das Meinige dazu thun, daß seine Seele bis dahin so wund gehetzt ist von seinen Gläubigern, daß er wie ein edles Wild zuletzt in die für ihn aufgestellten Eheschlingen stürzt und froh seyn wird, hinter ihren verhüllenden Gittern Schutz zu finden gegen seine kläffenden Gläubiger. Nicht wahr, Perdita, Du erfüllst meinen Wunsch?"

Miß Robinson antwortete nicht sogleich, sie blickte lange und mit tiefem Schmerzgefühl empor in das ruhige, edle Angesicht dieses Mannes, den sie früher so glühend geliebt hatte und der nicht ahnte, daß er eben dieser Liebe den Todesstoß gegeben.

„Sie wünschen es?" fragte sie endlich langsam und kalt. „Ich soll dem Prinzen meine Liebe versprechen, sobald er sich vermählt?"

„Ich wünsche es, ich bitte Dich darum," sagte William Pitt lächelnd.

Miß Robinson seufzte tief auf. „Ich werde diese perfide Rolle, welche Sie mir zutheilen, bis zu Ende spielen," sagte sie dann.

Der Schatzkanzler dankte ihr mit freudigen Worten und drückte einen glühenden Kuß auf

diese Hand, welche kalt und gleichgiltig in der seinen lag.

„Auf morgen also, theuerste Mary," sagte er. „Wo wird das Rendezvous stattfinden?"

„In seiner Cottage in Brighton."

„Die Stunde?"

„Um vier Uhr Nachmittags."

„Es ist gut, ich werde zur rechten Zeit dort seyn," sagte William Pitt, und indem er sich Perdita näherte, um von ihr Abschied zu nehmen, fuhr er mit leiser Stimme fort: „Wenn der Prinz morgen die Akte unterzeichnet, die ich ihm nach Brighton bringen will, dann werde ich Dir andern Tages eine Akte bringen, die Dich zur Herrin meines schönsten Landsitzes macht."

Er nickte ihr noch ein Mal zu und verließ dann rasch, als fürchte er ihre Antwort auf seine letzten Worte, das Gemach. Miß Robinson schaute ihm mit flammenden, verachtungsvollen Blicken nach.

„Kaufen, bestechen will er mich," sagte sie bebend vor Zorn. „Und ich liebte diesen Mann! Ach, es ist ein kaltes, herzloses Geschlecht, diese Männer. Ich werde mich rächen an ihm, an ihnen Allen!

„Wie räche ich mich?" fragte sie sich selber, indem sie gedankenvoll vor sich hinstarrte. „Indem ich Pitt verlasse? Bah, er würde das auf den Wankelmuth der Weiber schieben! Indem ich des Prinzen Liebe erhöre und ihn martere und quäle und sein Herz mit meinen Launen und Coquetterien herumjage, daß es sich wund und blutig stößt? Vielleicht. Aber er würde eines Tages damit enden, mich zu verstoßen, um zu seiner geliebten Elisa Fitz-Herbert zurückzukehren. Sein Herz flattert hierhin und dorthin, aber es kehrt zu ihr zurück. Könnte ich mich also nicht besser rächen, indem ich ihm dieses holde Weib entreiße, indem ich ihn vor ihr entlarve und Elisen, welche ihn immer noch anbetet, seinen Verrath und seinen Treubruch kennen lehre? Ja, das geht; aber wie —"

Das Eintreten eines Dieners machte sie verstummen. Er brachte ihr ein volles duftendes Rosenbouquet, welches ein Jockey soeben abgegeben, ohne aber den Namen des Gebers sagen zu wollen.

Perdita nahm das Bouquet und hieß den Diener sich entfernen. Sie mußte allein seyn, allein mit diesem Bouquet, welches plötzlich alle Blüthen ihres Herzens wieder wach gerufen, welches wie ein Sonnenstrahl auf ihre ersterbende Liebe fiel und es zu neuer Liebe entflammte. Denn dieses Bouquet war gewiß ein Gruß von ihm, von William Pitt! Er bereuete sicherlich sein hartes, unziemliches Betragen und sandte ihr diese Blumen als Liebes- und Versöhnungsgruß. O, wie köstlich dufteten ihr diese Blumen entgegen, mit welchen versöhnenden Worten sprachen sie ihr von Ihm! Und Perdita, ganz bezaubert von dem Glücke dieses Moments, neigte ihre Lippen fest auf die duftenden Rosen nieder und küßte sie so feurig und heiß, als wäre es William's Mund, dem sie den Versöhnungskuß gab. Dann drückte sie diese Blumen fest an ihr Gesicht, damit sie ihre heißen Wangen kühlen möchten. Aber plötzlich zuckte sie zusammen, sie hatte an ihrer Wange in der Mitte dieser weichen Rosen etwas Hartes gefühlt. Ja, da zwischen den Purpurrosen, da blitzte es hervor. Es war eine kostbare, funkelnde Brillantnadel, welche ein Papier zusammenhielt. Perdita zog die Nadel hervor, aber sie achtete gar nicht auf ihre werthvolle Schönheit, sie sah nur das Papierchen, das daran befestigt war. Mit zitternden Händen öffnete sie es, dann stieß sie einen Schrei aus und sank wie vernichtet auf einen Sessel nieder.

Dieses Briefchen kam nicht von William Pitt, sondern von dem Grafen Fox. Er war es, der ihr diese Blumen und Brillantnadel sandte, von ihm kam dieses Gedicht, welches auf dem Papier stand, von ihm diese Worte glühender Zärtlichkeit, diese Schwüre ewiger Treue, ewiger Liebe.

Nicht William Pitt hatte das geschrieben, sondern Fox, des Schatzkanzlers mächtigster Feind.

Und wie Miß Robinson das dachte, sprang sie empor. Ihre Wangen glühten, ihre Augen blitzten, ihr ganzes Wesen war in einer stürmischen, fieberhaften Aufregung.

„Ah," rief sie triumphirend, „jetzt habe ich ein Mittel, mich an William Pitt zu rächen, und ich werde es gebrauchen. Ich werde mich rächen an William Pitt und auch an dem Prinzen von Wales! Heute noch will ich zu Elisen gehen, zu der verrathenen Gemahlin des Prinzen. Die Liebe hat sie blind gemacht, ich will ihr die Augen öffnen, daß sie wieder sehen soll!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eines Tages unterhielten sich zwei junge liebenswürdige Damen über das, was die Schönheit einer Hand ausmache. In ihren Ansichten darüber ebenso verschieden wie in der Form des

schönen Gliedes, von dessen Vorzügen sie sprachen, beschlossen sie, einem gemeinsamen Freunde, der zufällig dazu kam, die Frage zur Entscheidung vorzulegen. Die Sache war kitzlig. Er gedachte des Paris und der drei Göttinnen. Jede der Damen zeigte ihm ihre Hand. Beide erfassend, blickte er eine Zeit lang auf sie, als ob er sie genau betrachte. Endlich sagte er: „Ich gebe es auf; die Frage ist zu schwer für mich; doch fragen Sie die Armen und sie werden Ihnen sagen, daß die schönste Hand in der Welt jene sey, die da gibt."

Es gibt dermalen in Frankreich 30 Millionen Erwerbtreibende, die 16 Milliarden 500 Millionen Franks jährlich produciren. Die eigentliche Industrie beschäftigt jedoch nur 1,603,070 Arbeiter, nämlich: 1,009,935 Männer, 384,737 Frauen, 208,399 Kinder. Die arbeitende Bevölkerung hat sich seit Anfang dieses Jahrhunderts um ein Fünftel vermehrt, das Produkt hat sich verfünffacht.

Die Zahl der Reisenden in Frankreich hat sich durch die Vervielfältigung der Eisenbahnen von 1841 bis 1855 fast verdreifacht. 1841 zählte man 633 Millionen Reisende, darunter 114 Millionen mit den Eisenbahnen. 1855 war die Zahl der Reisenden auf 1 Milliarde 800 Millionen gestiegen, deren 1 Milliarde 373 Millionen sich der Eisenbahn bedienten. Dabei hat der Reisenden-Transport per Wagen, durch Omnibuse und Korrespondenzen von nach und nach den Eisenbahnstationen keineswegs abgenommen und welchen ungeheuren Nutzen die Eisenbahnen dem Ackerbau und den großen Volks-Centren gewähren, geht z. B. daraus hervor, daß der Approvisionements-Rayon von Paris mit Fleisch sich auf 300 Kilometres und für Früchte, Gemüse und dgl. unbeschränkt ausdehnt.

In Thibet, diesem so unzugänglichen, so unendlich viel Seltsames einschließenden Lande, herrscht, wie die Lazaristenpriester Huc und Gabet berichten, die wunderliche Sitte, daß alle Frauen, die auf Anstand und Würde Anspruch machen, nie das Haus verlassen und nie innerhalb desselben einem Fremden sich zeigen, ohne zuvor ihr Angesicht mit einer glänzend schwarzen und gallertartigen Masse zu betupfen, dergestalt, daß nicht allein die Farbe, sondern auch die Züge gänzlich entstellt werden. Eine Frau, die ohne Betupfung ihr Antlitz bloßstellte, würde für aller Sitte bar geachtet werden. — Anstatt der Verbeugung, die bei den Chinesen so sehr tief ist, strecken die Thibetaner zum Gruß die Zunge aus — je weiter, je ehrfurchtsvoller; bei den allervornehmsten Personen, z. B. den vier „Kalonen" (Ministern) des Tale Lama's muß der Begrüßende die Zungenspitze bis ans Ohrläppchen bringen.

Aus einem Berichte über die Messungen verschiedener Meerestiefen entnehmen wir, daß das Mittelmeer bei Gibraltar 6000 Fuß, das schwarze Meer 3000 Fuß tief ist, daß dagegen von dem Vorgebirge Trapani auf Sicilien bis zu dem afrikanischen Vorgebirge Bon sich in einer Tiefe von 600 Fuß ein Felsensattel hinüberzieht, der das mittelländische Meer in ein östliches und ein westliches Tiefbecken theilt, wie das Plateau von Irland bis Neufundland im atlantischen Ocean die arktische Tiefe von der Tiefe am Aequator scheidet. Des Vergleiches wegen erwähnen wir, daß die Ostsee durchschnittlich 300 Fuß tief ist.

Dieser Tage starb in Rodosowic (Bezirk Wlaschim) ein Mann von seltenem hohen Alter, der Ausgedinger Johann Nepomuk Houra, der nach der alten Wlaschimer Matrikel am 16. Mai 1741 geboren, also über hundert und fünfzehn Jahre alt geworden war. Bis zu seinem Tode hatte derselbe ein so scharfes Gesicht, daß er eine Stecknadel sowohl aus der Ferne, als in der Nähe zu sehen vermochte; das Gehör war ein wenig hart geworden; dagegen erfreute er sich bis zum letzten Augenblicke eines trefflichen Appetits.

Räthsel.

Aus fernem Meer
Da kommt es her.
Halb — weh es thut,
Halb — schmeckt es gut.
Wer hat zu rathen es den Muth?

Auflösung der Charade in № 5:

Billardball.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 7. Freitag, 16. Januar 1857.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XVII. Die Gläubiger als Ehrenwache.

Der Kampf zwischen dem Prinzen von Wales und seinen Gläubigern hatte noch immer nicht seine Endschaft erreicht, er war mit der großmüthigen Erklärung Elisa Fitz-Herberts in ein neues Stadium eingetreten und die Gläubiger des Prinzen, welche bis dahin ihre Hoffnung auf die Regentschaft des Prinzen gesetzt, mußten jetzt, da der König, wie die Königin, die Aerzte und die Minister versicherten, genesen war, sich auf eine Vermählung des Prinzen von Wales vertrösten. Wenn der Prinz sich vermähle, hatte der König sich bereit erklärt, ihm aus seiner Privatschatulle eine jährliche Zulage von zehntausend Pfund zu bewilligen, und das Parlament wolle alsdann die Schulden des Prinzen bezahlen. Der Prinz war aber nach Elisa Fitz-Herberts freiwilliger Erklärung nicht vermählt, es kam also darauf an, ihn zu einer legitimen Ehe zu überreden oder auch zu zwingen. Zu zwingen durch List, wenn man es nicht durch Gewalt vermochte. Es kam darauf an, wie William Pitt zu Miß Robinson sagte, den Prinzen mit seinen Gläubigern so weit zu hetzen, daß er endlich sich in die aufgestellten Ehenetze retten und hinter ihnen Schutz suchen mußte gegen die klaffende Meute jener Manichäer.

William Pitt hatte eine List ersonnen, den Prinzen in diesen Ehenetzen einzufangen; die Gläubiger des Prinzen, denen er dieselbe mitgetheilt, hatten sie mit freudiger Zustimmung aufgenommen und sich zu ihrer Durchführung bereit erklärt.

Demzufolge begab sich am andern Tage in London eine Scene von so seltsamer und unerhörter Art, wie sie nur unter dem phantastischen, bizarren Nebelhimmel Alt-Englands ersonnen und nur von den Engländern ausgeführt werden konnte, eine Scene, wie kein Dichter wagen würde, sie zu erfinden, und welche man in den Memoiren jener Zeit nachlesen muß, um an ihre Wahrheit zu glauben. (Die nachfolgende Scene erzählt Addington in seinen „Memoiren des Prinzen von Wales" genau so, wie sie hier wiedergegeben wird.)

Man führte an diesem Tage im Drury-Lane-Theater Shakespeare's „Romeo und Julie" auf, und ganz London wußte, daß der Prinz von Wales nicht eine Vorstellung versäumte, in welcher die schöne Miß Robinson spielte. Ganz London war also nach Drury-Lane gegangen, um diese Miß Robinson als Julie zu sehen und Zeuge zu seyn von dem Entzücken des Prinzen von Wales. Alle Plätze waren besetzt, alle Logen gefüllt, als der Prinz endlich, begleitet von Fox, Sheridan, dem schönen Brummel und einigen seiner Hof-Cavaliere, in die große kgl. Mittel-Loge eintrat. Hastig die Loge durchschreitend war er eben im Begriff, sich auf einen der seidenen Lehnstühle dicht an der Brüstung der Loge niederzusetzen, als er in der Loge dicht daneben einen Mann gewahrte, der ihn unverwandt mit starren Augen anschaute. Der Prinz, empört über diese Unverschämtheit, runzelte die Stirn und warf ihm drohende Zornesblicke zu. Der Mann achtete aber nicht darauf, sondern schaute immerfort starr und unverwandt den Prinzen an.

Dieser rief seinen Cavalier, den Grafen Essex, zu sich und fragte ihn mit ziemlich lauter Stimme, ob er jenen Unverschämten kenne, der es wage, auf so beleidigende Art den Prinzen anzustarren.

Graf Essex folgte mit seinen Blicken der Richtung der ausgestreckten Hand des Prinzen, dann lächelte er verstohlen und sich näher zu dem Prinzen beugend, flüsterte er: „Königliche Hoheit, es ist Ihr Weinlieferant Andrews."

„Ah," sagte der Prinz, „er hat große Rechnungen, nicht wahr?"

„Enorme Rechnungen, königliche Hoheit!"

Und Dank diesen „enormen Rechnungen" lächelte der Prinz jetzt und grüßte den Mann, den er vorher einen Unverschämten genannt hatte, mit seinem freundlichen Kopfnicken. — Kaum hatte er das gethan, so erhob sich Mr. Andrews, der Weinlieferant, und erwiederte den Gruß des Prinzen; sofort erhob sich in der Nachbarloge ein anderer Mann und verneigte sich lächelnd; dicht daneben wieder Einer, und noch Einer, und dort drüben Einer, wieder Einer, und endlich stand die ganze Gallerie wie eine chinesische Gesellschaft Pagoden mit nickenden Köpfen und tiefen lächelnden Verbeugungen da.

Der Prinz von Wales lachte Anfangs, aber bald nahm sein Antlitz eine ernste, besorgte Miene an. Er hatte die Enthusiasten erkannt, welche, um ihn zu grüßen, die ganze erste Gallerie gemiethet hatten. Es waren seine Gläubiger. Da war nicht bloß der Weinlieferant Andrews, da war auch Mr. Neweham, sein Wagenbauer, Mr. Steele, sein Schneider, da war sein Tapezierer und sein Schuster, sein Juwelier, sein Koch und sein Gemüse-Lieferant, kurz, da waren dreißig ehrenwerthe Gentlemen, welche die erste Gallerie besetzten, und diese alle gehörten zu den Gläubigern des Prinzen.

Der Prinz, wie gesagt, lachte Anfangs, aber als er endlich gelangweilt und beschämt von dieser Scene sich in den Hintergrund der Loge zurückziehen wollte, brach das Parterre, welches die Herren auf der Gallerie erkannt und den Zusammenhang dieser Scene begriffen hatte, in ein so lautes, brüllendes Gelächter aus, daß man von dem Schauspiel auf der Bühne Nichts mehr hörte. Der Prinz fühlte jetzt, daß diesem Sturme weichen das Bekenntniß einer Niederlage seyn würde. Er hatte den Muth, dem Schauspiele bis zu Ende beizuwohnen und die lächelnden Blicke seiner Gläubiger und das verstohlene Lachen des Parterres ruhig zu ertragen. Aber endlich fiel der Vorhang, endlich konnte der Prinz die Loge verlassen und auf die äußere Gallerie hinaustreten. Aber da hatten sich die lächelnden Inhaber des ersten Ranges in zwei Reihen aufgestellt und bildeten eine Gasse, durch welche der Prinz hindurchschreiten mußte, wie die römischen Gefangenen durch das Joch. In seiner Verlegenheit grüßte er, sie vereinigten sich wieder wie die lächelnden Chinesen, und das Publikum stand dabei und jauchzte und lachte von ganzem Herzen. Der Prinz selber fand die Scene so seltsam, daß er zuletzt seinen eignen Ärger vergaß und herzlich in das allgemeine Gelächter mit einstimmte, heimlich froh indeß, daß dieses Abenteuer sein Ende erreicht hatte.

Aber das war eine Täuschung, aus welcher der Prinz schon am andern Morgen erweckt werden sollte. Am andern Morgen nämlich begab sich der Prinz nach Hyde-Park zu seinem gewöhnlichen Spazierritt. Kaum war er mit seinen Begleitern in die große Allee eingebogen und setzte sein Pferd in einen kurzen Trab, als neben ihm aus einer Seiten-Allee ein Gentlemen hergesprengt kam, sich mit einem tiefen Gruß hinter den Prinzen verfügte und in kurzem Trab ihm folgte. Dies Mal hatte der Prinz nicht nöthig nach seinem Namen zu fragen, er hatte sofort seinen Weinlieferanten Mr. Andrews erkannt. Und hinter dem Weinlieferant waren aus der kleinen Seiten-Allee die Andern gefolgt, Mr. Neweham und Mr. Steele und all die übrigen ehrenwerthen Gläubiger oder Brautwerber des Prinzen. Sie folgten alle dreißig in ehrerbietiger Entfernung in kurzem Trab, und wie der Prinz sich nach ihnen umschaute, lächelte sein ganzes Gefolge, grüßten ihn seine Gläubiger mit freundlichem Kopfnicken.

Der Prinz setzte seinem Pferde die Sporen in die Seite, um wüthend davon zu galoppiren, die ganze Schaar that es ihm nach und galoppirte hinter ihm her; er faßte also einen letzten Entschluß, fügte sich in das Unvermeidliche und ritt in langsamem Schritt weiter, und überall stand das Publikum mit lächelnden, strahlenden Gesichtern, und man schrie und jauchzte: „Dort kommt der Prinz mit seiner Ehrengarde! Seht nur den Prinzen mit seiner Leibwache! Macht Platz für den Prinzen und seinen Generalstab!"

Außer sich, empört, kaum noch im Stande, das Lächeln auf seiner Lippe festzuhalten und heiter zu scheinen, kehrte der Prinz von seinem Spazierritt nach Carltonhouse zurück, um nach dieser ärgerlichen Scene ein wenig zu ruhen und dann nach Brighton zu flüchten.

Aber der Schatzkanzler wußte ja, daß der Prinz von Wales an diesem Tage nach Brighton gehen, daß er um vier Uhr dort seyn werde!

Als der Prinz daher in Brighton anlangte, fand er dort vor seiner Cottage seine dreißig Gläubiger, welche wieder ein Spalier bildeten und ihn mit dem jubelnden Ruf: „Es lebe der Prinz von Wales!" begrüßten.

Und wie der Prinz unter dem Hurrahrufen seiner „Noblegarde", seiner Gläubiger, die Stufen der Terrasse seiner Cottage hinaufschritt, murmelte er zwischen seinen zusammengepreßten Zähnen

hervor: „Wenn es kein anderes Mittel gibt, diese unverschämten Gesellen los zu werden, so werde ich meinem Vater den Willen thun, so werde ich mich vermählen!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Paris, an der Quelle alles Neuen, macht zugleich mit der Ausbreitung der Crinoline eine bisher ungekannte Art der Malerei rasche Fortschritte, die Gesichtsmalerei oder, genauer gesagt, die Verschönerung der Gesichtszüge durch Malerei. Das blose Farbenauftragen genügt nicht mehr. Es ist bereits der Uebergang von der mechanischen Fertigkeit des Farbenreibens zur Kunst der Gesichtsmalerei gefunden. Die Verschönerung der Gesichtsfarbe ist eine alte, langgeübte Kunst. Römer, Indier, Chinesen, Hottentotten, Türken und nicht minder die modernsten Vertreter europäischer Kunst und Bildung, die Tänzer und Schauspieler sind mit diesem Zweige der „Malerei" vertraut gewesen. Bemerkenswerth bleibt in dieser Richtung nur die langandauernde Geschmacksverwirrung der Engländer im 16. und 17. Jahrhundert, die sich weiß und grau zu schminken liebten, um das interessante geistreiche Blaß, das Kennzeichen der damaligen Aristokratie constant zu machen. Jetzt aber hat die erfinderische Mode zu Paris einen neuen Fortschritt gefunden, die Verschönerung der Gesichtszüge durch den Pinsel. Natürlich ist diese Kunst eine begrenzte. Römische oder barbarische Nasen in griechisches oder rein kaukasisches Profil umzuwandeln, ist der Malerei nicht gegeben. Aber sie vermag z. B. den Lippen eine anmuthige schwungvolle Abgrenzung zu verleihen. Sie weiß durch Verlängerung der Linien und geeignete Schattirung die Form des Augenschnittes täuschender Weise zu verschönern. Am beliebtesten soll jetzt der „mandelförmige" Augenschnitt seyn. Ihn eignen sich viele Pariser Damen an, weil er als der edelste und anmuthigste anerkannt wird. Die Zeichnung und Schattirung der Augenbraunen versteht sich von selbst. Geht man auf diesem Wege weiter, so wird man sich bald nicht mehr begnügen, die Gesichtszüge im Allgemeinen zu „idealisiren", sondern auch bestimmte Charaktere zur Erscheinung zu bringen suchen. Der höchste Triumph dieses Raffinements wird der Ausdruck liebenswürdiger Naivetät seyn.

(Sturz der Crinoline.) Eine inhaltsschwere Nachricht geht uns von Paris zu. Eine von dort über die ganze Welt verbreitete Macht ist gebrochen, ihre Herrschaft vorüber. Die Crinoline steht am Ende ihrer Tage, und der Anfang dieses Endes fällt ominös genug auf den Neujahrstag. An diesem Tag erschien auf dem Tuillerienball die anmuthige Kaiserin von Frankreich im glatten, enganschließenden Kleide. Anfangs wollten die Anwesenden kaum ihren Augen trauen. Der Kaiser beglückwünschte in Gegenwart der Hofdamen seine Gemahlin aufs Lebhafteste.

Zu Cleveland in Amerika, im Ohiodistrikte, wird jetzt Eis in großen Quantitäten auf künstliche Weise und mit Anwendung der Dampfkraft fabricirt. Vermittelst einer Dampfmaschine und Condensatoren wird Aether aus einer großen Retorte zwischen einer doppelten Schicht von Eisenplatten, durch welche man das Wasser pumpt, getrieben, und so dies Wasser in Eis verwandelt. Solches Eis ist zum Preise von einem Farthing (Pfennig) herzustellen, selbst wenn das Thermometer nach englischer Berechnung (Fahrenheit) auf 60 Grad steht.

Als neulich der Prinz von Wales mit seinem Erzieher incognito im Westen Englands reiste, rechnete ein Hotelwirth so sicher auf den Besuch Sr. kgl. Hoheit, daß er die großartigsten Anstalten traf und in fieberhafter Spannung lebte. Richtig kommen eines Nachmittags ein Gentlemen und ein Jüngling im strengsten Incognito an, und verlangten die besten Zimmer. Wirth und Kellner machten die tiefsten Bücklinge u. s. w. Später Abends, als das ganze Haus voll ist, kommen wieder zwei Gentlemen mit einem Knaben an. „Thut mir leid, sagte der Wirth, nur noch für zwei Platz, aber vielleicht schläft der junge Herr auf dem Sopha." So geschah's, und am nächsten Morgen stellte sich heraus, daß der Schläfer auf dem Sopha der Erbe von Englands Krone und Scepter gewesen war.

Ein kurzer, gedrängter Styl hat seine Annehmlichkeiten. In Cincinnati brachte seit längerer Zeit ein junger Herr einer jungen Dame seine Huldigungen dar, wollte aber den zum Ende der excentrischen Liebe, also zur Hochzeit führenden „Antrag" noch immer nicht laut werden lassen, worüber die Erwartungsvolle die Geduld verlor und den Zaudernden fortan keines Wortes mehr würdigte. Darüber ward der junge Mann tief

betrübt, schrieb der Dame einen eindringenden Brief, um sie um Verzeihung zu bitten, und schloß denselben folgendermaßen: „Ein einziges Wort von Ihren Lippen würde mich glücklich machen: Wann und wo wollen Sie es aussprechen?“ — Die Antwort der Schönen lautete kurz: „Künftigen Donnerstag, vor dem Altare!“ — worauf er ihr umgehend entgegnete: „Gut, ich werde kommen!“ Und er kam, und Beide waren zufrieden.

Professor **Owen**, Vorsteher der naturgeschichtlichen Abtheilung des britischen Museums, wurde durch die Ausbeute des Herrn Mantell auf der nördlichen Insel von Neuseeland in den Stand gesetzt, ein vollständiges Skelett der elephantenfüßigen Moa (Dinornis elephantopus) zusammenzustellen. Die ungeheure Entwickelung der Beine dieses Thieres ist eine der sonderbarsten Erscheinungen in der Vogelwelt. Das aufgestellte Exemplar erreicht nicht die Größe der Riesenmoa von Neuseeland (Dinornis giganteus), von der ein vollständiges Skelett sich im Collegium der Wundärzte befindet, aber es macht den Eindruck eines viel furchtbareren Thieres. Es ist ein gewaltiger Schwimmvogel, von welchem man bis jetzt noch kein lebendes Individuum, obwohl Gebeine in Masse, auf jener Insel der Südsee vorfand.

Der Architekt **Hendrickx**, einer der genialsten Dekorateure **Brüssels**, hat eine Nachahmung der alten Prachttapeten erfunden, die unter dem Namen „Cuir de Malines“ bekannt sind und jetzt wieder so gesucht werden. Diese imitirten Ledertapeten werden in allen Farben, in Gold, mit Sammtmustern, in der vollen Pracht der älteren hergestellt und sind, was die Muster und die Wirkung angeht, von diesen nicht zu unterscheiden.

(**Emporio italiano.**) Unter dieser Firma beabsichtigt der Conte Sandonnini in **London** ein Institut zu gründen, das den Zweck haben soll, italienische Kunst, Wissenschaft, Handel, Industrie und Literatur zu patronisiren und dem übrigen Europa, namentlich England, näher zu bringen. Es soll dazu ein Fond von 5 Millionen Franks (200,000 L.) in Aktien zu 5 Franks gebildet und damit ein Gebäude hergestellt werden, in dem sich eine Druckerei, ein Bazar italienischer Industriewaren, eine Gallerie für Werke der Kunst und Mechanik, eine Halle zu musikalischen und dramatischen Vorstellungen, ein Clubzimmer, Bibliothek, Panorama, Museum, Primarschule, Restauration u. s. w. befinden sollen. Mit dem Institut wird ein wöchentlich oder monatlich erscheinendes Journal in italienischer, englischer und französischer Sprache verbunden, das Literatur, Kunst, Industrie u. s. w. vertreten, aber keinen politischen Inhalt haben soll. Ein Theil des Fondes (6000 L.) ist zur Unterstützung italienischer Erfinder und Entdecker bestimmt.

Der Präsident des großherzoglich hessischen Staatsministeriums, Freiherr v. **Dalwigk**, hat in das Radetzky-Album zu **Innsbruck** folgende Worte eingeschrieben:

„Ein Kaiser jung, doch alt im Rath,
Ein Marschall alt, doch jung zur That,
Zehn Völker und ein blühend Reich,
Ein tapf'res Heer, dem keines gleich,
Ein Land so treu, wie du, Tyrol,
Wer das hat — mit wem tauscht er wohl?“

Anekdote.

„Ein Intriguant in der Oper ist eine reine Unmöglichkeit, sag' ich Ihnen.“ — „Was, warum nicht gar?“

„Nun, sehen Sie, ein Intriguant in der Oper müßte nothwendig auch singen; das geht aber absolut nicht, denn: böse Menschen haben keine Lieder.“

Räthsel.

Ein Flüßchen ist's im deutschen Norden.
(Ein Zeichen versetzt.)
Zur Waffe ist es nun geworden.

Auflösung des Räthsels in **No. 6**:

Stockfisch.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 8. Sonntag, 18. Januar 1857.

Einst war ich glücklich.

Von Ferdinand Stuttmann. *)

Einst war ich glücklich,
Da war ich ein Kind,
Am Mutterherzen
Da ruht sich's so lind.

Ich war ein Knabe,
Da spielte ich froh;
Ich weiß, nicht wie schnelle
Die Zeit entfloh!

Ich war ein Jüngling,
Da stürmte ich fort,
Und hatte mehr Ruhe
An keinem Ort.

Da mußt' ich oft weinen,
Ich wußt' nicht warum;
Doch war noch mein Herze
So todt, so stumm.

Doch endlich, da drang mir's
So wild durch die Brust;
Ich weiß es noch heut nicht,
War's Kummer, war's Lust.

Sieh', von meinen Lippen
Da tönt es voll Glut,
Es schlugen die Saiten
Meine Finger so gut!

Ich träumte von Liebe,
Ich träumte von Glück —
Was ward mir auf einmal
So trüb' der Blick?

Ich glaub', eine Thräne
Rinnt über die Wang' —
Mein Herze, mein Herze
Poch' nicht so bang!

*) Aus dessen eben erschienener Dichtung „Fata Morgana". Der junge Poet hat diese Dichtung mit 14 Jahren ganz niedergeschrieben, wie sie im Druck erschien.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XVIII. In die Heimath!

Elisa hatte ihr Geschick angenommen! Sie hatte sich darein gefügt, vor der Welt nur die Geliebte des Prinzen zu seyn und die Schmach dieser zweideutigen Existenz auf sich zu nehmen! Was kümmerte sie die Welt! Mochte die Welt sie verhöhnen, wenn George sie nur liebte, mochte Jedermann sie verachten, wenn George sie nur hochachtete!

Sie war glücklich, denn sie glaubte noch an die Liebe, die unwandelbare Treue des Prinzen! Mochte er, dem Befehle seines Vaters gemäß, sich immerhin eine legitime Gemahlin nehmen! Sie allein war doch das Weib seines Herzens, ihr allein gehörte seine Liebe, seine Treue; das wußte sie, das war ihr Glück, ihre Hoffnung, ihr letzter Traum!

Es war grausam, sie aus diesem Traume zu wecken! Miß Robinson aber, in dem Zorne ihres eigenen, gekränkten Herzens, hatte den Muth dazu. Sie kam zu Elisen, um sie aufzuschrecken aus diesem süßen Traum, sie sagte ihr, daß der Prinz ihr untreu sey, daß sie ihm Nichts weiter sey,

als alle andern Frauen, eine flüchtige Zerstreuung, die Kaprize eines Moments!"

Elisa schüttelte ihr Haupt mit einem strahlenden Ausdruck der Ueberzeugung. „Er hat mich nur ein Mal getäuscht," sagte sie, „nur als er mir seinen Rang verschwieg. Er wird mich niemals wieder täuschen, denn er liebt mich!"

„Du glaubst das?" rief Miß Robinson, und als Elisa es bejahte, zog Mary aus ihrem Busen ein zusammengefaltetes Papier und reichte es ihr dar.

„Lies selber," sagte sie lakonisch. „Ueberzeuge Dich, ob er Dir treu ist!"

Elisa öffnete das Papier, immer noch lächelnd, immer noch siegesgewiß. Dann aber überzog eine tödtliche Blässe ihre Wangen, und entsetzt starrte sie auf das Papier hin.

„Es ist seine Handschrift," murmelte sie, und athemlos vor Entsetzen, zitternd und todesbleich überlas sie wieder und immer wieder dieses zärtliche Billet, diese flehende Bitte des Prinzen an Miß Robinson, ihm ein Rendezvous in Brighton zu gewähren.

„In Brighton," flüsterte sie leise vor sich hin, „in dem stillen verschwiegenen Paradies unseres ersten Liebeslebens!"

Und ein Seufzer, ein Todesschrei ihres Herzens rang sich aus ihrer Brust hervor. Sie las das Billet wieder, und ihre Wange, welche erst todesbleich gewesen, übergoß sich jetzt mit einer dunklen Gluth, ihre Augen, welche vorher von Thränen umdüstert gewesen, flammten jetzt auf in edlem Zorn, als sie sie auf ihre Freundin heftete.

„Und Du wirst hingehen?" fragte sie kurz und athemlos.

Miß Robinson zuckte die Achseln. „Er ist ein Prinz, er kann befehlen, wo Andere zu bitten haben! Ich werde hingehen!"

„Verrathen also," sagte Elisa in zürnendem, verzweiflungsvollem Schmerz, „aufgegeben von ihm, dem ich Alles geopfert habe, selbst meine Ehre!"

Miß Robinson legte ihre Hand auf Elisens Schulter und sagte mit einem wunderbar spöttischen Lächeln: „Räche Dich, Elisa! Gib ihn wieder auf! Wirf sein Herz von Dir, wie er es mit dem Deinen thut! Laß ihn Deine Thränen nicht sehen! Lache mit weinendem Herzen und dann räche Dich!"

„Die Rache wird mein Herz nicht wieder gesund machen," sagte sie traurig.

„Doch sie stählt das Herz und lindert die Pein, Elisa. Räche Dich! Ich will Dir dazu behilflich seyn, und wenn Du es nicht selbst thun willst, so will ich Dich rächen. Ich will ihn martern und quälen mit meinen Kaprizen, meinen Launen und tollen Einfällen. Ich gehe nach Brighton, und glaube mir, der Prinz soll es bald bereuen, Dich aufgegeben zu haben."

„Wann gehst Du nach Brighton?" fragte Elisa.

„In einigen Stunden schon!"

Elisa senkte ihr Haupt auf ihre Brust und starrte sinnend und träumend vor sich hin. Dann, nach einer langen Pause, richtete sie sich wieder empor und ihre Züge hatten jetzt einen energischen festen Ausdruck angenommen; sie hatte einen Entschluß gefaßt.

„In einigen Stunden," sagte sie, „ich werde da seyn! Ich will Alles sehen, Alles hören, ich will den Gifttrank bis auf die Neige leeren, um mir den sichern Tod zu trinken."

„Oder neues Leben," erwiederte Mary mit einem traurigen Lächeln, „das Leben der Weltverachtung, des Hasses und der Rache! Komme nach Brighton! Es ist immer gut, die Männer auf der That zu ertappen. Sie spielen dann eine so klägliche Figur, und es wird uns leichter, den entlarvten Heros, der sich als ein jämmerliches Menschenkindlein bewiesen, aus unserm Herzen auszureißen und unter unsere Füße zu treten! Komme also nach Brighton!"

„Ich werde kommen," sagte Elisa feierlich. Erst als Miß Robinson sie verlassen hatte und Elisa wieder allein war, überließ sie sich dem Jammer, der Verzweiflung ihres mit seiner Liebe ringenden Herzens, und auf ihre Kniee niedersinkend, das Antlitz überfluthet von Thränen, flehte sie zu Gott, ihr den Tod zu senden, damit er sie erlöse von ihren Qualen.

So fand sie der Pfarrer Wyndham, welcher eben von Windsor heimkehrte, wohin ein Befehl der Königin ihn gerufen. Er näherte sich Elisen mit ernsten, traurigen Blicken, eine tiefe Wehmuth sprach aus seinen ehrwürdigen Zügen, und ihr die Hand darreichend, bat er sie leise, aufzustehen und sich stark zu zeigen in dieser Stunde der Prüfung.

„Nein, mein Vater," sagte sie mit fliegendem Athem, „nein, lassen Sie mich auf meinen Knieen! Beten Sie mit mir, daß Gott mich erhöre, sich meiner erbarme! O mein Gott, ich bin so verlassen und allein! Aufgegeben, geschmäht, verachtet!"

Der Priester schüttelte ernst sein Haupt. „Nicht verachtet, Elisa! Die Königin hat soeben mit der

größten Achtung über Sie gesprochen, der König weinte über Sie!"

„Ach, wie unglücklich muß ich seyn, wenn diese mich beklagen und über mich weinen!" rief Elisa traurig.

„Ja, unglücklich sind Sie, Elisa," sagte der Priester tonlos. „Auch Ihr letzter Trost ist vergeblich! Hören Sie, Elisa, weßhalb die Königin mich rufen ließ! Der Papst hat Ihre Ehe für ungiltig erklärt! Heute ist der Courier gekommen, der diese Nachrichten gebracht! Aber hier, Elisa, hier bringe ich Ihnen Briefe von dem König und der Königin! Lesen Sie!

Und er reichte ihr zwei zusammengefaltete, mit dem königlichen Siegel versehene Briefe dar. Elisa erbrach sie und las den ersten derselben mit zitternden Händen. Aber nachdem sie ihn hastig gelesen, warf sie ihn mit einer ungestümen Bewegung zur Erde nieder und schaute mit flammenden Augen, in welchen jetzt die Thränen versiegt waren, den Priester an.

„Wissen Sie, was die Königin mir zu schreiben wagt?" fragte sie stolz und zürnend.

„Nein, ich weiß es nicht," sagte Wyndham schüchtern.

„Die Königin beschwört mich, jetzt, da ihr Sohn frei sey, es ihm unmöglich zu machen, zu mir zurückzukehren. Sie fleht mich an, mich zu vermählen, und verspricht mir eine Million Mitgift! — O, die Königin von England hat nicht das Recht, mich zu beleidigen! Ich bin ein Weib, wie sie, ich bin die Gemahlin eines Fürsten, wie sie! Sie soll mich nicht erniedrigen!"

„Lesen Sie, was Ihnen der König schreibt," bat der Priester, auf den zweiten Brief hindeutend.

Elisa erbrach auch diesen, und während sie las, schwand der stolze Ausdruck aus ihren Zügen, und große Thränen stürzten aus ihren Augen über ihre Wangen hin.

„O, das ist zu viel," hauchte sie bebend. „Er nennt mich seine Tochter. Er beschwört mich mit der liebevollen Bitte eines Vaters, den Prinzen zu vermögen, daß er sich vermähle! Ich soll das thun, ich, sein angetrautes Weib soll meinen Gatten beschwören, daß er sich einer Anderen vermähle! Mein Gott, mein Gott, gibt es denn keine Stelle, wohin ich mich flüchten kann mit meinen Schmerzen und mit meiner Qual? O mein Vater, mein Vater, retten Sie mich! Die ganze Welt stürzt über mir zusammen! Retten Sie mich vor meiner eigenen Verzweiflung!"

Sie schaute ihn mit so flehenden Blicken an, ihr Antlitz war so gramerfüllt und traurig, daß die Augen des Priesters sich mit Thränen des Mitleids füllten.

„Retten Sie sich zu Gott, meine Tochter," murmelte er, „übergeben Sie ihm Ihr Herz und er wird es heilen!"

„Mein Vater," rief Sie, „Sie haben Recht! Ich will mich flüchten an das Herz Gottes! Im Kloster allein ist meine Stätte! Ich bin bereit, den Willen der Königin zu erfüllen! Ich will mich vermählen, ich will mich Gott verloben!"

Der Priester legte wieder seine Hände auf ihr Haupt und sagte mit zitternder, tiefbewegter Stimme: „Gott wird Dein Verlöbniß annehmen, meine Tochter, er wird Dir seine Hand reichen und Dich zu sich emporziehen, denn er hat Dich geprüft und Du bist treu befunden! Noch heute wollen wir fort. Ein Schiff liegt im Hafen, welches in einer Stunde schon die Anker lichtet. Ich habe für mich auf demselben schon einen Platz bestellt, denn mir graute vor Dem, was Ihr hier die große Welt nennt, und ich wollte vor ihr fliehen in die Einsamkeit. Jetzt gehe ich nicht allein, jetzt nehme ich Dich mit mir, meine Tochter!"

„Aber nicht heimlich, nicht wie eine Verbrecherin will ich fortgehen," sagte Elisa. „Gott hat mir eine Mission gegeben, ich will sie zu Ende führen! Sie sagen, George liebt mich nicht mehr! Ich aber weiß dennoch, daß ich in seinem Herzen lebe! Seine Sinne mögen mir ungetreu seyn, aber sein Herz nimmermehr! Ich muß ihn sehen, nicht nur um Abschied zu nehmen, sondern um ihn zum letzten Male mit dem Flehen meiner Liebe zu erweichen! O, es wird mir gelingen! Gleich mir muß er sich dem Schicksal unterwerfen, das will ich von ihm erflehen! Er ist ein Königssohn, er gehört also dem Vaterlande; nicht mir, noch irgend einer Frau. Er muß gehorchen, um dereinst gebieten zu können. England fordert von ihm eine Gemahlin! Ich, sein Weib, werde ihn beschwören, sich zu vermählen und England eine Prinzessin von Wales zu geben! Kommen Sie, mein Vater! Erst nach Brighton und dann nach Irland, dann zu Gott!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Das Schillerhaus in Weimar hat ein interessantes Neujahrsgeschenk erhalten; es ist ein Himmelsglobus, der sich in Schillers Versteck zu Oggersheim befand, während der Dichter als Flüchtling dort lebte. Der noch gut erhaltene Globus war von Schillers Hausleuten auf den alten Gerichtsboten Eberhard und von diesem auf den Notär Hauck in Landau übergegangen, der ihn nun, angeregt durch Ranks „Schillerhäuser," dem Dichterhause in Weimar verehrt hat. In dem Schillerhause, das von der Weimarer Gemeinde vor etlichen Jahren käuflich erworben ist, findet sich überhaupt manche interessante Erinnerung an den großen Dichter.

Ein Gärtner in Réthel (Ardennes), Namens Millot-Brulé, hat die Entdeckung gemacht, die Zahl, die Form und die Stellung der Zweige eines Baumes, oder Strauches zu bestimmen. Die Lösung dieses Problems war schon von vielen Gärtnern fruchtlos versucht worden und ist nun dem genannten Erfinder durch ein höchst einfaches und prosaisches Mittel gelungen. Bisher war es noch Niemanden eingefallen, die Ursache zu ermitteln, welche die gabelförmige Spaltung der Aeste verursachen. Den aufmerksamen Beobachtungen Millot-Brulé's zufolge genügt der Biß oder Stich eines Insekts an einer Astknospe, um sie zu verdoppeln, verdrei- und vervierfachen, um dieselbe in mehrere Knospen zu zertheilen, welche sich selbstständig entwickeln und alle Phasen der Vegetation durchmachen. Millot-Brulé hat mit einem Messerschnitte dieselbe Erscheinung hervorgerufen, welche das Insekt erzeugt, und somit das Mittel gefunden, die Zahl und Stellung der Aeste und Zweige beliebig zu ordnen.

Die „europäische Modenzeitung", als technisches Organ der Bekleidungsakademie der Herrengarderobe in Dresden, will von Neujahr 1857 an vierteljährlich eine Liste beigeben, worin alle schlechte Bezahler namhaft gemacht werden. Das Direktorium derselben fordert deßhalb in der Dezembernummer sämmtliche Abonnenten und „Fachgenossen" auf, die Namen dieser Herren mit möglichst genauer Bezeichnung des Vornamens, Heimathsortes, Standes ꝛc. baldigst einzusenden. In diese Kategorie gehören alle, 1) welche aktenkundig zahlungsunfähig sind und an welchen bereits eine gerichtliche Auspfändung vergeblich vollzogen wurde; 2) welche sich heimlich entfernt haben, ohne ihre Gläubiger weder zu befriedigen, noch benachrichtigt zu haben, und nicht ausfindig zu machen sind; 3) welche vor dem Verjährungstermine nach dreimaliger schriftlicher Aufforderung nicht bezahlt und sich auch nicht zur Schuld schriftlich bekannt haben. (Könnte doch manchen Injurienprozeß setzen, wenn's unvorsichtig gebraucht wird!)

Auf Veranlassung der ostindischen Regierung geht ein Sachverständiger nach Südamerika, um Exemplare des Cinchonabaumes, der die Chinarinde liefert, zu sammeln, da man dessen Einführung in Ostindien — nach dem Beispiele von Java — zu versuchen beabsichtigt.

Wort- und Sylbenräthsel.

1.

Mich erräth man bald,
Bin weder warm noch kalt.

2.

Wenn man mein erstes Zeichen streicht
Und stellt ein „W" dafür an diesen Ort,
Ist zu errathen es gar leicht
Für Den, der hat, was sagt alsdann dies Wort.

1. 2.

Bei mir zwar darf der zweiten Sylbe erstes Zeichen doch nicht fehlen;
Der Lösung halber will und darf ich dir ja dieses nicht verhehlen.

Kurz und gut!
Ich nenne dir ein Land;
Ist dir's vielleicht bekannt?

Auflösung des Räthsels in № 7:

Spree — Speer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 9. Dienstag, 20. Januar 1857.

Die Rasenbank.

Dort drüben am schattigen Haine
Da blühte mit köstlichem Duft
Ein Röschen auf grünendem Raine,
Veredelnd balsamisch die Luft.

Dort weilte sie immer so gerne,
Dort war sie so traulich, so weich,
Dort blickte sie oft in der Sterne
Unendlich glänzendes Reich.

Die seligsten Stunden hienieden,
— Dem liebenden Herzen geweiht —
Sie wurden uns dorten beschieden
Als uns're geheiligte Zeit.

Und jetzt ist das Röschen gestorben!
Auch sie schon bedecket das Grab.
Sie hat sich den Frieden erworben,
Mir brach sie das Herze schier ab.

Und drüben am schattigen Haine,
Wo's Röschen so lieblich geblüht,
Dort grünet das Plätzchen, das kleine,
Das mächtig hinüber mich zieht.

Dort schwebt bei der Dämmerung Scheine
Ihr Geist, der mich tröstend umweht,
Mein Busen wird leicht, — doch ich meine,
Im Aug' eine Thräne mir steht.

Ich fühl' ihre liebende Nähe,
Ich sehe ihr bleiches Gesicht:
O himmlischer Vater, ich flehe,
Nimm diese Gefühle mir nicht.

Zweibrücken. K. S.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XIX. In Brighton.

Das Meer rauschte und sang seine ewigen Melodien und ließ seine schaumgesäumten Wogen an das Ufer plätschern; und die hohen Bäume des Parks, der da unweit vom Ufer lag, rauschten dem Meere die antwortenden Melodien der Erde entgegen. Auf den Wogen des Meeres hüpfte und tanzte ein Schiff mit ausgebreiteten Segeln daher, gleich einem Vogel, der mit ausgebreiteten Flügeln auf seinem Neste sich wiegt. Das Schiff legte am Ufer dicht vor dem Park an. Ein Boot löste sich vom Schiffe ab; zwei Matrosen und ein dicht verschleiertes Weib stiegen hinein, und mit kräftigem Ruderschlag führten die Männer das Boot an's Ufer. Das Weib stieg aus, und mit leichtem, schwebendem Schritte glitt sie über den Sand des Ufers dahin und näherte sich dieser kleinen Pforte, welche da am äußersten Ende des Parks in der Mauer sich befand. Sie zog einen Schlüssel aus ihrem Busen, öffnete diese Thüre und schlüpfte hinein in den Park. Sie kannte die Wege und Alleen desselben gar wohl; wie oft war sie Arm in Arm mit dem Prinzen diese schattigen Wege dahingewandelt, das Herz trunken von Liebe, lauschend auf das Geflüster seiner Zärtlichkeit und auf das sehnsuchtsvolle Flöten der Vögel in den duftigen Gebüschen!

Jetzt kam sie zu anderm Zweck! Jetzt kam sie, um von seiner Untreue sich zu überzeugen und dann von ihm Abschied zu nehmen! Dort, in dem Gebüsch, welches die Hinterwand dieser Laube bildete, verbarg sie sich. Da sah sie den Prinzen von Wales um die Ecke des Weges kommen.

Traurig und bleich war sein Angesicht, finster und gefurcht seine Stirne. O, wer hätte es diesem gebeugten Haupt, diesen finsteren Zügen wohl angesehen, daß es das Haupt, daß es die Züge eines Königssohnes waren? Wer hätte in diesem sinnenden, träumenden Manne wohl den glänzenden, übermüthigen, sorglosen Prinzen von Wales wieder erkennen mögen?

Und doch er war es! Er, der Prinz von Wales! Und er kam hierher zu einem Liebes-Rendez-vous! Miß Robinson hatte ihm geschrieben, daß sie nach Brighton kommen wolle, daß er sie hier in der Rosenlaube am Ende des Parks mit der Aussicht auf das Meer erwarten solle!

Der Prinz von Wales erwartete sie also, aber seltsam, — er erwartete sie und dachte doch an eine Andere! Er dachte an Elisa. Er dachte an den Blick, mit welchem sie heute, als er kam, von ihr Abschied zu nehmen, um nach Brighton zu gehen, an den Blick, mit welchem sie ihm Lebewohl gesagt! Dieser Blick wollte nicht aus seiner Erinnerung weichen, dieser Blick hatte sich wie ein bohrender Dolch in sein Herz eingewühlt und sein Gewissen getroffen, wie eine brennende Schmerzensthräne. Dieser Blick zog ihn jetzt wie mit unsichtbaren Liebesbanden zu ihr zurück, und nie hatte er sie inniger geliebt und es lebhafter gefühlt, als in diesem Augenblicke.

Und doch war er hierher gekommen um einer andern Frau willen! Aber indem er sie erwartete, dachte er wie gesagt nicht an sie; indem er sie erwartete, flüsterte er leise vor sich hin: „Ich bin Elisen diese Genugthuung schuldig! Sie soll nicht um mich weinen! Ich habe schon zu viel Wermuth in den Trank ihres Lebens gemischt und ihn verbittert. Jetzt soll sie wieder den goldenen Becher der Freude an ihre Lippen setzen, und diese Lippen sollen wieder lächeln. Ich will sie, nur sie lieben!"

Er verstummte, denn er gewahrte Miß Robinson, die mit leichten, elastischen Schritten die Allee daher kam. Und wie er ihr entgegenschaute, staunte er über ihre reizende Gestalt, ihre zauberhafte, liebliche Schönheit, die ihm strahlender und frischer schien, wie er sie jemals gesehen.

„Sie ist wunderbar schön wie eine Fee!" sagte er leise vor sich hin.

Miß Robinson hatte ihn jetzt gewahrt und begrüßte ihn aus der Ferne. Sofort eilte der Prinz ihr entgegen, begrüßte sie mit glühenden Worten und reichte ihr den Arm, um sie nach der Laube zu führen.

Miß Robinson folgte ihm willig. Aber wie sie in die Laube eintrat, warf sie einen flüchtigen, spähenden Blick nach dem Gebüsch hin. Sie sah, wie sich die Zweige vorsichtig ein wenig öffneten, wie Elisa's schönes Angesicht lauschend hervorschaute.

Mit einem köstlichen Lächeln wandte sich Miß Robinson jetzt dem Prinzen zu, der sie zu dem künstlichen, seidenen Rasensitz der Laube hinführte und auf demselben ungebeten neben ihr Platz nahm. Aber Miß Robinson's scharfem Blicke entging es nicht, daß das Entzücken, mit welchem er sie empfing, nur ein gezwungenes, daß die glühenden Worte der Bewunderung, mit welchen er ihre Schönheit pries, nicht aus seinem Herzen, sondern nur von seinen Lippen kamen, wie eine alte längst gewohnte Melodie, welche man unwillkürlich singt und summt, ohne etwas dabei zu empfinden und zu denken. Sie lächelte und schaute wieder verstohlen zurück in das Gebüsch. Sie sah jetzt Elisa's weißes Gewand durch die Zweige schimmern, sie stand so nahe, daß sie jedes Wort vernehmen mußte, was da in der Laube gesprochen ward.

„Nun," sagte der Prinz lächelnd, „ich habe also meine erste Wette gewonnen, nicht wahr? Sie haben meine flehende und glühende Liebe endlich erhören müssen! Sie haben mir mein Glück bewilligt, sind nach Brighton gekommen und wollen jetzt mit dem Sonnenscheine Ihrer Augen mein Herz erwärmen."

Miß Robinson lächelte. „Hoheit," sagte sie, „ich bewundere Sie! In der That, die Schauspielerin Perdita kann von Ihnen lernen, denn niemals gab es einen talentvollern und genialern Schauspieler, als Sie es sind! Ew. Hoheit haben sich zum Beispiele vorgenommen, mir gegenüber heute den Liebhaber zu spielen, und Sie haben die Stichworte Ihrer Rolle ganz vortrefflich gespielt!"

Der Prinz sah sie erstaunt an. „Sie nennen das eine Rolle, Perdita? Sie glauben also —"

„Daß Sie ein genialer Künstler sind," unterbrach sie ihn, „so genial, daß sich die meisten Frauen von Ihnen täuschen lassen und den Schein für Wahrheit nehmen werden! Aber sehen Sie, Hoheit, ich habe selber zu oft auf den Brettern gestanden und die Liebe gespielt, um nicht Spiel vom Ernst unterscheiden zu können. Ew. Hoheit haben mich indessen um ein Rendez-vous gebeten, und Sie sehen, ich bin gekommen!"

„Aber nur, wie es scheint, um über mich zu spotten?"

„Nein, Hoheit, um Ihnen ein Geständniß zu machen!"

Der Prinz lachte. „Lassen Sie hören," sagte er. „Es gibt nichts Süßeres, als von holden Lippen Geständnisse zu empfangen."

Er wollte seinen Arm um ihre Taille legen, sie wehrte ihn aber sanft zurück. „Sehr gut gespielt, Hoheit," sagte sie mit feiner Ironie, „nur diese Umarmung wäre offenbar zu früh. Hören Sie mein Geständniß! Sie lieben mich nicht und ich —"

„Nun, und Sie?" fragte der Prinz, als Miß Robinson zögernd schwieg.

„Und ich," sagte sie endlich, ihm mit einem reizenden Lächeln fest in die Augen sehend, „ich liebe Sie auch nicht!"

„Bei Gott, ein seltsames Geständniß," rief der Prinz erstaunt, „Sie haben Recht, Perdita, die Umarmung kam zu früh."

„Sie gehörte überhaupt kaum hierher," fuhr Miß Robinson fort, „denn wir sitzen hier nicht zusammen wie Liebesleute, sondern wie zwei Freunde, die einander einmal die Wahrheit sagen wollen. Nicht wahr, mein Prinz, wir wollen das?"

Sie reichte ihm mit einem herzlichen, offenen Ausdruck die Hand dar. Der Prinz nahm sie und drückte sie fest an seine Lippen.

„Wir wollen es, Perdita!"

„Wir haben uns eine kleine Weile Zaubermärchen vorgespielt," sagte sie. „Sie machten aus mir eine Rose, auf der der Schmetterling sich einen Augenblick niederließ, weil er ermüdet war vom Umherflattern."

„Nein, Perdita, nicht weil er ermüdet war," unterbrach sie der Prinz, „sondern weil die Schönheit der Rose ihn bezauberte."

Miß Robinson neigte lächelnd ihr Haupt. „Ich war Ihnen die Rose," sagte sie, „Sie waren mir — die Maus, die ich in die politische Mausefalle enfangen sollte, an der man mich als Lockspeise aufgestellt hatte!"

„O, ich begreife, Sie spielten mit mir, wie alle Welt es gerne thun möchte!"

„Machen wir Dem heute ein Ende, Hoheit! Seyen wir ehrlich mit einander! Sie lieben die Katzen nicht, welche mit dem Sammetpfötchen sanft streicheln und doch blutige Spuren zurücklassen, ich liebe die Mäuse nicht, welche man fangen kann! Geben wir uns also die Hände und sagen wir einander Lebewohl!"

„Nein," rief der Prinz, ihre Hand innig in der seinen drückend, „nein, sagen wir einander guten Tag! Denn der Tag soll anbrechen, der Tag der Klarheit, der Aufrichtigkeit, und wenn Sie mich dessen werth halten, auch der Tag der Freundschaft! Nun, auch ich will Ihnen ein Bekenntniß machen!"

War es der Wind, welcher, während er so sprach, in den Gebüschen hinter ihnen rauschte? Der Prinz achtete nicht darauf, aber Miß Robinson sah, wie Elisa, athemlos vor Erwartung, ihre Gestalt vorwärts beugte, wie ihr Haupt, einer Lilie gleich, aus dem dunklen Laub hervortrat, wie ihre Augen mit einem unaussprechlichen Ausdruck auf den Prinzen geheftet waren.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(Der Stein der Weisen.) Ein probates Recept zur Bereitung dieses Steines ist in folgender Form enthalten:

O	L	D
A	G	P
S	T	M

O bedeutet ora, d. h. bete.
L bedeutet labora, d. h. arbeite, oder rühre dich etwas Gutes zu schaffen.
D bedeutet da, d. h. gib oder theile gern mit, was du hast.
A bedeutet accipe, d. h. nimm oder verschmähe nicht, was Vorsehung oder menschliche Liebe dir freundlich bietet.
G bedeutet gaude, d. h. freue dich Dessen, was Gott bescheert.
P bedeutet patere, d. h. trage mit Geduld, was nicht zu ändern ist.
S bedeutet spera, d. h. hoffe, wenn dir's auch übel geht.
T bedeutet tace, d. h. schweige oder rede nicht zur Unzeit.
M bedeutet memento mori, d. h. denke an den Tod, damit du so lebest, wie du sterbend einst gelebt zu haben wünschen wirst.

Der in der Kommandantenstraße zu Berlin wohnhafte Tapezierer Oppermann hat eine Erfindung gemacht, die namentlich bei der herrschenden Jahreszeit Beachtung verdient. Derselbe macht nämlich Thüren und Fenster statt der bisher verwandten Tuchleisten und Moose mittelst einer einfachen Wollenschnur dergestalt luft- und wasserdicht, daß weder ein Tropfen Wasser, noch irgend eine Spur von Zugluft durch die Ritzen zu dringen vermag. Die Vorrichtung hat vor der bisherigen dieser Art den Vorzug der bei Weitem größeren Billigkeit voraus. Das Geheimniß der Erfindung soll eine Flüssigkeit seyn, mit welcher die Schnur getränkt wird.

Das „Burlington Sentinel", ein Journal des Staates Vermont, macht aufmerksam, wie einträglich für die Neger das Gesetz geworden sey, daß sie vor Gericht giltiges Zeugniß nicht ablegen können. Dieses Privilegium hat ihnen jetzt das Monopol des Branntweinschankes verschafft. Da sie kein Zeugniß abzulegen vermögen, so bedienen sich die Branntweinhändler der Neger als Zwischenhändler zwischen Verkäufer und Verbraucher, da bekanntlich der Verkauf geistiger Getränke in jenem Staate bestraft wird, und die Neger nicht angeben dürfen, von wem sie die Contrebande erhalten haben.

Nach der „Köln. Ztg." bestehen gegenwärtig in der heiligen Stadt Köln 31 Karneval-Gesellschaften.

Anekdote.

Als Kaiser Heinrich IV. von Frankreich in Paris mit dem Landgrafen Wilhelm von Hessen zusammentraf, fragte der Erste den Letztern: „Ihr Deutschen thut wohl daran, zu uns zu kommen, um feine Sitte und Sprache zu lernen; was sollten wir aber wohl von Euch Deutschen lernen?" — Der Landgraf antwortete trocken: „Bescheidenheit, Sire!"

Gemeinnütziges.

(Kein saures Bier mehr!) Um das Sauerwerden des Bieres zu verhindern, geben die Prager „Erinnerungen" an, senke man eine an einem schmalen Zwirnband befestigte Marmorkugel durch das Spundloch des Fasses bis auf den Boden desselben. Da diese Kugel reiner kohlensaurer Kalk ist, so wirkt die freie Säure in dem Maße, als sie sich erzeugt, auf den Marmor ein, wird mithin neutralisirt und verhütet so das Umschlagen und Sauerwerden des Bieres. Der Marmor wird bei diesem chemischen Prozesse, außer wo ihn das Band umschlingt, stark angefressen, das Bier aber bleibt bis zum letzten Tropfen gut und frisch.

Um Eier längere Zeit aufzubewahren, taucht man dieselben einige Augenblicke in heißes Gummiwasser und bestreut sie dann über und über mit gebranntem und feingesiebtem Gyps und kehrt sie ordentlich drin um, trocknet sie und hebt sie auf.

Charade.

(Dreisylbig.)

1.

Mein Erstes nennt ein Thier,
Mein Leser, sag' es mir!
Im Reden nennt man's fein;
Doch nein, laß es noch seyn!
Vielleicht wird es dir klar
Durch's zweite Sylbenpaar.

2. 3.

Das sind wohl nur die Rippen,
Sie bilden Fels und Klippen
Im ungeheuren Weltenbau,
Nach Ost' und Westen du nur schau'.

1. 2. 3.

Da droben im eisigen Nord
Ist ganz allein nur der Ort,
Wo das Ganze sich findet —
Hast du nun es ergründet?

Auflösung des Räthsels in No. 8:

Lausitz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 10. Freitag, 23. Januar 1857.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

Der Prinz, wie gesagt, achtete nicht darauf, er war zu sehr mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, zu erfüllt von Dem, was er im Begriff war, Miß Robinson zu enthüllen.

„Ja," wiederholte er, „auch ich will Ihnen ein Bekenntniß machen! Ich erkenne tief beschämt, wie sehr ich Ihnen Unrecht that, Sie um die Gnade eines Rendez-vous zu bitten, denn ich bin dieser Gnade nicht werth. Ich glaubte einst, Sie zu lieben, aber es war eine Täuschung, wie so mancher Glaube! Ich bat Sie, nach Brighton zu kommen, weil ich hier zu Ihren Füßen mir Vergebung erflehen wollte für diese Täuschung. Sie haben Recht, ich war ein Schmetterling, und Sie waren für mich eine Purpurrose, deren Schönheit und Jugendduft ich mit bezauberten Sinnen einathmete! Aber seit einigen Tagen ist mein Schmetterlingsherz heimgekehrt! Heimgekehrt zu meiner weißen, unschuldsvollen Lilie, heimgekehrt zu meinem Weibe!"

Miß Robinson schaute mit tiefer Rührung in sein Angesicht, das jetzt im Feuer eines edlen Entschlusses strahlte. Elisa stand hinter ihm, die leuchtenden Augen zum Himmel erhoben, mit einem seligen Lächeln auf den Lippen.

Der Prinz fuhr fort: „Elisa hat mir das erhabenste, das größte Opfer gebracht! Sie hat ihre Ehre, ihre Tugend verleugnet, um mir zu dienen! Ich bin ihr dafür wohl das Opfer einer verliebten Caprice schuldig und Sie, Miß Robinson, sind auch viel zu schön und zu geistreich, um zu einer solchen sich bereit zu finden. Sie verdienen ein ganzes Herz und von dem meinen würde immer, selbst in Ihrer Nähe, das beste Theil bei meinem armen jungen Weibe zurückbleiben. Elisa hat sich in ihrer aufopfernden Liebe selbst verleugnet, ich aber will sie niemals mehr verleugnen! Sie hat so viel für mich geduldet, aber sie soll nicht durch mich dulden! Sie ist mein Weib und soll es für immer bleiben!"

„Nein," sagte eine Stimme hinter ihm, „nein, George, sie ist nicht Dein Weib mehr!"

Wie nun der Prinz sich umwandte, schaute er in Elisa's von himmlischer Freude leuchtendes Angesicht.

„Elisa, Du hier?" fragte er staunend.

„Ja," sagte sie, „ich bin hier, ich komme, um Abschied zu nehmen!"

Der Prinz fuhr empor, und sich Elisa nähernd und sie fast ungestüm in die Laube ziehend, rief er heftig: „Nein! das darf, das soll nicht sein! O Perdita, stehen Sie mir bei und wiederholen Sie ihr, was ich Ihnen gesagt habe! Machen Sie, daß sie an meine Liebe, meine Standhaftigkeit, meine Treue glaubt!"

Miß Robinson schüttelte traurig ihr Haupt. „Kein Mensch," sagte sie feierlich, „kein Mensch kann entscheiden zwischen ihr und Ihnen! Was Sie Beide einander sagen können, das darf Niemand außer Gott zum Zeugen haben. Ich ziehe mich also zurück!"

Und indem sie sich mit eiligen Schritten entfernte, flüsterte sie leise vor sich hin: „Jetzt will ich sehen, ob Graf Fox mein anonymes Briefchen erhalten hat und ob er sich pünktlich hier einfinden wird!"

XX. Ein letztes Lebewohl.

Sie waren allein! Sie standen einander gegenüber mit hochklopfenden Herzen, aber nicht glückselig

„Du willst mich also wirklich verlassen?" fragte George nach einer langen Pause. „Warum willst Du es? Sprich zu mir, Elisa! Sage mir die Wahrheit! Wir sind allein! Niemand ist bei

uns, als Gott allein, derselbe Gott, der einst die Liebesschwüre hörte, die Du mir gelobtest!"

„Derselbe Gott, der sie jetzt verworfen hat," sagte sie mit fester Stimme. „Denn ich, ich bin nicht mehr Dein Weib, George! Sie haben uns getrennt, und so verhülle ich denn mein Haupt und gehe fort in die Welt, in die Einsamkeit."

„Nein, ich lasse Dich nicht," rief er, sie heftig an sich ziehend. „Du mußt bei mir bleiben! Was auch die Menschen sagen mögen, Du bist mein Weib, und wenn es seyn muß, werde ich Dich selbst wider Deinen Willen an meinem Herzen festzuhalten wissen. O, sie hatten mich so matt gehetzt mit der Misère ihrer Erbärmlichkeit, diese Menschen, daß ich vorhin in der Verzweiflung meiner Seele sogar einen Moment daran dachte, Dich aufzugeben; aber wie ich das nur dachte, fühlte ich auch, wie grenzenlos ich Dich liebe, und daß ich Dich nimmer lassen kann!"

„Es ist zu spät," sagte sie traurig. „Wir können doch nicht mehr zurück in die schönen unschuldsvollen Tage unserer Liebe, George! Der heilige Traum ist ausgeträumt! Laß uns das Erwachen nicht mit sündigen Gedanken entweihen! Als Du mich an Dein Herz zogst, da träumtest Du von einer Welt, in welcher die Liebe das Vorurtheil besiegen könnte; als ich mich selig an Dein Herz schmiegte, da dankte ich Gott nur für mein Glück und dachte an Nichts als an Dich, kaum an eine Zukunft, kaum an ein ewiges Leben, denn Deine Liebe war meine Zukunft und meine Seligkeit! Das Alles ist nun vorüber, George! Ich weiß, daß Alles endlich ist und enden muß, selbst die Liebe! Wir sind getrennt, George, und müssen es bleiben!"

Und sie wandte sich ab, um die Thränen nicht sehen zu lassen, welche langsam über ihre Wangen niederrollten.

Aber der Prinz hatte sie gesehen und sein Herz war in dieser Stunde heiligen Ernstes voll, wie nie zuvor. „Nein, Elisa," sagte er tief ergriffen von ihrer sanften Entschlossenheit, „wir werden uns nicht trennen! Ich habe schwer an Dir gefehlt, aber ich will wieder gut machen, will Dich versöhnen! Entsagen wir der Welt, in der das Vorurtheil die Liebe tödten will! Komm, Elisa! Sie sagen, der Prinz von Wales habe nicht das Recht, das Weib, welches er liebt, zu heirathen! Ich aber sage Ihnen, mehr als der Prinz gilt der Mann, und dessen Rechte und Freiheiten will ich mir bewahren! Wenn ich dann zwischen einem Thron und Dir wählen muß, nun so wähle ich Dich! Denn Du bist meine Hoffnung, meine Jugend, mein Glück und meine Liebe! Ich bleibe bei Dir, Elisa! stoße mich nicht zurück. Sieh, meine Arme sind geöffnet, Dich zu umfangen! Komm, lege Dich an mein Herz, laß uns hinauswandern in die Welt. Sie ist so groß und schön, wir werden schon ein Plätzchen finden, wohin wir uns flüchten wollen mit unserer Liebe! Komm, Elisa!"

Er breitete die Arme nach ihr aus, und sie, überwältigt, bezaubert von diesen Worten, seinem Flehen, sie that einen Schritt vorwärts, — aber dann blieb sie stehen, und die Arme, welche sie schon geöffnet hatte, ihn zu umfangen, gen Himmel hebend, rief sie mit lautem Jammerton: „Ich darf nicht! Mein Gott, Du siehst mein Leiden! Habe Erbarmen mit mir!"

In diesem Moment kam ein prinzlicher Lakai um die Biegung der Allee gerade auf die Laube zu, und hinter ihm sah man die hohe, ernste Gestalt William Pitt's, der mit sicherer Ruhe dem Prinzen entgegen schritt.

„Der Schatzkanzler Graf Pitt," meldete der Diener, „bittet um die Erlaubniß, Ew. königl. Hoheit eine Botschaft des Königs zu überbringen."

„Er ist willkommen," sagte der Prinz, und indem er Pitt einen Schritt entgegen ging, murmelte er leise vor sich hin: „Er kommt als Sieger. Aber er soll mindestens nicht sehen, was ich leide!"

Er zwang sich zu einem heitern Lachen und bewillkommte den Schatzkanzler mit einem fröhlichen Scherzeswort.

William Pitt indessen blieb ernst und gehalten. „Verzeihung, Hoheit," sagte er, sich tief verneigend, „ich weiß, daß ich nicht willkommen bin. Aber ich hatte der Königin gelobt, dies Billet in Ihre eigenen Hände niederzulegen, und ich mußte ihr gehorchen, selbst auf die Gefahr hin, Ihnen mißfällig zu seyn."

Er reichte nun dem Prinzen ein Schreiben dar, welches dieser erbrach und mit hastigen Blicken überflog.

„Von meiner Mutter," sagte er leise vor sich hin, „im Auftrage des Königs! Der König erklärt sich bereit, meine Schulden zu bezahlen, mein Einkommen zu vergrößern, sobald ich mich entschließe, mich zu vermählen! Was liegt mir daran," rief er dann laut, „ob meine Schulden bezahlt werden, ob das Parlament den Namen des Thronerben von England zerfetzt und ihn zu einem elenden Bettler erniedrigt! Nichts mehr von Pensionen und Schuldenzahlen! Ich werde mich nicht vermählen, denn ich bin vermählt!"

„Hoheit," sagte William Pitt ernst, „mein Herz zollt Ihnen Bewunderung für dies Wort, das indeß das Ohr des Staatsmannes nicht gehört haben will! Die Königin hat Ihnen nur geschrieben, was ihr der König dictirte. Durch meinen Mund läßt sie Sie bitten, ja beschwören, Erbarmen zu haben mit dem Unglück Ihrer Familie. In Ihrer Hand liegt es, den König vor einer neuen Krankheit zu bewahren, den König für immer gesund zu machen! Vermählen Sie sich, und die Freude wird ihn heilen! Ihnen das zu sagen, hat mir die Königin aufgetragen! Ich aber füge noch hinzu: Vermählen Sie sich, mein Prinz, nicht blos um Ihres Vaters willen, sondern thun Sie es für Ihr Vaterland, für England! das jetzt isolirt und vereinzelt dasteht, für den Thron, der jetzt mehr als je der festen Stützen und Säulen bedarf!"

„O höre ihn, mein Geliebter!" flehte Elisa, dicht zu dem Prinzen herantretend. „Höre die Stimme Deines Vaters, Deiner Mutter und folge ihr, damit es Dir wohl ergehe auf Erden!"

„Elisa, auch Du?" rief der Prinz schmerzvoll.

„Ueberwinden Sie sich selbst," sagte Pitt feierlich. „Legen Sie Ihr Herz auf den Altar des Vaterlands nieder!"

„Elisa, Elisa!" hörte man jetzt eine Stimme rufen, und um die Biegung des Weges kam der Pfarrer Wyndham hastig dahergeschritten. „Alles ist bereit! Dich ruft die Heimath! Dich ruft Gott!"

„Ja," sagte sie begeisterungsvoll, „mich ruft Gott!" Und sich an den Prinzen wendend und ihre beiden Arme auf seine Schulter legend, schaute sie mit zärtlichem Flehen in sein bewegtes, zuckendes Angesicht.

„Höre mich, mein Geliebter," sagte sie mit sanftem, weichem Ton, „höre die letzte Bitte Deiner armen Elisa! O sey groß, sey gütevoll, wie Du es immer warst! Ueberwinde Dich selbst, erfülle die Bitte Deiner Mutter, Deines Vaterlands! Wenn Du es für sie nicht thun willst, so thue es für mich, für Deine Elisa! Thue es, damit sie mir nicht fluchen, George, damit Deine Mutter dem armen Weibe verzeihe, daß sie Dich geliebt, damit das Volk nicht mein Andenken schmähe, damit es von mir sage: Elisa Fitz-Herbert hat den Prinzen von Wales so sehr geliebt, daß sie die Kraft fand, ihm zu entsagen. Dann, George, dann werden sie mich segnen, und wenn sie Deiner ruhmvoll gedenken, so werden sie auch meiner nicht vergessen!"

Der Prinz drückte sie ungestüm an sein Herz, und seinen Augen, welche noch so selten geweint, entstürzten Thränen. „O holdes, grausames Weib," ächzte er schmerzvoll, „Du stößest mir den Dolch ins Herz und weißt nicht, wie es blutet!"

„Die Liebe des Vaterlands wird der Balsam seyn, der Ihr edles Herz heilt, mein Prinz," sagte der Schatzkanzler.

Der Priester stand mit gefalteten Händen, er hatte, während Elisa sprach, zu Gott gebetet; jetzt senkte er den Blick vom Himmel nieder, und mit vor Rührung zitternder Stimme sagte er: „Komm, meine Tochter, wir müssen fort!"

„Du hörst es," rief sie, „ich muß fort! Gib mir den Trost mit, George, daß Du größer bist, als unser Leid, überwinde Dich, wie ich mich überwunden habe! Laß mich denken, daß England Dir entgegenjauchzt, indeß ich für Dich bete! O George! sage, daß Du Dich vermählen willst, und ich gehe zufrieden fort!"

Er schaute mit einem unaussprechlichen Ausdruck in ihr schönes, strahlendes Angesicht; es arbeitete und zuckte in seinen Zügen, und seine Augen waren noch von Thränen umdüstert. „Wohlan," sagte er nach einer langen Pause, „Du hast gesiegt, Elisa! Ich will Dir gehorchen!"

Er drückte einen langen glühenden Kuß auf ihre Lippen, dann wandte er sich mit ernster, stolzer Miene an Pitt.

„Herr Schatzkanzler von England, sagen Sie Ihren Majestäten, daß ich bereit bin, Ihren Willen zu erfüllen, daß ich mich vermählen will! Nicht aber, weil der König und das Parlament meine Schulden bezahlen wollen, sondern weil ein Engel mein Herz gerührt, weil sich ein Weib für mich geopfert hat, und ich es ihr nicht anders lohnen konnte, als indem ich mich dem Vaterland opferte! Elisa, bist Du jetzt mit mir zufrieden?"

Elisa stieß einen Schrei aus und warf sich mit leidenschaftlicher Innigkeit in des Prinzen geöffnete Arme.

„Gott segne Dich, mein George," flüsterte sie, „habe Dank! habe Dank!" — Und sie küßte seine Augen, seine Lippen, seine Stirn, dann aber richtete sie sich aus seinen Armen empor und trat zurück. — „Jetzt ist es vorüber," hauchte sie leise. „Kommen Sie, mein Vater, lassen Sie uns gehen! Lebe wohl, George!"

Er wollte zu ihr hineilen, sie an sein Herz ziehen, aber sie streckte abwehrend ihre Arme gegen ihn aus.

„Nein," sagte sie gebieterisch, „berühre mich nicht mehr! Wir sind geschieden! Ich bin nicht mehr Dein Weib, ich habe nicht mehr das Recht, Dich zu lieben, aber ich habe noch das Recht, für

Dich zu beten, und mein ganzes Leben wird hinfort ein Gebet für Dich seyn! Lebe wohl!"

Sie reichte dem Priester die Hand, und ohne den Prinzen nur noch ein Mal anzusehen, eilte sie von dannen!

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In Kopenhagen ist der Spazierstock des Königs Friedrich VI., der unter dem Nachlaß des Geheimenraths Dankwarts gefunden wurde, in diesen Tagen auf einer Auction von einer Dame für 101 Thaler erstanden worden.

In Breslau vermählt sich der Liedercomponist u. Violinist Hr. Mertens mit der Gräfin Pückler und der Kantor Hr. Kahle mit der Gräfin Bethusy.

Landwirthschaftliches.

Gegen die verheerende Krankheit des Weinstockes durch ein schimmelähnliches mikroskopisches Schmarozergewächs (Oïdium Tuckeri) hat man häufig und mit gutem Erfolg Schwefel angewandt. Der Gebrauch dieses Mittels ist jedoch, wie natürlich, überall mit Kosten verbunden. Indeß gibt es glücklicher Weise ein sehr wohlfeiles Mittel, dem Uebel zu begegnen. In der Sitzung der Pariser Akademie der Wissenschaften vom 28 Sept. hat Herr Chrestien darauf hingewiesen, daß der Schwefel, obwohl sehr wirksam, doch überhaupt gar keine specifisch-eigenthümliche Kraft gegen das Oïdium besitze. Demnach sey es durchaus nicht der Stoff des Schwefels selbst, welcher der Krankheit entgegentrete, sondern lediglich die Form seiner Verwendung in dem Zustande äußerster Zerkleinerung zu einer höchst feinen, staubartigen Masse, die, wenn man die Reben dicht mit ihr bedeckt, zur Folge hat, daß das winzige Schmarozergewächs an denselben durch Abschließen der Luft erstickt. Andere leicht haftende Stoffe müssen daher, in gleicher Weise angewandt, um so mehr dieselbe gute Wirkung äußern, je mehr sie gleichzeitig die Eigenschaft haben, Feuchtigkeit aus denjenigen Gegenständen, mit welchen sie unmittelbar in Berührung kommen, an sich zu ziehen. Diese Eigenschaft besitzt aber der gewöhnliche feine Chaussee-Staub nicht blos in gleichem, sondern in höherem Grade, als der feinste pulverisirte Schwefel. Ersteren hat daher auch Herr Chrestien bei den erkrankenden Weinstöcken wirklich angewandt und mit ihm ganz dieselbe gute Wirkung erzielt, wie mit dem Gebrauche von Schwefel. Herr Chrestien ist übrigens nicht der Erste gewesen, der ein so einfaches Mittel angewandt hat; denn bei dem Vortrage seiner Auseinandersetzung in der Akademie wurde daran erinnert, daß auch der berühmte Agronom Eugen Robert zu Paris bereits vor drei Jahren Chaussee-Staub gegen das Oïdium benutzt, seine Erfahrung der kaiserlichen Gesellschaft für Ackerbau und Gartenwesen mitgetheilt und die Sache inzwischen aufs Neue bewährt gefunden habe.

Anekdote.

Gustav Adolf von Schweden kannte ein treffliches Mittel gegen die Duellwuth seiner Offiziere. Zwei Hauptleute hatten miteinander Händel bekommen und hielten beim Könige um die Erlaubniß an, sich schlagen zu dürfen, obschon das Duell verboten war. „Ich genehmige euern Zweikampf unter der Bedingung, daß ich dabei zugegen seyn darf," sagte der König. Zeit und Ort wurden abgemacht und zur anberaumten Stunde fand sich der König mit einem zahlreichen Gefolge, worunter auch der Großprofoß des Heeres und zwei Strickreiter (Henkersknechte), auf dem Stelldichein ein. „Nun möget Ihr Euch schlagen, meine Herren," sagte der König zu den beiden Gegnern, „schlagt Euch, bis der Eine auf dem Platze bleibt! den andern soll gleich der Großprofoß hängen lassen." — Die Offiziere reichten sich sogleich die Hände zur Aussöhnung.

Logogriph.

Der Menschen höchstes Gut nennt dir mein Wort,
Doch nimmst du nun das erste Zeichen fort,
Magst du dich gern in seinen Schatten setzen
Und dich im trauten Kreise dort ergötzen.
Das letzte Zeichen weg, du siehst's im Wald,
Im Garten, Hain, in mancherlei Gestalt;
Ein Zeichen fort wirst du's gewiß nicht loben,
Wird sich's am Freund als Eigenschaft erproben.

Auflösung der Charade in № 9:
Spitzbergen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 11. Sonntag, 25. Januar 1857.

Politik und Liebe.

(Fortsetzung.)

XXI. Das Opfer.

„Sie geht!“ rief der Prinz. „Ich sehe sie nicht mehr!“

Und mit einer wilden Bewegung die Hände vor sein Angesicht schlagend, sank er auf die Rasenbank nieder.

William Pitt blieb sinnend und tief ernst am Eingange der Laube stehen. Er hatte sein Haupt gesenkt und blickte gedankenvoll zur Erde nieder.

„Ja,“ sagte er halblaut, „sie geht! Das Hinderniß ist fortgeräumt. Der Prinz wird sich vermählen, England wird Friede haben, und ich — ich bleibe Minister! Meine Feinde sind besiegt!“

„Aber Deine Freunde auch, William Pitt,“ flüsterte eine Stimme neben ihm, und als er das Haupt erhob, schaute er in Miß Robinson's lächelndes Angesicht. Sie war unbemerkt und leise durch die kleine Seiten-Allee gekommen und hatte so William Pitt's Worte vernommen. „Ja,“ fuhr sie jetzt fort, „auch mich hast Du besiegt und mein Herz gewendet, — aber nicht zu Dir hin!“

Sie deutete mit der Hand auf die große Allee hin. „Sieh,“ sagte sie mit einem spöttischen Ausdruck, „dort kommt Fox!“

Sie hatte das so laut gesagt, daß der Prinz es vernommen hatte. Er ließ die Hände von seinem Antlitz gleiten und blickte auf die Allee hin, in welcher in der That der Graf Fox daher geschritten kam.

Miß Robinson sah ihm lächelnd, William Pitt mit Verwunderung entgegen, der Prinz blieb gleichgiltig, theilnahmlos auf seinem Platz.

Jetzt trat Fox in die Laube ein; indem er an William Pitt vorüberschritt, grüßte er ihn mit einem flüchtigen stolzen Neigen des Kopfes und wandte sich dann an den Prinzen: „Verzeihung, Hoheit,“ sagte er langsam und feierlich, „Verzeihung, wenn ich störe! Ich komme, um Abschied zu nehmen!“

„Abschied!“ seufzte der Prinz wie zu sich selber. „Ja, das ist das Wort, mit dem man mich seit einer Stunde tödtet! Alles nimmt Abschied: das Glück, die Liebe und die Freundschaft! Geh, mein Freund, ich halte Dich nicht zurück! Geht Alle fort, laßt mich allein! Ich bin der Prinz von Wales, und wann hätte ein Prinz auch Freunde, die bei ihm ausharren, wenn er nicht glücklich ist!“

„Wenn Ew. Hoheit einst meiner bedürfen,“ sagte Fox, „wenn Sie mich rufen, werde ich immer diesem Rufe folgen. Jetzt aber bedarf mein eigenes, wundgehetztes Daseyn der Einsamkeit und Stille! Leben Sie also wohl, Hoheit! Wenn es wieder gut mit mir steht und ich weiß, daß ich die Kraft habe, alle Schmerzen und Enttäuschungen zu besiegen und zu überwinden, dann kehre ich zurück. — Dann, Herr Schatzkanzler,“ fuhr er fort, sich an Pitt wendend, „dann wird auch der Kampf zwischen uns auf's Neue beginnen, und ich werde Ihnen zeigen, daß meine Niederlagen gegen Sie mich nur gestärkt und gekräftigt haben in der Hoffnung, Sie dennoch einst zu besiegen!“

William Pitt reichte ihm mit einem edlen offenen Ausdruck die Hand dar. „Es komme, wie es komme,“ sagte er würdevoll. „Von Fox besiegt zu werden ist ebenso ehrenvoll, als ihn besiegt zu haben! Ihrer Feindschaft verdanke ich den schönsten Theil von meinem Ruhme, denn Fox hat mich groß gemacht, weil er mich werth hielt, wider mich zu seyn!“

„Dessen werde ich Sie immer werth halten," sagte Fox mit einem zweideutigen Ausdruck, und sich zu dem Prinzen wendend, nahm er von ihm Abschied. Dann verneigte er sich tief und schweigend vor Miß Robinson und wandte sich, um zu gehen.

„Mylord, auf ein Wort!" rief Miß Robinson, und sofort kehrte Fox um und trat zu ihr hin. Sie schaute mit ihrem süßesten Lächeln in sein edles, umdüstertes Angesicht.

„Mylord," sagte sie mit ihrer schönen silberhellen Stimme, „wie war doch gleich Ihr Schwur? Sie wollten Englands größter Redner, Sie wollten Staatsminister seyn und Englands schönste Frau Ihr Eigen nennen?"

„So war es," sagte Fox leise, „doch hier wie überall hat mich der Schatzkanzler Graf William Pitt besiegt, denn ich gehe einsam fort, und er nennt Sie sein Eigen!"

Miß Robinson begegnete seinem trüben Blicke mit einem vollen, süßen Lächeln. „Aber ehe Sie gehen," sagte sie, „schauen Sie mir noch ein Mal fest ins Auge, und dann sagen Sie mir, haben Sie wirklich den Muth, mich für Englands schönste Frau zu halten?"

„Für mich sind Sie es," sagte er fest.

„Und für Sie will ich es seyn," rief sie glühend, und als Fox sie staunend, mit freudestrahlendem Gesicht anschaute, als William Pitt mit einem Ausruf des Schreckens zu ihr trat, fuhr sie fort: „Sie sollen nicht einsam von hier fortgehen! Sie haben mir gesagt, daß Sie mich lieben, und ich wills versuchen, Ihnen das zu glauben! Kommen Sie! Hier ist meine Hand! Auch ich bin der Menschen, der Verhältnisse satt, ich sehne mich nach Einsamkeit, wie Sie! Vielleicht finden wir zusammen, was wir Beide vergeblich suchten, den Frieden und das Glück!"

Sie reichte ihm ihre beiden Hände dar, die Fox mit stürmischer Freude an seine Lippen drückte.

„Perdita," fragte Pitt schmerzvoll, „Du willst mich verlassen?"

Sie entzog dem Grafen Fox ihre Hand und trat dicht zu William Pitt hin. „Mylord," sagte sie leise, „Ihr Herz hat mich schon lange verlassen, das meine riß sich nur langsam los! Sie sind ein großer Staatsmann, Sie verstehen sich sehr wohl auf Politik, doch nicht auf Frauenherzen! Lassen Sie darum fortan die Politik allein Ihre Geliebte seyn; sie ist von Eis, wie Sie, und Ihr Herz läuft nie Gefahr, dabei aufzuthauen! Adieu!"

Sie wandte sich von ihm und reichte Fox ihren Arm. Beide nahmen sie mit stummer Verneigung von dem Prinzen Abschied und entfernten sich dann, Arm in Arm die Allee hinabeilend.

Der Prinz hatte sie gar nicht beachtet, sondern starrte hinaus auf das Meer.

Dort auf den brausenden Wogen des Meeres tanzte ein Schiff mit seinen vollen geschwellten Segeln dahin. Jetzt fuhr es vorüber an dem Ort, wo der Prinz und neben ihm William Pitt standen. Ganz deutlich konnte man in dem hellen Glanz der Sonne erkennen, was auf dem Schiffe sich begab, ganz deutlich konnte man Elisa Fitz-Herbert sehen, welche da auf dem Vordertheil des Schiffes neben dem Priester stand, die Arme nach dem Geliebten ausgebreitet.

„Mylord," sagte der Prinz, sich an Pitt wendend, „Sie haben es erreicht! Sie haben den Jüngling in mir ertödtet, aber den Königssohn in mir erweckt! Hinfort will ich nur daran denken, meinem Vaterland ein treuer Diener, ein gehorsamer Vasall und dereinst ein liebevoller Regent und weiser König zu werden!"

Neben ihm stand William Pitt, und während der Prinz Elisen seinen letzten Gruß hinüberrief, murmelte er leise vor sich hin: „Ich bin allein! Perdita hat mich verlassen!" — Und er versank tiefer in sich selbst. Dann nach einer Pause richtete er stolz sein Haupt empor, und sein Antlitz hatte jetzt wieder seinen energischen, ruhigen Ausdruck angenommen.

„Sie hat Recht gethan," sagte er laut, „für William Pitt ziemt sich die Politik und nicht die Liebe! — Ich will ins Parlament!"

„Und ich will zu meinem Vater gehen!" sagte der Prinz mit einem traurigen Lächeln. „Ich will ihm sagen, daß ich mich vermählen will!"

* * *

Wirklich entschloß sich der Prinz von Wales nach allen diesen Stürmen und Kämpfen, den Wunsch des Königs und des Parlaments zu erfüllen und sich zu vermählen. Dafür übernahm das Parlament die Bezahlung der Schulden, die, wie Croly berichtet, sich auf die große Summe von 642,890 Pfund Sterling, ungefähr vier Mill. Thlr., beliefen, wovon Mr. Neweham, der Wagenfabrikant des Prinzen, allein 40,000 Pfund Sterling bekam. Man sieht, es war ihm wohl zu verzeihen, wenn er, um zu seinem Gelde zu gelangen, jene groteske Intrigue im Verein mit den übrigen Gläubigern des Prinzen aufführte, von welcher Addington berichtet.

Der Prinz von Wales überließ es dem Königspaar, für ihn eine Gemahlin auszuwählen, und

sie wählten also die Prinzessin von Braunschweig, welche indessen dem Prinzen ebenso gezwungen die Hand reichte, als er ihr. Die Politik hatte diese Ehe geschlossen, aber die Politik war doch nicht mächtig genug, um diesen beiden Herzen, welche man an einander kettete, auch die Liebe zu geben. Schon einige Monate nach ihrer Vermählung trennte sich der Prinz von Wales von seiner Gemahlin, welche seitdem ein ziemlich abenteuerliches Leben führte, das endlich zu jenem Processe Veranlassung gab, der im Anfang unseres Jahrhunderts von dem englischen Parlament geführt ward und in ganz Europa von sich reden machte.

Mannigfaltiges.

Die Frauen von Solothurn. Die Frauen und Töchter der Stadt und Umgebung von Solothurn setzten ihren patriotischen Arbeiten für die im Felde stehenden schweizer Wehrmänner sinnige Zusprüche bei.

Zu Hause brav und brav im Feld,
So ist der Held, der mir gefällt,

schrieb die Eine. Einem Paar Handschuhe war ein Zettel beigelegt mit den Worten:

Hier die Handschuhe! — Willst Du die Hand?
So halte Dich tapfer für's Vaterland!

Sie verlangen aber auch Etwas für ihre wärmenden Gaben, die solothurner Frauen:

Laßt sie nicht über den Rhein,
Die preußischen Herrchen stolz und fein.

Und damit dieser Wunsch in Erfüllung gehe, ermuthigt eine andere Geberin:

Wenn es Dich friert an die Hände auch sehr,
Laß nur nicht fallen Muth und Gewehr.

Dann trösten sie auch die lieben Mannen im Felde:

Geht zuerst hinein mit dem rechten Bein,
Dann wird dieser Tag ein glücklicher seyn.

Oder noch besser:

Sey muthig, liebes Bruderherz,
Du kommst zurück noch vor dem März.

Damit die im Felde aber auch wissen, was die Lieben zu Hause machen, begleitet Eine ihre Gabe mit den Worten:

Ich stricke heut' bis Mitternacht,
Hab' gar noch Reime dabei gemacht
Und oft an meinen Schatz gedacht.

Wie man in Solothurn Poesie und Prosa vereint, zeigt folgender Schlußvers:

Wir schicken Dir recht viele Grüße
Und — etwas Warmes an die Füße.

Die englische Regierung wird der Republik Chili zum Dank für den Beistand, der an der dortigen Küste so manchem englischen Fahrzeuge geleistet wurde, ein Rettungsboot zum Geschenke machen, das in seiner Art das vorzüglichste seyn soll, das je gebaut wurde. Bei verschiedenen Versuchen, die mit diesem Boote angestellt wurden, hat es sich herausgestellt, daß, selbst wenn man es gewaltsam umschlagen macht, es sich sofort wieder aufrichtet und binnen zwanzig Sekunden von allem eingedrungenen Wasser befreit, daß 20 Menschen nicht im Stande sind, die eine oder die andere Seite bis an den Rand niederzutauchen, und daß es dem heftigsten Wogenschwall kaum möglich werden dürfte, es zum Umschlagen zu bringen.

Unter den neuesten Theaternachrichten aus den Vereinigten Staaten lesen wir von dem Aufsehen, das eine seltsame Wette daselbst hervorgerufen hatte. Brougham, ein irischer Schauspieler, unternahm es, an demselben Abend in New-York und Philadelphia zu spielen. Wie die Zeitungen behaupten, hat er seine Wette mit Hilfe eines „Doppel-Expreß-Zuges" gewonnen.

Herr Brinslak berechnet die Masse des Salzes, welches im Ocean aufgelöst ist, auf 169,000 Bill. Centner oder 142,000 Bill. Cubikfuß. Diese Masse würde durch eine Salzkugel von fast 650,000 Fuß oder circa 27 deutsche Meilen Durchmesser repräsentirt werden möchte aber leicht in der Wirklichkeit die Größe eines der kleinen Planeten unseres Sonnensystems erreichen.

Die Crinoline ist noch nicht besiegt. Aus Paris wird berichtet, daß sie bereits für die nächsten Feste zu schwellen beginnt, daß daher ihre Herrschaft noch keineswegs zu Ende ist, wenn gleich auch eine an sehr hohem Orte gesprochene Mißbilligung sie zur Mäßigung eingeladen hat. In der That soll Kaiser Napoleon, wenn auch nicht gerade im Ministerrathe, so doch in vertraulicher Unterredung mit seinen Ministern das beliebte Uebermaß in diesem weiblichen Rüstungsstücke beklagt haben. Leider nimmt eine geheimnißvolle und im Geheimen wirkende Macht dasselbe gegen alle Dekrete und Verordnungen in Schutz. In anderen Zeiten erließ man ganz einfache summarische Gesetze über die weibliche Tracht; heutzutage würde eine Intervention der Gesetzgebung in Sachen der weiblichen Unterröcke nichts als einen Aufschrei der Entrüstung von Seite der Frauen, und homerisches Gelächter von Seite

der Männer zur Folge haben. Der einzig wahre Gesetzgeber in Modeangelegenheiten ist der bon sens. Zum Unglück leidet der bon sens in Frankreich an häufigen Verfinsterungen.

Als Beweis für den sinnlosen Unfug, der heutzutage an manchen Orten mit der Kirchenmusik getrieben wird, theilen wir das Programm mit, welches vor kurzem bei einem kirchlichen Feste in Morlaix von dem Musikcorps der Nationalgarde aufgeführt wurde: Introitus: Parademarsch; Offertorium: Ouvertüre zu der Operette „die Holzschuhe der Marquise"; Elevation: Duett aus „Das Schloß des Blaubarts"; Postcommunion: Arie aus „Die Damen von Versailles". Schluß: Phantasie über das Rondo „La Fanchonette". Schade, daß nicht auch zum Schlusse ein „Kehraus" zugegeben wurde.

In der Umgegend von Conteville (Departement Eure, Frankreich) gebar die Tochter eines Fischers, Marie C., die seit einem Jahre mit John D. verheirathet ist, einem Matrosen, gebürtig aus einer englischen Colonie und ein prachtvoller Neger, Zwillinge, ein Mädchen und einen Knaben, welche in den preußischen Nationalfarben zur Welt kamen, denn während das Mädchen die vollkommen schöne weiße Farbe der kaukasischen Race zur Schau trug, glänzt ihr Brüderlein in schönstem Ebenholz-Schwarz.

Heinrich IV., König von Frankreich, gerieth mit einem spanischen Gesandten in Streit. „Wenn der König, Ihr Herr, mit seinen gewaltsamen Eingriffen fortfährt, so werde ich die Waffen ergreifen; man soll mich bald zu Madrid sehen." — „Warum das nicht?" gab der Spanier frostig zur Antwort, „Franz I. ist auch dort gewesen." (Franz der I., König von Frankreich, wurde nämlich in der Schlacht bei Pavia von den Spaniern gefangen und als Kriegsgefangener nach Madrid gebracht.)

Hat Lessing Tabak geraucht? Diese für die deutsche Literatur so wichtige Frage ist endlich zu ihrer endgiltigen Entscheidung gediehen. Die Antwort lautet: Nein. Es war in den zwanziger Jahren, als Ebert, damals Bibliothekar zu Wolfenbüttel und ein starker Raucher, unter Freunden die Meinung vertheidigte, Lessing habe doch geraucht. Das können wir leicht herausbringen, sagte Einer, denn die Magd (die letzte Hausmagd Lessings, Clara Guntelwerner) lebt noch. Sie wurde herbeigeholt, nun eine steinalte Person und schwerhörig. Man fragte Mancherlei, zuletzt ob Lessing geraucht habe. Sie besann sich eine Weile, dann versicherte sie: „Nee, dat weet ick nich, aber sauveel weet ick: he havve nist, he wußte nist un he dochte nist!" (Nein, das weiß ich nicht, daß er geraucht hätte, aber so viel weiß ich: er hatte nichts, er wußte nichts und er taugte nichts.) Er wußte nichts, soll heißen, von Gott und seinem Wort, ist im Volksmund gleichbedeutend mit „er glaubte nichts."

Man schreibt aus **Berlin**: Wir haben über die Wiederkehr der alten Mode in der jetzigen Damentoilette berichtet. Dieselbe Erscheinung tritt in diesem Augenblicke auch in der Herrentoilette hervor. Man sieht das an dem in dem Landsberger'schen Magazin ausgestellten, nach Pariser Modellen angefertigten Ballanzug, namentlich aber am Frack, der in kurzer Taille und in den Schößen der Façon aus den Jahren 1815 — 1817 gleicht, während die Aermel, bisher bekanntlich unten an der Hand sehr weit und an der Achsel glatt jetzt wieder gerade das umgekehrte Verhältniß zeigen. Es sind die aus dem Anfange der zwanziger Jahre bekannten „Gigot-Aermel" (Hammelkeulen-Façon), an der Schulter faltig weit und nach der Hand spitz zulaufend. Was ist nun kleidsamer? Vor einem Jahre würden unsere Elegants diese Frackform höhnisch belacht haben und nach einem Jahre wird mit demselben höhnenden Interdikt unser bisheriger weitärmeliger Leibrock belegt werden.

Der „Volksbote" berichtet aus **Niederbayern** von einem Bauern, der Hasenschlingen gelegt hatte und einmal einen lebendigen Hasen in der Schlinge fand. Da er keine Schnur bei sich hatte, um demselben die Läufe zusammenzubinden, zog er seinen ledernen, reich mit Zwanzigern gespickten Geldbeutel heraus, schlingt mit der ledernen Schnur davon einen Knoten dem Hasen um die Läufe, und macht ihn los. Kaum spürt aber dieser die Freiheit, so macht er einen Satz und noch einen und springt davon. Der Bauer schreit, was er schreien kann um seinen Geldbeutel, aber den nimmt der Hase mit, und der Schlingleger hatte das Nachsehen.

Auflösung des Logogriphs in №. 10:
Glaube — Laube — Laub.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 12. Dienstag, 27. Januar 1857.

Der Grenzwächter.

Ein Sittengemälde aus den Pyrenäen.

1.

Nachstehendes ist eine einfache Geschichte, die nicht darauf Anspruch macht, einen Rath zu ertheilen oder eine bestimmte Meinung zu äußern, die jedoch vielleicht zeigen dürfte, durch welche geheime Verbindung ein sehr starrer, sehr arithmetischer Gesetzesartikel innere und schmerzensreiche Leidenschaften erwecken kann.

Der Tag war so eben angebrochen. Seine ersten Strahlen bekränzten die zackigten Kronen des Gebirges mit einem Lichtstrahle und schienen auf das Thal von B... die letzten Schatten der Nacht und die weißen Dünste des Morgens herabzusenden. Eine Frau öffnete sachte das Fenster einer Hütte, die an der Straße stund, welche das Thal in seiner ganzen Länge durchzieht. Sie warf unruhige Blicke ringsherum; aber die Hügel hatten noch nicht unter der erwärmenden Einwirkung der Sonne ihre neblichten Schleier bis zur Stirne hinaufgeschlagen, wie schöne Sclavinnen, die ihre Reize dem wollüstigen Blicke ihres Sultans blosstellen, und die Frau konnte nichts von dem gewahren, was sie so ängstlich zu suchen schien. Als sie jedoch ihre Augen auf die Stelle unterhalb des Fensters herabsenkte, bemerkte sie einen schlafenden Menschen, der sich an die Wand des Hauses angelehnt hatte: da stößt sie einen leichten Schrei des Erstaunens aus, kommt eilends herab, öffnet die Thüre und läuft auf diesen Menschen zu.

Es war offenbar nicht Der, den sie erwartete, denn bei seinem Anblicke blieb sie stehen. Ebensowenig aber war es ein Fremder, denn so bald sie ihm nahe genug gekommen war, um ihn näher betrachten zu können, hatte sie plötzlich die Blicke niedergeschlagen und die Hand auf ihr Herz gelegt, als ob ein lebhafter Schmerz sie betroffen hätte; sie ist unbeweglich geblieben und hat mit wehmüthigem Erstaunen die Worte geflüstert: „Es ist Gaspard.“

Die Röthe, die sich über die Wangen der jungen Frau ergießt, sagt noch mehr als ihre Worte, wie sehr sie dieser Anblick bestürzt hat, und die langsame und traurige Bewegung, mit der sie sich umwendet, um in ihr Haus zurückzukehren, läßt unschwer erkennen, daß sie bei ihrer Entfernung einer allgewaltigen, aber mit Wehmuth erfüllten Pflicht gehorcht.

Ehe übrigens diese Bewegung vollständig ausgeführt war, hat Jeannette ihre Augen wieder erhoben, ihr Kopf war der Wendung ihres Körpers meist gefolgt, und sie hat Gaspard mit jenem milden und falben Blicke der Frauen des südlichen Frankreichs angeschaut, der das, was er betrachtet, zugleich erfaßt und durchfliegt.

Ja, das ist Gaspard, mit seinen schönen schwarzen Haaren, die sich in Ringeln unter seiner rothen, wollenen Mütze hervorstehlen, deren Zipfel auf seine Schulter herabfällt. Er ist es mit seinem schönen Gesichte von fünfundzwanzig Jahren — schon blaß und traurig, aber stolz und verachtend; das höhnische Lächeln, das gewöhnlich seinen Mundwinkel zusammenzieht, verbirgt sich selbst im Schlafe nicht. In seiner Hand hält er an beiden Enden den langen Stock, den er besser zu führen weiß, als irgend ein Mann im Gebirge. Seine nackt in den Espadrillen steckenden Füße lassen tiefe Narben sehen, und auf seiner Hemdkrause von feiner Leinwand, die durch eine große goldne Nadel mit einem Ringe zusammengehalten wird, zeigen sich Blutflecken.

Die junge Frau betrachtete ihn lange; es schien sich aber in Folge einer sonderbaren Beklommenheit dieser Blick, der anfänglich auf dem schlafenden Manne geruht hatte, von ihm abzuwenden, ohne ihn jedoch ganz zu verlassen. Jeanette er-

innerte sich nämlich nunmehr, daß Gaspard ihr Bräutigam war, als er zwanzig und sie sechszehn Jahre zählte. Sie erinnerte sich ferner, daß sie, so oft sie, die beide Waisen waren, mit einander zum Tanze gingen, von Jedermann mit einem herzlichen und heitern Willkommen begrüßt wurden; denn alle Beide waren so frisch, so schön, so reizend, daß selbst das gleichgiltigste Herz eine geheime Befriedigung empfand, wenn man sie so, Eines im Arme des Andern, sah. Es war dieß, möchten wir sagen, eine gut veranstaltete, glücklicher Weise eingetroffene Sache, einer jener Zufälle, bei welchen Alles so vollständig zusammenpaßt, daß man sich nur höchlich freut, sie erlebt zu haben. Der Neid selbst verstummte vor ihnen. Welche Frau hätte auch in der That sagen können: „Ich war schöner als Jeannette und sie hat er mir vorgezogen?" Und welcher Mann hätte sagen können: „Ich war mehr werth, als Gaspard, und dennoch hat sie ihn gewählt?"

Darum nun schaute sie ihn also an, der jetzt schlafend, blaß, traurig, blutend dalag, den sie jedoch in ihren Erinnerungen munter, lebhaft, heiter vor sich sah. Süße Erinnerungen der Freude, ihr seyd ohne Zweifel zu einem Gefühle des Bedauerns oder zu Gewissensbissen geworden; denn Thränen stellten sich in den Augen Jeannettens ein; sie ließ sie fließen, ohne sie nur zu fühlen.

Arme Frau! Wie ein von einem unerbittlichen Gläubiger aus dem väterlichen Hause verjagtes Kind ungesehen an einem Abend dahin zurückkehrt, und hier, einen einzigen Augenblick, alle Zimmer durcheilt, die unbedeutendsten Stellen betrachtet, und alle Winkel ausspähet, um da vergangene Erinnerungen oder verlorene Hoffnungen zu suchen, so schien auch Jeannette nur einen einzigen Augenblick sich in die Vergangenheit ihrer jungen Jahre hineingeschlichen zu haben, um sie zum letzten Male zu besichtigen, und hier die Erinnerungen früherer Tage und ihre verlorenen Hoffnungen zu suchen. Und wie das Kind das Glück beweint, das es genossen und das es geträumt hat, so weinte auch Jeannette. Ihre Erinnerungen wurden so schmerzlich, daß nach den Thränen einige bittere Seufzer aus ihrem Herzen emporstiegen; sie legte ihre Hände auf die Brust, um diese Seufzer zurückzudrängen, als plötzlich ein scharfes Pfeifen, das von dem Gipfel des benachbarten Hügels herkam, sie zittern machte.

Dies Pfeifen nämlich hatte sie wohl erkannt: es meldete ihr die Heimkehr ihres Gattens, Jean l'Esperou. Von unaussprechlicher Furcht getrieben, floh sie der Thüre zu, gänzlich vergessend, daß dieses Pfeifen aus der Entfernung von mindestens einer halben Stunde herüberkam, und daß auch ohne diese Entfernung der Morgennebel ihr Vergehen vor Aller Augen verhüllt hätte, denn wir müssen gestehen, Jeannette war eine fromme Gattin, ein ehrbares Frauenzimmer, und sie fühlte wohl, daß sie die Pforte ihrers Herzens erschlossen hatte, um hier für einen Augenblick den aufzunehmen, der früher hier wohnte, und das war vor Gott ein beinahe eben so großes Verbrechen, als vor den Augen der Menschen das wäre, wenn sie Gaspard die Pforte des Hauses geöffnet hätte, in welches sie ihrem Gatten gefolgt war.

Sie machte also einige Schritte, um sich zu entfernen, während sie im Stillen betete, und sich selbst das Versprechen gab, diese Schwäche dem hochwürdigen Herrn Pfarrer Castel zu beichten, dem Pfarrer von B., einem schwachen und frommen Greis, der sie mit seinen Worten aufrecht erhielt, wenn sie ihn auf seinen Spaziergängen an dem Ufer des Baches mit ihrem jungen Arm im Gehen unterstützte.

Schon hatte Jeannette die Schwelle der Thüre berührt, schon war sie im Begriff hineinzugehen, als ein neues, noch schärferes Pfeifen sich hören ließ. Ihr Mann kam eilends den Berg herab, in einer Viertelstunde konnte er nur noch wenige Schritte vom Hause entfernt seyn. Bereit, sich zum letzten Male von Gaspard zu trennen, warf sie einen letzten Blick auf ihn. Er schlief, der Unglückliche, er, der sonst so gewandt, so lebhaft, so rasch war; er, dessen Ohr den leisesten Lärm in weitester Ferne vernahm, seine Ursache ausfand, seine Richtung errieth, — er schlief. Er mußte also harte Strapazen überstanden haben. Dieses Pfeifen hatte ihn nicht erweckt, wie das Bellen des Hundes den Hirsch im Gebirge aufjagt; aber l'Esperou wird kommen, und wenn er Gaspard zu Füßen seines Hauses schlafend findet, was wird er thun?

„Gaspard! Gaspard!" rief Jeannette. Gaspard erwachte jählings. Diese Stimme hat ihn betroffen, wie einer jener unerklärlichen Töne, die den Lärmen menschlicher Stimmen, lauten Rufens oder wilder Stürme rein und wohlklingend übertönen. Diese Stimme nämlich hat nicht sein Ohr berührt, das, wie alle seine Sinne, von Schmerz und Betäubung überwältigt, schlief, sie ist zu seinem Herzen gedrungen, das immer wacht, und das sofort Antwort gab.

„Jeannette!" rief er, noch ehe er sie gesehen hatte, während er sich vollends aufrichtete; „Jeannette!" wiederholte er, indem er einen Blick auf

sie warf, aus welchem eine unruhige Freude hervorleuchtete. „Ah! Ihr seyd es, die Frau des l'Esperou," vollendete er, als er sie gewahrte.

Jeannette antwortete nicht, aber sie entfernte sich auch nicht. Nicht als ob sie jetzt auch nur einen einzigen Gedanken für diesen Mann im Herzen gehabt hätte, sondern weil sie nicht wußte, wie sich zurückziehen, wie sie ihm erklären soll, warum sie ihn gerufen, und warum sie ihm Nichts zu sagen hatte. Ein drittes Pfeifen aus der Ferne ertönte. Jean l'Esperou näherte sich, und Jeannette, die nun ihre Augen zu Gaspard erhob, den sie mit traurigem und sonderbarem Wesen anschaute, flüsterte ihm zu: „Ihr hört wohl, Gaspard?"

„Ja, das ist Euer Mann, der von der Jagd auf die Schmuggler zurückkehrt."

(Fortsetzung folgt.)

Eines Tauchers Bericht aus der Meerestiefe.

Aus dem Englischen.

. . . . . Unlängst ging an der wildesten Küste Neufundlands ein Dampfer, der „Marmion", von keinem Fischer in der Nähe gewarnt, jählings zu Grunde. Ohne Zweifel war er auf eine verborgene Klippe gestoßen und im Nu gescheitert. Da die Unglücksstelle keine große Tiefe hatte, so erschien es mir, für einen beherzten Mann, nicht unmöglich, zu diesem Fahrzeuge zu gelangen. Ich besprach den Plan mit meinen Genossen und sie stimmten mir bei. — Ohne Zeitverlust machten wir die nöthigen Vorbereitungen und in Kurzem segelten wir, unserer sechs, unter meiner Leitung, in einem kleinen Schooner nach dem Bestimmungsort. Das Wetter war still und freundlich; wohl gaben im Süden und Osten kleine, verdächtige Wölkchen dem Himmel ein bedenkliches Aussehen, doch das schreckte uns nicht.

Indeß war doch das Wasser so tief, daß keine Mastspitze uns des versunkenen Fahrzeugs Grab anzeigte. Wir mußten uns also einen Operationspunkt auf's Gerathewohl suchen. Dahin flog unser Schooner, und Rimmer — ein Bursche von probehaltigem Muth, den ich mir aus meinen Gefährten zum Begleiter auf dem gefährlichsten Gang auserkoren — und ich legte unsere Taucherrüstung an. Wir drückten die Helme fest, zogen die Hosen stramm an, brachten jeden nöthigen Artikel in Ordnung, die Gewichte wurden angehängt und wir waren fertig.

„Es sieht furchtbar schwarz aus, Berton," sagte Rimmer zu mir.

„Bah! blos ein kleiner Nebel," versetzte ich, „Alles gut!"

„O!" klang es dumpf unter seinem Helm hervor.

„Fertig!" schrie ich ihnen laut zu, was sie aber nicht hören konnten.

Ich gab dann das geeignete Zeichen und wurde über den Schiffsrand geschwungen.

Nieder gingen wir, ich zuerst und Rimmer hart hinter mir. Es dauerte nicht lange und wir hatten den Boden erreicht. Wir fanden uns auf einer scheinbar weiten Fläche, die nach Süden zu senkte und nordwärts hob. Als wir vor uns hinblickten, entstieg der Tiefe ein düstrer, schwarzer Gegenstand, den unser geübtes Auge für einen hohen Felsen erkannte.

Ich winkte Rimmer, auf diesen zuzugehen.

Wie einem zu Muthe ist, der zum ersten Male auf dem Meeresgrund einherschreitet, kann ich nicht sagen. Hier sind tausend Dinge, die selbst Denjenigen, der diesen Gang hundert Mal gewagt, in Erstaunen setzen. Rund um uns liegt die wasserbedeckte Fläche; nur kann hier das Auge nicht, wie in der oberen Luft, weit in die Ferne dringen, denn das Wasser wird bei wachsendem Abstand immer dichter und scheint sich in nebelige Dunkelheit zu verlieren. Außer dem unabläßigen Gurgeln, das die aus dem Brustventil entrinnende Luft und dem Plätschern, das unsere Bewegung durch das Wasser verursachte, war kein Laut zu hören. Wir schritten wacker zu; denn die in der Oberwelt scheinbar so plumpe Rüstung ist hier unten ganz vortrefflich und macht dem eingeübten Träger nicht die geringste Unbequemlichkeit.

Fische in Schaaren waren rund um uns. Fische jeglicher Gestalt und Größe fielen uns in die Augen, wohin sie sich auch drehten. Sie schwammen hurtig neben uns, sie jagten und verfolgten einander in jeder Richtung. Hier tummelte sich ein Schwarm Meerschweine in plumpen Springen, dort stieg ein Nordkaper langsam an die Oberfläche; hier schoß eine Anzahl kleiner Fische über uns weg; dort wiegten sich Seeungeheuer mit gewichtigen Formen träge durch die Fluth. Mitunter versperrten uns drei bis vier den Weg, starrten uns an und blieben so lange auf dem Fleck, bis wir hart an sie herankamen, dann schossen sie pfeilschnell davon.

Während wir auf dem Meeresgrund fortschritten, sahen wir über unsern Häuptern, gleich einem dunklen Gewölk am Himmel, unser Boot auf der

Oberfläche langsam dahinsegeln. Und jetzt, etwa hundert Ellen von uns, ragte die thürmende Gestalt des gagatschwarzen Felsens, den unser Auge zuerst aus der Ferne begrüßt hatte. Noch aber waren wir nicht gewiß, ob das die Stelle sey, wo der „Marmion" gescheitert. Bald aber konnten wir einen runden Gegenstand erkennen; Rimmer stieß mich an und zeigte hin; ich winkte ihm beistimmend und wir gingen rascher vor.

Nach wenigen Minuten kamen wir dem Felsen so nahe, daß der dunkle Gegenstand sich als der Stern des Fahrzeugs erwies, dessen Rumpf hier lag.

Plötzlich stieß mich Rimmer wieder an und zeigte nach oben; der Richtung seiner Hand folgend, sah ich die ganze Oberfläche des Wassers in schäumendem Wallen.

Ein augenblickliches Zittern fuhr mir durchs Herz; es ging aber schnell vorüber. Wir waren in einer gefährlichen Lage. Ein Sturm war im Anzuge.

Sollten wir, dem Gegenstand unseres Strebens so nahe, wieder umkehren? Schon lag er vor uns. Wir waren hart daran. Nein, ich wollte nicht. — Ich gab Rimmer das Zeichen, vorwärts zu gehen und wir hielten unseren Kurs.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Mainz. Für die erste Narren-Sitzung waren 700 Schellenkappen nebst Stern angefertigt, der Andrang von Narren und „solchen, die es werden wollen", aber so groß, daß die benachbarte Krämerschaft ihre papiernen Tutten herausgeben mußte, und noch 300 Theilnehmer in dieser originellen Kopfbedeckung der Versammlung anwohnten.

Die Zahl der den höchsten und höheren Ständen angehörenden Componisten, unter denen Ihre kgl. Hoheit die Prinzessin von Preußen, der Prinz Georg von Preußen, der Herzog von Sachsen-Koburg-Gotha, König Oskar von Schweden, der Kronprinz von Schweden, Lord Westmoreland, Graf von Redern, Fürst Yussopoff, Wielhorsky, General Alexis Lwoff und andere mit Anerkennung genannt werden, befindet sich im Steigen. In Constantinopel ist jetzt auch Ismael Pascha (General Kmety) als Componist aufgetreten.

In Paris werden jetzt sprechende Puppen verkauft. „Es gleicht sich doch Alles in der Welt aus," bemerkt Villemot hierzu in boshafter Weise. „Die Tribune ist stumm, aber die Puppen sprechen. Beeilen wir uns hinzuzufügen, daß sie nichts Aufrührerisches an sich haben. Eine Oppositionspuppe könnte in diesem Augenblicke Glück machen, aber die Puppen sind klug."

Die „Neue Zürcher Zeitung" berichtet, daß die Freiwilligen aus Appenzell, die in St. Gallen eingerückt sind, „noch kein Heimweh empfunden hätten, obgleich sie schon zehn Stunden weit vom Ofen und lieben Vieh entfernt wären." — Das soll Einer mal den Appenzellern nachmachen.

Die Künstler in München werden zwischen dem 6. und 12. Februar wieder ein Maskenfest veranstalten, und zwar soll ein Fest vorgeführt werden, welches die Stadt Antwerpen dem Meister Rubens gab. Nach den Vorkehrungen, die getroffen werden, wird dieses Maskenfest eines der glänzendsten und großartigsten werden.

Warum sagt man immer nur Mutterwitz und nie Vaterwitz? Antwort: Weil, wenn der Mann witzig ist, er erst durch die Frau gewitzigt worden.

Charade.

(Viersylbig.)

Wenn die Erinn'rung dir mit Schmerz die Seele füllt,
Dein Herz gleich einem Flor in Trauer hüllt,
Dann ruf' ich dir das erste Sylben-Paar
Am Abgrund der dir drohenden Gefahr;
Gib länger nicht den öden Bildern Raum! —
O, dürft ich ewig nur dich mit der Dritten nennen,
Dann hält' ich mein Geschick am herrlichsten belohnt,
Und mein Gefühl würd' keine Grenzen kennen,
Weil es so einzig nur in meinem Busen wohnt.
Doch anders fiel mein Loos; die Vierte kam zur Dritten,
Und ewig schmerzt der drückende Verlust.
In Flora's Tempel hör' der Liebe Bitten,
O nimm das Ganze, drück' es an die Brust;
Es gebe ihr die längst gefloh'ne Ruh'
Und leise ruf' mein Geist dir alle Sylben zu.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 13. Freitag, 30. Januar 1857.

Der Grenzwächter.

(Fortsetzung.)

Die Worte Gaspard's und der verächtliche Ton, in welchem sie ausgesprochen wurden, machten Jeannetten erröthen, denn die ihrem Gatten geltende Beleidigung war zugleich ein Vorwurf, der in ihr traurige Erinnerungen hervorrief, und darum antwortete sie:

„Ja, Gaspard, der Jäger kehrt zurück, und vielleicht findet er vor der Thüre seines Hauses das Wildpret, das er im Walde nicht getroffen hat!"

„Nein, Jeannette, es ist kein Schmuggler hier. Gaspard ist um diese Stunde nichts als ein Mensch, der auf der Straße einherzieht und da schläft. Er ist vielleicht ein Vagabund, den die Gensdarmen verhaften können, aber keine Beute des Douaniers. Ich bin auf keinem unrechten Wege."

Dieses Wort schnitt Jeannetten ins Herz. Wer wandelte denn auf unrechten Pfaden, wenn es nicht Gaspard that, und für wen hatte sie in der That Furcht gehegt, als sie ihn erweckte? Sie schwieg, und Gaspard fuhr nun mit jenem Ausdrucke beleidigenden Hohnes fort, den er angenommen, seit ihm Jeannette den l'Esperou vorgezogen.

„Ihr könnt es mir glauben," sagte er; „es gibt hier nichts zu packen für Euern Mann, den Grenzwächter, wofern es nicht etwa diese Waare hier wäre," setzte er hinzu, indem er seinen Stock ergriff. „Wenn er aber das versucht, kann er sich darauf gefaßt machen, sein Protokoll mit Blut zu unterschreiben."

„Was Ihr da sagt, ist grausam," erwiederte Jeannette frostig; „es ist Eurer ganz würdig. Ihr werdet meinen Mann tödten, um mir dafür zu danken, daß ich Euch aufweckte, weil ich glaubte, daß hier Gefahr für Euch sey." ...

„Hast Du es darum gethan, Jeannette?" rief Gaspard, und näherte sich ihr hastig; „Du hast es um meinetwillen gethan?"

„Ich habe es um unserer Aller willen gethan," versetzte die junge Frau mit ihrer angenommenen Kälte. „Ich habe gar kein Verlangen darnach, daß mir ein neues Unglück begegnet."

„Wie, ein Unglück? Und welches Unglück ist Dir zugestoßen? Sind Deine Kinder krank? Hast Du etwas verloren? Ach nein, ich weiß ja, daß sie wohl sind, ich weiß, daß Du glücklich bist, ich weiß, daß alle Deine Tage unter Arbeit mit munteren Scherzen und heitern Liedern verstreichen; es ist Dir kein Unglück begegnet."

Jeannette war Frau; sie ihrerseits hatte wohl begriffen, daß dieser Mann, der von dem anscheinenden Zustande ihres Lebens so genau unterrichtet war, in seinem Herzen ein sehr lebhaftes Vorgefühl von dem hatte, was aus ihr werden mußte; er hingegen hatte sie nicht verstanden, als sie ihm sagte, daß sie ein neues Unglück befürchte; er hatte nicht errathen, was ihr erstes Unglück war, — das Unglück, l'Esperou ihm vorgezogen zu haben. Gaspard war ein Mann, der nichts sah, als die Oberfläche des Lebens und des Herzens, und die unvorsichtigen Worte Jeannettens drangen zu seinem Ohre, ohne ihm weder Hoffnung noch Trost zu gewähren.

„Ihr habt Recht, aber ich weiß, wie sehr Ihr Euch Beide haßt!"

„Und warum?" fragte Gaspard mit Bitterkeit....

Jeannette erröthete: ihr Herz war so voll von der Liebe, die sie einflößte, daß sie wider ihren Willen davon sprach, und ihre Antwort auf die Frage Gaspard's hätte doch lauten müssen: „Er haßt Dich, weil Du mich liebst, und Du hassest ihn, weil ich ihm angehöre." Sie hielt sich jedoch zurück und antwortete:

„Bist Du nicht Schmuggler, und ist er nicht Brigadier der Grenzwache? Ein Streit könnte zwischen Euch entstehen. Du bist tapfer und rachsüchtig, Gaspard, aber Jean ist eben so tapfer und eben so hitzig."

„O ich bin keineswegs so ungerecht, um ihn nicht anzuerkennen, und wenn er es machte, wie wir, und von einem ehrenhaften und tapferen Geschäfte lebte, so wäre er unter Allen der Gewandteste und Unerschrockenste; wir würden ihn, und ich zuerst, als unsern Führer betrachten."

„Ich weiß das," sagte Jeannette, „und er hat Dir diesen Platz zur Ausfüllung überlassen, nicht wahr?"

„O Madame," erwiederte Gaspard spöttisch, — „er hat mir einen andern Platz geraubt, der ihm besser gefiel."

„Ihr habt Euch immer geweigert, in den Zolldienst zu treten," versetzte Jeannette.

„Allerdings," entgegnete Gaspard voll Zorn und Verachtung, „allerdings, obgleich dies der Weg war, um zu Euerm Herzen zu gelangen."

„Ach Gaspard!" seufzte Jeannette, höchst gekränkt von diesen Vorwürfen.

„Ist dies nicht wahr, sag' mir?" rief der junge Mann; hast Du mir nicht, als wir uns heirathen wollten, und unbekümmert um die Liebe, welche Jean für Dich hegte, gesagt: Gaspard, gib Dein Geschäft auf, werde wieder ein friedlicher Mensch, und ich gehöre Dir!? Und weil ich mich dessen geweigert habe, und Jean darauf eingegangen ist, weil ich meinen Kameraden treu geblieben bin und Jean sie verrathen hat — hast Du ihn nicht darum vorgezogen, hast Du ihn nicht deßhalb geheirathet?"

„Ich habe meine Pflicht gethan, Gaspard; ich wollte Dich bestimmen, aus dem Räuberleben herauszutreten, damit Du ein ehrbarer Mann würdest; Du hast aber nicht gewollt, — das war nicht meine Schuld."

Gaspard blieb einen Augenblick unbeweglich und stumm; dann entgegnete er:

„Weder Deine Schuld noch die meinige war es, Jeannette, sondern die des Herrn Castel; er ist es, der Dir gepredigt, der sich Deiner bedienen wollte, um, wie er sich ausdrückte, ein verirrtes Schaf auf den rechten Pfad zurückzuführen; er ist es, der Dich geopfert hat."

„Sprich kein Wort gegen den Geistlichen!" rief Jeannette, „es ist mein einziger Freund."

„Er ists, der Dich zu Grunde gerichtet hat, sag' ich Dir."

„Er ists, der mich wenigstens tröstet," sagte sie.

„Jeannette!" rief von Neuem Gaspard, für den dieses Wort mit einem plötzlichen Lichtstrahl Alles aufklärte, was diese Frau ihm bisher von ihrer Liebe und Verzweiflung bekannt hatte, „Jeannette!"

In dem Augenblicke jedoch, als er ihre Hand ergreifen wollte, ließ sich eine Bewegung in dem Gebüsche hören, und ein Mann von fünfzig Jahren, mit weißen Haaren, sonneverbrannten Zügen, hager und knochig, mit wildem Blicke, erschien hinter ihnen.

„Was machst Du da, verliebter Thor?" rief er; „hast Du nicht den Schrei des Raben gehört? Diese Nacht, als Du mich da oben wachen hießest, weil Du etwas im Thale zu besorgen habest, hatte ich mir gedacht, Dich hier zu finden. Nach dem jedoch, was ich sehe, hast Du nicht vor der Thüre gewacht, und es mußte wohl wärmer gewesen seyn in l'Esperou's Schlafkammer, als auf dem Kamm des Berges, behaglicher hinter einem Bettvorhang, als unter dem Dache der Stechpalmzweigen; angenehmer auf einer Matraze, als auf einem Felsen."

„Was erfrecht Ihr Euch zu sagen!" rief Jeannette.

Sémélaïré!" *) rief Gaspard mit strengem Tone, „ich habe in der freien Nachtluft unterhalb dieses Fensters geschlafen, und erst als sie aus dem Hause heraustrat, hat mich Jeannette aufgeweckt."

„Das mag immerhin so seyn," versetzte der alte Schmuggler, „das ist Eure Sache, und nicht die meinige; was aber jetzt drängt, ist, sich aus dem Staube zu machen. L'Esperou hat Verdacht, man hat die ganze Nacht im Gebirge gestreift, und die Grünröcke kommen so eben heim!"

„Um so besser!" rief Gaspard; — „sie werden müde seyn, während wir ausgeruht haben; sie werden schlafen, während wir auf den Beinen sind."

„Pah, pah, pah," lachte der Sémélaïré, „Du hast nur Beine von Pappendeckel neben den Hirschfüßen von l'Esperou. Ich habe ihn siebzehn Stunden in einem fort marschiren sehen, ohne anzuhalten. Ich habe gesehen, wie er drei Tage hinter einander arbeitete, ohne zu schlafen. Ich habe endlich gesehen, wie er auf Felsen kletterte, die Du nicht anzuschauen wagen würdest."

„Nun ja, so möge er uns, wenn er den Muth dazu hat, morgen auf dem Wege nachfolgen, den ich diese Nacht entdeckt habe, und es müßte mit dem Teufel zugehen, wenn er nicht seine Beine

---

*) Sémélaïré heißt „Faßbinder" und Gaspard nannte, einer im südlichen Frankreich eingeführten Sitte folgend, seinen Gefährten stets mit dem Namen des Gewerbes, das er betrieb.

dort läßt, und nicht so tief einschläft, daß er nie wieder aufwacht."

„Gaspard!" rief Jeannette.

„Fort, fort, da ist er schon!" sagte der Sémélaïré.

Und ehe noch Gaspard antworten konnte, verschwanden die beiden Schmuggler hinter dem Hause.

(Fortsetzung folgt.)

Eines Tauchers Bericht aus der Meerestiefe.

(Fortsetzung.)

Jetzt erhob sich der Fels vor uns düster und schrecklich. Die rauhen Seiten waren von den Einwirkungen des Wassers zerfressen und an einigen Stellen mit den namenlosen Seepflanzen bedeckt. Wir gingen vorwärts, kletterten über eine Spitze, die von der Klippe hervorstach und — da lag der Dampfer.

Der „Marmion" war senkrecht untergegangen und stand, zwischen den Felsen eingeklemmt, gerade aufrecht wie auf der Werft. Wir rannten hastig heran und erklimmten den Schiffsrand. Da ließ sich im Wasser ein dumpfes Aechzen hören, das uns warnend in die Ohren klang und die drohende Gefahr verkündete. Was zu thun war, mußte rasch gethan werden. Rimmer eilte in die Kajüte, ich in den Kielraum; ich stieg die Leiter hinab in die Zimmermannswerkstätte. — Alles war leer, Alles voll Wasser. Die Wogen des Meeres waren eingedrungen und trieben mit dem Menschenwerk ihr Spiel. Ich ging in den Ladungsraum. Plötzlich ward ich von einem Geräusch auf dem Deck aufgeschreckt. Die schweren Tritte eines Menschen, der in tödtlicher Hast oder in furchtbarster Verzweiflung dahin rennt, trafen mein Ohr. Das Herz schlug mir heftig, denn es war fürchterlich anzuhören, fernab in der schweigenden Tiefe des Meeres.

Bah, es war blos Rimmer.

So rasch wie die Schwere meiner Rüstung erlaubte, stieg ich durch den ersten besten Ausgang, der sich mir darbot, die Leiter hinan und sprang auf's Deck.

Es war Rimmer.

Er kam auf mich zu, umklammerte meinen Arm, drückte ihn krampfhaft und deutete auf die Kajüte. Ich wollte denn hinein. Er stemmte den Fuß vor und suchte mich zurückzuhalten. Er wies auf das Boot und flehte mit den Geberden eines wahnsinnigen Menschen, nach oben zu steigen.

„Ich will hinein!" schrie ich und sprang von ihm weg.

Er schlug die Hände zusammen, wagte aber nicht, mir zu folgen.

Gott im Himmel, was muß da vorgehen, um die Seele eines versuchten Tauchers in dem Grade zu entsetzen? Ich muß mit meinen eigenen Augen sehen.

Ich ging vorwärts. Ich kam an die Kajütenthür. Ich trat in den Vorsaal, sah aber nichts. Ein Gefühl der Verachtung gegen Rimmer beschlich mich. Denn da unten in dem Abgrunde ist nur Schweigen und welch ein feierliches Schweigen! Ich durchschritt den langen Saal. Wie hat der, dachte ich, von dem Geschrei der untersinkenden Passagiere wiedergehallt! Nur der Seemann, der mit solchen Scenen vertraut ist, kann empfinden, was die Seele in solchen Momenten füllt. Ich gelangte endlich an die Hinterkajüte und trat ein.

O Gott im Himmel!

Hätte ich mich nicht mit der krampfhaften Gewalt, die der Todesschreck gibt, an dem Griff der Thüre festgehalten, ich wäre zu Boden gesunken. Ich stand wie angenagelt. Denn vor mir starrte ein Haufen Menschen, Männer und Weiber, erfaßt in dem letzten Todeskampf von den überwältigenden Fluthen; jeglicher an den Fleck gebannt, an welchem der Tod ihn getroffen. Jeglicher war bei dem Ruck des sinkenden Schiffes von seinem Sitze aufgesprungen und Alle hatten sich nach der Thüre gedrängt. Allein das Wasser war schneller als sie. Schau, wie sie in wilder Angst, die Einen sich an den Tisch, die Anderen an die Balken, wieder Andere an die Kajütenwände klammern — und da blieben sie stehen. Noch an der Thüre mußte das Gedränge furchtbar gewesen seyn; hier lagen sie über einander gehäuft; einige auf dem Boden, andere über sie wegrasend, um in wahnsinniger Hast den Ausgang zu gewinnen. Einer hatte über den Tisch zu klettern versucht, war aber darauf geblieben, sich an einen eisernen Pfosten festhaltend. Keiner hatte das, was er mit krampfhaftem Griff gepackt, losgelassen; jeglicher stand und schaute wirren Geistes die Thüre an, — die Thüre, guter Gott, mich! mich! Auf mir hafteten diese angsterfüllten, diese schrecklichen Augen alle! Diese Augen, in welchen das Feuer des Lebens dem Eisglanz des Todes gewichen war. Diese Augen, die gleich den Augen des Wahnsinnigen ausdruckslos stierten.

Diese Verzerrung der Gesichter, in denen sich Angst, Schreck, Verzweiflung, kurz, alle Seelenstürme ausprägten, standen mit den erfrorenen, verglasten Augen in einem um so schrecklicheren Gegensatz. Der Anblick des Menschen auf dem Tische war scheußlicher, als der aller übrigen: das lange, schwarze Haar flatterte ihm aufgelöst um die Schultern und der wilde Kinn- und Knebelbart gaben ihm das grausige Aussehen eines Dämons. Ach, welches Wehe und welche Marter, welch' unsäglicher Todeskampf stand auf diesen verzweifelten Gesichtern geschrieben!

Ich achtete nicht der gefährlichen See, die schon in leichter Aufregung war, als ich den Dampfer betrat. Doch hätte der Sturm mit zehnfach stärkerer Wuth darüber rasen müssen, sollte er hienieden in dieser schauerlichen Tiefe nur einigermaßen merklich seyn. Indeß hatte er allerdings zugenommen und die Bewegung ließ sich auch in dem Abgrunde verspüren. Plötzlich bekam der Dampfer einen Stoß und erzitterte unter dem Wogen-Anprall.

Alle die gräßlichen Gestalten schwankten und stürzten. Die Teufelsfratze auf dem Tische schien straks auf mich einen Satz nehmen zu wollen. Ich floh mit einem Zetergeschrei: ich dachte, sie sind alle hinter mir her. Ich stürzte hinaus, mit dem einzigen Gedanken, davon zu kommen. Ich suchte meine beschwerenden Gewichte abzuwerfen und aufzusteigen. Ich konnte sie nicht losmachen: ich riß daran mit wahnsinniger Heftigkeit, — sie wichen nicht. Die eisernen Klammern waren steif geworden. Eines hatte ich bei dem krampfhaften Winden und Ringen richtig losgerissen; aber das andere hielt mich noch immer nieder. Ich fühlte unter der vergeblichen Anstrengung meine Kräfte und fast alle Hoffnung schwinden und die Schauerscene in der Kajüte lag mit ihrer ganzen Wucht auf meiner Seele.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Unzählig sind die gegen die Seekrankheit angegebenen Mittel; als ein wahres Specificum hat X. Landerer in Athen das Chloroform kennen gelernt. Es stillt in einer Dosis von 10 bis 12 Tropfen unter Wasser genommen (nach dessen Angabe im Novemberheft von Dinglers polytechnischem Journal, welchem diese Mittheilung entnommen), den Brechreiz so gründlich, daß der Seekranke sich nun aufrechthalten kann und das Schaukeln des Schiffes gewohnt wird. Sollte sich neuerdings Uebelbefinden einstellen, so nimmt man wieder einige Tropfen. Auf einer Seereise von Zea nach Athen, wo in Folge eines heftigen Sturmes sämmtliche zwanzig Passagiere des hin- und hergeschleuderten Schiffes die Seekrankheit bis zum Erbrechen bekamen, beobachtete Landerer von dem Chloroform wirkliche Wunderkraft; 6 bis 10 Tropfen beseitigten alle Anfälle, die Seekranken richteten sich nach wenigen Augenblicken auf, setzten sich dem Winde aus und ertrugen nun alle Unbilden des Sturmes leicht. Nur bei zwei Frauen mußte die Dosis wiederholt werden, um sie herzustellen.

Auf einem am 15. Januar stattgehabten glänzenden Ball in den Tuilerien erschienen die Damen zum erstenmale in den neuen Unterröcken von Tulleillusion, welche die ebenso umfangreichen als kostspieligen Nachfolger der Crinolines sind.

Man schreibt aus Wien: „Bei dem alljährlich hier stattfindenden Wäschermädchenball soll heuer von einem Comité von Waschfrauen ein „Wettwaschen" mit den verschiedenen Waschmaschinen, deren es jetzt vier Gattungen gibt, vorgenommen werden."

Charade.

(Viersylbig.)

Die zwei ersten Sylben.
Gar vieler Menschen höchstes Streben
Und stetes Ziel in ihrem Leben,
Ihr einzig Hoffen, Dichten, Trachten,
In Friedenszeit, in blut'gen Schlachten.

Die zwei letzten Sylben.
Die dritt' ist weder lang noch schmal;
Die viert' ein gutes Material.

Das Ganze.
Das Ganz', erbaut mit Kunst und Müh'n,
Erhebt sich hoch auf Felsen, kühn
An eines schönen Stromes Strand,
Beschützend unser Vaterland.

Auflösung der Charade in № 12:
Vergißmeinnicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 14. Sonntag, 1. Februar 1857.

Der Grenzwächter.

(Fortsetzung.)

2.

Jeannette war an der Thüre der Hütte stehen geblieben. Ihr Herz pochte stürmisch in ihrer Brust in Folge der Aufregung, die ihr dieses Gespräch und insbesondere der Argwohn des alten Schmugglers verursacht hatten. Sie war so zu sagen der Gegenwart entrückt und in tiefes Sinnen versunken, so sehr waren ihre Gedanken beschäftigt, als ihr Gemahl sich ihr näherte. Es war ein Mann von dreißig Jahren, schöner vielleicht als Gaspard, wenn die Schönheit in dem liegt, was die Kraft und die Entschlossenheit am Menschen bezeichnet. Groß, gut gebaut und mit einem strengen Gesichte begabt, hätte er als Modell für jene Personen mit heftigen Leidenschaften und starren Willensmeinungen dienen können, wie sie uns die moderne Literatur so gerne schildert. Aber so vollkommen er auch für einen Dichter gewesen wäre, so fehlte ihm noch viel für eine Frau, insbesonders für eine Frau des südlichen Frankreichs, die mit der Liebe und Freude im Herzen geboren wurde, obschon hier eine religiöse Erziehung dem Gefühle der Pflicht und der Resignation die Oberherrschaft sicherte. Der stolze Blick von Jean l'Esperou konnte, — das fühlte man wohl, — sich nicht zu einer Bitte herablassen, sich nicht zu einem Lächeln aufheitern; er war starr in seiner Stärke. Jean war ein guter Ehemann, aber sein finsteres Gesicht und seine rauhe Stimme bezeugten das nicht. Seine Frau und seine Kinder fürchteten ihn, und er war vielleicht der einzige, der sich seiner Zärtlichkeit für sie bewußt war.

„Du hast mich gehört, Jeannette?“ fragte er, indem er sie umarmte.

„Ja, ich habe Dein Zeichen erkannt, und wäre Dir entgegengegangen, wenn ...“

„Und Du würdest Dich erkältet haben, und bist jetzt schon ganz starr vor Frost. Gehe hinein, das Feuer ist ohne Zweifel schon angezündet; wir bedürfen dessen, denn ich bringe Dir einen Gast.“

„He, he!“ rief eine Stimme in der Entfernung von wenigen Schritten, „wohin muß ich gehen, wohin?“

„Hierher,“ antwortete Jean.

Alsbald erschien ein Mann, dessen neue grüne Uniform zeigte, daß er erst seit kurzem in den gefährlichen Beruf der Grenzwächter getreten war; er blickte ringsherum und sagte: „Ei, ei, das ist sonderbar! Es ist mir vorgekommen, als hätte ich Jemand auf der andern Seite des Hauses laufen gesehen, und so glaubte ich, daß wir noch nicht an Ort und Stelle seyen.“

Auf eine Frage Jeans, ob Jemand hier vorübergegangen sey, antwortete Jeannette ganz verwirrt, daß sie Niemand gesehen habe.

„Gleichwohl,“ sagte der Douanier, „möchte ich bei dem Worte aller Grampons schwören ...“

„Schwöre nicht, Gensdarme,“ entgegnete Jean, „Du hast zwanzigmal auf unserm Marsch geschworen, daß Du Menschen sähest, während es nur Zweige von Buchsbäumen oder Stechpalmen waren; Du hieltest das Echo Deiner eignen Tritte für die Schritte eines Andern. Das rührt eben daher, daß es viel schwerer ist, Douanier zu seyn, als Corporal bei der Linie!“

„Das kommt blos darauf an,“ sagte Grampon, während er sein von Feuchtigkeit genetztes Gewehr abtrocknete. „Es ist allerdings nicht leicht, seine Schritte in drei Tempo's zu machen, wenn man diese Treppen ohne Absätze erklimmt, die Ihr Straßen nennt. Auch bin ich noch nicht ganz gewandt darin, längs dieser darmartigen Fußpfade wie auf dem Seil zu laufen, wobei der rechte Fuß in Verlegenheit ist,

wenn man den linken hinsetzt, so weit überhaupt der Weg geht. Ich gebe zu, daß es da Spitzberge gibt, auf welchen man sich natürlich nicht in voller Schlachtlinie aufstellen würde, und daß man nicht immer den geeigneten Platz hat, um eine Gewehrsalve auf das regelmäßige Kommando „eins, zwei, drei," abzufeuern, aber das wird sich schon geben..."

Er hielt plötzlich in dem Augenblicke stille, wo er sein schußfertiges Gewehr anschlagen wollte, und rief, während er es mit der linken Hand fest hielt: „Ich sage Euch, daß es doch so ist; es steckt hier Jemand, da, in diesem Gebüsche hier. Ich sah etwas sich bewegen... da, gerade vor meinem Gewehr."

„Bah," sagte Jean, „das ist vielleicht eine Gemse, die sich hierher verirrt hat, oder die an der naheliegenden Quelle saufen will. Das wäre ein gutes Essen, wenn man sie gehörig zubereitete."

„Nun ja, Eure Frau soll uns diese da fertig machen."

Und ohne lange zu warten, feuerte er seinen Schuß in der Richtung ab, in welcher er eine Bewegung wahrgenommen hatte.

Jeannette stieß einen durchdringenden Schrei aus und Crampon rief ganz erstaunt über den entsetzlichen Lärmen, welchen sein von Tausend Echo's zurückgegebener Schuß verursachte: „Meiner Treue, welch anhaltendes Feuer für einen einzigen Schuß! übrigens war es gut gezielt und ich will nun sehen, ob die Bestie gefallen ist."

Jean kehrte die Achseln zuckend in das Haus zurück, Jeannette aber blieb blaß und zitternd auf der Schwelle stehen. Die Stimme ihres Gemahls erhöhte ihren Schrecken; dieser rief nämlich aus der Küche mit strengem Tone:

„Was zum Teufel hast Du denn diesen Morgen gemacht, Jeannette, das Feuer noch nicht angezündet, das Frühstück nicht bereit."

Jeannette entschuldigte sich mit der Unruhe, die ihr das Ausbleiben ihres Mannes verursacht habe.

„Schon gut, schon gut!" sagte Jean, „ich bin Dir nicht böse deßhalb. Zünde das Feuer an und zittere nicht so sehr. Man sollte meinen, es sey die erste Nacht, die ich draußen zubringe; Du bist ganz sonderbar diesen Morgen. Nun, was suchst Du denn?... Da ist der Feuerstahl und die Zündhölzchen... Und hier das Reisig. Man meint fast, Du habest den Kopf verloren."

Nun wollte Jeannette die Schuld auf den Flintenschuß schieben, der, wie sie sagte, die Kinder aufgeweckt und den kleinen Paul zum Weinen gebracht habe; hierauf aber erwiederte theilnahmslos der Douanier:

„Daran müssen sie sich gewöhnen; es wird ihnen noch öfters vorkommen, daß sie auf diese Art geweckt werden. Geh' ins Zimmer hinauf und kleide sie an."

In demselben Augenblicke, als Jeannette den Absatz der Treppe erreichte, trat Crampon, einen Zweig in der Hand, zum Hause herein.

„Nun," rief ihm l'Esperou, der das Feuer anblies, entgegen; „hast Du nichts getroffen?.... das ist ärgerlich!"

„Aber doch gestreift," versetzte Crampon, indem er den Zweig zeigte, „an diesem Zweige hier klebt Blut."

„Blut?" rief Jeannette.

„Gemsenblut?" fragte Jean.

„Menschenblut, ich möchte darauf wetten!" versetzte Crampon, während Jean höchlich erstaunt aufsprang. „Ich habe das augenblicklich an den Fußtapfen erkannt, die rings herum eingedrückt sind."

Auf die wiederholte Versicherung Crampon's, daß er in der That die Spuren menschlicher Fußtritte gesehen habe, warf Jean einen hastigen Blick gegen die Thüre, seine Frau aber war bereits in das Zimmer hinaufgegangen. In demselben Augenblicke, als er ihr folgen wollte, öffnete sich die Thüre und Herr Castel, der Geistliche des Sprengels, trat in die Hütte. Bei seinem Anblick entblößte Jean ehrerbietig sein Haupt. Crampon beschäftigte sich damit, sein Gewehr zu putzen, und Jeannette kniete vor dem Bett ihrer Kinder nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Eines Tauchers Bericht aus der Meerestiefe.

(Schluß.)

Wo war Rimmer? Der Gedanke fuhr mir wie ein Blitz durch die Seele. Er war nicht mehr da, er war aufgestiegen. Zwei Gewichte lagen da, welche in schrecklicher Hast abgeworfen schienen. Ja, Rimmer war fort. Ich schaute aufwärts; da schwebte und schwankte das Boot unter den Wogen.

Länger konnte ich hier nicht bleiben und wäre alles Gold von Golkonda in dem Fahrzeuge gewesen.

Zurück also!

Die Furcht lieh meinen Füßen Schwingen. Ich raste die Leiter hinab, durchmaß den Kielraum nochmals mit meinen Schritten und ging bis an die Stelle zurück, wo ich zuerst heruntergestiegen war. Es war finster, — ein neues Schauergefühl durchzuckte mich: — die Fallthüre war verschlossen.

Himmel! war sie von sterblicher Hand zugeschlagen? Oder hat es irgend ein gräßliches Wesen aus der Kajüte gethan? Hat der Satan, der auf mich zusprang —?

Ich eilte in Angst zurück. Hier aber konnte ich nicht bleiben; ich mußte fort, mußte aus dieser Höhle der Schrecken entrinnen. Ich sprang die Leiter hinauf und suchte die Thüre zu heben. Sie widerstand meinen Anstrengungen; — ich stemmte meinen behelmten Kopf dagegen; die Leiter knackte, doch die Thüre wich nicht. Mein starkes Rohr gerieth zwischen die Spalte, ich faßte eine eiserne Barre, die ich als Hebel handhabte, die Thüre hob sich ein wenig, war aber nicht weiter zu bringen. Ich sah mich um und fand einige Holzblöcke, mit deren Hilfe ich die schwere Thüre allmälig hob, und um die gewonnene Oeffnung zu erhalten, schob ich immer einen Block dazwischen. Die Arbeit ging aber langsam und mühselig von Statten; nach einer langen Zeit hatte ich sie kaum vier Zoll gehoben.

Die See wogte stärker und stärker. Das versunkene Fahrzeug fühlte ihre Gewalt und erzitterte. Plötzlich schwankte es über und lag auf der Seite.

Ich rannte umher, irgend einen anderen Ausweg zu finden, um auf das Verdeck zu gelangen; ich fand keinen. Ich kehrte zur Fallthüre zurück, setzte mich in Verzweiflung hin und erwartete den Tod. Ich sah keine Hoffnung zu entrinnen. Es sollte mein Ende seyn.

Allein der Dampfer, von der Fluthen Gewalt geschüttelt, bekam einen Ruck. Er stand nun wie auf der Schaukel und der leiseste Stoß des Wassers war hinreichend, ihn überzukippen.

Er krachte, dröhnte, arbeitete und drehte sich auf seiner Seite herum. Während er nun mit seinem Deck lothrecht auf dem Boden stand, klimmte ich die Leiter hinan und drückte die Fallthüre auf. Ich sprang hinaus und berührte den Seegrund.

Es war hohe Zeit; denn noch einen Augenblick und die Masse schlug noch einmal über.

Mit einer letzten Anstrengung aller Kräfte riß ich an meinen Gewichten, sie lösten sich, brachen, fielen. Im Moment begann ich zu steigen und in wenigen Minuten schwamm ich auf dem Wasser.

Dem Himmel sey Dank! Da wiegte sich das starke Boot mit meinen kühnen wackeren Mannen. Sie spürten, daß ich aufstieg; sie erblickten mich, kamen heran und ich war gerettet.

Nimmer war von dem gräulichen Schauplatz geflohen, als ich in die Kajüte trat, blieb aber in dem Boot, um hilfreich bei der Hand zu seyn. Er ging nie wieder in die Tiefe, sondern wurde Seekapitän.

Ich blieb beim Handwerk, tauche aber nur auf solche Fahrzeuge, deren Schiffsmannschaft gerettet ist.

Ich brauche wohl nicht zu bemerken, daß der „Marmion“ nie wieder besucht wurde.

Mannigfaltiges.

Vor einigen Tagen bekam ein Handelsmann in Graz von einem Freunde aus Marburg (Steyermark) folgendes Schreiben: „Ich kann nicht unterlassen, Dir eine Neuigkeit mitzutheilen, von der nun die ganze Stadt voll ist. Es sind neulich auch hier mit dem Bauernvolke vom Lande Fremde angekommen, die das Landvolk insgemein „Propheten“ nennt. Sie gehen barfuß, schlafen nie in einem Bette, sondern auf bloßem Holze oder Stroh und stehen sehr zeitlich auf. Ihre Nahrung ist gewöhnlich ungekochte Speise, und sie trinken selten etwas Anderes als Wasser. Die meisten von ihnen tragen rothe Bärte und kleiden sich gewöhnlich sehr bunt, oft grell. Sie behaupten, daß ihre Eltern durch Martern umgekommen seyen und daß auch sie ein ähnlicher Tod erwarte; ebenso rühmen sie sich, daß einer ihrer Ahnen für ewige Zeiten in der Geschichte aufgezeichnet ist. Ungeachtet ihrer sonderbaren Lebensweise sind sie doch schon von einigen unserer Herrschaften zur Tafel gezogen worden und viele fanden Geschmack an ihrer Gegenwart. Mit nächster Post will ich Dir über diese Sonderlinge, welche jedoch für die bürgerliche Gesellschaft nicht gefährlich zu seyn scheinen, mehr mittheilen.“ Der Empfänger dieses Briefes legte ihn auf seinen Tisch. Die neugierige Frau desselben bekam dieses Schreiben zu Gesicht und theilte dessen Inhalt Abends bei einer Kaffeepartie ihren Freundinnen mit. Des anderen Tages erzählte man schon in einem Gasthause, in Marburg sey eine neue Sekte entstanden, die auch in Graz bald Anhänger finden werde. Am zweiten Tag war das Gespräch von dieser neuen Sekte schon allgemein und man ver-

wunderte sich, daß noch keine Zeitung dieses so ungewöhnlichen Vorfalles erwähnt hatte. Der Redakteur des Grazer Telegraphen forschte der Urquelle dieser Neuigkeit nach und verfügte sich sodann zu dem besagten Handelsmann mit dem Ersuchen, ihm das Nähere über diesen Gegenstand mitzutheilen. Dieser brach in lautes Gelächter aus und erwiederte unter Vorzeigung des Briefes, sein jovialer, witziger Freund habe ihn auf diese scherzhafte Weise in Kenntniß gesetzt, daß nun auch die Bauern der dortigen Gegend Kapaune zu mästen und in die Stadt zu bringen begännen.

Ein ehemaliger Sekretär Göthe's, Th. Schuchardt, berichtet im „Weimarer Sonntagsblatt" unter dem Titel „Aus Göthe's Arbeitszimmer" von der wunderbaren Leichtigkeit, mit welcher Göthe seine Dichtungen diktirte. Keine Unterbrechung irgend einer Art störte ihn im Flusse seines Vortrags. Auf einer langsamen Fahrt von Jena nach Weimar erzählte Göthe seinem Freunde Meyer den ganzen Roman „der Wahlverwandtschaften" so vollständig, so klar und folgerichtig, als habe er ein gedrucktes Buch vor sich, und doch war noch kein Buchstabe davon niedergeschrieben.

Ueber ein aus alter Zeit stammendes kirchliches Fest in Brüssel schreibt man der „Köln. Ztg." von dort unterm 19. Januar: Von halber Stunde zu halber Stunde erscholl während des ganzen heutigen Tages von allen Kirchthürmen der Residenz feierliches Glockengeläute. Es findet nämlich heute die 750ste Jahreswiederkehr eines altberühmten Festtages, des sogenannten Brüsseler Frauenfestes statt, welcher an die unverhoffte, am 19. Jänner 1107 erfolgte Wiederkehr der unter Gottfried dem Bärtigen, Herzog von Brabant, gegen Palästina ausgezogenen belgischen Kreuzfahrer erinnert. In langen Jahren „sie hatten nicht geschrieben, ob sie gesund geblieben," und die Freude über ihre wundersame Rettung ist heute noch nicht ausgeläutet.

Seit Kurzem werden in Wien Bücher mit Kautschuck gebunden. Der Einband hat wesentliche Vortheile, da die Bände sich leicht aufschlagen lassen, in der gegebenen Lage, ohne Brüche im Rücken zu bekommen, verharren und, wenn sie geschlossen werden, wieder die vorige Lage annehmen.

Es ist bekannt, daß die Milch, welche in großen Städten von den Landleuten zum Verkauf gebracht wird, häufig mit Wasser vermischt ist. Eine solche Vereinigung ist zwar der Gesundheit nicht nachtheilig, es ist aber ein Betrug, der nicht geduldet und bestraft werden muß. Diese Vereinigung mit Wasser läßt sich sehr leicht durch den Milchmesser (Galactometer) erkennen. Eine Betrügerei dieser Art ist im vorigen Monat in Paris vorgekommen und wurde durch den Laktometer erkannt und bestraft, wie das „Journal des Debats" vom 31. Dez. diesen Vorfall in Folgendem berichtet: „Hr. Flammery schickt täglich von Crespière eine Quantität Milch nach Paris, welche abwechselnd bald 1200 bald 1400 Litres beträgt, wie aus seinen eignen Aussagen hervorgeht. Man muß daher annehmen, daß Paris täglich von Crespière 12 bis 1400 Litres Milch erhalte. Der Laktometer hat dieses indessen nicht erwiesen. Letzterer, in einen Topf mit Milch eingetaucht, zeigte No. 2, was eine Vermischung mit Milch mit 25 pCt. Wasser zu hundert Theilen oder den vierten Theil Wasser anzeigt. Der Laktometer, in einen andern Topf mit Milch getaucht, zeigte No. 3, welches die Vermischung mit 75 pCt. Wasser oder zwei Drittel Wasser anzeigt. Das Zuchtpolizeigericht, vor welches Hr. Flammery gestellt wurde, verurtheilte ihn zu 15 Tagen Gefängniß und 300 Fr. Geldstrafe. Wie leicht ließe sich in allen Städten Deutschlands die von den Landleuten zum Verkauf gebrachte Milch vermittelst des Galaktometers durch einen Apotheker prüfen, um den Gehalt desselben an zugesetztem Wasser zu erkennen.

Ein Leipziger Handlungshaus, „dessen Arbeit Gott im verwichenen Jahre besonders gesegnet hat," hat 100 Thaler angewiesen, solche zur Unterstützung bedrängter und vertriebener schleswig-holsteinischer Geistlichen zu verwenden.

Seit einiger Zeit wird in Frankreich ein Fabrikat producirt, wofür nun auch in Dürkheim an der Haardt ein besonderes Etablissement gegründet ist, nämlich aus den Kernen der Trauben einen sehr wohlschmeckenden Kaffee zu bereiten.

Auflösung der Charade in № 13:

Ehrenbreitstein.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken

aktometer erkannt und be-
al des Debats" vom 31.
Folgendem berichtet: „Hr.
von Crespière eine Quan-
welche abwechselnd bald
beträgt, wie aus seinen
geht. Man muß daher
äglich von Crespière 12
erhalte. Der Laktometer
erwiesen. Letzterer, in
ingetaucht, zeigte No. 2,
mit Milch mit 25 pCt.
len oder den vierten Theil
tometer, in einen andern
t, zeigte No. 3, welches
pCt. Wasser oder zwei
Das Zuchtpolizeigericht,
ers gestellt wurde, ver-
n Gefängniß und 300 Fr.
etze sich in allen Städten
Landleuten zum Verkauf



Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 16. Freitag, 6. Februar 1857.

Der Grenzwächter.

(Fortsetzung.)

Als Herr Castel eintrat, zeigte er ein bekümmertes Aussehen. Er setzte sich an der Ecke des Kamines nieder und fragte angelegentlicher als sonst l'Esperou nach dem Befinden Jeannettens.

„Ich weiß nicht, wie sie sich heute befindet," antwortete l'Esperou barsch, „ich habe sie ja kaum zu Gesichte bekommen."

„Es gibt hier offenbar etwas Neues, l'Esperou," antwortete Herr Castel, „denn so habt Ihr mich sonst nicht empfangen und in dieser Weise sprecht Ihr auch gewöhnlich nicht von Eurer Frau."

„Meiner Treu," versetzte l'Esperou, „ich spreche von ihr gerade wie sie ist; auch gibt es in der That etwas Neues, denn als ich diesen Morgen heimkam, war sie ganz verlegen, und Nichts im Hause hergerichtet."

„Und das Frühstück war noch nicht fertig," fiel hier Crampon ein, indem er sein Gewehr in das Kamin hineinstellte, um es zu trocknen, „das hat den Brigadier geärgert. Er hat einen zornigen Magen."

Da einige hingeworfene Worte des Grenzwächters seine üble Stimmung bestätigten, zugleich aber eine andere Ursache derselben ahnen ließen, sagte Herr Castel: „Jeannette ist eine ehrbare Frau."

„Warum vertheidigt Ihr sie denn, wenn ich sie doch nicht anklage?"

„Weil Ihr sie in Eurem Innern anklagt; weil das, was diesen Morgen hier vorgekommen ist, ungerechten Verdacht bei Euch erweckt."

„Es ist also etwas vorgekommen!" rief Jean, indem er aufsprang und sich der Treppe zuwandte, die in das Zimmer führte.

Jeannette war bereits herabgekommen und stund nun, auf das Geländer sich stützend, aufrecht da.

„Ja," sagte sie ihm, „diesen Morgen, als ich mein Fenster öffnete, habe ich zu den Füßen unseres Hauses einen Menschen, im Schlafe daliegend, gesehen. Ich bin hinabgegangen, um mich zu überzeugen, wer es seyn möge."

„Und es war sicherlich Gaspard?" entgegnete l'Esperou.

„Ja," antwortete Jeannette.

„Der schöne Gaspard," bemerkte Crampon, „der Liebhaber der Madame l'Esperou."

Als er jedoch gewahrte, wie sehr diese unvorsichtigen Worte den Brigadier erzürnten, bot er ihm Satisfaction an.

„Ach," versetzte l'Esperou mit düsterem Wesen, „es dürstet mich nicht nach Deinem Blut."

„Aber mein Gott, nach wessen Blut denn?" rief der Geistliche.

„Betrachtet diese Frau, wie blaß sie ist und Ihr werdet es schon wissen," sagte Jean. „Sie hat mich bereits verstanden, — sie, die ihn noch liebt."

„Ich bin unschuldig, Herr Pfarrer," betheuerte Jeannette.

„Ich weiß es, mein Kind, ich weiß es," antwortete der Greis, indem er sich zwischen sie und ihren Mann stellte.

„Aber was haben sie sich während zweier langen Stunden gesagt? denn sie steht um sechs Uhr Morgens auf, und als ich nach Hause kam, war es acht Uhr, und da war er noch hier: Crampon hat ihn entfliehen gesehen."

Nun bat Crampon den Brigadier, sich einen Augenblick zu beruhigen und den unklugen Gedanken nicht unkluge Worte hinzuzufügen. „Ich habe zwar," machte er ihm bemerklich, „vorhin gesagt, daß ich Jemanden vorübergehen gesehen habe, ohne jedoch zu behaupten, daß es der schöne

Gaspard gewesen sey; denn das wäre sehr unvernünftig von mir, da ich ihn gar nicht kenne."

„Wer hat Dir denn gesagt, daß er es nicht gewesen sey?" rief l'Esperou.

„Und wer hat denn Euch gesagt, daß er es gewesen sey?" entgegnete Crampon.

„Ueberdies," fiel hier der Geistliche ein, „war Gaspard nicht allein, als ich ihm zweihundert Schritte von hier begegnete. Der Sémélaïré war bei ihm und Gaspard verband ihn, da er eine leichte Wunde am Arme hatte."

„Schaut," sagte Crampon, „dieser ist es also, den der Brigadier für eine Gemse gehalten hat, und den ich nicht gehörig getroffen habe."

„Wohlan denn!" rief eine Stimme von der Thüre der Hütte aus, „sey bemüht, ihn das nächstemal besser zu treffen, denn er wird Dich nicht verfehlen."

Das war der Sémélaïré, bei dessen Anblicke Crampon sofort auf die Thüre losstürzte. Sémélaïré zog sich auf die Seite zurück; in dem Augenblicke jedoch, als der Grenzwächter über die Schwelle trat, blieb er plötzlich stehen, stieß einen Schrei aus, griff mit den Händen nach seinem Kopfe und stürzte jählings zu Boden. Alle eilten auf ihn zu; der Sémélaïré war verschwunden. Dieser Zwischenfall gab den Gedanken aller Anwesenden eine andere Richtung und man brachte den Grenzwächter in das Innere des Hauses. Er befand sich nur in einem Zustande der Betäubung, denn die Wucht des Hiebes, den ihm der Sémélaïré mit dem Stocke versetzt hatte, war durch den Tschackow geschwächt worden. Crampon kam bald wieder zu sich, benahm sich jedoch einige Zeit wie ein Betrunkener und rief unablässig: „Gut, gut! Sehr gut, sehr gut!" Als er plötzlich wieder zur Besinnung gekommen war, blickte er rings herum, und sobald er den Geistlichen gewahrte, sagte er zu ihm mit unheimlicher Ausgelassenheit: „Herr Pfarrer, Ihr könnt Eier in Euern Spinat einschlagen lassen, denn ich verspreche Euch ein Begräbniß."

L'Esperou schaute den Crampon verwundert an und winkte ihm zu schweigen; hierauf sagte er, indem er wieder ein ruhiges Wesen annahm: „Wenn dieser tapfere Bursche nicht darunter zu leiden hätte, so wäre ich fast froh über sein Mißgeschick, da es mir Zeit zum Nachdenken gegeben hat. Ich habe eingesehen, daß ich ein Narr war. Sie sind offenbar nur wegen Besprechung eines Schmugglergeschäfts hier vorübergekommen."

„Ich glaube nicht, daß hier Contrebande darunter steckt," bemerkte Crampon mit pfiffigem Gesichte.

Jean that jedoch, als ob er das nicht gehört hätte und bat Jeannetten, sowie den Geistlichen wegen seiner Heftigkeit um Verzeihung; hierauf hieß er seine Frau die Kinder holen, um gemeinschaftlich das Frühstück einzunehmen.

Jeannette reichte ihm freundlich die Hand und ging sodann zu den Kindern hinauf.

„Ich bin sehr erfreut, Euch ausgesöhnt zu sehen," hub nun Herr Castel an; „denn die Eintracht thut besonders Noth in einem Hauswesen, wenn schlimme Nachrichten einlaufen."

„Welche schlimme Nachrichten?" rief Jeannette, die nun mit den Kindern zurückkehrte.

„Hat man schlimme Nachrichten zu befürchten," sprach l'Esperou mit einem Ausdruck von Glückseligkeit, die ihm nicht eigenthümlich war, „wenn man solche Kinder hat und eine Frau, wie die meinige?"

„Gerade für Eure Frau und Eure Kinder wäre die Nachricht sehr schlimm, wenn sie sich begründete... Es handelt sich nämlich um einen Gesetzesentwurf."

„Etwa von einem Gesetzesentwurf, der die Grenzwächter abschafft?" fragte Crampon.

„Nein, aber von einem Gesetzesentwurf, wornach, wenn Einer von ihnen im Dienste verwundet wird, und nicht innerhalb zwanzig Tagen an seinen Wunden stirbt, er keine Pension bekommt, auch wenn er unfähig wäre, wieder Dienst zu thun."

„Köstlich, köstlich!" rief Crampon; „das wird herrliche Wirkung thun."

„Welche andre Wirkung glaubst Du," sagte l'Esperou, „als die, ehrbaren Leuten einen so schlecht belohnten Dienst entleidet zu machen?"

„Das wird bewirken," sagte Crampon, — „wenigstens bei mir hat es die Wirkung gethan — daß man, wenn man einem Schmuggler gegenübersteht, ihn schleunigst tödten wird, aus Furcht, er möchte uns verwunden."

„Du hast Recht," versetzte l'Esperou in Gedanken vertieft; „dies ist das einzige Mittel, diesen Galans den Garaus zu machen."

„Welchen Galans?" fragte Crampon.

„Ich wollte sagen, dem Schmuggler!" versetzte l'Esperou.

„Wie mögt Ihr Euch solchen Gedanken hingeben!" sagte Herr Castel; „Ihr wollt also einen Krieg auf Leben oder Tod mit den Schmugglern beginnen."

„Meiner Treu', Herr Pfarrer, man vertheidigt sich, so gut man kann; und fällt man, so ist's um so besser, man hinterläßt dann wenigstens seiner Wittwe und seinen Kindern eine Pension."

Der Geistliche schien verlegen über diese Aeußerung und fuhr fort: „Ohne Zweifel, aber immerhin unter der Bedingung, daß man innerhalb zwanzig Tagen an seiner Wunde stirbt."

„Oh!" sagte der Brigadier, plötzlich ernsthaft werdend, „das ist ja abscheulich!... Eine Frau ohne Pension zu hinterlassen, weil man nicht schnell genug stirbt, das hieße einen zur Desertion zwingen, und wenn ich daran glaubte..."

„Oh!" bat Jeannette, „wenn Du wolltest..."

L'Esperou betrachtete sie einige Sekunden und antwortete sodann: „Nein!... Nein! es ist noch nicht Zeit, wir werden sehen."

Das Frühstück war nun fertig, in demselben Augenblick jedoch, als sie sich niedersetzen wollten, klopfte man an die Thüre; l'Esperou erhielt einen Brief, der mit dem Wappen der Zolladministration gesiegelt war. Der Brigadier las ihn und alsbald ergoß sich eine lebhafte Röthe über sein Gesicht.

„Bei Gott!" rief er, „da sieht man wieder die Vorgesetzten; man plagt sich beinahe zu Tode in seinem Dienste; das sind nun die Complimente, die sie Einem dafür senden."

Auf eine Frage des Geistlichen, was es denn gebe, und auf eine Bemerkung Crampon's, daß der Vorgesetzte immer mißgünstig gegen den Untergebenen sey und daß er selbst einen derartigen Sergeanten gehabt habe, fuhr l'Esperou fort:

„Nun ja, man ist auch bei der Zollwache nicht besser daran. Unsere Vorgesetzten beklagen sich, daß in der verflossenen Nacht drei mit Tabak beladene Maulesel über die Grenze gebracht worden seyen, und schreiben dies einem Mangel an Wachsamkeit von unserer Seite zu. Gleichzeitig benachrichtigt man uns, daß in der Nähe des Städtchens E... in Spanien ein großer Convoi halte, und daß er unverzüglich herüber zu kommen versuchen werde.... Vermuthlich wird ihn, wie ich mir denke, der Sémélaïré anführen."

„Schön, ganz schön! de profundis, Herr Pfarrer!" bemerkte Crampon, während er ein Glas Wein leerte. „Wird wohl Gaspard auch von der Partie seyn?"

„Ich weiß nicht," antwortete l'Esperou, das Haupt senkend; „aber beeilen wir uns, wir müssen ja noch unsere Maßregeln ergreifen!"

Das Frühstück wurde stillschweigend eingenommen und sogleich nach dessen Beendigung ergriffen die beiden Grenzwächter ihre Waffen und gingen hinaus.

Jeannette, die nun allein bei dem Geistlichen geblieben, erzählte ihm den Auftritt, der diesen Morgen zwischen ihr und Gaspard vorgekommen war, und die Liebe, die sie noch in ihrem Herzen bewahrte, brach in diesem traurigen Berichte so lebhaft hervor, daß der Greis unablässig die Augen zum Himmel emporschlug, mit einem wehmüthigen Blicke der Reue über das, was er gethan hatte.

Während dieser Zeit gestunden sich Crampon und l'Esperou gegenseitig ihr Vorhaben, wornach der Erstere den Sémélaïré, der Letztere aber den Gaspard tödten wollte. Zur Erreichung dieses Zweckes machte l'Esperou folgenden Vorschlag:

„Da es uns verboten ist, ohne dringende Nothwendigkeit Feuer zu geben, so wäre es gefährlich, die Sache ganz allein zu versuchen. Wir Beide wollen uns deßhalb dicht bei einander aufstellen; sobald Du den Sémélaïré gewahrst, schieß auf ihn, tödte ihn wie einen Hund, und ich werde vor Gott schwören, daß er Dich angegriffen habe."

„Gut, ganz gut!" antwortete Crampon, schnell auf diesen Plan eingehend. „Und wenn Du dem Gaspard begegnest, bringst Du ihn um wie einen Spatzen, und ich werde vor der Obrigkeit schwören, daß er Dich angefallen habe."

Nachdem sie sich also hierüber völlig verständigt, sagte l'Esperou: „Jetzt gehe auf's Bureau und melde, daß wir fünfzehn Mann auf heute Nacht bedürfen; ich will unterdessen versuchen, die Route aufzufinden, die sie einschlagen wollen."

„Wie wirst Du sie aber erkennen? bezeichnen sie denn ihren Pfad?"

„Sie bezeichnen wohl zehn Wege, um uns zu täuschen, aber sie haben vergessen, daß ich einst einer der Ihrigen war; Gaspard ist nicht umsonst in dieser Gegend; er hat vielleicht einen Weg entdeckt, den ich früher für mich aufbewahrt hatte. In diesem Falle stehe ich Dir für ihn und den Sémélaïré."

„Diese Prophezeihung nehme ich an," sagte Crampon mit bedeutsamem Kopfnicken.

Sie trennten sich. Crampon eilte dem Dorfe B.... zu und l'Esperou vertiefte sich in's Gebirge.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die interessante Reliquie der Gutenbergpresse, welche gegenwärtig im Odeon in München zur Ansicht ausgestellt ist, trägt die Inschrift:

„J. MCDXLI. G."

Gefunden wurde sie im vorigen Jahre zu Mainz beim Umbau des „Hofes zum Jungen", wo er-

muthmaßlich Gutenbergs Druckwerkstätte sich befand. Indeß ist ebenfalls historisch nachzuweisen, daß vor dem Jahre 1450 der Typendruck unbekannt war, und daß im Jahre 1441, der Jahreszahl des aufgefundenen Fragmentes, Gutenberg nicht in Mainz, sondern in Straßburg seinen Wohnsitz hatte. Der scheinbare Widerspruch in diesen Daten löst sich leicht, wenn man auf die Geschichte der Buchdruckerkunst etwas näher eingeht. Gutenberg war in Mainz geboren, in Folge bürgerlicher Unruhen aber ausgewandert und hatte sich vor 1434 in Straßburg niedergelassen. Hier betrieb er mechanische Künste, namentlich das Spiegelmachen und den Tafeldruck von Heiligenbildern. Nach 1444, wie es scheint, kehrte er in seine Vaterstadt zurück und bezog das Haus, in welchem sein väterlicher Oheim, Henne Gensfleich, zur Miethe wohnte, eben den „Hof zum Jungen", wo er, ohne Zweifel mit einem großen Theil der Geräthe und Maschinen, die er schon in Straßburg zum Tafeldruck benutzt hatte, seine Druckversuche fortsetzte und nach einem mit dem Mainzer Bürger Fust abgeschlossenen Gesellschaftsvertrag im Jahre 1450 zum erstenmal mit beweglichen Buchstaben druckte. Das aufgefundene Fragment gehörte demnach einer Presse an, auf welcher Gutenberg in Straßburg seine Holztafeln druckte, in Mainz aber seinen ersten Druck mit beweglichen Typen bewerkstelligte.

Nächste Woche wird in Paris ein neues Blatt unter dem Titel: „Le Monstre" erscheinen. Das Format dieses „Ungeheuers" wird wenigstens um das Dreifache stärker seyn, als das der größten französischen Blätter. Man wird mit einem Exemplar des „Monstre" den umfangreichen Crinoline-Unterrock überziehen können. Der Redakteur ist Leon Lespès, ein abenteuerlicher Kopf und voll industrieller Projecte.

Eine Erfindung des Ingenieurs Herrn Mathes' das Wasser unter seinem Spiegel zu beleuchten, dürfte sich in dieser Beziehung, besonders beim Aufsuchen von im Wasser Verunglückten, sehr nützlich erweisen. Der betreffende Apparat besteht aus einem Glascylinder mit einer Linse, welche parallele Strahlen wirft, mit dem galvano-elektrischen Strahle innerhalb. Wird der Apparat zur Beleuchtung in den Fluß gebracht, dreht man eine Schraube, wodurch die in Kohlenspitzen auslaufenden elektrischen Ströme so nahe zusammenkommen, daß sie glühen und einen Cirkel von 40 Fuß Radius mit Licht ausfüllen. Einen Körper, der sich im Wasser befindet, kann man mit Hilfe dieses Lichtes bis 3 Klafter unter der Oberfläche sehen.

In Görlitz hat man eine der Gourmandie, namentlich der Liebhaberei zu feinen Weinen leidenschaftlich ergebene Diebsbande entdeckt. Schon seit längerer Zeit wirkte eine solche dort mit vieler Schlauheit und für sie günstigen Erfolg, die Görlitzer Weinkeller zu bestehlen, wobei nur bedauert wird, daß die Weinkellerbesitzer ihre unterirdischen Räume so nachlässig verwahrten, daß den trinklustigen Freibeutern ihr Handwerk sehr bequem gemacht wurde. Indessen waren auch mehrere Diebstähle vorgekommen, wobei die Diebe mit Nachschlüsseln die Keller geöffnet hatten. Dies hat nun zur Entdeckung und Aufhebung der ganzen Bande geführt, indem der Anfertiger der Schlüssel sich in die Geheimnisse hatte einweihen lassen, um Alles der Behörde mitzutheilen, welche die Diebe beisammen traf, als sie eben im Begriff waren, bei Nacht die Keller von Neuem zu berauben. Bei den Dieben sollen auch außer den gestohlenen Weinen noch andere Gegenstände gefunden worden seyn.

Nicht die Hanswürste, sondern die sogenannten Mostwürste, welche in diesem Jahre in großer Menge in das Ausland, namentlich nach Paris ausgeführt werden, bilden eine von den Merkwürdigkeiten der ungarischen Stadt Debreczin. Für unsere Hausfrauen bemerken wir, daß, um diese Rarität zu erzeugen, der frische süße Weinmost so lange gekocht wird, bis er sich zu einer Sulze gestaltet. Dann mischt man ihn mit Mandeln, Haselnüssen ꝛc. und füllt ihn gleich den Würsten in Gedärme.

Als dieser Tage in Frankfurt in einer kleinen Gesellschaft die Frage aufgeworfen wurde, warum wohl die Männer durchweg so entschiedene Gegner der Crinoline seyen, gab eine Dame die geistreiche Antwort: weil die Männer den Frauen keinen größeren Platz in der Welt einräumen wollen, als diese bisher schon eingenommen haben.

Auflösung des Räthsels in № 15:

L o c o m o t i v.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 17. Sonntag, 8. Februar 1857.

Der Grenzwächter.

(Fortsetzung.)

4.

Am Abend dieses Tages stieg eine Abtheilung der Zollwächter den Berg hinan, der dem Hause des l'Esperon gegenüber lag; als sie etwa zwei Drittheile der Höhe erreicht hatten, stellte Jean seine Leute so auf, daß sie alle Fußpfade übersehen konnten, die von Spanien nach Frankreich führen, und befahl ihnen, unter keinem Vorwande ihren Posten zu verlassen, selbst dann nicht, wenn sie den Lärmen eines Gefechtes vernehmen sollten. Als Grund dieses Befehles bezeichnete er den Umstand, daß die Schmuggler häufig auf gewisse Stellen hin, eines oder zwei, mit Waaren von unbedeutendem Werthe beladene Maulesel trieben, und daß sie, während man sie unter einem Widerstande festnehme, der schlau darauf berechnet sey, ein Zusammenlaufen sämmtlicher Zollwächter zu veranlassen, auf andern Punkten den eigentlichen Zug mit den Schmuggelwaaren herüberziehen ließen.

Nachdem l'Esperon seine Dispositionen getroffen, fuhr er fort, mit Grampon hinaufzuklimmen. Als er jedoch die Spitze des Berges erreicht hatte, warf er sich rasch links und stieg durch das Gebüsche und die Stechpalmen bis in die Mitte einer tiefen und unter den Höhen, die sie beherrschten, so zu sagen vergrabenen Schlucht hinab. Zu den Füßen dieser Schlucht zog ein Waldstrom hin, dessen Gewässer zwar nicht sehr tief waren, allein die holperichten Felsen, die ihm zum Bette dienten, ließen nicht glauben, daß sich Jemand hineinwagen würde, und der Abhang des Hügels war überdies so steil, daß Grampon sich nur mit großer Mühe aufrecht erhalten konnte und meistens eher auf den Fersen hinunterrutschte, als tief.

Der Mond war aufgegangen und beleuchtete die Landschaft mit einem todten und unbeweglichen Glanze: denn, um die Wahrheit zu gestehen, hat der Mond für die, die ihn anderswo gesehen haben als in den Poesien unserer Versemacher, weder eine weiche, noch eine milde Klarheit; er wirft auf alle Gegenstände ein gerades und scharfes Licht; er zeichnet die Umrisse mit einer frostigen, abgemessenen und schwerfällig festgehaltenen Linie. Bei ihm sehen wir nicht, wie wenn die Sonne am Himmel steht, eine Klarheit, die sich bricht, indem sie zurückprallt, die sich ausbreitet, alles durchdringt und sogar den Schatten erhellt: er hat ein Licht, das herabfällt und an der Stelle, auf die es herabgefallen, unbeweglich schläft.

In dem Augenblicke, als l'Esperon und Grampon an der Stelle anlangten, auf welcher sie stehen bleiben wollten, stand der Mond noch nicht auf dem Kulminationspunkt des Himmels und sandte darum sein Licht noch keineswegs in die Tiefen der Schlucht hinab.

Der Posten, auf welchem sich die beiden Douaniers aufstellten, war nichts anderes als eine kleine in die Abdachung des Berges eingegrabene Höhle; ihr gegenüber befand sich eine Art Esplanade von mehreren Fuß Länge, die als Ruhepunkt dienen konnte. Die schlecht geübten Augen Grampon's übrigens gewahrten nicht, daß sich rechts und links ein Weg hinzog, der kaum einen Fuß breit und mit Moos überwachsen war; er begriff nicht, daß man auf die Stelle, auf der er sich befand, auf andere Weise gelangen könne, als sie es selbst gethan hatten, dadurch nämlich, daß sie durch das Gebüsch sprangen und sich mit Händen und Knieen forthalfen. Sie saßen kaum einen Augenblick auf dieser Esplanade, als sich l'Esperon eilends in die Höhle warf und dem Grampon leise ein Zeichen gab, ihm zu folgen; dieser jedoch, dem das erhabene vor seinen Augen befind-

liche Schauspiel etwas Neues war, blieb einen Augenblick aufrecht an der Stelle stehen, von wo aus man das ganze Thal überschaute, und ließ sich nur durch den dringendsten Befehl l'Esperou's bestimmen, sich neben ihm zu verbergen.

„Verflucht!" sagte der Brigadier, „Du hast vielleicht damit unsern ganzen Plan vereitelt. Die Schmuggler werden auf dem Wege umkehren oder eine andere Richtung einschlagen, wenn sie nur den Wiederschein Deines Gewehres oder die Bewegung eines Schattens gesehen haben. Um diese Stunde regt sich nichts im Gebirge als Menschen, und wenn diese Menschen keine Schmuggler sind, so sind es Grenzwächter."

„Das ist vollkommen richtig," versetzte Grampon; „da ich aber uns gegenüber nichts sich bewegen sah, das einem Menschen gleich gewesen wäre, so begreife ich nicht, wie mich irgend Jemand hier sollte gesehen haben."

„Siehst Du denn nicht, daß wir vom Monde beschienen werden, während die andere Seite sich noch in völliger Dunkelheit befindet? Ich sage Dir, daß sie bereits auf dem Marsche seyn müssen; mach's deßhalb wie ich, und Du wirst ohne Zweifel hören, wie die Hufeisen ihrer Maulthiere auf den Kieselsteinen wiedertönen."

Sie legten sich alle Beide mit dem Ohre auf die Erde; da sie jedoch nichts vernehmen konnten, so fuhr l'Esperou, indem er sich erhob, fort:

„Sie sind weiter vorgerückt, als wir dachten; sie sind den uns gegenüberliegenden Berg heruntergestiegen, haben den Waldstrom überschritten und vermuthlich zieht das Convoi längs eines kleinen sandigen Fußpfades hin, der sein Bette begränzt. Das ist ganz gut für uns, denn von da unten aus konnten sie uns nicht sehen. Uebrigens werden sie noch eine gute halbe Stunde brauchen, bis sie auf den Pfad gelangen, der sie herführt, und eine ganze Stunde, bis sie bei uns sind; darum umwickle die Zündpfanne Deines Gewehres recht gut, damit das Pulver nicht feucht wird, und zieh' Deinen Säbel; denn wenn Du nicht ganz gut getroffen hast, so wird Dir, noch ehe Du an den Griff langen kannst, ein Stockhieb auf dem Kopfe sitzen und Du weißt, wie schwer ein solcher ist."

„Ja, ja, recht gut!" flüsterte Grampon, kam den Weisungen l'Esperou's nach und setzte sich sodann neben ihn auf die Erde nieder.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Liebhaberei.

Frei nach Emile Souvestre von Veltheim.

Vor der Thüre eines Hauses waren Möbel aufgehäuft, wenn man mit diesen Worten die alten Geräthschaften bezeichnen will, welche hier versteigert werden sollten. Ein öffentlicher Ausrufer suchte mit lauter Stimme Käufer herbeizulocken, allein von den Vorübergehenden blieben nur Wenige stehen, und kaum hatten diese Wenigen die hier aufgestellten Gegenstände oberflächlich betrachtet, so setzten auch sie ihren Weg wieder fort. Ja, selbst Bettler gingen ohne neidische Blicke daran vorüber, so daß der Ausrufer, erschöpft von seinen vergeblichen Bemühungen, endlich inne hielt und zu einem kleinen, neben ihm stehenden Manne, auf dessen Habichtsnase eine grüne Brille geklemmt war, kopfschüttelnd sagte:

„Sie dürfen froh seyn, Meister Caverdone, wenn Sie Ihre Kosten herausschlagen, denn ich fürchte, daß in ganz Rom Niemand arm genug ist, um diesen Plunder der Wittwe Pellegrino zu kaufen. Alles, wie es hier liegt, wird keine 3 Dukaten eintragen."

„Und die Unglückliche schuldet mir zwölf!" rief der Kleine, seinen Stock unwillig auf die Erde stoßend. „Ja! zwölf Dukaten, Jacobo, so wahr ich ein Christ bin!... Ja, mehr vielleicht, denn ich schenkte ihrem Manne mein ganzes Vertrauen, ich lieferte ihm Oele, Farben und Pinsel, ohne es zu genau mit den Rechnungen zu nehmen... Wer hätte es aber gedacht, daß er sterben werde, ohne mich vorher bezahlt zu haben!... Aber ich bin zu gut, zu vertrauend!... Ihr seht nun, Jacobo, was dieser armselige Sudler mir für Pfänder hinterlassen hat. Alten Plunder, eine Frau und vier Kinder! Frau und Kinder kann man nicht verkaufen, und das Geräthe hier ist, wie Ihr sagt, keine drei Dukaten werth! Da sieht man nun wieder, wie die armen Leute zu bedauern sind, die etwas haben, von aller Welt werden sie ausgebeutet, betrogen und geplündert."

„Sprechen Sie doch leiser," sagte mit halblauter Stimme der Ausrufer. „Die Wittwe ist hier hinter uns mit ihren Kindern und könnte uns hören; sie würde das, was Sie da sagen, für einen Vorwurf halten, und am Ende, Meister Caverdone, kann doch Pellegrino nichts dafür, daß er das Fieber bekam und starb..."

„Nein," erwiederte Caverdone,... „aber dafür kann er jedenfalls, daß er von mir um zwölf Dukaten Waaren nahm!"

„Er hätte Sie aber ohne Zweifel bezahlt, wenn er am Leben geblieben wäre."

„Das glaube ich selbst!"

„Nun, über was beklagen Sie sich denn nachher?"

„Wie! über was ich mich beklage!" rief der Kleine entrüstet; „darüber eben, daß er nichts hinterlassen hat, um seine Schuld zu tilgen!... Aber so seyd Ihr nun einmal, Ihr Leute aus dem Volke!... Ihr steckt Alle unter einer Decke und seyd Alle gegen uns!... Sollte man nicht meinen, der Todtengräber quittire alle Schulden derer, die er begräbt? Merkt es Euch, Jacobo! man borgt nicht, wenn man fürchten muß, insolvent zu sterben."

„Mein Gott!" sagte der Ausrufer, mit den Achseln zuckend, „die Rechtlichkeit der armen Leute hängt nicht von ihnen allein ab, sondern auch von der Vorsehung. Sie können mit nichts als mit ihrer Arbeit bezahlen, und nimmt ihnen Gott ihre Gesundheit oder das Leben, so sind nicht mehr sie haftbar, sondern Er... Wer weiß, Meister Caverdone, ob Sie mit Ihren zwölf Dukaten nicht Ihren Platz im Paradiese bezahlt haben?"

„Scherzt nicht mit heiligen Dingen," entgegnete Caverdone verdrießlich, „sondern beschäftigt Euch lieber damit, Käufer zu rufen, statt schlechte Witze zu machen!"

Lachend gehorchte Jacobo, während der Alte um die Möbel herumtrippelte, um von Neuem zu berechnen, was er etwa daraus lösen könnte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Herr X., Advokat, befand sich jüngst in seinem Arbeitszimmer im Quartier St. Germain zu Paris, als ein sehr anständiger Herr in den Vierzigern eintrat und ihn allein zu sprechen wünschte. Als er mit dem Advokaten allein war, begann er: Mein Herr, eine äußerst ernste Sache führt mich hierher. Ich will Ihnen in wenigen Worten die volle schreckliche Wahrheit enthüllen. Es kommt vor, daß der ehrenwertheste Mensch plötzlich von Tollheit befallen wird, daß er sich einer jener unbegreiflichen Geistesverwirrungen preisgegeben sieht, die ihn kürzere oder längere Zeit unter die Herrschaft einer fixen Idee stellen. Wehe! wenn dieser Gedanke ein Verbrechen ist, denn er führt ihn aus, er kann nicht anders... Ich war in diesem Fall, mein Herr... Meine bis jetzt ehrenvolle Karriere ist besudelt... Einem Anfall von Wahnsinn erliegend, ergriff ich ein Küchenmesser und mordete meine Frau und meine beiden Kinder. Sie schliefen, als mein Messer sie traf; ihre blutigen Leichen liegen in meiner Wohnung. Noch ist nichts entdeckt. Wenn dies der Fall ist, erwiederte entsetzt der Advokat, vermag ich vorerst nichts für sie zu thun; stellen Sie sich beim Polizeikommissär. Wie, schrie nun der Unbekannte, Sie verweigern einem unglücklichen Verbrecher Hilfe und Beistand? Wären auch Sie, wie so viele Andere, Ihres edlen Berufes unwürdig? Herr X. sah nun, daß er einen Narren vor sich habe. Sie haben Recht, sagte er deßhalb, ich will über Ihre Angelegenheit nachdenken; kommen Sie in einer Stunde wieder. In einer Stunde ist es zu spät; folgen Sie mir auf der Stelle vor Gericht! Bei diesen Worten stürzte sich der Wahnsinnige auf den Advokaten und packte ihn am Rock, um ihn fort zu ziehen. Ich will ja mitgehen, sagte Herr X., lassen Sie mich nur meine Robe anlegen. Der Fremde ließ den Advokaten los und da dieser sah, daß es ihm schwer seyn werde, sich des lästigen Besuches zu entledigen, schickte er geschwind nach dem nächsten Polizei-Sergeanten. Als der Irrsinnige den Agenten der öffentlichen Gewalt eintreten sah, ging er gelassen auf ihn los und sprach ihn mit den Worten der Schlußscene des berühmten Dramas „la Tour de Nesle" an: „Sie kommen, mich zu verhaften... mich! den ersten Minister des Königs?" — „Auf Befehl des Königs!" antwortete, sich gleich dem Kapitäne des Gardes in dem Drama verneigend, der belesene Polizei-Agent, der sogleich verstanden hatte. So lassen Sie uns gehen, erwiederte der Narr und folgte ruhig zum Polizeikommissär, wo seine Familie, deren Wachsamkeit er sich entzogen hatte, ihn sogleich reklamirte.

Der berühmte Bildhauer Dr. Martin Wagner, welcher über achtzig Jahre alt wurde, von denen er 50 in Rom zubrachte, hat der Universität Würzburg seine reiche Sammlung von Kupferstichen, Zeichnungen und Kartons von Albrecht Dürer, sowie außerdem eine Anzahl Vasen, Büsten und Statuen von Marmor und gebrannter Erde, zusammen auf mindestens 100,000 fl. Werth geschätzt, zum Geschenk gemacht.

In Manchester schreitet der Bau der Riesenhalle zur allgemeinen Weltkunstausstellung, welche dort mit dem 1. Mai d. J. eröffnet werden soll, rasch voran und verspricht ein Seitenstück zum Sydenhamer Palaste zu werden. Die Besitzer der ausgezeichnetsten Privatgallerien der drei Königreiche haben ihre kostbarsten Schätze zugesagt, und ebenso reich sollen alle Kunstschulen der Gegenwart vertreten seyn, nach den aus Frankreich, Deutschland und England eingegangenen Anmeldungen. Aber auch die Leistungen des Kunsthandwerks in allen seinen Zweigen aus allen Ländern Europas werden in dieser Ausstellung ihre Vertreter finden.

In einer Grotte des Dorfes Birinde bei Chosateka fließt ein Wasser, welches man den Blutstrom nennt. Die Grotte ist aus Trachitsteinen gebildet. An der Stelle, wo das Wasser entspringt, ist es so dunkelroth, wie das Blut eines frisch geschlachteten Thieres, dabei aber fast geruch- und geschmacklos. Einige Schritte von der Quelle entfernt, verändert sich das Wasser unter dem Einflusse des Lichtes und der großen Hitze jener Gegend. Es riecht wie vermodertes Fleisch und entwickelt einen Gasstoff, in welchem Kohlensäure vorherrschend ist. In Folge dessen zieht es auch die schwarzen Geier und andere fleischfressende Thiere an, die in diesem stinkenden Gewässer ihren Durst löschen. Ein gelehrter Franzose, Jules Rossignoh, hat das Wasser dieses Stromes chemisch zersetzt und Folgendes gefunden: Verdunstet gerinnt es und bildet eine schwammige Masse von schwärzlich-rother Farbe. In einem geschlossenen Gefäß destillirt, bildet es bald, wie alle animalischen Materien, eine zerreibbare Kohle und ein brandig stinkendes Oel. Diese Eigenthümlichkeit und die Farbe rührt von den Myriaden Infusorien her, welche in diesem Wasser leben und dem unbewaffneten Auge unsichtbar sind.

Abd-el-Kader besitzt ein Kameel, das er sehr werth hält, da es Zeuge seiner Jugendjahre, sowie seiner späteren Kämpfe und Siege mit den Franzosen war; dasselbe ist krank und hat es deßhalb der Emir von Brussa nach Paris gesandt, damit es daselbst von den besten Thierärzten behandelt werde. Bei der Reise durch Frankreich machte das mit Wunden bedeckte hinkende Thier, geziert mit reichen Decken und von zwei Arabern geführt, Aufsehen.

Räthsel.

Wir sind unserer zwei und dreißig,
Arbeiten früh und spät recht fleißig,
Ohne Händ' und ohne Füß,
Bitter Dem und Jenem süß.
Wohl Keine ist gesellig von uns Allen,
Dieweil wir häufig durcheinander fallen.
Man ordnet uns geschickt und fein,
Weil wir beisammen müssen seyn.
Fehlt Ein' von uns — wir sind nicht theuer —
So wirft man uns alsbald ins Feuer.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Innsbrucken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 18. Dienstag, 10. Februar 1857.

Der Grenzwächter.

(Fortsetzung.)

„Aber sage mir, Brigadier," hub Crampon an, „wie zum Teufel weißt Du denn gewiß, daß sie hier vorbeikommen werden?"

„Weil ich die verabredeten Zeichen erkannt habe: einen auf einer Seite abgeknickten Baumzweig, zwei kleine kreuzweise über einander gelegte Stückchen Holz, einen aus dem verhüllenden Moose herausgerissenen Stein, der mir zeigt, daß eine menschliche Hand hier thätig gewesen; und so haben wir noch viele andere Anzeichen, an welchen Du hundertmal, ohne sie zu gewahren, vorübergehen würdest, die Route anzugeben, die sie Schritt für Schritt verfolgen und von der sie auch nicht einen Zoll breit abgehen werden."

„Aber offenbar," sagte Crampon, „dient doch auch derselbe, der den Weg auskundschaftet hat, dem Convoi als Führer auf dem Zuge und es wäre somit nicht nöthig, die Route zu bezeichnen."

„Das geschieht allerdings in den meisten Fällen; aber ein Schmuggler kann jeden Augenblick beim Verlesen fehlen und unter seiner Abwesenheit darf der Schleichhandel nicht leiden; dann tritt ein Anderer an seine Stelle und verfolgt den Weg, der ihm bezeichnet wurde, gerade als ob er ihn selbst besichtigt hätte; so sehr sind sie mit ihren Erkennungszeichen vertraut."

Während sie so miteinander sprachen, beugte sich l'Esperou lebhaft auf die Erde herab und sagte sofort zu Crampon: „aha, da kommen sie bereits in den Weg herein; noch zehn Minuten und sie sind verloren!"

„Sagtest Du mir nicht vorhin, daß sie noch etwa eine Stunde bedürften, um hieher zu gelangen?"

„Allerdings, aber wenn sie einmal den Fußpfad betreten haben, der sich um den Hügel herumschlängelt, so muß das Convoi nothwendig an uns vorüberziehen oder in den Waldstrom hinabstürzen; denn es ist durchaus nicht möglich, mit einem Maulthiere umzukehren; dasselbe muß, wofern es nicht der Teufel in seine Krallen nimmt und in die Lüfte hinaufhebt, um den Kopf dahin zu bringen, wo der Schwanz war, entweder vorwärts schreiten oder auf dem Platze bleiben. Darum habe ich mich dieser Stelle bemächtigt, der einzigen, wo sie ihre Bewegungen machen könnten."

Crampon beugte sich nun auch auf den Boden herab, und obgleich sein Ohr weniger geübt war als das l'Esperou's, so erkannte er doch bald das dumpfe Auftreten der Maulthiere auf der Erde, trotz des Mooses, das sie bedeckte.

„Gut, sehr gut," sagte er; „da scheint nun der Mond in seinem vollen Glanze; und obgleich ich lieber meine Schüsse am hellen Tage abfeuern möchte, so verspreche ich doch, meinen Mann zu erkennen, wenn er mir auch nicht lange genug Zeit gelassen hat, um sein Gesicht bequem zu betrachten."

L'Esperou antwortete, indem er seine Stimme noch mehr sinken ließ: „Glaubst Du denn, daß sie Dir ihr Gesicht zeigen oder ihre Stimme Dich hören lassen werden? Du wirst sogleich dicht vor Deinen Augen Gesichter sehen wie das des Teufels, und wenn Du irgend Etwas hörst, so kann es nur der Lärm der Streiche seyn, die Du entweder empfängst oder austheilst. Aber es ist jetzt Zeit zu schweigen; laß Dir darum nur noch Folgendes sagen: Wenn der Sémélairé zuerst erscheint, so werde ich meinen Gewehrkolben auf die Erde stellen und Du kannst ihn dann nach Belieben expediren; wenn es aber Gaspard ist, so werde ich mein Gewehr an die Schulter stemmen und Du lässest mich alsdann machen."

Crampon senkte das Haupt zum Zeichen der Zustimmung und beide blieben nun unbeweglich unter Beobachtung des tiefsten Stillschweigens.

Wie l'Esperou vorausgesehen hatte, verging beinahe eine Stunde, ehe das Convoi so weit herankam, daß sie sich zeigen konnten. L'Esperou, der auf das Geräusch des Marsches genau achtete, hielt die Ungeduld Crampons zurück, indem er ihm mit bemerkenswerther Genauigkeit die jeweilige Entfernung des Zuges angab. Endlich, als das Convoi kaum mehr fünfundzwanzig Schritte von der Höhle entfernt war, spannte l'Esperou sein Gewehr und gab Crampon ein Zeichen, das Gleiche zu thun. Er steckte den blanken Säbel in den Gürtel und sodann traten Beide in demselben Augenblicke hinaus, um sich auf der Esplanade aufzustellen. Auf ihren Ruf „qui vive?" hielt der Zug plötzlich stille; die beiden Männer, die sich an seiner Spitze befanden, besprachen sich hastig und mit leiser Stimme: es waren Gaspard und der Sémélaïré; es handelte sich für sie darum, eine beträchtliche Summe zu verdienen oder aber ihr ganzes Vermögen zu verlieren; denn sie hatten sich gegen eine Prämie von achtzehn Prozent verbindlich gemacht, das Convoi sicher über die Grenze zu bringen, und nach einmal erfolgter Ausbezahlung dieser Prämie waren sie für den Werth der Kaufmannsgüter verantwortlich.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Liebhaberei.

(Fortsetzung.)

Die arme Malerswittwe mochte von dem, was eben gesprochen worden war, nichts gehört haben, oder es lag ihr wenig daran, denn sie hatte weder ihre Stellung noch den Ausdruck ihres Gesichtes verändert. Sie saß am Boden nicht weit von der Thüre, an der ihre Habe durcheinander geworfen lag, und hielt in ihren Armen zwei Kinder von beinahe gleichem Alter, die sich die aufgelösten Flechten ihres Haares streitig machten, während ein drittes zu ihren Füßen lag, ein viertes aber mit einigen Halmen spielte, die es aus seinem zerlöcherten Strohsäckchen herausgezogen hatte.

Das Gesicht der Wittwe war ruhig. Ihre Augen hatten keine Thränen, über ihre Lippen kamen keine Seufzer, sie war ganz Resignation und schien sich jener dumpfen Gleichgiltigkeit überlassen zu haben, die fast noch fürchterlicher ist als die Verzweiflung selbst.

Inzwischen war es Jacobo doch gelungen, einige Personen um die Sachen zu versammeln, deren Verkauf er mit der ganzen Kraft seiner Lungen ausrief. Andere Leute kamen vorüber und blieben stehen, weil sie andere stehen sahen; so wuchs nach und nach der Haufen immer mehr, und da, wo vorher Niemand stand, war nun kaum mehr durchzukommen.

Zwei Cavaliere, die auch des Weges kamen, sahen auf diese Weise die Passage versperrt.

„Was gibt es denn da?" fragte der Aeltere mit jener griesgrämigen Miene, an der man auf dem Continente mehr als einen blasirten Engländer erkennen kann.

„Wenn wir in unserer guten Stadt Paris wären, Mylord," erwiederte der Andere, dessen Tournüre augenblicklich den Franzosen verrieth, „so würde ich Ihnen antworten, daß wahrscheinlich eine Thürhüterin ihren Mann prügelt, oder daß man einer Katze die Ohren abschneidet..."

„O, es ist viel weniger als das, mein Herr Franzose," bemerkte ein Jude, der die beiden Cavaliere gehört hatte.

„Nun was ist es denn?"

„Nichts von Bedeutung! Meister Caverdone läßt die Hausgeräthe eines armen Malers verkaufen, der vor einigen Tagen gestorben ist, um sich bezahlt zu machen."

„Und wer ist, wenns beliebt, Meister Caverdone?"

„Ein Kaufmann, meine Herren, der Ihnen zu den billigsten Preisen Farben geben kann."

„Hält uns der Mensch für Maler?" fragte der Engländer in mürrischem Tone.

„Es ist wahr," fügte der Franzose bei, „es scheint, der Jude wird familiär. Wisse denn, Sohn Abrahams, daß Du mit Lord Pembroke und mit dem Chevalier de Vivonne sprichst!"

„Gottes Wunder," sagte der Jude mit freudestrahlendem Gesichte, „Lord Pembroke! Vielleicht der reiche Kunstliebhaber?"

„So ist es."

„Ah, Mylord, welch glücklicher Zufall! Wie freut es mich, daß ich die Ehre habe, Ihnen zu begegnen! Ich habe zu Hause die kostbarsten Bilder aller spanischen und italienischen Meister!"

„Wie heißt man Dich?" fragte der Engländer wegwerfend.

„Israel, Euer Gnaden zu dienen!"

„Israel? Ich erinnere mich, man hat mir in der That Deinen Namen genannt. Du sollst ein

schlauer Fuchs seyn, der aus einem Paoli einen Louisd'or zu machen weiß... Doch gleichviel! Hast Du Poussin?"

„Drei!... Euer Herrlichkeit."

„Crespi?"

„Mehrere!"

„Correggio?"

„So viel Sie wollen!"

„Deine Adresse?"

Der Jude beeilte sich, sie zu geben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(**La Casquette**, der Zuavenmarsch.) Es gelang einmal Abd-el-Kaders Regulären, die sonst so vorsichtigen Zuaven bei Nacht im Lager zu überfallen und durch eine mörderische Salve so in Verwirrung zu bringen, daß die überraschten Zuaven einen Augenblick wie gebannt sich nicht zu erheben wagten. Da stürzte der Marschall Bugeaud selbst, nur halb bekleidet, den Säbel in der Faust, unter sie, hieb zwei Araber mit eigner Hand nieder und brachte die Zuaven mit seiner Löwenstimme zur Besinnung. Sie warfen sich auf den Feind und schlugen ihn zurück. Unmittelbar nach beendetem Kampfe bemerkte der Marschall beim Scheine der Bivouacfeuer, daß alle Zuaven bei seinem Anblicke sich des Lachens nicht enthalten konnten. Er griff nach seinem Kopfe und fand, daß derselbe statt mit der Casquette mit der Nachtmütze bedeckt war. Mit einem derben Soldatenfluch rief er nach seiner Casquette, und sofort wiederholten hundert lustige Zuavenstimmen den Ruf: **La casquette, la casquette du maréchal!** und am andern Morgen, als die Hörner den Marsch anstimmten, begleitete das Bataillon der Zuaven denselben mit dem Chorgesange:

> **A tu vu**
> **La casquette,**
> **La casquette?**
> **A tu vu**
> **La casquette**
> **Du père Bugeaud?**

Der Zuavenmarsch hieß seitdem schlechtweg **la casquette**, und der Marschall selbst sagte oft, wenn er den Trompetern zurief, den Marsch zu blasen: **Sonne la casquette!**

Ein englisches Blatt, die „Kelso Mail", erzählt einen merkwürdigen Kampf, der zwischen einem Menschen und einer Anzahl muthiger kleiner Bestien stattfand. Ein Taglöhner Namens Hogarth ward in der Nähe des Dorfes Smallholm am hellen lichten Tage auf offener Heerstraße von zwölf Wieseln angefallen. Als er diese furchtbaren Gegner in geschlossener Kolonne auf sich anrücken sah, bewaffnete er sich mit einem tüchtigen Knittel und setzte sich mannhaft zur Wehre. Trotz seiner drohenden Haltung wagte der Feind sich furchtlos bis ganz in seine Nähe. Neun Wiesel griffen ihn in der Front an und suchten ihm in die Beine zu beißen, während die drei übrigen ihm in den Rücken fielen. Von jenen neuen erlagen fünf seinen gewaltigen Streichen, worauf die übrigen vier entwichen. Es handelte sich nun noch um Ueberwältigung der drei hinterlistigen Wiesel, welche sich in seinen Hosen festgebissen hatten und nicht eher losließen, als bis sie sämmtlich todtgeschlagen waren. Im Ganzen erlegte mithin der Sieger nicht weniger als acht seiner Feinde. Wodurch er den Zorn der Wiesel erregt hatte, wird nicht gemeldet.

Eine originelle Sprachbereicherung herrscht auf den Südsee-Inseln. Wenn dort eine Redensart den Häuptlingen gefällt, so legen sie sich solche als neuen Namen bei, und die Worte, aus denen die also geehrte Redensart besteht, werden dann durch Veränderung der Vokale unkenntlich gemacht im gewöhnlichen Sprachgebrauch. So stammt der in den letzten Jahren vielgenannte Name „Pomare" (der Name der Häuptlinge von Otahaiti) davon her, daß eines Morgens Jemand den Häuptling, welcher eben sehr am Husten litt, fragte: „Welche Nacht des Hustens (Po — Nacht, Mare — Husten) hast Du gehabt?" — Der Häuptling war über den Ausdruck „Nacht des Hustens" so erfreut, daß er sich denselben als Namen beilegte.

(Der muthigste Mensch auf der Welt.) Der Bailli de Ferette hatte das Mißgeschick, die magersten Beine zu besitzen, welche im Beginne dieses Jahrhunderts in den eleganten Salons von Paris zu sehen waren. Neulich erwähnte Jemand, der Talleyrand gekannt hatte, daß dieser den Bailli für den muthigsten Mann seiner Bekanntschaft erklärt habe, einzig aus dem Grunde, weil er es wagte, auf seinen eigenen Füßen zu stehen. Würde Talleyrand heutzutage leben, so dürfte er wohl nicht mehr von Muth, sondern von Tollkühnheit sprechen.

Abermals müssen in Paris historisch nicht uninteressante Baulichkeiten dem Bedürfnisse der Neuzeit Platz machen. Im Mittelalter wohnten die Israeliten, welche in Paris so viele Verfolgungen und Verbannungen zu erdulden hatten, nach einander nahe an den s. g. „Champeau", wo seitdem die Markthallen gebaut wurden, in der Umgebung des Hotel-de-ville und in der Cite, wo noch heut zu Tage eine „Juden-Straße" besteht. Gegen das Jahr 1632 siedelte sich eine kleine Colonie im Fauburg St. Antoine an und baute nahe an der Bastille ein großes Haus, welchem man den Namen „Juden-Hof" gab und der während der Revolution „Wunder-Hof" genannt wurde. Nun läßt die Vincennes-Eisenbahn-Gesellschaft diese Gebäude niederreißen, um dort ihren Bahnhof aufzustellen.

Der frühere Theaterintendant Narischkin in Petersburg war ein erklärter Liebling des Kaisers, ein witziger origineller Kopf, aber immer voll Schulden und trotz der Großmuth seines Mäcens in immerwährender Geldverlegenheit. Einst hatte er eine Sammlung seiner Bonmots drucken lassen und das Heftchen seinem Gönner dedicirt. Der Kaiser ließ hierauf ebenfalls ein Buch verfertigen, dessen Blätter aus 1000 Rubel Banknoten bestanden und Narischkin zusenden. „Nun, wie gefällt Dir mein Werk?" frug der Czar seinen Günstling, als in den nächsten Tagen von dem geistreichen Heftchen an der Tafel die Rede war. „Es interessirt mich so ungemein," war die schlagfertige Antwort, „daß ich den zweiten Theil kaum erwarten kann." Der Kaiser lächelte und der geistreiche Intendant erhielt am folgenden Morgen abermals ein ebenso kostbares Buch, auf dessen Rückentitel aber die Worte standen: „Zweiter und letzter Theil."

Es war einst auch, wie es jetzt ist! Die Schlußstrophe eines alten Liedes aus dem fünfzehnten Jahrhunderte: Ein hübsch new Lied: „Was wird es doch des Wunders noch ꝛc." Gedrukt zu Nürnbergk durch Kunegund Hergotin — lautet also:

Man läufst, man rennt, man reit, man sprengt;
Nach Geld steen all ihr sinnen
Im regen und schnee, auf Land und see,
Wie man nur gelt müg g'winnen.
Man lest nicht ab bis in das grap:
Gelt, gelt ist nur ir leben,
Gelt ist ir got fru und auch spat:
Wie kann's doch erger werden!

Neues Räthsel.

Oben spitz und unten breit,
Durch und durch voll Süßigkeit!

Auflösung:
Eine Dame in Crinoline.

Blüthe und Frucht.

Die Blüthe sprießt zur Lenzeszeit
Hervor an Busch und Baum,
Von lichten Flocken überschneit
Scheint Dir der Waldessaum.

Doch Tausende, die heut dein Aug'
Sieht zwischen grünem Laub,
Wirft morgen eis'gen Windes Hauch
Hinunter in den Staub.

Die heute noch am schwanken Ast
Buhlt um der Lüfte Gruß,
Zertritt, wenn sie der Sturm erfaßt,
Sorglos des Wandrers Fuß.

Und dennoch hing sie farbenreich
Am goldnen Lebensbaum
Und träumte ihren Schwestern gleich
Der Zukunft frohen Traum.

Und wie im grünen Waldesraum
Die Blüthe keimt und sinkt,
So auch der Mensch am Lebensbaum
Den reinen Aether trinkt.

Doch wie er voller Jugendkraft
Strebt nach dem reinern Licht,
Sinkt plötzlich seine Hand erschlafft,
Das klare Auge bricht.

Und prangt die Blüthe noch so schön,
Nicht jede wird zur Frucht;
Es nagt der Wurm, es dorrt der Föhn,
Es knickt des Sturmes Wucht.

Auflösung des Räthsels in № 17:
Spielkarten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.



rießt zur Lenzeszeit
und Baum,
ken überschneit
Waldessaum.

e, die heut dein Aug'
grünem Laub,
is'gen Windes Hauch
Staub.

h am schwanken Ast
Lüfte Gruß,
sie der Sturm erfaßt,
Wanderers Fuß.

hing sie farbenreich
ensbaum
en Schwestern gleich
ohen Traum.



Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 20. Sonntag, 15. Februar 1857.

Der Winter.

Der Winter ist ein harter Mann;
Wenn's stürmt und schneit und friert,
Da hat er das sein' Freude dran,
Die Noth ihn nicht genirt.

Er fühlt es nicht, wenn hungernd und kalt
Ein armes Kindlein weint, —
Wenn einem Armen, krank und alt,
Der Tod nur als Retter erscheint.

Wie draußen im Forst die Tanne er beugt
Durch Sturm und Schneeeslast,
Wie aus dem Feld er die Vöglein verscheucht,
Weil Liederlust ihm verhaßt;

Wie auf dem Berg, im Wiesenthal
Der Blümlein Schmuck und Duft
Er weghaucht kalt und überall
Herrscht, wie in Todtengruft:

So ist auch in des Menschen Herz
Sein eisig Scepter rauh,
Und däucht ihm das fürwahr ein Scherz,
Wenn Sommerlust liegt flau.

Wo Schäflein, Vöglein, Kinderschaar
Im Spiel und Lust verweilt',
Schickt er nun seine Flocken dar,
Der Nord die Musik heult.

Doch hüpft ein holder Knab' geschwind
Aus grünem Busch hervor,
Ist fort der Winter wie der Wind,
Und legt sich auf ein Ohr.

Der Winter ist kein so harter Mann;
Hätt' ihn gescholten schier,
Wie er mit Rauh und Mord begann
An meiner Blumen Zier.

Nun seh' ich, wie er mir so zart
Die Keimlein alle deckt,
Ja mit dem eignen Kleid verwahrt,
Und daß sein Schein nur schreckt.

Er meint es dennoch sorglich gut;
's hat Alles seine Zeit;
Und ist dann aus sein Schirm und Hut,
Hat 's Blümlein 's Frühlingskleid.

So ist's auch mit dem Tod' mein Freund! —
Nur Kält, und Traurigkeit; —
Doch die da leben sollen, eint
Er bald in Seligkeit.

Der Grenzwächter.

(Schluß.)

5.

Acht Tage später lag l'Esperon in seinem Bette. Die Nacht war eingebrochen; eine fürchterliche Schwäche hatte sich eingestellt, denn am Morgen zuvor war eine schreckliche Operation mit ihm vorgenommen worden: man hatte sich genöthigt gesehen, ihm den Schenkel abzunehmen. Die Kinder schliefen in der Wiege; das ist das Vorrecht dieses Alters, den Kummer durch die Ruhe zu ersticken, und in der Kindheit führen selbst Thränen den Schlaf herbei. Jeannette stand unten an dem Bette ihres Gemahls, Herr Castel aber an dem Kopfende. Ein tiefes Stillschweigen herrschte in diesem Zimmer. Die junge Frau und der Greis, die mit einander wachten, hatten nicht den Muth, auch nur einen Blick auszu-

tauschen. In diesem Augenblicke entriß sie ein leises Klopfen an der äußern Thüre ihrem Nachdenken, Herr Castel winkte Jeannetten hinunterzugehen, denn es konnte ja ein verspäteter Besuch des Arztes seyn. Jeannette that dies und öffnete die Thür. Da stand Gaspard vor ihr. Das Erstaunen der Frau l'Esperou war so groß, daß sie den Schrei der Ueberraschung nicht unterdrücken konnte, den ihr die Erscheinung des Schmugglers entriß. Dieser Schrei machte Herrn Castel schaudern und erweckte den l'Esperou aus seiner Mattigkeit.

Wie sehr auch die andern Sinne bei einem Sterbenden erlöschen, wenn seine Augen schon mit einem Schleier bedeckt sind und seine eiskalten Hände nichts mehr fühlen, hört doch sein Ohr immer noch und noch besser, als je zuvor. So verlor auch l'Esperou, trotz der Sorgfalt, mit welcher Jeannette in dem Gespräch mit Gaspard, der ihr eben so leise antwortete, ihre Stimme dämpfte, nicht ein einziges der Worte, die in dem untern Gemache gewechselt wurden.

„Ihr seyd hier," sagte Jeannette, „Ihr, der Ihr meinen Gatten angegriffen, der Ihr mir seine Liebe so sehr geraubt habt, daß er seit acht Tagen kein Wort der Zärtlichkeit oder des Mitleidens für mich hat! Entfernt Euch, entfernt Euch!"

„Ich habe Deinen Gatten nicht angegriffen," entgegnete Gaspard, „und ihm gerade aus Mitleiden gegen Dich nicht den Garaus auf dem Gebirge gemacht; gleichwohl aber, wenn ich gewußt hätte, was Du jetzt werden wirst, so würde ich es selbst auf die Gefahr hin, meinen Kopf auf das Schaffot zu bringen, gethan haben, um Dir nicht einen zum Dienste untüchtigen Gemahl zu hinterlassen, der Dich nicht ernähren kann. Höre mich an, Jeannette, ich hörte von dem schändlichen Gesetze, das demnächst promulgirt werden soll, und das Dich und Deine Kinder zum Elende verdammt, wenn Dein Mann dem Tode entgeht, oder nicht innerhalb weniger Tage stirbt."

„Was auch geschehen möge," rief Jeannette, „Gott wird uns mit seiner Hilfe beistehen, wenn es die Menschen nicht thun."

„Wohlan denn," antwortete Gaspard, „unter diesen Menschen gibt es einen Freund, der Dich nicht verlassen wird; dieser Freund bin ich. Sieh, hier ist das Gold, das ich in dem Gewerbe zusammengescharrt habe, wegen dessen Du mich verlassen hast; es möge Dir dazu dienen, die Kinder dessen zu erziehen, den Du mir vorgezogen."

Bei diesen Worten stellte Gaspard einen Sack auf den Tisch und wollte hinausgehen. Jeannette aber stellte sich zwischen ihn und die Thüre und sprach mit heiligem Unwillen: „Nimm dies Gold wieder; siehst Du denn nicht, daß überall das Blut meines Gatten daran klebt?"

Als Gaspard, seine Arme kreuzend, erklärte, er werde dies keineswegs thun, sondern daß er mit seinem Fortgehen so lange warten wolle, bis l'Esperou seine Gattin zu sich hinauf rufen werde, entgegnete ihm Jeannette:

„Gut, so werde ich dieses Gold auf die Straße werfen, und gebe Gott, daß es nicht die Hände des Vorübergehenden verbrenne, der es aufhebt!"

Gaspard hielt Jeannetten zurück und sagte mit noch flehentlicherer Stimme: „Du denkst nur an Dich, Du Unglückliche, und vergißst Deine Kinder; weißt Du nicht, daß l'Esperou den alten Sémélaïré, den ehrbarsten Mann im ganzen Bezirke getödtet hat. Längst schon waret Ihr, Du und Dein Gatte, der Gegenstand des allgemeinen Hasses, und jetzt habt Ihr vollends von Niemanden mehr weder Hilfe noch Mitleiden zu erwarten. Ihr Beide möget immerhin, ich zweifle nicht daran, stark genug seyn, um Hunger und Frost zu ertragen; aber Deine Kinder, Jeannette, Deine Kinder werden Dich um Brod bitten!

„Meine armen Kinder!" lispelte die junge Frau, indem sie das Haupt in ihren Händen verbarg und während ein anhaltendes Schluchzen aus ihrer Brust sich stahl, das bis zu den Ohren des l'Esperou drang.

Nun trat ein Augenblick des Stillschweigens in dem Gemache des Erdgeschosses ein, und l'Esperou, der alle Worte Gaspard's mit düsterer Stimmung und gierigem Ohre vernommen hatte, sagte zu dem Geistlichen:

„Ist es wahr, daß dieses Gesetz dasjenige besagt, was Ihr mir gestern meldetet und wovon Gaspard eben spricht?"

„Ohne Zweifel," antwortete der Pfarrer, „aber es ist nur ein Entwurf, der hoffentlich nicht zur Ausführung kommen wird."

„Was auch geschehen möge," versetzte l'Esperou, „ich weiß einen Entwurf, der meine Frau und Kinder vor dem Elend retten wird. Geht hinunter, hochwürdiger Herr, und laßt meine Frau nicht länger zwischen dem Golde dieses Menschen und der Furcht schwanken, die er ihr für unsere Familie eingeflößt hat."

Herr Castel verließ das Zimmer; seine Erscheinung gab der unglücklichen Mutter ihren ganzen Muth wieder. Sie nahm den Sack mit Gold und warf ihn zur Hütte hinaus . . . .

„Jetzt entfernt Euch!“ sagte sie zu Gaspard, „das ist mein einziger Beschützer, den ich um Hilfe ansprechen werde, wenn mir Gott meinen Gemahl hinwegnimmt.“

„Ja, so lange ich lebe, soll Dir diese Hilfe nie fehlen, und obschon ich alt bin, hoffe ich gleichwohl, daß Gott mich so lange leben lassen wird, bis Jean wieder hergestellt, wieder zu seinen Kräften gelangt und im Stande seyn wird, jenen Entwurf auszuführen, der Euch alle vor dem Elende erretten wird.“

Der Geistliche hatte eben erst ausgesprochen, und Gaspard war kaum fortgegangen, nachdem er noch Jeannetten zugerufen: „Hüte Dich, der ist's, der Dein erstes Unglück begründet hat!“ als dieser Entwurf bereits in Ausführung gebracht war . . . . .

Als Jeannette und der Geistliche nach vorheriger Verriegelung der Hausthüre in das Zimmer l'Esperou's hinaufstiegen, rann das Blut über den Fußboden, das Bett war ganz überschwemmt davon; alle Beide stürzten sich auf den Sterbenden und nahmen seine Bettdecke hinweg, um zu sehen, wie denn der Blutsturz so plötzlich habe eintreten und den auf der Wunde angebrachten Verband so gewaltig habe durchdringen können. Aber dieser Verband war nicht da, l'Esperou hatte ihn weggerissen, und als ihn der Geistliche im Tone der Verzweiflung fragte: „Unglücklicher, was habt Ihr gethan?“ antwortete der Sterbende mit matter Stimme:

„Ich habe meine Frau und meine Kinder gerettet, denn ich werde nun innerhalb der vom Gesetze vorgeschriebenen Frist sterben.“

Einige Minuten nachher gab er seinen Geist auf.

Mannigfaltiges.

Vor einigen Tagen starb in Paris Herr Barrois, der in weiteren Kreisen als leidenschaftlicher und unermüdlicher Alterthumsforscher bekannt war. Man erzählt sich nun aus seinem thätigen Leben folgende originelle Episode: Am Ufer des Nils erwarteten vor mehreren Jahren vier Reisende mit fieberhafter Spannung das Ergebniß einer Nachgrabung, welche im Ufersande angestellt worden war. Endlich stößt die Hacke auf Widerstand und die Arbeiter legen einen breiten Stein blos, der den Eingang zu einem Grabe verschloß. Auf diesen Stein waren mehrere Personen gemalt, unter welchen Herr Barrois, einer der vier Forscher, an dem gegen die linke Schulter geneigten Hals den Sieger über Darius alsogleich erkannte. Was den Maler anbelangt, so war nicht zu bezweifeln, daß es Apeles gewesen, da nur diesem gestattet war, die Züge des großen Eroberers abzubilden. Eben so sicher schien es diesen Herren, daß das entdeckte Grab jenes des vertrauten Freundes Alexanders, des schönen und gefühlvollen Ephestion gewesen sey. Nachdem der erste Freudentaumel über die Entdeckung vorüber war, kam eine andere Frage in Anregung, welche die Ruhe des Herrn Barrois auf eine schwere Probe stellte. Man war nämlich zum Vornherein übereingekommen, daß die gewonnene Ausbeute in vier gleiche Theile getheilt werden solle. Dem Wortlaute dieses Vertrags zufolge hätte es somit geheißen, den gemalten Alexander zu viertheilen. Dieser Gedanke brachte Herrn Barrois in einen der Verzweiflung nahen Zustand; nach vielen Bitten und Ueberredungen gelang es ihm endlich, zweien der Mitbewerber ihren Antheil mit einem guten Stück Gold abzukaufen. Der Dritte jedoch, ein Engländer, blieb unerbittlich, und, ein zweiter Shyllok, schnitt er kaltblütig seine vertragsmäßige Gebühr dem Alexander aus dem Leibe und entführte sie in seine Heimath. Barrois verlor jedoch nicht gänzlich den Muth, seinem gemalten Liebling wieder zu seinen vollständigen Gliedmaßen zu verhelfen. Er ließ den Engländer nicht mehr aus dem Auge, und als dieser vor einiger Zeit starb, kaufte er aus seiner Hinterlassenschaft das ersehnte Alexanderviertel an.

Dieser Tage kam ein Mädchen in Moabit (bei Berlin) in einen Laden, um Etwas zu kaufen, und erhielt auf ein größeres Geldstück mehrere Dreierstücke zurück. Des anderen Tages kam die Mutter des Mädchens in den Laden und sprach mit vorwurfsvoller Miene: „Was haben Sie meiner Tochter für einen Dreier gegeben? Das Ding ist ja falsch.“ Und dabei warf sie einen Friedrichsd'or auf den Ladentisch. Der Verkäufer hatte das Goldstück bereits vermißt, ohne sich erinnern zu können, wohin er es gegeben. Die Frau verlangte von dem Erstaunten einen „richtigen Dreier“ und erhielt ihn natürlich auch ohne Weigern.

Die amerikanische Regierung hat vor einiger Zeit in Texas Versuche gemacht, das Kameel in den Vereinigten Staaten einzubürgern. Nach den letzten Nachrichten sind dieselben vollkommen geglückt. Die Thiere sind im Dienste bei einer Compagnie des 2. Cavallerieregiments, das im Camp Verde in Texas steht, wo man große Stallungen zu ihrer Aufnahme gebaut hat. Wiederholte Experimente weisen nach, daß zum Zweck des Transportes sechs Kameele in fünf Tagen mehr leisten, als zwei sechsspännige Mauleselkarren in sechs Tagen. Die Kameele machten die Strecke vom Camp Verde nach San-Antonio (60 engl. M.) und zurück in sechs Tagen und mit einer größeren Ladung, als die bisherigen Transportwagen in zehn Tagen zurücklegen konnten.

Der älteste Mann in den Vereinigten Staaten ist ein Farbiger. Er lebt in Woodstock (Vermont), ist zwei Jahre vor dem großen Washington geboren und jetzt 126 Jahre alt. Das amerikanische Blatt, dem wir diese Notiz verdanken, verschweigt aber den Namen des alten schwarzen Patriarchen.

Am 23. Januar wurde auf den Sandbänken an der Mündung des Tees in Südengland ein Wallfisch von 20 Fuß Länge und 13 Fuß Umfang gefangen und von den Fischern, nachdem sie ihn getödtet hatten, durch die Eisenbahn zur Ausstellung in die benachbarten Orte gebracht.

Eine Frau aus der Umgebung Barcellona's zeigte kürzlich ein Beispiel großen Muthes; ihr Mann war mit mehreren Wagen weggefahren und sie allein mit ihren drei kleinen Kindern in dem isolirt liegenden Hause, welchen Umstand eine Bande Diebe benutzen wollte, um einzubrechen. Die Frau war zum Glück durch das Schreien ihres kleinsten Kindes wach, so daß sie die Vorbereitungen der Räuber bemerkte. Sie ergriff sogleich das Gewehr ihres Mannes und wartete still hinter dem Fenster; als zwei der Diebe über die Mauer stiegen und das Thor öffneten, damit ihre Kameraden in den Hof konnten, lud sie schnell zwei Kugeln in das Gewehr und gab in dem Augenblick, als die Kerls so ziemlich auf einem Haufen standen, Feuer auf dieselben, wodurch einer sogleich getödtet und zwei andere so schwer verwundet wurden, daß sie kaum der vor einem solchen Empfang eiligst fliehenden Bande folgen konnten.

Swift, der geistreiche Satyriker, sagt in einer seiner Predigten: „Es gibt, meine andächtigen Zuhörer, vier Arten des Stolzes — den Adels- oder Geburtsstolz — den Geldstolz — den Stolz auf ein schönes Gesicht und — endlich den Stolz auf den Geist. Ich werde jetzt über die ersten drei Arten reden; denn was die vierte betrifft, so gibt es in dieser frommen Versammlung Keinen, dem man sie zum Vorwurf machen könnte."

Ludwig Börne, der unendlich oft mit Stammbuchsblättern geplagt wurde, schrieb einst einer überspannten Dame Folgendes ins Stammbuch: „Das Leben ist eine Droschke und die Erinnerung eine gackernde Henne, dem barfüßigen Knaben gleich, der sich auf der Wagendeichsel schaukelt. Der Weise begreift dies und hält seinen Mittagsschlummer; der Thor frühstückt zu jeder Tageszeit und . . . schweigt." — Madame soll sehr entzückt gewesen seyn.

Ein höchst gefährlicher Gauner, ein Irländer Namens Robert Pyne, der meist von Wiesbaden aus durch Anzeigen in englischen Blättern junge Damen als Gouvernanten für seine Familie herüberlockte und sie um ihre Baarschaften prellte, so daß sie nur durch Beisteuern wieder nach Haus gelangen konnten, ist in Hanau endlich zur Haft gebracht worden.

Sylbenräthsel.

Labend sich im Sonnenstrahl,
Hüpften dort im stillen Thal
Die zwei ersten Sylben hin.
Aber ach, wie schnell ward Freude
Zu dem allergrößten Leide,
Als das letzte Paar erschien.

Schon in wenigen Minuten
Mußten die zwei Ersten bluten
Eilend riß der Feind sie fort,
Ach, und speiste ohn' Erbarmen
Die so unschuldvollen Armen
Auf der Felsen sicherm Ort.

Fragst du, wer die Feinde waren,
Deren grausames Verfahren
Dir die Ersten hat zerstört?
Nimm das Ganze nur zusammen,
Dann weißt du, woher sie stammen,
Die der Unschuld Glück zerstört.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 21. Dienstag, 17. Februar 1857.

Moses und Adalbert.

Novelle von R. Dehnike.

In einer kleinen thüringischen Bergstadt saß in einem freundlichen Gärtchen, um einen mit allen Kaffeegeräthschaften reichlich versehenen Tisch eine Frauengesellschaft, die anscheinend in das angelegentlichste Gespräch vertieft war. Der Kaffee hat bekanntlich die Eigenschaft, die weiblichen Zungen von allen Fesseln zu befreien und so darf man sich nicht wundern, daß die anmuthige Stille des heitern Juniabends, der soeben über das Thal heraufdämmerte und die dasselbe umgebenden grünen Hügel mit den letzten Strahlen der goldroth untergehenden Sonne färbte, durch den Chor der verschiedensten Stimmen in allen Abstufungen, vom geheimnißvollen Flüstern bis zum entschiedenen Kreischen unterbrochen wurde. Es wäre vielleicht nicht uninteressant, jedenfalls aber etwas weitläufig, wollten wir die einzelnen würdigen Personen der Gesellschaft alle dem Auge des Lesers vorführen. Wir begnügen uns mit zweien, zumal aus ihrem Gespräche der hochwichtige Gegenstand, der die Zungen sämmtlicher Anwesenden in Bewegung setzte, hinlänglich deutlich wird.

Die eine, so ziemlich die Angesehenste in dem kleinen Kreise und schon darum berechtigt, die größte Redseligkeit zu entfalten, war die Vorsteherin eines Fichtennadelbades, das in jüngster Zeit in dem Städtchen errichtet und in allen Blättern der Provinz, ja selbst in einigen der Hauptstadt als das vorzüglichste Mittel gegen jede Art menschlicher Leiden und Krankheiten empfohlen wurde. Mit vollem Rechte konnte man hoffen, daß diese im höchsten Grade wohlthätige Anstalt nicht blos der Stadt selbst, sondern der ganzen Umgegend großen Nutzen bringen würde. Obgleich sie bis jetzt Niemand besucht hatte, als ein alter gichtbrüchiger Privatmann, der wegen seines schmutzigen Geizes bald berüchtigt wurde, (er kochte sich seinen Morgen- und Nachmittagskaffee selbst, nahm drei Bohnen zu einer Tasse, aus Gesundheitsrücksichten, und besorgte auch alle dazu nöthigen Einkäufe, so daß seine Wirthin beim besten Willen auch nicht um eines Strohhalms Werth ihn betrügen konnte, zumal er aus Langeweile noch eine genaue Zählung sämmtlicher Bohnen und vorräthiger Zuckerstückchen anstellte), obgleich also bis jetzt blos besagter Geizhals das Bad mit seinem Besuche beehrt hatte, so war doch beim Eintritt der eigentlichen Badezeit jedenfalls auf den Zuspruch einer großen Zahl Fremder zu rechnen, und alle Handwerker, Krämer, Gemüsehöker, Gebirgsfahrer u. s. w. schwelgten schon in der Aussicht glänzender Geschäfte und klingenden Verdienstes. Ja, konnten nicht sogar durch den Besuch des Bades romantische Verbindungen vermittelt und einige mannbare Töchter, an denen eben kein Mangel im Orte war, zu reichen, vornehmen und glücklichen Ehefrauen erhoben werden? Alles Möglichkeiten, die in der Zukunft schlummerten und die in der Gegenwart Stoff zu interessanten Erörterungen unter den Müttern besagter Schönen und, wir wollen es nicht leugnen, auch unter den Schönen selbst darboten.

Nebst der Fichtennadelbad-Vorsteherin war die angesehenste Person die Frau Pfeifenkopf-Fabrikantin. Ihr seliger Gatte hatte diese Industrie in das Bergstädtchen verpflanzt und zu solchem Flor gebracht, daß seine Fabrikate allgemein geschätzt und weithin verführt wurden. Nach seinem Tode setzte die Wittwe das Geschäft mit einem erwachsenen Sohne und zwei dito Töchtern fort. Die allgemein um sich greifende Mode des Cigarrenrauchens indeß erwies sich der altehr-

würdigen Pfeife und folglich auch dem Pfeifenkopf nachtheilig, und das war wohl der Grund, warum die Fabrikantin zum zweiten Range des Ansehens herabsteigen mußte, während sie sonst auf der ersten Stufe gestanden und unter den Gästen ihres Hauses selbst einige der adeligen Gutsbesitzer der Umgegend gezählt, ja sogar von einer möglichen Familienverbindung mit ihnen geträumt hatte. Ach, die kleinsten Ursachen haben oft die größten Wirkungen und die würdige Dame konnte nie ohne tiefe Gemüthsbewegung jene braunen, dampfenden Stengel, die den Ruin ihres Hauses herbeigeführt, in der untern Hälfte des männlichen Gesichts glühen sehen. Sie hatte selbst die heftigsten Auftritte mit ihrem Sohne, der ebenfalls Cigarrenraucher war, und mochte sich nur wenig bei seiner Erklärung beruhigen, daß er eigentlich blos aus innerem Hasse die fatale Cigarre dem verzehrenden Feuer überantworten und zu Asche verbrennen lasse.

Zwischen beiden erwähnten Frauenzimmern bestand derjenige Grad von Abneigung, der zwischen einer steigenden und fallenden Größe, von denen die eine tückisch und rücksichtslos den Platz, den die andere bisher innegehabt, einnimmt, nur natürlich und im Wesen der Dinge und Menschen begründet ist. Es kann uns daher nicht auffallend erscheinen, daß ihre Ansichten auch in dem gegenwärtigen Gespräche einander häufig entgegen liefen.

„Alles, was ich gehört habe," sagte die Fichtennadelbad-Vorsteherin, indem sie nach einigem Sträuben sich die zehnte Tasse Kaffee von der freundlichen Wirthin aufdringen ließ, „ist Folgendes: Der junge Herr hat die Burgruine wirklich dem liederlichen und durch seinen habituellen Trunk heruntergekommenen von Hochbein abgekauft. Er hat ihm blanke hundert Dukaten dafür ausgezahlt und Hochbein, der auf zehn Meilen in der Runde nicht mehr für ein Glas Branntwein Kredit hatte, soll jetzt mit seinem blödsinnigen Sohne, in dessen Gesellschaft er sich befindet und mit einigen Wilddieben, zu denen er sich sonst immer gehalten hat, das ausschweifendste Leben führen. Das Sonderbarste ist, daß Niemand den Namen des jungen Herrn kennt noch weiß, woher er eigentlich gekommen und was er hier beabsichtigt. Wollte er sich in dieser Gegend ankaufen, so ist das Besitzthum, welches er erstanden, sehr seltsam gewählt. Ein einziger mit Wald bedeckter Berg, mitten in einer Wildniß, keinen andern bewohnbaren Zufluchtsort als eine halbzerfallene Ruine bietend, ist gewiß sehr wenig zum Aufenthalt für einen solchen feinen Mann geeignet, wie doch der junge Herr scheint."

„Was mich wundert," nahm die Pfeifenkopf-Fabrikantin das Wort, „ist, daß Hochbein, der sonst nie sein letztes Besitzthum verkaufen wollte, obwohl er sich in der drückendsten Lage befand und der selbst den Berg nicht abholzen ließ, trotzdem ihm von einem reichen Juden, der auf Holzspekulationen hier herumreist, eine bedeutende Summe geboten wurde, sich jetzt plötzlich geneigt findet, seinen alten Familienstolz, das einzige edle Gefühl, was ihm bisher in seinem verwahrlosten Zustande übrig blieb, aufzugeben und die von seinen Ahnen erbaute Burg, nachdem er sich so lange dessen geweigert, endlich auch zu verkaufen und wie alle seine vorigen Besitzthümer seiner schändlichen Leidenschaft zu opfern. Uebrigens," wandte sich die Sprecherin mit einem spitzigen Lächeln an den weiblichen Vorstand des Fichtennadelbades, „ist Ihr Bote in der Nähe der Ruine mit einem großen Pack Zeitungen gesehen worden. Haben Sie etwa den interessanten Fremden gleich bei seiner Ankunft mit den heilkräftigen Wirkungen Ihrer ausgezeichneten Anstalt bekannt machen wollen?"

Der Angeredeten stieg die Röthe des Zorns in's Gesicht, sie trank hastig den letzten Rest ihrer Tasse und versetzte: „Ich halte es allerdings für meine Pflicht, Jedermann und namentlich Fremde von der Existenz des Fichtennadelbades in Kenntniß zu setzen. Es ist immer mein Bestreben gewesen, mich meinen leidenden Nebenmenschen hilfreich zu erweisen und zugleich verlangt es schon das Interesse dieser Stadt, der ich jetzt anzugehören die Ehre habe — hier präsentirt eine dankbare Mitbürgerin eine neue Tasse —, daß mein Bad allgemein bekannt werde. Es ist also kein Egoismus, kein schmutziger Eigennutz, wenn ich die zu diesem Zweck passenden Mittel anwende."

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beichte gehen.

Eine heitere Erzählung von Heinrich Schmitt.

„Nun, Frau Baronin?"

„Nun, Herr Baron?"

„Ihr Wagen wartet. Sie wollten schon vor einer halben Stunde ausfahren."

„Ihr Reitknecht stirbt vor Ungeduld. Er hat auf Ihren Befehl gesattelt und gezäumt."

„Er kann wieder absatteln."

„Der Kutscher kann wieder ausspannen."

Die Dame setzte sich mit einem Buche auf das Sopha.

Der Herr ging einige Mal im Saale rasch auf und ab; dann blieb er vor der Dame stehen:

„Frau Gemahlin!"

„Herr Gemahl?" Sie sah vom Buche auf und ihm gerade ins Gesicht.

„Es herrscht seit einiger Zeit ein Ton in diesem Hause, der mir nicht gefällt!" sagte er rasch.

„Ich kann Ihnen versichern, daß er mir noch viel weniger zusagt."

„Es kommen Leute ins Haus, mit denen ich durchaus nicht zu harmoniren vermag."

„Sie meinen den Herrn Jagdjunker, den Herrn Forstmeister ..."

„Durchaus nicht. Das sind respektable Männer."

„Sie rauchen Tabak!" sagte die Dame, mit dem Schnupftuch wedelnd.

„Ich meine den ambraduftenden Regierungsrath, Madame! Ich meine den allzeit dienstfertigen Husaren-Rittmeister und vor Allen den schmachtenden Doktor mit seinem unausstehlichen Versgesäusel."

Die Dame sah ihn einige Augenblicke an, dann stand sie auf und faßte seinen Puls, wobei sie sehr ernsthaft aussah.

„Was soll das?"

„Sie sind eifersüchtig, Baron."

„Habe ich nicht Ursache?"

„Eine schlimme Krankheit, denn sie macht einen gelben Teint. Suchen Sie sich davon zu befreien."

„Ich habe bereits daran gedacht, Madame, und hoffentlich auch das rechte Mittel gefunden, welches ich sofort zur Anwendung bringen will."

„Sehr zu loben."

„Die Tage nehmen ansehnlich zu; das Wetter ist schön. Wir wollen hinaus aufs Gut fahren."

„Jetzt? Um Ostern?"

„Morgen. Spätestens übermorgen. Sie richten sich wohl gütigst darauf ein."

„Aber die Felder sind alle kahl und die Bäume ohne Laub."

„Ihre Gegenwart wird Alles beleben und bezaubern. Wohin sie treten, werden Blumen aus dem Boden sprießen. So deklamirte ja wohl neulich der schmachtende Doktor."

„Ganz recht. Der Regierungsrath accompagnirte und der Rittmeister applaudirte."

„Alles in meiner Gegenwart und ich durfte sie nicht einmal dafür zum Fenster hinaus werfen. Jetzt aber habe ich Ihnen meine Absicht kund gethan und Sie wissen wohl, die ist unerschütterlich."

„Wie Kartenhäuser auf Flugsand."

„Nein, gnädige Frau. Wie die Pyramiden in der Wüste!" sprach er mit Pathos und ging hinaus.

„O, Männer! Männer!" sagte sie, ihm lächelnd nachsehend und fuhr fort im Lesen.

Am andern Morgen trat der Baron in das Zimmer seiner Gemahlin, woselbst eine babylonische Verwirrung herrschte. Erstaunt trat er einen Schritt zurück.

„Was bedeutet das?"

„Es bedeutet, daß ich eine folgsame Frau bin. Sie haben die Abreise befohlen und ich werde in einigen Stunden bereit seyn."

„Gestern waren Sie mit meinen Anordnungen unzufrieden und jetzt diese Eile?" fragte er mißtrauisch. „Das befremdet mich."

„Ich sehe ein, daß Sie Recht haben," entgegnete sie, scheinbar demüthig. „Es ist ein gefährlicher Boden, auf welchem wir stehen."

„Sie sehen das ein?"

„Freilich, lieber Baron," fuhr sie fort. „Es ist mir durchaus nicht gleichgiltig, daß Sie die Abendzirkel der Geheimenräthin so pünktlich besuchen."

„Der Geheimerath war ein Freund meines verstorbenen Vaters."

„Der Geheimerath spielt bis neun Uhr im Nebenzimmer Piket und geht dann schlafen. Aber die Geheimeräthin ist schön und geistreich. Ihre Schwester, die Wittwe des Präsidenten, ist es nicht minder. Ein Magnet zieht den andern an. Sie verursachten mir so viele unruhige Stunden, lieber Baron."

„Und Sie mir."

„Ich schwebe in steter Angst."

„Und ich liege auf der Folter."

„Darum ist es also gut, wenn wir diesem gegenseitigen Mißbehagen ein Ende machen. Ueberdies ist das Wetter wirklich schön und wir finden draußen gewiß schon Veilchen."

„Wir können aber nicht reisen. Die Geheimeräthin hat zu Ende der Woche ein Concert arrangirt und hat mir darin eine Solopartie übertragen."

„Charmant! Dann fahren wir von dem Concert zu dem Ball, den das Regiment des Rittmeisters vor dem Ausmarsche den hiesigen Damen gibt."

„Ich werde nicht singen und Sie werden nicht tanzen. Wir reisen."

„Und die Geheimeräthin?"

„Der Rittmeister wird es übernehmen, uns bei ihr zu entschuldigen. Wäre Ihnen morgen früh um acht Uhr gefällig?"

„Wenn es Ihnen Vergnügen macht, werde ich schon um sieben Uhr bereit seyn."

„Ich danke Ihnen. Wie freue ich mich auf das ungetrübte Glück, das unser draußen harrt."

„Ein großes Glück. Sie gehen den ganzen Tag auf die Jagd und ich lerne die Landwirthschaft. Wenn der Doktor es erfährt, macht er uns zu Helden einer Idylle."

„Er wird es nicht erfahren, Madame. Ich wünsche Ihnen einen guten Morgen."

* * *

Das Gut des Barons lag höchst anmuthig in einem von jeder Heerstraße entfernten einsamen Thale. Die Umwohner des Schlosses hielten noch strenge auf alte Formen und Sitten. Sie hatten noch großen Respekt vor der gnädigen Herrschaft. Als die Nachricht eintraf, dieselbe werde gegen Abend erscheinen und bis zum Spätherbst bleiben, geriethen Alle in eine freudige Bewegung und empfingen die Kommenden mit lautem Jubel.

Es kam, wie die Baronin vorhergesagt. Der Baron ging auf die Jagd und ließ sie in dem weitläufigen Schlosse allein. Eine ältliche Frau, die das Amt einer Beschließerin versah, gewann eine besondere Vorliebe für die Baronin, und diese ließ sich von der Alten gern etwas erzählen. Diese Alte war eine lebendige Chronik des Schlosses und der Umgegend; sie konnte Alles, sie wußte Jedes und erzählte von längst vergessenen Geschichten, als wären sie erst gestern geschehen.

„Und voraus den Klausner müßten die gnädigste Baronin besuchen," sagte sie mit geheimnißvoller Wichtigkeit. „Was für ein guter, frommer Mann, der ein Prophet ist und wahrhafte Wunder thut! Das heißt, gnädige Frau Baronin, als er noch lebte, denn jetzt ist er schon lange todt und ich war noch ein kleines Kind, als er drei Tage vorher sagte, er werde am Samstag Abends sechs Uhr sterben. Den müssen die gnädige Frau besuchen."

„Den todten Klausner?"

„Ich meine nur die Klause, worin der fromme Mann gewohnt hat. Gleich hinter dem Schloßgarten geht der Weg aufwärts in den Wald. Es ist gar erbaulich, vor der Thür unter den dicken Bäumen zu sitzen; man denkt jeden Augenblick, der selige Mann trete heraus und grauselt sich. Wenn die Frau Baronin erlauben, komme ich nachher wieder und erzähle Ihnen mehr von dem frommen Mann, den wir Alle so gern gehabt haben und von dem Keiner glaubte, daß er gestorben ist." —

Was die Baronin von der Beschließerin erfuhr, das erzählte dem Baron sein alter Jäger, der auf der Jagd sein Begleiter war. Der Klausner spielte auch bei ihm eine große Rolle und schwur Stein und Bein, daß Viele im Thale lebten, die den frommen Mann in seiner braunen Kutte, die Kapuze tief in das Gesicht gezogen, vor der Hütte hätten sitzen sehen, als er schon lange begraben gewesen, und der erst letzthin verstorbene Schulmeister habe in seinem Sterbestündlein geäußert, man könne gar nicht wissen, ob der Wohlselige nicht noch ein Mal wieder käme, und das wäre sehr heilsam, denn ein solcher Mann thue in der verderbten Zeit der Christenheit noth.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von dem früheren Zeiten eigenen Glauben und Vorliebe fürs Wunderbare finden wir in Happel's Relat. Curios. ein Beispiel; nach demselben soll sich in Mannheim im November 1688 ein Meerpferd im Rhein gezeigt haben, das an Größe einem Pferde gleich, schwarz von Farbe, mit langen Ohren und breitem Schweife beglückt war, einen dicken Kopf hatte, und den Rhein von Bonn bis Straßburg hinauf durchschwamm. Es soll öfters, aber vergeblich auf dasselbe geschossen worden seyn.

Kürzlich hat Meyerbeers einzige Tochter einen preußischen Stabsoffizier geheirathet. Zum Hochzeitsgeschenk erhielt sie von ihrem Papa das Eigenthumsrecht von „Robert der Teufel" und der noch ungebornen Oper „Afrikanerin." Dieses Geschenk repräsentirt eine stattliche Rente.

Taschenparapluis, welche sich zerlegen lassen und in der Rocktasche getragen werden können, sieht man seit Kurzem in Wien in den Schaufenstern der betreffenden Gewerbsleute.

Auflösung des Räthsels in Nr. 20:

Lämmergeier.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 22. Freitag, 20. Februar 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Ein Beifallsmurmeln belohnte diese energische Erwiederung.

Die Zornesröthe verschwand aus dem Gesichte der Vorsteherin und ein beißender Zug umspielte ihren Mund, als sie fortfuhr:

„Wenn mein Bote, der in so unschuldiger Absicht nach der Ruine ging, gesehen worden ist, so kann ihn wahrscheinlich nur Ihre Tochter gesehen haben. Ich wußte bisher nicht, daß die ehrenwerthen Fräulein eine so besondere Vorliebe für Pflanzenkunde besitzen. Seit einiger Zeit sieht man sie jedoch regelmäßig des Abends in der Nähe der Ruine spazieren gehen und Blumen pflücken. Fräulein Hulda soll neulich mit einem Blumenkranz im Haare auf einem Felsen gesessen und wie ein altes Ritterfräulein ausgesehen haben, das schwärmerisch nach ihrem Ersehnten ausschaut."

Die Pfeifenkopf-Fabrikantin kurirte die ersten Aufwallungen eines plötzlichen Gallenergusses mit dem beschwichtigenden Mokkatrank, um nicht zu heftig zu werden. Zugleich besann sie sich auf eine furchtbare Erwiederung. Der Angriff war aber auch zu hämisch. Ihre Töchter „ehrenwerthe" Fräulein, ihre Hulda „alt" genannt, welche unerträgliche Grobheit! Die Antwort mußte ein Keulenschlag seyn auf das Haupt der Gegnerin, welche ganz nach Emporkömmlingsart kaum erst sich hier festgesetzt hatte, als sie es schon wagte, die angesehensten Größen des Ortes frech und höhnisch zu behandeln.

Diesesmal wurden indeß die elektrischen Wolken, die sich im Gehirn der Fabrikantin zusammengeballt hatten, durch einen zufälligen Umstand zerstreut, ehe sie noch Zeit gehabt, den Blitz auf die verhaßte Gegnerin zu schleudern. Am Zaune des Gartens nämlich wurde eine Person sichtbar, welche die allgemeine Aufmerksamkeit erregte und so die gespannten Gemüther auf einen anderen Gegenstand lenkte.

Diese Person war in ihrem Aeußeren so eigenthümlich, daß es nöthig erscheint, einige Zeilen auf ihre Beschreibung zu verwenden.

Obwohl der Zaun so niedrig war, daß ein vier Schuh hoher Knabe bequem hätte darüber wegsehen können, so machte dies die körperliche Beschaffenheit des Neuangekommenen ihm dennoch unmöglich. Er hatte deßhalb sein Gesicht zwischen zwei Zaunpfählen hindurch gezwängt und schaute aus dieser Einfassung mit ernstem Blick auf die Gesellschaft. Selten wohl hatte die Natur einem Gesichte so sehr den Stempel ihrer phantastischen, unbegreiflichen Laune aufgedrückt. Die Stirne schien zu fehlen oder verschwand doch unter einem Wulste brennendrother Haare. Die Nase war ein unförmlicher Ballen, mit zwei merkwürdig großen Aushöhlungen, die sich mehr auf der oberen als unteren Seite befanden. Ueber der Nase, halb verdeckt durch einige zerstreut herabfallende Haarbüschel, funkelten zwei, im buchstäblichen Sinn grüne Augen, mit so merkwürdigem Glanz, daß sie fast einen phosphorartigen Schein auszuströmen schienen. Der Mund war klein, die Unterlippe in einer Art, die Verachtung ausdrückte, herabfallend, in den Mundwinkeln zeigten sich einige Runzeln, die in ihren schlangenförmigen Krümmungen theils Spottlust, theils Bosheit bedeuten konnten. Die unförmlich dicken Wangen waren roth und in der Weise eines Fliegenpilzes mit weißlichen Flecken und Narben verziert. Der Hals war bei der jetzigen Stellung des Gesichts allerdings nicht sichtbar; die hohen Schultern aber, die zu beiden Seiten emportraten, machten es sehr wahrscheinlich, daß sich die Natur nur mit einer sehr bescheidenen Andeutung desselben begnügt habe.

Die Arme, ungewöhnlich lang und muskelkräftig, trugen Hände, deren sich kein Riese hätte zu schämen brauchen, während die Beine nur dünn waren und in ihrem Wuchse aussahen wie lebendig gewordenes Krüppelholz, das man in seinen knieähnlichen verrenkten Krümmungen auf dem Gipfel hoher Berge findet, wo die scharfe Temperatur den Wuchs der stattlichen Waldriesen zu dieser zwerghaften Verkrüppelung herabdrückt.

Solcher Art war die Person, deren Erscheinen den Ausbruch feindlicher Gefühle von Seiten der Fabrikantin wenn auch nicht für immer unterdrückt, so doch für einige Zeit zurückgedrängt hatte.

Aller Augen wandten sich natürlich auf den Inhaber des sonderbaren Gesichtes, das unverwandt zu ihnen hinüberstarrte, dann ihnen grinsend freundlich mehrere Male zunickte und endlich mit schneidend scharfer, dünner Stimme der Gesellschaft einen schönen guten Abend wünschte.

„Guten Abend, Musjeh Moses!" entgegnete die Wirthin, indem sie die Vorsteherin, die erschreckt auffahren wollte, sanft auf ihren Stuhl zurückdrängte. „Fürchten Sie nichts," flüsterte sie dann, „er sieht zwar wie ein Kobold aus, aber er ist ein schlauer Bursche. Er weiß alles, was passirt und ich wette, er kann uns über den Fremden die beste Auskunft geben."

„Musjeh Moses," stotterte die Vorsteherin, „welch ein komischer Name und welch schauerliches Menschenkind, das ihn trägt. In meinem Leben habe ich noch kein so häßliches Gesicht gesehen."

Der Bucklige schüttelte sein Haupt, zeigte seine langen weißen Zähne und schien durch die Verzerrungen, die seine Züge überflogen, sagen zu wollen: „Ja, seht mich nur an, so etwas seht Ihr nicht alle Tage!"

„Wollen Sie nicht näher treten?" fragte die Wirthin freundlich.

Moses zog mit einiger Mühe seinen Kopf aus den Zaunstäben und bald schlenderte er gravitätisch in den Garten hinein, wo er sich mit ruhigem Selbstbewußtseyn auf eine Rasenbank in der Nähe des Kaffeetisches niederließ.

„Hübscher Sonnenuntergang, sagte er, „angenehmer Duft von warmem Getränk. Nette Zusammenstellung, Abendröthe von Kaffeewölkchen umschleiert. Nicht wahr?"

„Belieben Sie auch ein Täßchen?" fragte die Festgeberin.

„Ungemein verbunden! Reizender Naturgenuß, unter Frühlingsblumen und schönen Damen eine Tasse Kaffee zu schlürfen. Ach, aber ich bin so häßlich, so häßlich. Fürchte, Ihren geehrten Gästen den Appetit zu verderben, ja, bei Gott, ich fürchte es. Mitleidswürdige Kreatur ich, Hohn des Schicksals."

Eine Thräne perlte bei diesen Worten in seinem linken Augenwinkel, während sein Mund sich schmerzhaft verzog.

Die Fichtennadelbad-Vorsteherin dachte, daß das ungestaltete Wesen doch keine so ungestaltete Seele in sich schließe und da sie von Natur weichherzig war, so präparirte und überreichte sie eigenhändig dem Buckligen eine Tasse Kaffee.

„Worte zu schwach für Dank," sagte er annehmend. „Erinnerung wird unvergeßlich bleiben. Von so zarten Händen beglückt! O, edles Herz, tröpfelt Balsam auf unverschuldetes Mißgeschick," und eine zweite Thräne perlte im rechten Augenwinkel.

Es entstand eine minutenlange Pause.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beichte gehen.

(Fortsetzung.)

Aber der Baron erfuhr nach und nach mehr; viel mehr, als ihm lieb war. Wenn er zur Jagd wäre, flüsterte man ihm zu, mache die gnädige Frau lange Spaziergänge. Anfänglich habe sie die alte Beschließerin mitgenommen, jetzt aber gehe sie ganz allein und kein Diener dürfe ihr folgen. Auch erhalte die gnädige Frau öfters Briefe, die von dem nächsten Postamte durch einen expressen Boten nach dem Schlosse befördert würden, was jedes Mal nicht ein geringes Aufsehen errege, da in der Umgegend sonst Niemand einen Brief erhalte, als etwa halbjährig der Herr Pastor vom Consistorium. Und den brächte die Botenfrau mit.

Da trat der Baron eines Tages zu einer nicht gewöhnlichen Zeit in das Zimmer seiner Gemahlin. Sie fuhr unmerklich zusammen und schob einen halb zusammengefalteten Brief unter die Stickerei. Er aber hatte es gesehen und sagte hastig:

„Lassen Sie sich nicht stören, Madame. Sie lasen. Ja, ja, Sie lasen, und zwar Briefe. Was schreibt man Ihnen? Pikante Neuigkeiten aus der Residenz, die Sie hier schmerzlich vermissen."

„Wer weiß! Man findet oft unvermuthet Mittel sich zu trösten."

„Findet man? O ja, das glaube ich. Was

wäre einer schönen und geistreichen Frau nicht möglich? Aber die Briefe! Sie werden doch nicht so entsetzensvolle Geheimnisse enthalten, daß es für mich gefährlich wäre, sie zu kennen?"

„Es sind keine Briefe, mein Herr, sondern es ist nur ein einziger. Wenn ich Ihnen den Anblick desselben entzog, geschah es aus Schonung für Sie, denn der Brief enthält einige Nachrichten, die Ihnen vermuthlich nicht sehr angenehm sind."

„Ich bin Ihnen für diese zarte Rücksicht sehr dankbar; aber ich bedarf ihrer wahrlich nicht. Ich kann Alles hören, Madame, Alles! Was meldet Ihnen Ihr Korrespondent?"

„Meine Korrespondentin, wenn Sie erlauben. Sie hört, daß der Regierungsrath seine Stelle niederlegt, um das von seinem Onkel ererbte Gut selbst zu bewirthschaften. Das Gut grenzt, wie Sie wissen, fast an das unserige."

„Der Regierungsrath?"

„Das Regiment des Rittmeisters bezieht ferner seine neuen Kontonnirungen und der Stab desselben wird in der hiesigen Kreisstadt einquartiert. Der Rittmeister ist kurz vor der Marschordre zum Major avancirt."

„Und der Doktor? Sie haben den Doktor vergessen. Er allein wird doch nicht ausbleiben?"

„Der Doktor ist ein Freund des Rittmeisters und des Regierungsrathes," erwiederte die Baronin schelmisch. „Nichts natürlicher, als daß er den Einen in seiner Garnison und den Andern auf seinem Gute fleißig besucht."

„Allerliebst! Und wir werden natürlich mit von der Parthie seyn?"

„Als treue Nachbarn und Bekannte werden wir uns nicht ausschließen können."

„Aber einschließen, Madame. Bildlich gesprochen, versteht sich. Ich bin nicht in die ländliche Einsamkeit gezogen, um die literarischen Thees hier fortzusetzen. Wer ist denn aber die allwissende Korrespondentin, der wir alle diese Neuigkeiten verdanken? Nennen Sie mir sie doch, wenn ich bitten darf."

„Sie wollen es?"

„Ich bestehe darauf."

„Nun denn, mein Herr, diese Korrespondentin ist eine Dame, der ich eigentlich von ganzem Herzen gram seyn sollte, denn sie übt über eine gewisse Person, für die ich ein zärtliches Tendre empfinde, eine fast magische Gewalt aus."

„Sie irren sich, Madame!" sagte der Baron, der seine Frau zu errathen glaubte.

„Diese gewisse Person geht jener Korrespondentin auf Schritt und Tritt nach, sagt ihr Artigkeiten, singt, tanzt mit ihr und macht ihr auf jede Weise den Hof."

„Das ist nicht wahr."

„Wie, mein Herr? Sie wollen leugnen, daß Sie meiner lieben Karoline von Düben die Cour machen?"

„Karoline von Düben!" wiederholte der Baron stotternd und wurde blutroth. Die Baronin sagte lachend:

„Man sucht Niemand hinter dem Busche, wenn man nicht selbst darin versteckt war. Sie wollen den Eifersüchtigen spielen, weil Sie recht gut wissen, wie viel Ursachen Sie mir geben, eifersüchtig zu seyn. Aber die Zeit zur Promenade ist da. Sie entschuldigen mich."

„Ah, Madame gehen wieder nach dem Klausnerhäuschen."

„Es ist mein liebster Spaziergang. Dort ist es reizend schön."

„Das Reizendste wird fade, wenn es alltäglich wird. Was machen Sie nur dort?"

„Ich gehe zur Beichte."

„Bei dem todten Klausner? Glauben Sie auch an seine Wiederkehr, wie es das alberne Volk hier im Thale thut."

„Aller Volksglaube ist ehrwürdig; Und es ist ja nicht das erste Mal, daß sich eine Sage verwirklicht. Was wollen Sie? Als ich neulich oben war, — es dämmerte fast — glaubte ich unter den Bäumen ..."

„Den Klausner zu sehen?" fiel der Baron lebhaft ein.

„So glaubte ich. Aber eine erregte Phantasie nimmt oft den Traum für Wirklichkeit. Es war der Klausner nicht."

„Also ein Anderer?"

„Wie sagten Sie?" fragte die Baronin ernsthaft.

„Ich meinte ... wenn vielleicht ..." stotterte er verlegen. „Aber, Sie wollen spazieren gehen; es wäre grausam, Sie länger zu stören. Wenn ich mir erlauben dürfte, meine Begleitung anzubieten?"

„Ich will sie nicht bemühen!" sagte die Dame kalt und ging. Der Baron biß sich auf die Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Art, wie das Opium in britisch Hinterindien genossen wird, schildert ein Aufsatz in einem

indischen Journal folgendermaßen: Der aus der Drogue gewonnene Saft wird durch Wasser und Feuer von allen fremden Bestandtheilen befreit, sodann zu einem Syrup eingedickt, den die Eingebornen Tschandu nennen. Ein Bambusrohr, einen Fuß lang und etwa einen Zoll stark, wird mit einem Pfeifenkopf verbunden, indem dieser in ein Metallplättchen eingelassen wird, welches das eine Ende des Rohrs verschließt. In dem Deckel des Kopfes befindet sich eine Oeffnung von der Größe des Zündlochs an einer Kinderkanone; nicht viel größer ist die Oeffnung, welche den Kopf durch das Metallplättchen mit dem Rohre verbindet. Nun wird auch das obere Mundstück des letzteren mit einem gleichen Plättchen geschlossen, das eine kleine Oeffnung zum Einschlürfen hat. Der Opiumraucher nimmt mit einem spitzen eisernen Griffel ein Stückchen Tschandu, glüht es in der Flamme einer Lampe an, bringt es an die Oeffnung des Pfeifendeckels und schlürft den Rauch ein. Innerhalb der britischen Besitzungen in Hinterindien zählt man 40,000 Opiumraucher, nämlich 15,000 in Singapore, 12,000 in Pinang mit der Provinz Wellesley, 12,000 in Malacca mit den Bergleuten der Zinngruben von Cassang. In diesen drei Niederlassungen werden von den 40,000 Rauchern durchschnittlich jedes Jahr 900 Kisten des schädlichen Giftes im Werthe von nahezu 8 Millionen Dollars oder 25 Dollars auf den Kopf verbraucht.

(Stehen Sie auf dem Zettel?) Noch unter der Regierung Louis Philipps wurde in einem französischen Theater die Marseillaise vom Publikum mit Ungestüm verlangt. Die Direktion entsprach dem Publikum keineswegs und als das Toben immer stärker und das Geschrei: man solle den Vorhang wieder aufziehen, immer stärker wurde, da erhob sich endlich der Vorhang. Ein Polizeikommissär in voller Uniform trat an das Proscenium und erklärte dem Publikum in größter Artigkeit, es sey durchaus nicht erlaubt, daß im Theater etwas Anderes vorkomme als auf dem Zettel steht. Da rief einer von der letzten Gallerie herunter dem Polizeicommissär zu: „Und Sie, mein Herr? Stehen Sie etwa auch auf dem Zettel?“ Man kann sich das schallende Gelächter denken, welches diese Interpellation von der letzten Gallerie hervorbrachte. Das Publikum war nun beruhigt.

Kurfürst Carl Ludwig von der Pfalz hielt sich oft in Mannheim auf und erzählt man sich mehrere hier vorgekommene Stückchen, die Beweis von seiner Gutmüthigkeit geben. Dem dortigen Konrektor, welcher ihn zu seiner Hochzeit einlud, schenkte er, obgleich er als äußerst ökonomisch, ja geizig galt, zweiundzwanzig Gulden; im Mai 1668 kam er auf den Mannheimer Markt, wobei die Marktschreier, Spielleute und Gaukler beschenkt und der Kurfürst sich beim Ringreiten selbst mit sechs Gulden einkaufte. Einige Zeit nachher benützte er den Mannheimer Schwanenwirth zu einer Mission nach Paris und stattete denselben dazu mit 200 Gulden aus.

Man weiß zwar von Inseln und Küstenstrichen, die vom Meere verschlungen worden; daß aber ein ganzes Land untergegangen sey, davon hatte man bis jetzt niemals gehört. Dennoch scheint sich dieses Außerordentliche in neuester Zeit begeben zu haben. Vom dänischen Postamte in Hamburg wurde nämlich ein Brief, der zur näheren Bezeichnung des Orts die Angabe: „in Schleswig-Holstein“ führte, nach Braunschweig mit dem Bemerken zurückgesandt: daß dieses Land „nicht mehr existire“. Man wird also künftig in dem Nationalliede statt „Schleswig-Holstein „meer umschlungen“ singen müssen „meer verschlungen“.

Charade.

Erste Sylbe.

Die ist dem Teufel nah' verwandt,
Die lebt in ihm und er in ihr;
Die ist in aller Welt bekannt —
Vielleicht — Vielleicht — wohnt sie in dir!

Zweite Sylbe.

Ein eigenthümlich Ding bin ich —
Heut klein und morgen groß;
Jetzt siehst du tief, dann enge mich
Auch leg' ich Manches bloß.

Beide Sylben.

Ein Ort im Vaterland —
Den nenne mir!
Ist wohlbekannt
Vielleicht auch Dir!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 23. Sonntag, 22. Februar **1857.**

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

„Komme eben vom Lindenkruge," begann der Bucklige wieder. „Hochbein residirt jetzt da. Klappern ihm die Dukaten in der Tasche und er weiß nicht, wie er sie schnell genug los werden soll. Zecht den langen Tag mit Sträbke und Martens und trinkt nur Wein. Verlorner Mensch, moralisch gesunken."

„Wissen Sie vielleicht," fragte die Pfeifenkopf-Fabrikantin, „warum Hochbein plötzlich die Burgruine verkauft hat? Er wollte es doch sonst nie!"

„Familienstolz," entgegnete Moses. „Wollte nur an einen Standesgenossen verkaufen, unter der Bedingung, daß die Ruine nie abgetragen und der Berg nie entwaldet würde. Thut es nicht aus Grundsatz. Einmal dem bösen Feind gefolgt, für immer ihm verfallen. Gefühl meines Unglücks so stark, daß Betäubung wünschenswerh; aber gefährlich, verderblich. Möchte nicht Mitleiden und Achtung meiner Nebenmenschen verlieren. Liebe freilich, unmöglich, unmöglich. Wer kann mich lieben, ein Scheusal lieben? Grausame Natur, grausames Verhängniß!" und aus beiden Augenwinkeln flossen ihm einige Thränen.

„Also an einen Standesgenossen hat Hochbein die Ruine verkauft," bemerkte die Wirthin. „Es muß ein reicher Mann seyn."

„Ungeheuer reich und ein Sonderling. Jung, liebenswürdig, vornehm, geistreich. Will sich hier in die Einsamkeit vergraben, im Walde und unter Trümmern leben."

Die Damen lauschten mit der gespanntesten Aufmerksamkeit auf jedes Wort, was ihr Orakel von sich gab.

„Muß eine unglückliche Neigung gehabt haben. Freund die Geliebte verführt, Duell. Verführer erstochen. Die Ungetreue durch Kohlendampf erstickt. Moderne Tragödie, furchtbare Seelenkämpfe. Einsamkeit einziger Trost."

„Was Sie sagen!" riefen einige der Zuhörerinnen.

„Vermuthungen, Gerüchte," fuhr der Erzähler fort. „Ob wirklich? Wer weiß. Möglich gewiß. Die Welt Tummelplatz wilder Leidenschaften, ungeheuerer Täuschungen. Reiche und Große nicht immer glücklich. Würmchen im Staube oft sicherer als der stolze Adler in den Wolken. Meine Philosophie das. Fühle mich glücklich dabei. Was kann mir passiren? Geliebte untreu? Kann keine Geliebte haben. Freund falsch? Habe hier keinen Freund."

„Meinen Sie denn, Moses, der Fremde werde lange in dieser Gegend bleiben," fragte die Wirthin.

„Hat beschlossen für immer. Doch Entschlüsse wandelbar. Herz jetzt verwundet, wird von der Zeit geheilt. Hat sich für die Ewigkeit eingerichtet. Drei Zimmer in der Ruine wohnlich hergestellt. Prachtvolle Tapeten, Teppiche, Spiegel, Gemälde, Bücher, kostbare Waffen. Jagdliebhaber. Jagd gute Zerstreuung für unglückliche Liebe. Besser ein Reh todtschießen als sich selbst. Keller voll feiner Weine, alter Diener. Alle Bequemlichkeiten, die man für Geld haben kann. Romantischer Aufenthalt. Tiefe Stille, Berge ringsum, blaue Gipfel in der Ferne, murmelnde Waldbäche, rauschende Eichen, düstere Tannen, schlanke Birken, Nachtigallengesang. Wundervolles Leben. Beneidenswerther Fremdling, schön wie ein Gott."

„Sollten die traurigen Erfahrungen, die der Fremdling gemacht, nicht nachtheilig auf seinen Gesundheitszustand eingewirkt haben?" fragte die Vorsteherin.

„Zweifellos. Gram Feind der Gesundheit. Kranke Seele, kranker Körper. Fichtennadelbad sehr anzurathen. Konzentrirtes Waldaroma, Nerven stär-

kend. Starke Nerven Gegengewicht gegen Gemüthsleiden."

„Da haben Sie ganz recht, Herr Moses," sagte geschmeichelt die Vorsteherin. „Es freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Ich hoffe, Sie öfter zu sehen. Sie werden mich doch einmal in meiner Anstalt besuchen?"

„Edles Herz," sagte der Bucklige gerührt. „Reichten mir mit so viel menschlichem Gefühl die Tasse, laden mich jetzt ein? Bin Ihnen nicht widerlich? Armer Krüppel. Können mich ohne Abscheu sehen?"

„Sprechen wir nicht davon. Wer kann für seine körperliche Gestalt! Man muß auf das Gemüth sehen."

„Gewiß, gewiß! Gemüth die schöne Blume, die auch auf dem schmutzigsten Acker wächst. Was kann die Blume für den Acker? Ach, könnte Ihr Fichtennadelbad mir zu einer natürlichen Gestalt verhelfen, Sie würden es thun, Sie würden einen Unglücklichen glücklich machen und Ihre Belohnung in Ihrem Herzen finden."

„Gewiß, lieber Moses."

Es war während dieses Gespräches Abend geworden, die Kaffeekanne durch häufigen Zuspruch, die Neugier durch die Mittheilungen Moses erschöpft und die Gesellschaft brach deßhalb nach dem nöthigen Austausch der hergebrachten Höflichkeitsformeln auf.

Die Fichtennadelbad-Vorsteherin lud die Gegenwärtigen zu einem bevorstehenden Kaffee ein, wobei sie selbst Moses nicht ausschloß, und Alle schieden sehr erbaut von ihrer heutigen Zusammenkunft. Nur in der Pfeifenkopf-Fabrikantin brannte noch die Wunde der empfangenen Beleidigung und obwohl sie die Einladung ihrer Gegnerin nicht ausschlug, so gab sie es dennoch nicht auf, sich bei der ersten Gelegenheit glänzend an ihr zu rächen.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beichte gehen.

(Fortsetzung.)

Die Klause lag unter dichtbelaubten Buchen auf dem Gipfel eines sanft sich abdachenden, bewaldeten Hügels. Von dem Eingange derselben hatte man eine liebliche Fernsicht. Dort saß die Baronin auf der schwellenden Moosbank, bald lesend, bald zeichnend, bald sinnend über Vergangenes und Künftiges.

Ein Paar Stunden waren so vergangen und die Dame schickte sich bereits zur Heimkehr an, als sie in der Nähe Tritte vernahm. Sie wandte sich um und erblickte einen jungen Offizier, der mit ausgebreiteten Armen auf sie zueilte. Sie wich erschreckt einige Schritte zurück.

„Ha! Ha! Ha!" lachte der Offizier. „Sie kennt mich nicht, oder will mich nicht mehr kennen. Meine süße, himmlische Julie verleugnet mich. So sieh' mich doch nur an und lege Deine Stirne nicht in so finstere Falten, Du strenge Nymphe dieses Waldes. Kennst Du mich noch nicht?"

Die Baronin sah den Offizier scharf an, dann lachte sie laut auf und schloß ihn in ihre Arme:

„Das ist allerliebst! Das ist prächtig! Willkommen. Drei Mal willkommen. Aber warum das Alles? Sitze nieder und beichte."

„Ja, fromme Klausnerin, ich will beichten und ich hoffe, Du wirst mir die Absolution nicht verweigern," sagte der Offizier sie küssend und Beide nahmen auf der schwellenden Moosbank Platz.

Der Baron irrte indessen verdrießlich im Walde umher. Er hatte den Förster nicht gefunden und suchte vergebens das halbe Revier ab. Endlich holte ihn der Förster ein und sagte zu seiner Entschuldigung, er habe geglaubt, der Herr Baron bedürfe seiner nicht, da Besuch unten im Schlosse angekommen sey.

„Besuch? Was für Besuch?"

„So wissen Euer Gnaden von Nichts? Ein offener Halbwagen rollte in den Hof; darin saß ein allerliebster junger Offizier, der nach der gnädigen Frau fragte. Als er hörte, daß dieselbe nach der Klausnerhütte gelustwandelt wäre, ließ er sich sogleich den Weg dorthin zeigen. Haben Sie ihn denn dort oben nicht getroffen?"

„Besuch? Offizier? Klausnerhütte?" rief der Baron und lief so eilend davon, daß der Förster ihm kopfschüttelnd nachsah. Außer Athem kam er vor der Klause an. Niemand da.

Wo war die Baronin? Wo der Offizier? Hatten sie sich gefunden und wohin waren sie gegangen? Ihm brannte der Kopf und spornstreichs eilte er nach Hause. Seine Dame kam ihm unbefangen entgegen.

„Wo ist der Besuch?" fragte er hastig.

„Welcher Besuch?"

„Der Offizier, der im offenen Halbwagen ankam und Ihnen zur Klause gefolgt ist."

„Haben Sie einen solchen Herrn gesehen?"

„Ich nicht. Aber Sie waren ja oben, wer weiß wie lange. Sie müssen ihn gesehen haben. Wollen Sie nicht meine brennende Neugier stillen

und mir ausführlich erzählen, was in meiner Abwesenheit alles geschah?"

„Sie sind nicht mein Beichtvater und hier ist kein Beichtstuhl."

„Also hätten Sie doch etwas zu beichten?"

„Sehr viel!" seufzte sie.

„Und wann wird das geschehen?"

„Sobald der alte Klausner wieder von seiner früheren Wohnung Besitz nimmt!" sagte sie lachend und ging auf ihr Zimmer.

Am andern Morgen war im Thale große Bewegung; Alt und Jung steckten die Köpfe zusammen, um sich ein großes Geheimniß mitzutheilen. Allmälig gelangte es bis zum Schlosse. Der alte Jäger trug es dorthin und theilte es seiner Freundin, der Beschließerin, mit. Diese schrie laut auf, als sie vernahm, der alte Klausner habe sich wieder unter den Bäumen blicken lassen. Der Anspanner Friedel, sowie der Holzhändler Kaspar und der älteste Müllerbursche hatten alle drei deutlich gesehen, wie er vor der Thüre seiner Klause auf der Moosbank gesessen habe. Sie hatten sich aber zu sehr gefürchtet und waren davon gelaufen.

Dem Baron stieg das Blut zu Kopfe, als er diese Kunde vernahm.

„Gestern ein junger Offizier und heute ein alter Klausner? Offenbar eine und dieselbe Person. Und dieser Offizier? Wer konnte es anders seyn, als der neugebackene Major, dessen Garnison die nahe Kreisstadt werden sollte? Im Schlosse durfte er sich nicht sehen lassen. Aber dort oben in der einsamen Klause war er beschützt vor dem Aberglauben des Volkes und der Verbrecher wurde noch obenein von diesem angebetet."

Alle diese Gedanken flogen ihm wie Sprühfunken durch den Kopf:

„Aber sie soll nicht hinauf! Sie soll nicht! Ich werde es ihr verbieten."

Das Verbot kam zu spät. Die Dame war bereits fort. Die Beschließerin sagte es ihm und setzte hinzu, sie hätte die gnädige Frau gewarnt, sich ja nicht in die Nähe des Gespenstes zu wagen. Die Baronin aber habe dazu gelacht und gemeint, sie müsse hinauf, denn er habe versprochen ihre Beichte zu hören.

„Die Beichte hören!" rief der Baron. „Sie spottet meiner noch hinter meinem Rücken. Aber ich werde mich rächen."

Er eilte durch den Schloßgarten dem Berge zu. Hier und da begegnete er einigen Leuten, Furcht und Neugier auf den Gesichtern, die, von der seltsamen Kunde angelockt, sich bis hierher gemacht hatten. Sie wichen dem gnädigen Herrn aus und deuteten hinter seinem Rücken flüsternd auf ihn, als wären sie über die Kühnheit erstaunt, mit welcher er bis zum äußersten Ziele vordrang.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Nichts kann heiterer seyn, als ein Ball in Amerika. Bei einem solchen Feste in Baltimore bemerkte ein gewisser Thomson, er begreife nicht, wie die Commissäre einen Menschen zulassen könnten, der ein offenbarer Schurke sey. Darauf Tumult und es fielen mehrere Pistolenschüsse. Alles stob auseinander, man sah Thomson fallen, der durch den Hals geschossen war. Bald darauf fing der Tanz wieder an. Ein junger Mensch stieß gegen einen andern und wurde von diesem zu Boden geschlagen. Neuer Tumult, es wurde wieder einer erschossen und mehrere verwundet. Nebenbei wurden noch verschiedene Portefeuilles gestohlen, was nur zu Erhöhung des Vergnügens dienen konnte, denn es geht nichts über eine gehörige Aufregung.

Bei der letzten Vorstellung in den Tuillerien sprach der Kaiser der Franzosen einen Amerikaner an und sagte ihm einige freundliche Worte, wie sehr er sein Vaterland schätze rc. Der Amerikaner war so entzückt darüber, daß er antwortete: „O Sire, wir hoffen auch, Sie wieder bei uns zu sehen!"

In Frankreich haben die Briefpostbeamten ganz kürzlich eine neue schlau ausgedachte Betrügerei entdeckt. Ein farbloser und kaum sichtbarer, auf der Oberfläche der Freimarken angebrachte Ueberzug theilt diesen Marken die Eigenschaft mit, daß der dieselben entwerthende Stempelabdruck durch eine einfache Abwaschung entfernt werden kann, weil die Stempelschwärze das unter jener Hülle befindliche Markenpapier nicht afficirt. Auf diese Weise konnte man sich der Freimarken mehrere Mal bedienen. Man hat bereits Maßregeln zur Entdeckung und Bestrafung dieses Betruges getroffen.

Ein Herr Koch in Leipzig will die neue Erfindung der durch galvanisches Licht erleuchteten „Seelaterne" nicht nur zum Fischfang und Aufsuchung von Schiffstrümmern benutzen, sondern einen billigen Apparat herstellen, mit diesem die

untergegangene Stadt Leba in der Ostsee aufzusuchen, und hofft sie zu finden.

Die australischen Eingebornen zeichnen sich durch ihre schönen Zähne aus, und so sind Speculanten auf den humanen Einfall gekommen, den Eingebornen ihre Zähne für Bänder, bunte Tücher und sonstige Lappalien abzukaufen. Ganze Kisten mit solchen Zähnen werden jetzt nach London und von dort weiter an Zahntechniker des Continents verschickt.

Bereits wird in Frankreich der Ochsenconcurs für den Boeuf gras dieses Jahres eröffnet. Fünf herrliche normännische Ochsen befinden sich auf dem Transport nach dem Markt von Poissy, woselbst die Wahl stattfinden wird. Die Namen dieser wackeren Hornträger lauten: Duc Guillaume, Progrès, Succès, Qu'en dira-t-on, Prétendant.

Der Komet Karl V. soll nach Berechnung der Astronomen, die ihn bereits 1848 erwarteten, endlich im laufenden Jahre sichtbar werden. Er trägt den Namen des großen Kaisers, weil er Karl V. bewogen haben soll, die Krone niederzulegen und ins Kloster zu gehen. Besagter Komet soll in den Jahren 1264, 995 und 683 sichtbar gewesen seyn.

Die katholische Kirche zählte in Bayern im Jahre 1856 in 206 Dekanaten 2802 Pfarreien, 225 Kuratien und Expostituren, 1033 Beneficien mit 6762 Priestern (die Klostergeistlichen mitgerechnet) und 3,188,655 Seelen ohne Militär. Die protestantische Kirche zählte in 81 Dekanaten 1101 Pfarreien und 21 Vikariate mit einer Seelenzahl von 1,231,463 ohne Militär. Die Zahl der Klosterbewohner jeden Ordens in Bayern bestand in 434 Patern, 257 Brüdern und 87 Novizen; die der Klosterbewohnerinnen aus 599 Frauen, 480 englischen Fräuleins, 881 Schwestern, 152 Novizinnen und 182 Kandidatinnen, Postulatinnen &c.

(Bauernrache.) „Wen mein'st Bäuerin, daß wir heut' zum Gemeindevorstand gewählt haben? — Dem Oelstampfer, den kein Mensch in der Gemeinde mag, haben wir's mit Fleiß gethan. Der hat acht volle Stunden bis zum Landgericht, und dahin muß er jede Woche ein Paar Mal gehen!"

Auflösung der Charade in № 22:

Paßloch.

Die Liedertafel wird Dienstag den 24. l. M., des Abends um 6 Uhr, im Saale der Fruchthalle ihre übliche

Fastnachts-Produktion

geben. Das zu dieser Produktion festgestellte Programm ist folgendes:

I. Abtheilung.

1. **Die jungen Musikanten**, Männerchor von Kücken.
2. a. **Elslein**, altdeutsches Volkslied, für vierstimmigen Männerchor eingerichtet von K. M. Kunz.
   b. **Die Käferknaben**, Männerchor von Truhn.
3. **La Classe**, capriccio für Pianoforte von E. Pauer.
4. **Quodlibet** für Männerchor von Kunz.
5. **Trio** in E dur für Klavier, Violine und Cello von J. N. Hummel, erster Satz: Allegro.

II. Abtheilung.

6. Von vorstehendem Trio zweiter Satz: Andante und dritter Satz: Rondo.
7. **Turnierbankett** für Männerchor von C. M. v. Weber:
   a. **Chor der Ritter und Knappen;**
   b. **Gesänge der Ritter;**
   c. **Duett der Minnesänger;**
   d. **Chor.**
8. **Kindersymphonie** oder **der Jahrmarkt von Berchtholdsgaden** von Jos. Haydn.
9. **Quodlibet** aus den „Gesellenfahrten" von J. Otto, für Männerchor mit vorhergehender Declamation.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 24. Dienstag, 24. Februar 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Die Sonne des nächsten Tages erhob sich nicht so heiter, wie sie am Abend in das grüne Meer des Waldes sich getaucht hatte. Ein Gewitter zog in der Nacht herauf, der Wind spielte seine lustigen, wilden Weisen auf den Zweigen der Bäume und sekundirte dem grollenden, tiefen Grundtone des von den Bergen widerhallenden Donners. Die Göttin der Frühe mußte vor dem nicht enden wollenden Regen ihre zarten, rosigen, goldgesäumten Schleier verschließen und sich in ein schlichtes, graugelbes Alltagsgewand hüllen. So stieg sie über der einsamen Burgruine und deren zwei Bewohnern herauf.

Die Ruine lag ungefähr eine Stunde von dem Städchen entfernt, an der Seite eines bewaldeten Berges; sie war die Stammburg der Herren von Hochbein gewesen und obgleich seit drei Generationen nicht mehr eigentlich bewohnt, war sie doch immer in einem erträglichen Zustande gehalten worden. Unter dem letzten Besitzer jedoch war die alte Größe des Geschlechts überhaupt gesunken und die Burg trug nun in sympathetischer Uebereinstimmung den Stempel dieser Gesunkenheit in ihren verfallenen Mauern und an den wettergepeitschten zerrissenen Seiten ihres Thurmes, der, seinem ehemaligen Herrn gleich, verkommen, alt und wüst, dennoch seine gerade stolze und finster aufgerichtete Haltung bewahrte. Einen freundlichen Anblick boten einige junge Birken, die in das Gestein ihre Wurzeln geschlagen und im Laufe der Zeit zu kecken Bäumen aufgeschossen waren. Jetzt ließen sie melancholisch ihre Zweiglein hängen, Thränenbäche entrannen ihnen und strömten in dunklen Linien an dem grauen, flechtenbewachsenen Gemäuer herab.

Eine reiche dunkelgrüne Masse von Epheu, jener Lieblingspflanze des düsterschauenden Genius der Vergänglichkeit, überzog fast gänzlich das verwitterte Gebäude und streckte seine lustigen Ranken in die hohläugigen Fenster, aus denen einst schimmernder Lichtglanz in die Waldesnacht geflossen und die silbernen Stimmen der Burgfräulein, die tiefen kriegerischen Laute der Ritter in der Einsamkeit verhallt waren.

Obwohl Jeder, dessen Herz für den Zauber der Natureinsamkeit und für die feierliche Majestät alter ehrwürdiger Trümmer empfänglich ist, gern diesen Ort besucht und träumend dort geweilt hätte, so würden ihn doch gewiß wenige zu ihrem steten Aufenthalt erkoren haben und unter diesen hätte man eher finstere, menschenscheue, verschlossene und abstoßende Gesichter gesucht, als ein frisches, blühendes, Kraft und Schönheit athmendes, wie das des jetzigen Bewohners.

Er stand unter einer steinernen Bogenwölbung und blickte glänzenden Auges in das prasselnde Blättergewinde des dampfenden Waldes und in den wallenden Nebel, der die nahen und fernen Bergspitzen umschleierte.

Seine Gestalt war weit über der gewöhnlichen Größe, breit über den Schultern, um die Hüften schmal. Ueber einer mächtigen Brust, werth unter dem schweren Eisenharnisch zu pochen, kreuzte er die Arme. Sein Antlitz, mehr gebietend als sanft, zeigte eine vollendete Regelmäßigkeit und konnte dem Künstler zu einem Modell des Achilles dienen. Die Stirne, mehr hoch als breit, umschatteten glänzend schwarze Locken; sein Auge war groß und von durchdringendem Feuer, der Mund klein mit vollen Lippen, die äußerst zartgezeichnete Wellenlinien beschrieben; das Kinn deutete Festigkeit an, die Farbe der Wangen war ein bräunliches Roth. Er mochte nur wenig über fünfundzwanzig Jahre alt seyn und sein ganzes

Aeußere bot eine seltene Vereinigung aller Eigenschaften, die dem Bilde einer scharf ausgeprägten idealen Männlichkeit zukommen.

Nachdem er dem Treiben des trübdüsteren Wetters einige Minuten zugesehen, wandte er sich an eine inzwischen aus dem Innern der Burg hinzugetretene Person. Diese schien etwa vierzig Jahre alt zu seyn und obwohl anständig, ja fein gekleidet, doch nur der höheren Dienerschaft eines vornehmen Herrn anzugehören. Ihre Gesichtszüge, mager, eckig, blaß, mit scharf hervorstehenden Knochen und kleinen, tiefliegenden hellen Augen, drückten eine grämlich unterwürfige Freundlichkeit aus. Während die jüngere der beiden Personen, mehr der Umgebung angemessen, die einfache Kleidung eines Jägers oder Försters trug, einen kurzen grünen Rock, um den Hals ein lose geschlungenes Tuch, gemslederne Beinkleider und langschäftige, aber sehr zierlich gearbeitete Jagdstiefel, war der neue Ankömmling in schwarzem Frack, weißer Weste, weißer steifer Kravatte und trug sogar seidene Strümpfe und Schuhe.

„Nun, Wernitz," sagte der Jüngere, sich halb umdrehend, „da wären wir denn auf unserer einsamen Insel im Meere der Wälder, die Du im Voraus begeistert besungen. Gefällt sie Dir?"

„Nein, Herr!"

„Hast Du in unserer stattlichen Ritterburg gut geschlafen und von reizenden Feen, furchtbaren Zauberern, kühnen Kämpen und schwellenden Schwanenbusen geträumt?"

„Nein, Herr!"

„Findest Du nicht, daß wir das passendste Plätzchen auf hundert Meilen gefunden, um ungestört vom Lärm der trivialen Welt und von den Erbärmlichkeiten des großen Lebens unsere Tage glücklich hinzudämmern und Alles und uns selbst zu vergessen?"

„Nein, Herr!"

„Ach, Wernitz, jetzt begreife ich, warum Du als Poet nie reüssirt hast. Du hast keinen Funken Poesie im Leibe, Dein dreifaches Nein bejaht mir dies dreifach."

„Ich habe den Schnupfen im Leibe und fürchte nächstens hier das Podagra zu bekommen. Ein längerer Aufenthalt in dieser Wüste bei solchem Wetter muß mein Tod seyn."

„So stirb; ich werde eine Ode auf den am Podagra gestorbenen Dichter machen, sie in Granit hauen und an diese Mauer heften lassen. Dort wird der romantische Ephen sie überziehen und wenn nach hundert und aber hundert Jahren ein Forscher sie findet und Deinen Namen entziffert, so wirst Du unsterblich seyn."

„Ich möchte den Poeten sehen, der es hier aushielte."

„Jeder Poet thut das, sag' ich Dir. Aber Du hast in Deiner gereimten Beschreibung unseres Aufenthaltes, ehe Du ihn gesehen, so viel Phantasiefarben verbraucht, daß Dir die Wirklichkeit nun zu wirklich erscheint. Doch das wird sich geben. — Was wollen wir aber heute thun, wie den ersten Tag unseres feierlichen Einzuges hier festlich begehen?"

„Wir wollen ein Feuer anzünden und uns wärmen."

„Sehr prosaisch gedacht, lieber Wernitz. Indeß magst Du nach Deiner Bequemlichkeit handeln. Ich werde diese unfreiwillige Gefangenschaft, zu der das schlechte Wetter uns verdammt, dazu benützen, unser geheimnißvolles Verschwinden aus der Hauptstadt den dortigen Freunden zu erklären."

„Wollte ich doch," sagte Wernitz seufzend, „wir säßen noch da fest. Ach, jetzt sehe ich ein, was wir verloren. Die Natur ist zwar schön, ja sogar erhaben, doch sie nimmt zu wenig auf die körperliche Bequemlichkeit ihrer Bewunderer Rücksicht. Behaglichkeit ist ein Begriff, den sie nicht kennt, den erst der zivilisirte Mensch entdeckt und verwirklicht hat. Die Natur schafft immer in's Extreme. Erfreut sie uns durch den Anblick blühender Landschaften, heiterer Fluren, durch Glanz und Licht, so stört sie uns bald durch übermäßige Hitze, bald sendet sie launenhaft Gewitter, Hagel, Sturm oder eine gefährliche Zugluft. Fürwahr, einem behaglich gewöhnten Menschen bleibt zuletzt nichts übrig, als sie in den Werken der Kunst aufzusuchen, wo die unangenehmen und störenden Nebelerscheinungen wegfallen. Ich muß diesen Gedanken in einem didaktisch-elegischen Gedicht aussprechen. Ich denke, vierfüßige Jamben werden dazu am passendsten seyn."

„Nun wohl, so lästere die Natur in vierfüßigen Jamben, Poet, wenn das Dein Herz erleichtert. Dir geht's wie einem graugewordenen Liebhaber, der in die Netze einer jungen üppigen, launen- und lebensvollen Schönen fällt. Sie zerzaust ihm die Perrücke, sie jagt ihn über Stock und Stein. Er holt sich in ihrem Dienste Asthma, Gicht und alle Arten von Rheumatismus und wohl ihm, wenn mit diesen Uebeln zugleich seine Leidenschaft kurirt wird!"

Er ging hinein, während Wernitz noch einige Minuten in den Nebel hinausseufzte.

(Fortsetzung folgt.)

Zur Beichte gehen.

(Schluß.)

Die Sonne schien hell auf den grünen Rasen vor der Hütte. Der Morgenwind fuhr leise durch die grünen Blätterkronen und die Vögel sangen lustig darein. Der Baron war hinlänglich auf das vorbereitet, was er finden würde, und fuhr doch fast erschreckt zurück, als ihm ein alter Klausner entgegentrat, der das Zeichen des Kreuzes machte:

„Gelobt sey Jesus Christ!"

„Amen!" sagte der Baron unwillkürlich.

„Deine Schritte seyen gesegnet, mein Sohn. Was führt Dich in meine Einsamkeit?"

Der Baron war außer sich über die Kaltblütigkeit des Alten.

„Sammle Dich mein Sohn!" sprach der Alte nach einer Pause. „Du bist sehr aufgeregt, in dieser Stimmung ist man nicht geschickt, sich einer stillen Beschaulichkeit hinzugeben. Ich will warten, bis Du Dich beruhigt hast."

Der Klausner trat in seine Hütte zurück.

„Nichts als eine plumpe List, mich zu täuschen," sagte er nach einer Pause zu sich selbst. „Aber ich will thun, als glaubte ich an den Spuk. Das leitet sie irre und sie verrathen sich."

Er ging einige Male auf und ab und näherte sich dann wieder der Hütte. Der Klausner kam ihm entgegen:

„Setze Dich mir gegenüber, mein Sohn, und öffne mir Dein Herz."

„Das will ich," sagte der Baron entschlossen und rüstete sich zu einer niederschmetternden Philippica. Der Klausner hörte ihn aufmerksam an und sprach dann sehr ernst:

„Alles das ist nichts, mein Sohn, als eitel Trug und Täuschung. Du bist eifersüchtig und Eifersucht steht schwarze Nacht am rosenrothen Morgen. Wäre Dein Weib, wie Du sie mir schilderst, wäre Dein Zorn gerecht und Du würdest zu bedauern seyn. Aber ich fürchte, Dein Geist ist krank und Du vermagst nicht klar zu sehen."

„O der allerliebsten Komödie!" brummte der Baron vor sich hin und sagte dann laut:

„Ich weiß es, daß ich nur zu sehr Recht habe und wenn ich an die Wahrhaftigkeit Euerer Klausnerschaft glauben soll, frommer Vater, müßt Ihr meiner Meinung seyn, widrigenfalls es mir vielleicht beifallen könnte, daß ich hier Territorialherr bin."

„Unkluger Mann, sprich nicht weiter," sagte strenge der Klausner. „Ich lese in Deiner Seele und kenne alle sündhaften Gedanken, die darin wohnen. Du hast ein tugendsames Weib, die Dich trotz Deiner vielen Schwächen liebt und die Du dafür mit Deiner ganz unbegründeten Eifersucht quälst."

„Gut soufflirt," warf der Baron dazwischen.

„Aber sie wird gerächt werden," fuhr der Klausner fort, „und Du selbst wirst es seyn, der ihr diesen Triumph bereitet. Dieser Triumph wird ihr werden, wenn ich sie in Deiner Gegenwart anrede und sage: und wenn Du wirklich gefehlt hättest, wärst Du weniger strafbar, da Du nur Gleiches mit Gleichem vergolten. Deine arme Freundin Karoline weiß davon zu erzählen. Nicht genug, daß Dein gewissenloser Gatte sie unablässig mit Worten und Blicken verfolgte, wenn er sie zufällig traf; er wußte auch solches Zusammentreffen herbeizuführen. Bei der letzten herbstlichen Jagdporthie bestach er sogar ihren Kutscher, der sich absichtlich verirren mußte, und kam dann als rettender Engel nachgesprengt."

Der Baron rückte ungeduldig.

„Bleibe sitzen, mein Sohn. Es ist noch lange nicht alle. Bei dem letzten Ball des Präsidenten ließest Du ihr sagen, daß eine Freundin im blauen Kabinete ihrer harre, und als sie arglos dort erschien, überreichtest Du ihr knieend ein Bouquet."

„Es ist genug!" rief der Baron aufspringend.

„Freilich ist es genug und übergenug der Missethat," sagte der Klausner. „Du aber bist dieser Meinung nicht gewesen, denn wiederum eines Tages . . ."

„Ich will nicht weiter hören!" schrie der Baron, der bei dem Klausner an den Offizier dachte. „Aber ich verlange zu wissen, wer es ist, der den unschuldigsten Galanterien eine so hämische Deutung gibt? Wer Sie auch sind, ich befehle ihnen die Maske abzuwerfen und sich in ihrer wahren Gestalt zu zeigen."

„Ich gehorche!" antwortete der Klausner, warf Kapuze und Bart ab und stand in zierlicher Uniform da.

„Tod und Teufel! Also doch? Wer sind Sie, mein Herr?"

Der Offizier trat einen Schritt näher und sagte leise:

„Karoline von Düben erlaubte sich diesen Scherz, um Ihnen Ihre beiden letzten Briefe uneröffnet zurück zu geben. Wie ist Ihnen, Baron?"

Er stand wie geblendet, die versiegelten Briefchen in der Hand. „Und meine Frau?" stotterte er.

„Sie hätten verdient, daß ich Ihrer Dame diese Briefe übergeben hätte. Die Arme weiß von diesem neuesten Geniestreiche nichts. Nach dieser Erklärung sind Sie hoffentlich stark genug zu hören, daß ich die glückliche Braut des Rittmeisters bin."

„In der That!"

„Und des Rittmeisters Schwester wird den Regierungsrath heirathen."

„Ist es möglich!"

„Ja, mein Freund!" sagte die Baronin, aus der Klause tretend. „Und um Sie völlig zu beruhigen, kann ich Ihnen mittheilen, daß der Doktor einen ehrenvollen Ruf an eine süddeutsche Universität angenommen hat. So klärt sich von meiner Seite Alles glücklich auf. Wie stehen Sie aber vor mir?"

Der Baron sagte kein Wort, sondern küßte ihr knieend die Hand.

„Was soll ich thun?" fragte sie die Freundin.

„Frage lieber was kann ich thun," scherzte diese, „denn das Herz sitzt Dir ja schon auf den Lippen. Die Beichte ist aus und der reuige Sünder wird zu Gnaden aufgenommen."

Der Baron sprang auf und Karoline sagte: „Der alte Klausner ruhe in Frieden. Wenn er aber ja wiederkehrte, werden Sie nicht eifersüchtig auf ihn; schon um Ihrer selbst willen. Versprechen Sie es?"

„Ich verspreche es!" sagte der Baron und alle Drei stiegen zu Thale.

Mannigfaltiges.

Dieser Tage wurde in Paris eine Sammlung italienischer Fayence, sogenannte Majoliken, verkauft, die fast zu unglaublichen Preisen bezahlt wurden. Eine einzelne Vase kam bis 10,000 Fr., Teller wurden mit 1100, 1500, ja mit 1900 Fr. das Stück bezahlt. Seit den letzten zwei Jahren wendet sich die Liebhaberei den Gegenständen des Kunsthandwerks des Cinquecento zu.

Nachrichten vom Cap zufolge ist Frau Ida Pfeiffer nach ihrer am 16. November erfolgten Ankunft dort sowohl vom britischen Gouverneur, Lord Grey, der ihr große Erleichterungen zusagte, als von Seiten der Bevölkerung sehr zuvorkommend aufgenommen worden und gedachte ihre Fahrt nach Mauritius, von wo sie nach Madagascar gehen wollte, am 18. November mit einem französischen Dampfschiffe anzutreten, an dessen Bord der Reisenden in gastfreundlichster Weise ein Platz eingeräumt worden war.

Ein Winzer zu Jouy-aux-Arches bei Metz hat in seinem Weinberg, ungefähr 40 Centimetres unter der Erde, einen Hafen mit 36 Louisd'or, das Bildniß Ludwigs XIV. und die Jahreszahlen 1640 bis 1673 tragend, dreißig Sechslivresthaler und sechzig Dreilivresthaler, sowie zehn spanischen Goldmünzen gefunden. Auf dem Platze stand früher ein kleiner, zu Jouy gehörender und von den Protestanten bewohnter Weiler. Das letzte Datum der Münzen (1673) läßt schließen, daß ein durch den Widerruf des Edikts von Nantes (1685) vertriebener Hugenotte, in der Hoffnung einstiger Rückkehr, dieses Geld vergraben hat.

Ueber einen Artikel (der neulich die Runde durch die Blätter gemacht hat), den Fund von 2000 Stück Louisd'or betreffend, kommt jetzt folgende Berichtigung: 1. hat nicht Jemand einen Hamster fangen wollen, sondern weimarische Jäger; 2. war die Jagd nicht auf einen Hamster, sondern auf einen angeschossenen Fuchs; 3. trug sich die tragische Geschichte nicht bei Salzungen, sondern auf der Ruine Crainberg bei Tiefenort zu; 4. waren es nicht 2000 Stück Louisd'or, sondern nur 30 Stück; 5. waren es, bei Licht besehen, keine Louisd'or, sondern nur Rechenpfennige, die der schlaue Fuchs uns schenkte. Dies unsere traurige Berichtigung. Mögen die Gefühlvollen unter Ihren Lesern weinen mit den Weinenden!

Geschlechts-Homonyme.

Ich bin gewiß ein armer Mann,
Mir thut ein Wicht'ges noth;
Daß ich dich nicht verstehen kann,
Nimmt mir vielleicht das Brod.

Auch bin ich oft ein Weib, recht arm,
Dem auch ein Wicht'ges fehlt;
Und häufig ist's, daß Gott erbarm'!
Vom Kummer hart gequält.

Ich bin gewiß ein liebes Thier,
Mir fehlet nur der Muth;
Ich bin daher der Sanftmuth Zier
Und Jeder ist mir gut.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 25. Freitag, 27. Februar 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Wir folgen dem Eigenthümer der Burg und treten in ein Gemach, so bequem und wohnlich eingerichtet, wie die Ruine von Außen es nicht erwarten ließ. Braune, mit Goldarabesken verzierte Ledertaveten bedeckten die Wände, der steinerne Fußboden war mit prächtigen Teppichen belegt; die Fenster, von den überwachsenden Epheublättern befreit und mit Spiegelglas versehen, boten einen reizenden Blick auf die wilde Umgebung. Bücher in kostbaren Einbänden standen hinter Glasrahmen, eine Sammlung schöner Waffen schmückte die Wand und eine riesige Dogge erhob sich freundlich wedelnd beim Eintritt ihres Herrn.

Dieser setzte sich an einen Mahagonitisch, auf welchem Schreibmaterialien standen und vertiefte sich in folgenden Brief:

Einsamkeit. Im ersten Jahre des Anachoreten-Lebens.

Mattagon! Ich fliehe den Kreis der Elysier, die Dich als ihren Großmeister verehren und ich schwöre den Kultus des Lebens ab, dessen Prophet Du bist. Das Leben kann kein immerwährender Genuß, und Genuß, wie Ihr ihn versteht, kann nicht des Daseyns einziger Zweck seyn. Wenigstens rückt die Erreichung dieses Zweckes in eine um so weitere Ferne, je näher wir uns ihr gekommen glauben und im Meer der Zerstreuungen, des Vergnügens, der Leidenschaften blickt die getäuschte, die ermüdete Seele, wie der Schiffer nach langer Fahrt, sehnsuchtsvoll nach irgend einem Streifen grünen Landes, wo sie ruhen und träumen und in sich selbst zufrieden seyn kann.

Zwar ich tadle Eure Grundsätze nicht, obwohl die Euch umgebende Welt sie verwirft, ohne bessere zu folgen. In die Unendlichkeit der Zeiten und der Körper geschleudert, denkende Punkte in der Unermeßlichkeit des Entstehens und Vergehens, selbst nur aus der unermeßlichen Nacht auftauchend, um im nächsten Augenblick in's ewige Finstere unterzusinken, wem sollen wir anders gehorchen als uns selbst und dem Schicksal. Wer steht über uns, als der Zufall; wer hat ein Recht, unsern Willen zu bestimmen? Nur unsere Macht setzt unserem Handeln eine Schranke und es gibt keine andere für uns, als die wir freiwillig innerhalb dieser uns stecken. Ihr habt die Zäune, die Hecken, die Mauern niedergerissen, die frommer Wahn oder schlaue Berechnung um die lachendsten Gebiete des Lebens gezogen. Ihr seht in diesem Durcheinander der Welt nur Euch, glaubt nur an Euch. Ihr seyd Götter, so lange die innere Kraft in Spannung ist, und Asche, wenn sie versprüht. Wohl, ich theile Euern Glauben, aber ich knie vor Eueren Altären nicht mehr.

Mir fehlet etwas am Busen Euerer Schönen, im Rausch Euerer Gelage. Obwohl mir der Duft so mancher Rose ward, so sagte ich mir selber: Ich habe nie geliebt und obwohl ich im Wirbel stets heiterer Tage schwelgte, so sagte ich mir: Ich bin nicht glücklich gewesen und obwohl ich in Euerer Mitte stand und uns alle die Fäden des Geheimnisses und gleichen Glaubens an einander banden, so sagte ich mir: Ich habe noch keinen Freund gehabt. Warum? Das enträthsele mir Du, der Du das Räderwerk des menschlichen Herzens ergründet zu haben wähnst und das höchste wie das tiefste Gefühl aus dem Zittern der Nerven so einfach, so natürlich erklärst.

Uebrigens habe ich noch einen Grund, Euch zu fliehen, und da ich ferne von Dir bin, so magst Du ihn wissen, aber für Dich behalten. In meiner Familie, von dessen Hauptstamm ich der letzte Sprößling bin, ist wie durch ein düste-

res Verhängniß der Selbstmord seit mehreren Generationen einheimisch geworden. Mein Großvater, mein Vater und mehrere meiner Ahnen endeten auf diese Weise. Sie hatten keinen Grund, sich selbst von diesem Planeten in's Nichts zu stürzen, denn das Leben bot ihnen Alles, was der gewöhnliche Troß hochschätzt und als Glück gierig erstrebt und verehrt — sie thaten es doch!

Ich fühle, daß inmitten Euerer Gesellschaft, inmitten des Lebens, das Ihr ausbeutet, die Hand des Todes — meine eigene — über mir schwebte. Manchmal streckte ich sie aus, wenn nach den flüchtigen Minuten wollustvoller Trunkenheit die fröstelnden Nerven in Abspannung versanken und die farb- und luftlose Leere widerlich mich umgab. Manchmal klang durch den Taumel der ausgelassenen Sinne ein Ruf bald mahnend, bald lockend, der mich bewegen wollte ein Ende zu machen, ein Ende all diesem Auf- und Abwogen zweckloser Gefühle, zwecklosen Strebens, wesenloser Erscheinungen und mir selbst, der wesenlosesten.

Ich fürchte den Tod nicht, ich habe im Kampf ihm getrotzt und er steht mir unabänderlich bevor. Welcher Unterschied, ob eine Kugel von meiner, von eines Andern Hand, ob innere Verderbniß oder das langsame Nagen der Zeit ihn bringt?

Dennoch wollte ich nicht unter Euch sterben. Vielleicht ist es schöner, allein zu verschwinden, allein zu verflackern, wie ein Meteor in der Oede des Luftraums. Doch genug. Alle meine Angelegenheiten sind geordnet. Du wirst manchmal Briefe von mir erhalten. Ich will keine von Dir, der Schall des Lebens, das ich verlassen, soll nicht in meine Zurückgezogenheit klingen. Ich habe alle Veranstaltungen getroffen, meinen Aufenthalt der Nachforschung zu entziehen. Sie wäre fruchtlos. Nie habe ich mich heiterer gefühlt, nie leichter, nie die Luft des Daseyns befriedigter geathmet, als jetzt. Ob es dauert? — Lebe wohl!

Adalbert Sarden."

Der Brief, mit rasch hinstürmender Feder geschrieben, war fertig und wurde versiegelt. Adalbert trat an's Fenster. Die Sonne hatte nach und nach die kämpfenden Wolken zerstreut; sie strahlte jetzt in ruhiger Majestät an dem funkelnden blauen Himmel. Die Vögel grüßten sie jubelnd; die Bäume, noch blitzend vom Frühregen, rauschten und plauderten so munter; die zackigen Felsmassen, die hie und da sich über dem Walde erhoben, standen so altväterlich förmlich und feierlich und doch so vergnügt über der ganzen regen und fröhlichen Welt da, daß es eine Lust war zu leben und all dieses Leben zu sehen.

Die Scenerie weckte in Adalbert Bilder der Vergangenheit, der Jugend, welche er ebenfalls mitten in Bergen und Wäldern verlebt. Seine Mutter war gestorben, noch ehe er sie gekannt hatte. Sein Vater, ein ruheloser Geist, beständig auf Reisen und im Getümmel der großen Welt, hatte sich wenig um ihn bekümmert und ihn der Obhut eines Verwandten überlassen. Auf dem Lande, am Busen der Natur, wuchs er auf, kräftig und muthig. Ein alter Pfarrer, ein ehrwürdiger Greis von tiefer Frömmigkeit, ein glühender Freund der Wissenschaften und Kunst, die Flamme jugendlicher Begeisterung für alles Edle und Schöne im Herzen, war sein Lehrer. Er führte ihn nicht blos die breit ausgetretenen Pfade der Bildung, er wußte eine innige Neigung für ernstes Nachdenken und Studium in ihm zu erwecken. So getheilt zwischen rüstiger körperlicher Anstrengung, wozu das Landleben vielfache Anregung bot, und zwischen sorgsam gepflegter geistiger Entwickelung, floß dem Jüngling eine schöne und ersprießliche Zeit dahin. Der Pfarrer starb und Adalbert zog nach der Hauptstadt, um hier höhere Studien zu machen und sich dann der militärischen Karriere zu widmen, zu der ihn Neigung und das Beispiel seiner Ahnen, die alle es zu einem hohen Range in der Armee gebracht hatten, bestimmte. In der Hauptstadt wucherten so manche Keime in seinem Gemüthe auf, die das Auge des hingeschiedenen Lehrers nur mit Schmerz gesehen haben würde. Eine lebhafte und ungestüme Sinnlichkeit, die während des früheren stillen und gesunden Lebens schlummernd herangereift war, machte sich Luft, und da kein mäßigender und schützender Einfluß vorhanden war, da ein großes Vermögen nur allzuleicht die Mittel bot, ungestüme Leidenschaften zu befriedigen, so wurde Adalbert bald auf eine Bahn gerissen, wo er der Ermahnungen seines einstigen Lehrers entweder gar nicht, oder nur mit dem Gefühl der Reue und Beschämung gedachte.

Eine edle Natur, wie die seinige, konnte indeß nicht sinken oder sich auch nur auf die Dauer in leeren und wilden Zerstreuungen gefallen. Es gab lange Perioden, wo er sich von der Welt verschloß und mit eisernem Fleiße ganz seinen Studien hingab. Die Philosophie namentlich zog ihn an. Es war nicht jene milde, sokratische Philosophie, das Resultat eines ganzen Lebens und die Mittheilung eines in Gott beruhigten Herzens, wie sie einst ihm von der Lippe des Pfarrers geflossen; es war der Titanengesang der Zeit, der im Geist und aus ihm das All fassen

und für jede Frage eine Antwort geben wollte. Er berauschte sich im Stolz des Wissens, aber was sein Geist gewann, verlor sein Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kaltschlafen.

Eine sehr allgemeine Behauptung ist es, daß man nicht warm schlafen könne, und daß deßwegen sowohl Kinder als Erwachsene in ungeheizten Stuben selbst im strengen Winter schlafen müssen. Dieser Glaube ist nicht blos ein unbegründeter, sondern auch sehr häufig ein nachtheiliger, und jeder Arzt wird aus seiner Praxis eine Anzahl von Fällen anführen können, in denen Migränen, Gesichtsschmerzen, Ohrenzwang, Zahngeschwüre, Mandelbräune, Heiserkeit, habitueller Husten, Augenentzündungen, entzündliche Nasenkatarrhe, anhaltender Kopf- und Halsschmerz, Asthma, Gelenkrheumatismen und viele ähnliche Leiden regelmäßig jeden Winter wieder eintreten aus keiner anderen Ursache, als: weil zarte, zu Rheumatismen und Nervenleiden disponirte Personen jede Nacht sich erkälten. Dann wird das Klima im Allgemeinen angeklagt, es wird der Jahreszeit allein die Schuld gegeben und Niemand denkt daran, daß es wohl möglich sey, die Erkältungen, die als Gelegenheitsursachen angenommen werden müssen, erfolgen nicht auf dem Spaziergang, am Tage bei den verschiedenen Ausgängen in der Stadt ꝛc. sondern im Bett. Diese Angabe kann für paradox gelten, sie ist aber nicht so gemeint. Es ist in der That sehr häufig, daß alle die erwähnten Leiden am Morgen, oder sogar, nicht selten von den Patienten ausdrücklich erwähnt, mitten in der Nacht zuerst bemerkt werden und nach jeder Nacht aufs Neue sich verschlimmert zeigen, so daß eine unbefangene Beobachtung schon hiernach auf die Vermuthung leiten müßte, es mögen in der Nacht krankmachende Einflüsse eingewirkt haben. Die Patienten, welche ähnliche Vermuthungen nicht von sich abweisen können, erklären sich dies ganz anders, denn — „das Kaltschlafen ist ja so gesund!" — Sie sagen dann, sie seyen am Abend zuvor ausgewesen und müßten beim Nachhausegehen kalte Füße bekommen haben, oder sie hätten etwas Süßes gegessen, was ihnen im Winter Migräne mache, oder sie hätten bei Licht zu lange gelesen, oder was irgend vorgebracht werden mag. Die Vermuthung, das Kaltschlafen möge daran schuld seyn, wird entschieden in Abrede gestellt, — denn „das Kaltschlafen ist ja so gesund!" Und doch, will man sich nur einigermaßen deutlich machen, wie sich die Sache verhält, so wird man sich wundern müssen, wie ein solches Vorurtheil entstehen konnte. Da sind zarte Frauen, welche nie ohne warme Kaputzen nur auf den Hausflur, geschweige denn über die Straße gehen, wenn es nicht wenigstens + 10° R. ist, diese legen sich mit einer feinen leinenen Nachthaube bei — 8° in ein Bett, welches nur in dem untern Theil mit einer Wärmflasche leidlich durchwärmt ist, der Kopf wird auf ein Kopfkissen gelegt, welches ebenfalls — 8° hat, und dann wundert man sich, wenn rheumatisches Reißen erfolgt. Kinder schnattern und zittern ½ Stunde in dem durchkälteten Bett, bis sie durch ihre Körperwärme endlich das Bett erträglich gemacht haben, und dann wundert man sich, wenn sie in der Nacht anfangen zu husten, und dies wird dann dem Umstand zugeschrieben, daß in der Nacht Ostwind eingetreten sey. Selbst erwachsene Leute beklagen sich, daß sie in jedem Winter wieder eine schmerzhafte Steifigkeit des Kniegelenks ꝛc. zu erleiden haben, sie erzählen aber mit Stolz, sie könnten nicht im geheizten Zimmer schlafen, wenn das Waschwasser selbst in einen Eisklumpen sich verwandle; bei Tag sitzen dieselben in einer Temperatur von 16—17°, tragen Pelzröcke, wenn nur ein leichter Frost die Straßen trocken macht, und können nicht ohne Ueberschuhe spazieren gehen, aber sie freuen sich ihrer beharrlichen Abhärtung, die sie freilich mit ihrer habituellen Gelenksteifigkeit erkaufen, über welche sie sich indeß mit dem befriedigten Bewußtseyn trösten, daß sie eine „ganz eigenthümliche Natur haben", wodurch sie sie sich von all' den andern gewöhnlichen Menschen unterscheiden, die keine habituelle Jahreszeitbeschwerden haben, sondern wie die lieben Thiere Sommer und Winter gesund sind. Es gibt so verschiedene Eitelkeiten bei den gescheidten Leuten! — Wir führen dies Mal nicht noch mehr Beispiele an, sondern erwähnen nur, daß bei allen ohne Ausnahme die Vermuthung, es könnte doch wohl eine Erkältung im Schlafzimmer erfolgt seyn, mit dem [unumstößlichen Satz beseitigt wird: „Das Kaltschlafen ist ja so gesund." Und doch, wenn man ein Kind bis an den Hals in einen Pelzsack eingehüllt bei — 4° im Freien auch an einer sonst geschützten Stelle zum Schlafen hinlegen wollte, wie würde sich jede Mutter, die denselben Knaben bei — 15° in einem gewöhnlichen Bett sehr ruhig die Nacht zubringen läßt, über einen solchen unverantwortlichen Leichtsinn scandalisiren?! — Wie

wird der Freiwillige bedauert, welcher bei den Herbstmanövern einmal bei + 8° in ein paar Pferdedecken eingewickelt unter einem Baume bivouakiren muß, welcher im darauffolgenden Winter doch mit Verachtung angesehen werden würde, wenn er bei einer Temperatur von — 18° verlangen würde, sein Schlafzimmer sollte etwas geheizt werden? — denn „das Kaltschlafen ist ja so gesund."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Gegen das Ende des Jahres 1714 langte in Paris die Nachricht ein, in Marseille habe ein persischer Gesandte gelandet, der mit einer Mission seines Gebieters beauftragt, nach Frankreich komme. Auf Befehl des Königs reisten ihm der Baron v. Breteuil, Gesandteneintroductor, und Marschall von Matignon entgegen, und am 24. Januar 1715 — heißt es in den Memoiren St. Hilaire's und den Chroniken der Zeit — hielt der Gesandte mit außerordentlicher Pracht seinen Einzug in Paris. Er verweigerte es, sich, der Sitte gemäß, der Carrossen des Königs zu bedienen; er ritt eines der schönsten Pferde des Marstalls und zog unter dem Geräusche der Trompeten und Pauken in die Stadt ein. Der Gesandte war prächtig gekleidet, von zahlreicher Dienerschaft umgeben und an seiner Seite schritt ein Perser einher, der die Fahne des Königs von Persien trug. Er überreichte dem Könige Geschenke von nur geringem Werthe, und empfing dafür sehr beträchtliche. Er schloß mit Frankreich, namens des Schahs, ein Freundschaftsbündniß ab. Während seines Aufenthaltes in Paris war er sehr en vogue. Die Regierung bestritt seine Kosten, die täglich 1000 Fr. betrugen. Alle hohen Herren, alle Financiers jener Zeit rechneten es sich zur Ehre, dem hohen Fremden Geschenke machen zu dürfen; er bot ihnen dagegen andere Gegenstände an, die allerdings nichts werth waren, aber doch aus Persien kamen. Eines schönen Morgens war der Gesandte und die Gesandtschaft fort. Er hatte eine reiche Beute mitgenommen und nach einiger Zeit erfuhr man, daß es ein portugiesischer Abenteurer Namens Rizabecq war, an den Hof und Stadt Gunst, Ehren und Geschenke vergeudet hatte. Es ist wahrscheinlich, fügen die Geschichtschreiber bei, daß der falsche Gesandte weder den Fürsten, in dessen Namen er auftrat, und Persien nie gesehen und daß man allem Anschein nach in Ispahan nie etwas von der Geschichte erfuhr.

Eine russische Volkslegende erzählt: „Als Gott die Welt erschaffen hatte, erschuf er auch die verschiedenen Nationen. Dem Franzosen gab er Wein und schöne Worte, dem Deutschen gab er Wurst * und gute Gedanken, dem Russen aber gab er das meiste Land und Alles, was die Andern hatten, noch dazu. Alle waren auch zufrieden mit dem, was sie bekommen hatten, als aber Gott Väterchen den Russen fragte, ob er denn auch zufrieden sey? zog er die Mütze, kratzte sich den Kopf und bat: Noch etwas na wodki (zum Vertrinken), Väterchen."

Aus Straßburg wird vom 17. Februar geschrieben, daß daselbst als sichere Vorboten des Frühlings die ersten Störche ihren Einzug gehalten haben.

Man berichtet aus dem badischen Seekreise: „Auf welche Weise man bei etwaiger Verlegenheit Gevattersleute bekommen kann, wurde in dem Dorfe H., Amtsbezirks S., vor kurzem praktisch gezeigt. Einer ledigen Weibsperson, die mit Zwillingen niedergekommen war, wollte Niemand zu Gevatter stehen. Was geschah? Zwei Einwohner wurden hierzu von Gemeindewegen beordert und Jedem für diese Christenpflicht ein — Frohndienst zugeschrieben.

Metzger (zum Bäcker): „Na, Willem, hast'n den Kirmesstaub noch in de Auge?!" — Bäcker: „Ne Gottfried, mir is e Malehr passirt am Backofen." — Metzger: „Es werd der doch kaa Brödche ins Aug' gekomme sey?!"

Räthsel.

Hier habt ihr ein Räthsel voll Schelmerei:
Das Erst' ist halb Kobold, das Zweite halb Mai;
Das Ganze ist eine Stadt am Rhein
Nun rathet Leser, was mag das seyn?

* Wahrscheinlich hängt dies mit dem Spottnamen zusammen, den alle deutschen Handwerker und Deutsche in Rußland bekommen. Der gemeine Mann nennt sie nämlich: Wurstmacher (kalbassniki)

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 26. Sonntag, 1. März 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Einen Abschluß und einen traurigen dieser Periode bildete der Tod seines Vaters. Er setzte seinen rastlosen Irrfahrten selbst ein Ziel, indem er sich am Golf von Neapel im Anblick der untergehenden Sonne erschoß. Seinem Sohne hatte er diesen Entschluß in folgendem kurzen Briefe mitgetheilt:

„Mein Sohn!

Die Bande des Blutes, die uns Beide vereinen, machen es mir wünschenswerth, nicht wortlos von Dir zu scheiden. Du bist jung. Du wirst alle Eigenschaften besitzen, die ich mit Stolz das Erbe unserer Familie nennen kann. Dich erwartet was für mich alles vergangen ist. Meine Sonne ist schnell von ihrem Zenith herabgerollt und der Schatten der Dinge wird nun länger und länger, der Abend kommt, es kommt die Nacht. Ich will sie nicht zaghaft erwarten, da ich ihr gebieten kann, zu nahen. So ist eine Reihe meiner Vorfahren dahingesunken. Liegt vielleicht im Uhrwerk unseres Wesens ein verborgener Grund, der plötzlich dem Getreibe der Räder gebietet, still zu stehen? Still zu stehen, ehe der Mechanismus sich abnutzt, ehe die Maschine ihre träge und mühselige Wirksamkeit mechanisch verfolgend schon verdient, in die allgemeine Rumpelkammer geworfen zu werden? Du wirst meinen Namen mit Ehren führen und das seyn, wozu Dich Deine Geburt bestimmt. Strebe nach dem Höchsten, fürchte nichts. Lockt Dich das Treiben der Menschen, so lerne sie kennen. (Du wirst sie verachten und beherrschen.) Genügst Du Dir selbst, verschließe Dich vor ihnen, genieße, sey glücklich. Lebe wohl! Die Sonne, die heute um die Wunder des schönsten Ortes der Welt scheidend flammen wird, soll mich scheiden sehen."

Adalbert eilte nach Neapel und fand — die Leiche seines Vaters. Dieses Ereigniß erschütterte ihn tief und riß ihn aus seinen abstrakten Beschäftigungen. Er bedurfte eines neuen Schauplatzes um sich zu zerstreuen, neuer Anregungen, eines neuen Wirkungskreises. Er trat als Offizier in die Armee ein. Als er in dieser Stellung einige Jahre verlebt, machte er die Bekanntschaft eines eigenthümlichen Menschen, der mächtig auf ihn einwirkte.

Ein Fremder, Namens Martagon, erregte durch seine bedeutende Persönlichkeit, sowie durch den Glanz seines Auftretens, Aufsehen in den vornehmen Zirkeln der Hauptstadt. Ausgezeichnet in allen ritterlichen Uebungen und im Gespräch bald lebhaften Witz, bald tiefe Gedankenfülle verrathend, konnte es nicht fehlen, daß sich bald ein Kreis von Bewunderern um ihn bildete, dem sich auch Adalbert anschloß.

Martagon wußte Jedem eine anziehende Seite seines Wesens zu zeigen. Den Einen lockten seine prächtigen Pferde von ächter Race, den Anderen seine Fertigkeit, seinem Diener ein Goldstück in der Entfernung von zwanzig Schritt aus der Hand zu schießen, oder die meisterhafte Art, mit der er Degen führte. Politiker fanden in ihm einen feinen Kenner und Beobachter der Geheimgeschichte der Höfe und Aristokratie; gründliche Bekanntschaft mit allen, selbst den abstraktesten und verstäubtesten Systemen; Neuerer fanden bei ihm ihre Theorien und die Frauen eine hinreißende Liebenswürdigkeit und die Gewohnheit, über jedes Hinderniß zu triumphiren, ohne mit dem Triumphe zu prahlen.

Es war etwas Geheimnißvolles um diesen Mann, dessen Herkunft und Familie Niemand kannte.

Dieses Geheimnißvolle erhöhte noch den Zauber seiner Persönlichkeit. Er selbst schien alles erschöpft zu haben, was die Welt des Vergnügens bieten kann, ohne daß jene innere Erschöpfung bei ihm eingetreten war, die nur zu oft den ereilt, der aus dem Leben einen Rausch gemacht. Aber eine Eigenthümlichkeit entdeckten diejenigen an ihm, die ihm näher zu stehen gewürdigt wurden. Er liebte es, Leidenschaften in den Jünglingen seiner Umgebung zu erwecken und das Spiel dieser Leidenschaften zu beobachten.

Sein Haus wurde ein Sammelplatz der ausgesuchtesten, der raffinirtesten Genüsse, zu denen er jedoch nur Vertraute zog, von deren Diskretion er überzeugt war. Nach und nach hatte er sich eine Gesellschaft junger Männer und Frauen gebildet, der er den Namen „Elyster" gab. Ihnen predigte er die Philosophie schrankenlosen Sinnengenusses und einen Epikuräismus, der um so gefährlicher war, in je reizendere Formen er ihn zu hüllen wußte. Es war ihm endlich sogar zu einer Art von Lebensaufgabe geworden, Jünglinge und junge Mädchen aus den reichsten und vornehmsten Familien in seine Gesellschaft zu ziehen und sie den „Kultus des Lebens" zu lehren, ein Name, den er den Festen gab, die von ihm veranstaltet und bei ihm gefeiert wurden.

Auch Adalbert nahm an ihnen Theil, wie wir aus seinem Briefe gesehen, und lange dauerte es, ehe er sich der Bezauberung entziehen konnte, die Mariagon auf ihn ausübte.

Eines Nachts hatte er das Haus seines Freundes verlassen, der Kopf glühte ihm vom Wein und seine Einbildungskraft spiegelte ihm noch die reizenden Bilder der Schönen vor, die ihn entzückt hatten. Er befand sich in einem so erregten Zustande, daß er beschloß, einen Gang durch die öden Straßen der Hauptstadt zu machen, um sein Blut in ruhigere Wallung zu bringen.

Lange war er gegangen, ohne auf seine Umgebung zu achten. Als er aufblickte, befand er sich in einem der ödesten Stadttheile, wo wenige weit auseinanderstehende Laternen ihr spärliches Licht auf die schmutzigen Winkelgassen warfen. Durch die schnell vorüberziehenden Herbstwolken blickte jedoch mit grämlich trübem Antlitz der Mond und ließ die Gegenstände einigermaßen deutlich erscheinen.

Adalbert sah vor sich eine Gestalt einherwandeln, deren bizarres Aeußere seine Aufmerksamkeit erregte.

Ein zerrissener Schlafrock schlotterte um seine lange, hagere Figur. Es schien dies das einzige Kleidungsstück zu seyn, welches die Blöße des Eigners bedeckte, denn, wenn zufällig ein Windstoß zwischen den ärmlichen Häusern daherfuhr, so klappten die Schöße des Schlafrockes in einer kläglichen Weise auseinander und zeigten zwei nackte Beine, an denen gerade noch so viel Knochen übrig waren, um sie als das, was sie vorstellen sollten, zu erkennen zu geben. Die anderen Zuthaten schienen als überflüssig den Weg alles Fleisches gewandert zu seyn.

Der Kopf der in Rede stehenden Person war mit einer hohen, spitzen, turbanähnlichen Mütze bedeckt und das Gesicht, starr in die Höhe gerichtet, schien den Lauf des Mondes und den wechselnden Wolkenflug aufmerksam zu betrachten.

Adalbert stand still und ließ die sonderbare Gestalt näher kommen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Kaltschlafen.

(Schluß.)

Es ist so schlagend, daß in all' diesem keine vernünftige Consequenz des Urtheils ist, daß man sich nur wundern muß, wie es überhaupt möglich war, daß jemals das Vorurtheil für das Kaltschlafen sich bilden und allgemeinen Beifall finden konnte.

Dies erklärt sich aber doch ziemlich leicht, wenn man sich nur klar machen will, wie es sich mit den gewöhnlichen Schlafstuben, wenn dieselben einmal geheizt werden, verhalte.

Die Schlafstuben werden den Tag über nicht bewohnt, es stehen keine Blumenstöcke darin, und die Waschtische, welche etwas Wasser meistens in Flaschen oder Krügen, selten schon in dem Waschbecken enthalten, sind gewöhnlich zugedeckt. Wird ein solches Schlafzimmer nun des Abends geheizt, so geschieht dies ziemlich stark, damit doch die Wärme von dem einmal aufgewendeten Holz etwas vorhalte; — die Folge davon ist, daß die Luft, welche nur so viel Feuchtigkeit enthält, als sie bei einer Temperatur von etwa 0° enthalten kann, nun während der ersten Stunden der Nacht auf etwa + 12° erhöht wird. Diese um 12° erhöhte Temperatur gibt der Luft des Zimmers eine beträchtlich höhere Feuchtigkeitscapacität, und es ist eine originelle Eigenthümlichkeit der Luft, daß bei ihr die „Capacität" gleich ist einem sehr energischen „Verlangen", auch wirklich so viel Feuchtigkeit in Dunstform zu erlangen, als ihr Capacitätsgrad

ihr aufzunehmen gestattet. Dies beruht auf einem physikalischen Gesetz, und — physikalische Gesetze sind allezeit sehr rücksichtslos, sie verschaffen sich Genugthuung ohne die mindeste Schonung. Hat in einem solchen Zimmer die Luft durch das erwähnte Heizen die Capacität für eine Wasserdunstmenge von (wir wollen sagen) 3 Maß Wasser bekommen, so müssen diese 3 Maß Wasser der Luft beigeschafft werden, mögen sie herkommen, wo sie wollen. Ist ein solches Wasserquantum nun, wie wir in einem gut aufgeräumten Schlafzimmer annehmen können, nicht zugänglich, stehen keine Blumenstöcke da, sind nicht offene Waschbecken mit Wasser gefüllt, so muß das Wasser von andern Gegenständen, die es enthalten und die zur Verdunstung größere Flächen bieten, hergegeben werden, die günstigste Verdunstungsfläche ist nun jedesmal die Lunge des Schlafenden, welche beim Athmen fortwährend mit neuer Luft in Berührung gebracht, dieser eine außerordentlich große Verdunstungsfläche darbietet. So also muß in einem solchen geheizten Schlafzimmer der Schlafende selbst aus seinem Körper, d. h. aus seiner Blutmasse, welche die innere Lungenfläche in überaus feinen und für Wasserdunst leicht durchgängigen Gefäßchen fortwährend durchrieselt, die Quantität von 3 Maß Wasser hergeben. Die Folge davon ist ein Gefühl von Beklemmung, von innerer Unbehaglichkeit, von Hitze und trockenem Brennen der Haut, welches durch rascheres Verdunsten der Hautausdünstung an den unbedeckten Körpertheilen, also der Gesichtsfläche noch gesteigert wird. Diese ungemein starke Wasserentziehung des Körpers ist es, welche den Schlafenden beunruhigt, weckt, er fühlt Durst, wirft sich herum und meint endlich, er habe die Erfahrung gemacht, „daß das Warmschlafen sehr ungesund ist", — denn „unangenehm" wird ja in der Regel von den Laien in „ungesund" übersetzt. Dasselbe Gefühl von Unbehaglichkeit durch Austrocknung kommt in ungeheizten Schlafstuben nicht vor, deßwegen gelten diese relativ für gesund. Man berücksichtigt dabei aber nicht, daß auch für das Gefühl des Schlafenden selbst das geheizte Schlafzimmer gesund erscheinen würde, hätte man nur dafür gesorgt, daß die erwärmte Luft desselben ihren Anspruch auf drei Maß Wasser auf eine minder unbescheidene Weise befriedigen könnte, als aus den Lungen und dem Blut des Schlafenden selbst. In der That wird bei gleicher Temperaturerhöhung der Schlafende gar keine Beklemmung rc. bemerken, wenn auf den Ofen ein weites offenes Gefäß mit einer hinreichenden Menge Wasser gestellt würde; die Luft befriedigt das Bedürfniß ihrer erhöhten Feuchtigkeitscapacität alsdann aus diesem Wasserbecken und läßt den Schlafenden in Ruhe; und dieser schläft alsdann in dem geheizten Zimmer eben so unbelästigt wie in der ungeheizten Schlafstube. In diesem Falle wird alsdann auf ein Mal das „Warmschlafen eben so gesund als das Kaltschlafen." Diese Beobachtung wird aber nicht so oft gemacht als die vorhergehende, aus dem doppelten und doch einfachen Grunde, weil 1) diese Bedingung mit dem ausgestellten Wasserbecken fast niemals stattfindet, 2) weil, wenn sie stattfand, doch die Folge nicht beachtet wird, da die Menschen es überhaupt weiter nicht beachten, wenn es ihnen gut geht.

Mögen denn Diejenigen, welche im Winter ihre „eigenthümliche Natur" daran merken, daß es ihnen nicht gut geht, einmal Vorstehendes beachten und den Versuch machen, ob es sich im geheizten und hinreichend mit Verdunstungswasser versehenen Schlafzimmer nicht auch insofern gut schläft, daß sie nach der übrigens ruhig und behaglich durchschlafenen Nacht nun auch im Winter ohne Zahnschmerz, ohne Migräne, ohne Heiserkeit, ohne Gelenksteifigkeit rc. rc. aufwachen, und daß also dies Mal ihre „Natureigenthümlichkeit" sie verlassen hat, wie sie selbst — den großen (aber darum doch so verkehrten) Grundsatz, „daß das Kaltschlafen so gesund sey", verlassen haben.

Wenn sie diese Beobachtung an sich gemacht haben, so haben sie zugleich eine Erfahrung gemacht, wie Heilungen durch Vermeidung von Schädlichkeiten erzielt werden können, und der ärztliche Hausfreund kann ihnen zum besonderen Troste hinzufügen, daß diese Art von Heilungen die dauerhafteste und sicherste ist.

Mannigfaltiges.

(Der Schädel Berger's phrenologisch untersucht.) Die Phrenologen zu Paris haben den Gypsabdruck von Bergers Kopf untersucht und glauben daran wieder die Bestätigung für die Wahrheit ihrer Behauptungen zu finden. In einer solchen Erklärung heißt es: Obgleich die Stirne Berger's hoch und breit war, hat sie keine Protuberanz, keine Vorliebe für die Künste ist daran wahrzunehmen, Mistik und Neigung zum Wunderbaren ist stark in ihm entwickelt. Festigkeit des Entschlusses und selbst des Gewissens finden in seinen Organen nur einen sehr schwachen Ausdruck,

Wohlwollen und Ehrfurchtsgefühl gar keinen. Zeichen von Scharfsinn finden sich vor. Die Organe der Zerstörungslust sind sehr entwickelt. In dem hinteren Theile des Schädels treten besonders die Organe der Selbstachtung, der Eitelkeit, der Neigung von sich reden zu machen, hervor. Die Organe der Liebe, der Philogenitur fehlen ganz. Der Muth tritt auffallend nach außen hervor. Nehme man diese Symptome zusammen, so erklären sich die Widersprüche, die in Berger's Benehmen so sehr auffielen.

In der Straße Louis-le-Grand zu Paris wohnt ein ehrbarer Bürger, welcher nebst einer Frau und 4 Kindern auch 25,000 Frcs. Rente hat. Im Salon dieses Ehrenmannes stehen sechs Pendules, welche außer den Stunden und Minuten, wie alle Uhren, auch die Tage, Monate und Jahre angeben. — Die erste wurde am Tage seiner Geburt in Bewegung gesetzt und stand gestern auf 53 Jahre 8 Monate und 14 Tage. Die zweite für die Frau, die dritte für die Tochter bestimmt, welche 21 Jahre 17 Tage zählt. Die vierte, fünfte und sechste Uhr gehören den andern Kindern. Der Zweck dieser Uhren ist, den betreffenden Personen stets die Zahl der verlebten Jahre, Tage und den schnellen Verlauf des Lebens vorzuführen. Böse Zungen behaupten, die Uhr der Frau Gemahlin sey schon mehreremale, man weiß nicht von wem, — durch Zurückstellen verdorben worden.

Tragisches Ende eines Hochzeitstages. In Troyes feierte vor Kurzem ein Paar seinen Hochzeitstag. Der ganze Tag wurde in heiterer Gesellschaft zugebracht. Am Abend verließ die Frau die Tafel und trat ohne Licht vor das Haus. Sie wollte sich in den Hof begeben und fiel in einen mit Wasser gefüllten Steinbruch-Graben. Man hörte den Schrei der Verzweiflung, den sie dabei ausstieß; Picardet, ihr Mann, eilte ihr zu Hilfe und stürzte sich in den Graben, der ziemlich tief war. Der Unglückliche konnte nicht schwimmen, und als man ihnen zu Hilfe kam, war es bereits zu spät. Man zog beide als Leichen aus dem Graben.

Nach einem Bericht des Journals de Falaise ist es einem dortigen Apotheker gelungen, aus Aepfeltrester einen Branntwein herzustellen, der in Geschmack und Geruch sehr angenehm und wirklich etwas vorzügliches seyn soll. Nach den Behauptungen jenes Journals wäre das neue Erzeugniß des strebsamen Pharmaceuten einem alten Branntwein von 10 Jahren durchaus gleichzustellen, obwohl es an Wohlfeilheit alle anderen gebrannten Wasser übertreffen soll.

Ein amerikanisches Blatt erzählt, daß ein Ehepaar in der Grafschaft von Orange (Staat New-York) lebe, das seit 8 Jahren nicht ein Wort mit einander spricht, sich sonst aber ganz gut verträgt (vielleicht eben deßhalb, weil die Beiden nicht mit einander sprechen). Der Grund dieser sonderbaren Erscheinung aber ist, daß sie vor acht Jahren einen häuslichen Zank hatten und daß Jedes von ihnen zu stolz ist, das erste Wort zu reden.

Einem ungarischen Gelehrten in Siebenbürgen, Decsey, sind von seinen Landsleuten namhafte Geldsummen eingehändigt worden, um eine wissenschaftliche Reise in das Innere von Asien zu unternehmen und Kunde über die Ursitze der Magyaren zu suchen.

In Wiesbaden sind die Erdarbeiten auf dem Platze der abgebrannten evang. Kirche für die neu zu errichtende Fruchthalle sistirt worden. Man stieß nämlich in der Tiefe auf römische Katakomben und fand ein römisches Grab mit rother Sandstein-Platte und einem guterhaltenen Leichengerippe, so daß nunmehr der historische und Alterthumsverein das Terrain in der Teufe verarbeiten läßt.

Charade.

Wenn das Erste meines Ganzen schweigt,
So wird's die letzten Zwei;
Nun, das Ganze, Leser, ist gar leicht,
Es ist nur Spielerei,
Und doch muß es errathen seyn;
Das ist zwar freier Wille.
Hast du nun Wind davon recht fein,
So rathe, doch nur — stille.

Auflösung des Räthsels in № 25:

Coblenz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 27. Dienstag, 3. März 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Die Person war, ohne Notiz von Adalbert zu nehmen, an demselben vorübergegangen, aber er glaubte, in ihren Zügen Aehnlichkeit mit denen eines ehemaligen Universitätsgenossen zu entdecken und konnte sich nicht enthalten auszurufen:

„Heda, Freund!"

Der Angeredete stand still, ohne jedoch sein Antlitz vom Himmel auf die trübselige Erde zu kehren.

„Ich störe vielleicht Eueren Ideenflug, der sich in die grenzenlose Tiefe des Raumes zu verlieren scheint; oder seyd Ihr ein Liebender, der melancholisch den Mond anseufzt?"

„Grenzenlose Tiefe des Raumes," murmelte der Schlafröckige, „ja, ich wandle in jenen Gefilden, wo die unermeßliche Schaar der glänzenden Sterne um die unnahbare Centralsonne kreist."

„Aber Euere nackten Füße stecken im Kothe dieser Erde und das scheint mir dieser Jahreszeit nicht eben angemessen."

„Junger Mann, habt Ihr nicht von Schiller gehört, daß er, um sich warm zu erhalten und sein Blut nach dem Gehirn zu treiben, Nachts, wenn er an seinen unsterblichen Schöpfungen schrieb, die Beine in kaltes Wasser steckte? Auch ich bin Dichter!"

„Ah," sagte Adalbert mit einer Miene des Erstaunens.

„Ja, ein Funken des göttlichen Urfeuers durchglüht meine Brust."

„Ihr müßt in der That viel inneres Feuer haben, um in diesem Aufzuge dem Ungemach einer naßkalten Herbstnacht zu trotzen."

„Ihr weckt mich aus meiner poetischen Verzückung," sagte der arme Dichter, frostig zusammenschauernd. „Es ist in der That kalt. — Aber diese Stimme sollte mir bekannt seyn, oder ich irre mich."

„Es ist die Stimme Adalbert Sarden's und wahrhaftig! sehe ich nicht den gelehrten Theologen Wernitz vor mir?"

„In der That, das ist mein Name, — und Sie sind ein ehemaliger Kommilitone; welch' unerwartetes Zusammentreffen!"

„Allerdings unerwartet; aber zum Teufel, Wernitz, was treiben Sie, wie kommen Sie zu diesem Aufzuge? Mit Ihrem Kopfputze da sehen Sie wie ein Magier aus."

„Es ist auch ein Kopfputz, wie ihn nicht jeder tragen kann. Ich habe mir aus einem Trauerspiele von mir einen Turban gemacht."

„Ein Trauerspiel um den Kopf und eines an den Beinen, — denn diese Nacktheit in solchem Wetter kann wohl dafür gelten, — Wernitz, Sie scheinen selber ein Trauerspiel zu seyn."

„In der wirklichen Welt gewissermaßen. Aber es gibt Idealwelten, in die der Poet flüchten kann. Während ich hier für das prosaische Auge frierend im Gassenkoth umherwate, glauben Sie, Sarden, schweift mein Geist in glänzenden Regionen, den Wohnungen nie endenden Glücks, nie endender Helle und Heiterkeit."

„Es wäre doch besser in einem warmen Zimmer zu sitzen, und ich fange an sympathetisch zu frösteln, wenn ich Sie nur ansehe. Führen Sie mich in Ihre Wohnung, wir wollen da von alten Zeiten schwatzen. Vielleicht kann ich die wirkliche Welt Ihnen etwas weniger unbequem gestalten."

„In meine Wohnung?" sagte der Poet verlegen.

„Je nun, Sie werden doch eine solche haben?"

„Allerdings! Das heißt aber, nicht für mich allein. Es hat noch Jemand ein Anrecht darauf. Bei Tage bin ich zwar allein, des Nachts aber —"

„Nun, ich werde die Bekanntschaft Ihres Stubengenossen machen, nichts weiter."

„Es ist eine — Genossin," bemerkte Wernitz zögernd.

„Ah, ah," rief Adalbert mit gutmüthigem Spott; „eine Ideal- oder eine Realgestalt? Ist es die Muse etwa, die Sie begeistert?"

„Gott soll mich bewahren; aber kommen Sie, kommen Sie. Die Alte wird zwar brummen, doch das thut sie immer. Ich fange wirklich einigermaßen zu frieren an."

Adalbert war neugierig, die Wohnung des Poeten zu sehen und folgte ihm in eine düstere Sackgasse, wo sie in ein verfallenes, öde aussehendes Haus eintraten. Sie gingen durch einen ganz dunklen Flur, traten auf einen eben solchen Hof, erstiegen vier Treppen und befanden sich endlich vor einer niedrigen Thüre, die Wernitz vergebens zu öffnen suchte.

„Wer ist da wieder?" brummte eine heisere Stimme.

„Ich bin's, machen Sie auf, Frau Grethe," sagte Wernitz in bittendem Tone.

„Nichts da," antwortete die Stimme. „Er kann sich draußen hinlegen, ich stehe nicht mehr auf."

„Aber ich habe einen Freund mitgebracht."

„Einen Freund? Wohl einen Vagabunden, wie Er selber! Lasse Er mich in Ruhe!"

Adalbert ging die Geduld aus, mit einem kräftigen Fußstoße öffnete er die Thüre und trat ein.

„Lumpengesindel!" kreischte es aus einer Ecke des dunklen Gemachs. „Stoßt mir die Thüre ein! Das soll Euch schlecht bekommen. Morgen zieht Er aus meiner Wohnung. Hört Er's, Tintenklekser? Ich habe lange genug mit Ihm Geduld gehabt."

Eine Oellampe wurde unter Husten und Murren angezündet und verbreitete hinlänglich Licht, um einen Blick in die Wohnung des Poeten und auf seine Stubengenossin zu gestatten.

Es ließ sich nichts Ärmlicheres und Traurigeres denken als dieses Zimmer. Die Wände starrten vor Schmutz; das einzige Fenster, das sich im Gemach befand, hatte keine Scheiben mehr und war mit alten Lumpen und Papier verstopft. Auf dem Fußboden lagen in wirrer Unordnung Gegenstände, wie man sie sonst nur im Auskehricht zu treffen pflegt. Zu dieser Umgebung paßte das Individuum vorzüglich, das sich jetzt aus einem Bündel zerlumpter Decken hervorwickelte. Es war ein altes Weib von widerwärtiger Häßlichkeit. Als sie Sarden erblickte, verschloß ihr das Erstaunen den Mund. Sie hatte nicht erwartet, in dem Freunde des Dichters eine so feine und vornehme Person zu finden.

„Wenn dieses Ihre Wohnung ist, Wernitz," begann Adalbert nach einer Pause, „so wundere ich mich allerdings nicht, daß Sie ihr die Straße vorziehen."

„Es ist sonst ganz gemüthlich hier," stotterte der Dichter und setzte leise hinzu; „wenn die Alte nicht zu Hause ist."

„Ich habe genug gesehen, folgen Sie mir nach meinem Hotel. Sie sollen dort besser aufgehoben seyn. Viel Gepäck werden Sie wohl nicht mitzunehmen haben!"

„Außer meinen Manuskripten nichts, was der Rede werth wäre."

„Da, Alte, habt Ihr etwas, wofür Ihr Eure Thüre ausbessern lassen könnt," und Adalbert warf ihr ein Goldstück zu.

Sie schwieg noch immer mit weit aufgerissenen Augen und offenem Munde. Die beiden Männer entfernten sich.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nase.

Aus dem Spanischen des Don Manuel Breton de los Herreros von G. Kappes.

— Erlaubst Du, schöne Wälderin, daß ich mich neben Dich setze?

— Mit vielem Vergnügen. Ich danke Dir, daß Du meine Seite so vielen Schönheiten, die im Saale glänzen, vorziehst. Kennst Du mich vielleicht?

— Nein, bis jetzt nicht und möglich, daß das Nämliche der Fall ist, wenn Du auch die Maske abnimmst. Aber was macht das? Heute Abend können wir Bekanntschaft und Umgang mit einander anknüpfen, wenn Du willst. Bekanntschaften, die man auf dem Maskenballe macht, sind sonst nicht die schlechtesten.

— Manchmal täuschen sie aber auch schrecklich.

— Ich will nicht leugnen, daß ich bisweilen betrogen worden, aber...

— Auch mitunter betrogen hast.

— Nein. Wer überall, ohne Ausnahme selbst der Maskenbälle, mit offenem Gesichte zu erscheinen pflegt, kann nicht hintergehen.

— Freilich hast Du keinen Grund es zu verbergen. Nicht von allen Männern, läßt sich dasselbe sagen.

— Danke schön, liebenswürdiges Fräulein. Du kennst mich demnach?

— Ja, von Sehen. Ich habe gehört, Du seyst ein Dichter, willst Du mir Verse machen?

— Wenn Du es wünschest; denn ich habe mir immer auf meine Gefälligkeit gegen Damen etwas zu Gute gethan. Aber laß' mich erst Deinen Namen wissen.

— Gib mir irgend einen, der Dir poetisch klingt. Ich brauche Dir meinen wahren nicht zu nennen, der erste beste ist recht. Es ist also besser, Du erdichtest einen nach Deinem Geschmacke.

— Aber ohne wenigstens das Angesicht zu sehen, dessen Schönheiten ich preisen soll, ohne den süßen Gegenstand meiner Begeisterung zu kennen ...

— So was sagt ein Dichter? Ihr, die ihr immer in dem unendlichen Reiche des Ideals lebt, wozu braucht ihr die Leibhaftigkeit der Gegenstände Eueres Kultus, ich meinestheils baue nicht so viel auf mein Gesicht, noch scheint mir Deine Phantasie so unfruchtbar, daß ich mich zu entdecken brauche.

— Freilich pflegen wir Dichter, da Du mich nun einmal unter dieselben rechnen willst, unseren Geist die Räume der Phantasie durchschweifen zu lassen, aber wir nähren uns doch nicht blos mit Einbildungen und was mich betrifft, so kann ich Dir sagen, daß ich hinsichtlich des Vergnügens und der Freuden es immer mit der Wirklichkeit gehalten habe und halten werde.

— Und was für ein Vergnügen kannst Du Dir davon versprechen, wenn Du mein Gesicht siehst?

— Es z: bewundern, wenn es hübsch ist, wie ich vermuthe; Dich anzubeten ...

— Immer habt Ihr die Anbetung auf der Zunge! Ihr Dichter verdientet, daß man Euch aus jedem gut konstituirten christlichen Staate verbannte.

— Wie so, meine Liebe?

— Als abscheuliche Götzendiener, wenn Euer Herz fühlt, was Ihr redet; wenn nicht, als Betrüger. Du hast Recht, daß Du ohne Maske gehst. Ihr Dichter braucht keine, um zu lügen. Ihr seyd immer maskirt.

— Wenn das wahr ist, so lasse ich mir für meinen Theil mit vielem Vergnügen eine Eigenschaft beilegen, die mich dem schönen Geschlechte so ähnlich macht.

— Sind wir Frauen so verstellt?

— Ja, hübsche Maske. In dieser Beziehung könnt Ihr nicht sagen, daß die Männer Euch ohne Grund beschuldigen; doch muß man zugleich zugeben, daß das Mißtrauen und die Herrschaft der Männer an Euerem Mangel an Aufrichtigkeit Schuld ist und daß Euere Verstellungen im Allgemeinen sehr zu entschuldigen sind, da eben der Wunsch, uns zu gefallen, Euch dazu nöthigt. — Aber darf ich wirklich Dein Gesicht nicht sehen?

— Unmöglich! „Der Wunsch Dir zu gefallen," räth mir die Maske zu behalten.

— Deine Unterhaltung entzückt mich und jedes Wort belebt mehr meine gerechte Ungeduld Dich zu kennen.

— Verlangst Du vielleicht mein Gesicht zu sehen, weil Du es voll Schönheiten vermuthest. Nanntest Du mich nicht vorhin geradezu den süßen Gegenstand Deiner Begeisterung? Glaube mir, Dein und mein Interesse widersetzen sich der Gefälligkeit, um die Du mich bittest. So lange mein Gesicht verhüllt bleibt, bin ich sicher, aus Deinem Munde schmeichelhafte Reden zu hören, an die ich nicht gewohnt bin. Wenn aber die schützende Hülle verschwindet, Adieu, Täuschung! Steife Höflichkeit, trockener Ernst werden den Lobeserhebungen, den Liebeserklärungen, den Versicherungen von Ergebenheit folgen, womit Du mich, wenn auch nicht eitel gemacht, doch unterhalten und ergötzt hast.

— Diese Bescheidenheit ist mir ein Beweis mehr von Deinem hohen Werthe.

— Wohl! In Ermangelung eines anderen habe ich den der Bescheidenheit, um nicht zu sagen ... der Aufrichtigkeit.

— Könnte ich Dich mit der Masse der Frauenzimmer verwechseln, so würde es mich jetzt nicht viel Mühe kosten, Dir zu glauben. Der Fasching ist nur die Kehrseite der Welt und ohne Zweifel verstellen sich die Damen unter dem Schutze der Maske, die sie zur Lüge einzuladen scheint, weniger als mit offenem Gesichte. Sie haben so wenig Gelegenheit, ungestraft die Wahrheit zu sagen! Aber Du ... Du bist nicht häßlich. Ich schwöre darauf. Durch viele Täuschungen und Enttäuschungen ist es mir gelungen, mir einen gewissen Takt, eine gewisse Uebung in der Beurtheilung von Masken zu erwerben. Ich irre mich gewiß nicht. Oh, ich habe eine gute „Nase!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bei dem Erdbeben, das kürzlich in Kairo stattfand, wurden zahlreiche Beobachtungen gemacht, daß von den Thieren die Hunde eine Vorahnung des kommenden Naturereignisses zu haben schienen, wie sie denn während und nach dem Erdbeben noch

äußerst erschreckt auftraten. Die Sperlinge vollends konnten ihre unruhige Aengstlichkeit auf lange Zeit nicht loswerden. An mehreren anderen Thierarten wurden die deutlichsten Zeichen von Furcht wahrgenommen. In seinen Schilderungen aus Südamerika erwähnt auch Alexander v. Humboldt der ängstlichen Stimmung, die man während der Erdbeben auch an den Thieren, besonders an Hunden und Schweinen, wahrnehme. Selbst die sonst stummen Krokodile, sagt er, verlassen die Flüsse und laufen dem Walde zu. „Ich selbst," erzählt dagegen Herr Dr. Mor. Wagner in seinem Aufsatze über das Erdbeben des Jahres 1854 im Staate San Salvador (Westermanns „Illustrirte Monatsschrift"), „ich selbst habe nichts dergleichen an den Thieren wahrgenommen, wohl aber das auffallendste Gegentheil. Selbst am Ostermontag, wo die Stöße weit rascher sich folgten, sah ich an den Pferden, Maulthieren, Hunden und Schweinen, ja selbst an den Vögeln nicht das geringste Zeichen eines unheimlichen Gefühles. Sogar die kleinen wilden Turteltäubchen im Hofe blieben vor den ausgeschütteten Reiskörnern während der heftigsten Bodenschwingungen ruhig sitzen. Freilich war bereits eine ganze erdbebenreiche Nacht vorausgegangen. Vielleicht hatten sich die Thiere leichter noch als die Menschen an diese Erscheinung gewöhnt." Was aber die Menschen bei einem Erdbeben so eigenthümlich tief entsetzt, das ist nach Wagner die Enttäuschung von dem angeborenen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren der festen Erdschichte. Geheimnißvoll tritt eine unbekannte Naturmacht als das Starre bewegend, und als etwas Handelndes auf. Ein Augenblick vernichtet die Illusion des ganzen früheren Lebens. Enttäuscht sind wir über die Ruhe der Natur, wir fühlen uns in den Bereich zerstörender, unbekannter Kräfte versetzt. Jeder Schall, die leiseste Regung der Lüfte spannt unsere Aufmerksamkeit. Man traut dem Boden nicht, auf dem man steht. Ueber seine eigenen Eindrücke als Zeuge des Erdbebens von San Salvador sagt Herr Wagner in dem oben erwähnten Artikel des Februarheftes der Westermann'schen Zeitschrift: „Der Verfasser dieser Skizzen hat während seiner achtjährigen Reisen in fremden Welttheilen manches furchtbare Naturschauspiel und manche erschütternde historische Episode als Augenzeuge miterlebt. Wie matt waren aber all diese Eindrücke gegen jene Schreckensnacht von San Salvador! Der Mond glänzte damals prächtig vom tropischen Himmel auf das Hochthal herunter und erblaßte langsam gegen Morgen, wo statt seiner ein fahler Lichtstreif sich über die Trümmer ergoß. Wie umgewandelt war das Bild in wenigen Stunden! Da, wo gestern noch eine festlich geputzte fröhliche Hauptstadt voll jubelnder Menschen gestanden, welche das gebratene Osterlamm lustig verzehrt und die geschmückten Statuen der Heiligen aus der Kathedrale im Triumphe durch die Straßen getragen, waren heute nur noch Ruinen, Schutt und bleiche Jammergestalten übrig, welche meist betend oder verzweifelnd auf den großen Plätzen kauerten. Nur einige wenige muthige Individuen suchten Verschüttete und Verwundete aus den Trümmern hervorzuholen oder ihre kostbarste Habe zu retten. Zu dem Schrecken, welchen der unterirdische Spuck einflößte, gesellte sich bald noch die Angst und Besorgniß vor oberirdischen Nöthen und Gefahren. Braune und halbbraune Diebe und Räuber hatten sich aus der nächsten Landschaft überraschend schnell eingefunden, wie Geier oder Schakale, welche Leichen wittern."

Der verstorbene Staatskanzler, Fürst von Hardenburg, besuchte, als er noch Minister der Fürstenthümer Ansbach-Bayreuth war, seinen Bruder, den Oberjägermeister, auf seinem Landgute. Letzterer gab ein großes Diner, wozu außer dem Nachbar-Adel und anderen Standespersonen auch der Geistliche des Sprengels geladen ward. Dieser ließ sich Speisen und Wein schmecken, merkte aber nach den ersten Schüsseln, daß er des Guten zu viel thäte, und lehnte alle Speisen und Weine mit den Worten ab: „Ich habe schon geschlossen." Als der Nachtisch kam und in kleinen Gläsern seltene Ungar- und Cap-Weine herumgereicht wurden, konnte der Geistliche dem Triebe nicht widerstehen, wenigstens diese zu kosten, er leerte ein Paar Gläser hinter einander; Niemand als der Minister sah das, der scherzhaft zu ihm sagte: „Ei, Herr Pastor! ich denke Sie haben schon geschlossen?" — „Das wohl, Excellenz, aber," und hier deutete der Geistliche mit dem Finger auf den Mund, „dergleichen geht noch wohl durch das Schlüsselloch."

Auflösung der Charade in № 26:

Windstille.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

uinen, Schutt und Kalch
welche meist betend oder
großen Plätzen kauerten.
thige Individuen suchten
ndere aus den Trümmern
kostbarste Habe zu retten.
em der unterirdische Spuck
bald noch die Angst und
hen Nöthen und Gefahren.
Diebe und Räuber hatten
dschaft überraschend schnell
oder Schakale, welche Lei-

---

skanzler, Fürst von Har-
r noch Minister der Für-
reuth war, seinen Bruder,
f seinem Landgute. Lich-
r, wozu außer dem Nach-
Standespersonen auch der
... ward. Diesen





Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 29. Sonntag, 8. März 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Sie sah auf ihn mit einem minutenlangen traurigen Blick, der sein Herz mit krampfhaftem Weh durchzuckte.

„Antonie," rief er, „eine große Seele wie die Deinige ist allein großer Empfindungen fähig. O, erscheint es Dir nicht schön, ein Wesen glücklich zu machen, das die Natur und das Schicksal zum Unglück bestimmt hat? Erscheint es Dir nicht schön, jene Grausamkeit gut zu machen, deren Stempel von Jugend an auf meine Stirne geprägt ist? Gehörst Du mir, so bist Du die leuchtende Gottheit, die mir eine neue Welt erschafft. Vereint mit Dir, welches Loos sollte ich beneiden? Du kennst mich noch nicht ganz; Du siehst in mir nur die hilflose Mißgestalt, die verdammt ist, in Schmach und Armuth zu leben. Du irrst. Elend, wie ich bin, besitze ich alle Macht, diejenige, die sich mir weiht, mit Glanz und Reichthum zu umgeben. Was Du wünschest, soll Dein seyn; jedes Verlangen, das die Macht des Geldes, dieses Götzen, dem die Welt dient, gewähren kann, es soll Dir gewährt seyn. Du staunst, Du schüttelst zweifelnd Deine Locken? Ich habe bis zu dieser Stunde, die für unser Leben entscheidend ist, das Geheimniß meiner Macht bewahrt. Aber sieh' hier einen kleinen Beweis davon!"

Er zog aus seinem Busen ein Kästchen, öffnete es und nahm einen prachtvollen Diamantschmuck daraus. Die edlen Steine funkelten und glänzten im Lichte der Sonne.

„Um Gottes Willen, Moses!" rief das Mädchen, „wie kommst Du zu diesen Kostbarkeiten?"

„Als ich zur klaren Erkenntniß meiner Lage kam und die mich umgebende Welt verstehen lernte, da sagte ich zu mir selber: Dein Körper stellt Dich unter das Menschengeschlecht, Dein Geist hebt Dich auf gleiche Höhe mit den Höchsten. Nie kannst Du die Bedingungen und Verhältnisse Deines Körpers ändern, sie sind dauernd und fest, wie das ewige Schicksal. Aber während sie Dich verdammen, im Staube und Elend zu leben, birgt Dein Geist vielleicht die Mittel, Dich aufzuschwingen, Dich über jene zu erheben, die Dich verachten und die Dir verächtlich sind. Ich fragte: was übt die größte Macht unter den Menschen aus? Die Antwort war: das Gold. Ich fand mich arm, wie ein Bettler, noch ärmer als der Geringste, der mit gesunden Gliedmaßen im Schweiße seines Angesichts sein dürftiges Brod der harten Erde abgewinnt; ich beschloß, Reichthum zu erlangen und die Macht, die der Reichthum gibt. Und obgleich ich nie meinen Fuß aus diesem Thale setzte, obgleich ich stets im Gewande der Dürftigkeit einherging, es ist mir gelungen. Wie? Das wirst Du erfahren, wenn Du mein bist, wenn Du Alles mit mir theilst, was ich besitze, oder vielmehr, wenn ich Dir Alles zu Füßen lege. Glaube nicht, Geliebte, daß ich arm und ungestaltet je um Dich geworben hätte, um Dich, gegen die alle Schätze der weiten Erde nur Spreu und Asche sind. Nein, wenn ich Dir nur ein Bettlerlos bereiten könnte, so hätte ich Dir für immer entsagt und wäre tausendfach gestorben, ehe nur ein Wort das Geheimniß meines Lebens Dir enthüllt hätte. Aber Dein Loos wird so glänzend seyn, wie das Gold es machen kann und meine Liebe, tiefer, als sie je ein Mensch empfunden, wird Dich so glücklich machen, wie Du es verdienst."

„Moses, der Reichthum lockt mich nicht und ich kann Dir niemals mehr seyn, als was ich Dir war, Deine Schwester!"

„Nein, ein edles Herz, wie das Deine, wird vom Reichthum nicht verführt, das wußte ich

wohl. Aber ein edles Herz würdigt die Anstrengungen, die um seinetwillen gemacht werden und wenn Du erwägst, wie mir um Dich das Unmögliche möglich ward, so wirst Du absehen von meiner Mißgestalt und die Kraft meines Geistes, die Gluth meiner Seele wird Dich die Schwächen und die Häßlichkeit meines Körpers vergessen lassen."

„Ich habe nie daran gedacht und es ist Unrecht von Dir, mir gegenüber so oft daran zu erinnern. Ich habe immer nur Dein Gemüth und Deine geistigen Vorzüge vor Augen und die Mißgunst der Natur, die Du beklagst, webt das Band meiner schwesterlichen Zuneigung nur fester."

„Schwesterliche Zuneigung, — o nicht dieses kalte Wort, Antonie! Wenn Du mich als Bruder betrachtest, so kann die Zeit kommen, wo Du einem Anderen einen näheren Platz an Deinem Herzen gönnst, und dann — dann, doch dieser Zeit will ich nicht gedenken. Aber wenn Du mich jetzt nicht liebst, so schwöre mir wenigstens, daß Du nie einen Anderen lieben wirst, nie! Antonie, schwöre mir dies und ob auch nicht glücklich, ich werde doch ruhig seyn!"

Sie erhob ihr Haupt und ihr Auge fiel auf eine männliche Gestalt, die, gelehnt an ein Grabmonument des gegenüberliegenden Friedhofes, verwunderten heiteren Blickes die Spiele der beiden Kinder auf dem Sande betrachtete. Der Fremde, denn ein solcher war er für Antonien, wandte sich und erblickte sie. Verwirrt sank ihr Auge zu Boden.

„Antworte mir, Antonie!" rief Moses, der, zu sehr in ihr Anschauen vertieft, außer ihr nichts weiter gesehen hatte. „Antworte, schwöre, daß Du nie einen Anderen lieben wirst!"

„Ich kann diesen Schwur nicht leisten, Moses," sagte sie erregt, „und Du solltest ihn nicht fordern."

In diesem Moment erblickte der Bucklige Adalbert und eine furchtbare Verzerrung überflog seine Züge. Er bemeisterte sich aber mit ungeheuerer innerer Anstrengung, doch erschütterte ein leises Zittern sekundenlang seinen Körper.

* * *

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nase.

(Schluß.)

Ich konnte nicht weiter sprechen; so groß war meine Ueberraschung, mein Erstaunen, mein Schrecken. Welche ... welche Nase! Ich hätte nicht geglaubt, daß die Natur im Stande wäre, den Ueberfluß, die Uebertreibung, das Ungeheuerliche bis zu einem solchen Extrem zu treiben. Das Sonett Quevedo's:

„Es war ein Mann, der hing an einer Nase,"

wäre dürftig und farblos um jene zu malen. Das war keine menschliche Nase. Das war eine rothe Rübe, ein krummer Säbel, ein Eckstein, eine egyptische Pyramide! Großer Gott! Und unser Vaterland, heißt es, verjüngt sich! Warum duldet man noch solches Unwesen? Wenn es recht ist, Alles zu verdammen, was sich der langsamen, aber fortschreitenden Bewegung unserer Einrichtungen widersetzt, allem Unzeitigen, allem Uebertriebenen, warum gibt man kein Gesetz gegen übertriebene Nasen?

Mitten im Schrecken, den mir jener unglückliche Wechsel der Scene verursachte, hätte ich mich von meiner großnasigen Gesellschafterin trennen mögen, wenn ich mir nicht den Tadel der Grobheit zugezogen hätte. Ich machte unglaubliche Anstrengungen, um einige galante Redensarten hervorzubringen ... Unmöglich! Wenn ich einen Spiegel vor mir gehabt, gewiß, ich hätte das Gesicht eines Simpels darin gesehen.

Zu meinem Glück lachte die Großnasige, welche ohne Zweifel gelernt hatte, sich in ihre Häßlichkeit und alle Folgen derselben zu ergeben, recht herzlich, ich weiß nicht, ob über meine Verlegenheit, oder über sich selbst. Dies machte mir Muth aufzustehen, unter dem Vorwande, einen Freund zu begrüßen und ohne zu wagen, sie noch einmal anzusehen, verabschiedete ich mich mit einem trockenen, mißvergnügten „ergebenster Diener".

Die Beschämung lieh meinen Füßen Flügel, der Aerger machte mich blind, ich hatte nicht Raum genug zu fliehen, stolperte über Möbel, Personen, mich selbst und wäre nach Hause gelaufen, ohne auf die Kutsche zu warten oder meinen Mantel auszulösen, hätte ich nicht einen Hunger gehabt, der so übermäßig war als ... die Nase, in deren Schatten meine Freude unterging. Ich bemächtigte mich also flugs eines Tisches, warf die Speisekarte weg und verlangte, was man am schnellsten haben konnte. Ich aß, nicht sowohl mit Lust als mit Aerger, von vier verschiedenen Gerichten und schon wollte man mir das fünfte bringen, siehe,

da sitzt mir gegenüber ... gerechter Himmel! ... die nämliche Dame, oder besser gesagt, die nämliche Nase, die mir vorhin Entsetzen verursacht hatte. Mein erster Einfall war aufzustehen und fort zu laufen; aber die Spaßhafte versteinerte mich beinahe, als sie mich mit höllischer Freundlichkeit anredete:

— Wie? Sie gehen, um mich nicht einzuladen?

Ich wurde verdutzt wie ein Pinsel... und die Nase lachte. Zu meinem Unglücke lachte der Liebhaber nicht, der sie begleitete. Denn es wäre mir äußerst lieb gewesen, um meine Wuth an ihm auszulassen.

— Fräulein!...

— Ich werde Ihnen keine große Zeche machen. Ein Glas Kardinal, weiter nichts.

Eine solche Unverschämtheit brachte mich heftig auf und ich war entschlossen, mich dadurch an ihr zu rächen, daß ich mich über sie lustig machte.

— Es wird mir sehr viel Vergnügen machen, Ihnen zu dienen, mein Fräulein, aber ich fürchte, diese Nase möchte unbefugter Weise die Dienste des Mundes versehen. Wenn sie diese Larve nicht abziehen, so weiß ich nicht, wie...

— Das ist natürlich. So könnte ich nicht trinken... ich werde sie abnehmen.

— Wie?... Was sagen Sie?... So...

Da legte sie Hand an ihre Nase und ... riß sie weg!! Himmel! Sie war falsch, von Karton und ihre echte Nase, die nicht minder hübsch und vollkommen war, als die übrigen Züge ihres Gesichtes, kam zum Vorschein.

Wie meine Beschämung, meinen Aerger malen, als ich ein so herrliches Geschöpf sah und zugleich an die Leichtfertigkeit, die Unartigkeit, die Boshaftigkeit meines Benehmens dachte. Ich wollte sie tausendmal um Verzeihung bitten, mein Vergehen bedauern, auf den Knieen den Staub ihrer Füße küssen; aber die Grausame gab ihrem Tänzer den Arm, brachte mich mit einem ernsten Blicke aus der Fassung und verschwand, indem sie kalt sagte: „Empfehle mich!"

Mannigfaltiges.

Vor Kurzem wandelte ein Soldat durch die Straßen von Metz. Da sah er an einen Pfeiler gelehnt einen zerlumpten Knaben von 9—10 Jahren, der vor Kälte fast erstarrt war. Voll Mitleid bot er dem Kinde an, mit ihm zu gehen, er wolle es in eine warme Stube bringen und ihm zu essen und trinken geben. Dort angelangt, erforschte er die Verhältnisse seines Pfleglings und erfuhr, daß er schon lange eine Waise sey, und durch Betteln und andere unrechtliche Mittel seinen Lebensunterhalt erwerbe, und von Gott und Religion gar keinen Begriff habe. Da faßte der edle Soldat den schönen Entschluß, dem verlassenen Waisenkinde ein Vater zu werden. Er bat die Hausfrau, den Knaben für diese Nacht zu behalten, am folgenden Morgen werde er das Weitere verfügen. Aber am andern Tage war der Knabe nirgends zu finden, er war entflohen. Betrübt durcheilte der Soldat alle Straßen und Plätze der Stadt, bis er seinen Pflegsohn wieder fand; und so sehr sich auch der Kleine anfangs sträubte, er ergriff ihn am Arm und trug ihn in die Anstalt für verwahrloste Kinder „zum hl. Vincentius von Paula." Dort bat er den Vorstand des Institutes, sich des Knaben anzunehmen. Allein die Plätze waren schon alle ausgefüllt. „Nun, so lassen Sie meinen Schützling doch wenigstens diese Nacht hier; ich verspreche, ihn morgen wieder abzuholen oder" — — er sprach nicht weiter; denn es war ein Vorsatz in ihm erwacht, den er ausführen wollte in dieser Nacht noch. Der Vorstand that nach seinem Wunsche. Aber wie erstaunte dieser, als der Soldat am andern Morgen ihm die Summe von 800 Franken überbrachte, mit der Bitte, den Knaben in der Anstalt zu behalten. „Zögern Sie nicht," sprach er, „das Geld anzunehmen, es ist rechtmäßig erworben. Mit dem heutigen Tag ging meine Militärdienstzeit aus, und ich konnte in meine Heimath zurückkehren. Weil ich aber frei handeln kann, so habe ich mich aufs Neue anwerben lassen, um mit dem Einstandsgelde die Kosten der Erziehung dieses armen Waisenknaben bestreiten zu können." Der Vorstand der Anstalt weinte helle Freudenthränen, denn einen solchen Heldenmuth hatte er noch nicht gesehen.

Der Hofbankier Sauerland in Petersburg hatte der Kaiserin Katharina II. einen Hund von seltener Art verehrt, den sie so lieb gewann, daß sie ihn zum Favorit erhob. Dieser starb, und im Schmerz über diesen Verlust, um sich ferner an dem Anblick dieser treuen Seele zu ergötzen, ließ sie den Oberpolizeimeister kommen, zu sorgen, daß man den Sauerland unverzüglich ausstopfe. Der Polizeimeister meldete sogleich dem Hofbankier den kaiserlichen Befehl mit dem Bedeuten, ihm auf die Anatomie zu folgen, wo man die Operation des Hautabziehens mit ihm vornehmen werde. Der erschrockene Hofbankier weiß sich den Scherz

nicht zu deuten, aber den Ernst merkend gelingt ihm durch ein Geschenk die Vergünstigung, vor der Operation sich der Kaiserin zu Füßen zu werfen und zu fragen, was sein Verbrechen sey, den Tod und den Schimpf seiner Familie nach dem Tode noch verdient zu haben. Die Kaiserin, von diesem Befehle Nichts zu wissen versichernd, läßt den Polizeimeister rufen: „Ew. Majestät haben allergnädigst geruht, mir zu befehlen, dafür zu sorgen, daß man den Sauerland unverzüglich ausstopfe. Die Procedur ist bereits angeordnet und bitte unterthänigst um Gnade, mich erkühnt zu haben, den Sauerland unausgestopft vor Ew. Majestät erscheinen zu lassen." Die Kaiserin tröstete, ob dem drolligen Mißverständniß lachend, den geängsteten Hofbankier, indem sie ihren Favorithund Sauerland, der diesen Morgen crepirt sey, gemeint habe.

In der Nähe der kleinen Seestadt Nybster in Schottland, in der Entfernung von etwa zweitausend Schritt vom Ufer, fand kürzlich ein Kampf zwischen zwei Wallfischen statt, dem viele Fischer und andere Leute als Augenzeugen beiwohnten. Die beiden Wallfische schossen wiederholt mit großer Schnelligkeit gegen einander, und der eine sprang dabei zwanzig bis dreißig Fuß hoch in die Luft, und stürzte dann mit zermalmender Wucht auf seinen Feind herab. Dabei versetzten sie sich mit ihren Schwänzen laut klatschende Schläge, und die rings um sie zum Schaum gepeitschten Wellen nahmen bald eine hellrothe Farbe an. Dieser Kampf dauerte drei Stunden, wo dann einer der Wallfische bewegungslos ward und der andere langsam hinwegschwamm. Den ersteren, welcher todt war, zog man bald darauf ans Land. Er maß 60 Fuß, war sehr zerschlagen und die obere Kinnlade zerbrochen.

Der Dienstmädchenlohn in Kalifornien steht noch immer sehr hoch. In den Zeitungen von Kalifornien werden Dienstmädchen für 60 und 70 Dollars monatlich zu miethen gesucht, und ganz besonders gesucht sind solche, die sich verbindlich machen, sich wenigstens nicht in dem ersten halben Jahre zu verheirathen. Aber wir würden uns auch sehr wundern, sähen wir San-Francisco-Dienstmädchen in der Hauptstraße der Stadt im Sonntagsputz promeniren; denn gar nicht selten tragen sie ein Kleid von blauem Sammt für 70 Dollars, dazu einen Hut für 30 Dollars, ächte Goldketten ꝛc.

Ein Gemsjäger aus Oberwallis prophezeiht einen frühen, ausgezeichneten Frühling und einen die Reife aller Früchte befördernden heißen Sommer mit heftigen, aber bloß lokalen Gewittern und Wolkenbrüchen.

(Zimmer-Experiment.) Hängt man eine Eichel an einen Faden auf, so daß sie einen Zoll über dem Wasser in einem Glase schwebt, und läßt sie ganz ruhig hängen, so wird sie in wenigen Wochen eine Wurzel hinunter in's Wasser und einen geraden Stengel mit schönen, kleinen, grünen Blättchen emportreiben. Eine junge Eiche ist ein zierlicher Gegenstand. Auch Kastanien treiben auf ähnliche Weise Sprößlinge.

(Ein Zerstreuter.) „Was macht Ihr Vater?" — „Wie, Herr Professor, haben Sie es denn vergessen, daß mein Vater leider vor einem Jahre gestorben ist?" — „Ah ja, ganz richtig! Das wollte ich auch nicht fragen, ich wollte blos fragen, ob Ihr Vater noch immer todt sey!"

Räthsel.

Das erste Wort ist eine Zahl,
Von der allein im Leben
Geknüpfet wird das schönste Band;
Kein stärk'res kann es geben.

Das and're Wort hat Aehnlichkeit
Mit jenem schönen Bogen,
Der manchmal nach der Regenzeit
Zum Himmel kommt gezogen.
Doch statt am weiten Himmelszelt
Find'st Du es bei den Wogen;
Und es verbindet manches Thal
Mit seinen runden Bogen.

Das Ganze, es ist wohlbekannt
Besonders in Rheinbayern;
Und war auch früher stammverwandt
Mit Schloß und Burg der Scheyern.

G.*

Auflösung des Räthsels in № 28:
Trompeter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 30. Dienstag, 10. März 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Wernitz saß vor einem Kamin, in welchem ein munteres Feuer loderte und schwitzte theils hiervon, theils von der Anstrengung, die ihm sein didaktisch-lyrisches Gedicht über die beste Art, die Natur zu betrachten, verursachte. Auf seinem Tische stand eine Flasche Rothwein, von der er manchmal langsam und mit prüfender Kennermiene schlürfte. Eine Manillacigarre hüllte sein edles Haupt in anmuthige Rauchwölkchen.

„Ungemein behaglich," murmelte er, sich in seinem Armstuhle zurücklehnend. „Dieser Ort vor dem Kamin soll mein Lieblingsplätzchen in dem verwetterten Trümmerhaufen werden. Hierher will ich mich zurückziehen, wenn es stürmt und regnet, und der ganzen belebten Natur den Rücken kehren; hier will ich jener Tage denken, wo ich das Glück hatte, bei Mutter Grethe zu wohnen und die Erinnerung an die Vergangenheit soll dem Genusse der Gegenwart einen pikanten Beigeschmack geben."

Er versank in sanfte Träumereien, doch nach und nach in einen Halbschlummer, in welchem die verschiedenen Gegenstände in der Stube sonderbare und abenteuerliche Formen annahmen. Bald blickte ihn aus dem flackernden Feuer das Gesicht der alten Grethe an, die wie in höllischer Gluth gespensterhaft auf- und niederhüpfte; bald verwandelte sich die vor ihm stehende Flasche in einen Zwerg mit rothem Mantel, der ein geheimnißvolles Gespräch mit der im Tintenfaß stecken gebliebenen Feder, einer weißen, dürren Dame, führte. — endlich sah er nichts mehr und fiel in einen festen, gesunden Schlaf.

Während dieses Schlafes träumte ihm, daß sein Armstuhl Flügel bekommen habe und mit samt dem Teppich, auf dem er stand, sich in die Lüfte erhebe. Nicht ohne Furcht schickte er sich an, die unfreiwillige Fahrt zu machen, als er plötzlich mit samt dem Stuhl kopfüber fiel und erwachte. Der Traum hatte an sich nichts Eigenthümliches, aber eigenthümlich war es immer, daß der letzte Theil desselben wirklich eingetreten war. Er fand sich auf dem Teppich, der ganz verschoben war, und über ihm lag der Stuhl.

„Sollten Kobolde," rief er aufstehend und sich eine schmerzende Stelle an seinem Körper reibend, „hier ihr Wesen treiben? Sollte die Aufklärung, die doch sonst allen Spuck verscheucht, noch nicht in diese Wildniß gedrungen seyn?" Er blickte überall im Zimmer umher, eine Ursache seines Falles und Unfalls suchend, aber er fand keine. Er begnügte sich endlich damit, daß er wahrscheinlich im Schlafe in eine Lage gerathen sey, die den Schwerpunkt des Stuhles verrückt habe und daß er so mit ihm zu Boden gefallen. Seltsam blieb die Sache ihm doch immer, da er sonst, wie er wußte, sehr ruhig zu schlafen pflegte.

Es war sehr heiß im Zimmer, er ging zum Fenster, öffnete es, und blickte hinaus.

Ein romantischer Anblick ward ihm hier. Auf einer zertrümmerten Säule saß eine ländlich gekleidete Jungfrau. Ihr Haupt war mit einem Kranze von rothen und gelben Waldblumen geziert, sie blickte, in tiefes Sinnen versunken, bald in die Höhe, bald in den Wald und schrieb von Zeit zu Zeit etwas in ein kleines Buch nieder. Wernitz hielt den Athem an.

„Gewiß eine Dichterin," dachte er. „O hier eine gleichgestimmte Seele zu treffen, welches Glück!"

Die Jungfrau sah wie von ungefähr nach dem Fenster und kreischte laut auf. Buch und Bleistift entfielen ihr.

„Um Gotteswillen, theuere Dame," rief Wernitz, „verzeihen Sie, daß mein unerwartetes Er-

scheinen Sie stört, aber Sie haben keinen Grund zu erschrecken!"

„Das Ideal meines Dichtertraums," sagte die Angeredete pathetisch und wie in Begeisterung. „Bist Du ein wirkliches Wesen, oder das Spiel meiner Phantasie?"

„Ein wirkliches Wesen," versetzte Wernitz einigermaßen überrascht, „und um Ihnen dies zu beweisen, will ich sogleich an Ihrer Seite seyn."

Er verließ das Zimmer, die Jungfrau setzte sich wieder auf die Säule und strich sich ihre Locken von mattem, etwas in's Röthliche schillerndem Blond zurecht.

Wernitz nahte mit einer tiefen Verbeugung.

„Ach Sie böser Mensch," sagte Hulda, der älteste Sprosse der Pfeifenkopf-Fabrikantin, „mich zu beobachten, wo ich mich ganz unbeachtet wähnte!"

„Ich schwöre Ihnen, mein Fräulein, ich hatte so eben erst das Fenster geöffnet."

„O blicken Sie hierhin," rief Hulda, auf den Boden zeigend, mit einem schwärmerischen Ausdrucke in ihren etwas mageren Zügen. „Ist es nicht ein jammervolles Bild?"

Wernitz bemerkte, daß er leider nichts sehe.

„Sehen Sie nicht dieses schöne Geschöpf, das gestern noch von Rose zu Rose flog? Ach da liegt es im Staube!"

Wernitz erspähte jetzt die körperlichen Ueberreste eines zertretenen Schmetterlings im Sande. Er nahm eine melancholische Miene an.

„Sie haben Gefühl," rief die Schöne, „gewiß, Sie haben Gefühl, ich sehe es an Ihren leuchtenden Augen. Ach, auch mich ergreift dieser Anblick so sehr, ich mußte meinen Empfindungen in einigen Zeilen Luft machen."

„O lesen Sie," bat der Poet, der über seine leuchtenden Augen nachdachte. Hulda begann ihn zu interessiren. Sie erhob ihren linken Arm, streckte die Finger fächerartig aus und las laut und seelenvoll:

„Schmetterlinglein,
Niedlich und fein,
Mit Deinen schimmernden Flügelein,
Schlummertest ein,
Pein, o Pein,
Siehest nicht Mond mehr und Sonnenschein;
Schmetterlinglein! Arm Schmetterlinglein!"

„O wie schön!" seufzte Wernitz gerührt. Sie fuhr fort, indem sie den Arm langsam sinken ließ und die Faust ballte:

„Schmetterlinglein,
Es war nicht fein,
Dich zu treten in Sand hinein.
Nein, o nein,
Diese Pein —
Schmetterlinglein, arm Schmetterlinglein!"

Die Dichterin versank, nachdem sie diesen gefühlvollen Vers gelesen, in schweigendes Nachdenken. Plötzlich fuhr sie auf: „Um Gotteswillen, was werden Sie von mir denken?" rief sie, sich ein Schnupftuch vor das Gesicht haltend und mit einem Auge von wasserblauer Farbe scheu dahinter hervorblickend.

Der Gefragte wußte nicht gleich, was er denken sollte; er war überhaupt im Umgange mit Personen des anderen Geschlechts etwas linkisch.

„Was werden Sie denken?" sagte Hulda in der vorhin geschilderten Stellung, aber mit dringendem Tone.

Die Gedanken des Dichters waren eingefroren, er stammelte einige unverständliche Worte und sah verschämt aus.

„Einem Unbekannten gegenüber mir solche Freiheit herausgenommen zu haben, ach, welches Licht muß das auf meinen Charakter werfen? O fliehen Sie, aber hegen Sie keine schlechte Meinung von mir!"

„Um Alles in der Welt nicht. Ich bin glücklich, Ihre Bekanntschaft gemacht zu haben. Wir haben gleiche Neigungen. Auch ich liebe die Dichtkunst, mein Fräulein."

„Wirklich?" sagte sie. Das Schnupftuch glitt von dem Gesicht herab und ihre beiden Augen blickten mit gefährlichem Ausdruck in die leuchtenden Augen des schon halb am Liebesköder zappelnden Wernitz. Es wurde ihm ganz warm um's Herz.

(Fortsetzung folgt.)

Die Sternenfamilie

oder die himmlischen Schwestern.

Unter der obigen Ueberschrift theilt Schoolcraft in seiner Sammlung von Sagen der nordamerikanischen Indianer ein selbst in der trockenen Uebersetzung höchst anziehendes Märchen mit, so zart und lieblich, wie nur immer die Glanzstücke unseres deutschen Sagenschatzes. Es lautet nach dem Ausland wie folgt:

„Waupee, der weiße Häher, wohnte abseits und war der berühmteste Jäger seines Stammes. In die tiefste Finsterniß des Dickes drang er ein, und es gab keine Spur von Geflügel oder Thier, die er nicht verfolgen konnte. Eines Tages gelangte er an eine Stelle seines Waldes, die er noch nicht gesehen hatte. Der Himmel schaute herein durch

die Wipfel der Bäume, das Dickicht wurde licht und er gerieth auf eine offene blumige Wiese. Als er auf dem pfadlosen Grunde weiter ging, stieß er auf einen Kreis im Rasen, wo die Halme wie durch Fußtritte abgetreten waren. Was ihn dabei überraschte, war aber nur, daß sich durchaus kein Weg zu diesem Ringe finden wollte. Nirgends ein zertretenes Blatt, nirgends ein geknickter Halm. Da dachte er bei sich, er wolle sich auf die Lauer legen, um das Geheimniß des Kreises zu erlauschen. Nicht lange darauf hörte er auch eine leise Melodie in der Luft. Er schaute in der Richtung aufwärts und sah einen winzigen Gegenstand niederschweben. Anfangs war es nur ein Pünktchen, dann wurde es größer und größer, die Musik aber deutlicher und süßer. Zuletzt gewahrte er einen Korb, in diesem saßen 12 Schwestern voll Liebreiz und entzückender Gestalt. Sowie der Korb den Boden berührte, sprangen sie heraus und begannen in dem Ring zu tanzen. Sie schlugen dabei auf glänzende Kugeln, wie wir etwa eine Trommel rühren. Waupee genoß aus seinem Versteck das anmuthigste Schauspiel, er bewunderte eine der Schwestern nach der andern, allein am besten gefiel ihm doch die jüngste. Endlich, überwältigt von Begierde, brach er hervor und suchte sie zu ergreifen. Aber die Schwestern sprangen wie Vögel in den Korb und wurden zum Himmel gezogen. Jetzt hatte Waupee das Nachsehen und die Reue über seine Zudringlichkeit. „Fort sind sie," sprach er zu sich, „und nimmer werde ich sie wiedersehen." Die Erinnerung ließ ihm keine Ruhe zu Haus. Am nächsten Tage kam er schon wieder auf die Prairie, um aber die Schwestern zu täuschen, nahm er die Gestalt einer Beutelratte an. Er brauchte nicht lange zu warten, bis der geflochtene Wagen herabschwebte. Alles geschah wie am Tage zuvor, nur daß die Schwestern ihm noch liebreizender vorkamen. Sachte kroch er nach dem Ring, aber kaum gewahrten ihn die Schwestern, so hüpften sie auch schon in den Korb. Diesmal hob er sich nur wenig empor, so daß er hören konnte, wie die älteste Schwester sprach: „Vielleicht ist das Thier nur gekommen, um uns zu zeigen, wie die Sterblichen den Tanz aufführen." — „O nein!" rief die Jüngste, „laßt uns schnell auffahren." Da begann die Musik wieder und der Korb verschwand dem Schmachtenden aus den Augen.

Sorgenvoll kehrte Waupee in seiner ächten Gestalt heim und die Nacht wollte dem Ungeduldigen nimmer endigen. Er sann über einen neuen Plan für den folgenden Tag, und als er auf der Prairie einen Baumstumpf und in dem Stumpf ein Mäusenest fand, so wählte er diese Thiergestalt, weil er meinte, ein so kleines Geschöpf werde keinen Verdacht erregen. Vorher aber brachte er den Stumpf in die Nähe des Ringes. Der Korb schwebte nieder und der Tanz hub an. Da hielt die Jüngste still und sprach: „Seht den Stumpf, der lag zuvor nicht dort!" und erschreckt sprang sie in den Wagen. Die andern aber lachten, umringten den Stumpf und schlugen aus Scherz darauf. Heraus liefen die Mäuse und Waupee darunter. Alle Thiere erschlugen die Schwestern bis auf eine, welche von der jüngsten verfolgt wurde. Schon war ihr Stock geschwungen, da sprang Waupee in wirklicher Gestalt auf und umfaßte seine Beute. Hurtig waren die andern Schwestern im Korb, und auf gen Himmel ging die Reise.

Waupee strengte sich an, um die Zuneigung der Liebsten zu gewinnen. Er wischte die Thränen aus ihren Augen, unterhielt sie mit Jagdabenteuern, beschrieb ihr mit Gluth alle irdische Lust und brachte sie sanft bis zu seiner Hütte. Als sie hineintrat, wollte sein Herz vor Freude springen, denn er war das glücklichste Geschöpf auf Erden. Winter und Sommer zogen ihm hastig vorüber und die Summe seines Glückes steigerte sich noch durch die Zugabe eines prächtigen Knaben. Die Mutter war die Tochter eines Sternes, und da konnten die irdischen Dinge sie nicht befriedigen. Sie seufzte nach ihrer Heimath im Firmament, verbarg aber sorgfältig diese Sehnsucht ihrem Gemahl. Heimlich flocht sie einen Korb, sammelte allerhand Leckerbissen und seltenen Kram auf Erden, womit sie ihrem Vater Freude zu machen glaubte, und als Waupee einst auf der Jagd abwesend war, trug sie Korb und Kind in den Zauberring, stieg ein und stimmte ihren Gesang an, worauf sich der Wagen hob. Der Wind trug den Gesang weiter, und der Mann erkannte sogleich die bekannte Stimme. Er erreichte aber nur die Prairie, um die Auffahrt seines Weibes und Kindes zu sehen. Wohl erhob er seine Stimme, aber ohne erhört zu werden, und bald verlor sich der Korb als Pünktchen in den Lüften. Da sank ihm das Haupt und er fühlte tiefes Elend. Wohl beklagte er seinen Verlust einen langen Winter und einen langen Sommer ohne Trost. Er betrauerte bitter den Verlust seines Weibes, bitterer noch seinen Sohn. Mittlerweile hatte jene ihre Heimath auf den Sternen erreicht und unter seligen Zerstreuungen beinahe vergessen, daß sie einen Gatten auf Erden verlassen hatte. Nur der Sohn erinnerte sie daran, und je mehr er aufwuchs, desto ungeduldiger begehrte er in sein Geburtsland. Da sprach der Großvater

zur Mutter eines Tages: „Geh', mein Kind, führ' den Knaben hinab zu seinem Vater und frage ihn, ob er nicht heraufkommen und bei uns leben wolle. Doch sag' ihm auch, daß er von allem Gethier und Geflügel seiner Jagden ein Stück mit in den Himmel bringe." Waupee vernahm die Botschaft des Sternes, und ohne Rast Tag und Nacht spürte er den schönsten Thieren und Vögeln nach, von jedem behielt er aber nur einen Flügel, eine Klaue, oder einen Schwanz, um die Art wieder zu erkennen. Als alles beisammen war, begab er sich zum Zauberring, und es stiegen alle drei hinauf. Große Freude herrschte bei ihrem Eintreffen auf den himmlischen Prairien. Der Sternenhäuptling ließ ein großes Fest anrichten, und als sich seine Völker geschaart hatten, verkündigte er ihnen, es dürfe ein jeder von den irdischen Habseligkeiten sich wählen, was ihm am besten behage. Da entstand großes Gewirr. Der Eine griff nach einem Fuß, der Andere nach einer Klaue, der Dritte nach einem Schweif, und wieder Andere nach einem Fittig. Wer einen Schweif oder eine Klaue erhaschte, wurde in ein Thier verwandelt und lief davon, die Anderen aber erhielten Vogelgestalten und schwebten hinweg. Waupee wählte die Feder des weißen Hähers, sein Weib und Sohn thaten das Gleiche, und jedes wurde verwandelt. Voller Lust im neuen Gewande spreizte das Haupt der Familie seine Fittige aus, gefolgt von Weib und Sohn, und schoß auf Erden herab, wo diese Art noch heutigen Tages angetroffen wird.

Mannigfaltiges.

In ganz Frankreich, und selbst in dem aufgeklärten Paris, ist der Glaube verbreitet, daß am 13. Juni die Welt, oder vielmehr die Erde durch einen Zusammenstoß mit dem Kometen untergehen werde. Es gibt dort Leute, die in Erwartung dieses „Weltendes" ihr Testament machen, wobei die Frage gar nicht in Betracht zu kommen scheint: „Wer erben soll, wenn die Welt untergeht, also Niemand mehr da ist?" Der Spaß wird nicht allein in dem frivolen Paris gemacht, sondern in ganz Frankreich sehr ernsthaft behandelt, und wir haben nicht ohne Befremden im „Moniteur du Calvados" das Schreiben eines ehemaligen Seemanns gelesen, welcher sich veranlaßt findet, seinen Mitbürgern die trostreiche Nachricht mitzutheilen, das angekündigte Gestirn sey bereits am 2. Januar d. J. im Nordwesten von der Landenge von Panama erschienen und habe Niemand etwas zu Leide gethan. Das letzte Mal habe dieser Komet sich 1556 blicken lassen. Seine Umlaufszeit beträgt 292 Jahre, und er hätte daher 1848 wiederkommen sollen; allein er blieb aus, wie so vieles Andere, wahrscheinlich aus Abscheu vor der Republik, woraus man schließen darf, daß er einer vernünftigen politischen Schule angehört, was uns über seine Ansichten völlig beruhigt.

Ein armer junger Bauernbursche, der mit der Tochter seines Brodherrn zu vertraut geworden, büßte unter bittern Thränen und lauten Schmerzen seine Pönitenz damit, daß er jede Woche 3 Mal nach dem eine Meile weiten Kloster ging, mit Erbsen in den Schuhen. Redlich trat er seine letzte Wanderung an, als ihm ein Bekannter, herzlich theilnehmend an seiner harten Buße, begegnete und also sprach: „Hättest Du es gemacht wie ich in ähnlichem Falle, Du spürtest Nichts." — „So? wie denn?" — „Mein Pfarrer sagte mir auch weiter nichts, und da ließ ich die Erbsen erst abkochen!"

*Räthsel.

Die Erste von Leder, von Leinen oft auch,
Dienet zu gar manch verschied'nem Gebrauch.
Die Kinder beim Zweiten sich jetzt schon verweilen,
Dieweil uns der Winter scheint schnell zu enteilen.
Vier Freunde man findet zusammen vereint,
Grad' da, wo der Sinn dieses Satzes es meint;
Vertreiben sich mit dem Ganzen die Zeit
In geselliger Unbefangenheit.
Der Erste hebt Deutsch an, der Zweite Latein,
Der Dritte französisch, wie es halt muß seyn,
So geht es denn fort, man wird immer dreister,
Bis endlich der Franzose sieget als Meister.

Auflösung des Räthsels in № 29:

Zweibrücken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 31. Freitag, 13. März 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Wer weiß, was passirt wäre, wenn nicht ein trockener Husten das schwärmerische Paar von der Anwesenheit eines Dritten in Kenntniß gesetzt hätte.

Es blickten Beide unangenehm überrascht zur Seite und sahen einen ältlichen Mann, der sich mit einem großen Schnupftuch Kühlung zufächelte und ganz außer Athem von der Anstrengung des Bergsteigens schien.

Es war der gichtbrüchige Partikulier, der einzige Gast des berühmten Fichtennadelbades.

„Schöne Aussicht," sagte er grüßend und näher kommend. „Romantische Ruine, aber das Steigen sehr unangenehm. Ach, was sehe ich! Fräulein Hulda, die reizende Dichterin!"

Hulda verneigte sich etwas steif, als wenn ihr an dem Komplimente nicht viel gelegen wäre. Der Partikulier schien jedoch hierauf nicht zu achten, er setzte sich ganz keck zu dem Paare und begann eine Unterhaltung.

„Kennen Sie schon das Fichtennadelbad unten im Thale?" fragte er Wernitz; „kostbare Anstalt, ich brauche es selbst und fühle mich seitdem um fünf Jahre verjüngt."

„In der That," erwiederte der Angeredete, „es sind mir Zeitungen zugesandt worden, worin es sehr gelobt wird. Obwohl ich mich körperlich wohl fühle, so will ich es doch gebrauchen."

„Daran thun Sie recht, es ist sowohl für Kranke als für Gesunde. Sie werden zudem die Bekanntschaft der Vorsteherin machen. Angenehme Dame, volle Figur, schwellende Formen, in den besten Jahren und etwas kokett mit jungen Männern. Wäre ich in Ihrem Alter, ich ginge auf ihre Eroberung aus."

Hulda machte ein verdrießliches Gesicht und lächelte spöttisch. „Ihr Alter sollte doch wohl kein Hinderniß seyn," bemerkte sie.

„Ach abgelebt, verbraucht, eine Ruine," versetzte der Partikulier. „Wollte ich noch lieben, so sollte kein anderer Gegenstand als die reizende Dichterin mein Herz in Flammen setzen. Aber Apropos, Sie haben Ihre Wohnung in dieser verfallenen Burg aufgeschlagen?"

Wernitz nickte bejahend.

„Sie interessirt mich. Ich liebe solch altes Gemäuer und stöbere gern darin herum. Haben Sie noch nichts von unterirdischen Gängen, geheimen Thüren, finsteren Verließen und dergleichen bemerkt?"

„Ich habe mich darum noch nicht bekümmert."

„Wenn Sie erlauben, so will ich doch das Gebäude in den nächsten Tagen einmal untersuchen; vielleicht lassen sich dort interessante Entdeckungen machen."

„Ganz nach Ihrem Belieben."

Wernitz erzählte hierauf seinen Fall mit dem Stuhle, der Partikulier spitzte die Ohren.

„Sonderbar," sagte er, „vielleicht haben Sie unterirdische Nachbarn."

„Ei das wäre!" rief Wernitz.

„Nicht unmöglich, wir müssen nachforschen."

In diesem Augenblick trat hinter der Ruine ein Mann hervor, der, als er die Gesellschaft bemerkte, stehen blieb, dann sich umwandte und im Gebüsch verschwand.

Wernitz fuhr auf und starrte ihm mit weit geöffneten Augen nach. „Bei Gott," sagte er, „ganz sein Gesicht, nur viel gelber, blässer und etwas älter."

„Wessen Gesicht?" fragte der Partikulier gespannt.

„Eines Mannes, den ich in der Hauptstadt manchmal zu sehen Gelegenheit hatte und den ich am wenigsten hier vermuthe."

„In der Hauptstadt?" sagte der Andere sinnend. „Halt, ja ganz recht. Ei, beim Teufel, ein sonderbares Zusammentreffen. Heißt Ihr Mann nicht Martagon?"

„Ganz recht!"

„Er ist es nicht, aber die Aehnlichkeit ist wunderbar. Wenn es Ihnen recht ist, so wollen wir in das Städtchen gehen. Ich will Sie der Besitzerin des Bades vorstellen und vielleicht sehen wir den zweiten Martagon noch einmal." Sie erhoben sich und brachen auf.

* * *

Es war Nacht. Auf einem rauhen Waldpfade, der durch eine mit verwitterten Baumstümpfen besäete Lichtung führte, schritt der Bucklige dahin. Sein Gemüth war wildbewegt und düster, wie seine Umgebung; manchmal entschlüpfte ein tiefer Seufzer seiner gepreßten Brust.

„Ich dachte es mir," murmelte er, „es konnte auch nicht anders kommen. Gleich, wie ich zum ersten Mal diese Gestalt sah, zerriß eine tödtliche Ahnung meine Seele. Niemand ist ihr bisher vor's Auge getreten, der einen Eindruck auf sie gemacht hätte. Aber was sind auch alle Männer, die sie gesehen hat, gegen ihn? Er ist schön, ja er ist's. In seinem Gesichte spiegelt sich eine gebietende Seele; seine hohe Gestalt ist ebenmäßig und wie aus Marmor gemeißelt. Sie war erschüttert, als sie ihn nur sekundenlang gesehen; sie fühlte, welche Macht er über sie ausüben könne, und verweigerte mir den Schwur. Die Verrätherin, — schon liebte sie ihn, beim ersten Zusammentreffen. Das sind ihre Betheuerungen von schwesterlicher Freundschaft und Zuneigung, — verweht wie Spreu beim leichtesten Windhauch!"

Er setzte sich auf ein Felsstück, in der Nähe einer Schlucht. Unten brauste und tobte ein Waldbach. Der weißliche Schaum des Gewässers schimmerte matt durch das Dunkel. Am Himmel flogen Wolken und ließen von Zeit zu Zeit das Licht der Sterne sehen. Der Mond war noch nicht aufgegangen, aber ein gelblicher Farbenton am Horizont verkündete seine Nähe. Ringsum rauschte der Wald; einzelne Bäume auf der Lichtung bewegten ihre Zweige und schienen unter einander ein flüsterndes und erregtes Gespräch zu führen. Aus einem morschen Stamm hervor, der phosphorartig leuchtete, krächzte eine Eule.

Der Bucklige starrte in das Gewässer, sein Busen hob sich im gewaltigen inneren Kampf.

„Ihr entsagen," sprach er dumpf zu sich selber, „der Sehnsucht und dem Traum eines ganzen Lebens entsagen? Unmöglich! Ihr Bild ist mit meinem innersten Seyn so verwachsen, daß, reiße ich es aus meiner Brust, diese an den Wunden verblutet. Ich kann ihr nicht entsagen, so lange ich nicht sterben kann. Aber sterben, — ein Sprung in den Strudel und es ist gethan und dieser unförmliche Klumpen mit seinem Bewußtseyn und all der glühenden Leidenschaft, die ihn durchzuckt, ist ein Haufe leblosen Staubes, ein Nichts.

„Ein Schritt hinter den dunklen Vorhang, in das Reich des Todes und des Friedens. — — Nein! nein! Denn über meinem vergessenen Grabe wird ein Anderer sie in die Arme schließen; ein Anderer wird diese Lippen küssen, in diesen Reizen schwelgen und alle Seligkeit empfinden, deren minutenlangen Genuß ich durch die Qualen der Hölle erkauft hätte.

„Ich kann nicht entsagen, ich muß um ihren Besitz kämpfen mit ihm! O mein Gott, was nützt es mir, daß mein Geist den seinigen überflügelt, daß ich im Besitz eines Geheimnisses bin, welches meine elende Gebrechlichkeit mit Ruhm und Glanz zu überstrahlen vermag? Was ist alles dies einem liebenden Herzen? Wäre er ein Bettler, sie würde ihn doch mir vorziehen und ein Königreich ausschlagen, könnte ich es ihr bieten. Dennoch muß ich mit ihm kämpfen, ja kämpfen auf Leben und Tod. Mag das Ende Vernichtung seyn, wenn nur sie keinem Anderen gehört!"

Er erhob sich mit gesenktem Haupt und schweigend schritt er weiter. Er schien nichts von seiner Umgebung zu sehen, nur mechanisch verrichteten seine Glieder ihren Dienst und wäre er nicht zu sehr an das Wandern auf Waldpfaden gewöhnt gewesen, so würde er sicherlich jeden Augenblick über eine Wurzel gestolpert oder gegen einen Baum gefallen seyn. Ein durch die Zweige schimmerndes Licht deutete die Nähe einer menschlichen Wohnung an; Gesang, Gelächter und Gebrüll aus mehreren rauhen männlichen Kehlen ließen auf eine bis zum Uebermuth fröhliche Gesellschaft schließen.

Der Zwerg hielt einen Augenblick an.

„Das sind ihre Stimmen," murmelte er und ein verächtliches Lächeln umzuckte seine unförmlichen Lippen. „Einige Flaschen elenden Getränkes, ein grobes Mahl sind genügend, um sie in den Zustand der höchsten thierischen Glückseligkeit zu versetzen, aber sie vertreiben nur die Langeweile ihres leeren Daseyns mit den einfachsten Mitteln und ich, der ich sie verachte, sollte sie beneiden. Betäubung, Vergessenheit, — Alles was ich wünsche, sie haben es unversehrt. Nur in mir frißt die ewig wache Flamme meiner traurigen Leidenschaft. O, daß sie mich verzehrte! Doch ich fühle,

daß diese Nerven stark sind, dem schärfsten Weh Widerstand zu leisten und daß die Gewohnheit unausgesetzter kleiner Leiden zwar nicht das Gefühl für die größeren in mir erstickt, aber es unmöglich gemacht hat, daß ich daran zu Grunde gehe. Doch wer weiß, was in der Zukunft schlummert?"

Er trat aus dem Walde hinaus.

Vor demselben erhob sich ein oben abgeplatteter Hügel, auf dem ein Wirthshaus stand, aus dessen Fenstern ein helles Licht strömte. Um einen langen hölzernen, mit Flaschen und Gläsern bedeckten Tisch, im Freien, saß eine Gesellschaft von fünf oder sechs Personen und von ihr ging der Lärm aus, den Moses vorhin gehört und der jetzt in verstärktem Maße sein Ohr berührte.

Sobald er sichtbar wurde, erhob sich ein allgemeiner Schrei der Begrüßung. Der Eine grunzte, der Andere schrie, der Dritte bellte wie ein Hund. Vor allen zeichnete sich ein fettes, dickes und kurzes Individuum aus, mit wulstigen Hängbacken, einem unnatürlich langen Doppelkinn und einer flammrothen Nase im Gesicht. Er gab ein Tonstück zum Besten, in welchem das Miauen der Katze, das Wiehern des Pferdes, das Kollern des Truthahns und das Pfeifen einer Lokomotive kunstvoll zu einem Ganzen verschmolz. Unter der Anstrengung schwollen seine Backen wie zwei fleischfarbene Luftballons auf, seine Augen verschwanden dahinter und seine Nase leuchtete mit rothem, speckigem Fettglanz. Er begleitete seinen melodischen Gruß mit entsprechenden Körperbewegungen, indem er in der Stellung eines krähenden Hahnes mit seinen Armen sich wiederholt in die Seiten schlug und einige muntere Luftsprünge machte.

Dieser ehrenwerthe Virtuose und mimische Künstler war Niemand anders als der Wirth vom Lindenkruge, Nepomuk, genannt der Brüller, wegen der ungemeinen Lungenkraft, die er besaß. Seine Gesellschaft bestand aus dem ehemaligen Besitzer der Ruine, von Hochbein, dessen Sohne sowie aus Beider Leibknappen und freiwilligen Unterthanen Ströbke und Mertens.

Der alte von Hochbein war ein Fünfziger, ungefähr sechs Fuß hoch, breitschulterig, martialisch aussehend. Ein furchtbarer grauer Schnurrbart zierte sein blatternarbiges Gesicht, das die Spuren der Gewohnheit des Rausches trug und auch jetzt im Feuer vielfach genossener Getränke glühte. Sein Sohn mochte einige zwanzig Jahre alt seyn und war fast eben so groß, wie er. Seine ungemeine Magerkeit jedoch und die Schwäche in seiner Haltung ließen ihn als einen jener frühaufgeschossenen Jünglinge erscheinen, deren schneller Wuchs entweder Folge oder Ursache irgend einer inneren Krankhaftigkeit ist. Sein Gesicht war zusammengefallen, bleich und von vorzeitigen Runzeln durchzogen. Seine Stimme hatte etwas Krähendes und er sprach im feinen, dünnen Diskant eines unerwachsenen Knaben. Er ging nicht, sondern er hüpfte, wobei er gewöhnlich seltsame Gesichter schnitt. In seinem Auge und in der Zeichnung seines Mundes kündete sich eine vollständige Geistesleere an, theils eine Folge seines angeborenen Uebels, theils das Resultat der Lebensweise, an die ihn sein Erzeuger gewöhnt.

Ströbke und Mertens waren vierschrötige untersetzte Gestalten, die nichts besonders Auszeichnendes wiesen, als eine vorzügliche Kehle, sowohl für wüsten Gesang, als wüste Zechgelage, Nacken wie Stiere und Fäuste, die die Kraft hatten, einen Stier niederzuschmettern.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber moderne Seifen-Fabrikation.

Von Dr. Fr. Vorwerk.

In Cöln, Offenbach und wohl auch an anderen Orten wird seit den letzten Jahren eine Seife fabricirt und großentheils auf dem Wege des Hausirhandels unter das Publikum gebracht, deren äußerst billiger Preis — der Centner kostet 7 bis 9 Gulden — verbunden mit einem gefälligen Aussehen schon manche einseitig speculative Hausfrau veranlaßt hat, ohne vorherige Probe gleich eine größere Quantität zu kaufen. Die Verkäufer nehmen das Geld und verschwinden spurlos; die Hausfrau, glücklich über den wohlfeilen Kauf, hält große Wäsche und die Seife — zerfließt im warmen Wasser wie ein Schneeball! —

Von solcher Seife erhielt ich ein Stück zur Untersuchung. Sie ist weißer Grundfarbe mit grauen Adern marmorirt, erscheint ungleich zärter, als die gewöhnliche Kernseife, läßt sich mit dem Messer fast wie Butter schneiden und zeigt an den Schnittflächen hervorquellende Wassertropfen, die reichlich hervortreten, wenn man ein Stück zwischen den Händen zerdrückt. Liegt die Seife einige Zeit in einem trockenen Raum, so effloreseirt nicht nur viel Soda, sondern es bilden sich im Innern der Rigel so große Krystalle dieses Salzes, daß die Seife an einzelnen Stellen ganz auseinander getrieben wird. In einer Porcellanschale im Wasser-

bade erhitzt, zerfließt sie sehr schnell zu einer klaren Flüssigkeit und hinterläßt beim Verdampfen 25 Prc. festen Rückstand, der aus Palmölseife und überschüssigem kohlensauren Natron besteht.

Bei einem solch bedeutenden Wassergehalt ist der niedere Preis der Seife leicht erklärlich, ja er sollte noch geringer seyn, wenn man dem wahren Gehalt ein die Aequivalent gute Palmölseife gegenüber stellt. Dem sey übrigens, wie ihm wolle, ein solches Fabrikat — und hierher gehören wohl alle sogenannten gefüllten Seifen — kann nur dazu dienen, den reellen Seifensieder zeitweise zu beeinträchtigen und das Vertrauen des Publikums gegenüber den Fabrikprodukten und der fortschreitenden Industrie noch mehr zu schwächen, als dies jetzt schon der Fall ist.

Mannigfaltiges.

Zur bevorstehenden Heirath des Vicekönigs von Aegypten mit einer Tochter des Sultans sind bei einem Pariser Juwelier die kostbarsten Gegenstände bestellt worden, welche einen Begriff von der Pracht und dem Pomp geben können, die bei dieser Gelegenheit in Konstantinopel sich entfalten werden. Man arbeitet bei diesem Juwelier gegenwärtig an goldenen, mit Diamanten und anderen Edelsteinen besetzten Tassen und Unterschalen, von welchen das Stück 50—60,000 Franken kosten wird, an Kaffeetassen, Tellern, ebenfalls von Gold mit Diamanten besetzt, die einen fabelhaften Preis haben, an runden Tellern von Silber, welche 40 Kilogramme wiegen, an Degenscheiden und Griffen in Gold und mit Diamanten verziert. Außerdem sind in Sevres das feinste Porcellan und in Lyon die reichsten Seidenstoffe bestellt worden. Was man nach allgemein bewundert, sind Pantoffeln für Frauen, die ganz mit Diamanten bedeckt sind.

Nach einer annähernungsweise genauen Zählung wurden in Wien im heurigen Fasching 1240 Bälle gegeben.

Im verflossenen Jahre wurden in London 44,159 Knaben und 42,674 Mädchen geboren, dagegen starben 28,894 männliche und 27,892 weibliche Personen. Die Bevölkerung in der Mitte dieses Jahres belief sich auf 2,616 246 Einwohner.

Das Veilchen.

Jüngst lag ich in des Waldes kühlem Schatten
Und stärkt' durch Ruhe mir die müden Glieder;
Die Vöglein sangen ihre schönsten Lieder,
Viel Blümlein sproßten aus den grünen Matten.

Vor allen Blümlein, die erquickt mich hatten,
Ließ still ich mich zu einem Veilchen nieder,
Gar einsam blüht's, doch strahlt's von Schönheit wieder
Und duftet süß; schien sanft zur Ruh' zu laden.

Warum denn, frug ich leis', hältst du verborgen
Dein Blüthenhaupt, bist einsam, ohne Freuden,
Weinst helle Thränen gar im frohen Lenze?

Hold Veilchen spricht: Sey, Lieber, ohne Sorgen
Und lerne Demuth hier; sey stets bescheiden,
Erstrebe nie der Ruhmsucht eitle Kränze!

*Räthsel.

Wo Freund' in Eintracht innig walten,
Wird immer Schönes sich gestalten;
Herrscht aber Zwietracht: Frieden weicht,
Wie Euch hier gleich dies Beispiel zeigt:
Zwölf hielten jüngstens einen Rath,
Zu bilden einen neuen Staat;
Doch zweien davon konnt' man nicht recht trauen;
Drum ließ man sie nicht mehr in die Kart' hinein schauen.
Ein Sturm ward nun festgesetzt, man war in der Hitze,
Selbst edle Damen standen mit an der Spitze.
Der Kampf beginnt, man stürmt, schreit: Feuer!!
Wetzt nochmals die Waffe, einem jeden sehr theuer;
Doch aber, o schändlich — ha! welcher Verrath!
Nach kurzem Kampf' man sie überwältiget hat.

Auflösung des Räthsels in № 30:

Schlauchspiel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 32. Sonntag, 15. März 1857.

Eine Bitte.

Wir wehen so frühe, wie wehen so bald
  Die Schauer des Winters hernieder!
Wie schüttelt so mächtig auf Fluren und Wald
  Der Nordsturm sein starres Gefieder!

Wie wirbelt durch's endlose, düstere Grau
  Der Flocken chaotischer Tanz;
Und nirgens, ach! nirgends auf Fluren und Au
  Ein Fünkchen von himmlischem Glanz;

Kein Blümchen im Felde, kein Blättchen am Strauch,
  Nichts, was dir das Auge entzückt!
Denn Alles hat rings der zerstörende Hauch
  Des eisigen Poles zerknickt.

Wo jüngst noch der Sänger mit lieblichem Sang
  Die Schwingen so freudig gehoben,
Da hat jetzt der Winter gar düster und bang
  Den Schleier der Trauer gewoben.

Sieh', einsam am Wege der Sänger verweilt!
  Kaum wollen die Schwingen ihn tragen.
Der Wand'rer auf knarrendem Stege enteilt,
  Nicht achtend des Trauernden Klagen.

Wie oft schon, wenn früh dein gerasteter Fuß
  Zum blühenden Anger gewallet,
Wie hat dir des Sängerleins lieblicher Gruß
  So freundlich entgegen geschallet!

Und wenn dann der Schweiß dir auf glühender Au'
  Von Stirn und Wange geflossen,
Wie hat nicht sein Lied sich aus himmlischem Blau
  In segnenden Wünschen ergossen.

Und daß sich so reichlich auf Fluren und Beet
  Der Segen des Himmels entfaltet,
Wie hat nicht sein Schnäbelein frühe und spät
  So wacker, so treu da gewaltet!

Bedenke, o Wand'rer! des Sängerleins Noth!
  Ach! hemme den flüchtigen Schritt!
Iß fröhlichen Herzens dein Stücklein Brod!
  Doch theil' auch dem Darbenden mit!

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

In diesen Kreis trat Moses und nachdem das Konzert der Thierstimmen eine angemessene Weile gedauert, begann v. Hochbein, ihm seine Rechte über den Tisch hinstreckend:

„Auf Rilterehre, da kommt der König aller Zwerge, der weise Moses, Sohn Isaaks, welcher war ein Abkömmling von Joseph und der Frau Potiphar. Nun ist mein Hofstaat vollständig. Er soll einen Humpen auf den Glanz des Geschlechtes derer v. Hochbein leeren. He, Nepomuk, reiche einem fürstlichen Zwerg den goldenen Pokal, gefüllt mit funkelndem Traubenblut. Du, Nepomuk, bist jetzt nur Vicekönig der Zwerge und ich enthebe Dich der Ehre, an meiner Seite zu sitzen,, da diesen Platz ein Würdigerer einzunehmen kommt!"

Nepomuk that, wie ihm geheißen, und Moses trank den ihm dargereichten Krug, der beinahe eine Flasche Wein faßte, in einem Zuge aus.

Ein Beifallssturm belohnte seine kühne That.

„Das war mir ein Zug," sagte Mertens, indem er ebenfalls seine Kehle befeuchtete. „Moses, Du bist ein Teufelskerl und kannst Alles, selbst trinken!"

„Ja, er ist ein Teufelskerl," bekräftigte Ströbke, ihm mit seiner riesigen Faust einen freundschaftlichen Schlag auf die spitze Schulter versetzend, worauf er den Arm mit einem Wehegeheul zurückzog, was den Anderen ein lautes Gelächter abnöthigte.

„Ja, Moses ist stachelig wie ein Igel," bemerkte der Wirth, „überall gepanzert; wer mit dem anbindet, dem geht's schlecht, er ist hieb- und stichfest."

„Aber er ist nicht fest gegen Frauenzimmer," sagte Mertens. „Er lungert da immer um des Schulmeisters Tochter herum und wird mal nächstens mit ihr von der Kanzel fallen."

„Heda, holla! daraus wird nichts," rief der alte von Hochbein. „Mein ritterlicher Sohn Hans hat das Mädchen zur Dame seines Herzens erkoren. Da aber sein Stammbaum ihm nicht erlaubt, sie als eheliches Gemahl heimzuführen, so habe ich ihm höchstselbst gestattet, seine Maitresse aus ihr zu machen."

Die Augen des Zwerges funkelten, er blieb aber stumm und ließ sich einen zweiten Becher reichen.

„Ja, Moses, was macht die schöne Antonie, denkt sie noch an mich?" krähte Hans von Hochbein, indem ein Strahl des Verständnisses über sein ausdrucksloses Gesicht flog. „Vater hat versprochen, sie mir zur Liebsten zu geben. Nicht wahr, Vater?"

„Allerdings, mein Sohn," antwortete dieser.

„Es war immer der Gebrauch derer von Hochbein, die schönen Weiber ihrer Unterthanen nicht unberücksichtigt zu lassen und Du schlägst nicht aus der Art, Junge."

Der Angeredete grinste gutmüthig und hüpfte seelenvergnügt umher.

„Komm', laß uns auf das Wohl Deiner Flamme trinken, Hans von Hochbein, und schwöre, ihre Schönheit vor aller Welt zu bewahren, im Kampfe zu Roß und zu Fuß, mit Speer und Schwert, mit Lanze und Streitaxt!"

Vater und Sohn tranken den vorgeschlagenen Toast in vollen Zügen. Währenddeß flüsterte Moses dem Mertens zu:

„Ich habe Euch Beide heute Nacht nöthig. Kommt nach der alten hohlen Eiche am Wasserfall, versteckt Euch im Gebüsch und sobald ich rufe, seyd zur Hand. Laßt Euch vorher von Niemand sehen, der an diesen Ort kommt."

Mertens nickte zustimmend und beeilte sich, seinem Gefährten die erhaltene Weisung mitzutheilen.

„Holla!" rief v. Hochbein, „zweiter der Zwerge und erster aller Gastwirthe und Beutelschneider, Du hast uns Deinen Keller zur Disposition gestellt, wie steht es mit Deiner Speisekammer? Mein ritterlicher Magen schnaubt Zorn."

Nepomuk zwinkerte mit seinem linken Auge auf eine äußerst schlaue Weise, dann streckte er seine beiden Hände in der Nachahmung eines Hirschgeweihes zu beiden Seiten seines Schädels hervor und that einen gewaltigen Satz in das Haus.

„Potz Blitz, Mertens," sagte der ruinirte Eigner der Burg, „verstehe ich recht?"

„Ich war's nicht," erwiederte der Angeredete, „Ströbke that den Schuß."

„Und es ist —?"

„Ein feister Zehnender, zart wie ein Lamm vom gräflichen Gebiet."

„Ströbke, Du alter Thunichtgut, ich trinke auf Deine Gesundheit. So verhilfst Du einem edlen, aber heruntergekommenen Sprößling derer von Hochbein zu seinem Eigenthum. Denn, wem gehört alles Land hier und alles Wild auf zwei Meilen im Umkreise? Unserer Familie. Und Ihr, auf diesem Grund und Boden aufgewachsen, seyd von Rechtswegen meine Vasallen und als solchen erlaube ich Euch, Jagd zu machen auf alle Arten Hochwild, Rothwild und Kleinwild, vom Sechszehnender bis zum Hasen, und vom Fasanen bis zum Rebhuhn, und ermahne Euch, mir den gebührenden Antheil nicht vorzuenthalten. Brave Vasallen, in diesem Becher schwört mir und dem gegenwärtigen biederen Stammhalter meines Geschlechtes Lehnpflicht und Unterthanentreue."

Die Gläser klirrten und vermischten ihren Klang mit den Ausrufen des Jubels, als Nepomuk auf der Schwelle erschien, eine Schüssel tragend, in welcher ein Hirschziemer einladend dampfte.

Die Augen strahlten, ihre Nasen schlürften den köstlichen Duft des Wildes und so sehr waren sie in die Erwartung des bevorstehenden Genusses versunken, daß sie die Entfernung des Buckligen nicht merkten. Dieser raunte leisflüsternd dem Mertens noch in's Ohr: „In einer Stunde!" dann verschwand er hinter dem Wirthshause und überließ die Gesellschaft ihrer fröhlichen Schwelgerei.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In der Umgegend von Noyon ist eine in ein gewisses Geheimniß gehüllte Geschichte vor sich gegangen, welche die öffentliche Neugier nicht wenig in Anspruch nimmt. Vor einigen Tagen hielt um 7 Uhr des Abends vor dem Hause einer Hebamme eine Equipage. Ein Herr steigt aus, nimmt den Dienst der Frau in Anspruch, begleitet sie in seinen Wagen und fährt mit verhängtem Zügel davon. Nach einer vierstündigen Fahrt, während welcher

die wunderlichsten Wendungen ausgeführt wurden, hielt der Wagen plötzlich an. Die Hebamme weiß nicht, wo sie ist, denn rings um sie her ist Alles dunkel. Nachdem sie eine Stiege hinaufgegangen und einen langen Gang durchschritten, wurde sie in ein Zimmer eingeführt, in welchem die verschleierte Frau lag, die ihre Dienste in Anspruch nahm. Als sie bemerkte, daß das Zimmer nicht das erforderliche Licht hatte, so erleuchtete sich das Zimmer nach und nach, ohne daß sie bemerkte, wo das Licht herkam. Die Hebamme forderte einen Arzt als Beistand. Man sagte ihr, daß man vollkommenes Vertrauen auf sie setze. Dann erklärte sie, daß sie die Operation nicht ohne Zeugen vornehmen wolle. Alsobald erschienen vier Mummen mit langen Bärten. Die Hebamme bemerkte jedoch, daß es verkleidete Frauen mit falschen Bärten waren. Nachdem sie ihr Geschäft beendigt, wurde sie wieder in den Wagen gebracht und nach einer vierstündigen Fahrt in ihrer Wohnung abgesetzt. Der Wagen verschwand plötzlich. Man hatte indessen, wahrscheinlich in der Eile, vergessen, der Hebamme das Honorar für ihre Dienste zu geben, und sie weiß nun nicht, von wem sie es fordern soll. Sie hat nun in diesem Betreff eine gerichtliche Klage anhängig gemacht.

Die österreichische Kreditanstalt für Handel und Gewerbe hat eine öffentliche Preisbewerbung für Pläne und Entwürfe zu dem von ihr beabsichtigten Bau des Anstalt-Gebäudes eröffnet. Die Pläne sind bis zum 15. Mai d. J. einzureichen; der vorzüglichste wird mit einer Prämie von 4000 fl., der nächstbeste mit 2000 fl. und der drittbeste mit 1000 fl. honorirt werden.

Nach dem fünften Jahresbericht über die katholische Mission in Central-Afrika wurde am 23. März 1855 durch Verlesung eines vicekönglichen Fermans auf dem Markt zu Chartum der Sklavenhandel verboten. Seit Ende des Jahres 1854 suchen italienische Missionäre eine Mission im blauen Fluß zu begründen. Sie sind unter die Auktorität des Provikars Dr. Knoblecher gestellt und die erste Versuchsreise zu diesem Zweck von Chartum bis Benisankol (9 bis 10 Grad n. Br.) unternahm D. Giovanni Beltrame aus dem Institut Mazza in Verona.

Ein Edelmann, der seinen Schulzen, um ihn zu foppen, an seine Tafel zog, ließ unter Anderem unvermerkt ein paar Hasenohren auf dessen Stuhl anheften. Der Schulze, es bemerkend, sah sich furchtsam um und geschwind wieder weg. „Nun, was gibt's? Schulze" rief der Edelmann. „Ich sah da so Etwas," sagte der Schulze, „ich glaubte wahrhaftig, Ew. Gnaden spuckten bei lebendigem Leibe."

Das Priesterthum von Gretna Green ist unwiderruflich aufgelöst. Alles ist vollbracht. Herr J. Murray, von der Zollschranke in Gretna, übte sein Amt zum letztenmal am Ende des Monats December und beschenkte bei dieser Gelegenheit das glückliche Ehepaar mit einer achttägigen Uhr, einem Käse und einer Flasche Whiskey. Er hat sein Vermögen gemacht und war bei guter Laune. Er hat die Absicht, sich fortan dem Ackerbau zu widmen. Herr Douglas, ein starker, stämmiger Mann und früher ein Bauer, nimmt den Spaten wieder und will graben wie vorher, und Herr Simon Laing, weiland ein Weber, gedenkt von seinem jetzt zu Grabe getragenen Handwerk zu seinem schnurrenden Schiffchen zurückzukehren. Sic transit gloria mundi!

Der Weltumsegler Förster sagte zu Friedrich dem Großen: „Sire, ich habe bereits 5 Könige gesehen, 3 wilde und 2 zahme, aber wie Ew. Majestät keinen!" Friedrich bemerkte gegen den Staatsrath Heinitz: „Förster ist ein grundgelehrter Mann, aber ein erzgrober Kerl."

Ein wachehaltender Pariser Polizei-Agent bemerkte vor einigen Tagen bei einbrechender Nacht ein verdächtig aussehendes Individuum und erkannte einen entlassenen Sträfling, einen berüchtigten Dieb. Der Agent folgte dem Kerl, der Paris verläßt, sich Menilmontant zuwendet und in ein halb eingefallenes Haus eintritt, welches früher den Arbeitern der längst verlassenen Gypsgruben zum Aufenthalt gedient hatte. Diese Ruine liegt inmitten eines großen hügeligen unbelaubten Terrains, welches, von jeder Wohnung entfernt, zum Abladen von Schmutz und Schutt dient. Der Polizei-Agent verbirgt sich und sieht nach und nach Männer und Frauen ankommen, welche fast alle Paquete tragen und in das alte Haus treten. Da er keines dieser Individuen wieder herauskommen sieht, schleicht sich der Agent näher und sieht durch einen Riß in der Mauer, daß das Innere beleuchtet ist. In der Mitte einer Art von Saals sah er Frauen, welche die Einen Feuer anzündeten, die Anderen Hammelskeule und Geflügel für den Bratspieß zurecht machten. Um einen Tisch saßen

die Männer beim Piquet. Der Polizei-Agent wußte nicht, was er von dieser „Reunion“ halten sollte, als er hörte, wie einer der Spieler in der Gaunersprache sagte: „Du hast'ne gute Nas gehabt, dieses Lumpennest zu finden, es ist prächtig zum Theilen und zum Nachessen für die Kameraden.“ Nun wußte der Polizist genug und machte dem Polizei-Commissär Meldung. Gegen Mitternacht wurde das Haus umzingelt, und Diebe und Diebinnen eingefangen. Das Nachtmahl war genossen, und die Polizei war so ungalant, die Schäferstündchen der Herren und Damen in unzartester Weise zu unterbrechen. Die Verhafteten sind Mitglieder einer anonymen Gesellschaft, welche den „Auslage-Diebstahl“ seit 1 Monat mit einem Erfolg betrieb, welcher den Theilnehmern die günstigste Dividende in Aussicht stellte. In dem alten Gebäude fand man eine ansehnliche Menge gestohlener Gegenstände.

Zweibrücken.

Sonntag, den 15. März 1857,
Nachmittags um halb 4 Uhr:

Aufführung klassischer Kirchen-Gesänge

in der

Alexanderskirche.

Erste Abtheilung.

(Aus dem 16. u. 17. Jahrhundert.)

1) **Lobgesang** für vierstimmigen Chor von Palestrina (1524—1594).

2) **Kirchenarie** von Alessandro Stradella, 1667 (1645—1678).

3) **Festlied** für sechsstimmigen Chor von Johann Eccard, 1598 (1553—1611).

4) **Terzett** für Alt, Tenor und Baß von Giacomo Carrissimi, (geb. um 1590, gest. um 1670).

5) **Lied** für fünfstimmigen Chor von Johann Rosenmüller, 1649 (gest. 1686).

Zweite Abtheilung.

(Aus dem 18. u. 19. Jahrhundert.)

1) **Choral.** Vierstimmiger Tonsatz von Joh. Seb. Bach, 1729 (1685—1750).

2) **Gebet** für vierstimmigen Chor von Demetrius Bortniansky (1752—1825).

3) **Wechselgesang** für 2 Sopranstimmen aus dem Oratorium „Messias“ von Georg Friedrich Händel, 1741 (1684—1759).

4) **Der 2. Psalm** für achtstimmigen Chor von Felix Mendelssohn-Bartholdy (1809—1847).

Da die Aufführung einen kirchlich erbaulichen Charakter hat, so steht der Besuch der Kirche Jedermann frei.

☞ Die beim Ausgange aus der Kirche fallenden freiwilligen Liebesgaben sind zum Besten des evangelischen Kirchengesangvereines und zu wohlthätigen Zwecken bestimmt.

Die Texte zu den Gesängen können beim Eingange in die Kirche in Empfang genommen werden.

Palindrom.

Lies vorwärts; dann erzeuge ich,
Was des Menschen Herz erfreut;
Lies rückwärts; zu erlegen mich
Wird oft keine Müh' gescheut.

Auflösung des Räthsels in № 31:

Ein verlorner Herz-sans-prendre.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 33. Dienstag, 17. März 1857.

An meine Mutter.

Gelobt sey der Herr, daß ich deine Hand
Mit heißen Thränen darf näßen —
Ich habe Dich wieder, o Mutterherz,
Und nun will ich Alles vergessen.

Die Jugend ging hin und die Freundschaft mit,
Die Liebe vergaß das Lieben —
O Mutter, von Allem, was ich besaß,
Bist du, nur du mir geblieben.

Du hast dein Wohl, dein Hoffen, dein Weh
Mit dem deines Kindes geeinet,
Du hast — da mir nicht zu helfen war,
Gebetet für mich und geweinet.

Du hast dich in meiner Freude gefreut,
Und die Wunden, die mir geschlagen,
Du hast sie alle gleich mir gefühlt,
Doch ohne gleich mir zu klagen! —

— Vergib mir, o Herr, daß ich so oft
Vergiftet habe ihr Leben,
Vergib, daß sie es getragen hat,
Vergib, daß sie es vergeben!

Sieh', Mutter, nach manchem langen Jahr
Kehr' ich dir wieder auf's Neue,
Nur deines von allen Herzen ich fand
Von der alten Liebe und Treue.

Und weinend leg' ich mein müdes Haupt
An diesem Herzen nieder,
Und was mir draußen verloren ging,
Hier find' ich alles wieder.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Moses schlug einen Weg ein, der in die Nähe der Ruine führte und am felsigen Ufer eines Waldbaches rauh und schmal dahinlief. Der Mond war aufgegangen und warf durch leichte Wolkenschleier jenes zauberhafte Licht, das den Gegenständen einen träumerischen Glanz verleiht und sie mehr als schattenhafte Gebilde unserer Phantasie, denn als wirkliche Gestalten erscheinen läßt. Zu beiden Seiten des Baches wuchs niederes Gesträuch, das allmälig höher wurde und sich endlich in den dunklen Gruppen alter Eichen und Buchen verlor. Der Wind und der Wald schwieg, nur die Wellen plauderten und rauschten und glitzerten hie und da silberfunkelnd aus der Tiefe hervor.

Moses war nicht unempfänglich für Natureindrücke. Der Wald war der Gespiele seiner Jugend, war stets der Vertraute seiner Freuden und seiner Klagen gewesen. In seinem Schatten war er aus der Hütte seiner Mutter, einer alten Bettlerin, die ihn mit leidenschaftlicher Zärtlichkeit liebte, gelaufen. Hier hatte er sich einen Baum ausgesucht, krumm, verwachsen, knorrig und mißgestaltet, unter ihm ein Mooslager sich aufgeschüttet und dann geträumt; — geträumt von weißen Engeln mit Blumen in den Händen und Locken, die zu ihm niederschwebten, die ihn anlächelten, die ihm ihre kleinen zarten Händchen reichten — geträumt von wohlthätigen Feen, die ihn zum Bade in den Zauberquell führten, der alle Häßlichkeit tilgt und aus seinen Wellen Jedermann schön und glänzend hervorgehen läßt — geträumt von einer herrlichen Welt, reich an Freude und Liebe, an Pracht und Wunder, und dann war er, noch glühend von seinen Einbildungen, nach Hause in die dunkle Hütte seiner Mutter gegangen,

wo Schmutz und Lumpen, Elend und Entbehrung ihn grinsend aus seinen Träumen weckten und wo er nur eine lichte Wirklichkeit traf: die Liebe seiner Mutter.

Dieser schmerzhafte Gegensatz übte auf seine geistige Entwicklung einen bleibenden Einfluß. Er lernte früh nachdenken und es wuchs in ihm seinen Altersgenossen gegenüber ein geheimer Stolz, der keinen Hohn, zu welchem seine traurige Gestalt leicht Anlaß bot, duldete und der sich allen bald furchtbar machte. Indeß hielt dieser Stolz ihn keineswegs ab, sich dem Gewerbe seiner Mutter zu widmen und, als sie krank wurde, — er war damals etwa zwölf Jahre alt, — sie durch den Ertrag seiner auf das allgemeine Mitleiden gerichteten Industrie zu erhalten.

Er entwickelte hierbei eine solche Kunst, daß die Alte ordentlich ihre letzten Tage in einer Art von Wohlseyn verbrachte. Alle Bemühungen ihres Sohnes konnten jedoch den Tod nicht von ihr entfernen, der nach ihrem Herzen griff, in welchem von allen Lebensstrahlen nur ein matter Schimmer, die Mutterliebe, dämmerte und seit Jahren gedämmert hatte. Sie starb und Moses war mit der Leiche allein.

Lange hielt er ihren Tod für Schlummer; da aber keine Regung, kein Athemzug die traurigen Ueberreste seiner Erzeugerin bewegte, so bahnte sich endlich die furchtbare Ueberzeugung Zugang zu seiner Brust, daß er nun allein sey, daß das einzige lebende Wesen, welches immer zärtlich ihn angeblickt, immer ein freundliches Wort für ihn in Bereitschaft gehabt, nun hinunter müsse in die kalte Erde, hinunter, um dort ungesehen zu vermodern und einige Reste verwitterter Knochen zurück zu lassen, wie er sie manchmal auf dem Kirchhofe angetroffen, wenn er dem Todtengräber bei seiner düsteren Beschäftigung half.

Zwei Wilddiebe, Ströbke und Mertens, die er vor einiger Zeit kennen gelernt, auf ihren Zügen von Zeit zu Zeit begleitet und denen er manchen guten Dienst durch seine List, Gewandtheit und die Art, sich zu verstellen und einfältig zu scheinen, geleistet hatte, trafen ihn in der Hütte, als er dumpfwimmernd neben der Hingeschiedenen saß.

Sie holten den Schulmeister des Städtchens, der wegen seiner Menschenfreundlichkeit bei allen Hilflosen und Armen bekannt war. Dieser ordnete die Bestattung an und nahm den armen Moses auf einige Zeit in sein Haus, damit der unaussprechliche Kummer, der das Herz des Verwaisten und Verwahrlosten erfüllte, nicht sich selbst überlassen bliebe, sondern im Anblicke theilnehmender Gesichter und tröstender Freundlichkeit einige Linderung fände.

Im Hause des Lehrers war ein kleines, dreizehnjähriges Mädchen. Als Moses sie sah, glaubte er einen jener weißen Engel zu erblicken, die im Walde aus dem blauen Himmel herab zu ihm niedergestiegen waren, und dieser Engel blickte ihn lächelnd und fröhlich an und drückte ihm die Hand und lehrte ihn Kinderspiele und Heiterkeit, wie er beides nie gekannt. Und er brauchte sich nicht mehr von seinem Engel zu trennen, denn der Schulmeister wollte ihn bei sich aufnehmen, wollte die Seele in diesem verwahrlosten Körper mit dem Lichte der Erkenntniß erleuchten. Hier stieß er auf mehr, als er geahnt, auf einen Diamant in der rohesten Schlacke, auf leidenschaftlichen Wissensdurst, eisernen Fleiß, durchdringenden Verstand und ein riesiges Gedächtniß.

Wie eilende, wechselnde Wolkenbilder zogen alle jene Scenen der Vergangenheit durch die Seele des Zwerges, während er langsam an dem rauhen Ufer hinging.

Ja, es hatte sogar eine Zeit für ihn gegeben, — jene Zeit flammender Begeisterung, geweckt durch das wunderbar plötzliche Spiel aller Seelenkräfte, wo die umgebende Welt ihm in freundlichem Lichte erschien und er an ein hohes Zukunftsglück glaubte, wo er in vollen Zügen den rauschenden Becher der Poesie und der Erkenntniß trank und wo alles um ihn eine geistige, idealere Färbung annahm.

Damals, wie oft war er an der Seite Antoniens denselben Pfad voll sinnender Entzückungen gewandelt. Wie melodisch hatte der Bach ihn umrauscht, der Wald ihn umsäuselt und durch alle Harmonien der Natur hindurch wie süß, wie zauberhaft war die Silberstimme des lieblichen Kindes an sein bewegtes Herz gedrungen!

Ach, daß jene Tage unvergänglich geblieben wären, daß nicht die nimmerruhende Zeit dem schönen Jugendtraum Blatt auf Blatt abgestreift hätte! Anklagend erhob er Haupt und Hände zum sternfunkelnden Nachthimmel empor; da sah er die Gestalt eines Mannes aus dem Walde her auf sich zukommen.

Wie bebte er zusammen, da er in dem Nahenden Niemand anders als Adalbert erkannte; er wußte nicht, sollte er fliehen oder bleiben. Aber so bei dem ersten Zusammentreffen mit einem furchtbaren Nebenbuhler fliehen, welche Schmach! Er beschloß, der Begegnung nicht auszuweichen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die größte Uhr in der Welt ist die im neuen Westminsterpalast zu London mit einem Zifferblatte von 22 Fuß 6 Zoll im Durchmesser, von Gußeisen, aber mit einem halbdurchsichtigen, dunklen Glas angefüllt, welches des Nachts transparent erleuchtet wird. Die Zeiger sind von vergoldetem dünnem Kupfer. Der Minutenzeiger braucht, um die Schwere, Länge, Geschwindigkeit des Ganges und Einwirkung des Windes zu überwinden, 24mal mehr Triebkraft als der Stundenzeiger. Um diesen Einwirkungen und andern zu begegnen, mußte ein sogenanntes Remontoirwerk angebracht werden, wodurch es zugleich möglich ward, den Minutenzeiger in unten sichtbaren Sprüngen (7 Zoll nach jeder halben Minute) circuliren zu lassen. Der Hammer zum Schlagen wog 4 Centner, mußte aber dreimal so schwer gemacht werden und einen Fuß Hebung bekommen, um seine Schuldigkeit zu thun. Der gewöhnliche Gang der Uhr kann durch einen Mechanismus beliebig zum Stillstand gebracht werden. Das Aufziehen, auf je 8 Tage, kostet jedesmal zwei Stunden Zeit. Das Zifferblatt ist vierfach, an jeder Seite des Thurmes, und kann bei hellem Wetter ziemlich eine englische Meile weit gesehen werden. Die Sprünge des Minutenzeigers sind von unten deutlich zu unterscheiden.

Bekanntlich ist das Ende der Welt in Paris eine Tagesfrage und mehr als eine furchtsame Seele ist durch diese bedrohliche Prophezeiung in großen Schrecken gejagt. Es ist dies nicht das erste Mal, daß man uns das jüngste Gericht als nahe bevorstehend angekündigt; es war schon die Rede davon im Jahre 1840, bei welcher Gelegenheit Arago den gelehrten Ampère mystifizirte, wie man uns heute mystifizirt, nur machte er weniger Umstände dabei. Eines Tages ladet Arago seinen Kollegen Ampère, der, wie man weiß, unglaublich zerstreut war, zum Mittagessen ein. Dieser findet sich ganz gegen seine Gewohnheit zur rechten Zeit im Salon ein mit den übrigen Tischgenossen. Arago nimmt ihn bei Seite. „Ich habe Dir," sagte er ihm, „eine gute Nachricht zu melden; wir haben zum Essen eine Dame, welche aus Amerika kommt und die in den exakten Wissenschaften, sowie in der Astronomie Dir und mir die Waage halten kann." „„Nicht möglich!"" — „Wahrhaftig! sie hat mich in Erstaunen versetzt. Sie beweist unwiderleglich, daß das Ende der Welt nahe ist." „„Welcher Unsinn!"" „Du wirst sehen, sie hat mich untergekriegt. Ich wußte nicht, was ich antworten sollte; sie wird Dich in Verlegenheit setzen, ganz sicher. Ich habe geglaubt, Dir ein Vergnügen zu bereiten, wenn ich sie bei Tische an Deiner Seite Platz nehmen ließ." „„Ich danke Dir, ich werde schon sehen was sie weiß; aber wo ist sie denn?"" „Wir werden sie im Eßsaal finden." Das Mittagessen ward aufgetragen. Ampère setzt sich an den für ihn bestimmten Platz und neben ihm bleibt ein Stuhl leer. Arago setzt sich einen Damenhut auf und hängt sich einen Shawl um; mit dieser einzigen Verkleidung ausstaffirt tritt er in den Eßsaal und nimmt Platz neben Ampère, der sich erhebt und einen ehrerbietigen Diener macht. Die hohe Gestalt Aragos, seine breiten Schultern, sein gebräuntes Gesicht, das von einem dichten schwarzen Backenbart beschattet ist, Ampère sieht Nichts von all dem. Es entspinnt sich sehr bald eine Unterhaltung über die transcendensten Fragen der Mathematik und Astronomie. Arago setzt seine These vom Ende der Welt auseinander und vertheidigt sie. Ampère, aus Galanterie, schont seine Gegnerin im Anfange; da er aber auf einen unerwarteten Widerstand stößt, wird er eifrig und hält seine Ansichten mit äußerster Lebhaftigkeit aufrecht. Alle Tischgenossen wollten vor Lachen bersten. Ampère, ganz in seine Diskussion vertieft, hörte Nichts und vergaß zu essen. Als das Diner vorüber war, verschwand die amerikanische Dame und Ampère fand Arago wieder im Salon, dessen Abwesenheit er bei Tische nicht bemerkt hatte. „„Die Dame ist verzweifelt stark,"" sagte er seinem Kollegen. „Ich habe Dir es gleich gesagt," erwiederte Arago. „„Aber sie ist halsstarrig wie ein Maulthier. Sie hält ihre Ansichten mit eigensinniger Hartnäckigkeit aufrecht. Ich habe sie ein bischen lebhaft bekämpft. Wo ist sie, daß ich sie um Entschuldigung bitte."" „Sie ist eben nach der Oper gefahren; sie ist eben so große Musikerin, wie ausgezeichnete Gelehrte." „„Ich werde sie wieder finden und ihr beweisen, daß sie Unrecht hat. Stelle Dir vor, sie behauptete..."" „Danke schön mein Lieber, hier kommt der Kaffee." „Hast Du bemerkt, daß die Frauen, welche sich mit Wissenschaften abgeben, in den Gesichtszügen, in den Stimmen etwas Männliches haben?" „Ja wohl, das ist wahr, Sie muß sehr schön gewesen seyn, diese Frau?"" „Sehr schön!" „„Aber sie hat Unrecht und ich werde ihr beweisen, daß..."" Ampère starb, ohne jemals über diese Mystifikation aufgeklärt zu seyn.

Es gibt äußerst sonderbare natürliche Antipathien. Eine sehr elegant gekleidete Dame trat eines Abends mit ihrem Bruder, Kavallerie-Offizier, bei einem der Restaurants des Palais-Royal zu Paris ein. Während der ersten Viertelstunde des Mahles war sie munter und bei gutem Appetit, plötzlich sinkt sie auf ihren Stuhl zurück; Alles eilt ihr zu Hilfe . . . sie war ohnmächtig! Ihr Bruder hält ihr ein Riechfläschchen unter das Gesicht und erzählt den Umstehenden, daß seine Schwester nicht nur beim Anblick, sondern schon beim Geruch eines gesottenen Krebses in Ohnmacht sinke. In der That hatte man einem der Gäste eben ein Gericht Krebse gebracht! Dergleichen Eigenthümlichkeiten enthält die Geschichte mehrere. Ein Gouverneur von Martinique wurde beim Anblick von Karpfen von Zuckungen befallen; Erasmus hatte eine solche Abneigung gegen Fische, daß schon deren Geruch ihm Fieber zuzog. Ambroise Paré erzählt, daß eine sehr angesehene Person keinen Aal sehen konnte, ohne in Ohnmacht zu fallen. Joseph Scaliger trank nie Milch. Der berühmte Mathematiker Carden verabscheute die Eier. Julius Cäsar ebenso die Kresse. Ladislaus Jagellan, König von Polen, haßte die Aepfel und wenn man Du-Chesne, den Geheimschreiber Franz I. an einen solchen riechen ließ, stürzte ihm ein Blutstrom aus der Nase. Heinrich III. konnte in keinem Zimmer bleiben, wo eine Katze war; der Marschall Herzog von Schomberg, Gouverneur von Languedoc, hatte die gleiche Abneigung. Einem Rath des Parlaments von Bordeaux jagte der Anblick eines Igels einen so gewaltigen Schrecken ein, daß er mehrere Jahre lang wähnte, dieses Thier fresse seine Eingeweide. Der Philosoph Chrysippe hatte einen solchen Widerwillen gegen Verbeugungen, daß er umfiel, wenn er gegrüßt wurde. Ein sonst sehr tapferer Edelmann konnte es nicht über sich gewinnen, mit dem Degen in der Hand einer Maus entgegen zu treten. Das Grauen des berühmten Herzogs von Friedland beim Krähen eines Hahns ist allbekannt und ein gewisser Don Juan Bal, Ritter von Alcantaria, verfiel in Krämpfe, wenn er das Wort „lana" aussprechen hörte, obwohl sein eigenes Kleid von Wolle war.

[Eine Pariser Gerichtsscene, ein Bücherliebhaber.] Welchen Gebrauch wollte Vauchoir von dem Buche machen, das er einem Antiquar auf dem Quai stahl? Er ist durchaus in der Lage des Kahlköpfigen, der einen Kamm, oder des Hahns, der eine Perle findet. — Doch wir wollen hören, was er zu seiner Entschuldigung vorbringt. Der Präsident: Sie haben ein Buch entwendet, „die bürgerliche Köchin?" — Vauchoir: Ich will nicht Vauchoir heißen, wenn ich es nehmen wollte. — Präsident: Aber Sie nahmen es doch mit? — Vauchoir: Ja, aber ich glaubte es bezahlt zu haben; ich las es und so . . . Sie wissen . . . im Lesen geht man weg, ohne Acht zu geben. — Präsident: Mit was hätten Sie bezahlt haben können? Sie hatten keinen Centime in der Tasche. — Vauchoir: Ich glaubte Geld bei mir zu haben, ich hatte es zu nehmen vergessen. — Präsident: Zu nehmen? wo denn? in den Taschen der Vorübergehenden etwa? Zu Hause hatten Sie keines. — Vauchoir: Ich meinte, ich hätte noch. — Präsident: Sie arbeiten ja nicht. — Vauchoir: Doch, wenn ich Arbeit habe, aber seit 3 oder 4 Monaten habe ich keine. — Präsident: Welches Handwerk haben Sie? — Vauchoir: Ich bin Sparbüchsenfabrikant. — Präs.: Für sich selbst brauchen Sie keine; wie es scheint, geben Sie Ihr Geld den Weinschenken aufzuheben. Als Sie verhaftet wurden, waren Sie betrunken. — Vauchoir: Das ist's gerade, was an meiner Zerstreutheit schuld ist; wenn man ohne Arbeit und Brod ist, muß man sich wohl mit etwas Wein erhalten. — Präs.: Sie sind ohne Brod und wollten die „bürgerliche Köchin" kaufen? — Vauchoir: Ich versichere Sie, daß es für mich war. — Präs.: Nochmals, wenn man ohne Brod ist, kauft man die „bürgerliche Köchin" nicht. — Vauchoir: Hören Sie, ich gestehe, ich sehe etwas auf gute Kost und wenn ich bei Kasse bin, so siede und brate ich bei mir zu Haus und mache mir meine Leibgerichte. — Einstweilen wird Vauchoir verurtheilt, 4 Monate lang die gute Kost Mazas zu speisen.

*Räthsel.

Man fürchtet mich gleich jenem Drachen,
Der sollt die Welt zunichte machen;
Stets ängstlich fliehet man mich nah'n,
Doch sicher geh' ich meine Bahn.
Wenn du das Herz verdoppelst mir,
So ruf' ich dir und ihm und ihr.

Auflösung des Palindroms in № 32:
Rebe — Eber.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 34. Freitag, 20. März 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Adalbert war leichten Fußes und mit einer Brust voll angenehmen Empfindungen von dem Hüttchen Antoniens durch den Wald geeilt, um seine Ruine aufzusuchen und hier von seinen heutigen Erlebnissen zu träumen. War es nicht eine gute Vorbedeutung für seinen Aufenthalt in dieser Abgeschlossenheit, daß gleich beim ersten Ausgange ihm eine so ideale Erscheinung wie Antonie und daneben ihr reizendes Zwillingsgeschwisterpärchen entgegentrat?

Er sagte sich, daß ihn nur das Anmuthige der Form, das Sinnvolle, Liebliche, Heitere im ganzen Wesen des Mädchens anziehe, daß seine Bewunderung begeistert seyn, aber ungeschränkt bleiben solle, wie jene, die ein Kunstwerk erregt. Warum auch von einem reizenden, verhüllten Bilde den Schleier lösen, durch den das Ganze so duftig, so wie in zarte Ferne gerückt erschien? Hätte er nicht vom Becher des Lebens, vom Nektar der Liebe genugsam gekostet?

Wenn er sein früheres stürmisches, nach Genuß jagendes, im Genuß unbefriedigtes Daseyn durchlief, so überkam ihn eine Art unheimlicher Stimmung. Verglich er jene lärmende, bunte, große Welt mit der zierlichen, frühlingsfrischen Hütte Antoniens und sich mit ihr, so hatte er die Empfindung des Kontrastes, die zwischen einem staubigen, flitternden, lauten Markt und zwischen einer stillen, mildsonnigen Kapelle, wie zwischen einem in Wahn und irren Verstrickung befangenen Sünder und einem keusch blickenden heiligen Muttergottesbilde. Aber das Bild lebte und lächelte ihm zu und die schwüle, von schweren Gedanken und wilden Erinnerungen bewegte Luft, die seine brennende Stirne und sein in widerstreitenden Empfindungen klopfendes Herz umwogte, ward kühl und rein unter diesem Lächeln.

Und wie lieblich neben der lieblichen Schwester waren die Engelsköpfchen! Wie vertraulich hatten sie, gleich ihr, den Fremden umhüpft! Immer hatte er Kinder geliebt, nie glaubte er reizendere gesehen zu haben. Machte sie nicht schon die Laune der Natur bemerkenswerth, die eine schöne Form hier im Leben doppelt dem erstaunten Auge entgegenführte?

Auch den Zwerg hatte er, wiewohl nur kurze Zeit, gesehen, da dieser gleich nach Adalberts Eintritt in den Garten und den ersten Begrüßungen und kleinen Höflichkeiten, die sein unberufenes Erscheinen entschuldigen sollten, sich entfernte. Welch seltsamer, fast unheimlicher Kontrast, den dieses Bild gegenüber den anderen so freundlichen erregte! Antonie hatte mit der natürlichsten Offenheit ihre Lebensgeschichte erzählt. So einfach waren alle Erlebnisse und doch so anziehend in ihrer Einfachheit! Jung, wie sie war, hatte sich schon eine reichliche Fülle irdischen Grames über ihr zartes Haupt ergossen. Der Tod ihrer sanften Mutter, gleich nach der Geburt der Zwillinge, — das langsame Hinsiechen des Vaters an einem Herzübel, seine endliche Auflösung, die Verlassenheit, in der die drei Waisen sich befanden, — o alle diese im Laufe der Dinge so natürlichen und in der Geschichte der Familien so häufigen Ereignisse, sie mußten das empfindungsvolle Herz des jungen Mädchens, die der Schmerz um die Todten und die Sorge um die Lebenden gleich sehr bedrängte, tief ergriffen, früh gereift und geläutert haben.

Nun wuchs bereits das Gras über den Gräbern der Dahingeschiedenen und der heiße Kummer hatte sich in die milde Wehmuth der Erinnerung verwandelt. Die alten Stämme waren dahin gesunken und drei jugendliche Bäumchen sproßten an ihrer Stelle fröhlich und frisch in die schimmernde

Lenzluft auf. Adalbert wünschte allen Segen des Himmels auf sie herab und versprach sich einen reichen Schatz angenehmer Erfahrungen und Empfindungen davon, wenn er in zartester Weise von den Mitteln, die ihm zu Gebote standen, sey es zum Vergnügen, sey es zum Nutzen seiner neuen Bekannten Gebrauch machen würde.

Solcherlei Betrachtungen waren es, die ihn auf seinem Wege von Antoniens Wohnung her begleiteten und ihn noch erfüllten, als die Erscheinung des Buckligen mitten auf dem Wege vor ihm ihn seinen Gedanken entriß.

Die Miene des Zwerges war so finster, drohend und wild, daß Adalbert einen Schritt zurücktrat und ihn einen Augenblick schweigend betrachtete, um sich zu vergewissern, ob er ein Wesen von Fleisch und Blut vor sich habe und ob die Absichten dieses Wesens friedlicher Art seyen.

„Wie?“ rief er endlich, „Sie sind es, Moses? Es freut mich in Wahrheit, Ihnen noch heute zu begegnen, denn Ihre Freundin Antonie hat mir so viel Schönes über Sie gesagt, daß ich Ihre eilige Entfernung sehr bedauerte und daß ich herzlich wünsche, Ihre Bekanntschaft zu machen.“

Die Furchen auf der Stirne des Zwerges wurden noch tiefer. Er antwortete nicht.

„Fehlt Ihnen etwas?“ fragte Adalbert, besorgt über den Ausdruck, der sich in Moses' Zügen kund gab.

Dieser schüttelte verneinend den Kopf; es gelang ihm, sich einigermaßen selbst zu beherrschen und den Orkan von Haß, brennender Eifersucht und wilder Pein zurück zu drängen, der in seinem Inneren tobte und über seine Lippen stürmen wollte.

„Wohl, lassen Sie uns ein wenig plaudern,“ fuhr Adalbert fort. „Die Nacht ist schön, der Ort romantisch und ich bin zum Schwatzen aufgelegt. Sie sind also, wie Antonie erzählte, ein Gelehrter, namentlich ein eifriger Naturforscher?“

„Die Antwort liegt in Ihrer Frage.“

„Wie so? Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich bin Beides, das heißt so weit ich es und so weit ich es hier seyn kann und das war auch wohl Ihre Meinung vor Ihrer Frage.“

„Je nun, ich gestehe allerdings, daß für viele Zweige der Wissenschaft die Abgelegenheit dieses Ortes nicht eben vortheilhaft seyn kann. Vielleicht wird bei längerer Bekanntschaft mit Ihnen es mir möglich werden, Ihnen die Mittel an die Hand zu geben, durch die Sie sich in Ihren Lieblingswissenschaften vervollkommnen können.“

„Ich bin vollkommen genug darin, auch mit hinlänglichen Mitteln versehen, um das zu erreichen, was ich wünsche, und in Anbetracht der längeren Bekanntschaft, so liegt sie so wenig in meinem Verlangen, daß ich hoffe, dieses Zusammentreffen wird unser letztes seyn.“

Der Zwerg sprach diese Worte und namentlich die letzten mit einer stolzen Entschiedenheit aus.

„Und warum dies, wenn ich fragen darf? Es lag doch sicherlich in meinen Aeußerungen nichts Verletzendes für Sie.“

„Warum?“ sagte Moses, indem sein Blick funkelnd und stechend auf seinen Gegner fiel.

„Warum?“ wiederholte er dumpf.

„Ja, ich möchte Ihre Gründe hören.“

„So hören Sie!“ und er sprach langsam in einem Tone, der bald scharf wie der Haß und rauh wie die Wuth, bald düster wie die Klage und trostlos wie die Verzweiflung klang: „Wir stehen unter demselben Himmel, auf derselben Erde, athmen dieselbe Luft, sprechen dieselbe Sprache; dieselben Atome bilden das verschlungene Nervengeflecht, mit dem wir denken und fühlen; dasselbe Ende erwartet uns, die endlos öde Nacht. Aber ehe sie nicht hereingebrochen ist, ehe nicht unsere Schatten in der wesenlosen Leere ununterschieden neben einander schlummern, eher mögen diese wandelnden Bilder unseres Ich nicht gegen einander übertreten; denn wir sind zwei Verkörperungen eines Doppelschicksals, ewig entgegengesetzt, wie die Nacht dem Tage, der Frost dem Feuer, die Liebe dem Haß, der Jubel dem Gram.

„Aus meiner Gestalt stiert grell die Regellosigkeit der Unbildung, aus der Deinigen blickt das Ebenmaß der schönen Form. Mein Geist brütet in sich und das Gebiet des Bewußtseyns, über dem er schwebt, ist ein düsteres Chaos von Abgründen, Klippen und Wüsteneien; der Deinige hebt sich leicht und stolz und glänzt heiter wie die Sonne über Traumpalästen der Erinnerung, über lachenden Fluren, wo der Gegenwart goldene Frucht reift, oder versenkt sich in rosige Zukunftsdämmerung.

„Ich bin ein Gegenstand des Mitleides, Du mir des Neides.

„Was ich stets vergebens ersehen, Du hast's.

„Was ich stets fruchtlos beklage, Dir fehlt's.

„Warum also eine Gemeinschaft zwischen uns?

„Es kann nur die Gemeinschaft des Hasses seyn und sie wird es seyn. Denn ein Gegenstand führt unsere so verschieden empfindenden Herzen zu demselben Schlage; eine Blüthe führt Blicke, die sich nach zwei entgegengesetzten Polen richten, auf denselben Punkt zusammen. Du hast Antonie einmal gesehen, ihr Bild wird immer in Deiner Seele bleiben;

„Ich habe ihr Bild immer vor Augen gehabt, wie könnte ich es einmal vergessen?

„Wehe mir, daß ich sie liebe!"

„Wehe Dir, wenn sie Dich liebt, wenn Du sie liebst!"

Ehe Adalbert von seinem Erstaunen über diese ganz unerwartete Eröffnung sich erholen konnte, war der Zwerg in den Büschen verschwunden, nachdem er noch drohend seine langen Arme geschüttelt und in seinem Gesichte, so wie im Beben seines mißgestalteten Körpers die unbändige Gluth der Leidenschaft zu erkennen gegeben, die ihn beherrschte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In einem Dorfe nahe an Konin hat sich, wie von Reisenden aus Posen erzählt wird, in der vorigen Woche folgendes schauderhafte Ereigniß zugetragen. Zwei russische Militärs, Eingeborne jenes Dorfes und im Jahre 1832 zum Heere ausgehoben, waren, nachdem sie die 25jährige Dienstzeit vollendet und in den letzten Jahren noch die Feldzüge in der Türkei und der Krim mitgemacht hatten, aus dem Heere entlassen und in die Heimath zurückgekehrt. Sie hatten ihren Geburtsort glücklich erreicht und sich hier zunächst in die Schenke begeben, um daselbst über ihre Eltern und Verwandten, von denen sie während ihrer Abwesenheit nichts mehr gehört hatten, Erkundigungen einzuziehen. Während nun dem Einen berichtet wurde, seine Eltern seyen bereits längere Zeit verstorben, erfuhr der Andere dagegen, daß seine Eltern beide noch am Leben und gesund, gar nicht weit von der Schenke ihre Wohnung hätten. Er begab sich nach derselben, als es längst Abend geworden, und bat dort dringend um Einlaß und Nachtlager, vorgebend, daß ihm sehr viel daran läge, in der Schenke nicht zu übernachten. Die beiden Alten wiesen ihn barsch ab; der Fremde bat indeß immer dringender, nahm endlich einen Beutel mit dreißig Silberrubel heraus, indem er bat, ihm wenigstens dieses Geld, sein einziges Ersparniß, über Nacht aufzubewahren. Er selbst, meinte er, würde schon sehen, wo er bliebe, und sich am andern Morgen das Geld wieder abholen. Kaum aber hatten die Alten das Geld gesehen, als sie plötzlich anderen Sinnes wurden. Sie boten dem Fremden nicht blos Nachtquartier, sondern auch Essen und Trinken an; doch dieser lehnte Letzteres ab und warf sich sofort aufs Lager und verfiel, von Anstrengungen ermüdet, bald darauf in tiefen Schlaf. Durch das Geld geblendet, beschlossen die Alten, den Schlafenden zu tödten. Der Mann sollte die entsetzliche That ausführen und, von seiner Frau aufs dringendste hierzu angetrieben, stand er schon an dem Lager des Fremden, die Mordwaffe in den Händen. Doch er zauderte, tritt zurück und meint, es fehle ihm an Muth. Die Alte heißt ihn darauf in die nahe Schenke zu gehen, um sich dort durch Branntwein zu encouragiren. Er geht, findet in der Schenke noch große Gesellschaft, und wird von derselben mit großem Jubel empfangen und zum Trinken eingeladen. In das größte Erstaunen mußte ihn aber setzen, als er sich plötzlich fragen hörte, ob er sich über seinen Gast nicht sehr gefreut, was dieser ihm mitgebracht, was die Alte zu demselben gesagt ꝛc. Wie aber jetzt der noch anwesende russische Soldat hervortritt und an ihn geradezu die Frage richtet: „Habt Ihr Euern Sohn auch wieder erkannt?" da wird der Angeredete leichenblaß, fängt am ganzen Leibe zu zittern an, und stürzt aus dem Zimmer. Mit einigen Sätzen hat er seine Wohnung erreicht, und findet seinen Sohn — als Leiche. Die Mutter war seine Mörderin geworden. Am andern Morgen ward sie an einem Baume hinterm Hause erhängt gefunden.

In einem Hofe zu Paris wurde kürzlich ein fremder Kanarienvogel bemerkt und eingefangen. Derselbe trug um den Hals eine kleine Rolle von Papier. Als man dieselbe eröffnete, fand man folgende rührende Zeilen von einer Mädchenhand: „Arm, krank, ohne Arbeit, ohne jeden Ausweg weiß ich nicht, was aus mir werden soll. Ich bin zwanzig Jahre alt und will nicht mein Leben auf Kosten meiner Ehre fristen. Mein Entschluß steht fest, noch heute Abend werde ich ihn ausführen. Mein einziger Freund auf der Welt ist dieser kleine Vogel, dem ich die Freiheit gebe. Ich bitte, ihn zu pflegen und mit Liebe zu behandeln. Er singt so schön, der gute Kleine. Dank im Voraus Dank. Marie."

(Ein Schwabenstücklein in Frankreich.) Die „Emancipation" von Cambrai erzählt, daß der Präfekt des Ile- und Vilaine-Departements vor Kurzem den Maire Vitré verständigte, daß er die Conscribirten des Ortes zu besichtigen gedenke und ihm die Weisung ertheilte, dieselben am nächsten Sonntage auf dem Platze des Ortes drei Mann hoch aufzustellen. Der Präfekt war nicht wenig erstaunt, bei seiner Ankunft die jungen Leute, je

Einer auf dem Rücken des Andern hockend, in einer Reihe aufgestellt zu treffen. Er wendete sich fragend an den Maire, und dieser beeilte sich zu seiner Entschuldigung zu versichern: „Herr Präfekt, wir haben uns alle erdenkliche Mühe gegeben, doch mehr vermögen wir nicht zu leisten; drei Mann hoch geht mit dem besten Willen nicht.“

(Lieblingsgerichte großer Männer.) Jede Kleinigkeit, die einen großen Mann charakterisirt, dünkt dem kleinen Manne groß. Alles wird nachgeahmt und der kleine Mann denkt sich dabei groß zu seyn. Was machte nur des großen Napoleons kleiner Hut und des Fritz lederne Tabaksweste für Aufsehen in der kleinen Welt. — Karl der Große liebte vor Allem gebratenes Fleisch, besonders Wildpret, Torquato Tasso Süßigkeiten — Marzipan, eingemachte Früchte, selbst Salat aß er mit Zucker. Luther trank gern Torgauer Bier und Rheinwein. Melanchthon aß Gerstensuppe so gern, daß er auf der Hochschule Tübingen um eine Portion sein Fleisch vertauschte. Henri IV. war ein unmäßiger Austern- und Melonenfresser. Carl XII. von Schweden zog Butterbrod jedem Leckerbissen vor. Friedrich der Große und Voltaire waren unersättliche Kaffeebasen. Crebillon der Jüngere war ein Virtuos im Eierfressen. Lessing liebte sehr eine Linsensuppe, Klopstock leidenschaftlich die Weintrauben, dann Lachs, Pasteten, Pöckelfleisch. Kant schmeckte am Besten Linsenbrei mit Schweinenspeck, weiße Bohnen mit Schweinenknöchel. Schiller aß gern Schinken. Wieland naschte gern Kuchen und Backwerk; hatte seine Frau ihm Etwas aufgehoben, so war er im Stande, Nachts aufzustehen, um es noch zu verzehren. Matthison liebte Erbsensuppe, Sauerkraut und Griebenwurst untereinander am meisten.

Sich der huldvollen Theilnahme der Könige Max und Ludwig von Bayern, sowie vieler Platenfreunde erfreuend, ist die Sache des Denkmals für den Dichter August v. Platen, der Münchener Zeitung zufolge, durch die anerkennenswerthe Thätigkeit der Comités in München und in Ansbach glücklich dahin gediehen, daß es nach der bereits öffentlich kundgegebenen Sachlage nur noch einer letzten, mäßigen Anstrengung der Platenfreunde in Deutschland und der baldigen Realisirung schon zugesicherter Betheiligungen bedarf — um ebenfalls im Laufe dieses Jahres zum Vollzug zu kommen, wie dies allgemein gewünscht wird, wobei zu bemerken kommt, daß außer dem Hauptcomité (zur Errichtung eines Platenmonuments) in München und dem dießfälligen Localkomité in Ansbach sich auch noch die Redaktion der Allgemeinen Zeitung in Augsburg zur Entgegennahme von Beiträgen bereit erklärt hat.

Ein Bauer hatte viel von einer „Staatsmaschine“ reden gehört, jedoch nie Aufklärung über den Sinn dieses Wortes gesucht. Einst hatte er ein Anliegen an den Staatsminister, er geht zu demselben, und da er Niemand im Vorzimmer findet, dringt er bis zum Schlafkabinet des Ministers. Hier stößt er auf den Kammerdiener, wird von diesem zur Thür hinaus, von einem über den Flur kommenden Bedienten die Treppe hinunter geworfen, unten angekommen fällt er auf den Jagdhund des Ministers, der an ihm noch sein Müthchen kühlt, worauf er vom Portier zum Hause hinaus und gerade gegen die Schildwache geworfen wird, welche ihm noch einige Kolbenstöße versetzt. Als endlich der arme Bauer wieder zur Besinnung kam, ruft er, Athem schöpfend, aus: „Nu, dat heeßt Ordnung in'n Hause! hier weeß Jeder, wat er zu duhn hat. Dat muß woll die Staatsmaschine sind!“

---

*Charade.

(Fünfsilbig.)

Weil Laura's Liebe deren Muhme länger nicht will leiden,
Faßt sie sich schnell und kühn auf raschen Plan;
„Heut Nacht“, sprach sie das Erste zu den andern Beiden,
„Führt uns zu unserem Ziel ein sich'rer Kahn.
Und hätten wir auch weiter nichts zu hoffen,
Als dieses letzte Sylbenpaar,
So steht uns doch ein ganzer Himmel offen,
Wir treten dort vor den Altar.“
Willst Du, mein Leser, doch das Ganze brechen,
So hüt' dich von den Spitzen — denn sie stechen.

Auflösung des Räthsels in № 33:

Kamel — Kommel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 35. Sonntag, 22. März 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Welch einem plötzlichen Wechsel sind unsere Stimmungen unterworfen, wie schnell verändert sich die Scenerie, die der Zufall vor unseren Blicken ausbreitet! Soeben noch schaut der Wanderer von der Höhe eines Berges auf die waldgekrönten Spitzen ringsum, auf die Thäler, die sie scheiden, auf die Ebenen in der Ferne, aus denen die rothen Dächer manches Dorfes, Thürme und Mauern ihm entgegenschimmern; da erhebt sich ein Nebel, bald gestaltet, bald gestaltlos und verhüllt ihm die Aussicht oder verändert sie bis zur Unkenntlichkeit!

Ein ähnlicher Wechsel ging in der Seele Adalberts vor. Er hatte sich ein leichtes, friedliches, leidenschaftloses Glück in dieser grünen Einsamkeit, auf seiner Ruine, im Garten Antoniens geträumt. Er hatte sich schon im Sande neben den kleinen Zwillingen spielend gesehen, hatte gedacht, wie ein geringer Theil des Einkommens, das ihm zu Gebote stand, die Häuslichkeit dieses gefälligen Kreises freundlicher, schöner, bequemer gestalten werde. Jetzt trat in der Gestalt des Zwerges eine dunkle Wolke zwischen alle diese lachenden Aussichten.

Er bedauerte ihn, er begriff die Tiefe seines Mißgeschicks, deren Abgrund eine wilde Leidenschaft schauerlich erhellte; aber er konnte ihm kein ganz ungetheiltes Mitleiden widmen. Er dachte zwar nicht daran, daß er selber Antonie je wirklich lieben könne, doch um so widerlicher, ja wahrhaft fürchterlich war ihm die Vorstellung, daß dieses holde Kind mit ihrer reizenden Natürlichkeit einem Ungeheuer wie Moses gehören sollte.

Die Drohung des Zwerges konnte ihn nicht erschrecken, denn was vermochte dieses unglückliche Wesen gegen ihn. Aber er sah Verwirrungen voraus, die den Frieden, den er schon lange geträumt, stören mußten und er fand trotz dieser Voraussicht doch keine Neigung in seinem Innern, dem, was er besorgte, auszuweichen. Es zog ihn vielmehr noch stärker in die Nähe des Mädchens. Sie erschien ihm jetzt in ihrem Seelenfrieden, in ihrem Glücke bedroht. Sie, das war gewiß, konnte nie ein Wesen wie den Buckligen lieben; doch wozu mochte sich dieses Wesen ihr gegenüber nicht hinreißen lassen!

Während diese Gedanken ihn beschäftigten, kam er bei der Ruine an. Er fand hier Wernitz in der Gesellschaft eines Fremden und war sehr erstaunt, als dieser Fremde nach einigen leichten Veränderungen, die er an seiner Person vornahm, aus dem gichtbrüchigen Partikulier, den wir bereits kennen, sich in einen Polizeibeamten der Hauptstadt verwandelte, dem Adalbert manchmal daselbst begegnet war.

Die Aufklärung, die der Polizeibeamte über seine Gegenwart gab, war folgende: Schon seit Jahren bestand in irgend einem Orte der Monarchie ein Heerd für die Fabrikation namentlich ausländischer Werthpapiere. Diese Fabrikation hatte ungeheuere Summen falschen Geldes auf den Markt geschleudert und dies war mit einer so beispiellosen Schlauheit betrieben worden, daß den genauesten Nachforschungen nicht die kleinsten Fäden von Aufklärung in die Hände fielen, oder daß, wenn dies auch geschah, der Faden plötzlich abbrach und das alte Dunkel eintrat.

Man glaubte jetzt Grund zur Vermuthung zu haben, daß hier im Gebirge der Heerd der Falschmünzerei sich befände und der Beamte hatte sich mit mehreren Kollegen, die an anderen Orten ihre Nachforschungen hielten, hierher begeben, um seinerseits Alles zu thun, was zur Entdeckung der Verbrecher führen könnte.

Die Ruine hatte hierbei seine Aufmerksamkeit erregt und er hatte beschlossen, sie in den nächsten Tagen mit Zustimmung ihres jetzigen Besitzers einer genauen Untersuchung zu unterwerfen. Was ihm außerdem noch aufgefallen war und was auch Adalbert so eigenthümlich berührte, war das Erscheinen des Fremden, der eine so große Aehnlichkeit mit Martagon hatte.

Der Beamte konnte nicht umhin zu bemerken, daß Martagon sich in vieler Beziehung in ein gewisses Geheimniß hülle und daß, wo die Polizei auf Geheimnisse stoße, sie auch Gründe zum Verdacht zu haben glaube.

Man unterhielt sich noch lange über diese und ähnliche Gegenstände und erst spät machte sich der Partikulier nach seiner Wohnung auf, indem er den Bewohnern der Ruine vor Allem das strengste Stillschweigen anempfahl.

Moses hatte nach seinem Gespräch mit Adalbert den Weg zu der hohlen Eiche am Wasserfall eingeschlagen, wohin er Ströbke und Mertens bestellt. Er fühlte sein Herz erleichtert, weil er offen ausgesprochen, was er fühlte, und eine grimmige Entschlossenheit trat an die Stelle seines früheren peinlichen Schreckens. Mochte kommen, was da wollte, er hatte seinem Nebenbuhler offene Fehde angekündigt und wenn ihn dieser vielleicht nur für einen verächtlichen Gegner hielt, so wußte er selbst, wie wenig dieser Glaube gegründet war.

Am Wasserfall befand sich anscheinend Niemand, aber auf ein leises Pfeifen erhoben sich zwei Köpfe hinter einigen hin und her zerstreuten Felsstücken und verschwanden sogleich wieder. Der Zwerg setzte sich auf einen pyramidenartigen Steinblock, der über andere Blöcke hervorragte, und drehte sein Gesicht dem Monde zu, dessen voller Strahl seine Gestalt überleuchtete.

Die Scene war von einer wilden Poesie.

Ein Waldbach bildete einen etwa zwölf Fuß hohen, schmalen, wie ein Stück flüssigen Silbers glänzenden Fall und tobte dann zwischen schwarzen Felstrümmern allmälig in die ferne Ebene hinab. Eine alte verwitterte Eiche streckte neben dem unruhigen Gewässer ihre kahlen, blätterlosen Büschel aus. Die nächste Umgebung dieser Eiche trug keinen Baum, sondern graue, Leichensteinen ähnliche Felsbrocken.

Auf einem und zwar dem höchsten saß, wie bereits erwähnt, der Zwerg. Mechanisch bewegte er nach dem Takte einer rauhen Melodie, die selbst unter dem Brausen des Wasserfalles hörbar war, Hände und Füße. Diese Bewegung, sein groteskes Gesicht von schauervoller Häßlichkeit, seine übrige Gestalt und der Ort, wo er saß, gaben ihm das Aussehen eines düsteren Berggespenstes. Sein rauher Gesang war nur der Ausdruck seiner unmittelbaren Empfindung und so grimmig und leidenschaftlich wie diese. Er lautete:

Wer wandelt zu Thale, wer wandelt zu Berg,
Auf der Stirn ein Brandmal, den Busen voll Leid;
Ist es der Zwerg, der häßliche Zwerg,
Der um die schönste Jungfrau freit?

Mir ward die Welt zur Hölle gemacht,
So elend mein Leib, so stolz mein Sinn,
Doch wird sie ein Himmel voll Glück und Pracht,
Wirst Du mir der tröstende Engel darin.

O blicke nicht nach dem Antlitz hold,
Wie Deines, Kind, es thut nicht gut;
Ich biete Dir rothes, funkelndes Gold
Und ein Herz voll funkelnder Liebesgluth. —

Und verschmähst Du mein Gold und mein Herz dazu
Und verstößt mich kalt und weisest mich ab;
Ich finde wohl Ruh, Du findest Ruh —
Schön und häßlich modert gleich im Grab.

„Ich habe immer gedacht," sagte eine Stimme hinter der Steinpyramide, „Moses ist ein großer Dichter."

Der Zwerg wandte sich um. Ein Mann, in einen langen grauen Mantel gehüllt, stand vor ihm. Es war eine hohe Gestalt, sein Gesicht, das einzige, was von ihm aus den Falten des Mantels hervorragte, war von strenger Regelmäßigkeit und drückte eine kalte, rücksichtslose Energie, so wie eine Gleichgiltigkeit aus, die an Unempfindlichkeit gränzte. Ein schwarzer, kurz abgeschnittener Bart umrahmte eingefallene, bleichgelbe Wangen. Unter einer hervorstehenden hohen Stirne lagen zwei Augen so tief, daß sie sich vor jeder fremden Beobachtung in ihre Höhlen zurückgezogen zu haben schienen. Die Nase war von streng griechischer Form.

Dieser Mann war derselbe, den am Morgen Wernitz und der gichtbrüchige Partikulier gesehen hatten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Obgleich Ost-Indien und Cochin-China gewöhnlich als die Heimathländer des Zuckerrohrs genannt werden, so hat man es doch dort nicht im wilden Zustande auffinden können. Dagegen kommt es auf vielen Südseeinseln, namentlich auf Tahiti, wild vor. In Centralamerika findet man auch eine Rohrart, welche viel Zuckerstoff enthält, es ist jedoch noch nicht ausgemacht, ob es eine eigene dort einheimische Art oder ein verwilderter Abkömmling des ächten Zuckerrohrs ist. Nach Europa wurde die Kultur des Zuckerrohrs durch die Saracenen im neunten Jahrhundert gebracht, wo zu Valencia in Spanien die ersten Plantagen angelegt wurden. Heinrich der Schiffahrer brachte es von Sicilien nach Madeira, von da kam es zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts nach den kanarischen Inseln und von diesen führte es Columbus auf seiner zweiten Reise nach Amerika in die west-indischen Inseln ein, im Jahr 1493. Das Zuckerrohr ist sehr empfindlich gegen Kälte und daher auf die Regionen beschränkt, die innerhalb der Tropen oder an deren Grenzen liegen. Im tropischen Amerika gedeiht es bis zu einer Höhe von 4000 Fuß über dem Meere und unter günstigen Umständen selbst bis zu 6000 Fuß, wie namentlich auf den Plateaux von Mexico. Am besten sagt ihm eine mildere Jahres-Temperatur von 77 bis 84 ° F. zu. In den Vereinigten Staaten erreicht die erfolgreiche Kultur des Zuckerrohrs wegen der dort herrschenden hohen Sommer-Temperatur und bedeutenden Regenmenge südlich vom 34 ° nördlicher Breite eine höhere Breite, als in irgend einem anderen Lande der Erde und sie würde dort eine noch größere Ausdehnung gewinnen können, wenn sie nicht einen ausgezeichnet fruchtbaren, an vegetabilischen Stoffen reichen Alluvial-Boden erforderte und wenn das Zuckerrohr, wie z. B. der Mais, in kürzeren Sommern auch eine kürzere Zeit zum Reifen bedürfte. Die gesammte Zuckerproduktion auf der ganzen Erde beträgt aber etwa 1471 Millionen Pfund; davon macht die von Nordamerika (292 Millionen Pfd.) etwa den fünften Theil aus und steht nur der von West-Indien und Brasilien nach. Die übrigen Zuckerländer der Erde sind namentlich Surinam, Java, Mauritius, Bengalen, Siam, die Insel Bourbon, die Philippinen und Peru.

Vor einigen Tagen steigt ein behäbig aussehender Herr am Straßburger Bahnhof zu Paris aus dem Waggon. Er hielt ein Kofferchen in der Hand und blickte verlegen hin und her, als sich ihm ein Herr mit freundlich lächelndem Gesichte nähert und sich erbietet, ihn, als der Hauptstadt kundig, aus der Verlegenheit zu ziehen. Der Verlegene ist über diesen Vorschlag um so erfreuter, als der dienstfreundliche Herr, wie er, deutsch spricht. Ersterer ist ein Fabrikant aus Weissenburg, Letzterer ein „Reisender-Courtier.“ Erfreut über dieses glückliche Zusammentreffen folgt der Weissenburger Fabrikant seinem neuen Freunde in ein Hotel auf dem Boulevard. Zufällig fanden sich bei dem Restaurant Freunde und Freundinnen des Freundes und der Elsäßer, eingedenk des Sprichwortes: „les amis (et amies) de mes amis sont mes amis (et amies)“ gesellte sich ihnen bei. Das Diner, die Weine waren bestellt und unser Fabrikant glaubte sich nicht mehr in Paris, sondern im Paradies und schläft wonnetrunken ein. Als er nach Mitternacht aufwacht, waren Freunde und Freundinnen verschwunden und der Garçon präsentirt seine Rechnung, welche nicht weniger als 600 Frs. ausmacht. Der verblüffte Fabrikant traut kaum seinen Augen, er addirt hinauf, hinunter, vor- und rückwärts, 600 Frs. Nur ein Posten scheint ihm unrichtig. Garçon! Mein Herr? Da ist ein enormer Irrthum. Statt 1 Fr. 50 Cent. für Schnecken, steht da 150 Frs., die Schnecken waren gut, aber... Aber auch diese Hoffnung schwindet bald. Die Schnecken waren au truffes und das Stück kostet 50 Cent., da nun die Gesellschaft deren 300 genossen hat, so war die Sache nur allzurichtig. Wüthend weigerte sich der Elsäßer zu bezahlen, die Garçons rufen den Herrn, dieser Polizei-Serganten und der Fabrikant wird zum Friedensrichter geführt. Der Beamte ist selbst ein Elsäßer; er sucht die Sache zu schlichten und veranlaßt den Restaurant, sich mit der Summe von 460 Frs. zu begnügen, die der Fabrikant noch bei sich hat. Aber wie nun nach Hause zurückkehren? Großmüthig erbietet sich der Friedensrichter, die nöthige Summe vorzuschießen, und der Elsäßer läuft schnurstracks wieder an den Straßburger Bahnhof, Paris und die Pariser verfluchend.

In Paris hat eine neue Aera für die Feinschmecker ihren Anfang genommen, denn man speist dort jetzt in Hülle und Fülle, wie sonst im Monat Juli, Artischoken, grüne Bohnen, den herrlichsten Spargel, frische junge Erbsen, Erdbeeren und neue Kartoffeln. Und warum nicht? denn Algerien, das jetzt nur 72 Stunden von Paris entfernt, ist der Pariser Gemüsegarten, und die Ebenen von

Hussenj=Dei und St. Eugene liefern die genannten Herrlichkeiten schon im März im Ueberfluß.

Ein spanisches Blatt (die „Novedades") skizzirt folgenderweise den Charakter der Französinnen, Engländerinnen und der Deutschen. Die Französin — sagt das Journal — heirathet aus Berechnung, die Engländerin weil es üblich ist, die Deutsche aus Liebe. Die Französin liebt bis zum Ende der Flitterwochen, die Engländerin das ganze Leben, die Deutsche ewig. Die Französin führt ihre Tochter auf den Ball, die Engländerin führt sie in die Kirche, die Deutsche beschäftigt sie in der Küche. Die Französin hat Geist und Phantasie, die Engländerin hat Intelligenz, die Deutsche Gefühl. Die Französin kleidet sich mit Geschmack, die Engländerin geschmacklos, die Deutsche bescheiden. Die Französin plaudert, die Engländerin spricht, die Deutsche urtheilt. Die Französin bietet eine Rose an, eine Dahlia die Engländerin, die Deutsche ein Vergißmeinnicht. Die Ueberlegenheit der Französin liegt in der Zunge, jene der Engländerin im Kopfe, der Deutschen im Herzen. Und die Spanierinnen? Oh diese — meinen die „Novedades" — können Französinnen, Engländerinnen und Deutschen zum Muster dienen. Sie sind Meister in Allem, besonders aber um die Beute zu locken und zu ergreifen.

In einem sächsischen Provinzialblatt lesen wir Folgendes: „Wenn bei dem Bauen eines Schornsteins der Mörtel, dessen man sich bedient, mit Salz vermischt wird, so braucht der Schornstein nicht gekehrt zu werden, weil bei feuchtem Wetter das Salz zerfließt und der Ruß dadurch herunterfällt. Ein Schornstein, der vor 30 Jahren auf diese Art gebaut wurde, ist seitdem jeden Winter in Gebrauch gewesen, ohne gefegt worden zu seyn, und nie war die mindeste Feuergefahr zu befürchten.

(Auch nicht übel.) Letzthin hat Einer behauptet, daß in der Oper der Text gar nichts, die Musik hingegen Alles sey. Als man ihm dies nicht hat glauben wollen, hat er die Arie aus Mozarts Zauberflöte: „Dies Bildniß ist bezaubernd schön" hergenommen und hat sie einem Engländer folgendermaßen vorgesungen:

„Die Bratwurst ist entsetzlich dick,
Der Seppel ist ein Galgenstrick!" u. s. w.

Und er hat Recht behalten; denn der Engländer ist dadurch bis zu Thränen gerührt worden.

In einem Dorfe des Landgerichts Dingolfing war man mit Aufziehen des Getreides beschäftigt. Oben die Aufziehenden riefen den Aufladern zu, sie möchten eine größere Last auflegen, daß man eher fertig würde. „Den T. auch," sagte ein Auflader, „es wird zu schwer!" — „Ei was", entgegnete der Obere. „Und wenn der Teufel d'rauf sitzt, ziehn man 'a auf!" — Unter der Hausthür stand eben ein Kaminkehrer, der setzt sich eilig auf die Säcke und läßt sich mit hinaufziehen. Oben angelangt, streckt er seine schwarzen Hände wie zum Fange aus und reckt sie dem nach dem Seile Langenden entgegen. Dieser bebte vor Schrecken zurück, — der Andere läßt alsbald die Drehstange fahren und wird von derselben mit so gewaltigem Schlage zu Boden geschleudert, daß er halb todt dalag. Indessen fuhr, da die Hemmstange weg war, draußen der falsche Teufel mit Blitzeseile hinunter in den Abgrund des Getreidewagens und brach dabei Arm und Bein.

Gemeinnütziges.

(Benutzung der Veilchen zu Nizaer-Pomade.) Man pflückt frische Veilchen und trägt dafür Sorge, nur die Blumen ganz allein ohne Blumenkelch und recht trocken auf reine Leinwand zu sammeln. Wenn man eine gewisse Quantität derselben vorräthig hat, so legt man in einen glasirten Topf eine Lage derselben ½ Zoll hoch. Darüber schüttet man eine Lage frisches Schweinenfett eben so hoch. Sobald dasselbe kalt geworden ist, legt man wieder eine Lage Veilchen, die eben so hoch ist, über die man wieder frisches Schweinenfett gießt, und in dieser Art fährt man fort, bis der Topf voll ist. Man deckt dann den Topf mit Fensterglas zu, das unten mit Fett bestrichen ist, und hält es zum Gebrauche bereit. Das ganze Aroma der Veilchen geht dann in das Fett über.

Auflösung der Charade in No. 34:

Wachholderbeeren.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 36. Dienstag, 24 März 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

„Martagon," rief der Zwerg, „ich hatte so früh Euere Rückkehr in diese Berge nicht erwartet; aber nach dem, was ich in der letzten Zeit hier erfahren, ist sie mir nur erwünscht."

„So weißt Du schon —"

„Ich weiß, daß man bereits unserem Geheimniß auf der Spur ist und daß sich ein Polizeibeamter im Städtchen befindet, ferner, daß in unserer ganzen Gegend nachgespürt wird."

„Und welche Vorkehrungen hast Du getroffen, um Entdeckungen zu verhindern?"

„Die verabredeten. Ich habe die zur Fabrikation nothwendigen Gegenstände an einem Orte vergraben, der seit langer Zeit ausgesucht ist, der schwerlich jemals entdeckt werden wird und der, sollte er es dennoch, in einem Augenblick in die Luft gesprengt werden kann."

„Das genügt. Uebrigens werden die Geräthschaften nicht mehr gebraucht werden, da wir beschlossen haben, uns auf unbestimmte Zeit zu vertagen und die Früchte unserer Industrie in Frieden zu genießen. Die Polizei aller Staaten, in denen wir unsere Wirksamkeit äußerten, ist in eminenter Weise wach geworden und, wie Du siehst, sind wir jetzt in unserem letzten Schlupfwinkel aufgesucht und Du, erhabener Genius, durch den es allein möglich geworden ist, alle die Wunder auszuführen, die Tausende und Hunderttausende in die Taschen ehrlicher Leute gebracht, Du bist in Gefahr, für die Welt verloren zu gehen."

„Und so begnügt Ihr Euch, Du und Deine Genossen, mit den erbärmlichen Summen, welche die Früchte der ersten so wenigen Jahre sind und Ihr verzichtet darauf, mehr zu gewinnen?"

„Auf dem bisherigen Wege müssen wir darauf verzichten, denn, wenn Du auch der König der Papiergeldfabrikanten und so tief in die Geheimnisse Deiner Kunst eingedrungen bist wie Niemand; wenn Deine Wechsel auch Cours auf allen Börsen Europas hatten, Du kennst das alte Sprichwort: Der Krug geht so lange zum Wasser, bis er bricht, und er droht bereits mit dem Bruch, da er verschiedene Risse und Sprünge hat."

„Aber ich habe an dem, was mir als mein Antheil zugefallen ist, noch nicht genug, — ja, es erreicht noch nicht den zehnten Theil dessen, was ich wünsche."

„Jedes Genie hat seine Leidenschaften. Sollte die Deine der Geiz seyn, trefflicher Moses? In der That, das stände Dir an, Du bist ganz die passende Figur dazu, bei vergrabenen Schätzen als Wächter zu liegen."

„Der Geiz!" sagte der Zwerg verächtlich.

„Und was denn, o geistreicher, kunstfertigster und häßlichster der Menschen? Besitzest Du nicht etwa eine viertel Million in baarem klingendem Golde, wie Du Dir ausbedungen? Zweimal mehr, als jeder Andere von unserer Kompagnie erhalten und hundertmal, ja tausendmal mehr, als der größte Theil übrig gelassen hat. Was hast Du damit angefangen? Ich sehe nicht, daß Du im seidenen, mit Purpur verbrämten und mit Gold gestickten Mantel als Magier einherwandelst, noch daß Du hier marmorne Paläste bauest und feenhafte Gärten mit Käfigen für schöne Vögel und anderes Wild anlegst und, beim Zeus, ich wollte Dir es auch hier gerade nicht rathen. Aber soll so viel Macht ungenutzt im Schooße der Erde schlummern? Was nützte es, Tausende zu erwerben, wenn man sie nur dazu erwarb, um sie zu vergraben?"

„Sie werden ihre Anwendung finden."

„Aber wann, aber wie?"

„Das ist eine Angelegenheit, die mich allein betrifft."

„Erlaube, theuerer Moses, daß ich diesen Ausspruch nicht als ein Axiom annehme. Der Mensch gehört nicht sich ganz allein, er gehört auch der Gesellschaft, und der Eigenthümer — wie schon Mirabeau gesagt hat — ist nur ein Verwahrer eines ihm anvertrauten Gutes. Nun, die Gesellschaft, zu der Du gehörst, findest es ihrem Interesse gemäß, Dich durch mich inständigst ersuchen zu lassen, Du möchtest den Schauplatz Deiner rühmlichen Wirksamkeit verlassen und einstweilen mit mir nach London gehen, wo man sich sehnt, Dich zu sehen, Dich zu umarmen."

„Ich finde es aber meinem Interesse gemäß, hier zu bleiben, so lange es mir gefällt."

„Unmöglich. Du bist hier als Bettler geboren und hast als solcher gelebt. Ich, der ich Dich zufällig hier getroffen und zufällig gleich Deine seltenen Talente entdeckt habe, gab Dir Gelegenheit, ein großes Vermögen zu erwerben. Ueber kurz oder lang wird der Besitz desselben unser Geheimniß gefährden. Schon ein Goldstück verdächtigt Dich und gar eine Viertelmillion!"

„Die Gesellschaft hat mir so lange vertraut, warum nicht länger?"

„Weil sie nicht länger Dich beaufsichtigen kann."

Der Zwerg machte eine Geberde des Zornes.

„Du siehst, welche rührende Aufmerksamkeit man Dir schenkte, edler Moses," sagte Martagon achselzuckend. „Wirst Du Dich nun einer unvermeidlichen Nothwendigkeit fügen und mir folgen?"

„Mein Entschluß ist unerschütterlich."

„Wie schade, wie wahrhaft schade! In diesem Falle wird ein Stern auslöschen, ein großer Geist zu seinem Ursprunge zurückkehren. Ach, daß die Hand, die Dich hob, Moses, auch beauftragt ist, Dich zu stürzen; ich beweine das unabänderliche Schicksal, doch ich unterwerfe mich ihm," — und er zog ein Pistol unter seinem Mantel hervor, spannte langsam den Hahn und war im Begriff, auf den Zwerg anzulegen.

Noch ehe er jedoch hierzu Zeit gehabt, fühlte er sich von vier starken Armen ergriffen und zu Boden gerissen.

Ströbke und Mertens hatten sich schon vorher auf ein Zeichen von Moses nahe herangeschlichen und führten einen zweiten Wink desselben mit Blitzesschnelle aus. Sie hielten Martagon am Boden fest und warteten auf weitere Befehle.

„Es ist gut, laßt ihn wieder los und entfernt Euch so weit wie vorhin."

Sie thaten, wie ihnen geheißen; Martagon erhob sich wieder und rückte die Falten seines Mantels zurecht.

(Fortsetzung folgt.)

Musikalisches.

(Unlieb verspätet.)

Wir sprechen gewiß im Sinne der meisten Besucher der Aufführung klassischer Kirchenmusik, womit uns am 15. März der evangelische Kirchengesangverein nicht nur erfreute, sondern wahrhaft erbaute, wenn wir demselben hier den herzlichsten Dank im Namen der Gemeinde aussprechen für den ihr bereiteten Genuß, für die großmüthige Zulassung aller derer, die Lust hatten, daran Theil zu nehmen, und für die Vollkommenheit der Ausführung selbst. Wir wollen daran noch einige Bemerkungen über Stellung, Aufgabe und Wirken dieses Vereines anknüpfen, die uns der öffentlichen Besprechung werth scheinen.

Es ist wohl nur eine Stimme darüber, daß die Leistungen dieses Vereins vortrefflich sind, wie die Musikstücke selbst, die er uns in so schöner geschichtlich geordneter Reihenfolge vorgeführt hat. Wenige Städte nur, und zwar nicht in der Pfalz, sondern in ganz Deutschland, haben einen solchen Mittelpunkt reiner, strenger, klassischer Kirchenmusik. Stuttgart, Karlsruhe, Leipzig, Berlin, letzteres mit seinem unübertrefflichen Domchor, dürften die einzigen Städte seyn, in denen solche Vereine bestehen, die alle andere Musik ausschließen, und mit ihren Kräften vorzugsweise der Kirche dienen. In anderen Städten, wie Mannheim, Frankfurt, Darmstadt u. a. sind solche Musikstücke im rein klassischen Kirchenstyle nur Raritäten, die neben den Tonstücken aus den übrigen Gebieten der Musik, die ihre Vereine pflegen, nur höchst sparsam auftreten. Das leichter verständliche und leichter ausführbare Oratorium nimmt dort im Gebiete ernster und religiöser Musik die Hauptstelle ein.

Die Meister, deren Werke der hiesige Verein vorzugsweise studirt, und mit deren heiligen Tönen er die Andacht unserer Festgottesdienste erhöht, sind gar manchem Musikfreunde hier und anderwärts unbekannte Namen; man schreckte vor dem Ernst und der strengen Form ihrer Tonstücke zurück, und scheute wohl auch die Mühe in ihren Geist einzudringen; und doch sprechen sie — das haben wir am Sonntag erfahren — mit ihren einfachen Tönen, mit ihrer

wunderbaren Harmonie, mit ihrer natürlichen Deklamation, mit ihrem frommen Inhalte und Gehalte so innig zum Herzen, daß man die große Kunst über ihrer tiefen Wirkung vergißt, oder eigentlich ihrer gar nicht bewußt wird, und Gebildete und Ungebildete, Kenner und Laien nur dem reinen Eindrucke sich hinzugeben brauchen, um von dem edlen Geiste, der diese Tongebilde durchweht, ergriffen oder wenigstens berührt zu werden. Der evangelische Kirchengesangverein unserer Stadt hat unter der trefflichen Leitung des Herrn Lützel Mühe und Zeit nicht gespart, sich zu einer würdigen Aufführung dieser Musik tüchtig zu machen, und verfolgt mit einem anerkennenswerthen Eifer diesen Zweck schon mehrere Jahre und hat sich mit einer Bereitwilligkeit, die einer öffentlichen Anerkennung wohl würdig ist, in den Dienst der evangelischen Kirche begeben und schon oft den stillen Dank der andächtigen Gemeinde sich erworben. Neuen Anspruch auf diesen Dank haben sich die Mitglieder dieses Vereins dadurch erworben, daß sie allen Freunden ernster und heiliger Musik Gelegenheit gaben, eine zusammenhängende Folge der herrlichsten Tonstücke zu hören und zwar in einer Vollendung der Auffassung, die am besten zeigt, mit welchem Fleiß, mit welcher Liebe und mit welchem Verständniß die Gesänge einstudirt werden. Jeder der vorgetragenen Gesänge fand unter den Zuhörern seine besonderen Bewunderer: Das Festlied von Eccard, „die Darstellung Jesu im Tempel", mit seinem feierlichen Eingang, wo es ist, als läuteten Glocken zusammen, wenn „Maria zum Tempel wallt," und als begrüßte Orgelklang und Festchor die Eintretende; das „Welt, ade!" von Rosenmüller, worin dem Leid der Welt und dem Schmerze des Lebens so herrlich und schön Friede, Freude und Seligkeit des Himmels gegenüber gestellt sind und die Himmelsklänge die trübe Stimmung der des Erdenlebens müden Seele zur freundlichsten Harmonie auflösen; der herrliche Gesang von Bortniansky (aus der griechischen Kirche) „Du Hirte Israels", dessen einfache und innige Weise zuletzt zu heiliger und feierlicher Stille sich herabsenkt, so daß man die Nähe dessen fühlt, der „über Cherubim sitzet"; der Psalm von Mendelssohn, mit seiner lebendigen, fast dramatischen Darstellung der mannigfaltigen Gefühle, die dieses Triumphlied der streitenden Kirche anregt, mit dem feierlichen Gloria am Schlusse und dem prächtigen Amen, das in wunderbarer Steigerung zum mächtigsten Schlußakkorde führt; der vierstimmige Tonsatz von Seb. Bach, zu dem Choral „Befiehl du deine Wege," mit der tiefdurchdachten, selbständigen Bewegung der einzelnen vier Stimmen und der kunstreichen Verbindung derselben zur reinsten Harmonie; endlich der Lobgesang von Palestrina, worin der Chor besonders seine Fertigkeit an den Tag legte, den Ton vom sanftesten Ansatz zur stärksten Kraft wachsen und ebenso wieder zum leisesten Hauche ausklingen zu lassen, und worin das dreimal Heilig, von drei Frauenstimmen gesungen, so feierlich und heilig durch die Räume klang, daß die Hörer den Athem anhielten, um die erhabene Stille nicht zu stören. Dieselben lieblichen Frauenstimmen erfreuten uns in den zwischen die Chöre eingelegten Solo-Partien, in dem frommen, aus der Tiefe des Herzens quellenden und so innig und schön gesungenen Gebete von Stradella, in dem von den beiden schönen Sopranstimmen mit so vieler Innigkeit und Wärme vorgetragenen Wechselgesange aus dem „Messias" von Händel, von dem jeder Ton Sanftmuth, Liebe und kindliches Vertrauen athmet und von dem ein großer Kenner der Musik gesagt hat: „Schwerlich gibt es im ganzen Reiche der Tonkunst irgend ein Musikstück, das sanfter und milder die Herzen bewegt, als eben dieses" und das einen andern Kenner zu der Bemerkung veranlaßte: „Solche Musik dauert ewig; sie ist so natürlich, daß man sie nicht merkt, sondern nur der Sinn der Worte übergeht"; endlich in dem Terzett von Carissimi, dessen frommem und innigem Texte ganz auch die fromme und innige Weise entspricht, die zum Herzen dringen muß, zumal wenn die Melodie von einer so herrlichen Altstimme gesungen wird, wie hier. Wir haben das Programm der Aufführung des Vereines ausführlicher besprochen, weil wir glauben, damit dem Vereine selbst einen Dienst zu thun, wenn wir zum Verständniß dessen, was er selbst so klar bewußt erstrebt, von Seiten der Gemeinde und überhaupt der Musikfreunde mitwirken, so viel wir vermögen. Das Streben des Vereines ist ein edles; die Stellung, die er in der Kirche gewonnen hat, stellt ihn außer aller Rivalität mit den übrigen musikalischen Vereinen unserer Stadt, die noch außerdem auf dem so großen Gebiete der Musik wirken. Der kirchlich erbauliche Charakter, den die Aufführungen des Kirchengesang-Vereins in Anspruch nehmen, stellt sie außer Parallele mit andern musikalischen Produktionen. Die Mitglieder des Vereins, und vor allem sein unermüdlich wirkender Dirigent, dürfen die Belohnung ihres eifrigen Strebens in dem Bewußtseyn finden, zugleich einer heiligen Sache zu dienen, der Verschönerung des Gottesdienstes und der Erbauung der Gemeinde.

Wir möchten nur noch den Wunsch aussprechen, daß die Aufführungen klassischer Kirchenmusik, in der Weise, wie sie letzten Sonntag uns geboten wurden, nicht so gar selten seyn mögen. Es ist fast ein Jahr, daß die erste Produktion dieser Art im Saale der Fruchthalle stattfand. Wir wissen wohl, eine solche Einübung bedarf der Zeit. Aber wir hören auch ein und das andere Tonstück gerne zum zweitenmale und sind überzeugt, daß Sängerinnen und Sänger gerne bereit sind, auch wieder neue herrliche Schätze aus dem Gebiete der klassischen Kirchenmusik uns vorzuführen. Die Theilnahme der Gemeinde wird auch nie fehlen. Der zahlreiche Besuch, die lautlose Stille während der Aufführung, der Beifall, der sich beim Herausgehen aus der Kirche aussprach, die lebhafte Betheiligung an der Collekte (der Ertrag war fl. 45. 45 kr.) bürgen uns für die dankbare Aufnahme einer baldigen zweiten Produktion.

Mannigfaltiges.

Die Wetterprophezeiung des alten Gemsjägers in Oberwallis: „Der Winter von 1856 auf 1857 wird früher beginnen, aber auch bis Hälfte März sein Ende erreichen. Viel Schnee mit anhaltender, doch nicht zu strenger Kälte wird ihn auszeichnen, mit vorherrschender Neigung zu Nordwestwind. Man wird lange Jahre keinen angenehmeren Frühling mehr erlebt haben, und der Sommer wird sehr heiß werden. Die Temperatur wird im Sommer hoch genug seyn, daß die relativ feuchten Aequatorialströme als Dunst in der Luft sich auflösen können, ohne sich zur tropfbaren Flüssigkeit zu condensiren. Diese Witterungsbeschaffenheit ist besonders geeignet, die Kulturpflanzen zur gehörigen Reife zu bringen und eine glückliche Ernte zu ermöglichen. Alle Getreidearten mit Ausnahme einiger Hülsenfrüchte, werden in reicher Fülle gerathen. Die Erdäpfel werden von der Seuche verschont bleiben, hingegen werden die Knollen nicht gar groß werden. Wein wird es nicht viel geben, aber er wird vortrefflich seyn. Auch die Bienenzüchter mögen sich freuen, so viel Honig und Wachs werden dieselben seit 1834 nicht erhalten haben. Unter dem Obst werden besonders die Steinfrüchte gut gerathen. Hanf wird eine seltene Höhe erreichen. Flachs dagegen dünn aufwachsen. Raupen und anderes Ungeziefer wird es in großer Menge in den Gemüsegärten und Hecken geben, was zur Schonung der jungen Vögel auffordert. An heftigen Gewittern und Wolkenbrüchen, wodurch Ueberschwemmungen herbeigeführt werden, wird es auch nicht fehlen, doch werden diese Ereignisse nur örtliche Bedeutung haben; es wird sich deßhalb nicht mehr der Vorrath in einem Lande anhäufen, während andere Provinzen darben.

Die Märzlieferung von Westermanns „Illustrirten Monatsheften" bringt unter ihren Lückenbüßern den folgenden Ausbruch von patriotischem Egoismus. Der frühere Stadtsekretär Wolff in Braunschweig, so erzählt das in Braunschweig selbst erscheinende Blatt, war Poet und ein lustiger Bruder, besonders als Gelegenheitsdichter konnte er etwas leisten. Als einmal zu Ehren des Herzogs illuminirt werden sollte, überreichte er einem befreundeten Kaufmann auf Ersuchen für ein Transparent folgende Reime:

„Das Haus der Welfen soll grünen und blühn!
☞ Hier ist ein großes Tuchmagazin.
Durchlauchtigster Herzog! belohne die Treu,
Reiß alle Tag ein Paar Hosen entzwei."

Zweisylbige Charade.

Erste Sylbe.

Du bist von mir umgeben, wohin du auch magst geh'n,
Und doch hat nie dein Auge ein Bild von mir geseh'n.
Siehst du auf Eisenbahnen die schweren Wagen flieh'n,
So wisse, daß ich ihnen hiezu die Kraft verlieh'n.

Zweite Sylbe.

Ich bin von Menschenhänden mit sinn'ger Kunst gemacht;
Du siehst mich hoch erhaben gezieret voller Pracht.
Doch in den neuern Zeiten bin in der Pfalz ich rar,
Wo ich vor vielen Jahren nur allzu häufig war.

Das Ganze.

Schon mancher hat im Leben mein Ganzes aufgeführt,
Nach allen seinen Wünschen mich herrlich ausstaffirt.
So schön er sich's auch dachte, so schön es vor ihm stand,
Verschwand es in dem Ersten und war nur eitler Tand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 37. Freitag, 27. März 1857.

Der Zweikampf am Mathildentage.

Eine Frühlingskunde.

Der Ritter Boreas von Norden
Schwang seinen diamantnen Speer,
Da ist der Sieg ihm leicht geworden,
Es sank das Leben um ihn her.

Natur lag wie in Todesschlummer
Begraben unter Silberflaum,
Und seine Krone wiegt in stummer
Melancholie ein jeder Baum.

Rings war die weite Himmelskuppel
Umhüllt von einem trüben Flor,
Und in dem Geist entstanden Scrupel,
Ob noch die Sonne stieg empor.

Da naht mit seinem goldnen Schilde
Prinz Lenz, ein junger Paladin.
Zum Ritter wählt ihn sich Mathilde
Und schmückt mit ihren Farben ihn.

Und als sie so ihn ausgerüstet,
Den jungen Helden kampfbereit,
Da ruft er jenen, der sich brüstet,
Den Ritter Boreas zum Streit.

Der Wilde stürmt heran gewaltig
Mit seinem diamantnen Schaft,
Doch minder jetzo probehaltig
Ist jener Waffe Zauberkraft.

Am Schild des Paladins zersplittert
Er machtlos wie ein schwaches Rohr;
Da schwingt er, daß die Luft erzittert,
Sein silberblinkend Schwert empor.

Und grauenvolle Streiche regnet
Es auf den jugendlichen Held;
Der aber minder nicht begegnet
Ihm kühn und schlägt ihn aus dem Feld.

Da wird's in der Natur lebendig,
Was schlummert, zu erwachen strebt;
Die Sonne, hell und strahlenblendig,
Zeigt, daß sie noch am Himmel schwebt.

Die Erde, so gebährungslustig
An Allem, was das Aug' erfreut,
Zerreißt den Schooß, so hart und krustig,
Und Flur und Anger grünt erneut.

Die Blüthen schwellen ihre Knoten,
Nichts hält den Bildungstrieb im Zaum.
Die Nacht weicht zu den Antipoden,
Und wachsend schafft der Tag sich Raum.

Die Kätzchen hängen goldgekräuselt
Herunter an dem Haselstrauch,
Und durch den Strom der Lüfte säuselt
Der Veilchen süßer Balsamhauch.

Und seiner Herrin naht der Ritter,
Verkündet ihr des Feindes Fall
Und legt die diamantnen Splitter
Zu Füßen ihr als Fluthkristall.

Das fließt dahin so frisch und perlig,
Der Himmel spiegelt sich darein,
Die grünen Matten glänzen herrlich
Im goldig hellen Sonnenschein.

Die edle Herrin windet dankend
Ihm um des Helmes goldnen Glanz,
Als Lohn des Siegs anmuthig rankend,
Den ersten frischen Veilchenkranz.

So hat es einst die Welt gesehen
Bei Lerchensang und Finkenschlag —
Und also kann's noch oft geschehen
Am festlichen Mathildentag!

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

„Es ist manchmal vortheilhaft, Freunde, und immer nothwendig, Vorsicht zu besitzen," begann der Zwerg nach einer Weile mit einem Grinsen der Genugthuung.

„Sehr wahr," erwiederte gleichgiltig der Andere. „Ich sehe also, daß ich unsere Unterhaltung auf einem anderen Fuße beginnen muß. Wenn Du diesen Ort nicht verlassen und nicht in die Arme Deiner Gönner eilen willst, so mußt Du einen Grund dazu haben. Welches ist nun der Grund?"

Ein innerer Kampf spiegelte sich auf dem unförmlichen Gesichte des Zwerges ab, er schwieg.

„Sollte man es glauben," rief Martagon mit lächelndem Hohn. „Diese Zurückhaltung, diese Scheu, dieses Erröthen, — denn bei Gott, Moses, und beim Schein dieses Mondes, ich habe das Außerordentlichste gesehen, was je zu sehen möglich ist, Dich erröthen. — Was soll das anders bedeuten, was kann das anders bedeuten, als daß Du verliebt bist? Habe ich es getroffen? Noch einmal erröthet er! So färbt die untergehende Sonne den struppigen Gipfel eines verwitterten Felskegels mit zartrosigen Tinten. Antworte mir nicht erst ja auf meine Frage, sprich gleich, wer ist die Göttin, welche die rauhe Brust dieses hartknochigen Erdensohnes gerührt hat?"

„Was frommt es zu wissen?"

„Viel, o schmachtender Seladon. Denn, wenn Du liebst, so nehme ich an, Du liebst unglücklich und dies fesselt Dich an diese langweilige Einöde. Kann ich Deinen theueren Gegenstand nur mit mir führen, so wirst Du folgen wie der Hund seinem Herrn, wie der Fisch dem Köder. Hätte ich, was ich jetzt weiß, früher gewußt, so brauchte ich nicht in lächerlicher Weise den Banditen vor Dir zu spielen."

„Martagon, Du hast mein Geheimniß errathen; spotte nicht, ich flehe Dich an, über Qualen, die Du nicht kennst. Ja, ich kann Dir nicht folgen, weil diese Einöde, wie Du sie nennst, einen Magnet birgt, der mich so mächtig anzieht, daß ich außerhalb des Kreises seiner Wirkung nicht leben, nicht athmen kann."

„Moses, je mehr ich Dich kennen lerne, je mehr muß ich Dich bewundern. Welche Leidenschaften in dieser unförmlichen Hülle! — Durst nach Wissen, nach Gold, nach Liebe, — es fehlt noch der Durst nach Ruhm, um Dich zu einem Musterexemplar der ganzen Gattung zu machen!"

„Liebe und Ruhm, — ja Du hast Recht, Martagon, das sind die Leuchten, nach denen unveränderlich meine glühende Seele, wie der Pilot nach dem unbeweglichen Nordsterne schaut. Aber die Liebe ist es, die mich antreibt, den Ruhm zu suchen. Ich will nur groß seyn, um hier geliebt zu werden."

„Der Wille ist leicht, die That ist schwer."

„Hättest Du, da Du mich zuerst hier trafest, nicht auch für unmöglich gehalten, was jetzt von mir erreicht ist? Du weißt nicht, welche unendliche Hilfsquellen meine feurige Einbildungskraft, geleitet vom kältesten und durchbringendsten Verstande, mir an die Hand gibt. Alles, was wir bis jetzt geheim gethan, ist blos Kinderspiel und nicht der Rede werth; da es gegen die unter den Menschen geltenden Gesetze verstößt, so kann es mir nur zu einer traurigen Berühmtheit verhelfen, wenn es bekannt wird. Nein, ich will jene Größe erstreben, die öffentlich anerkannt glänzt und sie, die ich liebe, soll allen Glanz mit mir theilen."

„Sehr edel; doch Deine Mittel, mein finsterer Magier?"

„Ich habe der Natur ein Geheimniß abgerungen, das eine unermeßliche Aussicht des Gewinnes eröffnet."

Martagon lauschte gespannt.

„Es ist mir gelungen, ächte Diamanten zu machen; da sieh die Probe davon!"

Er zog ein Kästchen aus dem Busen, in welchem Diamanten von jeder Größe funkelten und flimmerten.

„Aechte Diamanten!" rief Martagon. „Aber wer sagt Dir, daß sie ächt sind?"

„Als ob ich das nicht selbst bestimmen könnte. Zum Ueberfluß habe ich für sie" — er stockte — „für sie einen Schmuck anfertigen lassen und dabei sind die Steine vom ersten Juwelier der Hauptstadt als ächt anerkannt worden."

„In der That," murmelte Martagon, „die Wissenschaft erklärt die Aufgabe, welche Du gelöst zu haben vorgibst, nicht für so unmöglich, wie das Problem der früheren Zeit, den Stein der Weisen zu finden. So wäre denkbar, daß Du Dich nicht täuschest. Jedenfalls, ob ächt oder unächt, die Fabrikation dieser Steine tritt an die Stelle der Fabrikation des Papiers und durch einen ausgedehnten und geschickten Betrieb können wir fabelhafte Summen gewinnen."

„Nein, ich will nicht mehr im Geheimen wirken, mein Stolz empört sich dagegen. Ich will offen und frei handeln."

„Offen und frei, jawohl, sofern Du dabei keinen Vortheil findest. Doch das bedarf einer sorgfältigen Erwägung und eines reiflichen Nachdenkens. Wir wollen das später besprechen. Jetzt zum Nothwendigsten. Deine heutige Eröffnung macht es um so unerläßlicher, daß Du endlich einen größeren Schauplatz des Lebens kennen lernst. Ich will Dich einführen, Moses. Die Bewunderung, die Du mir einflößest, hat mich zu Deinem Freunde gemacht. Ja, außer meinem Bruder in der Residenz und außer Dir liebe ich Niemanden. Er ist in seiner Weise bedeutend, Du in der Deinigen. Du wirst ihn kennen lernen. Vor allem laß mich nun den Magneten sehen, der Dich hier zurückhält. Ich hoffe, es wird dem bischen Welterfahrung, das ich besitze, gelingen, Dich auf den Gipfel Deiner Wünsche zu erheben."

Er reichte ihm zum Abschiede die Hand und sein kaltes Gesicht glühte von einem Strahl des lebhaftesten Enthusiasmus.

„O warum sind die Fähigkeiten meines Bruders und die Deinigen nicht in einem Menschen verschmolzen? Doch Ihr sollt gemeinsam wirken und fürwahr, Ihr werdet die kühnsten Träume der Phantasie verwirklichen. Hier," setzte er hinzu, indem er eine Börse auf die Erde warf, „für Deine beiden Bären, deren Tatzen mich so unsanft berührten, und lebe wohl bis morgen!"

Er entfernte sich.

Ströbke und Mertens nahmen die ihnen bestimmte Summe in Empfang und suchten ebenfalls einen Zufluchtsort für die Nacht.

Moses eilte nach der Hütte Antoniens und lauschte an den Fenstern, ob er ein Geräusch, einen Athemzug, ein Wort von ihr hören oder den Schatten ihres Gewandes erspähen könnte. Alles war in tiefen Schlaf gesunken.

Er streckte sich auf der Schwelle aus und überließ sich den aufgeregten Träumen seiner glühenden Leidenschaft. Erst als der Morgen dämmerte und es im Häuschen rege zu werden begann, schlich er davon.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Als Alexander v. Humboldt vor einigen Wochen vom Schlage getroffen ward, erregte dieser traurige Fall selbstverständlich in allen Kreisen Berlins einen großen Schrecken, wie die sichere Aussicht seiner Genesung jetzt dieselben allgemein erfreut. Der König besuchte täglich seinen alten treuen Freund, überzeugte sich von den Fortschritten seiner Herstellung und bewunderte die stets ungetrübte Frische seines mächtigen Geistes. Einen Beweis derselben gab Humboldt, wenige Stunden nach dem erlittenen Anfall, durch die schmerzhafte Anmerkung zu einer von Dr. Schönlein dem Könige in seiner Gegenwart geäußerten Besorgniß: „Daß der Kranke an der linken Seite nicht mehr gut würde stehen können." Humboldt sagte nämlich lächelnd: „O weh, dann werde ich mich an die rechte Seite halten und neben Gerlach stehen müssen!" So erzählen Wehls „Jahreszeiten."

Ein eigenthümlicher Proceß wurde unlängst von den englischen Gerichten entschieden. Ein anglikanischer Geistlicher hatte sich nämlich selbst mit seiner Braut getraut. Die Gerichte erkannten die Giltigkeit der Ehe an.

Neue Legitimationsurkunde. Vor der letzten Fastnacht reis'te ein Mainzer Commis in Auftrag seines Principals in Rheinhessen und wurde von einem Gensdarmen angehalten, um sich zu legitimiren. Auf seine Behauptung, er sey in Mainz in Condition, verlangte der Gensdarm ein Legitimationspapier. Da der junge Mann ein solches mitzunehmen vergessen hatte, so mußte er es sich gefallen lassen, in obrigkeitlicher Begleitung nach dem nächsten Cantonshauptort zu reisen. Da flog ihm plötzlich ein vor dem Schub rettender Gedanke durch den Kopf; er greift triumphirend in seine Brusttasche und holt den Rettungsstern hervor. „Sehen Sie hier, Herr Gensdarme!" rief er mit Zuversicht, „bin ich kein Mainzer?" — Der Arm des Gesetzes neigte sich vor solchem Beweismittel, das kein geringeres war, als der Narrhallastern, diese Legitimationsurkunde für den Eintritt in die Narrhalla, und jetzt auch patentisirtes Paßsurrogat.

Man schreibt aus **Kösen**, 4. März: In diesen Tagen wurde in der Saale zwischen Merseburg und Weißenfels ein Barsch gefangen, welcher nicht weniger als 74 vollwichtige preußische Pfund wog. Er

wurde natürlich mehrere Tage öffentlich gegen Entree ausgestellt.

(Seehund.) Dieser Ausdruck, bald schimpfend, bald scherzend gebraucht, wird klar, wenn man liest, wie sich die Seehunde am Meeresufer bei der Lauer auf ihre Weibchen betragen. Im Frühlinge erscheinen sie haufenweise, voran die männlichen, und sowie sie ankommen, ordnen sie sich in 3 Reihen, weit jedoch genug, um nicht von den Wellen erreicht zu werden, alle mit dem Kopfe nach dem Wasser zu. Der erste, diesem zunächst, hat den Ehrenplatz; ihn zu gewinnen und zu bewahren, kostet oft blutige Kämpfe, so daß er zuletzt dem größten und stärkstem bleibt; die Besiegten ziehen sich in die zweite Reihe zurück, aber auch hier warten ihrer neue Kämpfe, und unterlegen müssen sie in die dritte Reihe. Diese Streite scheinen aber ihren Ursprung nicht sowohl im Ehrgeize als in der Liebe zu haben, denn sobald die Weibchen, den Männern folgend, an's Land gehen, so stürzen die vordersten Männchen auf sie los und entführen sie nach den erstrittenen Plätzen. Allein ehe sie des alleinigen Besitzes der schönen Beute froh werden, müssen sie oft dieselbe noch gegen ihre Nachbarn vertheidigen und zuweilen geschieht es, daß während des Kampfes die Dame, die ihn erregte, von einem Hintermanne ergriffen und nach der dritten oder vierten Reihe gebracht wird.

Also wer auf eine gewisse Weise den Anderen verdrängt oder ihm einen Vortheil wegschnappt — das ist ein Seehund.

Beauregard gibt ein neues photographisches Verfahren an; durch dasselbe werden fixirbare Bilder mit natürlichen Farben unmittelbar durch die Camera obscura geliefert. Das Verfahren und der chemische Proceß des übermangansaueren Kali, Lakmustinktur, Ferritcyankalium, Schwefelsäure u. s. w. ist im polyt. Journal zu ersehen.

„S'Griawerl im KPi" (Das Krübchen im Kinn), so heißt ein in Wien vor wenigen Tagen erschienenes Liedchen, componirt von Hölzel, das dort so enormes Aufsehen macht, wie in Berlin und anderwärts vor etwa dreißig Jahren der von dem damaligen Tenoristen der Königsstadt, Jäger, gesungene „Erste Kuß". Damals wurden unsere Musikalienhandlungen auch von Damen fast gestürmt, die alle vom Commis den „Ersten Kuß" verlangten, natürlich auch erhielten.

(Der Witz der Oeconomie.) In einer Provinzialstadt wurde dem Direktor des Theaters vorgestellt, daß er doch oben auf dem dunklen Gang hinter der dritten Gallerie ein paar Gaslichter anbringen lassen möchte, weil es daselbst gar zu finster sey. „Das ist nicht nöthig," antwortete der witzige Direktor, „auf die dritte Gallerie gehen meist Handwerksgesellen und da bringt jeder seine Flamme mit."

In London wurde jüngst die ausgezeichnete Sammlung musikalischer Instrumente des Mr. James Goding versteigert, welcher zu seinen Lebzeiten bedeutende Summen darauf verwendet hatte. Es kamen unter anderm vor: eine prachtvolle Geige von Stradivarius, welche als die beste dieses Meisters galt, für L. 200, eine vom gleichen Verfertiger aus dem Jahre 1700 für L. 125, eine Geige von Joseph Guarnerius für L. 105.

Dreisilbige Charade.

Die zwei ersten Sylben.

Im Frühling kannst du mich überall schauen,
Auf Bergen, Wiesen und auf Auen,
Und wenn in Gottes freier Natur
Im Felde draußen die Blüthen keimen,
Auf unsern schönen Früchten-Bäumen.

Letzte Sylbe.

Den Namen eines Vogels bildet das Letzte,
Auch siehst du es häufig am schönen Feste,
Und gar ein Mancher in dieser Welt
Mich gern in seinen Händen hält.

Das Ganze.

Willst Du nun mein Ganzes finden,
Mußt Du von den ersten Sylben
Viele dir zusammen binden.

Auflösung des Räthsels in № 36:

Luftschloß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 38. Sonntag, 29. März 1857.

Villa Malta

Von Adolf Doerr.*

Sey, Villa, mir in Rom gegrüßt vor allen!
Dir nah' ich, wie mit grünem Palmenreise
Der fromme Pilger pflegt am Ziel der Reise
Zuerst nach einem Heiligthum zu wallen.

Seyd ehrfurchtsvoll gegrüßet, Römerhallen
Des königlichen Gönners, den ich preise,
Den einen König ich vor allen heiße,
Weil ihm das Reich der Geister zugefallen.

Ein goldner Früchtekranz hält euch umwunden,
Die Silberstrahlen der Fontänen schwanken
Und Schattenkühle winkt in Myrthenrunden.

Hier, Rom vor Augen, unter Lorbeerranken,
Begeht sein Genius geweihte Stunden,
Dem ihre Blüthe deutsche Künste danken.

* Aus dessen »Album aus Italien«. Aus Anlaß der erfolgten Reise seiner Majestät des Königs Ludwig von Bayern nach Italien mag das Sonett hier Aufnahme finden.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Fräulein Hulda, die reizende Dichterin, wie der gichtbrüchige Partikulier sie schmeichelhaft betitelte, war anfangs im Wahn gewesen, in Wernitz dem Herrn der Ruine zu begegnen, der besonders nach der romantischen Erzählung des Zwerges, die bald die Runde durch alle weiblichen Kreise gemacht hatte, der Gegenstand der allgemeinsten Neugier wurde.

Wie sehr war sie enttäuscht, als sie erfuhr, daß der Fremde, den sie in der Ruine getroffen, gegen den sie alle Minen einer unschuldigen Koketterie hatte spielen lassen, dem sie selbst die gelungenste Blüthe ihrer Muse, die schon seit Monaten in den schöngeistigen Zirkeln des Städtchens bekannt und berühmt war, das Lied auf den zertretenen Schmetterling mit so frischer, lebenswahr nachgespielter Begeisterung vorgelesen, — daß dieser Fremde nichts weiter als der Kammerdiener des eigentlichen Helden war.

Armer Wernitz, wie tief hatte die Pfeifenkopf-Fabrikantin sich vor ihm gebückt, wie artig das Fichtennadelbad in Person seiner Besitzerin ihm die Honneurs gemacht, wie schmachtend Hulda ihm beim Abschied die Hand gedrückt und dann mit plötzlichem Erröthen, als erschrecke sie über den unwillkürlichen Verrath ihrer geheimen Gefühle, ihre sanften, wasserblauen Augen niedergeschlagen, wie geistreich hatte man jede seiner Bemerkungen gefunden, wie eifrig die Andeutung aufgenommen, auch er sey Poet, und ihn gebeten, — dringend, inständigst gebeten, doch ja recht oft mit einigen seiner Poesien den anspruchslosen Kreis seiner neuen Bekanntschaft zu entzücken.

Armer Wernitz! Er hatte Alles geglaubt, alles als einen Tribut aufgenommen, den diese einfachen Thal- und Bergmenschen ihm, dem Vielerfahrenen, ihm, der die Höhen und Tiefen der Gesellschaft kennen gelernt und der sich den feinsten Ton in den Zirkeln der Hauptstadt angeeignet, in Anerkennung seines persönlichen Verdienstes darbrachten. Wie würde er seine Ansicht, als seyen die Berg- und Thalmenschen, weil der Natur näher, einfach, gerecht, ungekünstelt, vorwurfsfrei wie diese, als bedauerlichen Irrthum eingesehen haben, wären ihm folgende kleine Temperamentsveränderungen und Barometerstände in Fräulein Hulda's und ihrer Umgebung Tagesgeschichte bekannt gewesen.

Vor der Begegnung. Vormittags, nachdem der aufhörende Regen es erlaubte, Blumen an den Waldwegen zu pflücken und den Weg zur Ruine einzuschlagen, elektrische Spannung bei der Pfeifenkopf-Fabrikantin und bei Hulda; Neigung zu einem gelinden Strichregen bei ihrer Schwester, weil sie von der Mutter nicht die Erlaubniß erhielt, die ältere zu begleiten.

Während der Begegnung selbst: die elektrische Spannung entladet sich in der tief gefühlten Rezitation des zertretenen Schmetterlingsliedes und der Blitz trifft, aber sein Ziel verfehlend, Wernitz.

Tageshöhe, Zeit, in der Wernitz in die Familie der Fabrikantin geführt und als Zeugin von Hulda's Triumph die Besitzerin des Bades herbeigerufen wird. Heiteres Wetter auf allen Gesichtern, klarer Sonnenglanz, blauer Himmel, säuselnder Westwind. Kleine schwarze Wölkchen auf der Stirne der Vorsteherin.

Trennung: Sentimentale Abendröthe in Hulda's Herzen, goldige Hoffnungen am Horizonte der Fabrikantin, gelbliche Wolkenzüge des Neides in der Seele der Vorsteherin.

Bis dahin war alles gut, die jüngere Schwester war zum Besuch gewesen, hatte ihre Regenstimmung längst abgelegt und brachte die interessante Neuigkeit: Auf der Ruine befänden sich zwei Personen, ein junger Herr und ein Kammerdiener, letzterer nicht gerade alt, aber ältlich. Der junge Herr sey fast den ganzen Nachmittag im Garten bei Schulmeisters Antonie gewesen und habe mit ihr und den beiden Zwillingen Milch getrunken.

Jetzt veränderten sich die respektiven Wetterstände furchtbar. Der Barometer zeigte:

Bei der Mutter auf Sturm mit orkanartigem Ausbruche, der sich gegen die Koketterie und Unvorsichtigkeit der älteren Tochter richtete.

Bei dieser heftiger Platzregen der Ueberraschung und des Kummers, Aechzen der Beschämung.

Bei der Vorsteherin trübes Sternenlicht kränkenden Mitleids, einige helle Mondschimmer schlechtverhehlter Schadenfreude. Bei der jüngeren Schwester heiterer Nachthimmel.

Wernitz selbst, der von allen diesen Schwankungen des Quecksilbers der weiblichen Gefühle nichts wußte, befand sich in Frieden mit Gott und der Welt und freute sich auf seinen nächsten Besuch bei der Pfeifenkopf-Fabrikantin. Der Unglückliche, er hatte keine Ahnung davon, welchen Unterschied es im Leben macht, ob man Kammerdiener, oder der Herr ist!

Hulda, die noch immer in ihrem Innern nicht glauben wollte, daß der Fremde, der in seinem ganzen Wesen etwas Feines und Gebildetes hatte, wirklich nur ein Kammerdiener seyn sollte, beschloß ihre ehemalige Schulfreundin, die sie lange genug vernachlässigt hatte, zu besuchen. Vielleicht konnte sie etwas Genaueres erfahren.

Sie fand Antonie im Garten und damit beschäftigt, ihr Häuschen und den kleinen Kirchhof zu zeichnen. Wie sie sagte, hatte der jetzige Eigenthümer der Ruine, der gestern ihre Zeichnungen angesehen und von ihr erfahren, daß sie dieselben an Kunsthändler und Liebhaber verkaufe und von diesem kleinen Erwerb, sowie von weiblichen Arbeiten andererseits ihre Familie erhalte, die Zeichnung bei ihr bestellt.

Hulda that mehrere Fragen über das Aeußere des Fremden, sein Alter, seinen Namen u. s. w., die Antonie, so gut sie konnte, beantwortete. Nach allem stellte sich allerdings heraus, daß die Dichterin einen Fehlgriff gethan, während ein so unbedeutendes Ding, wie die Schullehrerstochter, sie, die nur aus Gnaden in einigen Familien zugelassen wurde, die nach dem Tode ihrer Eltern von Unterstützungen gelebt hatte, die wegen ihrer Armuth keinen Ball, keine Soirée, keine Landparthie mitmachen konnte, die Ehre gehabt, in ihrem Garten den vornehmen Herrn, den jungen Herrn, den reichen Herrn zu bewirthen und sogar von ihm mit einer Zeichnung beauftragt zu werden.

Mit dieser traurigen Gewißheit verließ Hulda Antonien und letztere sah weit heiterer aus bei ihrem Verschwinden, als bei ihrer Ankunft.

Und war das auch zum Verwundern? Die Arbeit, die sie vorhatte, erregte ihre ganze Aufmerksamkeit und beschäftigte auf das Angenehmste ihre Phantasie. Sie wollte etwas Ausgezeichnetes leisten, etwas, das dem Fremden, der so freundlich mit ihr, so zutraulich und liebevoll mit den kleinen Kindern umgegangen war, gewiß gefallen und ihn einst, würde er sich wieder aus diesem stillen Thale entfernen, an sie erinnern sollte. Denn so ganz wollte sie nicht in seiner Erinnerung schwinden, schon deßhalb nicht, weil sie fühlte, sie werde noch lange, lange, vielleicht für immer an ihn denken.

So wuchsen unter den zarten Fingern die Büsche auf und das kleine Häuschen schaute auf dem Papier so ziemlich wie in der Wirklichkeit. Die Stunden verflossen ihr mit beflügelter Eile und obgleich sie mit Stolz sich gestand, daß ihr selten eine Zeichnung besser gelungen, so war sie doch eher fertig, als sie es gedacht.

Aber nun mußte noch die Hauptsache gemacht werden. Sie wollte Adalbert überraschen, sie wollte

ihre beiden kleinen Geschwister zur Staffage der Landschaft benutzen. Da gab es ein Bemühen, die beweglichen und munteren Figürchen nur einigermaßen zum Stillstand zu bringen. Sie wurde ordentlich böse, wenn wieder und immer wieder der kleine Robert aus der vorgeschriebenen Stellung heraussprang, wenn Emilie, die sanfter und gehorsamer war, durch einen Schmetterling, durch einen Käfer, oder irgend ein anderes Hinderniß veranlaßt wurde, zu verschwinden, sobald sie die Augen des Schwesterchens auf dem Papier wußte.

Endlich nach hundert Unterbrechungen, Bitten, Versprechen, Drohungen war auch der schwierigste Theil fertig, und die beiden Zwillingsgestalten lächelten von der Schwelle des Häuschens her, so gemüthlich, so neckisch, so ähnlich, so reizend wie im Leben.

In die eine Ecke der Zeichnung, sehr versteckt zwischen Blumen und Grashalmen, setzte die Künstlerin ihren Namen. Da stand er nun, da konnte er ihn lesen und ihrer gedenken. Ach, sie wurde ordentlich wehmüthig bei der Vorstellung, wie mit diesem Namen sich nun die Erinnerung an ein so einfaches, bescheidenes, unbedeutendes Wesen verbinde!

Emma fragte, ob der Mann, mit dem sie gestern gespielt und der ihr bunte Bilder und schöne Spielsachen versprochen, auch bald wieder kommen würde. Robert zeigte sich ganz ungeduldig, daß er nicht da sey. Antonie mußte ihn beschwichtigen. Wer aber beschwichtigte sie, wenn sie selber ungeduldig werden sollte?

Doch nein, sie nahm sich vor, ruhig zu seyn, wie vorher. Floß doch ihr junges Leben sonst so sanft, so heiter hin. War sie nicht glücklich gewesen in ihrer Zurückgezogenheit? Die Zerstreuungen ihrer Altersgenossen hatten sie wenig gelockt. Die Beschäftigung mit ihren Geschwistern, mit ihren Arbeiten hatten fast ganz ihre Zeit, ihr Herz ausgefüllt. Sollte es anders kommen?

(Fortsetzung folgt.)

Freiherr v. Liebig über das Wasserglas.

Am 5. Januar Abends hielt der polytechnische Verein in München die erste Versammlung dieses Jahres. Diese jeden Monat stattfindenden Versammlungen erstreben die unmittelbare Verbreitung neuer gemeinnütziger Ergebnisse technischer Wissenschaften in allen Kreisen.

Die öffentliche Theilnahme erprobte sich seit Jahren durch den stets sich steigernden Besuch. So zahlreich dieser auch zu seyn pflegt, dies Mal hatte der Name Liebig die Räume überfüllt.

Frhr. v. Liebig spendete einen im schlichten Gewande meisterhaften Vortrag über das Wasserglas, dessen Anwendung und Bereitung. Veranlaßt durch den Brand des kgl. Hoftheaters*) hatte Oberbergrath v. Fuchs den Gedanken verfolgt, eine der Flamme widerstehende Tünche herzustellen, und erfand im Jahre 1822 eine chemische Mischung aus Quarz und Soda, eine Glasart ohne Kalk, welche wegen ihrer Löslichkeit in kochendem Wasser den Namen „Wasserglas" erhielt. Die Anwendungen dieses Glases sind äußerst mannigfach, — unter denen Frhr. v. Liebig für den Zweck seiner Mittheilung vorzüglich die Anwendung als feuerfeste Tünche, in der Malerei und als Kitte hervorhob.

Das gelöste Wasserglas umgibt den mit ihm überzogenen Körper mit einer Kruste, die so hartnäckig wie die Kieselerde dem Feuer widersteht. Mit diesem Stoffe sind nun alle brennbaren Theile der Einrichtung des kgl. Hoftheaters bekleidet. Welche Beruhigung hieraus, insbesondere für Solche, welche die Gasbeleuchtung mit Mißtrauen betrachten, erwächst, bewies ein dem Vortrage beigegebenes Experiment, bei welchem die Weingeistflamme, welche das mit Wasserglas übertünchte und bemalte Holz zerstören sollte, erlosch, ohne nur die Farben desselben zu beschädigen. Die Kostspieligkeit der bisher bekannten Bereitungsarten dieses Materials aber stand der Verbreitung dieser Anwendung nachtheilig im Wege; — Frhr. von Liebig theilte nun eine von ihm jüngst erfundene Erzeugung des Wasserglases mit, die jene Hindernisse beseitigt. In Hannover wurden noch nicht seit lange große Mengen von Infusorienerde, Strecken von 160 Fuß Tiefe (Mächtigkeit) und mehrere Meilen an Ausdehnung, aufgefunden; diese Erde, gebildet aus den Schalen unsichtbar kleiner Thierchen, findet sich, wie auch Herr Professor Dr. Schafhäutl bestätigte, allenthalben auch in Bayern und nicht in unbeträchtlichen Massen. Sie harren ihrer technischen Benützung. — Liebig gibt sie uns. Diese Infusorienerde ist eine amorphe Kieselerde, die sich in gewöhnlicher Lauge löst; — um mit ihr, statt mit Quarz, Wasserglas zu bereiten, ist kein

*) Ein ehemaliger Schüler des Erfinders berichtigt diese Angabe dahin, daß die Erfindung schon vor dem Brande gemacht wurde, aber beim Baue des neuen Theaters zum ersten Male größere Anwendung fand.

Schmelzprozeß nöthig. Zwölf Pfund Infusorienerde mit $7^3/_4$ Pfund Soda so lange gekocht, als eine Auflösung vor sich geht, und dann nach mittelst Kalkwasser geschehener Reinigung erkaltet, gibt mehr als 20 Pfund Wasserglas, dessen specifisches Gewicht dem der thierischen Gallerte nahe kommt.*) Ein Centner Infusorienerde, aus Hannover mit Boten oder Eisenbahntransport bezogen, kann ungefähr auf 10 fl. zu stehen kommen, die weiteren Kosten für Soda, Brennmaterial und Bereitungskosten mögen im höchsten Anschlage hiefür gleichfalls auf 10 fl. genommen werden, so ist der Preis eines Pfundes dieses Wasserglases höchstens 6 kr. — Der Vortrag des Freiherrn v. Liebig belegte diese Preisberechnung mit genauen Angaben aus seinen über die Kosten der Bereitung gemachten Aufschreibungen, und stellte fest, daß ein Pfd. dieses Wasserglases gegen das bisher im Handel gebotene den dritten Theil des Preises und das Doppelte an Gehalt besitzt. Die Tünche mit Wasserglas gibt überdies den Mauern ein marmorirtes mattes Weiß, statt des grell reflektirenden gewöhnlichen Anstriches, und bedarf zur Reinigung nach Jahren statt erneuten Anwurfes nur der Wäsche mit kaltem Wasser.

Diese Verträglichkeit mit Wasser bildet auch einen Vorzug des Wasserglases für die Malerei. Fenster und Kästen können mit Farben, die sich in Lauge nicht zersetzen, bemalt und unbekümmert mit kaltem Wasser auf das Sorgfältigste gereinigt werden. Diese Art von Glasmalerei ist zwar nicht so brillant, wie die mit eingeschmolzenen Farben, aber bei ihrer Billigkeit auch weiter, als nur für Prachtwerke, brauchbar. Die Faßmalerei mit Benützung des Wasserglases könnte, wie leicht ersichtlich, bedeutende Fortschritte machen. Auf dem Gebiete der Kunst hat Kaulbach die Gabe der Wissenschaft veredelt. Die Benützung des Wasserglases zur Wandmalerei schuf die Werke der Stereochromie. Die Fresken der neuen Pinakothek sind ihr großes Experiment. Die Farben bilden mit dem sandfreien Mörtel und der Bindung des Wasserglases Einen Körper, — sie werden durch die Einwirkung der Kohlensäure der Atmosphäre zu Stein.

Endlich gilt das Wasserglas als vortreffliche Kitte für Glas-, Steingut- und Porzellanwaaren, die sie verbindet, wie der beste Leim das Holz. Frhr. v. Liebig wies einen Krug von Steingut, dessen Griff mit diesem Bindemittel befestigt war, ohne das Kennzeichen des Bruches wahrnehmen zu lassen. Noch mehr aber überzeugte von der Güte dieser Kitte eine dünne Glasscheibe, welche an ihren etwa 2''' dicken Enden zusammengefügt, trotz der kundigen Versuche eines Glasermeisters nur an ungekitteten Stellen brach.

Zum Schlusse des Abends zeigte Frhr. v. Liebig noch als niedliche Neuigkeit ein feines sehr elastisches Leder, aus Darm bereitet, welches freilich werth wäre, schönen Händen zärtlich sich anzuschmiegen, das aber auch für engwissenschaftliche Zwecke nützliche Anwendung verspricht. Der Vortrag währte nahe an $1^1/_2$ Stunde und schloß unter freudig dankbaren Zurufen der Versammlung.

*) Die Soda muß jedoch zuerst im Wasserglas gelöst, mittelst Zusatz von frischgebranntem Kalk in Aetzlauche umgewandelt werden, indem der gebrannte Kalk der Soda die Kohlensäure entzieht, und dann erst muß die Infusorienerde der, vorher von dem sich zu Boden setzenden Kalk klar abgegossenen Aetzlauge unter fortwährendem Kochen zugesetzt werden.

Räthsel.

1. und 2. Sylbe.

Sie sind ein deutscher Völkerstamm,
Der weit sich ausgebreitet;
Und ins Gebiet der Gallier drang,
Das mancher Fluß durchschneidet.

3. Sylbe.

Du find'st sie in der Wüste nicht,
Noch auf den Meeresflächen;
Obgleich in ihrer Mitte sich
Die Wellen murmelnd brechen.
Nur zwischen Bergen groß und klein,
Da wird sie wohl zu finden seyn.

Das Ganze.

Es lieget in der Vorder-Pfalz
Von Fluren rings umgeben;
Und am Gebirg, nicht weit davon,
Dort wachsen edle Reben.

H. *

Auflösung des Räthsels in Nr. 37:

Blumenkranz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 39. Dienstag, 31. März 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Antonie wünschte es nicht, sie wollte es nicht wünschen. Der schöne Fremdling war eine poetische Erscheinung in ihrer Einsamkeit, ein Gruß, den das große, bewegte Leben dem stillen und kleinen Leben sandte. Was ist ein Gruß anders als ein verklingender Ton, so freundlich er auch hallt, so angenehm er die Seele berührt.

Nahende Tritte ließen sie aus ihrer Träumerei aufwecken. Sollte er schon kommen und das Bild abholen? Nun, Gott sey Dank! fertig war's und so gut gelungen, als ihre Hand vermochte. Sie blickte nach dem Wege, der zum Häuschen führte. Aber sie sah nicht Adalbert, sondern die finstere Gestalt des Zwerges in Begleitung eines ihr Unbekannten.

Beide traten in den Garten und näherten sich dem Orte, wo Antonie saß.

„Mein Fräulein," begann Martagon, nachdem ihn Moses als seinen hohen Gönner und Freund vorgestellt hatte, „ich dachte erst, dieser abgelegene Ort berge nur ein unbekanntes und köstliches Juwel, Ihren Jugendbekannten Moses, — Sie dürfen über dieses rückhaltlose Lob nicht ungehalten werden, Moses, da es nur eine Wahrheit ist, — jetzt sehe ich aber, daß sich noch eine Perle hier befindet, die ebenfalls Bewunderung verdient. In der That, diese Zeichnung — er nahm die auf dem Tische liegen gebliebene Zeichnung und betrachtete sie mit Kennermiene — ist einer Meisterhand würdig."

„O Sie schmeicheln, mein Herr!"

„Nicht im Geringsten. Welche Feinheit in den Umrissen, welche Grazie in der Ausführung! Sie haben aus dem einfachsten Gegenstande ein wahres Kunstwerk gemacht. Und dann diese einzigen Kindergestalten! Ist diese Zeichnung zu haben? Ich würde glücklich seyn, sie in meinem Besitze zu sehen!"

„Sie ist bestellt."

„Wie sehr bedauere ich dies. Doch vielleicht wartet der Besteller noch und Sie haben Zeit, eine ähnliche zu fertigen, während Sie mir diese überlassen?"

„Es ist mir leider unmöglich," sagte Antonie, die Augen niederschlagend, da Moses sie mit seinen forschenden Blicken durchbohrte.

„Nun wohl, dann findet sich vielleicht anderweitig für mich Gelegenheit, in den Besitz eines Ihrer Kunstwerke zu gelangen. Lassen Sie mich jetzt auf den eigentlichen Gegenstand meines Besuches kommen. Es ist sehr wichtig für Sie und ich hoffe, daß diese Unterredung für uns Alle das erfreulichste Resultat haben wird."

Antonie schwieg, eine weitere Eröffnung erwartend. Ihr Herz pochte; was konnte dieser Mann mit den unheimlichen Augen und der kalten markirten Physiognomie ihr mitzutheilen haben?

„Mein Fräulein," fuhr Martagon fort, „durch Zufall bin ich zur Kenntniß eines Herzensgeheimnisses gekommen, das Sie betrifft. Ich bin auf einer längeren Reise, die ich mache, eigens nach diesem abgelegenen Orte gekommen, um einen Mann zu sehen, dem ich schon seit Jahren die innigste Bewunderung zolle und vor dessen tiefem Genie ich mich beuge. Sie wundern sich vielleicht, wenn ich Ihnen sage, daß dieser Mann Niemand anders als Moses ist. Sie glauben nicht, daß er auch außerhalb genannt und geschätzt wird? Dennoch ist es so. Ich will Ihnen jetzt nur andeutend erklären, was Sie später genauer erfahren sollen, daß die Resultate seiner Forschungen auf dem Gebiete der praktischen Naturwissenschaften von einer Gesellschaft ausgebeutet worden sind und daß sie ungeheuere Erfolge gehabt haben, noch größere

haben werden. Ich kam hierher, um Moses zu bewegen, mir zu folgen, um in einem bedeutenden Wirkungskreise vor den Augen der Welt eine Thätigkeit zu entfalten, die hier im Geheimen begann, die öffentlich werden und ihn mit dem Ruhme der großen Entdecker, der großen Beförderer menschlicher Glückseligkeit umstrahlen wird."

Er machte eine Pause, um die Wirkung seiner Worte zu beobachten. Da sie schwieg, so fuhr er fort:

„Wissen Sie, daß Moses mein Anerbieten ausschlug, daß er unbeachtet, unbekannt, vergessen bleiben will, blos weil er Sie liebt, weil er sich von Ihnen nicht trennen kann? Zwar wie Sie ihn da sehen, ist er nicht, was er scheint, er ist ein Zauberer, der mit einer Handbewegung Pracht und Reichthum aus dem Nichts hervorrufen und es der zu Füßen legen kann, die sein Herz gewonnen hat. Aber das ist nur das Unbedeutendste gegen jene Größe, die ihm die Zukunft aufbewahrt."

„O mein Herr," unterbrach Antonie den Redner, „ich wünsche meinem Jugendfreunde das glänzendste Loos und werde mich darüber freuen, als träfe es mich. Was seine Gefühle anbelangt, so kenne ich sie und er kennt die meinigen. Es ist nutzlos, weiter davon zu sprechen."

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Zwerges. Er entfernte sich gesenkten Hauptes.

„Es ist von der höchsten Nothwendigkeit, mein Fräulein, und da wir hier allein sind, lassen Sie uns ganz offen reden. Ich weiß, daß im natürlichen Lauf der Dinge nur wenige Frauen einen von der Natur so Verwahrlosten, wie Moses es ist, lieben werden. Eine solche Liebe ist eine Aufopferung, aber eine der edelsten Art. Die Geschichte hat einige Beispiele dieser Gattung aufbewahrt, sie sind erhaben, wie die Poesie, groß wie die Trauer einer großen Seele. Doch verlieren wir uns nicht in ideale Regionen. Betreten wir den Boden der Wirklichkeit. Sie werden das Weib eines Mannes, der einst über Millionen gebieten wird und das in kurzer Zeit. Dieser Mann ist, äußerlich betrachtet, der Auswurf seines Geschlechts, doch nur der äußern Form nach; denn seine Seele ist rein, gut und groß. Wer aber wird nach der Form fragen, wenn sie durch die ungeheuersten Vortheile aufgewogen wird! Er wird über unermeßliche Mittel gebieten, Sie über ihn, Sie werden noch mehr Gebieterin seyn, als er. Sie kennen das Leben noch so wenig. Sie werden finden, daß es für die leichte Unbequemlichkeit, an einen äußerlich widerwärtigen Gatten geknüpft zu seyn, tausend Entschädigungen gibt. Die Liebenswürdigsten, die Geistreichsten, die Stolzesten, werden zu ihren Füßen liegen und fürwahr, wenn Sie, die Sie in dieser Einfachheit schon das Bild des höchsten Reizes darstellen, erst in Pracht und Schimmer glänzen werden, so werden sie höher stehen, als eine Königin."

„Genug der Worte, ich will nicht mehr hören, mein Herr. Nie werde ich thun, was mir das Herz verbietet und es verbietet mir zu thun, was Sie rathen."

„Das Herz, — das Herz, — man ruft es bei jeder Thorheit. Hören Sie mich! Ich gebe Ihnen acht Tage Bedenkzeit. Sie können sich nicht weigern, Sie müssen auf meine Vorschläge eingehen. Eine Ihnen unbekannte Macht verfügt über Ihr Schicksal, wo werden Sie, unbeschützt, allein wie Sie sind, Widerstand leisten können? Aber was geschieht, geschieht nur zu Ihrem und Ihrer Geschwister höchstem Vortheil. Sie werden es einst einsehen und die Hand segnen, die wider Ihren Willen Ihre Bahn bestimmt. Ich lasse Sie jetzt allein. Wir werden uns jedoch wiedersehen. Bis dahin leben Sie wohl!" Er entfernte sich und ließ Antonie in der größten Bestürzung zurück.

„Eine unbekannte Hand verfügt über Dein Schicksal, wie wirst Du unbeschützt, allein ihr Widerstand leisten können?" murmelte sie. Ach nie hatte sie so tief wie im jetzigen Augenblick ihre verlassene Lage gefühlt, das Geheimniß, das Moses umgab und wovon der Schleier nur gelüftet war, um es desto dunkler erscheinen zu lassen, weit entfernt, sein Bild vor ihre Seele zu rufen, erschreckte sie, erschütterte sie. Wer hatte gedacht, daß dieses unselige Geschöpf, welches die Menschenliebe ihres Vaters aus Staub und Elend gerettet, auf dunklen, unbekannten, unbegreiflichen Wegen das werden konnte, was der Fremde aus ihm machte. Sie war versucht, alles, was sie gehört, für einen wirren, gespenstigen Traum zu halten.

„Nein," rief sie aus, „ehe ich ihm gehöre, lieber weihe ich mich dem Tode!" und ihre Thränen flossen reichlich auf die bleiche Sammtwange herab. Aengstlich schmiegten sich die beiden Kleinen, die herzugekommen waren, an ihre Schwester und schienen mit ihren unschuldsvollen Aeuglein nach der Ursache dieses Kummers zu fragen.

Plötzlich rief Robert:

„Da kommt der Mann, da kommt der Mann," und eilte auf Jemand zu, der soeben in den Garten trat.

(Fortsetzung folgt.)

Ueber den Ausdruck „Pferdekraft".

Bei der großartigen Verwendung, welche der Wasserdampf, seiner elastischen Kraft wegen, in der Industrie durch die Dampfmaschinen gefunden hat, hört man oft den Ausdruck „Pferdekraft", um die Arbeitsleistung zu bezeichnen, deren irgend eine Maschine fähig ist. So sehr auch die Kraft, welche die alte Welt aus den Angeln zu heben droht, bei unsern Lesern bekannt ist, so ist dennoch der Begriff, den man mit dem Ausdruck „Pferdekraft" verbindet, so vielseitig und unbestimmt, daß wir glauben, unsern Lesern einen Dienst zu erweisen, wenn wir aus Abel's „Natur" denselben zur Berichtigung ihrer Ansicht Folgendes mittheilen.

„Alle Arbeit, welche eine Maschine verrichtet, können wir auf eine Last reduciren, die sie in einer bestimmten Zeit eine bestimmte Strecke hoch hebt, und dieses Maß, das Fußpfund, d. h. ein Pfund Gewicht, gehoben um einen Fuß, dient auch im Leben als Ausdruck der Arbeitsleistung einer Maschine. Der Bequemlichkeit wegen, welche kleinere Zahlen darbieten, bedient man sich bei den Dampfmaschinen des Ausdrucks „Pferdekraft". Unter einer solchen versteht man, daß die Maschine im Stande ist, 33,000 Pfund innerhalb einer Minute 1 Fuß hoch zu heben, oder circa 500 Pfd. in einer Secunde. Diese Art der Bestimmung ist von England aus mit den Maschinen zu uns gekommen. In der ersten Zeit wurden die Dampfmaschinen dort vornehmlich für den Betrieb der Pumpen in den Bergwerken verwendet, und da sie die Pferde bei dieser Arbeit ablösten, um sie für immer zu ersetzen, so lag diese Art des Vergleichs der Arbeit sehr nahe. In dem Ausdruck „Pferdekraft" liegt der Natur der Sache nach etwas Unbestimmtes; man wählte bei dieser Bestimmung die kräftigsten Pferde aus und ließ sie unter den günstigsten Bedingungen arbeiten. Bei der Dampfmaschine wird durch diesen Ausdruck aber ein bestimmtes, feststehendes Maß ausgedrückt. Wir haben aber hier zu bedenken, daß ein Pferd nur den dritten Theil des Tages in voller Kraft zu arbeiten vermag, während die Dampfmaschine keiner Erholung bedarf, um die erschöpfte Kraft zu erneuern. Hierauf nahm man früher auch Rücksicht, so daß man die Arbeit der Maschine nicht mit der Zahl der auf einmal arbeitenden Pferde verglich, sondern mit einer dreifach größern. In so fern war die ältere Bezeichnungsweise eine richtigere, als nun auf beiden Seiten eine ununterbrochene Arbeit stattfinden konnte und die Leistungen bei gleicher Zeit übereinstimmend waren. Jetzt brauchen wir die Leistungen einer Maschine nicht erst aus der Erfahrung kennen zu lernen, wir berechnen sie sogar schon unmittelbar aus der Zeichnung."

Mannigfaltiges.

Das Tischrücken lebt wieder auf. Seit einiger Zeit ist in Paris ein wunderthätiger Magus aufgetreten, der den Leuten die Köpfe und Möbel verdreht. Es ist der Amerikaner Hume. Er hat die Klopfgeister, deren Credit bereits gänzlich gesunken war, wieder in Aufnahme gebracht. Die Gueridons fangen wieder zu tanzen an. Herr Hume entfaltet seine Wunderthaten besonders in vornehmen Kreisen, wo der Glaube an ihn von Tag zu Tag unerschütterlicher wird. Er läßt nicht nur die Tische reden, sondern commandirt auch auf den Wunsch der Gläubigen die Verstorbenen herbei, welche dann aus dem Mahagoni oder Palisander jede an sie gerichtete Frage klopfend beantworten und sogar ihren früheren Bekannten unsichtbar die Hände drücken. Es wird dem Herrn Hume bei seiner Rückkunft in die neue Welt gewiß schwer fallen, seine Landsleute glauben zu machen, daß ihm in der geistreichsten Stadt der Welt so viel geglaubt worden.

Das schwerste Stück goldhaltigen Quarzes, das bisher in England gesehen worden, ist jetzt in London zu sehen. Es wiegt 500 Pfund und zeigt außen wenig Gold, hat aber, wie Kenner annehmen, innen desto mehr, so daß sein Werth auf 20,000 Pfd. St. geschätzt wird. Es traf aus New-Süd-Wales ein.

Unter den diesjährigen Konfirmanten in Karlsruhe erscheinen vollkommen gewachsene Drillinge: 2 Knaben und 1 Mädchen.

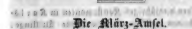
Landwirthschaftliches.

(Grüne Rosen am Stocke zu erziehen.) Man pflanze neben einem Rosenstrauche eine Stechpalme (agrifolium, ilex aculeata baccifera, Stechapfelbaum). Hat die Stechpalme recht Wurzel geschlagen, so spalte man ein Reis derselben mitten durch, schiebe ein Reis des Rosenstocks bis an das Auge in die Spalte und biege dieses auf die andere Seite. Hierauf verbinde man die Spalte

auf das Genaueste mit etwas Hanf oder Flachs, damit keine Luft in die gemachte Wunde eindringe. Hat nun das auswärts stehende Auge des Rosenstockes getrieben, so trennt man den Rosenstock von der Stechpalme, und man erhält nunmehr grüne Rosen.

Literarisches.

Das Bilderbuch zur Unterhaltung und Belehrung für die Familie, für Alle und Jeden, welches unter dem Titel „Die illustrirte Welt" jeden Monat in Stuttgart zum Preis von 18 kr. pr. Heft erscheint, behauptet seine ehrenvolle Stellung auch für den Jahrgang 1857. Es hat um so größere Ansprüche auf allgemeine Verbreitung, da es auf die Kasse seiner Leser und Abnehmer unglaublich geringe Ansprüche macht. Die bis jetzt erschienenen und vorliegenden 3 Monatshefte (Januar, Februar, März) pro 1857 bestätigen unsere Behauptung, daß die Schönheit ihrer Abbildungen und die Reichhaltigkeit des Stoffes von wenig andern derartigen Bilderbüchern erreicht wird. Einige Beispiele mögen zugleich für die Mannigfaltigkeit des Inhalts zeugen. Wir heben hervor: Das Sebaldusgrab zu Nürnberg; Giraffe im Jardin des Plantes zu Paris; Neujahrsfeier in den Vogesen; Winterpalast zu St. Petersburg; ein Robbenkampf; der Montblanc; Ansicht der Champs élysées zu Paris; Mozart, seine Schwester und sein Vater im Jahre 1763 zu Paris; der Kreml in Moskau; die Wendeltreppe im Schlosse zu Blois; Feuerwerk im Salzbergwerke von Wieliczka. Dazu kommen niedliche Genrebilder zu den Erzählungen, Holzschnitte nach berühmten Gemälden, Bildnisse einzelner Personen u. s. w. In umsichtiger Weise ist Belehrendes und Unterhaltendes vertheilt.



Die März-Amsel.

O sey gegrüßt, du holder Frühlingsbote,
Wie lieblich tönt dein schmelzender Gesang;
Du hauchst ihn aus beim ersten Morgenrothe
Und Abends bei der Sonne Untergang.

Du bringst zuerst die freudenreiche Kunde,
Daß die Natur aus ihrem Schlaf erwacht;
Du sagst es uns in früh und später Stunde,
Daß uns nun bald der Lenz entgegenlacht.

Doch mischest du zum heitern Sang die Klage,
Wehmüthigfroh ergreifest du das Herz,
Es tönt aus deiner Melodien-Sprache,
O Lenzesbote, tiefempfundner Schmerz.

Ach, wohl verstehe ich dein still Betrüben;
Den Klageton, er lispelt weich und lind,
Daß manches Herz, daß Viele uns'rer Lieben,
Seitdem du schied'st, von uns geschieden sind.

*.

Zweisylbige Charade.

Meine Erste, meine Zweite,
Wollt ihr, daß ich sie euch deute,
Nun so kommt und hört!

Aus der Ersten sich erheben
Seht die Zweite, und sie eben
Gibt der ersten Werth.

Ist die Zweite stolz sich streckend,
Schmiegt die Erste, Lieb' erweckend,
Ihr zu Füßen sich.

Unzertrennlich sind die Beiden,
Und doch mußt du Eine meiden,
Grüßt die Andre dich.

Zu der Einen, zu der Andern
Kam das Ganze oft im Wandern,
Doch zum Bleiben nicht.

Weiter trug es seine Schritte
Hin in großer Städte Mitte,
Wo es Lorbeern bricht.

Wo es immer hingekommen,
Ward es freundlich aufgenommen,
Tönt' ihm Jubelklang.

Aber schön're Tonesspende
Ist es, die durch seine Hände
Oftmals zu uns drang.

Auflösung des Räthsels in № 38.

Frankenthal.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 40. Freitag, 3. April 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Es war Adalbert. Hastig suchte Antonie ihre Thränen abzuwischen und dem Ankömmlinge ein freundliches Gesicht zu zeigen. Aber er bemerkte, daß sie geweint hatte, und sich an ihre Seite setzend, fragte er bekümmert:

„Wie, mein Fräulein, Thränen in Ihren schönen Augen?"

„Ja," sagte Emma kindisch schwatzhaft, „Moses ist hier gewesen und als er weggegangen war, hat die gute Toni geweint. Aber nun Du hier bist, Mann, wird sie nicht mehr weinen. Nicht wahr, Toni?"

Sie hob die kleine Fragerin an ihr Herz. Adalbert errieth Alles.

„Wie, mein Fräulein," nahm er das Wort, „sollte der Unglückliche Ihnen durch das Geständniß seiner Leidenschaft Kummer gemacht haben?"

„So haben Sie errathen, daß —"

„Er hat mir selbst sein Herz offenbart."

Und Adalbert erzählte seine nächtliche Begegnung mit Moses.

„Dann habe ich keinen Grund, Ihnen meine heutigen Erlebnisse zu verschweigen," sagte Antonie. Sie theilte ihm ihr Gespräch mit Martagon mit. Er dachte lange nach.

„Welch unerhörte Verwicklungen," rief er endlich, „und auf welchen dunklen Hintergrund lassen sie einen Blick werfen! Doch was auch die Lösung des Geheimnisses sey, in das Moses und sein Begleiter gehüllt sind, Sie, Antonie, dürfen nicht die Beute, nicht das Opfer dieser Menschen werden. Ich segne mein Geschick, das mich zu Ihnen geführt hat. Der Muth eines guten Gewissens und eines fühlenden Herzens stehen zu Ihrem Dienst. Jener Elende soll sich irren, wenn er meint, daß Sie schutzlos sind. Er wird Vertheidiger bereit finden, mit denen er nur einen ungleichen Kampf eingehen kann."

„Jener Mensch scheint rücksichtslos in der Wahl seiner Mittel zu seyn," bemerkte Antonie, „und ich zittere für die Sicherheit dessen, der sich ihm in den Weg wirft. Nein, setzen Sie sich keiner Gefahr aus um meinetwillen, edler Freund. Ich habe schon den Plan zu meiner Rettung gemacht. In der Hauptstadt dieser Provinz wohnen entfernte Verwandte von mir, zu ihnen werde ich fliehen. Sie sind arm, aber ich werde ihnen nicht zur Last fallen, da meine geringen Talente mir die Mittel gewähren, mich und meine Geschwister zu erhalten. Dort werde ich sicher seyn. Hätte mich nicht die Anhänglichkeit an die Stätte meiner Geburt, an den Ort, wo das Grab meiner theuern Eltern sich befindet, zurückgehalten, ich wäre längst nicht mehr hier. Wollte Gott, ich hätte mich früher losreißen können!"

„Und so wollen Sie fliehen," sagte Adalbert unwillkürlich, „dieser kleine Garten soll nicht mehr Ihre holde Gestalt, nicht mehr die Ihrer reizenden Zwillingsgeschwister zeigen; die kleine Hütte, in der Sie lieblich walteten, soll verwaist stehen, und ich, wenn ich hierher komme, ich, der ich Sie eben erst hier entdeckte, soll fortan immer vergebens nach Ihnen spähen?"

„Mögen Sie," sagte Antonie feuchten Auges lächelnd, „dieses Andenken von meiner Hand bewahren!" Sie nahm die Zeichnung vom Tisch und überreichte sie ihm.

Er betrachtete sie mit empfindungsvoller Wehmuth.

„So zerrinnen," sagte er, „die schönen Bilder des Glückes, welche Hoffnung, ob tausendmal getäuscht, immer wieder mit milder Hand auf das leere Gewebe der Gegenwart zaubert! Wie freundlich hatte ich mir die Zukunft hier ausgemalt!

Einem Leben entflohen, dessen Oede nicht der laute Schwall bedeutungsloser Zerstreuungen, trügerischer Genüsse auszufüllen vermochte, suchte ich Frieden und Glück in der Einsamkeit. Hier sah ich Sie und die Ihrigen. Wie entzückte mich dies Bild, wenn ich es mit der Vergangenheit verglich! Hier in dieser Enge, die doch nirgends das Herz beschränkt, hier wäre ich gesund geworden. Die trüben Hefen der Erfahrung hätten sich gesenkt und wie klar hätte der Wein des Lebens wieder im Glanz einer schönen Sonne gefunkelt. Und es soll nun nicht seyn! Jetzt erst wird die Einsamkeit, die ich suchte, mir wahrhaft einsam erscheinen und das Glück, das ich zu finden träumte, wieder unerreichbar wie sonst."

Er nahm die Kinder auf seinen Schooß und blickte bewegt in ihre anmuthigen Gesichter.

„O Sie werden Alles finden, was Sie suchen," sagte Antonie mit gepreßtem Herzen, „und der Traum eines Tages wird einst nur noch der Schatten eines Schattens in Ihrer Erinnerung seyn."

„Nie, Antonie," rief er, „ich fühle es! Nie!" wiederholte er, die Kinder sanft auf die Erde setzend und, durch einen unbekannten Drang getrieben, aus dieser ihm liebgewordenen Umgebung sich losreißend. „Leben Sie wohl, wir sehen uns noch, ehe Sie scheiden!"

Er entfernte sich.

Sie sah ihm lange nach. Welches Gefühl legte wohl diesen tiefen Ausdruck in ihren Blick und ließ ihr Herz in einem aus Leid und Glück gemischten Rhythmus schlagen? Sie wußte es nicht; oder hätte sie es gewußt, sie hätte es sich nicht gestanden; oder hätte sie es sich gestanden, sie hätte das Geheimniß in die tiefste, die geheimste Falte ihrer reinen Seele zurückgedrängt.

* * *

Adalbert eilte hastigen Schrittes nach der Ruine und bat, hinangekommen, Wernitz, der zu freundschaftlichen Mittheilungen aufgelegt ihm entgegentrat, ihn allein zu lassen.

Er warf sich in einen Stuhl und stützte das Haupt in seine beiden Hände.

Jene seltsamen Schauer durchbebten, durchzuckten sein Inneres, die wie Flügel des Todes manchmal über ihm schwebten, die ihn lockten, ein Ende zu machen, — ein Ende all dem Auf- und Abwogen zweckloser Gefühle, zwecklosen Strebens, wesenloser Erscheinungen und sich selbst als der wesenlosesten, — wie er in seinem Briefe geschrieben.

Der Mond flimmerte ihm wie eine Leichenfackel über einem ungeheueren Kirchhof und alles Leben schien ihm nur eine große Lüge, eine verhüllte Verwesung, geschminkter Moder und Staub.

Und er wandelte in diesem Chaos nichtiger Schatten, ein nichtiger Schatten selbst und sich dieser Nichtigkeit bewußt.

Was hielt ihn zurück, auch diesen schwachen Bewußtseynsschimmer auszulöschen, niederzureißen die Scheidewand zwischen dem Reiche der hohlen Täuschung und zwischen dem ewig stummen Nichts?

Wo in dieser webenden und lebenden Leere klang ein tröstender Ton? Er hörte das Lachen der flüchtigen Freude, das Wimmern des gleich flüchtigen Schmerzes, den Donnerruf des Schlachtenmuths und das sinnlose Toben der Raserei, — tausend verschiedene Stimmen klangen in einander und was war dieser furchtbare Ineinanderklang anders, als ein ewig furchtbares Schweigen?

Kein tröstender Ton in der Unermeßlichkeit der Töne, im unendlichen Raum, im Riesengarten stets auf- und abblühender Welten, kein kleiner Ort zum dauernden Glücke ladend, im Chaos dieser Gestalten, der rinnenden Tropfen des allumfließenden Zeitozeans keine freundliche, — keine liebe Gestalt! Und leise Stimmen, wie Sirenengesang aus murmelnder Wogen Chor, flüsterten, lockten, schmeichelten: „Ein Ende, — ein Ende all diesem Auf- und Abwogen zweckloser Gefühle, zwecklosen Strebens, wesenloser Erscheinungen und Dir selbst, der wesenlosesten!"

Da traf sein starrer Blick ein Blatt, das vor ihm auf dem Tische lag. Zwei Engelsköpfchen blickten ihn unschuldig lächelnd an. Blühende Büsche umkränzten das stille Häuschen und der Friedhof, derer wartend, die darin lebten, lag doch so ruhig, so freundlich daneben. Der Engel des Todes und der Engel des Lebens reichten sich über der epheuumkränzten Mauer die Hand.

Es war nicht mehr die Zeichnung, die er sah. Es wuchs und webte alles in schlichter Wirklichkeit vor seinen Blicken, und sein Auge suchte nur nach einer Gestalt. Auch sie tauchte auf, thränend und lächelnd. — Da verließen ihn die Schauer und die Flügel des Todes entschwebten; es verklang der Sirenenruf, eine Thränenwoge strömte in sein Auge. Wie war es so süß, der Thränen lang vergessenes Glück wieder zu finden!

(Fortsetzung folgt.)

Landwirthschaftliches.

(Rathschläge für Anfänger in der Obstbaumzucht.) Man hört oft die Klage, daß junge Obstbäume bald nach dem Pflanzen wieder absterben oder doch nicht recht vorwärts kommen. Die Ursache dieser Erscheinung wird dann von Unkundigen häufig in Verhältnissen gesucht, in denen sie in der Wirklichkeit nicht liegt, wie z. B. in der Bodenart, dem Klima, die der Obstbaumzucht nicht günstig seyn sollen, während die eigentliche Ursache dabei unbeachtet bleibt. Dieser Umstand trägt dann häufig die Schuld, daß der Anfänger in der Obstbaumzucht gar bald wieder von seinem ursprünglichen Eifer zurückkommt und dem niederschlagenden Gedanken Raum gibt, daß doch alle Mühe im Voraus verloren sey und die Gegend sich eben nicht für diese Kultur eigne. Und doch liegt in vielen Fällen die Hauptursache des Mißlingens in nichts Anderem, als in dem fehlerhaften Baumsatz, namentlich darin, daß man seine Bäume zu tief setzt, die dann in Folge der zu tiefen Lage des Wurzelhalses im Boden mehr oder weniger siechen und unfruchtbar bleiben. Herr Garteninspektor Lucas in Hohenheim macht daher in seiner Monatsschrift für Pomologie und praktischen Obstbau (Jahrgang 1856, 3. Heft), mit Recht darauf aufmerksam, daß die meisten Klagen über allerlei nachtheilige Zustände sich auf einen zu tiefen Stand des Baumes zurückführen lassen. „Man glaubt gar nicht, welchen großen Einfluß ein auch nur wenig zu tiefer Stand des Baumes auf Gedeihen, Fruchtbarkeit, Ausbildung und Güte der Frucht hat. Bei den Landleuten findet sich dieser Fehler des Tiefpflanzens noch gar zu oft verbreitet, daher edlere Sorten, die eine gewisse höhere Wärme des Bodens gewöhnlich verlangen, sich nur schwer Eingang bei ihnen verschaffen. Je tiefer ein Baum steht, desto weniger wird die Erde, in der sich seine Wurzeln befinden, durchwärmt seyn.“ Man betrachte nur die Waldbäume, nur die wilden Obstbäume, welche die Natur selbst ausgesät hat und man wird immer finden, daß ihr Wurzelhals etwas über dem Boden hervorsteht und sie gleichwohl dabei den kräftigsten Wuchs zeigen. Man kann daher noch unerfahrenen Baumzüchtern nicht genug folgende Vorsichtsmaßregeln zur Nachachtung empfehlen: 1) Man fülle die Baumgruben (welche 2—3 Fuß tief und 6—7 Fuß weit seyn dürfen), 3—4 Wochen vor dem Baumsatz wieder eben zu, damit sich unterdessen die Erde setze und der Baum später nicht mit derselben zu tief einsinke. 2) Der Baum werde so gesetzt, daß anfangs sein Wurzelhals 1 Schuh höher sich befinde, als das umliegende Niveau des Bodens, mit der besseren Erde und dem Kompost werden die vorher stark benetzten Wurzeln umgeben und alle Räume innerhalb der Wurzelkrone ausgefüllt und mit dem geringsten Boden die natürlich nothwendige Auffüllung um den Baum herum gemacht. Dieselbe wird gegen den Stamm hin muldenförmig sanft vertieft. 3) Der frisch gesetzte Baum werde anfangs nur locker an den Pfahl gebunden, damit sich der Baum noch setzen kann. Nach völligem Setzen der Erde des Baumlochs steht der Wurzelhals — der empfindlichste Theil der Wurzel gegen Nässe — noch immer $^{3}/_{4}$ Fuß höher als der umliegende Boden, was dem Baum jedenfalls zusagender ist als das Gegentheil.

Herr Garteninspektor Lucas hat bei der Obstausstellung in Naumburg im Jahr 1853 die Aufgabe gelöst, ein kleines Sortiment Aepfel und Birnen, je 10 Sorten, als die der Verbreitung würdigsten zu bezeichnen und zu rechtfertigen. Dieselben sind folgende. I. Aepfel: 1) Pariser Rambourreinette, 2) englische Wintergoldparmäne, 3) calvillartiger Winterrosenapfel, 4) Carmeliterreinette, 5) der Gravensteiner Apfel, 6) die große Kasseler Reinette, 7) der rothe Wintertaubenapfel, 8) edler Winterborsdorfer, 9) Luisenapfel, 10) großer rheinischer Bohnapfel. II. Birnen: 1) weiße Herbstbutterbirne, 2) Grumkower Winterbirne, 3) Napoleonsbutterbirne, 4) Forellenbirne, 5) Capiaumont's Herbstbutterbirne, 6) Coloma's Herbstbutterbirne, 7) Coloma's köstliche Winterbirne, 8) Hardenpont's Winterbutterbirne, 9) großer französischer Katzenkopf, 10) Winterapothekerbirne. Es wäre sehr zu wünschen, daß in solchen Gegenden, in welchen die Obstbaumzucht noch zurück ist, sich inmitten der landwirthschaftlichen Vereine besondere Sektionen für die Obstbaumzucht bilden möchten, die sich die Emporbringung derselben und namentlich auch die Verbreitung passender Edelreiser zur Aufgabe stellten. Um einen ungefähren Begriff von der Bedeutung zu geben, welche eine mehr veredelte Obstbaumzucht haben muß, führen wir an, daß der Werth einer Mittel-Obsternte in Würtemberg auf 6,657,063 fl. geschätzt wird.

Mannigfaltiges.

Franz Lachner in München ist der Sohn eines armen Dorfschullehrers. Er gab als junger Mensch

in der Vorstadt Au in München Musikunterricht, die Stunde für einen Groschen. Das hatte er bald satt, es trieb ihn fort in die Welt. Mit mühsam ersparten sechs Gulden stand er eines schönen Morgens auf einem Floß und trieb auf der Isar und Donau gegen Wien. Als der junge Musikus in der Kaiserstadt anlangte, besaß er noch einen Gulden, mit diesem begab er sich in ein Gasthaus und entdeckte alsbald auf der Speisekarte natürlich auch „Schnitzel.“ Hoch erfreut, endlich diesen berühmten Wiener Schnitzeln zu begegnen, von denen er so viel gehört und so wenig geschmeckt hatte, war es sein erstes Beginnen, sich mit denselben bekannt zu machen. Nachdem der Appetit gestillt, fiel sein Blick von Speisekarte auf die Wiener Zeitung; eine Organistenstelle an der Kirche einer Wiener Vorstadt war darin zur Concurrenz ausgeschrieben, und heute war der letzte Tag zur Anmeldung. Lachner eilte, sich den betreffenden Personen vorzustellen und erschien am bestimmten Probetage in der Kirche. Als er anlangte, waren bereits 31 Mitbewerber versammelt. Es sey gut, daß er endlich komme; rief man ihm entgegen, in der Meinung, es wäre der — Balgentreter. — Das Loos bestimmte die Reihenfolge, in welcher die Bewerber ihre Probe abzulegen hatten, und Lachner zog die erste Nummer. Es war vorgeschrieben, einen Choral zu begleiten, ein Stück vom Blatte zu spielen und endlich frei zu phantasiren. Als der junge Künstler sich von der Orgelbank erhob, verschwanden nicht weniger als 22 seiner Concurrenten, ohne sich auf eine Probe einzulassen. Kurz der Balgentreter erhielt die Organistenstelle — und in seinem 21. Jahre bereits wurde er zum Hofkapellmeister am Kärnthnerthortheater zu Wien ernannt.

(Woher die Bezeichnung Bankerott?) Im Mittelalter standen auf den Märkten der italienischen Städte Goldschmiede hinter einer bretternen Lade, um fremde Geldmünzen gegen landesläufige auszutauschen, oder auch Münze gegen Faustpfand und eine gewisse Vergütung herzugeben. Einen solchen Mann hieß man un banchiere, weil er hinter einem banco, einer Bank stand. Wenn der banco rotto oder zerbrochen war, so hatte die Polizei dem Mann sein Geschäft gelegt, ihm „die Concession“ entzogen. Wer denkt heutzutage daran, daß der Bankerott mächtiger Häuser seinen Namen von einer zerbrochenen Budenbank im mittelalterlichen Italien führt?

Ich will's Dir nimmer sagen.

Ich will's Dir nimmer sagen,
Wie ich so lieb Dich hab';
Im Herzen will ich's tragen,
Will stumm seyn, wie das Grab.
Und kannst Du es nicht lesen
In meiner Augen Licht,
So ist's ein Traum gewesen —
Dem Träumer zürne nicht!

Ich will's Dir nimmer sagen,
Was mir die Brust erfüllt
Mit wonnigem Behagen; —
Es ist Dein liebes Bild!
Es strahlt mir stets entgegen
So hell, so engelsmild,
Auf allen meinen Wegen
Seh' ich stets nur Dein Bild.

Ich will's Dir nimmer sagen,
Was wahre Liebe heißt;
Dein Herz mußt Du befragen,
Dein Inn'res, Deinen Geist!
Denn wahre Liebe thronet
Im Herzen nur allein,
Was in den Augen wohnet,
Das ist ihr Wiederschein.

Ich will's Dir nimmer sagen,
Wie ich so lieb Dich hab';
Hörst Philomele schlagen
Vom Walde dort herab?
O horch auf ihre Lieder,
Von meiner Lieb' sie singt,
Und Echo hallt sie wieder,
Daß weithin es erklingt!

Zweibrücken 1857. Sch.

Räthsel.

Reinliche Frauen dulden es nicht,
Fleißige Frauen versäumen es nicht.

Auflösung des Räthsels in № 39:

Thalberg.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 41. Sonntag, 5. April 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Als am nächsten Tage Adalbert die Ruine verließ, um einen Gang in das Freie zu machen, bebte in seinem Herzen noch der Nachklang jener Stimmung, die ihn in der gestrigen Nacht so gewaltig erfaßt hatte. Zwar war seine Stirne nachdenkender als sonst, aber sein Herz war voll sanfter und milder Regungen.

Der Gedanke an Antonien hatte ihn also jenem schauerlichen und wilden Gedankensturm entrissen, in welchem ihm das Leben unerträglich und der Tod als einzige Zuflucht erschienen war. So hatte die einfache Tochter der Hütte schon als Schutzgeist über ihm gewaltet und sich ein ihr selbst unbekanntes Recht auf seine herzliche Dankbarkeit erworben. Und beweisen wollte er sie ihr zunächst dadurch, daß er sie vor allen Verfolgungen sicher stellte. Sie sollte diesen Ort, an dem sie mit kindlicher Neigung hing, den er selbst so lieb gewonnen hatte, nicht verlassen, aber er wollte alle Vorkehrungen treffen, die geeignet wären, jegliche Gefahr von ihr abzuwenden.

Zu diesem Zwecke wollte er mit dem Polizei-Beamten Rücksprache nehmen, ihm, was er über den Zwerg und seinen Begleiter gehört, mittheilen und gemeinschaftlich mit ihm über die beste Art, Antonien's Ruhe zu bewahren, berathschlagen. Nach den Eröffnungen, die der Beamte ihm gemacht, nach den geheimnißvollen Angaben über den Reichthum und die dem Zwerge zu Gebote stehende Gewalt, schien es Adalbert fast unzweifelhaft, daß das unglückliche Geschöpf in eine verbrecherische Verbindung gerathen sey, dieser durch seine Talente genützet habe und nun von ihr in Hoffnung künftiger, durch ihn zu erreichender Vortheile in seinen Absichten unterstützt werde.

Es war nicht die Rolle eines Angebers, die Adalbert hierbei zu spielen glaubte, denn sein Verdacht konnte ungegründet seyn und er selber würde sich in diesem Falle beeilt haben, dem Zwerg auf irgend eine Weise Genugthuung zu geben. War aber, was er vermuthete, gegründet, so erforderte Antonien's Sicherheit, daß er jede Bedenklichkeit opferte; denn nach den Aeußerungen ihrer Feinde und nach ihrem Charakter mußte ihnen selber jede Bedenklichkeit unbekannt seyn.

Während er diesen Gedanken nachging, sah er auf einem schmalen Pfade, der neben der Ruine hinlief, eine Gestalt eilig vorbeihuschen, in welcher er zu seinem Erstaunen den Zwerg erkannte. Er eilte sogleich durch das Gebüsch und auf ihn zu, aber er wurde bemerkt, und jener floh mit einer Geschwindigkeit, die man seinen krummen Gliedern nicht zugetraut hätte, den Hügel hinab, anscheinend um ein verschlungenes Walddickicht zu erreichen, wo seine kleine Gestalt sich leichter auf dem Boden hinbewegen und er selber sich besser verstecken konnte. Adalbert bemerkte seine Absicht und machte die heftigsten Anstrengungen, sie zu vereiteln.

Das Fliehen des Buckligen verdächtigte ihn um so mehr, und sein Verfolger schwor innerlich, daß er, sobald er Hand an ihn gelegt, ihn nicht eher wieder loslassen wollte, als bis er sich entweder von jedem Verdacht gereinigt haben, oder bis Gewißheit über sein und seiner Gefährten eigentliches Treiben erlangt seyn würde. Der Hügel war felsig und steil und es war nicht leicht dem Zwerge nachzukommen, der diesen Weg eigends gewählt zu haben schien, weil er ihm der günstigste war. Bald die Füße, bald die Hände gebrauchend, wälzte sich das koboldartige Wesen von Abhang zu Abhang, rollte steile Felsen hinunter, ohne sich den geringsten Schaden zu thun, und überkletterte mit der größten Sicherheit gähnende Spalten, bis es so

als ein Hinderniß zwischen sich und seinen Verfolger stellte.

Auf diese Weise hatte er eine breite Kluft mit steil aufstarrendem Rande, angefüllt mit einem flachen Wasser, das zur Zeit eines Regens tief und gefährlich war, überstiegen, und als hielte er diese Schranke für hinlänglich, die Anstrengungen seines Gegners unnütz zu machen, drehte er plötzlich sich um und zeigte ihm sein wildverzerrtes Gesicht und seine abschreckende Gestalt.

Die Augen des Zwerges funkelten in dämonischer Gluth, seine Nasenlöcher schnaubten, seine wulstigen Lippen zuckten und grinsten, sein rothes Haar sträubte sich borstenartig empor. — Seine Brust röchelte, stöhnte und keuchte, aber war es die Wirkung der Anstrengung oder ein Uebermaß von Zorn, er konnte kein artikulirtes Wort hervorbringen. Dreimal schüttelte er die Faust drohend gegen Adalbert, dann bückte er sich unter einen Felsen und verschwand.

Adalbert hatte einige Mühe, über die Schlucht hinwegzukommen; seine Ungeduld beflügelte indeß seinen Fuß und ein innerer Grimm, erwacht bei dem drohenden und scheußlichen Anblick, den er soeben gehabt, ließ ihn jedem Hinderniß trotzen. In kurzer Zeit war er an der Stelle, wo soeben noch der Zwerg gestanden. Aber obwohl von hier aus bis zum Walddickicht noch ein ziemlich weiter und ganz freier Weg war, obwohl von beiden Seiten, — denn die Kluft lag am Fuße des Hügels, — sich ein freier Raum ausdehnte, wo der fliehende Zwerg nicht ungesehen bleiben konnte, so war von diesem doch keine Spur zu bemerken.

War er nicht in die Erde versunken, so mußte er bereits im Dickicht seyn, doch schien dies bei der Entfernung desselben kaum möglich. Da indeß keine andere Vermuthung annehmbar schien, so eilte Adalbert auf das Dickicht zu.

Als sich die Zweige hinter ihm geschlossen, wurde eine Moosdecke hinter einem großen Stein von unsichtbaren Händen hinweggeschoben und darunter hervor hob sich das Haupt des Zwerges. Mit einem Lächeln des Hohnes und wüthender Verachtung sah er Adalbert nach, dann versenkte er sich wieder in den Boden und selbst einem aufmerksamen Auge würde nichts an der Stelle auffallend erschienen seyn.

Adalbert suchte lange in den Büschen umher, aber vergeblich und da er sich von der Nutzlosigkeit seiner Bemühungen überzeugte, so beschloß er sich nicht länger hier aufzuhalten, sondern geraden Weges nach dem Städtchen und zum Polizeibeamten zu gehen.

Als er in der Wohnung desselben ankam, hörte er, daß der Beamte schon am frühen Morgen in die benachbarte Stadt abgereist sey, und daß er vor Abend nicht zurückkehren werde. So unangenehm ihm dieser Zwischenfall auch war, so mußte er sich doch darein fügen. Es blieb ihm nun weiter nichts übrig, wollte er sich nicht mit der Wirthin des gichtbrüchigen Partikuliers in ein weitläufiges Gespräch einlassen und von ihr haarklein die seltsamen Gewohnheiten des Sonderlings erzählen hören, als entweder nach der Ruine zurückzukehren, oder einen gleichgültigen Spaziergang zu machen, um über die Mittel nachzusinnen, durch welche er die Pläne der Feinde Antonien's zu nichte machen könne.

Er hatte das Städtchen noch nicht in Augenschein genommen und lenkte in die Hauptstraße desselben ein.

In dieser lag das Haus der Pfeifenkopf-Fabrikantin und zufällig traf es sich, daß diese selbst und ihre ältere Tochter im Fenster lag. Dieser Zufall war freilich ein so regelmäßig wiederkehrender, daß er kaum den Namen verdiente. Die beiden Damen wurden von ihren Handarbeiten nicht so sehr in Anspruch genommen, daß nicht jede Erscheinung auf der Straße, besonders die Erscheinung eines so interessanten jungen Mannes, ihre Aufmerksamkeit hätte anregen sollen.

„Da siehst Du nun, Du Närrin," sagte die zärtliche Mutter, „den jungen Herrn, dessen Kammerdiener wir die Ehre hatten, bei uns zu sehen. Erlebe ich doch nichts wie Thorheiten und Mißgriffe von meinen Kindern, obwohl ich ohne Rühmen von mir sagen darf, daß es selten eine Mutter gegeben hat, die ihren Kindern ein besseres Beispiel und weisere Lehren ertheilte."

„Aber, liebe Mutter," bemerkte Hulda sanft, „Herr Wernitz ist ja kein gewöhnlicher Kammerdiener. Wie er der Besitzerin des Bades erzählte, hat er Theologie studirt und nur sich aus Freundschaft Herrn Sarden angeschlossen."

„Ach was, Theologie studirt! Wahrscheinlich so ein hungriger Kandidat, der bei dem Herrn das Gnadenbrod ißt. Ein für allemal, ich verbiete Dir jeden ferneren Umgang mit ihm. So gesunken ist unsere Familie noch nicht, trotzdem diese vermaledeite Gewohnheit des Cigarrenrauchens die Blüthe unseres Geschäftes geknickt hat, daß wir den Umgang mit abhängigen Hungerleidern suchen sollten."

Hulda senkte wehmüthig ihr Köpfchen, dann begann sie wieder mit schüchternem Tone: „Herr Wernitz hat großes Talent für die Dichtkunst und wenn er erst bekannter ist, wird er ein sehr berühmter Mann werden."

„Närrin,“ grollte die Mutter, „Talent für die Dichtkunst, — was heißt das anders als Talent, statt vernünftige Dinge Unsinn zu schreiben und zu thun. Hast Du nicht neulich, als die Schauspielerbande hier ihre Vorstellungen gab, das Stück gesehen, worin der arme Poet vorkam? Ja wenn die Dichter ihre eigenen Verse essen könnten, dann würden sie einen vollen Magen haben, so aber sind sie nur faullenzende Strolche, die nie etwas Vernünftiges thun und die es nie in der Welt zu einer vernünftigen Stellung bringen. Ich möchte doch sehen, was Du anfingest, wenn Du von Deinen Poesien leben solltest. Für Deinen zertretenen Schmetterling würdest Du nicht eine Brodrinde bekommen.“

In diesem Augenblick ging Adalbert vorüber und da er die Blicke zweier Damen sehr aufmerksam auf sich gerichtet sah, grüßte er höflich. Der Gruß wurde mit äußerster Ehrerbietung erwiedert. Das Gespräch zwischen Mutter und Tochter wurde eifrig fortgesetzt, wir versagen uns indeß das Vergnügen, es mitzutheilen und folgen dem Helden unserer Erzählung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Dem „Moniteur de l'Armee“ wird aus der Türkei von einer interessanten archäologischen Entdeckung berichtet, welche auf der Insel Rhodus gemacht wurde. Bei Nachgrabungen in den Ruinen der Kirche zu Unserer lieben Frau vom Siege, welche früher auf der Insel gebaut wurde, fand man eine schwarze Marmortafel von ungefähr 2 Metres Höhe, auf welcher eine gut erhaltene lateinische Inschrift eingegraben ist, welche sich auf Pierre d'Aubusson einen der berühmtesten Großmeister des Johanniter-Ordens von Frankreich bezieht. D'Aubusson war der 38te Großmeister dieses Ordens. Bekanntlich vertheidigte er die Insel Rhodus gegen Mahomed II., der nach unerhörten Opfern und Anstrengungen die Belagerung aufheben mußte; die Ritter proklamirten in der ganzen Christenheit, daß sie ihren Erfolg D'Aubusson verdankten. Um das Andenken an eine solche Waffenthat zu verewigen, befahl Papst Innocenz VIII., daß eine der Mutter Gottes vom Siege geweihte Kirche auf seine Kosten an der Stelle errichtet werde, wo am Tage des Sturmes der Großmeister und seine Ritter das Vordringen der Janitscharen abhielten, die bereits die ersten Wälle erstiegen hatten und sich Herren des Platzes wähnten. Um den tapfern Pierre d'Aubusson persönlich zu belohnen, schickte ihm der Papst, als besondere Vergünstigung, den Kardinalshut und das Ordens-Kapitel beschloß, daß das Breve des heiligen Vaters mit goldenen Buchstaben auf eine Marmortafel geschrieben und diese im Chor der neuen Kirche, rechts vom Marien-Altar, aufgehängt werde. Dieses Monument wurde in den Trümmern des Tempels aufgefunden. Abgesehen von einigen, durch den Zusammenhang leicht zu ergänzenden, Worten, ist die Inschrift gut erhalten. Das darauf eingegrabene Dokument ist für die Geschichte werthvoll, da es der einzige Wortlaut ist, den man von dem Breve Innocenz VIII. heute besitzt. Man sagt, es werde nach Paris geschickt.

Vor einigen Tagen sah man auf dem Pariser Markte eine Anzahl der Hallen-Damen sich um einen hübschen Infanterie-Offizier drängen und ihn mit sichtlichem Wohlgefallen begrüßen und umarmen. Vor etwa 15 Jahren, Abends, saß ein zwölfjähriger Knabe vor Frost klappernd, denn es war bitter kalt, auf den Stufen der Fontaine des Innocens, welche in der Mitte der Markthalle steht. Der arme Kleine weinte, schluchzte und erzählte, um den Grund seines Kummers befragt, daß er Waise sey, daß sein Vater ihn vor seinem Tode in die Lehre gegeben, nun aber sein Meister ihn fortgejagt, angeblich, weil er nicht kräftig genug sey. Die Damen der Hallen haben das Herz auf dem rechten Fleck und unter ihrem nicht immer reizenden Aeußern bergen sie Gefühl und Religiosität. Mehrere von ihnen beeilten sich, das Kind zu wärmen und zu sättigen, und veranstalteten sodann eine Kollekte auf den Märkten. Das Erträgniß genügte zum Unterhalt des Knaben für einige Monate. Er wurde der „Sohn der Halle“ und eine alte Stockfisch-Händlerin nahm ihn als Adoptiv-Kind zu sich. Das gute Naturell des Knaben, sein vortreffliches Betragen, seine Dankbarkeit und Artigkeit erwarben ihm die lebhafte Sympathie und die Zuneigung der neuen und zahlreichen Familie, welche ihn unter ihren Schutz genommen hatte. Man hatte ihn so lieb, daß man ihn aufs sorgfältigste erziehen ließ und die guten Frauen waren von seinen Fortschritten ganz entzückt. Als er das erforderliche Alter erreicht hatte, trat der Knabe, seinen Neigungen folgend, in die Armee; bei Ausbruch des Kriegs mit Rußland war er Sergant und folgte seinem Regimente in die Krim. Lange Zeit, wenn auch selten, erhielt seine Pflege-Mutter Briefe von ihrem lieben

D. . . ., die dann in den Hallen von Hand zu Hand gingen und von Allen mit größter Theilnahme gelesen wurden. Plötzlich hörte die Correspondenz auf; ein Jahr verstrich ohne Nachricht und die Damen der Hallen betrauerten bereits den Tod ihres Sohnes, als vorgestern ein Lieutenant, die Ehrenlegion auf der Brust, an den Stand der betagten Fisch-Händlerin tritt, ihr (sie wußte kaum wie ihr geschah) um den Hals fiel und sich als Adoptiv-Sohn zu erkennen gibt. Nach der Belagerung Sebastopols, wo er Orden und Epaulette errungen hatte, ergriff ihn das Fieber, welches so viele Leute hinwegraffte, und fesselte ihn lange Tage an ein Spital Konstantinopels. Die gute Frau wußte erst vor Freude und Ueberraschung gar nicht, was sie thun sollte; als sie einigermaßen zu sich gekommen war, nahm sie stolz ihren Sohn unter den Arm und führte ihn zu all' seinen Müttern, die sich herzlich freuten, ihre Wohlthaten so gut angebracht zu haben.

Nach amerikanischen Blättern hat ein Herr John Tappan von Boston der amerikanischen Bibelgesellschaft eine Anzahl Bibeln in Imperialquartformat, in prachtvollen Maroquinbänden und Etuis von Rosenholz in Auftrag gegeben, um einem jeden der in der Welt befindlichen gekrönten Häupter damit ein Geschenk zu machen. Es sollen dieselben Prachtstücke der Kunst und Geschicklichkeit seyn.

In der Grafschaft Glatz soll sich vor einiger Zeit folgendes tragi-komisches Histörchen ereignet haben. In einem einsam stehenden Gehöfte starb die Frau des Hauses. Der Herr begibt sich am Tage vor dem Begräbniß in die Stadt, um noch einige Einkäufe zu besorgen. Als nun das Gesinde beim Abendessen in der gewöhnlichen Stube beisammensitzt, erscheint plötzlich in der Thür eine als sogenanntes Gespenst kostümirte Person, in welcher man natürlich gleich den Geist der verstorbenen Frau erkannte. Dieser Geist schreitet langsam bis zur Ofenbank, wo er stehen bleibt. Indeß rumort es im ganzen Hause, als wären alle Mächte der Unterwelt losgelassen. Einer der Knechte faßt Muth, schreitet auf den Geist los, wird aber durch dessen gebietende Haltung zurückgeschreckt. Die ganze Versammlung wagt kaum zu athmen. Noch einmal wagt es der Knecht, sich emporzuheben, wird aber wieder durch eine drohende Geberde des Geistes in den schuldigen Respekt zurückverwiesen. Endlich verläßt der Geist das Gemach und mit seinem Verschwinden wird es auch ruhig im Hause. Indeß kommt der Herr des Hauses zurück und wundert sich nicht wenig, Thür und Thor bei Nacht offen zu finden. Man erzählt ihm die Geschichte. Der Herr verfügt sich in seine Zimmer. Die Leiche der Frau liegt ruhig da, aber die erbrochenen leeren Kasten beweisen, wie die Geister gehaust.

Räthsel.

1. Sylbe.

Im heißen Morgenlande,
Oft bei dem Wüsten-Sande
Ist leicht zu finden sie.
Sie ist und war ein Zeichen
Der Tapfern, Siegesreichen,
Jedoch der Feigen nie.

2. Sylbe.

Durch sie kann nur gerathen
Die Flur mit ihren Saaten;
Sie gibt der Erde Kraft.
Das Leben hätt' hienieden
Nicht Freude, keinen Frieden,
Wenn sie nicht wirkt' und schafft'.

3. Sylbe.

Mit ihr erscheinet Leben
Und reges, munt'res Streben
Hier auf der Erdenwelt.
Wenn ihre Feindin weichet,
Die sie noch nie erreichet,
So kommt sie und erhellt.

Das Ganze.

Sein Name stammt aus Zeiten,
Die vieles Glück bereiten
Der ganzen Christenheit.
Wer hörte es nicht sagen
Gar oft in diesen Tagen,
Denn's naht die Osterzeit.

6 *

Auflösung des Räthsels in № 39:

Spinnen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 42. Dienstag, 7. April 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

In der Mitte der Straße gelangte Adalbert auf einen freien Platz, wo Versuche gemacht waren, einen Garten anzulegen. Wenigstens ließ ein grünes Staket, welches einzelne welk und kümmerlich aussehende Sträucher und eine Anzahl sandiger Beete mit spärlichem Pflanzenwuchs umzäunte, diesen Gedanken nicht ganz unwahrscheinlich gelten. Die Häuser um den Platz waren nur einstöckig, aber reinlich und freundlich; eines zeichnete sich jedoch besonders vor den anderen aus. Es war hochgelb mit blaugemalten Fensterrändern und über der Eingangsthüre prangte in goldenen Lettern der Name: „Fichtennadelbad."

Dies war die berühmte Anstalt, deren Vorsteherin wir bereits kennen gelernt haben. Sie stand in allem Glanz ihrer Morgentoilette vor der Thüre und Adalbert konnte nicht umhin, ihr einige Aufmerksamkeit zu schenken. Da Wernitz ihm beim Frühstück die Vortheile dieser Anstalt auseinandergesetzt und seinen Entschluß ausgesprochen, täglich ein Bad zu nehmen, so vermuthete er ihn hier und trat deßhalb zur Vorsteherin heran. Er fand sich in seiner Vermuthung nicht betrogen.

Die Vorsteherin führte ihn höflich knixend unter unzähligen Verbeugungen durch das Haus, nach einem dahinterliegenden Garten, in welchem hölzerne Tische und Stühle zwischen Bäumen und Büschen in Erwartung der leider noch fehlenden Badewelt aufgestellt waren, und bemerkte, daß Herr Wernitz so eben im Bade sey, aber bald dasselbe verlassen werde.

Da man hier, wie in jedem Bade auch Erfrischungen aller Art bekommen konnte, so setzte sich Adalbert unter eine schattige Linde, bestellte ein Frühstück und harrte des Theologen. Ein plötzlich vor der Thüre sich erhebender Lärm erregte seine Aufmerksamkeit. Eine tiefe männliche Stimme rief in rauhem Tone: „Potz Teufel, ein glücklicher Einfall, Jungen. Wenn es noch etwas anders zu trinken gibt, als Fichtennadelwasser, so ist dieser Ort so gut, wie jeder andere. Vorwärts marsch!" Und herein trat von Hochbein, gefolgt von seinem hüpfenden Sprößling und von Ströbke und Mertens.

Der Vorsteherin war dieser wilde und lärmende Besuch keineswegs angenehm. Sie stellte sich vor die Thüre, die zum Garten führte, als wollte sie die Eintretenden zurückhalten, und sagte mit gebieterischem Tone:

„Dieses ist kein öffentliches Haus, meine Herren, und ich kann Sie nicht aufnehmen, meine Herren. Ich muß Sie bitten, sich wo anderswohin zu bemühen."

„Ach, was schwatzt das Frauenzimmer," rief Hochbein sie zurückdrängend. „Ist dies hier ein Bad, oder ist es keins?"

„Es ist allerdings ein Bad, wie Sie sehen!"

„Nun wenn es das ist, so wollen wir alle baden und wir haben es nöthig, wie Sie sehen. Tritt vor Ströbke," sagte der heruntergekommene Edelmann. Dieser that's.

„Betrachten Sie ihn, Madame. Wie lange glauben Sie, Madame, hat dieser Waldläufer nicht die Wohlthat eines Bades genossen? Man sollte meinen, seit der Zeit, wo ihn die Hebamme gespült und gereinigt. Ist es da nicht Christenpflicht, ein so verwahrlostes Wesen vom Schmutze eines ganzen Lebens zu befreien?"

„Ich muß Ihnen bemerken, daß mein Bad nur für Kranke und Leidende ist."

„Um so besser, Madame. Tritt vor, Mertens; bist Du gesund, Bursche?"

Der Angeredete trat mit einem grinsenden Lächeln vor, legte seine Hand auf den Bauch und rieb ihn, als hätte er heftiges Leibschneiden. Darauf

deutete er auf seinen Hals und seinen Mund und machte die Geberde eines Trinkenden.

„Sie sehen," sagte von Hochbein, „daß Sie hier ein entsetzlich krankes Individuum vor sich haben. Dieses Wesen leidet an einem immerwährenden Durst, daher er stets einen trockenen, brennenden Hals und Reißen im Magen hat. Ich hoffe, der Bejammernswürdige erregt das Mitleiden Ihres weiblich sanften Gemüthes. Und was sagen Sie zu dem Erdensohn?" fragte er, seinen Sohn im Knopfloch herbeiziehend. „Während jener körperlich krank, ist dieser es geistig. Der Schmerz einer unerwiderten Liebe nagt ihm am Herzen. Vielleicht helfen ihre Fichtennadeln, edle Seele. Da es sich aber nicht als vortheilhaft bewährt hat, nüchtern ein Bad zu nehmen und da wir bei Gott diesen Morgen erst eine wahre Kinderportion von Speisen und Getränken zu uns genommen haben, so besorgen Sie uns einige Flaschen Wein und zu essen, so viel ihre Küche aufzubringen vermag. Sie haben doch Wein?"

„Ich führe nur leichte Weine, wie Patienten sie vertragen können. Würde Ihnen Moselwein gefällig seyn?" sagte die Vorsteherin, die durch einen Dukaten, den ihr Hochbein in die Hand gedrückt, zu seinen Gunsten gestimmt war.

„Kühlendes Getränk, wirkt blutreinigend und abführend. Bin zufrieden damit. Um aber nicht den Magen zu erkälten, so wird uns Ströbke ein Paar Flaschen Rum vom nächsten Kaufmann holen. Hast Du verstanden, Gaudieb?"

Der Angeredete machte sich auf den Weg und die übrige Gesellschaft sah sich im Garten nach einem passenden Platz um. —

Adalbert, den der eben geschilderte Auftritt höchstens ergötzt hatte, wurde jetzt von Hochbein bemerkt.

„Ah," sagte dieser, sich martialisch aufrichtend und ein vornehmeres Wesen zeigend, als vorher, „Sie hier, Herr Baron? Erfreuliches Zusammentreffen, glücklicher Zufall, geben Sie mir Ihre Hand!"

Sie wechselten einen kräftigen Händedruck.

„Brauchen Sie etwa die Fichtennadelkur?"

Adalbert versetzte, daß er die genannte Kur weder gebraucht habe, noch auch voraussichtlich brauchen werde.

„Nun gut," sagte Hochbein in jovialem Tone, „dann können wir ein Glas mitsammen trinken. Uebrigens," setzte er leise hinzu, „habe ich noch ein Wörtchen mit Ihnen zu reden, und es ist mir lieb, daß ich Sie hier getroffen."

Ströbke kehrte von seiner Expedition mit zwei Flaschen Rum zurück; die Wirthin brachte Wein, Butter, Brod, Käse und kalten Rinderbraten.

Die Gläser wurden gefüllt, Messer und Gabeln in Berührung gesetzt und der Angriff auf die Vorräthe eröffnet. Eine ziemliche Pause trat in der Unterhaltung ein, nur ausgefüllt durch einen Toast auf Adalbert und auf die Wirthin des Bades, die Hochbein ein verteufelt angenehmes Frauenzimmer nannte, wobei er zugleich Mertens einlud, Jagd auf das Stück Wild zu machen und ihm als schmucker Bursche auf die Fährte zu gehen.

Der Alte von Hochbein war am ersten mit der Befriedigung seines Appetites fertig und wandte sich nur noch abwechselnd der Rum- und Weinflasche zu. Seine drei Gefährten jedoch schienen von einer unverwüstlichen Vertilgungslust gegen die aufgetragenen Speisen beseelt, obwohl sie auch die Getränke nicht unberücksichtigt ließen, sondern in abgemessener Pause die Gläser füllten, sie ansetzten, leerten und wieder füllten.

„Kein angenehmeres Gespräch," sagte der alte Edelmann, sich in seinem hölzernen Stuhle zurücklehnend, „als das über die Flasche geführt wird. Was sind alle Euere hochgepriesenen Vergnügungen in der Hauptstadt gegen die einfachen Genüsse, die wiederholt werden können, ohne zu übersättigen und die, so einförmig sie scheinen, doch stets mannigfache Abwechselungen bieten. Kennen Sie etwas Vortrefflicheres, Herr Baron, als einen recht munteren Rausch?"

Adalbert zögerte mit der Antwort.

„Es gibt nichts, sage ich Ihnen. Der Rausch ist das gesteigertste Glücksgefühl, zusammengesetzt aus Begeisterung, Poesie, Narrheit, Sinn, Unsinn und was Sie sonst noch wollen. Das Gemüth des Berauschten schillert wie der Regenbogen in allen Farben. Vom Schwarz der tiefsten Melancholie bis zum hellen Weiß der ungeheuersten Heiterkeit, die um so größer ist, weil sie gar keine bestimmte Ursache hat, — doch Schwarz und Weiß sind nicht die Regenbogenfarben und so falle ich aus dem Bilde. Ja, was wollte ich sagen? Richtig! Ihr Schlingel," wandte er sich plötzlich gegen Hans, Ströbke und Mertens, „Ihr denkt, ich werde eine lange Rede über das Trinken halten und es selbst darüber vergessen und so wird, was mir abgeht, Euere Portionen vergrößern. Aber Ihr irrt Euch. Ich kommandire jetzt: Gläser leer, Flaschen zu! Ihr sollt Euch schämen, am frühen Morgen schon viel zu saufen. Seht zu, wie Ihr Euch sonst amüsirt, hier gibts nichts mehr für Euch."

Die Angeredeten hatten den ersten Theil des Kommando's schnell befolgt, schauten beim zweiten jedoch trübselig darein. Da indeß die Miene des Alten keine Weigerung zu gestatten schien, so sprangen sie auf und schlenderten im Garten umher, irgend einen Gegenstand suchend, mit welchem sie sich zerstreuen konnten.

„Ich halte auf Subordination, wie Sie sehen," sagte der Edelmann lächelnd. „Herrschaft über die Gemüther Anderer war immer die Eigenthümlichkeit derer von Hochbein. Das Verbot zu trinken dehnt sich übrigens nicht auf uns Beide aus, Herr Baron. Erlauben Sie mir, daß ich mir ein Glas mische, — dieser Wein ist wie Wasser und verdirbt nur den Geschmack des Rums — bedienen Sie sich selbst, und lassen Sie mich einige Augenblicke über das nachdenken, was ich Ihnen zu sagen habe. Es ist wenig, aber wichtig."

(Fortsetzung folgt.)

Die zwei Kronen der Königin Hortensie.

Nach dem Französischen von L. Dubois.

1.

Es war am Vorabende des Tages, an dem die jährliche Prüfung und Preisvertheilung in dem Institute der Ehrenlegion zu Ecouen stattfinden sollte, welches der Kaiser Napoleon für die Erziehung von vierhundert jungen Mädchen aus verarmten adeligen Familien gestiftet hatte. War es banges Vorgefühl vor der morgenden Prüfung, — oder glühende Hoffnung und schülerischer Ehrgeiz, der nach einer Lorbeerkrone, dem gewöhnlichen Preise bei derartigen Gelegenheiten, mit demselben Eifer strebt, wie nach einem Throne, — was alle die jungen Herzen in der Anstalt höher und heftiger schlagen und so manche junge Wange blaß werden, oder von innerer Aufregung erglühen ließ? Nein. Alles Andere würde in dem Augenblicke vergessen worden seyn, als an dem Haupteingange des Gebäudes die Meldung geschah, die, von Munde zu Munde fliegend, mit Blitzesschnelle in Halle und Korridor und selbst in den entferntesten Gemächern wiederhallte: „Der Kaiser!" Nicht der Glanz seiner Person oder Umgebung war es, was diese jungen Wesen bei seinem Besuche so plötzlich das vergessen ließ, was sie vorher viele Wochen lang Tag und Nacht beschäftigt hatte; nein, diese Aufregung hatte ihren Grund in einer mehr persönlichen Beziehung zum Kaiser; denn er erschien allein und in ganz einfacher Tracht, mit unbedecktem Haupte, in der einen Hand seinen Hut tragend, während die andere im Busen steckte. Gefolgt von Madame Campan, der Vorsteherin der Anstalt, schritt er so mit ruhigem Lächeln durch die Reihen der Schülerinnen, die mit glühenden Wangen und gesenkten Blicken da standen, als fühlte eine jede, daß sie beim leisesten Aufblicken dem Adlerauge des Kaisers begegnen müsse.

Alle Bemerkungen, die er zu machen für gut fand, richtete er an die Schülerinnen selbst, da er nie um die Namen derselben in Verlegenheit war, denn er kannte ein jedes dieser jungen Mädchen persönlich so genau, wie deren Väter, die fast alle in seinem Heere dienten oder gedient hatten.

„Diese Schrift könnte etwas deutlicher seyn und die Grundstriche nicht so dick," sagte er zu Einer und dann zu einer Anderen, deren Vater kürzlich General geworden war:

„Wenn Sie Ihrem Vater schreiben, so gratuliren Sie ihm in meinem Namen zu seiner Beförderung," und zu einer Dritten:

„Befinden Sie sich heute besser, Amelie? Sie sehen sehr blaß aus; aber ich glaube, ich würde besser darüber urtheilen können, wenn nicht dieser große Dintenfleck die hübsche Wange bedeckte."

Dann weiter gehend, klopfte er einer Anderen freundlich auf den Kopf, indem er sagte:

„Warum sind diese Locken so ungeordnet? Was wir Männer am meisten am Putze einer jungen Dame lieben, ist ein wohlgeordnetes Haar. Hier ist eine entlaufene Locke, ein Deserteur, der bestraft werden muß!" Und mit muthwilligem Scherze ließ er sodann die Locke los, so daß sie weit über die Schultern des jungen Mädchens hinabfloß, das in unbeschreiblicher Verwirrung, wie mit Blut übergossen, da stand, aber ungeachtet der kleinen Beschämung von mancher Mitschülerin um die Aufmerksamkeit beneidet wurde, die ihm der Kaiser geschenkt hatte.

So von Klasse zu Klasse gehend, gelangte er zu drei jungen Mädchen, deren jedes ungefähr achtzehn Jahre alt, groß, schlank und schön war. Eine von ihnen machte sich beim Eintritt des Kaisers sogleich von ihren Gefährtinnen los und warf sich, ihn mit dem zärtlichen Namen „Vater" grüßend, in seine Arme.

„Ja, meine Hortensie," sagte er, ihre Liebkosungen erwiedernd, „ein Vater, der Dich zärtlich liebt. Und was machen Deine Freundinnen, Clarisse und Marie?" Beiden mit freundlichen Blicken zulächelnd. „Du siehst, ich habe die Namen Deiner Unzertrennlichen nicht vergessen. Mademoiselle

Clarisse," fuhr er fort, „Ihr Vater, einer meiner bravsten Generäle, ist jetzt gerade nach seinem neuen Kommando abgereist. Ich weiß, er beabsichtigt, Sie zu verheirathen. Seine Wahl ist auch die meinige und ich hoffe zuversichtlich, daß es auch die Ihrige seyn wird."

„Marie," fügte er dann hinzu, indem er sich an das dritte junge Mädchen wandte und vertraulich ihre Hand in die seinige nahm; „da Ihr Vater, mein armer Lieutenant, in dem Rheinfeldzuge sein Augenlicht verloren hat und nicht selbst für Sie wählen kann, so muß ich es als sein Stellvertreter thun. Aber wir müssen das unter uns allein abmachen."

„Wohlan, Hortensie," fuhr er darauf gegen diese gewendet fort, „morgen ist die Preisvertheilung. Hast Du Aussicht einen Preis zu erlangen? Ich hoffe, daß Du dieses Jahr nicht träge gewesen bist. Josephine hat mir ein Geheimniß anvertraut, das ich nicht länger bewahren kann. Vor einigen Tagen fand Deine Mutter, ich weiß nicht wo, eine meiner Kronen, — eine Krone, die ohne Blutvergießen errungen worden ist. Sie wurde mir auf der Militärschule als Preis in der Mathematik, so viel ich mich erinnere, verliehen." Bei diesen Worten drückte seine Stimme eine eigenthümliche innere Bewegung aus. „Josephine hat den Staub abgeschüttelt," fuhr er fort, „und wenn Du morgen einen Preis erhalten solltest, wird sie Dir diese alte, verwelkte Krone aufsetzen."

„Die mir dann doppelt werth seyn wird," entgegnete Hortensie, indem sie die Hand ihres kaiserlichen Stiefvaters küßte, der sie zärtlich umarmte und dann seinen Besuch mit der bei solchen Gelegenheiten gewöhnlichen Bitte an Madame Campan beschloß, nämlich, den Zöglingen einen Feiertag zu gestatten. Ob wohl der Anblick jener fröhlichen Gesichter, die beim Hören dieser Bitte sich noch mehr aufheiterten, bei ihm die Erinnerung an jene Tage zurückrief, in denen sein höchster Stolz eine Lorbeerkrone war, die er als Knabe errungen? Eine Krone, die nichts zu fürchten hat von den Leidenschaften der Menschen und dem Wechsel des Schicksals und die am folgenden Tage die glückliche Josephine mit eigener Hand auf das schöne Haupt ihres glücklichen Kindes Hortensie setzte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Sowohl die Damen als die Herren, der guten Gesellschaft in Paris vermeiden stets alles Auffallende, und suchen nur durch das Geschmackvolle und Einfache den Ansprüchen der Toilette zu genügen. Gerade diese vornehme Einfachheit der Toilette der Damen, welche alles Ueberladene und Bunte vermeidet, ferner die Frische und das Duftige der Stoffe, die Harmonie im Ganzen sind es, welche uns in den Pariser Salons so angenehm berühren. Nur die verheiratheten Damen tragen Schmuck. Wer in Deutschland in die größere Welt eintreten und sich darin mit dem Gefühle der Behaglichkeit bewegen will, denkt vor Allem daran, in moderner Kleidung zu erscheinen. In Paris verlangt man nur einen anständigen, nicht lächerlichen Anzug, ob modern oder nicht, wird kaum bemerkt. Die Grisetten auf den Boulevards, die Herren Commis voyageurs, die Incroyables &c. richten sich freilich streng nach den Modejournalen und unterscheiden sich gerade durch Dasjenige von der bessern Gesellschaft, wodurch sie ihr gleichzukommen glauben. Es gibt in der Gesellschaft vornehme, gefeierte Damen, welche namentlich auf Bällen immer in einem einfachen weißen Kleide erscheinen, fast ganz ohne Verzierung und ohne in die Augen fallende Veränderungen. In dieser Beziehung dürften die deutschen Damen, mehr als geschieht, sich die Pariserinnen zum Vorbilde nehmen.

(Freudige Ueberraschung tödtet.) Dies bewies neuerlich abermals ein Vorfall, der sich in einer Pariser Kaserne ereignete. Der Wachtmeister Marquis erhielt den Auftrag, einen Regimentsbefehl abzuschreiben, in welchem das Avancement eines Unterofficiers zum Officier kundgemacht wurde. Marquis erfüllte ahnungslos den Auftrag; als ihm jedoch der Name des neuen Officiers unter die Feder kam und er seinen eignen als solchen las, erbleichte er plötzlich und stürzte besinnungslos vom Stuhle. Alle Versuche, ihn wieder ins Leben zurückzurufen, waren vergeblich und am 18. v. M. wurde er unter allgemeiner Theilnahme zu Grabe getragen.

Auflösung des Räthsels in No. 41:

Palmsonntag.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 43. Freitag, 10. April 1857.

Frühlings - Ankunft.

Die Lerchen saßen stumm und still,
Gehüllt in weiße Flocken,
Denn für den Schnabel gab's nicht Viel
Zu beißen und zu brocken.

Da kam auf Einmal der Befehl
An sie auf lauen Winden:
Sie sollten flugs mit lauter Kehl'
Der Welt den Lenz verkünden.

Schnell schütteln sie den feuchten Schnee
Aus den erstarrten Schwingen,
Und steigen jubelnd in die Höh',
Den Auftrag zu vollbringen.

Als sie der Welt nun angesagt,
Der holde Frühling komme,
Da steiget, als der Morgen tagt,
Er selbst vom Himmelsdome.

Und wo er ging und wo er stand,
Erwachte neues Leben,
Erweckt von seiner milden Hand
Die Blumen sich erheben.

Es grünen Berge, Thäler, Au'n
Gehorchend seinem Willen,
Die Blüthen sprengen, ihn zu schau'n,
Neugierig ihre Hüllen.

Die Fischlein hüpfen in dem See,
Es quaken Frösch' in Teichen,
Es springt das lebensfrische Reh
Durch neubelaubte Eichen.

Es tönet lustig die Schalmei,
Die Vög'lein singen Lieder:
Der harte Winter ist vorbei,
Der holde Lenz steigt nieder!

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Herr von Hochbein legte den Finger an die Nase und goß nachsinnend sich ein Glas Rum ein, wobei er in der Zerstreuung ihn zu mischen vergaß. Nachdem er das Glas auf einen Zug geleert, begann er:

„Es ist nie meine Manier gewesen, mich in fremde Angelegenheiten zu mischen; man hat nur Sorge davon; ich habe die meinigen allein im Auge behalten und sie, leichterer Behandlung wegen, auf das kleinstmögliche Maß reduzirt. Was muß der Mensch, er mag wollen oder nicht? Muß er große Ländereien bewirthschaften und sich mit Intendanten ärgern, die ihn bestehlen, mit Pächtern abquälen, die ihm den Zins nicht zahlen, mit bösen Nachbarn herumschlagen, die ihn in langwierige Prozesse verwickeln? Nein! — Muß er Pferde, Hunde und Maitressen halten, von denen ihm die ersteren plötzlich fallen, die zweiten toll werden, die dritten ihn um sein Geld betrügen? Auch das muß er nicht. — Muß er Stern und Orden tragen, in einer Equipage fahren, sich einen kostbaren Titel zulegen? Keineswegs. — Aber was muß er immer, auf welche Grundbedürfnisse reduzirt sich schließlich seine Existenz? — Er muß essen, trinken und sehen, wo er sein Haupt hinlegt. Dem kann er nicht entgehen und wenn er sich Alles vom Leibe geschafft hat. Nun wohl, nach dieser Erkenntniß habe ich gehandelt. Meine großen Ländereien sind dahin. Meine Maitressen, Pferde, Hunde, Nachbarn, Intendanten, Titel und Equipagen sind dahin. Sie machen mir keine Sorgen mehr. Nur die letzten drei Sorgen bleiben, und ich befriedige sie, so gut ich kann. Ich esse die Mahlzeit, die mir der Zufall schickt oder die ich bezahle, trinke für mein Geld

oder wo ich Kredit habe, und schlafe, wo ich einen Platz für mich finde. Voilà tout! So lebe ich inmitten der civilisirten Gesellschaft im Naturzustande, und ich lebe behaglich genug. Das ist meine Philosophie. Gefällt sie Ihnen, Baron?"

Adalbert nickte bejahend, da er das Gespräch nicht gerne erweitern, sondern auf den Hauptpunkt kommen wollte.

„Da munkeln die Leute," fuhr der Alte fort, „es hätten sich hier seltsame Dinge zugetragen. Möglich und nicht möglich. Was schiert es mich? Esse ich besser, wenn ich mich darum bekümmere; trinke ich schlechter, wenn ich es nicht thue? Das ließe sich bezweifeln. Doch das Kurze und Lange von der ganzen Sache ist: ich bin ein Edelmann und ich will verdammt seyn, oder ich will als Edelmann leben und sterben. Und da der Stammbaum der Sarden nicht geringer ist als derer von Hochbein, so fühle ich mich verpflichtet, einem Standesgenossen einen Dienst zu leisten, obwohl dies sonst meine Sache nicht ist. Sie haben mir meine Ruine abgekauft und ein verwettert schönes Stück Alterthum acquirirt. Wie gefällt sie Ihnen? Romantisch, grandios, ritterlich! O, die vergangene Zeit! He?"

Adalbert bemerkte, daß ihm die Ruine außerordentlich gefalle.

„Nun wohl, sie ist schön, aber doch im Ganzen ein baufälliges Ding, und ich rathe Ihnen," — hierbei lag in dem Ton des alten Edelmannes etwas besonders Bedeutsames, — „ich rathe Ihnen, für die nächsten Tage und Nächte nicht darin zu verweilen. Das ist Alles. Sapienti sat! Ich hoffe, Sie bald wieder zu sehen. Kommen Sie nach dem Lindenkruge, wenn Sie eine fröhliche Gesellschaft und ein saftiges Stück Wildbraten genießen wollen. Da kommt mein Komitat. Sie scheinen irgend eine Schandthat ausgeübt zu haben. Der letzte der Hochbeine hat eine Freudenflagge in seiner Physiognomie aufgezogen, die nur bei solcher Gelegenheit weht. Noch einmal Adieu. A rivederci!"

Adalbert hätte gern weitere Aufklärung über die räthselhafte Warnung gewünscht. Doch der Alte entfernte sich so eilig, daß es ersichtlich war, er habe nicht im Sinn sie zu geben. Seine drei Begleiter folgten ihm.

Nachsinnend stützte der junge Mann das Haupt in die Hand. Drohte ihm Gefahr in der Ruine? So schien es. Von wem? Er verlor sich in Muthmaßungen. Die nächsten, auf die er verfiel, waren der Zwerg und seine Begleiter. Aber was beabsichtigten sie? Er wurde seinem Sinnen durch ein leises männliches Wimmern und durch ein lautes weibliches Gekreisch entrissen.

Um den Grund dieser Störung zu ersehen, müssen wir etwas in die Vergangenheit zurückkehren.

Wernitz nahm sein Bad in der kleinen Zelle, wo sich deren mehrere in einer Reihe neben einander befanden und die so eingerichtet waren, daß ihre Thüren nach dem Garten zu gingen. Als das in ziemlichem Humor sich befindende Kleeblatt durch den alten Hochbein vom Tische gescheucht war, spazierte es an den Zellen entlang und Hans beschäftigte sich damit, die Thüren der Zellen zu öffnen und das Innere zu mustern. So kam er auch an diejenige, in welcher Wernitz sich befand.

Der Poet lag in einer Wanne und kehrte der Thüre den Rücken zu. Er befand sich eben in einer Art von Verzückung, hervorgerufen durch das Aroma des lauen Fichtennadelaufgusses, der seine Glieder umspülte, und durch die zärtlichen Gefühle, die in der behaglichen Wärme seine Brust doppelt angenehm durchwallten. Er dachte an Hulda, und dieser Gedanke begeisterte ihn zu folgendem Gedicht, welches er mit Bleistift in seine Schreibtafel zeichnete, um gelegentlich Gebrauch davon zu machen:

Ich schaute Dich, das Haupt so hold umkränzet,
Noch flammt die Gluth, die da mein Herz umfing,
Ich sehe Dich, Dein blaues Auge glänzet,
Es weint um den zertret'nen Schmetterling.

O regt Dich dieses Thieres Schmerz zu Thränen,
Wirst Du bei meinem Gram dann fühllos seyn?
Entweihung wär' es, solches nur zu wähnen!
Ich leide — Du vermagst — o lind're meine Pein!

Diese gelungenen Strophen waren eben niedergeschrieben und der Dichter überlas sie mehrere Male, ohne im Feuer seiner Empfindung zu ahnen, daß so eben menschliche Bosheit bemüht war, seine schwärmerische Versunkenheit auf eine für ihn höchst beklagenswerthe Weise zu benutzen.

Hans, Ströbke und Mertens beobachteten ihn, ohne daß er es ahnte. Die letzteren Beiden rauchten mit stolzem Gleichmuth ihre kurzen Pfeifen. Plötzlich keimte in Mertens ein infernalischer Gedanke.

Dicht an der offenen Thüre lag auf einem Stuhle die Kleiderhülle des liebeseufzenden Schmetterlings. Nur sein Hemd hing an einem Nagel, jedem Diebsgriff unerreichbar, über seinem olympischen Haupt.

Mertens bemächtigte sich leise einiger Hauptkleidungsstücke, die übrigen wanderten in die Hände seiner Begleiter. Die Thüre wurde wieder angelehnt und die Verbrecher entfernten sich.

Was war mit den geraubten Gegenständen anzufangen? Ein wirklicher Diebstahl lag nicht in ihrer Absicht.

Da fiel von ungefähr Ströble's Blick auf eine hohe Tanne. Er beschloß, diese zu einem Weihnachtsbaume auszuputzen. Gedacht, gethan! Bald flatterten Beinkleider, Rock, Weste, Hosenträger, Vatermörder, Stiefel, Unterhose, Vorhemd in munteren Schwingungen an den Zweigen der Tanne hin und her.

Nachdem das Kleeblatt sich des Anblicks hinlänglich gefreut, trat es den Rückweg an, unbekümmert der Dinge, die da kommen konnten.

Nun hatte der kleine blinde Gott auch nach Hulda's zartem Busen mit gewohnter Meisterschaft den goldenen Pfeil der Liebe entsandt. Sie beschloß, trotz des Verbotes ihrer Mutter, den genialen Wernitz zu sehen und da sie ihn im Fichtennadelbade wußte, so lenkte sie dorthin ihre beflügelten Schritte. Um aber die Blicke ihrer Mutter zu täuschen, wählte sie einen Weg, der sie durch eine Hinterthüre in den Garten des Bades führte.

(Fortsetzung folgt.)

Die zwei Kronen der Königin Hortensie.

(Fortsetzung.)

2.

Die Preisvertheilung war vorüber. Es war die dritte Festlichkeit seit der Gründung des Instituts und sie war mit dem üblichen Glanze begangen worden. Die jungen Mädchen hatten sich jetzt in die Gärten zerstreut; Einige in Gruppen, um die an demselben Tage errungenen Triumphe wieder und wieder zu besprechen; Andere in einsamen Plätzen allein wandelnd, um jenen Träumereien nachzuhängen, die süß wie die Hoffnung selbst, aus der sie ihre Nahrung entnehmen, für das junge Herz sind, das, während es sich ganz der Gegenwart und dem Genusse des Augenblicks hinzugeben scheint, dies nur thut, um zu einem Fluge in die Zukunft neue Kräfte zu sammeln und seine Flügel neu zu befiedern. Die Gegenwart, in der das menschliche Herz gern weilen möchte, ist in jener Lebensperiode noch nicht gekommen.

Dennoch schien es, als wenn die Ahnungen und Vorempfindungen, welche eine der Aelteren in diesem jugendlichen Cirkel zu jener Stunde hegte, nicht heiterer Art wären; denn Thränen flossen aus Marien's Augen, als sie sich von der Rasenbank erhob, auf der sie ihre Freundinnen Hortensie und Clarisse erwartet hatte, die sich ihr so eben Arm in Arm näherten. In dem Laubengange, wohin sich nun alle Drei wandten, trafen sie den Gärtner Georg, der über die Verwüstung seiner Lorbeerpflanzen lamentirte.

„Wahrlich, ihr habt alle Ursache euch heute zu beklagen, daß ihr Lorbeeren seyd; es ist keine Kleinigkeit, Kronen für vierhundert Köpfe zu liefern."

„Oho! Für vierhundert Köpfe! Freund Georg!" rief Clarisse lächelnd, „Ihr müßt gestehen, das ist etwas übertrieben. Ich kann Euch wenigstens eine zeigen, an der Euere Lorbeerpflanzen kein Recht haben, und zwar die, welche Mademoiselle Hortensie erhalten hat."

„Sie haben Recht, Mademoiselle," entgegnete der Gärtner, während er den Lorbeerkranz aufmerksam betrachtete, der am Arme des jungen Mädchens hing, „dieser Zweig muß vor einer langen Reihe von Jahren ausgeschnitten worden seyn."

„Gut gerathen, mein werther Georg," rief Hortensie, „denn diese Krone wurde dem Kaiser gegeben, als er vierzehn Jahre alt war."

„Wohl, wohl," sagte Georg. „Sollte man es denken! Nun, er hat es bald gelernt, sich noch eine andere Art von Kronen zu verschaffen. Mit dieser möchte er jetzt nicht mehr zufrieden seyn."

Mit diesen Worten ging er weiter, während er fortfuhr über seine zerstörten Pflanzen zu brummen, bis die jungen Mädchen, mit anderen Gegenständen beschäftigt, seiner nicht mehr achteten.

„Meine theueren Freundinnen," sagte Clarisse mit zärtlichem Tone zu Hortensien und Marie, „meine Verheirathung mit Monsieur d'Herville, dem Bankier von Paris, wird in kurzer Zeit stattfinden und morgen schon verlasse ich Ecouen."

„So schnell?" rief Hortensie überrascht.

„So schnell?" wiederholte Marie mit wehmüthigem Tone und brach in einen Thränenstrom aus.

„Thörichtes Kind!" sagte Clarisse, sie zärtlich küssend. „Paris ist nicht so weit von Ecouen, daß ich Dich nicht öfters besuchen könnte, selbst wenn ich Wagen und Pferde hätte. Auch wird es Deine Absicht nicht seyn, immer in der Schule zu bleiben. Sagte nicht der Kaiser gestern zu Dir, daß er selbst für Deine Verheirathung und Ausstattung Sorge tragen würde?"

„Ich weiß," entgegnete Marie still weinend; „der Kaiser hat meine Hand meinem Cousin August, einem Subaltern-Officier versprochen, der eben so arm ist, wie mein Vater. Und dennoch

würde ich glücklich seyn, wenn ich nur Euch nie gesehen hätte. Glaubt mir, ich sage dies nicht aus unbefriedigtem Ehrgeize, sondern im Vorgefühle der bitteren Empfindungen, die meiner warten. Du, Hortensie, als die Tochter des Kaisers, wirst vielleicht mit einem Könige, oder mindestens mit einem der höchsten Würdenträger des Reiches vermählt werden, und Du Clarisse, die Tochter eines der begünstigtsten Generäle des Kaisers, vermählst Dich mit dem reichsten Bankier von Paris. Glaubt nicht, daß es Euer hoher Rang und Reichthum ist, was ich beneide; nein, ich trauere nur bei dem Gedanken an den unermeßlichen Abstand, der sich zwischen Euch und dem Kinde eines armen, blinden Lieutenants mit Wartegeld, oder dem Weibe eines Subaltern-Officiers aufthut. Ja, ich weiß, es wird eine Scheidelinie zwischen uns gezogen werden, die mein Stolz zu einer unübersteiglichen Wand erheben wird, und dennoch wird es mich nicht tödten, wenn Ihr sie wirklich als eine Scheidewand bestehen laßt, wie Ihr — es müßt. Erwiedert jetzt nichts, meine Theueren! Ich weiß Alles, was Ihr sagen und versprechen würdet, aber ich weiß auch zu wohl, daß die Verhältnisse zu mächtig über Euch seyn werden."

„Und behauptest Du denn klüger und weiser zu seyn, als wir?" sagte Clarisse.

„Und mehr Erfahrungen zu haben, als wir?" fragte Hortensie, und Beide küßten zärtlich die Thränen weg, die jetzt unaufhaltsam aus Marien's schönen Augen über ihre blassen Wangen hinabliefen.

„Ach!" sagte sie mit dem Ausdrucke der innigsten Liebe und des tiefsten Kummers, „es ist in der That so. Verzeiht mir, wenn ich sage, ich habe mehr Weisheit, mehr Lebenserfahrungen, wie Eine von Euch. Ich habe die Weisheit und die Erfahrung, die man nur in der Schule der Leiden und des Kummers erlernen kann. Ihr seyd Beide zu glücklich, um mich zu verstehen, Ihr kennt die Macht der Verhältnisse nicht. Ich sage Euch, die Welt ist im Begriffe uns zu trennen und es muß so, es kann nicht anders nach dem natürlichen Laufe der Dinge kommen."

„Nimmermehr!" riefen Hortensie und Clarisse zugleich.

„Gott segne Euch für dieses Wort!" rief Marie, „ich muß es von Eueren Lippen küssen. Dieser unfreiwillige Ausbruch Eueres Gefühls ist Balsam für mein Herz. Wohl, es mag so seyn; ich will versuchen es zu glauben. Es thut mir wohl zu glauben, daß die Welt unsere Herzen nicht trennen kann, sondern daß Ihr Beide zuweilen an die arme Marie, Euere Schulfreundin, die Euch so zärtlich liebte, zurückdenken und ihrem Gedächtniß zuweilen ein Wort, oder einen Seufzer, oder eine stille Thräne der Rückerinnerung schenken werdet. Aber die hohe Stellung, die Ihr einnehmen sollt, hat ihre Ansprüche an Euch. Euere Gesellschaft wird nicht die meinige seyn. Ihr könnt Euch nicht zu mir herablassen und ich will mich nicht zu Euch hinausdrängen. Ich bitte Euch abermals, versichert, versprecht nichts. Ich weiß Alles was Ihr sagen würdet, was Ihr jetzt denkt und empfindet; aber eben weil ich dies weiß, bin ich auch im Stande vorauszusehen, was Ihr in wenigen Jahren denken und empfinden werdet."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus **Paris** wird vom 26. März geschrieben: Die Leute, welche ans Tischrücken und ans Tischklopfen glauben, sind in Verzweiflung. Der Amerikaner Hume ist abgereist, ohne Pauken und Trompeten, wie man zu sagen pflegt. Seine letzte Soirée im Palais-Royal ist nicht glücklich gewesen, denn einer von seinen Helfershelfern fiel total aus der Rolle. Er sollte den großen Friedrich darstellen, aber kaum war dieser erste Theil des Programms ausgeführt, als die Erscheinung, die eine Composition von Fleisch und Knochen war, wie Sie und ich, in ein schallendes Lachen ausbrach. Die Mehrzahl der Zuschauer that ein Gleiches, und der Zauberer machte sich aus dem Staube. Am anderen Tage verließ er Paris, um, wie es heißt, seine Schwester abzuholen, welche dasselbe Talent der Escamotage besitzen soll.

Die Pariser Akademie der Perückenmacher und Damenfriseure hat den großartigen Entschluß gefaßt, daß zu Longschamps die Damen herabwallende Haare bis zum Gürtel tragen sollen, die in der Mitte mit rosa, blau und grünen Bändern gebunden sind und am Ende in fünf Tirebouchons auslaufen. Die falschen Haare werden jetzt im Preise steigen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 44. Sonntag, 12. April 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Wernitz hatte unterdeß die Wonnen des Bades und der Phantasie zur Genüge genossen, er entstieg der Wanne, trocknete sich ab, warf sein Hemd über und wollte zu den anderen Kleidungsstücken greifen, aber — unerfreuliche Entdeckung! — sie waren nicht da! Er rieb sich die Augen, um besser zu sehen, er schaute in alle Winkel, selbst in solche, wo ihm die physische Unmöglichkeit, als könnten sie seine andere Hülle bergen, von vornherein einleuchtete, es war nichts da! Keine Spur seines sommerlichen Nankingbeinkleides, seines blauen Fracks à la Werther, seines Pflanzerhutes, — er hatte nämlich eine leichte ländliche und doch elegante Toilette gemacht, — kein Atom von seiner weißen, mit blauen Vergißmeinnicht geblümten Weste, — alles verschwunden, in Luft und leeren Raum aufgelöst! Nur seine Kravatte lag einsam unter dem Stuhle. Merkwürdiges und zugleich peinliches Ereigniß! Zauberei oder Dieberei war im Spiele, aber den Dieb hätte er doch bemerken müssen! Er stand den Kopf schüttelnd in bestürztem Nachsinnen. Was war zu thun? Die Eigenthümerin des Bades rufen? Aber sie war im Vorderhause beschäftigt und dann — konnte er sich ihr in diesem Zustande vorstellen? Wernitz war in solchen Punkten von einer unbegränzten Empfindlichkeit. Dennoch mußte etwas geschehen. Er öffnete die Thüre ein wenig und schaute durch die Spalte, ob nicht vielleicht ein männlicher Rettungsengel vorhanden sey, dem er sein Leid klagen, der seiner Verlegenheit abhelfen könne. Er schaute nach allen Seiten hin, er sah nichts, er schaute mit einem verzweifelten Blick zum Himmel empor, — Himmel! Eine Tanne hatte Toilette gemacht und sich mit seinen Effekten behängt. Unbegreiflich aber wahr! Was half langes Nachdenken darüber, wie die Gegenstände zum Baum oder der Baum zu den Gegenständen gekommen? Es mußte gehandelt werden. Niemand war im Garten. Er wagte sich in seinem halbadamitischen Zustande heraus und kletterte an der Tanne empor. Aber als er den Pflanzer aufsetzte und die verdammten Nadeln verwünschte, die in seine Haut bohrten und den leichtfertigen Wind, der mit seinem einzigen Gewande Studien im Faltenwurf trieb, hörte er eine Gartenthüre knarren. Er sah hin, er mußte hinsehen, — o daß plötzliche Nacht das frohe Tageslicht umdüstert hätte! Er sah Hulda, sie sah ihn!

Er sah sie und sie ihn, — für zarte Seelen welch' verletzender Anblick! — Er glitt vom Baume herunter und wimmerte vor Schmerz und Scham, sie kreischte laut auf und stürzte aus der Thüre fort, fort ins Weite. Ach, die betrogene Mutter war fürchterlich gerächt. Wernitz, der Poet, der Theologe, was konnte ihn bewegen? Er mußte geisteskrank seyn! Darum also brauchte er das Fichtennadelbad?

Wernitz lag noch hilflos auf dem Sande zappelnd, wie ein Fisch, den das harte Schicksal auf das Trockene geschleudert, als Adalbert nahte. Wenige trüb herausgestammelte Worte klärten die Situation auf; Adalbert lachte, er dachte an die Freudenflagge im Gesichte des letzten der Hochbeine. Er forderte den Gesunkenen, physisch und moralisch Gesunkenen auf, sich in seine Zelle zu verfügen, bestieg selbst die Tanne, worauf bald der natürliche Mensch Wernitz in den gesellschaftlichen umgarderobirt und so seiner prekären Situation entrissen wurde.

„Aber ich hörte eine weibliche Stimme kreischen," bemerkte Adalbert, als Beide das schicksalvolle Bad verließen. „Wer war es?"

Der Gefragte antwortete nur durch einen dumpfen Seufzer. So zerrinnen Ideale in der schalen

Wirklichkeit. Nein, er konnte ihr nie wieder entgegentreten, sie nicht ihm. Für zarte Seelen, wie die ihrigen, welche zu verletzende Erinnerung.

* * *

Als der Zwerg die Moosdecke hinter sich geschlossen, und so den Ort, wo er vor Adalbert plötzlich verschwunden war, in den früheren Zustand versetzt hatte, befand er sich in einem dunklen, in Felsen gehauenen Gange. Einige Stufen führten tiefer hinunter, dann ging der Weg eben fort, dann hob er sich wieder. Von Zeit zu Zeit drang spärliches Licht durch Felsspalten und beleuchtete die Gestalt des unterirdischen Wanderers.

Dieser hielt an einer Biegung des Ganges an, drückte auf eine im Gestein verborgene Feder, eine rohe Steinplatte schob sich zurück, er kroch auf Händen und Füßen durch die Oeffnung, die Steinplatte rückte wieder an ihren Platz und, nachdem er noch einige Schritte gemacht hatte, fand er sich vor einer niederen eisernen Thüre. Er pochte, sie wurde von innen aufgemacht, der Glanz heller Lichter blendete sein Auge, er trat in eine geräumige Höhlung ein.

(Fortsetzung folgt.)

Die zwei Kronen der Königin Hortensie.

(Fortsetzung und Schluß.)

„Marie mag Recht haben," sagte Hortensie, die bei den Worten ihrer jungen Freundin plötzlich ernst, ja, traurig geworden war. „Unsere Freundschaft mag unverändert seyn und dennoch können tausend Verhältnisse unser Zusammenkommen verhindern. Aber hört, Eines laßt uns versprechen! Laßt uns gegenseitig verpflichten, unter allen Umständen heute nach zehn Jahren zu derselben Stunde wieder zusammen zu kommen. Es ist jetzt sieben Uhr," fügte sie hinzu, indem sie auf eine kleine goldene Uhr blickte, die ihr ihre Mutter Josephine zu derselben Zeit umgehangen hatte, als sie ihr den Lorbeerkranz aufsetzte. „Laßt uns gegenseitig das Versprechen abgeben, heute über zehn Jahre, um sieben Uhr Abends zusammen zu kommen. Aber wo?"

„In einer unserer Wohnungen," sagte Clarisse.

„Das ist zu unbestimmt für ein Rendezvous," sagte Marie. „Wer kann wissen, wo nach zehn Jahren die Wohnung Einer von uns seyn wird? Gott allein weiß es!

„Das ist nur zu wahr," sagte Hortensie. „Aber was meint Ihr zum Garten der Tuilerien, wo, obgleich er zum Schlosse gehört, dennoch Personen aller Stände aus- und eingehen? Laßt uns unser Zusammenkommen dort bestimmen. Aber wartet, wir müssen einen Zeugen zu unserem Contrakte haben und glücklicherweise brauchen wir nicht weit zu suchen. Hier ist ein würdiger Zeuge, sey es für ein Mädchenversprechen, oder ein Liebesgelübde!"

Ein Lächeln verjagte wieder die Wolke, die einen Augenblick ihre schönen Augen beschattet hatte, als sie den Gärtner herbeirief.

„Georg, komm' hierher zu uns und sey Zeuge des Gelübdes, das wir hier in Deiner Gegenwart ablegen. Wir drei, Clarisse, Marie und ich, verpflichten uns gegenseitig, uns heute über zehn Jahre, zu dieser Stunde, am Pont Royal, im Garten der Tuilerien zu Paris einzufinden. Wer zuerst ankommt, erwartet die Anderen an der Terrasse des Feuillants."

Alle Drei reichten sich hierauf gegenseitig die Hände zur Bekräftigung des Gelöbnisses.

„Also am 17. August 1817," sagte Georg, an den Fingern zählend. „Wohl, will's Gott, so werde ich an dem Tage meine Sonntagskleider anziehen, um Sie alle zu sehen."

Wenige Tage darauf trennten sich die jungen Freundinnen, indem sie sämmtlich Ecouen verließen.

3.

Am 17. August 1817, als die Glocke der Tuilerien sieben Uhr schlug, hielt eine glänzende Equipage vor dem Pont Royal. Ein junges, reizendes Weib, mit einem kleinen Mädchen von etwa acht Jahren, gefolgt von einer älteren Dame, stieg aus.

„Mama," sagte das Kind, „weshalb bist Du denn heute, zu dieser Stunde, hierhergefahren, wo Niemand ist? Ich sehe ja weder Damen noch Kinder. Sprich, Mama!"

„Ich will es Dir ein anderes Mal sagen," entgegnete die junge Dame, während sie ängstlich suchend um sich blickte und sich dann an ihre Begleiterin mit den Worten wandte:

„Madame Germain, wollen Sie die Güte haben, mit meiner kleinen Hortensie in die Orangen-Allee zu gehen? Ich werde hier etwa eine Stunde lang in Anspruch genommen seyn," und während sich die Letztere sodann mit dem Kinde in der angegebenen Richtung entfernte, wandte sich die junge Herzogin mit eiligen Schritten nach der Terrasse des Feuillants.

„Nicht hier!“ sagte sie zu sich selbst, „keine von Beiden hier! Von Einer, leider, kann ich es mir erklären; aber die Andere, die Andere! O Clarisse! Und dennoch bin ich dieselbe, unverändert und unveränderlich!“

„Ich muß in der That recht verändert seyn, daß selbst Marie mich nicht erkennt,“ entgegnete darauf plötzlich, mit scheuer, schüchterner Stimme, eine Frau, deren Anzug, obgleich ängstlich sauber, dennoch verrieth, daß sie nicht den wohlhabenden Klassen angehöre und auf deren blassen, faden Wangen schwerer Kummer tiefe Furchen gezogen zu haben schien.

Einen Augenblick lang richtete die Herzogin einen forschenden Blick auf diese Züge, dann rief sie plötzlich: „Clarisse, Clarisse, meine Clarisse! Oh, wie verändert bist Du! Meine theuere, theuere Freundin! Was bedeutet das? Welch trübes Schicksal spricht aus diesen Zügen?“

„Und doch kein ungewöhnliches,“ sagte Clarisse, während sie schluchzend die ungestüme Umarmung der Jugendfreundin duldete und sich von ihr zu der nächsten Steinbank mehr tragen als führen ließ.

„Ich schäme mich meiner Schwachheit,“ sagte sie, nachdem sie sich einigermaßen gesammelt hatte; „ich glaubte, ich würde mehr Festigkeit haben; aber dieses Zusammenkommen ruft in mir so viele Erinnerungen wach. Wer hätte es gedacht, Marie, als wir uns bei unserem Abgange von Ecouen trennten, daß wir so gänzlich von einander gerissen werden würden und daß sogar bei unserem heutigen Zusammentreffen, das wir in fast kindlicher Thorheit verabredet, Eine von uns ganz würde fehlen sollen? Als Du damals auf das Land gingest, um bei Deinem blinden Vater zu bleiben, während Dein Gatte der Fahne des Kaisers folgte,“ und hier ihre Stimme bis zum leisesten Geflüster dämpfend und einen ängstlichen Blick um sich werfend fügte sie hinzu: „Unsers Kaisers, denn ist er es nicht noch für uns, Marie, unser guter, liebevoller Vater zu Ecouen? Als Du auf das Land gingest und Hortensie Paris verließ, um einen Thron zu besteigen, blieb ich allein in Paris zurück, um mich in einen Strudel von Vergnügungen zu stürzen, aus dem ich eines Tages erwachte, um mich selbst verarmt, meinen Vater todt und meinen Gatten bankerot zu sehen. Er überlebte seinen Fall nicht lange. Seit drei Jahren bin ich Wittwe und habe ein Kind. Jetzt weißt Du alle äußeren Umstände meines Lebens. Die Gefühle, Empfindungen und Gedanken, die den inneren, tiefen Strom unseres Lebens bilden, lassen sich so schnell nicht mittheilen. Und nun —“

„Und nun, theuerste Clarisse,“ sagte Marie, mit einem Versuch zu lächeln, „nun willst Du meine Geschichte hören. Sie ist schnell erzählt. Mein Gatte stieg vom Range des Lieutenants zu dem des Generals empor. Du weißt, daß wir Beide zu alten Emigranten-Familien gehören und die Wiedereinsetzung der Bourbon'schen Familie auf den französischen Thron gab uns deßhalb die früheren Titel und Besitzungen wieder. Von dieser Zeit an war ich eifrig bemüht, Dich aufzufinden. Sage mir, theuere Clarisse, wie war es möglich, daß alle meine Bemühungen vergeblich seyn konnten?“

„Weil ich eben so ängstlich bemüht war, mich vor Dir zu verbergen; ich, die über Deine Prophezeihung gelacht hatte, ich, die nicht hatte glauben wollen, daß Umstände irgend einer Art die Macht haben könnten, uns zu trennen. Aber die Verhältnisse hatten sich umgekehrt und deßhalb wich ich Dir aus.“

„Falsche Freundin!“ sagte Marie, „wie kannst Du mir das sagen? Aber Du sollst es wieder gut machen. Gedenke an Ecouen, an unsere Kinderspiele, unsere süßen Traulichkeiten, an die Bonbons, das Spielzeug, die Bücher, von allem dem Deine Liebe mir stets den größeren Antheil zukommen ließ und den meine Liebe zu Dir mich annehmen ließ. Ja, Clarisse, wir müssen unsere alte Lebensweise in Ecouen wieder beginnen und wenn es nicht Bonbons und Spielwerk und Bücher sind, so müssen wir wenigstens Haus und Heerd und Herz miteinander theilen.“

„Nein, Clarisse,“ fuhr sie mit etwas verwundetem Gefühle fort, als sie Letztere eine ablehnende Bewegung machen sah, „Du mußt Eines wählen: Du kannst nicht meine Freundin seyn, wenn Du Dich weigerst, mein Haus mit mir zu theilen. Aber ich fühle, ich streite zu heftig für mein eigenes Interesse und sollte vielleicht nicht so sehr in Dich dringen.“

„Du hast gesiegt,“ entgegnete Clarisse darauf in Thränen. „Ich habe vielleicht schon durch mein zu sorgfältiges Ausweichen unrecht gegen Deine Freundschaft gehandelt und dennoch fühle ich, daß ich mehr meinem Herzen als meinem Gewissen folgte, als ich mich überredete, es sey meine Pflicht, mein Gelübde zu erfüllen und Dich heute hier zu erwarten.“

Nach diesen Worten trat ein sekundenlanges Schweigen ein. Es war das Schweigen der befriedigten Liebe. Beide brachen es gleichzeitig mit

dem unwillkürlich ihren Lippen entfließenden Ausrufe: „Hortensia!" Ein neues Schweigen folgte, voll der schmerzlichsten und wehmüthigsten Erinnerungen.

In diesem Augenblicke nahte sich ihnen ein alter Mann in bäuerischer Tracht und redete sie an:

„Ich bitte um Verzeihung, meine Damen, ich warte hier auf zwei junge Mädchen, die heute hier zu seyn versprochen hatten."

„Hier sind wir, mein guter Georg," sagte die junge Herzogin, „denn Ihr könnt doch Niemand anders seyn, als der Gärtner von Ecouen."

„Der bin ich in der That und war es von jeher. Aber ich würde keine von Ihnen erkannt haben, so sehr haben Sie sich verändert seit jener Zeit. Freilich, es sind zehn Jahre, gerade zehn Jahre heute und ich thue meine Pflicht und erscheine hier, wie ich es versprochen habe. Nun, Sie warten auf eine dritte Person, nicht wahr? Wohl, sie hat mich beauftragt, Ihnen dieses zu übergeben."

Bei diesen Worten zog der alte Mann zwei kleine Kästchen aus seinem Busen hervor. Hastig sie öffnend, fanden die beiden Freundinnen in jedem derselben die Hälfte einer verwelkten Lorbeerkrone. Der Brief aber enthielt folgende Worte:

„Von den vielen Kronen, die meine Familie getragen hat, ist dieses die leichteste und unvergänglichste. Ich sende sie Euch, meine Schwestern, meine glücklichen Schwestern! Glücklich, daß Euch noch vergönnt ist, die heimathliche Luft zu athmen und auf heimathlichem Boden zu wandeln. Betet für die arme Verbannte

Hortensie."

Noch flossen aus Beider Augen die Thränen der tiefsten Wehmuth auf den Brief und die Kronen der unglücklichen Königin herab, als Madame Germain mit dem kleinen Mädchen zurückkehrte, wodurch jedem weiteren Ausbruche ihres Gefühls Schweigen auferlegt wurde. Der herzogliche Wagen fuhr vor und beide Freundinnen kehrten nach Marien's Hause zurück, wo das innigste Freundschaftsband sie für den Rest ihres Lebens vereinigte. Aber ihre unglückliche Freundin Hortensie, die schöne ehemalige Königin von Holland, die, von ihrem Gemahle ungeliebt und unbeweint, ihr Grab in fremder Erde fand, sahen sie nie wieder.

Mannigfaltiges.

Der Weltuntergang steht bevor. Die nachfolgende Erzählung ist keine beliebig ausgeheckte Fabel; sie ist wirklich und wahrhaftig und wir könnten nöthigenfalls die Namen der Augenzeugen dieser außerordentlichen Naturerscheinung citiren, welche in einer Gemeinde des Kantons Oulchy-le-Chateau eine große Aufregung hervorrief. Zwei Frauen waren dabei beschäftigt, Mist auf einem Felde auszubreiten, als plötzlich vor ihren Augen eine Feuerkugel erschien und auf sie loskam. Bei diesem Anblicke sich des bevorstehenden Weltuntergangs erinnernd, wurden die Frauen von Schrecken ergriffen; die Eine machte sich schleunigst aus dem Staube und suchte Schutz hinter einem Fuhrmann, der, nur an irdische Dinge denkend, die Himmelserscheinung gar nicht bemerkt hatte, während das andere Frauenzimmer in einer betrachtenden Stellung dastand und mit großem Geschrei den Beistand des Himmels anrief. In der That nahm die Feuerkugel eine sehr bedrohliche Haltung an; sie war bis zur Erde herabgestiegen und setzte ihren tollen Lauf in mächtigen Sprüngen wie ein Panther fort. Wie die Zeugen sagen, so war das erschrecklich anzusehen! Einen Augenblick schien sie still zu stehen; da kam unser Ackersmann auf den gescheiten Gedanken, die Sprungkraft dieser Feuerkugel anzuhalten und der Gefahr so ein Ende zu machen. Um dies große Werk zu Stande zu bringen, geht er tapfer auf das Meteor los; wie er in der Nähe ist, wirft er kühn seinen dicken Mantel darüber und läuft davon was er laufen kann. Erst nachdem er ein gut Stück Weges gemacht hat, kann er sich wieder sammeln. Er faßt wieder Muth, die Neugierde stachelt ihn auch; er kehrte wieder zu seinem Mantel zurück, hebt ihn vorsichtig auf, und macht die Feuerkugel wieder frei, welche er dieses Mal nicht zu fürchten scheint und die er im Gegentheil amüsant findet. In der That, das hübsche kleine Meteor fängt an, lustig zu tanzen, unser Bauer ruft die beiden Frauen, welche eiligst herbei kommen und sich nun nicht genug über das nette Ding freuen können. Diese erschreckliche Naturerscheinung war nichts weiter als einer von den kleinen rothgefärbten Luftballons, welche jetzt in Paris das allgemeine Spielzeug der Kinder bilden. Abends wurde es allen Kameraden des Bauern gezeigt, der es vorsichtig in eine Kiste verschloß. Am anderen Tage war das ganze Dorf auf den Beinen, um dieses offenbare Wunder zu sehen; einem Lumpenhändler gelang es, sich desselben zu bemächtigen und nun zeigt er dasselbe in der ganzen Umgegend für einen Sous.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 45. Dienstag, 14. April 1837.

Das treueste Herz.

Ich höre trauern euch und klagen,
Daß kalt die Welt und liebeleer,
Und mitleidsvoll muß ich euch fragen:
Habt ihr denn keine Mutter mehr?
Habt Ihr die Mutter schon vergessen,
Das treue Herz, d'ran ihr geruht,
Den Schooß, d'rin ihr so weich gesessen,
So sicher wie in Gottes Hut?

Die Mutter seht mit süßen Schauern,
Die auf dem Arm ihr Kindlein trägt:
So lange wird die Lieb' noch dauern,
So lang ein Mutterherz noch schlägt.
O Mutterherz, du Born der Milde,
Du gottgeweihter, heil'ger Ort
Haßt euch die Welt, die rauhe, wilde,
In dir weilt still die Liebe fort!
Du lebst nur in des Kindes Leben,
Sonnst dich in seiner Freuden Glanz,
Sein Leben nur macht dich erbeben,
Und deiner selbst vergißt du ganz.
Gequält, gemartert und zerstochen,
Liebst du im herbsten Schmerze noch;
Vom Kinde freveInd selbst zerbrochen,
Im Brechen segnest du es noch!

D'rum, hält euch Gram und Leid umfangen,
Seyd eigner Schuld ihr euch bewußt,
So lehnt die thränenfeuchten Wangen
An eurer Mutter treue Brust.
Und ist die Mutter euch geschieden,
Weint ihr allein in finstrer Nacht,
O glaubt: ihr Herz ließ sie hienieden,
Es hält bei ihrem Kinde Wacht!

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

Die Höhlung schien von der Natur gebildet, war aber zu einem wohnlichen, ja prächtigen Gemach eingerichtet. Die rauhen Wände waren mit kostbaren Stoffen bekleidet, Teppiche lagen auf dem Boden, an den Seiten schwellende Polster Eine große Lampe, die von der Decke herabhing, verbreitete hinlängliches Licht, um die verschiedenen Gegenstände zu erkennen. Es waren außerdem noch einige Leuchter angebracht, in denen Wachskerzen brannten.

Auf die Polster hingestreckt lag diejenige Person, welche wir unter dem Namen Martagon kennen. Neben ihm standen einige Krystallflaschen, die Wein oder Liqueur enthielten, und ein goldener Becher. Er sprang auf, als der Zwerg eingetreten war, sein Gesicht schien bleicher als gewöhnlich.

„Ha," rief er, „endlich bist Du da! Ich habe Dich erwartet, wie ein Verbrecher den Urtheilsspruch. Moses, diesmal glaube ich, ist es aus mit uns und das schimmernde Glücksgebäude, das wir errichtet, stürzt über uns ein."

Der Zwerg schwieg.

„Mein Bruder in der Residenz ist verhaftet worden," fuhr Martagon fort, „aber glücklicherweise entsprungen. Doch sind seine Papiere ergriffen und, wie ich fürchte, wir entdeckt. Im weiten Umkreise ziehen sich Schergen der Polizei um unsern jetzigen Aufenthalt her. Meine Verbindungen sind unterbrochen und wie ich aus dem Netze herauskommen werde, noch weiß ich es nicht. Du Unglückseliger trägst die Schuld unserer jetzigen Lage. Gestern war noch Zeit zur Flucht. Heute ist alles dunkel und zweifelhaft."

„Was kommen muß, wird kommen," sagte der Zwerg kalt.

„Schöner Trost, alte Weibersprüche in unserer Lage!"

„Sprich mir von ihr," murmelte der Zwerg, „ich habe noch nicht gehört, wie Deine Unterredung mit ihr endete."

„Von ihr!" fuhr Martagon unwillig auf. „Laß uns berathen, Mensch, was wir thun können, um unserem Untergange zu entgehen!

„Nein, kein Wort, ehe ich nicht weiß, was sie gesagt, was sie beschlossen hat."

„Nun wohl, sie verwirft Dich, Du hast keine Hoffnung, je mit ihrem Willen in ihren Besitz zu gelangen. Das war vorauszusehen."

Der Zwerg stöhnte dumpf und ließ sich auf die Polster niedersinken. „Es war vorauszusehen," murmelte er, „und doch diese Voraussicht, was ist sie anders als der Tod?"

„Der Tod, Narr, — um ein Weib! Du rasest. Laß uns aus diesem Labyrinth entfliehen, laß das Meer zwischen uns und unseren Verfolgern liegen und Du wirst Weiber haben, schön wie der Tag, wollüstig wie die Nacht."

„Aber nicht sie, nicht sie!"

„Ja, sie ist schön, ich erkenne Deinen Geschmack an, so unzeitgemäß er ist, doch was hilft der Jammer um Unmögliches? Wäre uns Zeit gelassen, ich hätte sie Dir verschafft und hätte ich sie mit Ketten in Deine Umarmung schleifen müssen, denn was ist sie anders, als ein Weib, was ist sie gegen unsere Riesenentwürfe, eine Feder, die man bewegt, nichts weiter!"

„Und so ist keine Hoffnung — keine?"

„Zum Entkommen? ich rechne auf Deine Schlauheit als auf das letzte Hilfsmittel."

„Keine Hoffnung sie zu erlangen, gleichviel wie? Denn besitzen muß ich sie, oder aufhören zu athmen."

„Keine Hoffnung für jetzt und die Zukunft hängt davon ab, ob wir uns retten oder nicht."

„Was denkst Du immer an Dich? Glaubst Du, daß Hunderte wie Du nur einen Schimmer ihres Wesens aufwiegen? Sie, sie und allein sie, sonst hat die Welt nichts, was wünschenswerth ist."

„Er ist toll," knirschte Martagon mit einer Bewegung der Wuth.

„Toll? — Höre mich und Du kannst über meine Tollheit urtheilen. Martagon, es gab eine Zeit, wo ich glücklich war. Ich, der Verwahrloste, von der Natur mit dem Stempel ihres Zornes Gebrandmarkte war glücklich. Das war damals, als ich von der Hand eines edlen Mannes auf die Bahn der Wissenschaft und zur Erkenntniß der Tugend geführt wurde. Damals klagte ich nicht über das harte Schicksal, ich kannte Ergebung in einen höheren Willen, damals glühte meine Brust nicht von irdischer Begier und stürmisch-unersättlicher Leidenschaft, ich hatte einen Glauben, der mich über das Grab hinaus und der mir hinter dem Dämmerlicht der Erde reine Ströme unermeßlichen Lichtes, den ewigen Ocean der Wahrheit wies. Damals nahmen alle meine Gedanken nicht jenen rastlosen, wilden, verwegenen Flug, der, wohin er sich auch verirrt, immer nur bei mir anlangt, bei mir, um mir die ganze Leere meines Ichs, um mir dies mein in der Unendlichkeit des Seyns verödete Selbst zu zeigen. Glaube nicht, daß in jener Zeit mir die Leidenschaft des Ruhms und das Streben nach Größe fern war! Sie lebte in mir heiß und glühend. Aber wie hohe Ziele ich auch zu erreichen hoffte, sie waren edel; denn nicht ich war es, an den ich dabei dachte, es war die Menschheit, es war vor allem jener Kreis guter Menschen, der mich umgab. Wie bebte mein Busen, als ich zuerst der Natur einfache Geheimnisse ablauschte, als ich zu fühlen begann, daß, elender Krüppel wie ich bin, ich durch Nachtwachen und Tagarbeit, durch riesigen Fleiß und eisernes Denken weiter kommen könnte, als die Forscher vor mir. Und ich kam weiter. Aber jener Weise, der mir die ersten Schritte geleitet, der unendlich überflügelt mir nicht mehr zu folgen vermochte, er wies, wie der Magnet auf weitem Meere, unablässig inmitten der verschlungenen Bahnen des Wissens auf eine Bahn, die er selbst wandelte, auf eine, wo Kinder wandeln könnten und wandeln, und wo Männer selbst, sollte das Schicksal ihnen die tiefsten Wunden geschlagen haben, nicht verbluten, oder, verbluten sie, noch mit einem Lächeln scheiden und mit einer erhabenen Hoffnung der Zukunft entgegen gehen. Da tratest Du zwischen mich und diese Bahn, Du, der Geist der Erde mit dem höhnischen Lächeln auf den Lippen, mit dem eisigen Verstande im Gehirn, mit der wüthenden Begier im Herzen. Du wandeltest die milde Wehmuth um, mein unabänderliches Leid in bitteren Haß und schmerzliche Verzweiflung. Du zeigtest mir den Hohn und die Fühllosigkeit der Menschen, wo ich nur an Beschränktheit und Schwäche geglaubt; wie ein Wüstenhauch stob Deine schneidende Logik über alle die reizenden Traumgebilde höheren Glückes, unerschöpflicher Beseligung; die Blüthen welkten, die Quellen des Trostes hörten auf zu sprudeln, nackt, starr, zerrissen und verbrannt traten sie hervor, die Untiefen der Seele, die sonst von dem reichen Grün des Gemüths verhüllt und geschmückt waren. Da stand ich, Dir

ähnlich und so unähnlich doch! Dennoch war mir von allem dem, was ich von Dir als Wahrheit und Bestimmtheit annahm, nichts neu, nichts unbekannt! Kannte ich nicht den scharfen Zweifel und jene ganze Weltanschauung, die den Menschen auf Zeitatome zum Gott erhebt und auf Ewigkeiten zur Vernichtung verdammt? Hatte ich nicht Stunden, wo ich die Menschen haßte, weil ich elend war und sie ohne Mitleid fand! Aber jene Zweifel, diese Stunden, — wie Nebel wurden sie vom milden Sonnenlicht einer beglückenden Erkenntniß bald zerstreut und nach jedem Kampf fand ich mich gekräftigt wieder. Nur nicht nach dem, den Du in mir erwecktest. Denn Du lenktest die edle Gluth, die in mir brannte, auf niedere Zwecke; was Verbrechen war, nanntest Du Geist und Kühnheit. Du zeigtest mir die Welt voll von Trug, Täuschung, Aberwitz, Verächtlichkeit und Gemeinheit. Du lehrtest mich, daß es keine Tugend gäbe und keine Zukunft, daß der Zufall die Loose werfe und die Kraft sie an sich reiße. Ich folgte Dir in Allem: denn steht auch Dein Geist unter der Höhe des meinen, Dein Wille herrscht über mich! Ich folgte Dir in Allem, nur nicht in Einem. Dies Eine ist der Rest des Glückes meiner Kindertage; mein ganzes Glück, Gegenwart und Zukunft und auch dieser Rest ist nun dahin, dahin!"

(Fortsetzung folgt.)

Eine romantische Heirath.

Aus dem Englischen des Thomas Hood.

Manche Leute in Castilien erinnern sich noch des alten Cavaliers Pedro de Puebla, mit dem Beinamen „der Dicke". Seine Gestalt war ungeheuer umfangreich und plump, seine Miene höchst roh. Dabei war er so gefräßig und dem Trunke ergeben, daß wer eine Seelenwanderung der Thiere annahm, glauben konnte, die Seele eines Schweins sey zur Schande der menschlichen Natur in den Leib dieses Mannes übergegangen.

Das war nun der rechte Freier für Donna Blanca, die, außer der Anmuth ihrer Persönlichkeit, mit allen Eigenschaften geschmückt war, die eine edle Dame zieren. Sie war mit ausgezeichnetem Anstande begabt, spielte nicht nur wundervoll mehrere Instrumente, sondern dichtete auch selbst die schönsten Verse zur Musik. Ihr Vater, ein großer Mann und stolz auf den Adel seines Geblütes, war nicht gleichgiltig gegen diese ihre Vorzüge, sondern meinte, ein so kostbarer Juwel sey werth, reich in Gold gefaßt zu werden, und ehe er sie unter ihrem Stande verheirathete, sollte sie auf Zeit Lebens ledig bleiben. Er beobachtete sie daher mit der Wachsamkeit eines Argus. Man muß den jungen Herren die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie keine List unversucht ließen, mit ihr zusammen zu kommen, aber Alles war vergebens, und als zuletzt ihr Vater immer mißtrauischer und argwöhnischer gegen ihre Verehrer wurde, so beschränkte er sie auf ihr einsames Zimmer.

Da sie in dieser langweiligen Zurückgezogenheit beständig Novellen und solche Werke las, die sich auf die Zeiten des Ritterthums bezogen, so schien sie auf einmal von einer solchen Leidenschaft für das Romantische ergriffen und sprach beständig von Rittern und Knappen, von Liebe und Duellen, daß ihr Vater, der fürchtete, eine solche Narrheit könnte ein böses Ende nehmen, alle Bücher aus ihrem Zimmer schaffen ließ. Es that Einem weh, nur daran zu denken, daß diese junge Dame, heiter und schön wie der Tag, so eingesperrt seyn sollte, wie ein wilder Vogel in einem ungewohnten Käfig, und die Freuden der Freiheit und der Natur nicht genießen durfte.

Als endlich jener alte castilianische Cavalier, nicht wie mancher Abenteurer mit Strickleitern oder als Frauenzimmer verkleidet, sondern in einer prächtigen Equipage und mit dem Ruf, den sein Gold verbreitete, kam, erhielt er die Erlaubniß, seine dicke Person Donna Blanca zu Füßen zu legen, und wurde wider alle Erwartung mit gnädigem Blicke angesehen.

Auf die erste Nachricht von seinem Empfang konnte sich Niemand genug wundern, wie sie in einem Manne von solchem Aeußern irgend eine Aehnlichkeit mit jenen wackeren und stattlichen Rittern beobachten mochte, mit denen sie in ihren Büchern Bekanntschaft gemacht hatte. Dachte man aber an ihre traurige Gefangenschaft und wie sie nicht hoffen konnte, mit List der Wachsamkeit ihres Vaters zu entgehen, so verzieh man ihr beinahe, wenn sie bereit war, ihre Hand dem nächsten Vetter des Teufels zu geben, um nur ihre Freiheit zu erlangen. Ein artiger Herr jedoch, Namens Castello, war über diese Kunde so ärgerlich, daß er Don Pedro, unbekümmert um die Folgen für sich selbst, erschlagen hätte, wenn nicht Donna Blanca, die von seinem Vorhaben gehört, Mittel und Wege gefunden hätte, ihn durch einen

Boten zu benachrichtigen, daß er mit einem derartigen Streiche ihr für immer ihre Ruhe rauben würde.

Indessen war ihr Vater überaus erfreut durch die Hoffnung, in dem Cavalier einen so reichen Schwiegersohn zu erhalten; denn er war einer von jenen Vätern, die ihre Kinder dem Midas selbst gäben, wenn sie auch bei der ersten Umarmung in schmutziges Gold verwandelt würden. Vor freudigem Entzücken machte er daher seiner Tochter ein ungewöhnliches Geschenk von kostbaren Edelsteinen und versprach ihr zugleich, er werde ihr in jedem erfüllbaren Wunsche alsbald willfahren. Dies gütige Versprechen setzte Blanca nicht im Geringsten in Erstaunen, sondern nach einer kurzen Ueberlegung antwortete sie: Ihr kennt, Herr, meine Leidenschaft für das Romantische, und wie sehr ich von Herzen die Mode unserer entarteten Tage hasse, da Alles in einer so abgeschmackt förmlichen Weise vor sich geht, und ein Fall von heute nur ein Beispiel und Muster für morgen ist. Heutzutage geschieht nichts auf so romantische Weise als in jenen herrlichen Zeiten, da man in der einen Stunde das Schicksal nicht ahnen konnte, das Einem in der andern begegnen sollte, wie Ihr es in den köstlichen Werken lesen könnt, die Ihr mir weggenommen habt. Ich bitte Euch daher, da ich in der Wahl eines Mannes so gehorsam nach Euerm Wohlgefallen gestrebt, mir so weit zu willfahren, daß ich bestimmen darf, in welcher Weise unsere Heirath vollzogen werden solle, und zwar möchte ich mir die Geschichte der Donna Elvira zum Vorbild nehmen. In dieser Novelle, erinnert Ihr Euch, weiß die Dame, die von ihrem Vater, wie ich, eingesperrt wird, ihren Geliebten in einem Alkoven zu verbergen, entflieht mit ihm mittelst einer Strickleiter und Beide werden glücklich zur Ehe verbunden.

Nein, bei der heiligen Jungfrau! versetzte ihr Vater, das kann nun und nimmer geschehen; und da er tausend Schwierigkeiten voraussah, vor Allem, daß der Cavalier äußerst unzufrieden mit der Rolle seyn würde, die er in dem Drama zu spielen hätte, so machte er sich unendliche Vorwürfe wegen der Bücher, aus denen sie so närrische Einfälle geschöpft hatte. Das Fräulein jedoch bestand darauf und erklärte, sie würde sich das Leben nehmen, wenn ihr Wunsch nicht erfüllt würde. Da willigte endlich der alte Filz in ihren Plan ein.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Als die alte Aktenrepositur im Rathhause eines früher reichsfreiherrlichen Gerichtssitzes gemustert wurde, um die entbehrlichen Papiere in die Fabrik zur Umarbeitung zu verkaufen, waren die Registraturfächer nicht, wie die modernen, offen, sondern Schiebkasten, und der Registrator hatte die Gegenstände mit Bezug auf die Acten denselben beigefügt; so fand man unter der Rubrik: „Amtspersonalakten“ — einen Knieriemen und ein Pulverhorn; unter „Sicherheitsanstalten“ — einen Strick und eine Karbatsche; unter „höheren Bildungsanstalten“ — ein Verzeichniß sämmtlicher Romane und eine Tabakspfeife; unter „Volksbildungsanstalten“ — den vollständigen Himmelsatlas und einen Ochsenziemer; unter „Ehesachen“ — ein Hirschgeweih, und unter „Sanität“ — einen Wasserkrug.

(Heilung eines Taubstummen.) Aus dem Orte Butykan, Zempliner Comitat, läßt sich die „M. S.“ folgenden höchst sonderbaren Vorfall berichten: Ein Taubstummer gerieth mit einem feisten, kräftigen Burschen in Streit, der alsbald so weit ausartete, daß die Streitenden sich in den Haaren lagen; der stärkere Bursche versetzte dem Taubstummen zuerst einen tüchtigen Kopfschlag, dann faßte er ihn bei den Ohren und warf ihn zu Boden, — doch wie groß war sein Staunen, als der Taubstumme plötzlich zu sprechen begann, indem er einige kräftige Flüche laut werden ließ. Von dieser unerwarteten Erscheinung erschreckt, ergriff der Andere die Flucht, der gewesene Taubstumme aber ihm nach, fiel ihm um den Hals und konnte nicht Worte genug finden, dem unwillkürlichen Retter seinen Dank auszudrücken. Diese Erscheinung ist um so auffallender, als der gewesene Taubstumme schon vor mehreren Jahren in Folge des Herabfallens von einer Bank die Sprache und das Gehör verloren hatte.

Logogriph.

In des Kriegers muthentbrannter Seele
Tönten die drei ersten vor der Schlacht;
Die vier letzten beugten seine Seele,
Als der Trauermantel nun der Nacht
Still sich senkte über Schmach und Leichen
Auf's Gefild der sechs verbund'nen Zeichen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 46. Freitag, 17. April 1837.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

„Moses," unterbrach Martagon den heftig stürmenden Redefluß des Zwerges, „ich nahm Dir die kindischen Träumereien, die des Mannes unwürdig sind, und was ich Dir gab, war wirklich wie die Welt: Reichthum, den goldenen Schlüssel zum Garten des Lebens."

„Nimm sie zurück, diese elende Gabe, diese Gabe des Elends und gib mir den Traum meiner Jugend dafür zurück! — O wäre ich geblieben, wie ich war, ich hätte entsagen können, entsagen auch Dir, Antonie, auch Dir! Und wärst Du am Arm des Geliebten gewandelt und hättest leuchtenden Blickes auf die reinen glänzenden Früchte meines Strebens geschaut, ich hätte Dich geliebt, wie eine Heilige, ihn wie einen Freund. Aber kann der entsagen, der das höchste, das ganze Glück nur im Rahmen der schnellverrinnenden Daseynsminute sieht?"

„Er entsagt dem Unmöglichen und für einen Verlust entschädigt ein neuer Gewinn!"

„Wenn aber der Verlust so groß ist, daß kein Gewinn ihn aufwiegen kann?"

„So läßt er das Verlorne verloren seyn!"

„Wohl, verloren sey denn, was verloren ist, aber nicht allein für mich! Auch er soll nicht die goldne Frucht des Hesperidengartens pflücken und muß ich den bitteren Kelch trinken, so soll es in seiner Gesellschaft geschehen!"

„Ich verstehe Dich nicht," sagte Martagon. „Was bedeuten diese Räthsel?"

Der Zwerg verschmähte es zu antworten; sein Haupt sank auf die Brust und er saß lange in tiefbrütendem Schweigen. Endlich fuhr er mit der Hand über die Stirne, als wollte er seinen Gedanken gebieten und sprach:

„Du kannst entfliehen, denn Du hast die Gestalt Deiner Mitmenschen, Du magst sie verändern, verbergen und unerkannt durch die Reihen derer gehen, die Dir auflauern. Mir ist dies unmöglich und da mein Verbrechen bekannt, ist mein Loos gewiß."

Martagon wagte nicht die Behauptung zu bestreiten.

„Ich hasse Dich nicht," fuhr der Zwerg fort, „denn was ich durch Dich verleitet that, geschah zugleich auf Antrieb meines eigenen Innern. Nur Einen hasse ich und dieser Haß ist mein Schicksal, ist das seinige, nicht die Schuld eines von uns Beiden. So magst Du denn entfliehen und zwar diese Nacht. Der Eine von den beiden Begleitern Hochbeins wird Dich abholen und da er wohlbekannt mit den geheimsten Waldpfaden ist, wird er Dich an einen Ort bringen, von wo aus Du selbst für Deine Sicherheit sorgen kannst. Von mir wirst Du hören!"

„Auch für Dich," sagte Martagon, „ist noch Hoffnung. Mögen sie Dich fangen und festhalten, lasse einige Zeit verfließen und Deine Befreiung ist sicher. Ob auch jetzt zerstreut und gehetzt, besitzen wir hinlängliche Macht dazu."

Der Zwerg schüttelte sein Haupt. „Es ist gut," sagte er, „wir wollen sehen. Jetzt lasse mich, die Nacht erwartend, ruhen und träumen, — träumen von dem, was war und vergessen, was ist." Er streckte sich auf das Polster aus und bedeckte sein Gesicht mit den Händen. Martagon vermochte ihn nicht ferner zum Sprechen zu bewegen.

* * *

Adalbert schlug mit dem unglücklichen Wernitz den Weg nach der Wohnung Antonien's ein. Er wollte sie sehen und versichern, daß er Maßregeln treffen werde, an denen alle Nachstellungen ihrer Gegner scheitern sollten, er wollte sie sehen und

beim Lichte des Tages sich an jenen schönen, reinen und wundermilden Zügen beseligen, die in dem Schaume der Nacht über den empörten Wogen seiner Seele geleuchtet, gleich dem Monde über der wilden Fluth des Meeres. Aber es war nun einmal heute sein Schicksal, die Thüren, an die er klopfte, verschlossen zu finden. Als er mit klopfendem Herzen in das Gärtchen trat, wunderte er sich schon, daß ihm die Kleinen nicht munter entgegen hüpften, noch unangenehmer wurde er jedoch überrascht, als auf sein Pochen die Thüre des Häuschens nicht geöffnet wurde und es ersichtlich war, daß sich die Bewohner nicht in demselben befanden.

Er blieb längere Zeit mit Wernitz in der Laube. Dieser war so tief in den Gram über sein heutiges Erlebniß versunken, daß seine sonstige Mittheilsamkeit gänzlich erstorben schien und da auch Adalbert schwieg, so saßen Beide stumm da. Endlich da Niemand erschien, erhob sich Adalbert und schlug den Rückweg nach der Ruine ein. Wernitz folgte ihm. Hier angelangt, begab sich ein jeder auf sein Zimmer, doch füllten sie ihre Zeit mit sehr verschiedenen Beschäftigungen aus. Der Poet beschloß eine Epistel an Hulda zu schreiben und den unglückseligen Vorfall auf eine zarte Art zu erklären. Adalbert untersuchte seine Waffen, lud zwei doppelläufige Pistolen und wählte von den übrigen Waffen einen langen, spitzen, scharfen Degen aus. Die Pistolen und den Degen verbarg er so, daß sie leicht auch in der Dunkelheit von ihm gefunden werden konnten. Die anderen Waffen verschloß er sorgfältig. Dann, die Pistolen in der Tasche, machte er die Runde um die Ruine, um zu sehen, ob sich nicht irgend etwas Verdächtiges blicken ließe. Er hatte beschlossen, trotz der Warnung Hochbeins, die Nacht in der Ruine und zwar allein zuzubringen. Er wollte Wernitz nicht in sein Geheimniß ziehen, denn wie er wohl wußte, war Muth nicht diejenige Eigenschaft, die dieser in allzureichlichem Maße besaß.

Nach und nach rückte der Abend heran und da dies die Zeit war, in welcher der Polizeibeamte von seiner Reise zurückkehren sollte, so forderte er Wernitz auf, ihn nach dem Städtchen zu begleiten.

Beide waren nicht wenig erstaunt, hier auf den Straßen eine besondere Bewegung unter den Einwohnern wahrzunehmen; diese hatte ihren Grund in der Ankunft einer berittenen Gensdarmerie-Abtheilung, deren Pferde auf dem Markte standen. Adalbert forderte seinen Begleiter auf, aus Gründen, die er ihm später mittheilen wolle, sein Quartier für heute Nacht im Gasthofe des Orts zu nehmen. Er selber schied von ihm und ging nach der Wohnung des Polizeibeamten. Er fand diesen mit einer ganzen Zeitung voll Neuigkeiten auf dem erregten Gesicht.

(Fortsetzung folgt.)

Eine romantische Heirath.

(Schluß.)

Es wurde nun verabredet, daß den nächsten Abend in der Dämmerung der Cavalier kommen und seine Serenade unter ihren Jalousien spielen sollte. Sobald sie seine entzückende Musik höre, wolle sie eine Strickleiter hinablassen, um ihn in ihr Zimmer aufzunehmen. Während ihr Vater seine nächtliche Runde um das Haus mache, werde sie dem Geliebten in ihrem Cabinet Zuflucht gewähren; dann würden Beide an der Leiter hinuntersteigen und auf schnellen Rossen, die am Gartenthor bereit stehen sollten, die Flucht ergreifen.

Und nun, fügte sie hinzu, wenn Ihr den geringsten von diesen Punkten versäumt, so soll der Cavalier nie nur so viel von mir erhalten, als ein Ring umfassen kann! — Nachdem sie dies ihrem Vater ans Herz gelegt, warteten Beide auf die Aufführung ihres Drama's.

Den nächsten Abend lauerte Donna Blanca an ihrem Fenster, und zur gehörigen Zeit stellte sich der Cavalier mit seinem Geklimper ein. Aber als ob sie ihn zum letztenmale zum Narren haben wollte, stellte sie sich, als kenne sie seine Musik nicht.

Ah! rief sie, eine köstliche Serenade! damit kann man Einen aus dem Schlafe singen! Ich sage Dir, mach' Dich davon, so weit Dich Deine Füße tragen, mit Deiner abscheulichen Stimme, oder ich antworte Dir mit einer Armbrust!

Unterdessen gerieth der Cavalier in heftige Wuth, stampfte auf den Boden und lästerte alle Heiligen; als er aber von der Armbrust hörte, wollte er davon laufen, was die Dame veranlaßte, ihn zurückzurufen und die Leiter ohne Weiteres hinabzulassen. Man kann sichs denken, es war ein gefährlicher, peinlicher Weg für ihn, auch nur ein einziges Stockwerk so hinaufzuklettern; endlich aber erstieg er den Balkon mit vieler Mühe und in einer Laune, die beinahe den herrlichsten Roman verdorben hätte, der je gedichtet wurde. Kurz er erklärte, zur Ausführung dieses Planes keinen Schritt weiter thun zu wollen. Als aber Blanca

sagte, er müsse durchaus zum ersten- und letztenmale ihren Willen erfüllen, der ja sobald in dem seinigen aufgehen werde, und ihn mit einigen kleinen Liebkosungen kirrte, ließ er sich in ihrem Cabinet einschließen.

Das Fräulein legte sich dann zu Bette, und als ihr Vater bald darauf an die Thüre klopfte, rief sie, er möge nur hereintreten. Er schritt also sehr gravitätisch mit einer Blendlaterne ein. Als er noch fragte, ob sie schon schlafe, erwiederte sie, daß sie gerade im Begriffe war einzuschlummern.

Ah! rief er aus, als er ihr schon gute Nacht gewünscht, bin ich nicht ein guter Vater, daß ich allen Deinen Launen so willfahre? Wahrhaftig, ich habe ganz vergessen, was ich hier zu Dir sprechen sollte. Aber gib doch recht Acht, Blanca, daß Du keinen Fehltritt thust und halte Dich fest an der Leiter, sonst könntest Du zu Tode fallen, und ich möchte nicht, daß Du meine Nelken beschädigtest.

Hierauf verabschiedete er sich, und indem er zu seinem Zimmer zurückkehrte, konnte er nicht umhin, Gottlob zu sagen, daß dies lästige Possenspiel beinahe zu Ende sey. Er hatte jetzt nichts mehr zu thun, als den Brief zu empfangen, der ihm geschickt werden sollte, gleichsam um ihn um Verzeihung für die Flucht und um seinen väterlichen Segen zu bitten. Dies Schreiben brachte auch nach einer Weile ein Diener und der Alte las wie folgt:

„Mein Herr! Wenn Ihr mich mit liebevoller Güte als Euere Tochter behandelt hättet, so würde ich Euch mit herzlicher Freude als meinen Vater verehrt haben. Da Ihr aber immer eine Börse hattet, wo Ihr hättet ein menschliches Herz haben sollen, so war ich so frei, meine Hand dem zu geben, bei dem der Sitz der Liebe zu meinem Glück nicht fehlt. Was den ungeheuern Cavalier betrifft, den Ihr für gut fandet, mir zum Manne auszuwählen, so werdet Ihr ihn in meinem Cabinet eingeschlossen finden. Mit Rücksicht auf meine Flucht hätte ich Euch gerne nicht die so verdrießliche Rolle zugetheilt, wenn mir Euere übertriebene Wachsamkeit eine Hoffnung gelassen hätte, anders zu entkommen als mittelst einer Leiter, die Ihr selbst anbrachtet. Noth wahr die Mutter und Liebe der Vater meiner List. Außer diesem Falle war ich eine Romanheldin und bin es jetzt nicht. Indem ich weder Euere Verzeihung verschmähe, noch über deren Verweigerung verzweifle, nehme ich wieder die verständige Besonnenheit und Gesetztheit an, die, glaube ich, meinem Wesen nicht fremd ist. Lebt wohl! — Eh' Ihr dies leset, bin ich in den Armen meines lieben Castello, eines so schätzenswerthen Herrn, daß Ihr mehr Ehre von einem solchen Sohne haben werdet, als Ihr verloren haben könnt in Euerer ungehorsamen Tochter Blanca."

Beim Lesen dieses Briefes gerieth der Alte in die unbändigste Wuth, und nachdem er den Cavalier aus dem Cabinet befreit, machten sie einander so bittere Vorwürfe und stritten so lange, daß sie nicht mehr hoffen konnten, die Flüchtigen einzuholen, selbst wenn sie die Richtung ihrer Flucht gekannt hätten.

Auf diese lustige Weise entkam Donna Blanca einer fast hoffnungslosen Gefangenschaft und einem verhaßten Freier, und der Brief, den sie geschrieben, wird bis auf den heutigen Tag als ein Beweis ihres Verstandes aufbewahrt. Ihr Vater aber verzieh ihr die Flucht nie und als er dem Tode nahe lag und darum ersucht wurde, erwiederte er, er könne ihr nie vergeben, da er es sich selbst nie verziehen, daß er sich so überlisten ließ.

Aufführung
des
Händel'schen Oratoriums
„SAMSON“
in
Zweibrücken.

Das uns in so nahe Aussicht gestellte allgemeine pfälzische Musikfest, dem sowohl die musikalische als nichtmusikalische Bevölkerung unseres Kreises mit so freudiger Erregung entgegensah, ist nun wieder in die Ferne gerückt. Sind wir auch dadurch um eine schöne Hoffnung ärmer geworden, so hat sich doch wieder bestätigt, daß Zweibrücken, wo es Förderung des Gemeinnützigen oder des Erhabenen und Schönen gilt, stets als eine der Ersten in der Reihe der pfälzischen Städte seine Stelle behauptet. Schon in der zum Zwecke einer Vorberathung des erwähnten Festes in Neustadt zusammengetretenen Versammlung von Kennern und Freunden der Musik aus den verschiedenen Theilen des Kreises wurde der in Neustadt und Zweibrücken bestehenden wohlorganisirten musikalischen Vereine rühmlichst erwähnt und hervorgehoben, daß von diesen beiden Orten die Hauptstützen des Festes zu erwarten seyn dürften. Diese Anerkennung erscheint für unsere Stadt um so ehrender, als der hiesige Verein, nicht, wie der zu

Neustadt, erst kürzlich entstanden ist, sondern mitten in sturmbewegter Zeit, wo die holden Musen erschreckt flohen, von dem allgemeinen Strudel sich nicht fortreißen ließ, seinen Zweck keinen Augenblick aus den Augen verlor und fort und fort thätig blieb im Dienste der edlen Tonkunst. Daß aber, falls das projektirte Musikfest zu Stande gekommen wäre, Zweibrücken den in genannter Vorversammlung laut gewordenen Erwartungen seinerseits nicht nur entsprochen, sondern dieselben weit übertroffen haben würde, das beweist der Umstand, daß zu einer Zeit, wo man anderwärts noch die Hände müßig in den Schooß legte und endgültigen Bestimmungen bezüglich des abzuhaltenden Musikfestes entgegenharrte, hier derartiges als Nebensache betrachtet und aus regem Eifer für die Hauptsache, aus Liebe zur Musik, sogleich Hand an's Werk gelegt und in kurzer Zeit schon ein nicht unbedeutender Theil des „Samson" eingeübt wurde. Ja, die beträchtliche Anzahl von Sängerinnen, Sängern und Instrumentisten, welche auf die jüngsthin in diesen Blättern ergangene Einladung zur Betheiligung am allgemeinen pfälzischen Musikfeste ihre Mitwirkung zusicherten und sich bereits an den deßfallsigen Proben betheiligten, bürgt uns dafür, daß Zweibrückens Contingent mit der Siegespalme geschmückt vom Musikfeste heimgekehrt seyn würde.

Soll aber, was so schön und hoffnungsreich begonnen, wieder spurlos verschwinden? — Sollen Zeit und Mühe, die auf die bisherigen Proben und Uebungen verwendet wurden, unnütz vergeudet seyn? — Soll die in so lichten Flammen aufgeloderte Begeisterung wieder erkalten, ohne durch ihre belebenden Strahlen auch Andere erwärmt und begeistert zu haben? —

Wir haben die Gewißheit, die Antwort Aller auf diese Fragen lautet einstimmig: „Nein."

Darum, und weil die Tonkunst nicht an diesen oder jenen Ort gebunden ist, sondern überall, wo man sich mit Liebe und Eifer ihrem Dienste weiht, ihre himmlischen Reize entfaltet und uns über die Schranken des Alltagslebens erhebt zum unversiegbaren Quell des ewig Schönen, glaubte der unterzeichnete Ausschuß nicht nur im Sinne aller derjenigen, die bei den erwähnten Uebungen des „Samson" ihre Liebe zur Sache auf so erfreuliche Weise bethätigten, sondern auch im Sinne des ganzen musikalischen Publikums unserer Stadt zu handeln, wenn er den Entschluß faßte, gegen Ende Juni oder Anfangs Juli dieses Jahres das zur Ausführung bei dem allgemeinen pfälzischen Musikfeste bestimmt gewesene Oratorium „Samson" von Händel nunmehr in Zweibrücken zur Aufführung zu bringen.

Wohlan denn, verehrte Sängerinnen, Sänger und Instrumentisten, die Ihr Eure Mitwirkung beim allgemeinen Musikfeste zusagtet, werdet in Euerem Eifer nicht müde, lasset Euere so schön bekundete Liebe zur Sache nicht erkalten — und Ihr, die Ihr Liebe und Befähigung dazu habt, aber, sey es aus irgend welchen Gründen, Euch bei einem auswärtigen Musikfeste nicht betheiligen wolltet, tretet jetzt herzu und lasset uns vereint dahin wirken, in Zweibrücken die Feier eines musikalischen Festes zu veranstalten, das, wenn auch kein allgemeines, so doch für uns und unsere Stadt ein an Kunstgenüssen reiches zu werden verspricht, und bei dem Zweibrücken seinen alten Ruf als sorgliche Pflegerin der Tonkunst um so mehr wiederholt begründen wird, als der bis dorthin eröffnete Eisenbahnverkehr uns voraussichtlich eine beträchtliche Anzahl von auswärtigen Verehrern der Tonkunst zuführen dürfte.

Winken auch bei diesem Feste im Hintergrunde nicht die mit einem allgemeinen Musikfeste verbundenen Vergnügungen — und nicht diese, sondern lediglich Liebe zur Musik bestimmte ja die hiesige rege Theilnahme — so hindert uns doch zuletzt nichts, nach den ernsten Tagen der Mühen und Anstrengungen auch der geselligen Heiterkeit ihren Tribut zu zollen. An zu Ausflügen geeigneten Orten fehlt es hier nicht, und der Geist Händel's wird uns nicht zürnen, wenn wir, von seinen bezaubernden Harmonien entzückt, durch sie zu neuer Liebe für die Tonkunst begeistert, bei den heiteren Klängen des Reigens dann auch einmal einige Stunden rauschendern Freuden, als denen, die klassische Musik bietet, widmen.

Darum nochmals, herzu, Ihr Alle, die Ihr mit Lust und Liebe die nöthige Fähigkeit verbindet! Wir laden Euch ein im Namen der holden Muse Tonkunst, im Namen des von jeher bewährten Rufes unserer Stadt Zweibrücken.

Der Ausschuß des Cäcilienvereins.

Auflösung des Räthsels in № 45:

Wagram.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 47. Sonntag, 19. April 1857.

Moses und Adalbert.

(Fortsetzung.)

„Sagte ich es Ihnen nicht," rief der Polizeibeamte dem Ankommenden entgegen, „daß die Polizei gerechten Grund habe, in dem Geheimniß, in welches Ihr Freund Martagon sich hüllte, etwas Verdächtiges zu muthmaßen? Nun, dieser Mann ist nichts mehr und nichts weniger als der Hauptagent einer weitverzweigten Gesellschaft, deren Zweck darin besteht, falsche Banknoten und andere Papiere von bedeutendem Werthe in Umlauf zu setzen. Sie haben unglaubliche Geschäfte schon seit mehreren Jahren gemacht. Martagons Papiere sind mit Beschlag belegt, er selber ist verhaftet worden, aber auf unbegreifliche Weise entkommen. Man weiß nun jedoch so viel, daß hier der Hauptort der Fabrikation dieser Papiere ist und daß derjenige, welcher sie anfertigte, ein zwerghaftes, verkrüppeltes Wesen von ungemeiner Kunstfertigkeit in seinem Fache seyn soll, Namens Moses."

Für Adalbert war diese Aufklärung nicht so ganz überraschend mehr, sie bestätigte nur seine Vermuthungen.

„Heute Morgen war ich nahe daran, dieses Wesen in Ihre Hände zu liefern, es entwischte mir aber in einer so seltsamen Art, daß ich fast glaube, es besitzt die Kunst, sich unsichtbar zu machen." Er erzählte seine Verfolgung des Zwerges und wie sie fruchtlos geblieben.

„Nun, meinen Anordnungen," fuhr der Beamte fort, „soll der Verbrecher nicht entgehen und ich denke noch einige, wenigstens Einen seiner Mitschuldigen zu fassen, den Bruder jenes Martagon aus der Hauptstadt, einen höchst gefährlichen Menschen. Aber wissen Sie, welchen Ort die Bösewichter zu ihrer Ausübung erwählt haben? Sie werden staunen: Ihre Ruine!"

„Nicht möglich!" rief Adalbert.

„Gewiß," sagte der Beamte. „Freilich nicht die Räume, die sich über der Erde befinden, sondern unterirdische Gemächer und Höhlungen."

„Und warum gehen Sie nicht gleich ans Werk, das Nest zu säubern? An Mannschaften, wie ich auf dem Markte gesehen, fehlt es Ihnen ja nicht."

„Das ist eben der Punkt; — diese Verbrecher sind höchst gefährliche Menschen. Sie haben das ganze alte Gebäude unterminirt und würden uns alle in die Luft sprengen und sich dazu, wollten wir sie in ihren Schlupfwinkeln aufsuchen."

Jetzt verstand Adalbert die Warnung Hochbeins. Er war aber neugierig, zu wissen, von wem der Beamte diese Nachrichten habe.

„Von einem alten heruntergekommenen Edelmann, den wir heute Mittag in Verhaft nahmen und der diese Geständnisse gemacht hat."

Adalbert hatte nun natürlich nicht Lust, in die Ruine zurückzukehren. „Wie wollen Sie aber," fragte er, „sich der Verbrecher bemächtigen? Und sind Sie sicher, daß sie nicht längst schon die Ruine hinter sich haben?"

„Es sind zahlreiche Posten durch den Wald vertheilt und alle Schlupfwinkel und Schleichwege besetzt. Zudem besitzen wir die Mittel, die Unterirdischen aus ihrer Behausung durch List herauszulocken. Einer der Begleiter Hochbeins ist beauftragt, sich heute Nacht zu ihnen zu schleichen und sie durch den Wald zu führen. Der Kerl wird sie aber in unsere Hände liefern. Uebrigens," sagte der Beamte, nach der Uhr blickend, „ist es Zeit zum Aufbruch. Meine Leute haben sich schon im Walde vertheilt und die ihnen angewiesenen Posten eingenommen. Folgen Sie mir, wenn Sie Lust haben, ein Abenteuer mitzumachen!"

Sie brachen nach der Ruine auf und stellten sich, als sie in der Nähe derselben angekommen

waren, in der Entfernung von einigen hundert Schritten am Fuße des Hügels, auf welchem sie lag, in ein Gebüsch, von wo aus sie dieselbe übersehen konnten, ohne gesehen zu werden.

Adalbert bemerkte, daß ringsherum eine Postenkette aufgestellt war und daß Alle Fackeln trugen, die jedoch wahrscheinlich erst später angezündet werden sollten.

Es war Nacht, der Mond noch nicht aufgegangen und trotz der Nähe vieler Menschen herrschte überall ein tiefes Schweigen. Die Umrisse der Ruine zeichneten sich schattenhaft in der Dämmerung und jedes Auge war nach ihr gerichtet, als sollte sich dort etwas Außergewöhnliches ereignen.

Das Schweigen der Erwartung wurde durch die Ankunft Ströbke's unterbrochen. Er ward zum Beamten geführt und dieser sprach leise lange mit ihm. Endlich entließ er ihn und Ströbke schlich den Hügel hinauf, nach der Ruine zu, in deren Schatten er bald verschwand. Er nahm seinen Weg nach dem alten Thurme und trat hier ein. Es herrschte eine tiefe Dunkelheit. Als er aber seine Gegenwart durch die Nachahmung eines halberstickten Eulenschreies verkündet, ward er bei der Hand gefaßt und rasch in einen dunklen Gang hineingezogen.

Am Ende desselben sah er einen schwachen Lichtschimmer, der stärker und stärker wurde, und zuletzt befand er sich in dem bereits beschriebenen unterirdischen Gemach. Der Zwerg hatte ihn geführt. Er befand sich nun in Gegenwart Martagon's.

„Hier bringe ich den Führer," sagte Moses.

„Lasse mich ihm in das Gesicht sehen," sprach Martagon, mit einer Kerze Ströbke beleuchtend. Dieser hielt den Blick aus, nur seine Augen und seine Mundwinkel zuckten.

„Ist er sicher?" fragte Martagon zweifelnd.

„Er ist's," antwortete der Zwerg.

„Höre, Kerl," sagte Martagon, „hier ist eine Börse mit so viel Geld, wie Du noch in Deinem Leben nicht gesehen hast, und hier," er deutete auf ein Paar Pistolen, „ist etwas, was Dir jede Lust benehmen wird, mich zu verrathen. Denn bei der geringsten zweideutigen Bewegung schieße ich Dich nieder!"

Ströbke grinste statt aller Antwort, schien jedoch etwas bleich zu werden.

„Und nun," nahm Martagon wieder das Wort, „ist also die Zeit gekommen, Moses, wo wir scheiden müssen?"

„So ist's."

„Es thut mir wahrhaftig leid, ohne Dich zu gehen. Laß es uns wagen, komm' mit mir! Wo Einer durchkommt, können es auch Zwei."

„Ich würde Dich nur gefährden, ohne mir zu nutzen."

„Nun, ich wäre weniger beruhigt, wüßte ich nicht, daß das Aergste, was Dich erwartet, eine mehr oder weniger lange Haft ist. Das läßt sich ertragen, besonders wenn man die Gewißheit hat, befreit zu werden, und befreit wirst Du, ich schwöre es Dir. Wir haben noch viel mit einander zu vollbringen."

„Verliere nicht die Zeit mit Reden. Was kommen muß, wird kommen. Lebe wohl!"

„Lebe wohl!"

Ströbke und Martagon gingen heraus. Nach einer Weile folgte ihnen der Zwerg. Er schlug den Gang nach dem Thurme ein. Hier zündete er ein kleines Licht an; dies erhellte ein zerfallenes, mit Trümmern angefülltes Gemach, zeigte aber auch zugleich einige Fäßchen mit Pulver und mehrere lange Luntenfäden, die in die Tiefe gingen. Da das Gemach hoch lag, so konnte der Zwerg aus einer Oeffnung der Mauer den gegenüberliegenden anderen Theil der Ruine, in welchem Adalbert und Wernitz wohnten, und ein Stück des umgebenden Waldes sehen.

Er saß stumm da, den Blick nach den Fenstern von Adalberts Zimmern gerichtet.

„Jetzt muß er schon dort seyn," murmelte er vor sich hin, „und so bleibt mir noch der Trost, daß ich nicht allein sterben werde. Ja, der Gedanke, sie in seinen Armen zu wissen, würde mich im Grabe nicht ruhen lassen, würde meinen seufzenden Schatten der Gruft entscheuchen und ihn an die Stätten hintreiben, wo sie die Wonne der blühenden Jugend genießen, wo sie die Schätze der Schönheit und Liebe theilen, während ich modere und verwese die lange Nacht der Zeiten hindurch. Aber auch diesen einen Trost wollte mir das Schicksal nicht gönnen, ohne den anderen größeren mir zu versagen. Dich hätte ich gern noch einmal gesehen, Antonie, den Saum Deines Gewandes, den Staub Deiner Tritte geküßt, die milde Flamme deines Blickes in meine Seele gezogen und beruhigt wäre ich dahingesunken, wo alle vor mir im Sarkophage der Vernichtung ruhen, wo alle nach mir ruhen werden. Hast Du meinen Wunsch geahnt und Dich mir entzogen? Ich suchte Dich und fand Dich nicht und meine brennenden Thränen träufelten nur auf die Stätte, die noch voll war vom Hauch und Duft Deiner himmlischen Gegenwart."

Er zog eine Haarlocke und ein kleines Halstuch hervor und führte diese Gegenstände an seine Lippen.

„Ihr werdet mit mir vermodern, theuere Pfänder," rief er, „die nicht die Liebe gab, aber die Liebe nahm. Ich schnitt die Locke ihr einst ab, als sie schlief, damals küßte meine Seele ihr holdes Bild, meine Lippe wagte nicht die ihrige zu küssen. Ungeliebt sterbe ich, unbetrauert und mit mir alle stolzen Entwürfe, alle süßen Träume, alle finsteren Qualen und jeder brennende Schmerz."

In diesem Augenblick trat, vom Zwerg ungesehen, der Mond hinter dem Thurme hervor und sein Schimmer, der in den Fenstern Adalberts flimmerte, machte die Täuschung rege, als würde hier ein Licht angezündet. Zugleich fiel ein Schuß, ein Schrei tönte und wie mit einem Zauberschlage erhellte sich die ganze umliegende Gegend vom Licht zahlreicher Fackeln.

Der Zwerg brachte mit einer hastigen Bewegung die Flamme an den Luntenfaden. Ein bläuliches Flackern schoß nach unten, ein leises Zischen wurde hörbar, plötzlich ertönten auf einander folgende dumpfe Donnerschläge, Krachen einstürzender Trümmer, berstender Felsen. Die Erde bebte im weiten Umkreise; Steine, Mauerstücke, Sand, Flammen sprühten wie nach dem riesigen Ausbruche eines Vulkans in die Luft. Ein wildes rothes Licht färbte auf Sekunden den Himmel, dann stürzten die aufgeschleuderten Massen zu Boden. Das ungeheuere Schauspiel war vorüber.

Der Zwerg hatte sich unter den Trümmern der Ruine begraben. Er war nicht allein das Opfer dieser verhängnißvollen Nacht, auch Ströbke war einem unvermeidlichen Schicksale erlegen. Dieser Ehrenmann war mit Martagon den Hügel hinab und an den Rand des Waldes gekrochen. Er liebte die Polizei nicht und obwohl er gezwungen das Versprechen gegeben, ihr zu dienen, wäre er doch gern seines Versprechens quitt gewesen. Aber die Schlingen waren zu fest gezogen und wo er auch durchzubrechen versuchte, immer traf er auf lebende Hindernisse. Er mußte sich endlich entschließen, der Sache ein Ende zu machen. Ein leichtes, wie zufälliges Geräusch führte ein Paar Gensdarmen herbei, die sich sogleich auf die Abenteurer warfen. Martagon leistete keinen Widerstand. Aber er zog unbemerkt ein Pistol aus der Tasche und schoß seinem Führer durch den Kopf. Man packte ihn und riß ihn nieder. Während er da lag, erscholl plötzlich der Donner der Explosion. In der Betäubung, die dieses Ereigniß verursachte, entwand er sich ohne Mühe seinen Häschern und stürzte kopfüber in den Wald. Wie durch ein Wunder entging auch er den Händen der Polizei, doch fand man nach einigen Tagen seine Leiche in einem hohlen Baum, wo er wahrscheinlich gehetzt, verirrt, ermüdet und verhungert seinen Tod erwartet hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wie das preußische Königshaus seine Ahnmutter, die weiße Frau hat, welche in dem ältesten Theile des Berliner Schlosses mit stummem Händeringen umhergeht, wenn ihrem Hause Unheil droht, so spielt diese Rolle in Schweden — wie Müggé in seinem Nordischen Bilderbuche erzählt — der Teufel. Im dreißigjährigen Kriege — so steht es in der Meinung des Volkes fest — ließen die Schweden aus einem Kloster in Böhmen ein erzgefährliches Buch mitgehen, den sogenannten Teufelscodex, der bis auf diese Stunde noch in der Bibliothek zu Stockholm aufbewahrt wird. In ihm findet sich das Bildniß des schwarzen Höllenfürsten, sammt vielen Beschwörungsformeln und Zaubersprüchen in Mönchslatein. Sobald etwas Uebels für das Land in größerem Maßstabe, namentlich in gleichzeitiger Berührung des Königshauses heranzieht, sofort ist auch Herr Urian da. Dann erblickt man plötzlich nächtlich Licht in der Bibliothek, hört auch, wie schwere Buchdeckel auf- und zugeklappt werden, endlich dann und wann ein heiseres, aber höchst schauerliches Gelächter. Dann macht sich jeder rechtschaffene Schwede auf etwas Schreckliches gefaßt. Gesehen hat den Erzschelm noch Niemand als ein Bibliothekdiener, ein sogenannter Wachtmeister, wie denn in Schweden jeder Aufseher, Kellner, Bediente, überein jeder Mensch, von dem man nicht recht weiß, was er zu bedeuten hat, Wachtmeister genannt wird; der fünfte Theil der Bewohner Stockholms kann so angeredet werden, ohne daß eine Zurückweisung erfolgt. Ein solcher Wachtmeister nun schlief einmal in der Bibliothek ein, kurz vorher ehe Gustav III. ermordet ward. Als er aufwachte, war es Nacht, aber zu seinem größten Erstaunen sah er die Bücherreihen von einem schwefelblauen Feuerschein erleuchtet, und als er sich umwandte, erblickte er am Tische einen Mann in rothem Mantel, mit spitzigem rothem Bocksbart, der wie lichter Zunder glühte. Der

nächtliche Gelehrte schlug in dem Teufelscodex, den er vor sich hatte, ein Blatt nach dem andern um und grinste über alle Maßen abscheulich dabei. Endlich stand er auf und knallte so unanständig die Buchdeckel zusammen, daß der Wachtmeister in seiner verletzten Pflicht laut aufschrie: „Wie können Sie sich unterstehen, mit königlichen Büchern so umzugehen? Was wollen Sie hier? Wer sind Sie?" Da richtete der Fremde sich lang auf, und sah ihn an und fing dermaßen an zu lachen, daß der unglückliche Wachtmeister erstarrte. Als der Rothmantel seine Hand nach ihm ausstreckte, welche immer länger wurde und in eine ungeheure Kralle ausartete, wartete der Wachtmeister die Maulschelle, welche ihm zugedacht war, nicht ab, sondern fiel ohnmächtig zu Boden. Am Morgen fand man ihn in hitzigem Fieber. Gustav III. ward am Abend erschossen und der Wachtmeister starb im Wahnsinn.

In Washington in den Zimmern des Präsidenten ist großer Empfang. Plötzlich packt ein Beamter Lee einen stattlichen Herrn beim Kragen und ruft: was thut Ihre Hand in meiner Tasche? — „Donner — ich bin Hume, der reiche Handelsherr, den Sie und alle Amerikaner kennen müssen, widerrufen Sie, bis morgen lasse ich Ihnen Zeit!" — Morgens stellte sich Hume mit Zeugen bei Lee ein. „Haben Sie ausgeschlafen? Rasch, widerrufen Sie!" — Nimmermehr, Sie haben meine Brieftasche gesucht! — „Schuft!" rief Hume und schlug mit dem Stocke Lee über den Kopf. Ein Blitz, ein Knall folgte; als sich der Dampf verzog, lag Hume mit zerschmettertem Schädel am Boden. Lee entfloh. So geschehen am 27. Januar dieses Jahres.

Für Jagdfreunde dürfte die Notiz nicht uninteressant seyn, daß der Büchsenmacher Heidl in Salzburg eine Elephantenjagdbüchse angefertigt hat, welche nach angestellten Versuchen auf 300 Schritt vier zweizöllige Pfosten durchschlägt, 4' 2" lang und 27½ Pfd. schwer ist. Der kantige, außeiserne Lauf ist 33" lang (mit der Patentschraube und Scheibe 35½") und wiegt 16 Pfd., während der Durchmesser an der Scheibe 2" 4''', an der Mündung 1" 9''', der Kaliber aber 1" mit ¾ Troll beträgt und die Ladung aus 1¾ Loth Pulver nebst einer neunlöthigen bleiernen oder 7½löth. bleiüberzogenen Eisenspitzkugel besteht.

Man schreibt aus **Innsbruck**: Von den Napoleon'schen Soldaten, sagt man, hatte Jeder, wenn er nur der rechte Mann war, den Marschallstab in seinem Tornister stecken. Weiß nicht, ob der Bauer Gaßer und seine Ehehälfte in Inzig in Tyrol vielleicht an den Krummstab gedacht haben, als sie ihren Vincenz mit dem Ränzel in die lateinische Schule schickten. Kurz, nach manchem Jahre wurde der Vincenz neulich in Brixen mit großem Pomp als Fürstbischof geweiht und eingeführt. Ganz hinten unter den Tausenden der Kirche, sich versteckend vor ihrem Glück, standen die Stillsten und Andächtigsten der Gaßer und seine Frau, die demüthigstolzen Eltern des neuen Fürstbischofs.

Zur Veredlung der Hühnerzucht und der Federviehzucht überhaupt soll in Berlin ein neuer Verein gegründet werden. Derselbe will namentlich große und seltene Hühner ankaufen, einen Thierarzt halten, die Anschaffung von guten Bruteiern vermitteln u. s. w., Alles für den jährlichen Beitrag von 20 Sgr. Seitens jeglichen Mitgliedes.

Seit Kurzem verkauft man in Wien Cigarrenpfeifchen, die, aus weißem Zucker verfertigt, dem reinsten Alabaster ähnlich sehen, sehr leicht sind und überhaupt bei besonderer Wohlfeilheit die meisten Eigenschaften der Meerschaumpfeifchen in sich vereinigen.

---

*Räthsel.

(Zweisylbig.)

Das Erste nennt dir seine Großen
Wohl an dem fernen Ebrostrand;
Besungen oft von Heimathlosen
Fern von dem theuern Vaterland.

Auf dem Zweiten sich verweilen
Jung und Alt zur Blüthezeit;
Jedes will die Freude theilen,
Die der Lenz hier hält bereit.

Ein schöner Fluß in Deutschlands Gau'n
Man in dem Ganzen nun erblickt;
Man kann d'ran viele Städte schau'n,
Die Reise d'rauf das Aug' entzückt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 48. Dienstag, 21. April 1857.

Moses und Adalbert.

(Schluß.)

Die im vorigen Abschnitt geschilderte Katastrophe brachte, wie sich denken läßt, eine nicht geringe Erschütterung in allen Kreisen des Städtchens hervor. Für Adalbert war sie nicht überraschend, desto mehr aber für Wernitz, dem es jetzt in gewisser Beziehung fast ebenso im Wachen ging, wie einst im Schlummer in seinem Zimmer auf der nun in Trümmern liegenden Ruine, wo er mit sammt seinem Lehnstuhle sich kopfüber gestürzt fand.

Der unglückliche Dichter, noch immer mit dem Gedanken an seine neuliche, zugleich bedauerliche und lächerliche Begegnung beschäftigt, hatte an dem verhängnißvollen Abende sich früh in ein Zimmer des Gasthofes zurückgezogen, wo er, unbekümmert um das Getreibe draußen, seinem stillen Gram nachhing und über die Art und Weise grübelte, wie er der holdseligen Vorleserin des Schmetterlingsliedes sich nähern und ihr auf die zarteste Weise die Situation erklären sollte, in der sie ihn getroffen. Er beschloß einen Brief zum Vermittler zu machen und schrieb folgenden:

„Innigst verehrtes Wesen!

Das Schicksal streckt oft mit zerschmetterndem Schlage seine gewaltige Hand über uns aus, doch wenn es uns beugt, so erhebt es uns wieder durch die Größe des Grames, den es sendet. Was ist erhabener, als eine mit dem Leide ringende Menschenseele? Aber es gibt Schmerzen, die wir tief empfinden und die uns doch nicht erheben, weil der neckische Zufall sie in das Gewand des Lächerlichen hüllt. O Verehrte! Böse Menschen hatten meine neuliche Anwesenheit im Bade benützt, um, — doch ich will diese Scenen nicht erneuern. Verzeihen Sie, was ich nicht verschuldet, und vergessen Sie, was so bedauerlich und zugleich so grotesk erscheint, daß man närrisch darüber werden möchte. Ich hoffe, Sie recht bald wieder zu sehen.

Ihr
Ergebenster
Wernitz."

Nach diesem Briefe, der ihm nicht geringes Kopfzerbrechen verursachte, legte sich der Kandidat auf's Ohr, unbekümmert um die Bewegungen draußen, die er nicht sehen konnte, da er für sich und seinen Seelenschmerz ein abgelegenes Hinterzimmer gewählt. Seinen friedlichen Schlummer entriß ihn nicht einmal das Auffliegen der Ruine, welches von einem einer Erderschütterung gleichenden Getöse begleitet war.

Das Personal des Gasthofes hatte den einsamen Hinterstubenbewohner in der Aufregung des Moments ganz vergessen, so daß, als er am Morgen nach der einflußreichen Nacht erwachte und als ein Diener ihm die entsetzlichen Neuigkeiten alle brühheiß meldete, er noch zu träumen glaubte, denn unmöglich schien es ihm, daß so furchtbare Dinge so plötzlich sich hätten ganz ohne sein Wissen entwickeln können. Jetzt begriff er übrigens, warum Adalbert ihn ersucht hatte, nicht in der Ruine zu schlafen.

Hastig zog er sich an und eilte nach derselben hin. Er fand die halbe Bevölkerung des Städtchens auf demselben Wege. Der Berg bot ein grauenvolles Bild der Zerstörung. Die Steinmassen der Ruine lagen über einander gethürmt da. Von der wohnlichen und bequem eingerichteten Stätte, wo er mit Adalbert geweilt, war keine Spur mehr vorhanden und alles, was zur Ausstattung der Zimmer verwandt worden, lag unter Schutt und Stein begraben. Aber wo war

Adalbert? Diese Frage wurde durch einen Boten gelöst, den jener an Wernitz nach dem Gasthofe sandte und der ihm hier die Nachricht brachte, daß jener sich noch unter den Lebenden befinde und nicht mit der Ruine aufgeflogen sey. Bald hatte der Kandidat von den geschwätzigen Zungen der Umstehenden die Hauptumrisse des Geschehenen erfahren. Sein Erstaunen läßt sich eher denken als beschreiben.

Große Ereignisse führen die Menschen oft über kleine Widerwärtigkeiten hinweg, die im gewöhnlichen Laufe des Lebens höchst schwierig und unbequem scheinen und die sich doch vor ihnen plötzlich in das, was sie sind, — in Nichts auflösen.

Wernitz sah Hulda nahen und flog ihr entgegen. Sie war von ihrer Mutter und Schwester begleitet. Alle hatten im Augenblicke, was trennend ihrer Begegnung entgegenstand, vergessen, die Mutter, daß Wernitz nur Kammerdiener sey, die Tochter jene unglückselige Gartenscene. Das Geschehene erfüllte ganz ihr Gemüth und regte sie zu lebhaftem Gedankenaustausch an. Wernitz begleitete die Damen und nahm im Hause der Fabrikantin das Frühstück ein. „Im Grunde," sagte er, „hat der Zwerg mir einen guten Dienst geleistet, denn auf die Dauer hätte ich es in jener alten Ruine nicht ausgehalten, sondern hätte mich von meinem Freunde trennen müssen."

Adalbert saß unterdeß an der Seite Antoniens im Wohnzimmer des kleinen Häuschens. Die Kinder schliefen noch und lagen wie zwei blühende Rosenknöspchen in ihren schneeweißen Bettchen. Das tragische Ende des Zwerges, seine glühende Leidenschaft, das Wunderbare seines Lebens und Wirkens war der Inhalt des Gesprächs. Nach und nach ging dieses in andere Auseinandersetzungen über, die Beider Herzen schneller schlagen, die das Blut in Antoniens Wangen steigen ließen.

Wie viel hängt vom Augenblick ab, wie oft schlägt er Brücken über Abgründe, die dem Blicke als unüberschreitbar erscheinen!

Solchen Augenblick hatte Adalbert. War es die Erregung der Nacht, war es ein tiefer Zug des Herzens, der ihn zwang, mit einem Male allen früher gefaßten Entschlüssen untreu zu werden, war es der liebevolle und rührende Anblick, den Antonie an der Seite ihrer schlummernden Geschwister bot, der ihm plötzlich die Seele erschloß, der ihn vermochte, glühend flammende Empfindungen ihr gegenüber auszusprechen, von denen er bisher selbst nicht gewußt, daß sie in seiner Seele schlummerten.

Als die Kleinen erwachten, rieben sie sich verwundert die Augen, da sie Antonien in Adalberts Armen sahen, und brachen in ein herzliches Gelächter aus, als dieser sie in einer gemeinsamen Umarmung mit ihrer holden Schwester umschlang.

* * *

Wir übergehen einen längern Zeitraum in unserer Geschichte, die sich ihrem Ende zuneigt.

Adalbert hatte an dem Platze, an welchem die Ruine gestanden, ein stattliches Wohnhaus erbauen lassen und zu dem Berge, den er bereits besaß, einen ausgedehnten Complex des umliegenden Landes gekauft, der mehrere kleine Besitzungen umschloß, die er in eine große vereinigte. Seit er liebte, seit er sich geliebt wußte, war ein anderer Geist über ihn gekommen, ein Geist freudigen Wirkens, kräftigen Schaffens. Nicht mehr leere Träumereien, eine phantastische Unthätigkeit und ein gedankenvolles, aber nutzloses Verschleudern der Tage vermochte nun seine Zeit auszufüllen. Er trat wieder in die Reihe der Menschen ein, fühlte, strebte, hoffte und genoß wie sie und nicht allein, — neben ihm wandelte sie, von der der Schimmer ausfloß, der jetzt allen Dingen in seinen Augen Glanz und Licht gab. Ihr sanfter Blick, ihr süßes Wort führten eine Umwandlung in seinem Gemüth hervor, über welche er selbst erstaunte.

Es war nicht mehr jenes in der Unendlichkeit des Seyns vereinzelte Wesen mit dem ach! so bald verlöschten Funken des Bewußtseyns, nicht die Blüthe am Bache der Zeit, die da weiß, daß sie welken wird ohne neuen Lenz.

Der Glaube der Kindheit keimte in seinem frischgrünenden Herzen wieder auf, er war der Mensch, der lebt und liebt und in der Endlichkeit der Erde Unendliches hofft, das jenseits derselben in Erfüllung gehen wird.

Auch auf Wernitz mußte die veränderte Lebenslage seines Freundes bestimmend einwirken, auch ihn hatte ein süßeres Band umschlungen und knüpfte ihn fester an die Wirklichkeit. Er erhielt eine erledigte Lehrerstelle im Städtchen und die Fabrikantin führte ihm, als er eines Tages im schwarzen Frack und weißen Halstuch feierlich eintrat und förmlich um Hulda anhielt, die Erröthende freundlich zu. Dieses Ereigniß erschütterte die Fichtennadelbad-Vorsteherin. Sie hatte selbst ein Auge auf Wernitz geworfen, der der treueste, ja fast der einzige Besucher ihres Bades gewesen, und da sie auch ihn nun verlor, da ihre Hoffnungen auf glänzenden Erfolg sich so wenig rea-

lisirten, so verließ sie endlich in aller Stille das Städtchen.

Dasselbe that Hochbein mit seinem Sohne und dem einzigen ihm noch übrig gebliebenen Vasallen. Es gingen Gerüchte, daß er einen großen Schatz mitgenommen, den ihm der Zwerg übermacht. Jedenfalls lebte der Sproß hoher Ahnen auf seiner Ueberfahrt nach Amerika — dieses Land hatte er sich zum letzten Asyl erwählt — sehr glänzend, nachher hörte man nichts weiter von ihm.

Was nun den Helden unserer Erzählung noch weiter begegnete, das, lieber Leser, bist Du genöthigt, mit Deiner eigenen Phantasie auszufüllen.

Das Lebensbild, das wir Dir vorgeführt, ist nur in Umrissen gezeichnet, wie die Laune sie schuf, wie der Augenblick sie zusammenstellte. Jedenfalls kannst Du Dir denken, daß das stattliche Wohnhaus auf dem Berge oft vom Jubel fröhlicher Gäste widerhallte, daß bei heitern Festen wie im häuslichen Wirken am stillen Heerd Antonie nie aufhörte, in den Augen Adalberts eben so liebenswürdig zu erscheinen, wie sie ihm einst im kleinen Häuschen am Friedhof erschienen war, und daß Wernitz an der Seite seiner dichterischen Gattin doppelt aufgelegt war, mit mittelmäßigen Gedichten die Stunden auszufüllen, die sein Beruf ihm frei ließ.

Die warnende Stimme.

Es ist schon sehr lange her, ich war damals noch ein Mädchen von kaum zwanzig Jahren — erzählte mir eine sehr achtbare Frau — als ich zum ersten Male in meinem Leben Wien, meinen Geburtsort, auf längere Zeit verlassen sollte, um meine Mutter auf einer Reise zu begleiten. Ein langwieriges körperliches Leiden, dessen Heilung der sorgfältigsten ärztlichen Bemühung nicht gelingen wollte, war Ursache, daß sie sich entschlossen hatte, den Kurort Marienbad in Böhmen zu besuchen, um dort ihre Gesundheit wieder zu erlangen.

Es war in diesem Jahre ein herrlicher Sommer, der die Wirkungen der Heilquellen mächtig unterstützte, so daß meine Mutter mit Gottes Hilfe die ersehnte Genesung dort auch wirklich fand. Sowohl dieser Umstand, als auch die verschiedenen gesellschaftlichen Berührungen, die in einem Badeorte unausweichlich sind, hatten mir den Aufenthalt in Marienbad sehr angenehm gemacht, und unter den verschiedenen interessanten Bekanntschaften, welche die Gelegenheit herbeigeführt, hatte sich eine Jugendfreundin meiner Mutter gefunden, die ebenfalls aus Gesundheitsrücksichten mit einer ihrer Töchter hierhergekommen war. Da das Mädchen mit mir in ziemlich gleichem Alter stand und einen sehr heitern, liebenswürdigen Charakter besaß, so waren wir bald mit einander vertraut geworden und hatten die innigste Freundschaft geschlossen.

Es war in der Mitte August, als wir uns im besten Wohlseyn auf den Heimweg machten. Nach Hause durften wir aber noch nicht. Unsere Freundinnen hatten uns gleich am ersten Tage unseres Zusammentreffens das Versprechen abgenommen, nach beendetem Badegebrauche auf ihrem freundlichen Landgute bei Prag eine kleine Nachkur zu halten, welche durch Gemüthsaufheiterung auf den Körper wohlthätig wirken und die Genesung vollenden sollte. Wir reisten also mit ihnen dahin, wo wir in ihrem Hause eine sehr freundliche Aufnahme fanden und die Familienglieder wetteiferten, uns den Aufenthalt bei ihnen auf jede mögliche Weise angenehm zu machen.

Nachdem wir bald zwei Wochen bei unseren freundlichen Wirthen zugebracht hatten, rüsteten wir uns endlich zur Heimreise. Zwischen mir und Marien — so hieß meine Freundin — hatte sich aber ein so inniges Verhältniß entsponnen, daß wir nur mit Schmerz an die bevorstehende Trennung dachten und deßhalb schon viele Thränen vergossen hatten. Da faßte ich im Stillen rasch einen Entschluß, der zur Folge hatte, daß meine Mutter, durch mich veranlaßt, Marien's Eltern bewog, meine geliebte Freundin für eine Zeit lang an meiner Seite zu lassen und ihr zu erlauben, mit uns die Reise nach Wien anzutreten. Wir Mädchen schwammen in Entzücken, als uns die Erfüllung unseres sehnlichsten Wunsches angekündigt wurde, und heitern Sinnes ging es nun ans Einpacken. Marien's Eltern stellten uns ihre Pferde zur Verfügung, wir waren daher an keine bestimmte Zeit gebunden und konnten uns an manchen Orten nach Belieben länger aufhalten oder auch die Fahrt beschleunigen, wenn wir es für gut fanden.

So waren wir am Abend des ersten Tages ziemlich spät an einem kleinen Dorfwirthshause angelangt, wo wir die Nacht zubringen wollten. Das Ganze glich mehr einer Schenke als einem Einkehrhause, und war überdies schon von Krämern und Fuhrleuten so zahlreich besetzt, daß der Wirth uns versicherte, er habe kein freies Plätzchen mehr zu einem Nachtlager für uns. Während wir ein-

ander verlegen ansahen, trat die Wirthin, eine junge freundliche Frau, auf uns zu, mit der Frage, ob wir uns nicht begnügen wollten, einen Theil des kleinen Raumes, der ihnen zur Wohnung diente, für die Nacht mit ihnen zu theilen. In diesem Falle würde sie uns noch irgendwo unterbringen, da uns sonst nur die Wahl bliebe, in der Schenkstube unter den Uebrigen zu schlafen oder weiter zu fahren. Mit Dank nahmen wir dies wohlgemeinte Anerbieten an, welches mit ungezwungener Freundlichkeit, ja Herzlichkeit gemacht worden war.

Nachdem wir unser Abendessen gemeinschaftlich in der Schenkstube eingenommen hatten, wurden uns unsere Schlafstätten angewiesen. Meine Mutter theilte mit der Wirthin ein kleines Stübchen des ebenerdigen Gebäudes, und ich und Marie wurden in ein noch kleineres Kämmerchen am Dachboden geführt, wo uns eine einzelne, übrigens ziemlich gut eingerichtete Bettstatt zur gemeinsamen Benützung angewiesen wurde.

Ein eigenthümliches Gefühl von Bangigkeit ergriff mich, als ich mich in diesem engen Raume umsah, was jedoch nicht Furcht vor einer menschlichen Gewaltthat, sondern eine Beängstigung jener Art war, wie man sie bei einem starken Blutandrange gegen Brust und Kopf empfindet. Ich lockerte daher meine Kleidung, und da die Nacht lau und sternenhell war, so öffnete ich das kleine Fenster, an welches ich mich setzte, um mit Marien noch ein wenig zu plaudern. Nachdem hierauf meine Augenlieder ziemlich schwer geworden waren, so schloß ich das Fenster und wir legten uns zu Bette.

Ich schlief fest, wiewohl, gegen meine Gewohnheit, unaufhörliche verworrene Traumbilder meine Seele beschäftigten. Plötzlich erwachte ich mit einer Empfindung, als ob mein Schlaf gewaltsam unterbrochen worden wäre, ohne im Stande zu seyn, die Ursache dieser Unterbrechung zu erkennen. Ich lag in heftigem Schweiße, die Pulse flogen und mein Herz klopfte hörbar. Marie kehrte mir den Rücken zu, wir lagen beide gegen die rechte Seite gewendet. Ich schob die Decke ein wenig zurück, um mich abzukühlen, und kehrte mich gegen die andere Seite, um zu versuchen, wieder einzuschlafen, da sehe ich — noch steht das Bild in meinem Gedächtnisse — ein weißgekleidetes Mädchen mit langen wallenden Locken beim Bette knieen.

Der gestirnte Himmel blickte hell durch das Fenster herein und ich konnte die Gestalt deutlich unterscheiden. Einige Augenblicke starrte ich sie schweigend an, während mein Blut stille stand, dann raffte ich meinen ganzen Muth und alle meine Kräfte zusammen und preßte gewaltsam die Worte heraus: „Was willst Du hier?"

Da öffneten sich die Lippen der Jungfrau und ich hörte, wie sie mit leiser, jedoch deutlich vernehmbarer Stimme sagte: „Sieh zu, was sich über Deinem Haupte begeben wird, bevor der Morgen die dritte Stunde heranbringt."

„Was, was wird sich begeben?!" rief ich jetzt laut in fieberischer Hast, und mir war plötzlich, als ob eine Centnerlast von meiner Brust hinweggewälzt worden wäre; allein die Erscheinung war spurlos verschwunden.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Engländer haben so zarte, warme und liebliche Dichtungen, wie Viele es von diesen „Baumwollspinnern und Baumwollkrämern" nicht erwarten mögen. Nachfolgend eine Probe, welche dem Uebersetzer, D. L. H. . . . r, eben so viel Ehre als dem Originaldichter selber bringt:

Am Abend, Treuliebchen, du einzig mein,
Mein Honig, mein Täubchen, da stelle dich ein,
Wo im Mondschein die Quelle
Mit flüsternder Welle
Entlang und entlang
Den blumigen Hang
Singt ihren silbernen Rundgesang.
Die Liebe, die Lieb' ist ein Paradies,
Da quillet die Lust und das Leben so süß;
Ein Garten voll Rosen
Zu wonnigem Kosen;
Ein Tempel, der Freud'
Und dem Lichte geweiht,
Die Lieb' ist der Seele Seligkeit.

Ein Armer bettelte des Nachts einen Vorübergehenden an, der sehr böse ausrief: „Es ist eine Schande, die Leute des Nachts mit Betteln zu belästigen!" Der Bettler entschuldigte sich: „Verzeihen Sie, ich bettel' auch am Tage."

Auflösung des Räthsels in № 47:
Donau.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 49. Freitag, 24. April 1857.

Ein Messerstich.

Erzählung von August Metzler.

I.

Die grüne Ente.

Viele Leute, welche den Marktplatz der Residenz Weinbad besuchen, meinen Alles gesehen zu haben, was des Anschauens überhaupt werth, wenn sie dem schmucken Palaste des Fürsten in seine Hunderte von blanken Spiegelscheiben geblickt, die sich von dem zart fleischfarbenen Anstriche des Gebäudes abheben, wie klare Bachesfluth von hellblinkendem Kiesufer, und geben unter verschiedentlichen Gefühlen weiter. Den Brunnen aber einmal zu betrachten, der in der Nähe des Palastes steht, da denken nur Wenige daran. Und doch, wenn wir über das Objekt von so und so viel Quadratschuh Sandstein, so und so viel Röhren hinausgehen, den Gegenstand einmal näher ins Auge fasen, wie leicht läßt sich da ergötzliche Beobachtung anstellen! Da steht hoch oben auf dem Zierpfeiler, der sich mitten aus dem umfangreichen Bassin des Brunnens erhebt, ein steinern Bildniß, das der Künstler auf das Bestimmteste als Darstellung des Landwappens erklärt, nämlich für einen Löwen. Wir aber ersuchen freundlichst, das Bildniß einmal näher in's Auge zu fassen und ehrlich zu prüfen, ob der Mann Recht hat? . . Wo die Copie eines Spitzes im Sommercostüm, die Haare vom Schwanze aus und bis auf einen stattlichen Pelzkragen rings um den Nacken kahl geschoren, so korrekt ausgeführt ist, wie hier, da halten wir die Zumuthung, Löwen zu erkennen, mindestens für sehr naiv. Aber wenn die Absicht der Errichter dieses Kunstwerks also verfehlt, wo bleibt denn da der Zweck? Was hat der Spitz da zu schaffen, wo der herzoglich grünauische Löwe stehen sollte? Da können wir antworten: Viel, sehr viel. Er nützt mehr, als der Löwe nützen würde. Spitze werden mit Recht als Muster der Wachsamkeit hingestellt. Und handelt denn unser Exemplar nicht in eben diesem Sinne? Steigt er denn nicht, indem er sein Schweiflein vorsichtig eingezogen hält, über einem aufrecht stehenden Schilde, das drei Lilien zeigt, in die Höhe, als ob er über einen Zaun hinweg in ein weites Feld blicke und getreue Wache halte? Und wem kommt diese Wache zu gut? Einem Institut, das hinter seinem Rücken ein heimlich Wesen treibt, — da wo der Markt in eine Straße sich verengert, — einem Institut, das mit dem bescheidenen Namen „zur grünen Ente“ umschrieben, in der Stadt aber unter dem Hänselnamen der „Accessistenhöhle“ weit bekannter wie unter dem rechten ist.

Da kommt abendlich Alles zusammen, was Weinbad an Leuten zählt, die das Bewußtseyn gründlicher Wissenschaft klugerweise über Vorrückung im Dienste stellen, dabei des Guten in der Arbeit nicht zu viel thun, ferner viel Bier trinken und in der Gesellschaft unter den Titeln „Accessist und Lieutenant“ sonst keine unbedeutende Rolle spielen. Und diese Leute sollten eines Wächters bedürfen, wie er geschildert? — Allerdings. Wo wissenschaftliches Selbstbewußtseyn, Gleichgiltigkeit gegen Avancement und eine starke Vorliebe für das Getränk, das einst in Flandern geboren wurde, Hand in Hand gehen, da pflegt die Achtung vor Arbeit und Büreaustunde nicht lange Stand zu halten. Was die Mitglieder der Accessistenhöhle darin geleistet, ist stadtbekannt. Besonders waren es die Nachmittagsstunden, die den Herren häufig lästige Scheide vom Abend, der Zeit der officiellen Feier, und in diese griffen sie ein mit kecken Diebeshänden, so oft das wachende Hündchen auf dem Stadtbrunnen günstige Umstände bemerken mochte.

Wer aber bestreitet das Entdecken günstiger Umstände, wenn behauptet wird, daß der grünauische Landesspitz oft ganze Mittage lang nach dem hohen Portale des Regierungsgebäudes, welches sich in unterthänigen Annäherungsgelüsten dem Palast gegenüber aufgestellt, als ob es damit sagen wollte: „in tiefster Ehrfurcht empfiehlt sich und erstirbt!"— hinüberblickte und weder die Herren Direktoren, noch die Vice- und wirklichen Präsidenten dortselbst hineingehen sah? Woran der Präsident Geschmack, da bleibt auch der Accessist nicht zurück. Hat der erstere einmal an einem freien Mittag Gefallen, so sieht er die ganze Welt, nur das Regierungsgebäude nicht. Hat der Accessist aber ein erhabenes Beispiel vor Augen, so befolgt er es nur im Punkte des Feierns; im Uebrigen vereinigt sich ihm alles Verlockende der Welt in dem glänzenden Gefieder der grünen Ente, über welche er den Namen der Accessistenhöhle gleichsam als dauerndes Futteral gehängt hat. —

Eine warme Sonne schien einst an einem Spätherbstnachmittage und manchem Weinbadener ward sie eine Verführerin, die ihn von der Arbeit hinweg und weit vor die Thore lockte, wo sie ihn mit manch' seltenen Empfindungen zu überraschen versprach. An dem Eingang der Accessistenhöhle indessen stand eine Gruppe ihrer eifrigsten Besucher, die über das Erquickliche, bei solchem Wetter den Abend herbeizutrinken, längst klar war und nur noch die Frage zu verhandeln hatte, ob die Chefs der verschiedenen Büraus die bewältigende Stimmung des Tages begriffen und sich wohl gefahrlos hinterher der Mittag schwänzen ließe?

„Braucht's da langen Redens und Schwankens, wo wir ein untrügliches Orakel in der Nähe haben?" nahm Accessist Hellheim das Wort, indem er mit dem rechten kleinen Finger die silbergraue Asche seiner Cigarre entfernte und dann die Augen im Kreise gehen ließ, wie einer, der seinerseits im Reinen und nur darauf bedacht ist, sein Urtheil so humoristisch wie möglich zum Besten zu geben. „Was der Spitz da drüben auf dem Marktbrunnen für ein sensitiver Kerl ist und wie er seine Sehergabe anwendet, darüber habe ich Euch neulich Andeutungen gegeben. Nun die Probe. Rufe ich ihn an und er dreht sich nicht herum, so ist dies Verneinung in aller Form. Drum also:

Hündchen, braves Hündchen!
Es gilt ein freies Stündchen!
Ist Herr Direktor dir in Sicht,
O dann wende dein schelmisch Angesicht."

Mit feierlicher Stimme rief Hellheim diesen Bittspruch dem Seher zu. Gedämpftes Gelächter antwortete aus dem Kreise, der ihn umgab.

„Sieht einer die inspirirte Kreatur auch nur eine Linie den Kopf wenden?" fuhr er mit steigender Heiterkeit fort. „An dem Schweiflein hinten hängt ein goldgelber Strohhalm. Der wedelt mitleidig für den Verschämten, damit doch die Umgebung wenigstens etwas thue, wo die Umstände den Träger selbst zu schmachvoller Unthätigkeit verdammen!"

„Weiter!" riefen einige Stimmen. „Weiter!"

„Es liegt eine gute Stimmung vor. Lasse sie nicht unbenützt vorübergehen!" schloß Lieutenant Blauhorst, indem er mit der Rechten nach einem Schnurrbarte griff, wie in der grünauischen Artillerie kein zweiter, und mit der Linken leicht den Krummsäbel schwenkte.

„O, Hündchen, braves Hündchen!
Es gilt ein freies Stündchen!
Erspähst du einen Präsident,
So mach' des Harrens Pein ein End'!"

Das Gelächter der Gruppe ward um ein Erkleckliches lauter.

(Fortsetzung folgt.)

Die warnende Stimme.

(Schluß.)

Marie war über meinen Ausruf erwacht und fragte mich, mit wem ich rede. Ich sagte ihr, daß ich so eben munter geworden, und sie meinte, ich habe aus dem Schlafe gesprochen, worauf sie gleich wieder einschlummerte.

Mich aber schüttelte Fieberfrost, so daß ich mit den Zähnen klapperte und unfähig war, Schlaf und Ruhe wieder zu finden. Ich wandte mich von dem Fenster ab, denn ich fürchtete jeden Augenblick ein neues Gesicht. Ich wußte nicht, wie weit die Nacht vorgerückt war, und wünschte mit Sehnsucht den Morgen herbei. Ich lauschte, ob es nicht unter uns oder auf dem Hof laut werde, da fuhr ein bleicher Schein über die Wand und blendete mein Auge, war jedoch in demselben Augenblick wieder verschwunden.

„Dem Himmel sey Dank," dachte ich, „es beginnt im Hofe lebendig zu werden, dies ist eine Stallaterne, und wahrscheinlich wird man jetzt die Pferde füttern."

Ein schwaches Rollen ließ sich in einer Weile vernehmen. In meinen Gedanken fortfahrend,

meinte ich, es werde ein Wagen geschoben oder geführt, und ermuthigt erhob ich mich und stieg aus dem Bette, um an's Fenster zu treten. Draußen war Alles ruhig. Ich hörte keinen Fußtritt, kein Wagen bewegte sich, auch vermochte ich keinen Lichtschimmer zu entdecken. Spähend und lauschend stand ich einen Augenblick da, als ein Blitz am Horizonte niederfuhr und ferner Donner mich belehrte, woher das kurz zuvor gehörte Rollen gekommen.

Seit meiner Kindheit hatte ich eine unüberwindliche Furcht vor Gewittern in mir getragen; diese Empfindung machte sich jetzt mit ganzer Kraft in mir geltend. Zitternd eilte ich ans Bett zurück und weckte rasch Marie. Diese fragte ganz schlaftrunken, ob es schon Morgen sey.

„Ein Gewitter ist im Anzuge," sprach ich hastig.

„Ach, laß mich, ich bin müde, wir wollen es verschlafen," murmelte sie und drückte den Kopf in den Polster.

Ein Blitz erhellte das ganze Stübchen, und am Donner erkannte ich, wie schnell sich das Gewitter näherte. Auch war schon ein großer Theil des Firmaments mit dichtem Gewölke bedeckt. Meine Angst stieg.

„Du mußt mit mir wachen!" rief ich, sie am Arme schüttelnd, „mich hat ein Traum gewarnt. Kleide Dich an, wir wollen die Mutter wecken," fügte ich hinzu.

Im Nu waren wir Beide angekleidet, denn Marie war durch mich ängstlich geworden; wir zündeten unsere Kerze an und stiegen die Treppe hinab. Alles lag im festen Schlafe. Wir fanden jedoch bald die Thüre, die zu dem Zimmer der Wirthin führte, und hatten diese auch bald erweckt. Es war zwei Uhr. Ich sagte ihr kurz, daß mich ein Traum geängstigt, ohne jedoch auf die Sache näher einzugehen, und machte sie auf das Gewitter aufmerksam, welches immer stärker hörbar wurde.

Meine Mutter, die von unserer Furcht angesteckt wurde, bat die Wirthin, daß man unseren Kutscher wecke, was auch geschah, und in Kurzem waren auch die Frauen angekleidet. So wurden nach und nach die übrigen Hausgenossen wach, und einige Fuhrleute, die bei Zeiten fortwollten, gingen ihre Pferde füttern.

Inzwischen war das Gewitter mit Macht herangezogen, und der Zeiger der Uhr stand gerade auf halb Drei, als ein flammender Blitz mit seinem blauen Scheine Aller Augen blendete und in demselben Augenblicke ein Schlag das ganze Gebäude erschütterte, daß der Mörtel von den Wänden fiel und wir wie von einem kräftigen Stoße von den Stühlen geschleudert wurden, ohne daß uns sonst Etwas zu Leide geschehen. Kaum aber begannen wir uns von unserm Schrecken und unserer Betäubung zu erholen, als wir von Neuem und noch heftiger durch den mehrstimmigen Ruf „Feuer!" erschreckt wurden, der vom Hof her ertönte.

Der Blitz hatte in das Dach des Wirthshauses eingeschlagen, und durch die zersplitterten Fenster unseres kurz zuvor bewohnten Stübchens drangen die Rauchwolken hervor. Alles stürzte nach diesem Orte hin. Unser Bett war zerschmettert und stand in Flammen. Da glücklicher Weise sowohl Gäste als Hausleute wach waren, und Wasser in reichlicher Menge für Feuersgefahr bereit stand, so wurde durch das energische Zusammenwirken derselben mit Gottes Hilfe das Feuer noch im Entstehen glücklich gedämpft.

Wir aber waren durch unsern Schutzengel dem uns drohenden frühen Tode entrissen worden.

Ob Vision oder Traum, — ich überlasse es Jedermann, davon zu halten, was ihm glaublich dünkt: es war eine Stimme vom Himmel, und Niemand wird verkennen, daß es eine höhere Macht gibt, welche oft sichtbar die Fäden der menschlichen Schicksale lenkt.

Mannigfaltiges.

Die Buchbinderei gedeiht nirgends zu größerer Vollkommenheit als in England. Der Luxus, welcher sich über alle englischen Geräthe verbreitet, hat sich auch über die Bücher verbreitet. Bei Bücherversteigerungen wird sehr oft der Name des Buchbinders beigefügt und nach dessen Ruf das Buch höher oder niedriger bezahlt. Die Bücherliebhaber halten sehr viel auf schöne Bände, suchen darin einander zu übertreffen und zahlen erstaunliche Summen dafür. In manchen ansehnlichen Bibliotheken ist nicht ein Band in Kalbleder — dies ist zu gering — Alles in Saffian und Juchten gebunden. Ein Saffianband wird oft mit 3 oder 4 Guineen (etwa 36—48 fl.) bezahlt. Der berühmte Londoner Buchbinder Kaltböber, zu dem die russische Kaiserin Katharina einen besonderen Abgeordneten nach London schickte, um ihn zu bewegen, nach Petersburg zu kommen, der aber die wahrhaft kaiserlichen Bedingungen nicht annahm, verfertigte Bände, einen zu 30 Guineen (360 fl.). Von dem Waklie'schen Bi-

delwerk, 5 Foliobände, kostet das Binden 75 Guineen, von Bagdell's großer Ausgabe des Shakespeare, 9 Bände, 132 Pfd. Sterl. Der hochgefeiertste Buchbinder in London war Roger Payne. Sein vorzüglichstes Verdienst bestand in seinem Geschmack, und seine Bände empfahlen sich hauptsächlich durch die Wahl und Ausführung seiner Verzierungen, in denen er unübertrefflich war, so wie durch die Sorgfalt und Genauigkeit, welche er auf das Heften verwendete. Sein Lieblingsband war olivenfarbiger Maroquin. In Restaurirung alter Bücher war er einzig; aus seinen Meisterhänden kehrten sie neu zurück, und er hat in dieser Hinsicht fast Unbegreifliches geleistet. Seine Einbände werden jetzt eifrig gesucht und theuer bezahlt. In gleichem Rufe mit ihm stand ein Deutscher, Baumgärtner aus Göttingen, der das Geschäft des Buchbindens fabrikmäßig geordnet hat. Shakespeare's Werke in 9 Bänden kosteten von ihm über 1000 fl., für einzelne Quartbände in Saffian zahlte man 60—100 fl., in Juchten 15—40 fl. Einfache Bände sind übrigens in England wohlfeiler als in Deutschland, indem das Buchbinden durchweg, wie auch in Nordamerika, fabrikmäßig betrieben wird. Die deutschen Buchbinder aber sind die zahlreichsten und berühmtesten in London, und ihre Bände die vorzüglichsten.

Ein Handelsmann der Straße Montmorency in Paris war stets von der Furcht bestohlen zu werden geplagt, welche mit der Zeit in eine wahre Monomanie ausartete, so daß er Papiere von Werth, die er nicht gerade zur Hand zu haben brauchte, in Verstecke unterbrachte, von denen nicht einmal seine Frau wissen durfte. So hatte er auch kürzlich den Ofen des Magazins, in dem lange kein Feuer angemacht wurde, ausersehen und dahin eine bedeutende Summe in Staatsobligationen, Bankbilleten, Billets au porteur, sowie eine Partie Napoleonsd'ors placirt, als in seiner Abwesenheit seine Frau in das Magazin kam, solches zu kalt fand und daher, mir nichts dir nichts, Feuer in den Ofen anmachte. Der bald darauf zurückkehrende Herr M. spürte kaum die Wärme, als er mit einem Schrei an den Ofen stürmte, das Thürchen aufriß und in voller Verzweiflung die lustig flackernde, aber so kostspielige Flamme anstierte. Man schüttete schnell Wasser in den Ofen, aber die Werthpapiere waren leider alle zu Asche verbrannt.

Ein Mann, in einen Mantel gehüllt, schlich sich sachte in der Nacht an den Häusern hin und wurde von einer Wache bemerkt, die ihn aufhielt. „Was trägst Du so heimlich unter dem Mantel?" fragte der Soldat. Der Mantelträger wollte scherzen und versetzte, indem er eine Flasche Wein hervorzog: „Einen Dolch!" Die Wache nahm schnell die Flasche aus der Hand, trank den Wein aus und rief lachend: „Da hat Er die Scheide wieder, mit der kann Er keinen Schaden anrichten."

Von Stuttgart wird geschrieben: Dem Steindruck steht eine ähnliche Veränderung bevor, wie dem Buchdrucke durch Erfindung der König und Bauer'schen Presse. Der Mechanikus Groß dahier hat eine Cylinder-Presse für Steindruck aufgestellt, welche die Steindruckerwelt in die lebhafteste Bewegung setzt. Bisher wurde, wie bei der Hagarpresse, der Plattendruck angewendet. Beim Cylinder ist aber Schwungrad und Dampfkraft anwendbar.

In Kreutzberg's Menagerie, welche sich in Warschau befand, ist am 25. März der seltene, vielleicht gar erste Fall vorgekommen, daß die Boa constrictor 15 Eier gelegt hat. Dieselben sind weiß, von der Größe von Gänseeiern, nur länglich und weich. Man ist nun neugierig, ob aus allen diesen Eiern auch Schlangen auskriechen werden.

Ein holländisches Schiff erlebte auf der Ueberfahrt nach Ostindien einen fürchterlichen Sturm. Ein Matrose sagte zum erschrockenen Schiffsprediger: „Nun, Herr Pastor, es steht schlecht mit uns, wenn es so fort geht, so kommen wir bald Alle in den Himmel." — „Ach, das verhüte Gott!" rief dieser in seiner Bestürzung.

Die Besitzer der Kunstanstalt von Piloty und Löhle in München haben von Sr. Maj. dem König von Würtemberg für Uebersendung des photographischen Bildnisses des Kaisers Alexander II. von Rußland die goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft erhalten.

Die Baumzüchter erwarten, daß das Jahr 1857 ein sehr segensreiches für die Obstbäume seyn wird. Man versichert, daß seit zehn Jahren das Aussehen der Bäume nicht mehr so gut war.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 50. Sonntag, 26. April **1837.**

Ein Messerstich.

(Fortsetzung.)

„Vergnügte Gesellschaft!" scholl es auf einmal hinter deren Rücken in einem Organ, das dem des Herrn Präsidenten von Miehlen täuschend ähnlich. Ueberrascht der Eine, erschreckt der Andere, wandte man sich um. Als man indessen statt der Erscheinung des Herrn v. Miehlen der Person des Assessors Klarbach ansichtig wurde, wich mit einemmal die plötzlich eingetretene Flauheit in der Stimmung der Leute und der alte Ton der Fröhlichkeit sprang nur um so feuriger wieder auf. Man hatte eine Persönlichkeit vor sich, die zwar nicht zu den regelmäßigen Besuchern der Accessistenhöhle gehörte, die aber, wenn sie erschien, ihrer Liebenswürdigkeit, ihrer Unterhaltungsgabe wegen willkommen war.

„Es scheint mir fast," fuhr Klarbach fort, während er beide Hände zugleich zum Gruß hinreichte, „als ob ich die Herren in irgend einer Art gestört. Absicht lag durchaus nicht vor. Gebe mir Jeder einen Druck und laßt mich den ganzen Mittag an heitere Leute zurückdenken."

„Schön gesagt," bemerkte Blauhorst, umfing mit einem Arm den Sprecher und drängte ihn sanft nach dem Eingang der grünen Ente.

„Recht so!" rief Hellheim aus. „Solche Gäste sind selten und bietet sich eine Gelegenheit, ihrer habhaft zu werden, so läßt man sie nicht vorübergehen!"

„Wer weiß, wie lange es überhaupt noch dauert mit seiner junggesellenmäßigen Mobilität!" sagte ein Anderer und befolgte das Beispiel Blauhorst's in einer ausgedehnteren Weise, indem er sowohl diesen als dessen Gefangenen nach dem Eingang schob. „Er macht mir geraume Zeit schon eine Miene wie einer, der in aller Stille gegen den Junggesell sich verstimmen, ja aufbringen will, und hat er, der unbarmherzige Knabe, gar einmal den ersten Kuß in seinem Leben geschmeckt, dann werden vernünftige Leute ihn für immer aus ihrem Umgange streichen können!"

„Das könnte man noch brauchen!" rief muthwillig dieser.

„Hat die letzte Zeit uns nicht genug Leute gekostet?" erwiederte jener.

Im Allgemeinen aber ging die ganze Gesellschaft unaufhaltsam in gewünschter Richtung vorwärts. In ihrer Mitte schritt ein Mann von wahrhaft schönen Zügen, in denen leises Widerstreben, Betroffenheit, dann aber auch der Entschluß zu einer letzten Thorheit sich unverkennbar ausdrückte. Ein stilles Zimmer des Erdgeschosses, in dem, der grünen hohen Fenstergitter wegen, ein gedämpftes Licht herrschte, nahm die Eindringlinge auf. Die Wände von einer praktischen dunklen Firnißfarbe waren bedeckt mit Bildern verschiedenen Genre's. Hier hingen die Bilder verschiedener durchlauchtiger Adolphe, Wilhelme und Friedriche, welche unter dem einen oder andern Tugendprädikate das Herzogthum Grünau regiert; dort sah man eine ganze Gallerie von Zeichnungen, welche das Märtyrerleben eines Accessisten in seinen zahlreichen Glanzpunkten aufs Ergötzlichste darstellte. Dabei lag etwas in der Luft des Zimmers, was unwillkürlich auf zahlreiche Nächte hinwies, die fröhliche Gesellschaft hier verbracht. Die Stimmung dieser Nächte schien nicht aus dem Raume gewichen und es däuchte einen, als ob sie sich in ganz leisem und geisterhaft an das Ohr klingenden Gemurmel und Tönen bemerklich mache.

„Wo ist der Spundendirigent, der Brunnenarzt der achtbaren Kurgesellschaft hier!" rief Hellheim, während er gleich den Uebrigen Platz nahm und mit Befriedigung den Blick in der Runde schweifen ließ. „Wo ist er, der unstillbare Säugling von vierzig Jahren?"

„Seh' einmal nach den Pfeifen!" sagte Blauhorst mit vielsagendem Blicke und beugte sich über den Tisch, um die Wand gegenüber ins Auge zu fassen, welche mit Pfeifen groß und klein, wie sie Kleinstädter und Accessisten lieben, über und über behangen war. Unwillkürlich folgten aller Blicke dieser Richtung. Dann brach ein Gelächter los, daß die fernsten Winkel der Stube widerhallten.

„Hab' ich mir's nicht gedacht, daß der Duckmäuser wieder nascht!" rief Blauhorst in erkünsteltem Zorne. „Und dabei spielt er immer noch die gekränkte Tugend, wenn man Abends ihn zur Rede stellt wegen verstopften Röhren und verschwundenem Tabak. Wo ist er, der Sapperlot?"

Um die unvergitterten oberen Scheiben eines Eckfensters schwebte eine bläulich-weiße Dunstmasse, die unzweifelhaft von brennendem Tabak herrührte. Daß es von solchem, den Herr Bittermann, der Wirth der grünen Ente, längst im Stillen „Splendidus" getauft, das schloß im Augenblick die ganze Gesellschaft. Wo indessen der Splendidus dampfte, da konnte auch Herr Bittermann nicht weit seyn ... Kurzum, als Herr Bittermann aus einem Schläfchen, das er in der Nähe des erwähnten Fensters in dem bequemen Lederstuhle hinter der hohen Schutzwehr des Ausschenktisches veranstaltet, erwachte, da stand auf einmal eine Gesellschaft vor ihm, die ihm gleichbedeutend mit dem Abend und gegen deren Gelächter er darum ohne Waffen war. Wie aber sank ihm erst die Stimmung, als das helle Tageslicht durch die klar werdenden Spiegel seiner Augen drang und das volle Bewußtseyn ihm den Gedanken an begangene Unthat vor die Seele rief? Der Mann, der die Stirne am höchsten trug, wenn auf Fruchtversteigerungen Dutzende von Leuten bedächtig hundert Gulden auf die Zunge nahmen und dabei ein paar Augen machte als wenn jeder Blick seinen Dukaten werth: er saß nun da, aller Hoffahrt bar und konnte den Blick nicht von dem Gegenstande wenden, der wider ihn zeugte. Die Schmach des Augenblickes wandelte ihn an, wie wenn er mit klingendem Spiel unter die Gemeine der Stadttölpel getrieben werde. Just das prächtigste Stück der Pfeifen, dasselbe, das Herzog Wilhelm einst dem Blauhorst verehrt, wie dieser als Artilleriecadett zweimal in einer Stunde die sechspfündige Kanonenkugel in die schwarzen Kreise der Scheibe gejagt, — das prächtigste Stück also hatte der verblüffte Sünder auf dem Schooße liegen. Es war eine Pfeife mit dem feingemalten grünauischen Wappen, geschmückt mit seidenen Schnüren in patriotischen Farben. Ach, es hatte einen jahrelangen Kampf gekostet, bis derselbe den Verkehr mit einem Gegenstande wagte, den eine That ins Leben gerufen, die in der Geschichte des Herzogthums Grünau einst eine große Bemerkung verursachen wird. Endlich hob ein mächtiger Seufzer Herrn Bittermanns reuige Brust. Langsam hob er das Haupt und ließ den Blick von Gesicht zu Gesicht gehen, ob er nicht eins fände, das ihm Vertrauen einflöße. „Klarbach!" zuckte es ihm erfrischend durch die Seele.

(Fortsetzung folgt.)

Macht des Gesanges.

Episode aus einem Sängerleben nach einer wirklichen Thatsache erzählt von W. *

Gar übel gelaunt ging der reiche Wucherer und Pfandverleiher Griffo in seinem Laden umher. Das Geschäft war nicht nach Wunsch gegangen. Kein junger Nobile war trotz des in der Blüthe stehenden Faschings gekommen, um kostbare Pretiosen gegen geringe Summen zu verpfänden und natürlich verfallen zu lassen, — kein Schuldner hatte die hohen Zinsen des geborgten Capitals, noch weniger das Capital selbst gezahlt. Eben wollte er deßhalb den Laden schließen und sich in die obern Gemächer seines öden Hauses zurückziehen. Mit scharfen sorgsamen Blicken musterte er umherleuchtend die Gegenstände in seinem Bereiche, Spinette, Zittern, Hausgeräthe aller Art, welche ihm durch die Verlegenheit armer Leute oder verschwenderischer Burschen in Verwahrung gegeben worden, ob nicht irgend ein Dieb sich dahinter verborgen, um die in den Schränken befindlichen Gegenstände zu rauben. Alles war sicher und in gehöriger Ordnung; schon wollte er die Thüre schließen, als ihn ein junger Mann, der in die Flur getreten war, daran hinderte. Höflich nahm er den Hut von seinem schwarzen Lockenkopfe und zeigte bei der Leuchte des Wucherers ein so frisches, lebenslustiges, rosiges Gesicht, das gar gewaltig mit den grämlichen, mürrischen und pergamentnen Zügen des Alten contrastirte, aber trotz aller Anstrengung, dessen durchdringenden stechenden Blicken gegenüber, nur gezwungen lächeln, und sich einiger Schatten von Besorgniß nicht erwehren konnte. — Griffo's Gesicht erheiterte sich, als er den Liebling Neapels, den vergötterten Sänger Filippo Palma erkannte.

* Aus dem Pesther Lloyd.

„Brav, mein junger Herr," sprach er mit lächelndem Tone, „das nenne ich Mann von Wort seyn; ich habe immer gesagt, daß alle Edelleute von Neapel, ja von ganz Italien, sich den lieben Filippo Palma zum Muster nehmen können. Er weiß zu leben, wie Keiner, weiß sein Geld unter die Leute zu streuen, wie Keiner, weiß aber auch so pünktlich wieder zu zahlen, wenn er wo geborgt hat, wie Keiner."

„O mein lieber Meister Griffo, nicht zu viel Lob, ich muß Euch darum bitten, heute gerade beschämt Ihr mich dadurch; Ihr wißt ja, heute ist der Verfalltag, wo ich Euch den kleinen Betrag zurückzahlen müßte, allein es thut mir wahrhaftig leid."

„Kleiner Betrag!" fiel der Wucherer dem Sänger ins Wort, „kleiner Betrag! wahrhaftig leid! — das wäre — Ihr schuldet mir ganze hundert Dukaten und heute hätte ich darauf gerechnet. Ich lieh sie Euch ohne Pfand, bedenkt, auf Euer ehrliches Gesicht! doch was rede ich, — Ihr treibt gewiß nur Spaß mit mir, und habt Kapital und Zinsen in der Tasche."

„Wollte Gott, ich wäre in der Lage," warf der Jüngling hin, „aber wir Sänger sind in der Carnevalszeit selten bei Gelde, geschweige bei Golde. Unser Impressario kann erst in den Fasten Geld schaffen, und jetzt müssen wir doch auch leben; denkt doch, jetzt in diesem Carneval! Daher bin ich zu Euch gekommen, lieber Meister, der mein ehrliches Gesicht zu schätzen weiß, wie Keiner, der die Kunst liebt, wie Keiner, denn das sagen alle diese Spinette und Zittern, und der mir gewiß die Schuld verdoppeln wird, anstatt das früher Geborgte zurückzufordern. Leiht mir noch andere hundert Dukaten auf mein ehrliches Gesicht."

„Wenn das nicht Scherz ist, so habt Ihr den Teufel im Leibe und in der Seele, Ihr junger Springinsfeld. Glaubt Ihr, ich habe das Meinige gefunden oder gar gestohlen, ich könnte meine Geldrollen Euch nachwerfen, ins Volk schleudern, wie Ihr Euere leichtfertigen Gesänge zu dieser Zeit unter die Gecken streuet. Nein da sollt Ihr mich kennen lernen! Noch heute streiche ich die Euch geborgten Dukaten sammt den Zinsen in meinen Beutel oder Ihr wandert in den Schuldthurm, denn ich habe Euere Handschrift. Im Schuldthurme mögt Ihr Eueren Carneval feiern, wenn nicht Euer Brodherr, oder das gesangnärrische Gesindel von Neapel es vorzieht, Euch los zu kaufen."

„Seyd doch ruhig, lieber Meister, laßt Euch beschwichtigen und hört ein Wort der Vernunft an. Ihr mögt mich jetzt auf den Kopf stellen und es fällt kein Dukaten aus meinen Taschen. Aber geduldet Euch nur bis nach dem Fasching, Ihr sollt dann schon sehen. Nicht allein, daß unser Impressario in den Fasten den rückständigen Sold zahlen kann — nein, noch viel mehr! Ihr seht mich wahrscheinlich als Bräutigam eines reichen Fräuleins, um das ich werbe, und die mir, es ist gewiß, in Liebe zugethan ist. Ja, laßt Euch erbitten, leiht mir das Gold, bestimmt die Zinsen, entwerft die Schuldverschreibung und laßt mich unterzeichnen."

„Bräutigam?" entgegnete Griffo, die Lampe niederstellend, „Bräutigam eines Fräuleins, einer Wittwe vielleicht, einer Reichen? Wer ist sie? Wie weit kamt Ihr mit ihr?"

„Nun so sehr weit bin ich freilich noch nicht! Auch weiß ich nicht, wer sie ist. Doch, was schadet es? Zweimal schon sah ich sie, genug um sie sterblich zu lieben, das glaubet mir; und ihr leuchtendes Auge weilte mit Wohlgefallen auf mir; o Meister, hättet Ihr es nur gesehen; gewiß wird sie mich lieben, und einmal verliebt, wird sich das Ding schon machen, da sie allem Anschein nach unverheirathet ist; Ihr erhaltet Euer Gold, denn Ihr kostbarer Anzug und das prachtvolle Geschmeide bekunden, wie sehr sie mit Glücksgütern gesegnet ist."

„Seyd Ihr bald fertig mit dem Unsinn? Ich will ihn nicht mehr hören, glaubt Ihr, ich sey Euer Narr? Nein, so wahr ich Griffo heiße, heute noch wandert Ihr in den Thurm, sofern Ihr mich nicht befriedigt, oder einen tüchtigen Bürgen für Euch stellt."

Hiernach überkam den gewissenlosen Knauser ein solcher Anfall von Wuth, daß er in eine Fluth von Scheltworten ausbrach, gegen die Filippo kein Wort vorbringen mochte. Aber da dieser unter allen Umständen Geld haben mußte, da er es nur von dem Wucherer erhalten konnte, so beschloß er, den Alten ruhig austoben zu lassen, indem er hoffte, schließlich dennoch durch seine Vorstellungen das Anlehen zu erhalten.

Um seinen Gleichmuth zu beweisen, trat Filippo inzwischen an ein Spinet und leitete auf demselben eine Arie ein, die sein Lieblingsstück war und mit welcher er in der jüngsten Zeit stets den größten Beifall geerntet hatte. Da der aufgebrachte polternde Schacherer immer noch nicht sich besänftigen wollte, ließ er sich völlig auf den Stuhl nieder und sang, wenn auch nur leise, eine Arie, welche er mit ausdrucksvollem Spiele unterstützte. Anfangs hatte er keine andere Absicht gehabt, als

dem Geldverleiher durch seinen Gleichmuth und die Festigkeit seines Entschlusses zu imponiren; bald aber bemerkte er, daß die tosende Fluth von Schimpfworten, welche Griffo's Lippen entquoll, schon nach der Einleitung allmälig zu einem weniger heftigen, grellen Gemurre und Gemurmel herabsank, daß der Wucherer anstatt zu toben, erstaunt zu lauschen schien, und so fing er, der anfangs nur leicht hin trällerte, an, mit voller Seele und Stimme zu singen, wie er denn als einer der gefeiertsten Sänger damaliger Zeit berühmt war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

(**Ein Bataillon Frauen.**) Ein Augenzeuge gibt im Pariser „Moniteur de l'Armee" folgende Schilderung des Heeres des Königs von Siam, der vielleicht nächstens in dem indisch-persischen Kriege eine Rolle spielen wird. Unter den verschiedenen Korps, aus denen das Heer Siam's zusammengesetzt ist, fesselt Eines besonders die ganze Aufmerksamkeit des Fremden, nämlich das **Bataillon Frauen**, welches die Leibgarde des Königs bildet. Es besteht dieses Bataillon aus vierhundert Frauen, mit der möglichsten Sorgfalt aus den schönsten und rüstigsten jungen Mädchen des Landes gewählt. Dieses Korps ist ungewöhnlich reich besoldet und ebenso vollkommen disziplinirt. Mit dem dreizehnten Jahre treten die weiblichen Gardisten in das Korps und gehören mit dem fünf und zwanzigsten zur Reserve. Dann verlassen sie den persönlichen Dienst des Souveräns und werden bis zu ihrem Hinscheiden als Hüter der königlichen Schlösser und Domänen verwandt. Beim Eintritt ins Herr legen sie das Gelübde der Keuschheit ab, das sie nur dann brechen können, wenn sie vom Könige ausersehen werden, unter die Zahl seiner gesetzmäßigen Weiber zu treten, was zuweilen stattfindet. Bei dieser Wahl läßt sich der König mehr von seinem Vortheile, als von seinen Gefühlen leiten: denn es fällt dieselbe nicht auf die schönsten, sondern auf diejenigen Frauen, die sich durch ihre Gewandtheit in der Handhabung der Waffen und in den kriegerischen Uebungen hervorthun. Natürlich hält die Hoffnung einer solchen ausgezeichneten Belohnung in dem ganzen Bataillon einen ungewöhnlichen Wetteifer rege, — gerade eine Hauptursache, daß die Frauenschaar den Europäer durch ihr kriegerisches Auftreten, ihre Gewandtheit in allen Uebungen und ihre musterhafte Disziplin zur Bewunderung zwingt. Das Costüm dieser Frauen ist äußerst reich. Ihre Paradeuniform ist aus einer weißen wollenen Robe von dem feinsten Stoffe und reich in Gold gestickt, die bis auf die Kniee reicht. Darüber tragen sie ein leichtes, geschmeidiges Panzerhemd und zum Schutze des Oberkörpers einen vergoldeten Panzer; die Arme sind frei, um sie nicht in der Handhabung der Waffen zu hindern. Den Kopfschmuck dieser Kriegerinnen bildet ein schön geformter, vergoldeter Helm. In diesem Anzuge, der nur bei feierlichen Gelegenheiten, Hoffesten 2c. getragen wird, sind sie einfach mit einer Lanze bewaffnet, die sie mit bewunderungswürdiger Geschicklichkeit führen. Ihr gewöhnliches Costüm ist einfacher, und dann besteht ihre Waffe in einer Flinte, die sie nicht minder geschickt handhaben. Das Bataillon besteht aus vier Kompagnieen, jede Kompagnie zu vierhundert Frauen, unter dem Befehl Einer, welche Hauptmannsrang hat. Sobald diese Letztere stirbt, versammelt sich ihre Kompagnie sofort zu dreitägigen Waffenübungen in Gegenwart des Königs, welcher die Fähigste und Geschickteste zu der Anführerstelle aus der ganzen Kompagnie wählt. Seit fünf Jahren steht das Bataillon unter dem Oberbefehle einer Frau, welche im Jahre 1851 bei einer Tigerjagd dem Könige durch ihren persönlichen Muth und ihre Gewandtheit das Leben rettete. Sie genießt ein hohes Ansehen bei Hofe und hat die größte Autorität über ihre Gefährtinnen. Ihr Hausstand ist völlig dem eines Mitgliedes der königlichen Familie gleich, und zehn Elephanten sind ihrer Verfügung angewiesen. Keinen Feldzug unternimmt der König ohne Begleitung seiner weiblichen Leibgarde; er macht keine Jagdpartie, keinen Spaziergang, ohne von einer Abtheilung derselben begleitet zu seyn, da die Ergebenheit der Leibgarde für seine Person eine grenzenlose ist. Jede Frau des Bataillons hat fünf Negerinnen zur Bedienung, braucht sich also gar nicht um ihren Haushalt, ihre Toilette zu kümmern, kann sich vielmehr ganz dem ruhmreichen Waffenwerke widmen.

Der Werth der 1856 in England eingeführten **Eier** belief sich auf 293,550 Pfd. St.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 51. Dienstag, 28. April 1857.

Ein Messerstich.

(Fortsetzung.)

„Meine Herren," begann Klarbach mit wohlklingendem Organ, „Sie sehen unsern verehrten Spundendirigent in einer außerordentlichen Lage. Oder will anders derselbe bestreiten, wo Dinge, wie die Preispfeife, so kräftig für meine Beobachtung sprechen? Will er leugnen, daß eine besonders festliche Stimmung, eine außerordentliche heimliche Feier, wie die großen Männer oftmals unerklärt der flachen Welt bei sich begehen, ihn bewegt, daß er es vermochte, die Hand nach einem Gegenstande auszustrecken, den wir, als Berufene, nur dreimal im Jahre zu berühren wagen, nämlich an dem Geburtstage des hochseligen Herzogs, ferner Sr. Durchlaucht des regierenden und höchstdessen Gemahlin? Herr Bittermann, antworten Sie!"

„Zum Ende, zum Ende!" rief ein Forstmann, den eine große Holzversteigerung in einer äußerst nüchternen Stimmung in den Bereich der grünen Ente zurückgeschickt; aber er ward übertönt von dem munteren Lachen, das die Uebrigen erschallen ließen. Nur das eine spätere Wort „Bier" rang sich durch die Wellen dieser Töne und blieb praktischer Weise an dem Ohre hangen, das vierzig Jahre lang seine Eindrucksfähigkeit geprobt — an dem des Herrn Bittermann.

Als er das hörte, war es ihm wie einem Dorfkinde, das einen Tag lang von den Eindrücken eines ersten Stadtbesuches sich ängstigen ließ und erst beim Wiedererblicken des heimischen Kirchthurms wieder Unbefangenheit gewinnt. Er sprach mit feierlicher Miene die bedeutenden Worte: „Lagerbier vom letzten Winter, das ich eigens für mich neben hingestellt. Ich thu' meine Schuldigkeit und hab' mir keine Vorwürf' zu machen!"

Und damit brach er durch den Kreis der Quälgeister und schritt in einer Haltung seines Weges, als ob er gutes Gewissen, Manneskraft und Selbstbewußtseyn in Gestalt eines schweren Felleisens auf dem Rücken trage. Keiner der Anwesenden wagte es, ihn aufzuhalten. Man erwog die Folgen dieser Verheißung und beschränkte den Ausdruck freudiger Empfindungen auf bedeutungsvolles Augenzwinkern und gegenseitiges Anlächeln.

„Das wäre ordentlich durchgeführt!" sagte Blauhorst, als man wiederum Platz genommen und schäumende Gläser ihre Anfahrt hielten. „Aber da wurde vorhin einer Sache erwähnt, über die sich am Ende doch mehr sprechen ließe. Sagte nicht einer vorhin etwas von Liebe, Heirath und dergleichen? Von einem neuen Glücklichen, dem diese Begriffe im Kopfe herumgehen, als habe er dann den Himmel schon auf Erden?"

„Von dem alten Liede, das den Menschen wie das Versprechen aller Götter anmuthet und damit endet, daß ein paar Lilienhände sich ihm liebevoll vor die Augen legen, ihn gar schelmisch von der übrigen Welt scheiden, damit er einzig mit der Inhaberin holde Spielereien treibe?" setzte Hellheim spöttisch hinzu.

„Ach, du armer Jakob!" bemerkte mit einem künstlichen Seufzer der Forstaccessist.

„Du mondscheindurstiger Seelenfriederich!" meinte der herkulische Criminalbeamte.

„Verblendetes Zugthier an dem Wiegenschiff der Kinderstube. Der Keim eines grünauischen Ministers."

„O, Bleichgärtner um der Liebe willen!..."

„Ihr ewigen Flegeljahre, die Ihr unabwendbar der Zukunft vertrockneter, verschrobener Hagestolzen entgegenwandert, die die liebe Stadtjugend am hellen Tage als ergötzliche Schattenbilder belächelt," unterbrach Klarbach mit wiederkehrendem Humor endlich das Witzfeuer, das unerbittlich gegen ihn spielte.

„Meint Ihr denn, ich hätte Lust, das Alles zu ertragen, auf eine blose Vermuthung hin? Und glaubt Ihr im andern Falle, ich miede die Straße, wenn ich heute oder morgen ein Mädchen fände? Meint Ihr, ich hätte nicht den Muth, mich als Scheintodter unter den Experimenten der Kritik, der Stadtklatsche zu sehen, und sollte sie selbst von einer so achtbaren Gesellschaft, wie diese hier, begleitet werden?"

„Gut, sehr gut!" riefen Einige.

„Gut?" fuhr Klarbach fort. „Das eine Wort sagt mir, wie schlecht es um Euer Interesse bestellt ist, hier Wahrheit zu erhalten. Ihr wendet wahrlich saubere Mittel an, Leute in Leidenschaft zu versetzen, damit sie darin ihre Originalität in voller Kraft zeigen. Gut? Ich will mich großmüthig erinnern, daß meine Gutmüthigkeit Euch zu einem Hühnerflug der Phantasie verholfen, Euch Veranlassung gab, einige bessere Gedanken zu gebären. Damit aber auch genug!..."

„Er sagt nicht nein, er sagt nicht ja!" fiel Hellheim dem Sprechenden in die Rede. „Ein wahres Muster von einem Diplomaten! Ich traue ihm zu, daß er eines schönen Morgens zu mir kommt und sagt: „Apropos, Hellheim, damit ichs nicht vergesse, ich bin verlobt. Ich verreise ein halbes Jahr, und wenn ich wiederkomme, ist die Hochzeit!"

„Trinkt einmal! Schärft Euere Waffen!" rief mit vollklingender Stimme der Forstmann in die Munterkeit, welche Hellheims neuer Angriff in dem Kreise hervorrief. „Die Jagd ist angeblasen. Das Vergnügen fängt erst an!

> Das Wild duckt sich ins Aehrenfeld
> Und hofft da sicheren Aufenthalt.
> Sieh da, ein armer Landmann stellt
> Sich dar in kläglicher Gestalt.
> Erbarmen, lieber Herr, Erbarmen!
> Verschont den sauren Schweiß des Armen!"

Die Gläser klangen. Der rief seinem Nachbarn ein Schlagwort zu, Jener begann eine Strophe zu singen. Es ward spät. Die Unterhaltung zersplitterte sich. Man bildete Gruppen.

„Was das für altkluge Redensarten sind für einen Mann wie Jener da!" rief der erhitzte Blauhorst mit einer Stimme, die alle übrigen übertönte. „Hat so einen Rückhalt in seinem Wesen, als wenn er sich einbilde, er werde unglücklich seyn, wenn nicht bald das eine oder das andere Mädchen beispringe und seine Herzensschmerzen stille. Den Vierzigern gehört die Ehe; die Jugend will dahingespielt seyn! Ist einer unter Euch, der die Blume Vernunft nicht aus diesem Spruche herauswinken sähe? Es wäre nicht das erstemal, daß man sich ein bischen zwischen Schatz und Schätzchen drängte, und ein wenig mitcharmirte und zuletzt das Vergnügen erlebte, daß das Schätzchen sich das alberne Zeug von Liebe, Treu und derlei moralischen Artikeln zu seinem und des Anderen Besten ausreden ließe. Greifen Sie zu, meine Herren, wem's beliebt. Wer mir nicht allein laufen kann, muß geführt werden!"

„O, du namenloser Apostel einer neuen Philosophie," nahm der Criminalist das Wort. „Du mußt wohl mehr wie ein Leben zu leben haben! . . . ."

„Eins oder keins!" unterbrach mit Eifer der Forstmann. „Der Spruch hat Gold, und wer von menschlichem Golddurste, der huldige dem Blauhorst ein Glas!"

Als wieder die Gläser klangen, singende Stimmen, launige Ausrufungen sich vernehmen ließen, das Geräusch in dem Zimmer eine Stärke gewann, daß sich selbst der Accessist auf dem Papiere an den Wänden erschreckt für einen Augenblick in seinem Märtyrergange unterbrechen ließ, da stand einer langsam von seinem Sitze auf. Sein Antlitz zeigte eine tiefe Blässe. In seinem Busen wühlte ein Schmerz, wie er ihn nie gefühlt. Wie eine geballte Faust fühlte er einen Druck in der Kehle. Ließ er nach, so rang sich ein Ton des Unmuthes und des Schmerzes tief aus der Brust, der Alles verrieth, seine entsetzliche Stimmung entdeckte. Unbewußt ergriff er den Hut. Jetzt gewann er geräuschlos die Thüre und ohne Gruß schritt er in die Nacht.

„Was geht hier vor?" rief in der Trinkstube eine heisere Stimme.

„O weh! Es fehlt Einer!" bemerkte mit sonderbarem Ausdrucke der Forstmann.

Unwillkürlich blickten Alle nach dem Platze Klarbachs. Der leere Stuhl, welcher sich neugierig mit der Stirne an den Rand des Tisches herangedrängt, bezeugte, daß der Gesuchte sich entfernt.

Es war nicht die Art, wie Klarbach aus einer Gesellschaft zu scheiden gewohnt.

(Fortsetzung folgt.)

Macht des Gesanges.

(Fortsetzung.)

Filippo konnte in dem vor ihm hängenden Spiegel das Antlitz des Geizhalses erblicken, keine Bewe-

gung blieb ihm verborgen, welche in dessen Seele vorging, die seine starren Züge zum Leben erweckte und erwärmen ließ. Zuerst schaute er dessen Gesichtsmuskeln in freudigem Schrecken gespannt bei den klangvollen Tönen, welche durch die Halle zitterten, als aber die Weise in üppigen Wellen sich hob und senkte, sich in reizenden Nachahmungen neckte, wölbten sich die eckigen Züge Griffo's zu einem süßen Lächeln, drückte der Mann des Wuchers, den früher nur ein Klang, der Klang des Goldes erfreuen konnte, die Augen ein und strich sich schmunzelnd die Lippen. Es war als ob ein Engel der Freude mit seinem Zauberstabe den Alten berührt habe, so entschieden war die Veränderung. Die Sonne kann nach langer Regenzeit nicht wärmer und heiterer in die Welt scheinen, als Griffo's leuchtendes Antlitz nun in das Leben hineinschaute.

Palma ging zuletzt in eine lebendigere Bewegung über; mit einer glänzenden Kadenz, in der seine Stimme kaskadengleich Tonmassen über Tonmassen dahinperlen ließ, begann der Schluß der Arie. Da konnte der alte Knauser nicht länger mehr regungslos in seinem Winkel ausharren, er mußte die Bewegung des Tonstückes durch entsprechende Bewegung seiner Glieder verfolgen, aber Alles in lautloser Stille, um nicht durch ungeschickte Schritte die sanften Tonströme zu stören.

Als die Arie beendet war, als der Alte, gleichsam von einem Banne erlöst, keuchend den Schweiß von der Stirne wischte, wandte sich der Sänger lachend zu dem Wucherer und sprach: „Nun, Meister Griffo, wie ist es, wollet Ihr mir jetzt die Dukaten zustellen? Soll ich das Darlehen von Euch erhalten? Oder wollt Ihr wenigstens meine Vorstellungen anhören, ohne mich durch Scheltworte zu unterbrechen?"

„Schelten, ich schelten?" erhielt er zur Antwort; „nein, Goldsohn, da sey Gott vor! Gold hast Du in der Kehle, Gold sollst Du in der Tasche haben! Das Geld zahl' ich gleich, mein lieber Junge; Du bist ein Zauberer und hast es mir angethan; auf Deine goldene Stimme borge ich Dir, wie früher auf Dein ehrliches Gesicht, und gebe die Zinsen dahin, wenn es seyn muß!"

„Nein, das hieße zu sehr aus der Rolle fallen!" sagte Filippo, „gebt mir nur das Geld, theurer Meister, nehmt meine Verschreibung und seyd dann versichert, daß Ihr mir einen gewaltigen Dienst thut, daß ich mich erkenntlich zeige, wenn ich nach dem Carneval ein glücklicher Bräutigam, ein reicher Herr werde."

Der Sänger erhielt das Geld vom Wucherer überzählt und eilte froh die Straße entlang. Der umgewandelte Alte erwachte dann wie aus einem Traume und kam jetzt erst zum völligen Bewußtseyn dessen, was er in der letzten Stunde gethan. Fast schien es, als ob zuerst Reue über seine Großmuth sein Gemüth erfüllen sollte; dann aber schüttelte er die grauen Locken unwillkürlich und sagte gefaßter: „Er hat eine Stimme! er kann singen und mit Gesang bezaubern! So etwas ist goldeswerth; er muß meiner Elisetta Unterricht geben."

Oben, im kleinen Gemache saß und seufzte Elisetta. Sie mußte ja seufzen, denn eben hatte ihr wiederum die Amme ein glühendes Sonnet gebracht von dem, auf den alle jungen Augen schauten, bei dessen Anblick alle Herzen wallten, nach dessen Lippen alle schmachteten, die die Seligkeit des Kusses kannten, oder kennen lernen wollten; Filippo Palma hatte ihr wiederum seiner Liebe Gluth gestanden, hatte sie beschworen, ihre Augen wieder auf ihn leuchten zu lassen, er mußte ja sterben, wenn seine Sterne nicht aufgehen sollten für ihn! Und die kleine Elisetta — sie hatte ihn singen gehört, ja noch mehr — er hatte ihr in die Augen geschaut, so brennend und versengend — was Wunder, wenn sie ihn liebte, mit aller Kraft des glühenden jungen Herzens, wenn sie nun seufzte, rührend und in angstvoller Furcht vor dem finstern Vater, bei dem ja die Liebe kein Accreditiv hatte, und der die Künstler nur als Menschen kannte, die Geld brauchten, aber nicht zubringen konnten, die nach seinem Schatze lüstern waren, ohne gleichen Werth in die Wagschale legen zu können. Der Vater bewachte sein schönes Kind ängstlicher noch als seine Schätze und Schuldscheine drunten im Laden, wie sollte sie es anfangen, am Moccolefeste dem Geliebten zu begegnen, wie sie versprochen, und von seinen Lippen das beseligende Wort der Liebe zu hören!

Da trat er herein, der gefürchtete Vater, hastig trocknete Elisetta die schwärmerischen Augen, und blickte nieder, um die von den Thränen erzeugte Röthe zu verbergen.

„Mein Kind, meine Elisetta," hörte sie, aber welch ein veränderter Ton traf ihr Ohr; sie wagte es aufzublicken, aber noch größeres Wunder! welch mildes, schwärmerisches Licht strahlte aus den Augen, die sonst nur unter buschigen Brauen finster und zornig blitzen konnten! „Mein Kind, meine süße Elisetta," sprach der Vater, „was sind alle meine Schätze gegen Dich, mein Juwel, mein Trost! Auch Du hast das Gold in der Kehle, was mich eben entzündete, wie früher kein Gold, auch Du kannst singen, und sollst es ihm nachthun, dem

Zauberer, der mich bezwungen hat! Singe, mein Kind!"

Und Elisetta nahm die Laute; verwundert über das räthselhafte Wesen ihres Vaters begann sie mit schüchternem Tone das Lied, welches ihre Mutter immer sang, wenn sie feuchten Auges in die Dämmerung starrte; o stella della mia vita säuselte es zuerst fast unhörbar von ihren Lippen, aber bald vergaß sie den Vater, sie sah nur den Geliebten, dessen Hand ihr noch so eben in flammenden Zügen „ein Stern meines Lebens" zugesendet hatte, und immer höher hob sich die Brust, und immer voller sang sie: o stella della mia vita! „Ja sie soll ihm gleich werden," sprach der entzückte Vater, „er soll sie unterrichten," und verließ sein träumendes Kind.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber den Ursprung der Perle haben der Professor Philippi in Turin und der deutsche Gelehrte Dr. Küchenmeister in Zittau neuerdings sehr interessante Entdeckungen gemacht. Als Ersterer die Perlen der Unio- und Anadonta-Muschelthiere untersuchte, bemerkte er im Mittelpunkt einer jeden derselben einen kleinen parasitischen Wurm aus der Gruppe der Trematoden und gelangte zu der Ueberzeugung, daß dieser Wurm die Bildung der Perle bestimme. Er dringt in einem Augenblicke, wo die Moluske ihre Muschelschaalen klaffend offen hält, in die letzteren ein, und übt auf deren Bewohnerin einen so empfindlichen Reiz aus, daß die Unios oder Anadonten dagegen zu reagiren gezwungen sind. Um sich dem schädlichen Einfluß ihres unbarmherzigen Feindes zu entziehen, begraben sie ihn in einem dichten Stoff, den sie aus ihrem Mantel ausscheiden. Dieser Stoff bildet die Perle. Professor Philippi ist der Ansicht, daß auch die Perlen der Melagrinen in ähnlicher Weise entstehen. Küchenmeister weicht von den Angaben des Turiner Gelehrten nur in sofern ab, als auch er in seiner Uebersetzung der Philippi'schen Schrift: „Ueber den Ursprung der Perlen" zwar zugesteht, jede Perle habe in ihrem Mittelpunkte ein Schmarotzerthierchen, dagegen nach seinen Untersuchungen der in der sächsischen Elster gefundenen Perlen in diesem Parasiten die Larve eines Insektes (nicht einen Wurm) erkennt. Beide Ansichten können im Grunde sehr wohl neben einander bestehen, da je nach Ort und Umständen das eine oder das andere Thier den Reiz ausüben mag. Eines steht nach diesen Forschungen fest, dies nämlich, daß die Perle eine Kugel ist, mit welcher die Bewohnerin einer Perlenmuschel ihre Kriege führt gegen einen Feind, der ihren Hausfrieden störte.

Nachdem Moritz Wagner den öffentlichen Instituten Bayerns bereits früher bedeutende Geschenke an Vögeln, Reptilien, Conchylien, Insekten, Pflanzen und Petrefakten von seinen Reisen in Algier, in der Krim, im Kaukasus und in Nordamerika gemacht hat, überläßt er jetzt unentgeltlich seine ganze amerikanische Sammlung (gegen 10,000 Exemplare), darunter eine ausgewählte Schmetterlings-Sammlung der Cordilleren, dem zoologischen Museum zu München.

Die Kölner Gesangs-Gesellschaft wird im Mai wieder einen Besuch in London machen und hat bereits mit Mr. Mitchell deßfalls Kontrakte abgeschlossen.

Sylben-Räthsel.

Das Feldgeschrei
Der ersten Zwei
Beleidigt uns're Ohren;
Todkündend doch
Erscheint es noch
Viel abergläub'gen Thoren.

Das letzte Paar
Stets Liebling war
In sich verliebter Närrchen, —
Auf jeden Fall
Der Damen all,
Doch auch manch' eitler Herrchen.

Das Ganze schuf
Sich schlimmen Ruf
Im weiten deutschen Reiche;
Denn allerwärts
Trieb's tollen Scherz
Und machte lose Streiche.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 52. Freitag, 1. Mai 1857.

Ein Messerstich.

(Fortsetzung.)

II.

Der [illegible]

Noch lag der junge Tag hinter dem östlichen Rande der Erde, als in dem Hofe eines Landhauses vor dem südlichen Thore der Stadt sich Einer bereits zu seinem Tagwerk anschickte. Der schritt majestätisch zu einer Thür hinaus, die eben nicht größer war, als sie an einem Hühnerhause zu seyn braucht. Vorsichtig sah er sich nach allen Seiten um, ob nicht etwa eins der Menschenkinder des Hauses im Frühaufstehen ihm zuvorgekommen. Nachdem er sich versichert, daß selbigen der Schlaf werther sey als ihm, stieg er zierlich die vielen Stufen seiner Haustreppe hinunter und eilte in würdevoller Haltung dem höchsten Punkte des angrenzenden Gartens zu. Dort angekommen, schwang er vor Freude die glänzend grün- goldbraunen Flügel, hob sich graziös auf den schlanken Beinen, wandte sich gegen den säumenden Osten und ließ dreimal seine holde Stimme erklingen. Da schoß der erste Lichtstrahl an dem blinkenden Himmel auf und beleuchtete den stattlichen Körper und den rothen Kamm des geflügelten Weckers, als ob er vor Allem diesem seine Ankunft vermelden wolle. Nun that der Schelm, als ob er die Ehre nicht verstünde. Er hob erst den einen, dann den andern Fuß, neigte den Kopf bald auf diese, bald auf jene Seite und blickte so harmlos dem Schauspiel des aufblühenden Morgens zu, als wenn er in diesem Augenblick an die gewöhnlichen Dinge seines Haushalts dächte. Er wandte sich endlich langsam zum Rückwege. Inmitten des Hofes schwang er sich auf den blinkenden Knauf eines Pumpenschwengels, der sich in einer zierlichen Biegung gefällig ihm entgegenstreckte. Es war der Ort, wo er manche Tagsreveille musicirt. Dreimal krähte er auch hier; dann blickte er zu einigen Fenstern des ersten Stockwerkes empor, als ob es auch dort ein Sonnenlicht zu wecken gäbe. Wie sich da oben aber immer und immer nur gemalte Blenden zeigten, wollte er schon in eine ähnliche beschauliche Stimmung, wie vorhin im Garten, übergehen, als mit einemmale sich näherndes Geräusch ihn in Unruhe versetzte. Leise ging das Thor. An zwölf Personen traten langsam ein. Unweit der Pumpe machten sie Halt. Einer von ihnen, ein Mann von herkulischer Gestalt, trug ein Baßhorn von kolossaler Form. Das stellte er behutsam auf einen Fuß, der in einem blankgewichsten Stiefel stack, und sagte mit rauher Stimme: „Es ist frisch. Ich wollt', ich hätt' mein' Kaffee! Kathrine, sagt' ich gestern Abend, mach' sie, daß ich mein' Kaffee krieg', eh' ich zum Präsident geh'. Du lieber Gott! Wie ich in die Küch' komm', sitzt die Urschel da, hat die Mühl' auf dem Knie und nickt drüber hin, daß der gemahlene Kaffee wie Sägspähn' auf dem Boden herumfährt!"

Die Gefährten des Bassisten lachten in gedämpftem Tone und fuhren vergnüglich fort, ihre Instrumente in gehörigen Stand zu setzen. Der fuhr mit seinen Posaunenröhren, ohne indessen einen Ton zu geben, in die Luft hinein, daß es dem Hahn bange wurde, es könne ihm zu Leibe gehen. Der Andere brachte eine Clarinette an den Mund und gab damit einen Ton, der dem eines Gänserichs nicht unähnlich war. Das brachte den Zuhörer auf dem Pumpenschwengel in eine Aufregung, wie sie Menschen auch zeigen, wenn sie beim Schimpfnamen gerufen werden. Wie indessen unmittelbar darauf die zwölf Männer zu blasen anfingen, als ob Haus und Hof, Pumpe, Baum und das ganze Hühnerhaus danach tanzen

sollten, da flog der Hahn eilig von dem blanken Knaufe herunter und nahm eine gesicherte Stellung an der Spitze seiner zahlreichen Weiber ein, die längst einen Versteck auf hohen Reiserstößen in einem Schuppen gefunden hatten. Die schöne Stunde des Stilllebens am frühen lieben Morgen war vorüber; der Tag gehörte nun den Menschen und seinem Getreibe.

Zu Trübsinn und Traurigkeit schien er indessen nicht benutzt werden zu sollen; wenigstens nicht von den Personen, die im Hofe standen und von denen, die nach und nach an den Fenstern des schmucken Gebäudes erschienen. Von den Zwölfen ist es nicht anzunehmen, da es ja deren Beruf, heiterer Stimmung in Tönen die rechte Fassung zu geben, und von dem Mädchen, welches aus einem Dachfenster den Kopf herausstreckte, dann den Blick nach den Musikern senkte, als ob es jedem einzelnen der braven Leute einen freundlichen guten Morgen sagen wollte, ebenso wenig. Es lag sonnenklar auf dem Gesichte der Erscheinung, daß der lustige musikalische Morgen ihr die unerwartetste Ueberraschung sey. Das gute Wesen brauchte Gesellschaft, um seine Freude in Rede oder Miene ausdrücken zu können. Da kamen ihm glücklicherweise einige Persönlichkeiten zu Hilfe, welche aus den Dachfenstern zur Rechten und Linken und aus den Fenstern über dem Pferdestall ihre Büsten herauslehnten und ihren Gesichtern nach zu urtheilen in der Eile sich in die Empfindungen hineinzudenken schienen, in welchen die zuerst erwachte Nachbarin schon eine Weile sich gütlich that. Das Alles nickte sich eine Weile so freudig zu und blickte dann so erwartungsvoll nach den immer noch geschlossenen Blenden des ersten Stockwerkes, als wenn die Ursache des fröhlichen Taganfanges dort zu suchen sey. Dann sah man wieder so still sinnend vor sich hin, als ob man in der Ferne des herankommenden Tages noch viel freudigere Genüsse winken sähe. Endlich ging eine der Blenden in die Höhe und hinter den Scheiben zeigte sich ein Mädchen, das in schüchterner Neugier den Blick nach dem Platze wandte, von wo aus die Musik sich vernehmen ließ. Ein leichtes, schamhaftes Erröthen ging über die fast noch kindlichen Züge der Erscheinung im Morgenhäubchen, als sie den Blicken des schnippig dreinsehenden Piccolobläsers begegnete, welcher es nicht übers Herz bringen konnte, nach dem Fenster zu schauen, dem die Dienstleute des Hauses zeitig schon bedeutungsvolle Aufmerksamkeit gewidmet. Lächelnd zog sich die Kleine zurück und sagte zu ihrer Gesellschafterin, die sich, weniger muthvoll, entfernter hielt und den Zügen nach die ältere Schwester zu seyn schien: „Einen schöneren Anfang Deines Vermählungstages hättest Du nicht wünschen können. Wahrlich, Dein Mildleben hat Geschmack und Geschick, der Braut den letzten Morgen in dem Hause ihrer Wiege angenehm zu machen. Kaum daß der Tag graut, so nimmt er den Hof, erklärt ihn zum Concertsaal und sagt: „Es gilt einem kleinen, aber dem liebenswürdigsten Publikum der Welt!...“

„Und denkt dabei vielleicht mehr an Dich, wie an meine unbedeutende Persönlichkeit. Da ist ja weiß, was für eine anspruchsvolle und unnachsichtliche Bekrittlerin man an Dir hat!“ unterbrach mit erkünstelt spöttischem Ausdrucke die Angeredete die Sprecherin.

(Fortsetzung folgt.)

Macht des Gesanges.

(Schluß.)

Der Carneval war rauschend und glänzend gewesen, doch war er für Filippo Palma, den Sänger, viel zu flüchtig vorübergegangen. Nicht hatte er wie früher wohl in dem Schwarm der fröhlichen Genossen ihn gefeiert; rastlos war er seiner unbekannten Geliebten nachgejagt, und nur zu oft hatte er sich auf falscher Spur gefunden. Mit vollen Händen hatte er das Gold ausgestreut, um Nachforschungen anstellen zu lassen. Alles hatte er daran gesetzt, um neue Mittel von dem Wucherer zu erhalten, und mit diesen war es ihm gelungen, die alte Dame, welche das geliebte Wesen begleitete, zu gewinnen, so daß sie sich erbot, ihm Kunde von ihr zu bringen und alle Späheraugen zu täuschen, welche die Schöne zu hüten schienen. Er hatte endlich durch die gewandte Botin auf seine flammenden Sonetti einige Zeilen von ihr erhalten, freilich nur solche, welche ihm weder ein Ja, noch ein Nein erschlossen, jedoch Hoffnung gaben, sie am Feste der Moccoli (der Lichterstümpfchen am Vorabende des Carnevalschlusses) zu sehen.

Eliseira hatte von ihrem sonst so mißtrauischen abgeschlossenen Vater erreicht, daß er ihr die Freude des Ballfestes gewähren wollte. Er versprach sie hinzuführen. Voller Jubel [illegible] denn von der Gunst des der Liebe günstigen Zufalles erwartete sie ihr Glück. Richtig hatte das gewaltige, unendliche Gedränge des [illegible]

aus, des Abends der Móccoli, sie denn auch vom Vater getrennt; allein jetzt schauete sie pochenden Herzens nach dem Geliebten aus, da kam er, mit mächtigem Arme durchbrach er die dichten Massen, o stella della mia vita, tönte es von seinen Lippen, seine Kniee beugten sich vor der Angebeteten, — aber o Entsetzen! der launische Zufall entriß sie ihm in dem Augenblicke, als sein Arm sich nach ihr ausstreckte, sie zu umfangen. Die drängende Masse schob sie von ihm weg, und wie er sich erhoben, war sie seinen Augen spurlos verschwunden, und nur das Bravo von hundert Stimmen klang wie ein Hohn in seinen Ohren, die noch eben Worte des Lebens von der süßen Lippe erwartet hatten. Die Umstehenden erkannten den geliebten Filippo und erblickten in seinem Fußfalle nur einen muthwilligen Schauspielerstreich, den sie mit lautem Bravo belohnten.

Daheim in trüber Laune brütend, wurde er am Aschentag von Signore Griffo überrascht, dessen langes Gesicht dem unglücklichen Verliebten noch mehr Schrecken einjagen mußte. Von einer Mahnung war indessen keine Rede. Griffo versicherte seinen jungen Freund, daß seine Gesänge ihm noch immer durch den Kopf zögen, daß er mit der Bitte käme, Filippo möge seiner Tochter Elisetta Unterricht im Gesange ertheilen, sie eben solche reizende Weisen lehren, damit seine alten Tage in ihrem Klange sich verschönerten. Palma war über das Ansinnen des Wucherers ebenso sehr, wie über den Umstand erstaunt, daß er eine Tochter habe, von welcher er früher, obgleich er ein treuer häufiger Kunde des Alten gewesen, weder etwas gesehen noch gehört hatte. Der Alte erzählte ihm hierauf, wie er sich vor langen Jahren auf Anrathen seiner Verwandten vermählt, wie das junge Ding von Frau nach einigen Jahren gestorben und ihm ein kleines Kindlein, ein Töchterlein, hinterlassen habe, das unter seiner Pflege wie unter Aufsicht einer zuverlässigen Amme indessen zu einer schönen Jungfrau erwachsen sey. „Ich habe Nachricht," fuhr er fort, „daß viele Pflastertreter und Müßiggänger dem niedlichen Dinge nachstellen, es thut daher doppelt Noth, es mit etwas Passendem zu beschäftigen, damit das Böse in ihrem Herzen nicht Wurzel schlagen kann." Filippo versprach ihm auf sein dringendes Bitten zu kommen und ward von dem alten Wucherer für den Abend nicht wieder belästigt.

Am nächsten Tage, dem Gesuche seines Gläubigers so wie einem Zuge von Neugierde nachgehend, suchte er Griffo in seinem Laden auf und wurde von ihm in die oberen Räume geführt. Mit spähendem Auge durchforschte der Sänger das Zimmer, welches sein Gläubiger ihm geöffnet, wer aber malt sein Erstaunen, als aus einer Seitenthüre des Gemaches die Angebetete ihm entgegentrat. Er vergaß plötzlich seine Umgebung und fiel ihr zu Füßen, bedeckte die schöne Hand mit heißen Küssen, bis zuletzt auch Elisetta durch dieses Spiel hingerissen wurde, hinter welchem sie den Vater verborgen glauben mußte. Der aber hatte sich bald von seinem ersten, versteinernden Schrecken erholt; und wie die Jungen in seliger Freude und himmlischem Entzücken schwammen, so sprudelte der Alte in Zorn und Verdruß, und überzeugte bald die Liebenden durch sein rasendes Toben von der wahren Sachlage. Alles schien verloren für die Enttäuschten, bald zerrte der Alte an der Tochter, um dieselbe ins Nebenzimmer zu bringen, bald suchte er Filippo mit starken Armen vor die Thüre zu werfen, als Letzterem plötzlich die Erinnerung an die Wirkung aufstieg, welche er vor einigen Tagen durch seinen Gesang über den sonst unbeugsamen Knauser errungen. Rasch saß er am Clavier, welches zum Gesangunterricht schon aufgeschlagen stand und sang die Arie, durch welche er als zweiter Orpheus in den Carnevalstagen das steinerne Herz des alten Wucherers gerührt hatte.

War der erste Versuch im Scherze begangen, so ertönte jetzt in voller Kraft der Ernst der Verzweiflung. O stella della mia vita sang er mit einer Stimme, schön wie niemals früher, der Anblick der knieenden Geliebten verlieh ihr eine übernatürliche Gewalt, als wollte sie verkünden: Du darfst ihn nicht von mir reißen, den Stern meines Lebens, denn er muß mir leuchten zum Leben; — „o stella della mia vita," hauchte sie rührend und flehend dazwischen, „laß ihn nicht untergehen den Stern meines Lebens, denn sonst sterbe ich — — —" ja, da mußte wohl die steinerne Rinde von dem Herzen des Alten zerspringen! Orpheus Filippo ersang sich seine Euridice Elisetta.

Seit Filippo Palma soll aber niemals wieder Gold, geschweige denn eine Elisetta durch Gesang von einem Wucherer gewonnen seyn.

Mannigfaltiges.

Vor ungefähr zwei Monaten verlor Herr S..., ein Rentner der Rue du Bac zu Paris, eine Brieftasche, in welcher sich in Banknoten und Papieren au porteur ungefähr 100,000 Fr.

befanden. Es war dies fast sein ganzes Vermögen und man kann sich leicht denken, wie sehr er über seinen Verlust bestürzt war. Zum Unglück hatte Herr S... gerade an diesem Tage seine Verwandten und Freunde zu Tisch geladen. Er hatte so viel Gewalt über sich, seinen Schmerz zu verbergen und Niemand ahnte, von welchem Unglück das Familienhaupt betroffen worden war, obgleich man seine gewöhnliche, muntere Laune vermißte. Gegen Ende der Mahlzeit benachrichtigte man den Herrn S..., daß ein junges Landmädchen ihn dringend persönlich zu sprechen wünsche. Herr S... ging in das Vorzimmer, trotzdem er sich durchaus nicht erdenken konnte, was man denn von ihm wolle, und er fand dort ein hübsches 14- bis 15jähriges Mädchen. Sie näherte sich Herrn S... und sagte mit rührender Einfalt: „Ich sehe es Ihnen wohl an, daß Sie sehr traurig sind; ich bringe Ihnen Freude!" Bei diesen Worten zog sie die verlorene Brieftasche hervor und behändigte sie Herrn S.... Dieser, vor Freude bebend, umarmte das junge Mädchen, drückte es an sein Herz und zog es mit sich in den Saal, wo sich seine Gäste befanden. „Meine Freunde, meine Freunde!" rief er aus, „wünschen Sie mir Glück: dieses Kind gibt mir Leben und Glück wieder." Hierauf erzählte er seinen Verlust und seine wunderbare Rettung. Das junge, ehrliche Mädchen, **Julie Berthaut**, war das einzige Kind einer in der Nähe von Paris wohnenden Wittwe. Julie war in die Stadt gekommen und hatte auf dem Quai Voltaire das werthvolle Portefeuille gefunden. Ein darin befindlicher Brief belehrte sie über die Adresse des Eigenthümers und sie beeilte sich, ihn der Bestürzung zu entreißen. Um seine Dankbarkeit zu beweisen, sicherte Herr S... dem Mädchen eine Lebensrente von 500 Fr. und bot ihr 500 Fr. Lohn an, wenn sie in seine Dienste treten wolle. Das Anerbieten wird angenommen, aber das arme Kind sollte des ihm zu Theil gewordenen Glückes nicht lange genießen, denn sie starb nach kurzer Krankheit. Herr S... aber, welchen der Tod Juliens tief betrübte, glaubte sich seiner Verbindlichkeit gegen dieselbe noch keineswegs enthoben und übertrug die Rente von 500 Fr. auf die unbemittelte Mutter des jungen Mädchens.

Aus St. Joseph, in St. Louis, wird folgende höchst merkwürdige Geschichte berichtet. In der Nähe der Stadt wurde ein verwilderter Mensch, zur berüchtigten Spezies der Waldmenschen gehörend, aufgejagt und eingefangen. Dort hatte er Jahrelang in einem Erdloch gelebt und sich fast ausschließlich von Katzen ernährt, die er im Laufen und Klettern überholte. Es hatte nicht wenig Arbeit gekostet, ihn einzufangen, und gar wunderlich sah er aus, als er vor dem Richter des Ortes öffentlich verhört wurde. Er maß 5½ Fuß, sein Haupthaar war lang, verworren, röthlich braun; sein Auge grau, und Krallen hatte er wie ein Tiger; seine Haltung war ein Gemisch von Scheu und Kühnheit, und seine Kleidung war aus tausend alten Fetzen, Abschnitten von Baumrinden und Katzenfellen zusammengesetzt, die durch Katzendarm an einander geheftet waren. So wurde er dem Richter vorgestellt und sagte aus (zum Theil hatte er das Reden verlernt), er sey aus dem Staate Newyork und lebe nun schon 36 Jahre im Walde. Damit war aber auch das Verhör schon zu Ende. Der wilde Mann that plötzlich einen gewaltigen Sprung über die Köpfe der Anwesenden hinweg, hinaus zur Thüre und ins Freie. Der ganze Ort lief und sprang und ritt ihm nach. Aber er entkam in die Wildniß und hat seitdem nichts von sich hören lassen. Zu lesen ist diese Geschichte im „St. Louis Republikan", der für deren Wahrheit einstehen mag.

Letzte Woche wurde in London allein für den **Zoll von Thee** die Summe von 850,000 Pfd. St. eingenommen.

Zweisylbige Charade.

Die Erste fehlet nie
An eines Kriegers Seite;
In der Geometrie
Hörst Du oft meine Zweite.
Und wo des Rheines Wellen
Durch Felsenberge geh'n,
An Klippenreih'n zerschellen,
Siehst du mein Ganzes steh'n.
Nur öde, düstre Mauern,
Ruinen, die da trauern
Um alte Herrlichkeit.

Auflösung des Räthsels in № 51:
Eulenspiegel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 53. Sonntag, 3. Mai 1857.

Ein Messerstich.

(Fortsetzung.)

Die Kleine warf das Köpfchen leicht zurück und lachte schelmisch. „Das will ich schon gelten lassen," nahm sie schnell gefaßt wieder das Wort, „daß er bei dem köstlichen Anschlage an mich gedacht. Aber nur darum, weil er mir sagen wollte: Sieh, das gewinnt man, wenn man sich verlobt. Sieh zu, daß Du es auch erlebst, und wende Deine Sinne nicht allein darauf, die Leute zu necken und zu äffen auf allerlei Weise! . . . Es ist unerhört! Als wenn ich etwas dafür könnte, daß ich nun allein zu Hause bin! Wer gewinnt denn, wenn Du weggehst? — Er! — Wer verliert dabei? — Ich! Und dabei läßt er Spielleute kommen und die Niete, die ich für mein ferneres armes Leben gezogen, feierlich anblasen, damit es ja die ganze Welt erfährt, welche Demüthigung mir widerfahren! Wer aber am nächsten Morgen auf seinem Lager sitzt und mit bitteren Gefühlen nach dem Platze sieht, wo lange Jahre ein liebes gutes Gesichtchen ihm entgegengeblickt, und dabei empfindet, daß das Alles nun vorbei und daß das Leben nun auch zwischen es selbst und die frohe Kinderzeit getreten, daran denkt Niemand! Ach, liebe Antonie, es zieht mich manchmal mit einer Sehnsucht nach den Bergen dort drüben, als wenn ich hinter ihnen die vergangene liebe Kinderzeit mit ihrem Sternenflimmer kleiner Freuden verkörpert müsse in die Ferne und für immer dahin ziehen sehen und dann raffe ich mich auf, nehme Shawl und Hut, will gehen und breche erschreckt zusammen, wenn ich die Stimme des Vaters, oder Mildlebens, oder irgend ein Geräusch höre, das mich in meinem Thun überrascht!" . . Als die Sprecherin begonnen, drückte ihre Miene leichten Muthwillen aus; wie sie aber zu Ende kam, ging eine umgekehrte Änderung in dem Ausdrucke ihres Gesichtes vor und mit Leidenschaft warf sie sich weinend in die Arme der Schwester.

„Mein Gott!" sagte mit zitternder bewegter Stimme Antonie und blickte mit feuchten Augen zu dem fühlenden Kinde nieder. „Mein Gott, Johanna, fasse Dich. Wir Alle verlieren, wenn einmal jeder Tag neue verstandene Erfahrungen bringt und diese sich so zu sagen wie ein Führer gebären, der uns immer mehr von dem ungetrübten Fühlen des Kindes entfernt. Aber ist es nicht auch ein Herrliches, groß zu werden, um einem Manne seinen warmen Willen, seinen Eifer für sein Wohl, seine Liebe zu schenken, wenn man sieht, wie er heutzutage dulden, streben, ringen und ausdauern muß, bis er einmal daran denken darf, den Preis für alles das zu verlangen, den Preis, den man den „„eigenen Herd"" nennt? O, auch ich denke an meine Kindheit, wie an eine andere erste Liebe; aber meinen Mildleben lasse ich darum nicht allein gehen. Ich weiß, was er gerungen, bis er es einmal zu einer Stellung brachte. In der Pflege seines häuslichen Glückes hoffe ich die rechte innere Stimmung zu erlangen, dort wird sich Alles finden!" Unter den letzten Thränen lächelte Johanna zu der schönen Sprecherin auf, als sie das innige Vertrauen in dem Auge derselben las, die edle Röthe bemerkte, die ihre Wangen bedeckte. Drunten im Hofe spielte man die liebliche, allerweg bekannte Melodie des Volksliedes:

„Was hab' ich denn meinem fein Liebchen gethan,
Es geht an mir vorüber und schaut mich nicht an!"

Als das Antonie hörte, erglühte sie nur noch mehr, denn die Weise erinnerte sie an eine kleine tragische Periode, die der Geschichte ihrer Liebe angehörte. Schnell gesammelt, fuhr sie indessen, zu Johanna gewendet, deren Lächeln sie ermuthigte,

fort: „Und gibt es denn nicht auch für Dich einen Namen, der Dich tröstet, wenn die wehe Erinnerung an das vergangene Schöne, die Zweifel Dich überkommen, ob die Zukunft so viel heitere Ostermorgen, so viel trauliche Weihnachtsstunden bringen wird? Denkst Du denn so selten an den Namen Klarbach? Hast Du kein Vertrauen zu der schönen Stirne, bei deren Anblick man an die leichte weiße Wolke denkt, hinter welcher schöne, freundliche Sterne schlummern? Sprich!"

Da stand die Kleine da und ihr Gesicht erklärte eine Stimmung, wie sie Kinder empfinden, wenn sie ein Geheimniß verrathen und in der Macht einer milden, nachsichtigen und helfenden Mutter sehen. Doch als sie die Augen der Schwester mit dem Ausdruck unendlicher Theilnahme auf sich gerichtet sah, gab sie sich rückhaltlos dem raschen Schlage ihres Herzens hin und sagte: „Ach, da könnte Hilfe kommen. Er steht mir aber noch so ferne!"

„Das lasse der Zeit! Das Herz muß erst entscheiden!" nahm Antonie wieder das Wort. „Bei Klarbach keinen Zweifel! Als Braut seines treusten Freundes hat man seine besonderen Quellen. Und bei Dir? Soll ich denn wie ein Kriminalrichter vor Dich hintreten und sagen: Gestehe, oder ich werde andere Mittel anwenden?"

Ein gar wohlklingendes Lachen antwortete der Redenden. Die komische Art, mit welcher Antonie das Letztere gesagt, erbaute Johanna in einem Grade, daß sie sich plötzlich in heitere Stimmung zurückversetzt fühlte.

„Ja!" sagte sie nach einer Weile. „Wir wollen der Zeit vertrauen. Bin ich doch ein kleinmüthiges Mädchen. Stelle mir immer vor, Klarbach entferne sich, wo er meiner nur ansichtig werde. Und dabei begehe ich im Stillen doch oft die Kühnheit, rede schon im „„Du"" zu ihm, und seit einigen Tagen sage ich häufig: Klarbach, ich wollte Du nähmest mich an der Hand und fragtest mich allerlei. Gott, wenn er das wüßte!"

In diesem Augenblick steigerte sich das Spiel der Musiker zu einer solchen Stärke, daß es die beiden Schwestern ernst wie das Scheiden des Morgenstündchens gemahnte und ihre Unterhaltung unterbrach.

„Philipp!" rief Antonie zu dem rasch geöffneten Fenster hinaus, „lasse die Herren Musiker nicht weggehen; sie mögen in dem grünen Zimmer eintreten."

Als das die Spielleute hörten, war es ihnen, als ob ein Unsichtbarer ihnen die Hüte von den Häuptern ziehe und die Fersen hebe.

„Der Präsident hat ein Gut drunten am Rhein, in Langenwinkel glaub' ich!" sagte leise der kleine Piccolobläser, der von einem Athleten gar nichts und von einem Don Quixote nur den Kopf hatte, indem er sich mit wahrer Fuchsmiene an den herkulischen Bassisten herandrängte. „Maßmann, das läuft auf Winkeler Hasensprung von Anno vierunddreißig hinaus."

„Bigbeih! Das war Dein Glück!" sagte mit erleichterter Brust der schwere Mann. Die Andern lachten mit halblauter Stimme und schmunzelnd schritt man in die grüne Stube.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die bodenlose Tiefe der Mammuthhöhle von Kentucky wird oft als mitten durch die Erde gehend betrachtet. Am Ende des Ganges angelangt, der sich in sie verliert, befindet sich der Zuschauer plötzlich am Rande eines Abgrundes. Von drei Seiten mit Dunkelheit und Schrecken umgeben, steht er auf einem Vorsprung vor der finstern, gähnenden Tiefe. Er blickt empor, noch hat kein Auge die Wölbung des unermeßlichen Domes erschaut, nichts ist zu erkennen, als die schweren Tropfen, die in kalter Regelmäßigkeit niederfallen und zischend manchmal das Licht der Lampen treffen. Unter ihm ist nichts als dichte Finsterniß, aus der ein weit entferntes Geräusch wie von fließendem Wasser das Ohr berührt. Der Führer, der die Ansicht hat, daß man in die Höhle kommt, um zu sehen und zu hören, nicht zu denken und zu träumen, schleudert unverhofft einen Stein hinab in die finstere Tiefe. Jetzt hat dieser Stein in dumpfem Fall den Boden erreicht; nein, er schlug nur an und fällt tiefer und immer wieder tiefer. Wird er niemals Boden finden? Ein Grauen überfällt den Lauschenden, wenn er das Echo des abspringenden Steines immer hohler und hohler vernimmt, bis das Gehör ihm nicht mehr folgen kann.

Es ist für die Beleuchtung der amerikanischen Sittenzustände nicht ohne Interesse, zu erfahren, daß gegenwärtig in New-York nicht weniger als neunzehn Wahrsagerinnen wohnen, die ihren in den öffentlichen Blättern mit dem Prädikate „astrologist and doctress" unterzeichneten Ankündigungen zufolge über Vergangenes und

Zukünftiges unfehlbare Auskunft ertheilen, Arznei- und Verschönerungsmittel verabfolgen, Zauber- und Liebestränke bereiten, glückliche Ehen zu Stande bringen, Unglücksfälle verhindern und selbst erfolgreiche Börsenspekulationen garantiren. Obgleich sie als liederliche, betrügerische Dirnen allgemein bekannt sind, so empfangen sie doch einen wöchentlichen Besuch von 1600 Personen, worunter nicht nur etwa Personen aus den niederen Ständen, sondern auch, wie die „New-Yorker Tribüne“ versichert, ganz gebildete Leute, namentlich aus dem Frauengeschlecht, sich befinden und es sollen sogar gewisse Spekulanten niemals ein Geschäft unternehmen, ohne vorher bei einer solchen Pythia sich Raths erholt zu haben.

Augier, der Akademiker in spe, der nach aller Wahrscheinlichkeit den leeren Sitz unter den Auserwählten der französischen Geistes-Aristokratie einnehmen wird, hat namentlich unter den Politikern viele Feinde. Man erzählt sich nun, daß Augier, als er sich unlängst einem großen Herrn vorstellte, von diesem mit den nicht sehr ermunternden Worten empfangen wurde: „Mein Herr, ich muß Ihnen gestehen, daß ich noch nicht eine Zeile aus Ihren Werken gelesen habe.“ „Dagegen muß ich Sie versichern,“ erwiederte Augier schlagfertig, „daß ich einen unwiderstehlichen Drang hatte, die Ihrigen zu lesen, daß ich sie daher aufs Eifrigste gesucht habe; leider konnte ich sie nirgends finden.“

Bei einem Meeting, welches am 26. März in London aus Anlaß der Candidatur des Lord John Russel für die City gehalten wurde, ergriff auch Lord Charles Russel das Wort, um seinen Bruder dem Wohlwollen des Publikums zu empfehlen. Er that das ebenso bündig als kräftig. „Ich weiß,“ sprach er, „daß man behauptet, die schönen Tage meines Bruders wären vorüber, er werde alt, habe sich abgenützt und mehr dergleichen. Allen diesen Behauptungen stelle ich jedoch eine andere entgegen, die sicherlich wahrer und treffender ist als jene insgesammt; man kann nämlich mit Fug und Recht auf meinen Bruder die Worte anwenden, die unter einem Bilde von Landseer stehen: „„Es ist noch ein gesundes Leben in diesem alten Hunde.““ Diese Versicherung des edlen Lords über den geistigen und körperlichen Zustand seines ehrenwerthen Bruders wurde mit donnerndem Applaus aufgenommen und hat diesen sicherlich nicht unpopulär gemacht.

Aus Karlsruhe wird der Köln. Ztg.“ berichtet: „England ist bekanntlich das Land der Wetten. So wohnt gegenwärtig ein reicher Sohn Albions hier, der die sonderbare Wette einging, eine Million verbrauchter Briefmarken aus aller Herren Länder binnen Jahresfrist zu sammeln, mit denen er sich später ein Zimmer zu tapezieren gedenkt. Dieses Geschäft übergab er einem Waisenknaben unserer Stadt unter dem notariel aufgenommenen und deponirten Versprechen, ihm im Falle des Gelingens die Summe von 150,000 fl. zu schenken. Da bis jetzt dem armen Kinde noch manche 100,000 Marken fehlen, so wäre es wünschenswerth, daß sich in jeder Stadt menschenfreundliche Sammlerinnen fänden (und wo träfe man solche nicht?), die dem Armen unter die Arme griffen. Dem Waisen wäre dadurch die Zukunft gesichert.“

Die „Lancette“, ein medicinisches Journal Londons, bespricht seit mehreren Wochen die Tabak-Frage. In einem letzten Artikel gelangt sie nun zu folgenden Schlüssen: 1. Früh Morgens rauchen ist ein Exceß; 2. nach der allgemeinen physischen Beschaffenheit des Menschen ist es ein Exceß, täglich mehr als eine oder zwei Pfeifen, oder eine oder zwei Cigarren zu rauchen; 3. in der Jugend rauchen ist ein Exceß; 4. es gibt physiologische Anzeichen, welche bei jedem Individuum das Kriterium des Excesses bilden. „Wir wünschen lebhaft“ — fügt die „Lancette“ bei — „die Gewohnheit des Rauchens abnehmen oder ganz aufgegeben zu sehen. Die jungen Leute werden gewiß wohl thun, ein zweifelhaftes Vergnügen einem unzweifelhaften Nutzen zu opfern. In zehn Jahren würden sie uns Dank wissen.“

Im großen Museum in London ist ein ungeheurer Globus zu sehen, der einen Durchmesser von 60 Fuß hat und mit der äußersten Sorgfalt bis in die kleinsten Verhältnisse ausgeführt ist. Seine Anfertigung hat die Summe von 54,000 Pfd. St. gekostet, und die bedeutendsten Geographen sind bei der Zusammenstellung in Anspruch genommen worden. Rund um den oberen Theil desselben zieht sich eine Gallerie, von welcher aus man in die verschiedenen Seitensäle gelangt, in denen kleinere Globen u. s. w. aufgestellt sind.

„The Train“, eine in London erscheinende Monatsschrift, enthält in ihrer neuesten Nummer einen interessanten Artikel, in dem die Gebräuche des April-Schickens, die in England eben so wie

auf dem Continente am 1. April üblich sind, mitgetheilt werden. Die Licenz ist an demselben in England so groß, daß ein Mädchen, das vor einigen Jahren am 1. April einem Herrn eine Uhr gestohlen hatte und pfiffig genug war, dem Richter zu bemerken, daß es ein April-Spaß gewesen, dieserhalb freigesprochen wurde.

Als die Dänen im Jahre 1697 mit großer Kriegsmacht gegen Hamburg gezogen waren, doch nach vergeblicher Anstrengung die Belagerung aufgeben und unverrichteter Sache wieder abziehen mußten, ließen die Hamburger eine Münze schlagen, welche auf der einen Seite die Inschrift führte: „Der König von Dänemark ist vor Hamburg gewesen, Was er ausgerichtet, ist auf der andern Seite zu lesen." — Auf der andern Seite stand nichts.

(Hundertjähriges Jubiläum der Krinoline.) Eine Chronik der „Altstädt'schen Kirche in Königsberg" enthält folgende Mittheilung: „Wegen der in diesem Jahre 1757 zum Aergerlichen breit gewordenen Frauen-Bügelröcke mußte von diesem Jahre an in jeder Kirchenbank ein Sitz weniger vermiethet werden, welche Mode der Kirchenkasse absonderlichen Schaden gebracht. Die öfter gegen diesen Frauenstaat gehaltenen Predigten haben keine Frucht getragen." Also ist es jetzt, 1857, gerade hundert Jahre, daß der „Teufel", wie es in damaligen Predigten hieß, unter den Bügelröcken sein Wesen trieb.

Aus den im Journal des Luxus und der Mode im Jahre 1790 abgedruckten Rechnungen des Rentterei-Verwalters von Herzog Johann Ernst von Sachsen-Eisenach erfahren wir, was in den Jahren 1591—1603 das Schuhwerk in Mitteldeutschland gekostet hat. Ein Paar Stiefel für den Herzog galten 1 fl. 3 kr., ein Paar lange Stiefel 1 fl. 15 kr., ein Paar Schuhe zu Wien gekauft, kosteten 24 kr., ein Paar Pantoffel sind verrechnet mit 30 kr. und ein Paar gedoppelte Schuhe von geschmiertem Leder zu gleichem Preis. In einer dieser Rechnungen heißt es: „Dem Schuster, Ihro fürstl. Gnaden Stiefel auszubessern, so zerrissen gewesen, 9 Kreuzer;" und an einer anderen Stelle: „Ein Paar Sohlen an meiner gnädigen Fürstin und Frauen Schuh zu machen 12 Kreuzer."

Als Curiosum theilen wir nachfolgende vom Bürgermeisteramte zu ** ergangene Bekanntmachung mit: „Es ist zu den diesseitigen Ohren gekommen, daß das Vieh in den Ställen mit brennenden Cigarren und Pfeifen gefüttert wird, was künftighin mit 30 kr. bestraft werden soll."

Süddeutscher Dialekt längs des Neckars.

Mannheim: Zwee Pfund Fleesch unn kee Bee dra.

Heilbronn: Zwaa Pfund Flaasch und kaa Baan dran.

Stuttgart: Zwai Pfund Flaisch und kai Bain dra.

Tübingen: Zwoi Pfond Floisch ond koin Boin dran.

Spelthingen: Zwoa Pfond Floasch ond koa Boa dran.

Räthsel.

Unter allen Schlangen ist eine,
Auf Erden nicht gezeugt,
Mit der an Schnelle keine,
An Wuth sich keine vergleicht.

Sie stürzt mit furchtbarer Stimme
Auf ihren Raub sich los,
Vertilgt in ihrem Grimme
Den Reiter und sein Roß.

Sie liebt die höchsten Spitzen;
Nicht Schloß, nicht Riegel kann
Vor ihrem Anfall schützen;
Der Harnisch — lockt sie an.

Sie bricht wie dünne Halmen
Den stärksten Baum entzwei;
Sie kann das Erz zermalmen,
Wie dicht und fest es sey.

Und dieses Ungeheuer
Hat zweimal nie gedroht —
Es stirbt im eignen Feuer;
Wie's tödtet, ist es todt!

Auflösung des Räthsels in № 52:

Stahleck.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 54. Dienstag, 5. Mai 1857.

Ein Messerstich.

(Fortsetzung.)

Je weiter der Tag vorrückte, desto mehr nahm es an Leben in dem Hause des Präsidenten von Miehlen zu. Es beanspruchte Alles, was in demselben ständigen oder nur Dienst für den Tag der Vermählung leistete. An dem, was zuwege gebracht wurde, erkannte man genau die Achtung vor dem Gedanken, der den Festtag in seine Hauptsorgepunkte eingetheilt.

Herr Just, der Friseur, der sich auf seinen feinklingenden sächsischen Dialekt nicht wenig zu gut that unter diesen Rheinländern mit ihrer derben Aussprache und der seinen Hut das ganze Jahr über in der Hand trug auf der Straße, um die Leute ja auf seinen künstlerisch gekämmten Dickkopf aufmerksam zu machen, — Herr Just erschien pünktlich und that seine Schuldigkeit. Kostbare Kleider rauschten in dem Zimmer der Schwestern. In Küche, Keller ging es förderlich und im Saale und Nebenzimmern funkelte das Glaswerk und Silbergeschirr, daß die alte Küchenkatharine zum öfteren sagte: Und wenn unsere Gnädige selig das Alles geordnet hätt', so könnte es nicht netter und blanker seyn!

Viele Gesellschaft fand sich in der schöngemalten Kirche ein. Als das Brautpaar daherschritt und die kleinen Engel auf der reichvergoldeten Orgel der Braut ansichtig wurden, schien die freudige Entdeckung sich ordentlich in ihren Aeuglein auszusprechen, daß sie eine alte liebe Bekannte vor sich hätten. Hatte es damit seine Richtigkeit, so dachte gewiß das kleine pausbackige Wesen mit dem wehenden vergoldeten Schutztüchlein um den Kinderleib, das zuoberst stand und mit einer ausdrucksvollen Miene sich an seine Genossen zur Rechten wandte: Vor fünf Jahren ist sie confirmirt worden. Da sah ich, wie sie das kindlich schöne Haupt unter den Händen des alten Bischofs beugte und eine Thräne weinte, wie Ahnung manchen Ernstes, der nun kommen werde. Sie hat's aber nicht gemacht, wie so Manche, die seitdem „nicht mehr wiedergekommen!" Dächte der Engel nichts, nun dann mag das Gesagte als theilweise Auslegung des Gemurmels gelten, welches unter den Anwesenden sich erhob, als die Braut an der Seite Mildlebens die wenigen letzten Schritte zum Ziele that.

Zahlreiche Gallawägen fuhren eine Stunde später nach dem Festhause. Drinnen saßen geputzte Herren und Damen, denen die achtunggebietende Gestalt des Herrn von Miehlen mit dem weißen Haupthaare und den noch dunklen Brauen über den ernsten, wohlwollend blickenden Augen, ferner die Bedeutung dieser Persönlichkeit als Vicedirigent eines Staates, der in der Liste der deutschen Wehr mit sechstausend Mann Kriegsvolk in stolzen dicken Zahlen angeschrieben, und die heiteren Gesellschaftsabende in dem bekannten Landhause vor Augen standen. Auf den Kutschböcken aber und da, wo die letzte Einrichtung für Mitreisende getroffen, prangten Leute in Farben, die mit denen, welche der Bürger trägt, schlechterdings nichts zu schaffen haben wollen. Es gab eine stattliche Gesellschaft, die das junge Paar beglückwünschte und so beschäftigte, daß ihm der Gedanke an das Alleinseyn und ein Sammeln in der ersten Stunde der Reise bald nahe ging.

Die jungen Leute reisten, ehe der Tag zur Neige ging. In dem Festsaale strahlten bald darauf zahlreiche Kerzen, die einer Gesellschaft froher Menschen leuchteten. Ein Ball sollte den Tag beschließen. Johanna erwärmte sich an dem Gedanken, Klarbach heute nahe zu sehn, innerlich in einem Grade, daß sie für ihre ruhige unbefangene Haltung Besorgniß hegte. Und doch wie

gerne empfand sie diese Unruhe wieder, die ihr in unklarer flüchtiger Empfindung die traulichsten Bilder vor die seltsam bewegte Seele führte, die der Abend mit lächelnder Miene zu verwirklichen versprach. Dachte sie denn nicht, wenn sie in der Reihe der Tänzerinnen stand und ihr Blick über die Weite des Saales hastig die Gestalt des Mannes ihrer heimlichen Sehnsucht streifte, daß er endlich sich ein Herz fassen und den ersten Schritt zu einer schönen, folgereichen Annäherung thun werde? Sah sie ihn denn nicht im Geiste zuweilen vor sich stehen mit einer Miene, die da sagte: Ach, Johanna, ich bin ein Zweifler; aber ein einziger freundlicher Blick kann entscheiden! Wie lächelte sie dann in Rührung still vor sich hin und senkte die Lider über die Augen, damit der feuchte Glanz darin den Umstehenden nicht entdeckt werde! . . . Immer und immer wieder dachte sie diese Gedanken. Die Ausführung ließ auf sich warten. Das gestand sie sich schon einigemal mit beklommenem Herzen. . . . Wenn es Täuschung wäre? . . . Dann fühlte sie wieder mächtig, wie frisch ihre Gemüthsstimmung erwachen, wie sie hingebend seyn werde, wenn nämlich der erste Blick gewechselt, das erste Wort gesprochen, — wie leicht sich der Rest des Abends hernach verleben werde. Doch je länger sie vergeblich wartete, desto schwerer schien ihr die Lösung der bangen Seelenfrage. Von Minute zu Minute ward sie unruhiger. Zuletzt wollte sie die Ruhe um jeden Preis. Sie that einen gewaltigen Schritt und beachtete endlich die Aufmerksamkeiten, welche Blauhorst ihr den ganzen Abend zu bezeugen suchte. In ihrer inneren Verwirrung sagte ihr eine Stimme, daß sie hier Zerstreuung, Ruhe finden und vielleicht Arges verhindern werde. Sie empfand eine Art Stolz, dem zeitweilig hilflosen Zustand ihrer Seele selbst Rath geschafft zu haben, und genoß mit ruhigerem Herzschlage die Früchte dieser verzweifelten Selbsthilfe. Es dauerte nicht lange, so blitzte ein Gedanke in ihr auf, der sie anfänglich überraschte, gleich darauf aber anmuthete, wie wenn er dem Gang der Dinge nach unausbleiblich hätte kommen müssen. Wie, dachte sie, wenn Klarbach diese Berücksichtigung der Artigkeiten eines Anderen bemerkt, — sollte das nicht seinen Eifer wecken? Sollte das ihn nicht zum Handeln drängen?

„Ihr freundliches Versprechen, gnädiges Fräulein, der zweite Walzer!" sagte Blauhorst, indem er vor das sinnende Mädchen trat und mit Gewandtheit sich verbeugte.

„O, einen Walzer vergißt man zuweilen nicht leicht!" antwortete in eigenthümlicher Ahnung Johanna, als ob ihre Stimme das Ohr Klarbachs erreiche.

Nummer 25, Maiblumenwalzer! sagte Herr Maßmann zu seinen Genossen, die mit ihm den kleinen Orchesterraum inne hatten, nachdem er noch einmal den Hasensprung betrachtet und dabei gedacht, daß sich alle Festgeber ein Beispiel an diesem wahrhaften Herrentraktement nehmen möchten. Die Zwölfe gaben die Maiblumen so frisch, daß sich Alles, was tanzen mochte, in Bewegung setzte, um ihre Schönheit dadurch anzuerkennen.

Und Klarbach? Als er den ersten Schritt in diese prunkende Gesellschaft that, traf sein Blick Blauhorst. Da fiel ihm der Abend in der grünen Ente wieder ein. Damals wie jetzt gedachte er, daß der heiße Wunsch, Johanna zu besitzen, für immer vielleicht nur ein Wunsch bleiben werde, — wie noch nicht das geringste, ernst zu deutende Zeichen einer Gunst die schüchterne junge Neigung zu dem Mädchen ermuthigt, und wie vielleicht in alle seine schönen Pläne, die immerhin jetzt doch noch bestehen konnten, zu frühe die Hand eines Dritten, eines Leichtfertigen, eingreifen könne.

Es wäre nicht das erstemal, daß man sich zwischen Schatz und Schätzchen stellte! klang ihm die Bemerkung wieder in die Seele, die Blauhorst einst gemacht, und trieb seinen inneren Menschen, der das Leben von einer ernsteren, aber schönen Seite auffaßte und der in Stunden heißer Empfindung den trauten häuslichen Herd als die beglückendste Erfassung eines Befriedigung heischenden Gefühlslebens zu erkennen vermeint hatte, in eine Stimmung, daß er unfähig war, sich mit jemand Anderem als sich selbst zu beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)

Der russische Bauer und sein Schnee.

Man liest gegenwärtig in den Zeitungen viel über die Verwaltungsreformen des russischen Kaisers Alexander II., namentlich seine Maßregeln zur Eindämmung des in dem Czarenreich bekanntlich so tiefgefressenen Corruptions- und Bestechungssystems. Es steht zu hoffen und zu wünschen, daß dieses rühmliche Bestreben, einen recht gedeihlichen Erfolg haben möge; indeß sind die dabei zu überwindenden Schwierigkeiten bedeutender als man sich außerhalb Rußlands vorstellen kann. Zur Ueberwachung bestechlicher Beamten z. B. gehören natürlich Beamte, die nicht bestechlich sind; denn

es nun auch solche in Rußland gibt, so sind sie doch jedenfalls in einer sehr winzigen Minorität. Dazu kommt, daß gewisse Arten von Prellereien sich jeder Controle vorweg entziehen: sey es, daß sie so geschickt angelegt sind, daß sie schwerlich verrathen werden können, oder daß eben die Klagen und Beschwerden des Betrogenen gar nicht zu den Ohren der Oberbehörde dringen. — Gott ist groß und das Reich des Czaren ist weit. Vor Allem aber müßten die Beamten besser bezahlt werden, als es bisher der Fall war.

Es fällt mir bei dieser Gelegenheit eine artige Geschichte ein, welche unter der Regierung des vorigen Kaisers passirt ist und die unsern Lesern noch nicht bekannt seyn wird.

Ein Capitän Isprawnik (Landrichter oder Distrikts-Polizeibeamter), der seinen ganzen Bezirk brandschatzte, konnte zu seinem größten Verdrusse nur einem einzigen Kronbauern trotz aller Mühe nicht beikommen. Der Mann hielt Ordnung in Bezahlung von Steuern und Gefällen, betrank sich nie, noch gab er sonstige Veranlassung zu Beschwerden. Fuhr der Isprawnik durch das Dorf, so stach das nette, bestens in Stand gehaltene Gehöfte des Peter Iwanowitsch, wie der Bauer hieß, ihm jedesmal wie ein Dorn ins Auge. So auch an einem strengen Wintertage, wo der vom Frost festgedrückte Schnee unter den Hufen von des Isprawniks Pferden knirschte. Fest in den Bärenpelz gewickelt, sann der Gewaltige vergebens auf Mittel, der Wohlhabenheit des Bauern etwas abzuzapfen — doch siehe da, die Noth macht erfinderisch. Es war nämlich gerade in der landrichterlichen Tasche fürchterliche Ebbe eingetreten; kein Bemittelter wollte ihm ins Netz laufen. Lauter Lumpengesindel — woraus, Dank sey es seinem vieljährigen redlichen Bemühen, die „ungeheure Mehrzahl" seines Bezirks bestand. Gründlinge an Wohlhabenheit, waren ihm in der letzten Zeit zur Beute geworden.

Aber jetzt hatte er eine Idee! Rasch flog das Zwiegespann mit dem Schlitten in das Gehöfte des Peter Iwanowitsch. Dieser kam unter tiefsten Verbeugungen, den unwillkommenen Besuch höflichst einzuladen, seine Schwelle zu beglücken.

Der Isprawnik ließ sich erbitten, ein Frühstück einzunehmen, und klagte dabei sehr über das Drückende und Beschwerliche seines Dienstes. „Da habe ich," sagte er unter Anderm, „wieder ein sauberes Stück Befehl bekommen! Ich soll mich bei allen Kronbauern nach vorschriftmäßigem Schnee umsehen und solchen nach Hofe senden, wo ich welchen finde."

„Gott segne den Kaiser, Serje Andreitsch," sagte der Bauer, „wäre es wohl erlaubt zu fragen, was man damit machen will?"

„Siehst Du, Iwanowitsch," bemerkte der Isprawnik, „große Herren haben so ihre Einfälle; da hat Einer bei Hofe behauptet, der Schnee falle in den südlichen Gouvernements weißer als in den nördlichen, davon will sich der Kaiser selbst überzeugen."

„Des Kaisers Wille ist heilig," stotterte der Bauer, dessen Haare sich gelind zu sträuben anfingen bei dem Gedanken, der Außersehene zu seyn. Es wäre ihm kein Spaß gewesen, wenn er einige Frohnfuhren nach der etwa 2000 Werste entfernten Hauptstadt hätte machen müssen. Er füllte schnell das Glas seines Gastes. „Iß und trink doch, Serje Andreitsch! Dies Stück Wurst ist sehr schön! Schlechte Zeiten, Serje Andreitsch! Kein Geld, kein Verkehr und kein Verdienst unter den Leuten! Lang doch zu, es ist noch da."

Der Landrichter sah seinen verlegenen Wirth ernst an, den Mund voll von trefflichem Salzfleisch, aber er antwortete nichts.

„Wenn Du nicht so stolz wärst, Serje Andreitsch, von einem armen Manne einen Blauen (Fünf-Rubelzettel) anzunehmen, so würdest Du mir große Freude machen," fuhr der Bauer fort, den Angstschweiß auf der Stirn.

„Ich danke Dir, Bruder, es fehlt mir grade nicht an Geld."

Nachdem der Isprawnik sein Frühstück beendet, ging er einigemale in der kleinen Stube auf und ab, ohne anscheinend auf Etwas zu achten. Der Bauer, Arges ahnend, stand in ehrfurchtsvoller Entfernung, in der einen Hand die Mütze, mit der andern hinter dem Ohre beschäftigt.

Endlich stand der Peiniger still und rief, durch das enge Fensterchen blickend: „Himmel, was sehe ich, Iwanowitsch! Du hast ja ganz wundervollen Schnee, wie ich ihn nie gesehen, im Garten liegen!"

„Erbarme Dich, Herr! er ist ja nicht anders wie überall; mein Nachbar Fedor Paulowitsch hat welchen, der noch viel schöner ist!"

„Nein, nein, Du bist so bescheiden, der Schnee ist wirklich ohne Gleichen. Du wirst kaum mit zehn Fuhren wegkommen."

Der Bauer bat und bot, handelte, flehte und klagte, bis endlich der Isprawnik sich mit hundert Rubeln abfinden ließ. Doch mußte der Aermste der Bauern noch feierlich versprechen, gegen Jedermann von der Sache zu schweigen, damit der Is-

prawnik nicht wegen Verheimlichung so ausgezeichnet schönen Schnees zur Verantwortung gezogen werde.

Mannigfaltiges.

Die Heimath der Baumwolle ist die ganze heiße Zone, auf der östlichen wie auf der westlichen Halbkugel. Alexander der Große fand ihre Kultur in Indien; Plynius erwähnt ihr Vorkommen in Aegypten; die Kaffern im Süden Afrika's trugen Baumwollenstoffe, als die Portugiesen sie im Jahr 1516 kennen lernten; Columbus fand die Baumwolle auf den westindischen Inseln und dem Continent von Südamerika; Cortez, der Eroberer von Mexiko, sandte an Karl V. aus Baumwolle gewebte Tücher und Mäntel der Eingebornen; Pizarro und Almagro berichten ihren Gebrauch bei den Incas von Peru im Jahr 1532. Aus den Tropen ging sie allmälig in die benachbarten gemäßigten Himmelsstriche über. Rienhoff, welcher 1655 China besuchte, berichtet, daß sie dort seit dem zwölften Jahrhundert cultivirt worden sey, und gegenwärtig hat sich dort ihr Anbau bis zum einundvierzigsten Breitengrade ausgedehnt. Cabeca de Vaca fand ihren Gebrauch bei den Eingebornen von Texas und Californien im Jahre 1536. In Italien, wo sie früher in ausgedehnterer Weise als jetzt gebaut wurde, geht sie nördlich bis Neapel; in Spanien findet man sie an der Süd- und Ostküste bis zum einundvierzigsten Breitengrade; auf den griechischen Inseln ist ihre Cultur allgemein verbreitet und in der Türkei erstreckt sie sich nördlich bis Constantinopel. Ihr Vorkommen auf dem Südrande der Krim unter 45 Grad nördlicher Breite ist als Ausnahme zu betrachten, begünstigt durch das außerordentlich warme Klima jenes kleinen Küstenstriches. Die asiatische Küste des mittelländischen Meeres, Kleinasien, Syrien und die benachbarten Inseln produciren gleichfalls Baumwolle. In Aegypten hat in letzter Zeit Mehemed Ali die Baumwollencultur in größerem Maße eingeführt und bald wird sie über die ganze Nordküste Afrikas verbreitet seyn. Die Zeit, wann die Baumwolle in die nordamerikanischen Colonien eingeführt worden, ist nicht genau bekannt, doch wird sie schon 1609 in Virginien erwähnt und frühzeitig wurde sie in den östlichen Theilen von Maryland, Virginia, Carolina und Georgia in Gärten zu häuslichen Zwecken gezogen. Der Same der berühmten Sea Island-Baumwolle kam aber erst um das Jahr 1785 von den Bahamah-Inseln in die Gegend von Savannah. Im Jahre 1747 wurden zum erstenmal von Charleston aus sieben Säcke Baumwolle nach Europa gesandt, 1784 betrug die Ausfuhr noch immer nicht mehr als 71 Säcke. So gering, sagen Petermanns geographische Mittheilungen in einer Uebersicht der Culturerzeugnisse der Vereinigten Staaten, so gering war der Anfang des riesenhaften Handels, der Millionen Menschenhände auf beiden Seiten des atlantischen Meeres beschäftigt. Von den 1400 Millionen Pfund, welche die ganze Erde jährlich produzirt, liefern die Vereinigten Staaten allein etwa 1000 Millionen, wovon im Jahre 1856 681,629,424 Pfund nach England exportirt wurden, wogegen Ostindien, welches nach den Vereinigten Staaten die meiste Baumwolle baut, in demselben Jahre nur etwas über 145 Millionen Pfund nach England sandte.

Maitrankrecept.

Hol' Waldmeisterlein
Und Melissen fein,
Schwarz Johannisbeerkraut,
In Lenznacht bethaut,
Von jeglichem, das merk dir wohl,
Zur guten Stund' ein Händlein voll.
Von Krausemünz nur ein Aestelein,
Ziel muß bei allen Dingen seyn.
Dazu nun thu' das süße Naß
Der goldnen Frucht Hesperia's,
Und von des Rheines gutem Gewächs
Der Flaschen fünfe oder sechs.
Desgleichen Zucker, bis der Zung'
Der Süßigkeit bedünkt genung.
Dazu nun setz' dir um den Tisch
Zwei oder drei Gesellen frisch,
Und daß der Wein sich trefflich würze,
So bete also in der Kürze:
Die luft'gen Elfen hielten Tanz
Auf duft'gen Blumen im Mondenglanz,
Und über die Trauben, am Rhein entsprungen,
Da haben die Lerchen den Segen gesungen.
Drum sey gegrüßt, du gold'ner Quell,
Mit lust'gem Muth und Liedern hell.
Drum sey du Tränklein gebenedeit
Von nun an bis in Ewigkeit. Amen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 55. Freitag, 8. Mai 1857.

Ein Messerstich.

(Fortsetzung.)

Lange Jahre hatte Klarbach nur einen Zweck. Er wollte eine Stellung im Leben erringen; dem Bedürfnisse des Herzens wollte er erst dann Achtung schenken. Er arbeitete, Neigungen blieben ihm fremd. Als er endlich seine paar Jahre über die Dreißig hinweggeschritten, hatte er seinen ersten Zweck erreicht. Allein mit dem Entdecken dieses Erfolges verbreitete sich auch eine solche Ruhe über sein ganzes Wesen, daß er den Gefühlsmenschen, der bisher so schüchtern in ihm gelebt, nun nicht mehr übersehen konnte. Und was flüsterte der ihm nicht Alles zu, wenn er auf einem Spaziergang mit ihm allein war, oder in warmen Sommernächten in halbwachem Zustand auf seinem Lager fand? Klarbach! sagte er dann, schämst du dich nicht, ein so erbärmlicher Egoist zu seyn? Laufst draußen vor der Stadt herum, hast Ueberreichthum an Gedanken und Empfindungen, wenn du dir die Welt und Menschen im Sonnenschein betrachtest, hast daheim Alles, was für mehrere Leute ausreicht und theilst nicht einmal mit einem lieben Mädchen, wie ihrer unser Herrgott als Bittstellerin um einen braven Mann täglich so viele vertrösten muß? Und wenn das Mädchen nun gar aussähe wie Johanna von Mieblen?

Da schämte er sich denn als ob die ganze Stube voll Leute stände, die ihn mißbilligend ansähen, und wagte es nicht, den Blick zu wenden, obgleich das im Dunkel der Schlafstube gar nicht hätte bemerkt werden können. Schlief er dann ein, so träumte er, wie der verstohlene Kuß der Zukünftigen warm, wie die bewährte Treue des Weibes seine Lippen berühre, oder wie der Erstgeborene mit der Frische einer gut durchschlafenen Nacht auf dem Gesichtchen die kleinen Hände nach ihm ausstrecke und mit stillem Lächeln für die glänzenden Ostereier danke, die er ihm im Neste gezeigt. Ward er dann am andern Morgen wach, und sein Blick fiel auf den eben eintretenden Laufburschen, einen Knaben, der bereits dreißig Jahre die Stiefel der Weinbadener Hagestolzen zählte, da dachte er bei sich: wieder einmal geneckt, aber recht artig. Setzte er sich hernach zum Frühstück, so drückte sich in seinen Bewegungen etwas aus, wie Rücksicht gegen einen lieben Gast, den er wohl im Geiste sehen mochte. Zum Schlusse aber pflegte er häufig zu sagen: Wenn der Laufbursche, der Butz, seine Sachen noch so glücklich verrichtet — für immer wird er meine Kundschaft nicht behalten!

Lange Jahre schlummerte der Keim, welcher das tiefste der Gefühle zu entfalten berufen, unberührt in ihm. Als er endlich zum Leben erwachte, wuchs er in einem Grade in sein Gemüthsleben hinein, daß er unter bewältigendem Fühlen sagte: Das ist das eigentliche Leben. Hier ein volles Hingeben, ein unbedingtes Vertrauen, eine Befriedigung, oder es wird ein unglückliches Ende nehmen.

So weit war Klarbach; er hoffte und Zweifel blieben ihm fern.

Da auf einmal klang in dem blühenden Monolog, den seine Seele hielt, die rohe, drohende Aeußerung jener Persönlichkeit, welche das Seelenleben in seinem edelsten Kerne nicht anerkennen mochte, da sie selbst noch nicht über gewisse Flegeljahre hinausgekommen, welche bei Manchen ein ganzes Leben dauern. . . . Es gab eine Erschütterung in dem inneren Zustande Klarbachs; daß er sich zum erstenmal in seinem Leben rathlos fühlte.

So stand er auf dem Boden, der ein gefährliches Spiel seinem brennenden Auge vorführte. Er vermochte lange nicht, den Blick von Blauhorst

zu wenden. Mit steigender Leidenschaft beobachtete er; er sammelte Gründe, den Verhaßten als denjenigen zu erkennen, der ihn um sein armes Leben betrügen wollte. Als er endlich einen Blick auf die Gestalt warf, die ihm einst wie eine liebe Führerin in die beglückendste Einrichtung des Lebens erschienen, da sah er fast nur ein Wesen, das in leichtem Sinne und Spiele ihm fremder und fremder werden wollte.

„O, einen Walzer vergißt man zuweilen nicht leicht!“ sagte Johanna in einem Tone, den Klarbach begriffen hätte, wäre zu ihm gesprochen worden. Da war es ihm, als ob die ganze Welt ihn verstoße. Seine Phantasie arbeitete mit Riesenkräften. Er stand allein an einem öden Ufer und meinte die hohle Stimme eines fernen, einsamen Alters zu vernehmen. Drüben sproßte das Gras, grünten die Bäume, funkelte der Sonnenstrahl in springenden Wassern, und dazwischen gingen die jungen Paare mit dem Ausdruck rührender Freude an dieser schönen Welt und lächelten unbefangen, wenn helle Glocken schlagen. Für den Ausgestoßenen hatte Niemand einen Blick. Der Tanz ging zu Ende. Dicht an dem Unglücklichen ging Blauhorst vorüber.

„Ah, Verehrtester!“ sagte er im Vorbeigehen, „wollen Sie denn den ganzen Abend mit der Rohrflöte im Gebüsche schmachten?“

Der Ton, in dem Blauhorst diese Worte sprach, seine Haltung, seine Miene machten auf den Angeredeten den Eindruck, als ob man ihm ein Almosen reiche. Das entschied mit einemmale in dem Kampf der Empfindungen, der in ihm tobte.

Genugthuung! Rache an dem Menschen, der mit der Uebung des Handwerks namenloses Unglück bereitet! erklang eine Stimme in seinem Innern, deren Schauer ihm wohlthat. Was Welt! Was Bildung, wenn solche Menschen Kräfte und Leben haben! Was Zukunft! . . Hier Handlung, Vernichtung! . . Das befriedigt seinen Mann!

Um den Anklang anderer Empfindungen war es geschehen.

Draußen auf einem Vorplatze, der helle beleuchtet, aber im Augenblicke menschenleer war, begegneten sich die Männer. Auf dem Gesichte Blauhorsts zeigte sich Verwirrung, als er das Messer erblickte, das der Gegner in der Hand trug und dessen Stiel mit einem Taschentuch umwunden war. Er ging indessen vorwärts. Er versuchte zu lächeln, aber es gelang ihm nicht.

„Sie sind aber auch verteufelt ernst, Klarbach!“ sagte er mit fast tonloser Stimme, als er dem Entgegenkommenden fast gegenüber stand.

„Ernster, wie Sie dies meinen,“ antwortete mit fester Stimm eder Letztere. „Da nimm Dir ein Beispiel daran, Knabe!“

Blauhorst machte eine beleidigende Handbewegung. Klarbachs Züge entstellten sich fast zur Unkenntlichkeit. Er hob rasch den Arm und stieß mit Kraft die Klinge in die Brust des vergeblich Abwehrenden.

„Mein Gott, Klarbach, es ist unerhört . . . ein Mörder! . . .“ Weiter vernahm Klarbach nichts mehr. Es war ihm, als ob die Wände sich öffneten und aus dem hellen, sonnigen Tage die ganze beleidigte Menschheit ihren Fluch über ihn rufe. Er sah im Fluge die bebenden Lippen des ärmsten Mannes aus dem Volke, die den Namen des armen Sünders aussprechen. Er vernahm die Klage seiner früh verstorbenen Mutter um ihr verlorenes Kind. Er stürzte fort; er wußte nicht, wie er die nächste Stunde werde erleben können.

(Fortsetzung folgt.)

Astronomische Räthsel.

Geht die Welt so bald unter?

Aus der räthselhaften Besorgniß eines Theiles der Pariser Bevölkerung, daß am 13. Juni dieses Jahres der Untergang der Welt bevorstehe, nimmt Robert Heller Veranlassung, nach einem Aufsatz des Herrn Dr. G. A. Jahn: „Ueber Entstehung, Dauer und Untergang der Planetenwelt“ (abgedruckt im zweiten Band von Dr. J. A. Romberg's „die Wissenschaften im neunzehnten Jahrhundert, eine Rundschau in Heften herausgegeben von einem Verein von Fachmännern, Leipzig, Romberg's Verlag“) in dem Feuilleton der Hamburger Nachrichten folgende übersichtliche Zusammenstellung zu geben:

Um jedweder peinlichen Spannung sofort zu begegnen, so ist die Gefahr des Weltunterganges am 13. Juni, wie überhaupt im ganzen Jahre des Heils 1857 und auf eine gute fernere Epoche hinaus, vernünftiger Einsicht nach, keine größere und nähere, als zu jeder anderen Zeit. Allerdings trägt der Erdball die Spuren so gewaltsamer Revolutionen, daß die Wiederholung ähnlicher Umgestaltungen wenn auch nicht zur Auflösung des bestehenden Weltkörpers, doch zur Vernichtung des Menschengeschlechts auf demselben führen würde. Allein kein Zeichen verkündet bis jetzt der Wissen=

schaft, daß etwa eine plötzliche Neigung der Erdaxe erfolgen, oder daß in den Umdrehungsbedingungen unseres Planeten eine zerstörungbringende Veränderung eintreten werde. Im Gegentheil hat Hr. Jahn Zeugnisse in Menge aufzustellen, welche der Umwälzungsweise und Bahn der Erde ihre Gesetzmäßigkeit für eine solche Dauer zu verbürgen scheinen, daß wir wohl den Begriff einer ewigen Stetigkeit darauf anwenden können. Was den Popanz der Kometen anlangt, dieser himmlischen Störenfriede, von denen plötzlich einmal einer aus dem Weltraum auf die arme Erde losschießen und ihr durch Feuer oder Wasserfluthen zusetzen könnte, so hat Olbers schon durch die pünktlichsten Untersuchungen gefunden, daß wenn von sämmtlichen Kometen, die der Sonne näher kommen können als die Erde, jeder im Durchmesser nur halb so groß, als derjenige der Erdkugel wäre, von ihnen blos einer, und zwar erst in 140 Millionen Jahren, mit unserer Erde zusammentreffen würde; daß ferner von den Kometen, deren Durchmesser nur ein Fünftel von dem der Erde betrüge, ein solcher Zusammenstoß erst in 316 Millionen Jahren mit Wahrscheinlichkeit zu erwarten seyn würde, und daß endlich eine bloße, jedoch bedeutende Annäherung eines Kometen an die Erde zwar bereits in 24,000 Jahren stattfinden könnte, daß aber dieser Komet alsdann immer noch 300,000 Meilen von uns entfernt bleiben würde.

Ferner könnte, sagt man, unser Planet einst durch irgend eine Ursache eben so in gewaltigen Brand gerathen, eine Zeit lang auflodern und zuletzt, in Asche verwandelt, erlöschen, wie jener merkwürdige neue Stern in der Cassiopeja, der in der zweiten Hälfte des 17. Jahrhunderts plötzlich am Himmel aufflammte und 14 Monate hindurch leuchtete. So *könnte* freilich geschehen, denn wie kurz sind unsere astronomischen Erfahrungen im Vergleich zu den Tausenden von Möglichkeiten, welche die geängstete Phantasie zu ersinnen vermag, wenn sie der Welt mit Unglück drohen will. Allein wenn dergleichen nicht zu widerlegen ist, so ists noch viel weniger zu bestimmen. Ueber die regelmäßigen Störungen dagegen, denen die Körper unseres Sonnensystems unterworfen sind, gibt die physische Astronomie die beruhigende Auskunft, daß alle die zur Stabilität der Vorgänge mitwirkenden Elemente in harmonischer Ordnung sind.

Kehren wir aber auf den Ursprung der Erde zurück, so sind über die Entstehungsart derselben, woraus, wie oben gesagt, allein ein richtiger Schluß auf wahrscheinliche Dauer und möglichen Untergang gezogen werden möchte, fast ebenso viele Hypothesen vorhanden, als sich bedeutende Geister mit dem Schöpfungsgedanken beschäftigt haben. Wir lassen selbstverständlich hinweg, was die heidnischen Mythen und biblischen Ueberlieferungen davon berichten. Leibnitz aber war der Ansicht, die Erde, alle Planeten und Kometen seyen in der Vorzeit Sonnen gewesen, die, nachdem sie viele Jahrtausende älter geworden, ihre frühere jugendliche Kraft und ihr eigenes Licht verloren hätten. Die Entstehung dieser Sonnen und deren Uebergang in Planeten und Kometen nachzuweisen, hat jedoch Leibnitz völlig unterlassen. — Cartesius, welcher die Bewegungen der Himmelskörper bekanntlich durch seine Wirbel erklärte, ließ die aus dem Zerspringen der ursprünglich vorhandenen harten Urmassen entstandenen Stücke in wirbelnde Bewegung versetzen, wodurch sie endlich, ohne daß Cartesius das Wie zeigt, zu Sonne, Mond und Planeten herausgedreht wurden. — Thomas Burnett, ein Quäker, suchte die mosaische Schöpfungsgeschichte ziemlich gewaltsam seiner Theorie von der Bildung der Erde anzupassen. Nach ihm war die Erde ursprünglich eine unordentliche Masse von allerlei Materien, deren schwerere niedersanken und einen Kern bildeten, um den sich das Wasser, über ihm aber die Luft sammelte. Später fielen aus der Luft die öligen und erdigen Theile herab, so daß die Luft durchsichtig wurde (es ward Licht). Jetzt war die alte Erdrinde, ohne Berge und Thäler, der glückliche Aufenthalt der Menschen, vorhanden. Weil aber diese Erdrinde durch die Sonnenhitze ganz vertrocknete, so zerriß sie nach 1600 Jahren und fiel, eine Menge Luft mitnehmend, in das Wasser, so daß hierdurch letzteres (das Meer) beträchtlich höher stieg und alle Geschöpfe auf der Erde vertilgte (die Sündfluth). Nach längerer Zeit zog sich das Meer unter unterirdische Räume (Höhlen) zurück und verließ einen Theil der zusammengestürzten Erdrinde, da erhoben sich denn Berge, da bildeten sich folglich Thäler. So war der neue Aufenthalt für Noah, sowie der mit ihm aus der Sündfluth geretteten Menschen und Thiere entstanden. Unsere Leser werden aber leicht selbst finden, wie Burnetts Hypothese fast aller physikalischen Begründung entbehrt. Und dennoch erklärte bereits Leibnitz auf ziemlich gleiche, also auf plutonische Art die Entstehung der Erde insbesondere! Eine noch größere Beachtung erhielt zu ihrer Zeit die vulkanische Hypothese des Lazaro Moro. Moro nahm von der Entstehung der Insel Santorin 1707, sowie von der des Monte nuovo bei Neapel 1538 Veranlassung zu der Behauptung, daß das gesammte Festland durch unterirdisches Feuer (Centralfeuer)

emporgehoben sey; er brachte diese allgemeine Idee in möglichst nahe Verbindung mit der biblischen Schöpfungsgeschichte. Pallas dagegen hat die Entstehung der Welt nicht mittelst des Feuers zu erklären versucht, sondern aus dem Wasser des Urmeeres abgeleitet; seine Hypothese stützt sich jedoch ungleich weniger auf bekannte Thatsachen. Ungewöhnlich großen Beifall aber erhielt die sehr ins Einzelne gehende Theorie des gelehrten Silberschlag, die übrigens doch nicht ohne Zwang der mosaischen Kosmogonie angepaßt ist. Nach Silberschlag schuf Gott für jeden Weltkörper das Chaos an der Stelle, die er später im Universum einnehmen sollte. Am ersten Tage entzündeten sich die Sonnen und es begannen die Umdrehungen um die Axen. Hierauf beschäftigt sich die Theorie nur mit der Entstehung und Ausbildung des Erdkörpers, wobei hauptsächlich vulkanische, jedoch auch neptunische Kräfte als Hilfsmittel zur Erklärung benutzt werden. Woodward ist ferner als einer der ältesten Neptunisten anzusehen; Hutton wird als Repräsentant der Vulkanisten genannt.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Es ist eine alte Sitte, zu Ostern einander zu beschenken, theils um zur Zeit eines so allgemeinen und hohen Freudenfestes Andern ein Vergnügen zu machen, theils weil dies von vielen Völkern geschah, welche den Anfang des Frühlings oder die Osterzeit als den Anfang des Jahres auf festliche Weise begingen und diesen wie manchen andern an sich recht hübschen Gebrauch aus der heidnischen in die christliche Zeit mit übertrugen. Da es in alten Zeiten wenig Geld gab und die Produkte der Landwirthschaft fast den einzigen Reichthum ausmachten, so schenkte man einander Honig, Butter &c., besonders aber frische Eier. Auch die Geistlichen, so wie einige andere Diener der Kirche und Schule, die um diese Zeit Geschenke und Gaben erhielten, bekamen Eier in Ueberfluß, so daß man ihre ganze Einnahme an freiwilligen Abgaben zu Ostern nur das Osterei hieß. (Das Rennei nannte man es, weil man bei diesem Einsammeln Haus bei Haus herumrennen oder schicken mußte; den Namen Schönei haben unstreitig die bunten Farben veranlaßt, mit denen es bemalt wurde.) Was sollten aber die Geistlichen, zumal in großen Diözesen, mit all' den vielen Eiern anfangen? Sie zu verkaufen, war nicht schicklich; auch würden sie wenig daraus gelöst haben, da fast Jedermann damit reichlich versehen und die Kunst, sie lange aufzubewahren, noch nicht bekannt war. Es blieb ihnen nichts übrig, als Geschenke damit zu machen, um vielleicht Anderes dagegen zu erhalten. Um ihren Präsenten aber einen neuen Werth zu verleihen, ließen sie die Eier hart sieden, färben, mit allerlei Figuren, besonders mit Engelchen, Lämmchen mit Fahnen &c. und Denksprüchen bemalen und theilten sie dann vorzüglich an die Kinder wieder aus. Daß dergleichen Eier jetzt noch die Schulmeister in Sachsen &c. und außerdem fast überall die Kinder von ihren Eltern zu Ostern erhalten, weiß Jedermann. Im Baireuthischen, Altenburgischen &c. ists gewöhnlich, daß Landleute am Gründonnerstag und Ostern ihren Pathen unter anderen Geschenken auch bunte Eier, mit Figuren und Sprüchen verziert, überreichen. Auch die Russen pflegen am Ostertage einander Eier zu schenken; besonders liebte es der hochselige Kaiser Nikolaus, die Glieder seiner Familie mit Ostereiern zu erfreuen, deren Inhalt gewöhnlich eben so reich als geschmackvoll und sinnig gewählt war. Die Halloren in Halle an der Saale schenken zu Ostern ihrem König und den Prinzen und Prinzessinen des königlichen Hauses blaue, rothe, weiße und gelbe Eier und eine Schüssel voll blendend weißen Salzes. Unter der Regierung Ludwigs XIV. und Ludwigs XV. wurden nach der großen Messe am Ostertage goldene Eier in das Kabinet des Königs gebracht, welcher sie an die Herren des Hofes vertheilte.

(Handschuhe in einer Nußschale.) Ein Wiener Handschuhmacher bietet Handschuhe zum Verkaufe an, die von Hühnerhaut verfertigt, so zart und leicht sind, daß ein Paar in einer Nußschale Raum findet.

Gemeinnütziges.

Ein französischer Missionär schreibt, daß man in China stets mit sicherem Erfolge gegen Wasserscheu eine Handvoll zarter Zweige der dort wie in Europa häufig vorkommenden Polygala (Kreuzblume) in Wasser koche und den ausgepreßten Saft den Kranken gebe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 57. Dienstag, 12. Mai 1857.

Ein Messerstich.

(Fortsetzung.)

Von ungefähr haftete Johanna's Blick an dem Eingange der Stadt, in welchen die blendend helle, staubige Landstraße hineinkroch, wie ein Fluß in sein Bett mit hohen Ufern. Das Geräusch von Wagen drang von dort herüber. Mit bangen Gefühlen dachte sie an die Welt, welche diese Mauern ihr bedeuteten. Sie wagte die Frage nicht festzuhalten, wie die Menschen, welche dort wohnten, diejenige beurtheilten, welche Anlaß zu einem blutigen Ereigniß gewesen. Sie erbebte unter dem Gedanken, den Blicken dieser Menschen mit ihrem vielleicht Zweifel andeutenden Ausdrucke einmal frei ausgesetzt zu seyn. Sie betete im Stillen, daß man ihr diesen schrecklichen Rückweg in die Welt ersparen möchte.

Da mit einemmale erschien der Wagen des väterlichen Hauses auf der Landstraße. Die außerordentliche Schnelligkeit, mit der er daherkam, fiel ihr auf. Mächtige Ahnungen zuckten durch ihre Seele; sie gerieth in Aufregung, in Verwirrung. Sie eilte vom Fenster hinweg.

„Die Welt kommt! Fort!" rief sie und irrte in widerstreitenden Gefühlen in den Zimmern umher. Sie nahm das Bildniß ihrer verstorbenen Mutter von der Wand. Die Züge des Bildes lächelten milde ihr entgegen; sie sammelte sich. Sie drückte das theure Objekt an ihren Busen und sank auf ein Polster. Schritte vernahm sie und vermochte nicht aufzublicken. Als sie des Vaters Stimme hörte, wurde der Gang ihrer Gedanken und Empfindungen gemäßigter. Sie ahnte, daß ein Augenblick sich nahe, der neue bittere Täuschungen, aber auch Verkündung unaussprechlichen Glückes bringen könne. Es däuchte ihr, als ob die verstorbene Mutter sie sanft am Kinne fasse, um dieses arme gebeugte Haupt mitleidsvoll aufzurichten. Sie gab sich dem bewältigen den Eindrucke des Augenblicks hin und weinte heiße Thränen.

Der Präsident stand tief erschüttert. Er fühlte in diesem Augenblicke, was er verlieren würde, wenn dem verheerenden Wirken dieses stillen heimlichen Unglückes nicht Einhalt gethan werde. Ein namenlos wonniges Gefühl beseelte ihn, als er gedachte, daß er nur ein Wort zu sagen habe, um heilend auf dies kränkelnde liebe Leben einzuwirken.

„Johanna!" sprach er und zog sanft eine der Hände weg, mit denen die Weinende ihr Gesicht bedeckt. „Sieh' Deinen alten Vater an. Fasse Dich, mein Kind. Ich habe schon Manches erlebt in der Welt, was mich freute; ich hatte Augenblicke, die die wärmsten Fragen des Gefühlsmenschen beglückend lösten . . . glücklicher wie heute war ich nie. Willst Du mich ruhig anhören?"

Sie lächelte schmerzlich. Sie sah die Verheißung des Ueberraschendsten in den Zügen ihres Vaters und warf sich mit heftigem Schluchzen in seine Arme.

„Das wird nun Alles anders!" fuhr der Präsident mit bewegter Stimme fort, schlang die Arme fester um die Weinende und beugte sich mit feuchtem Blicke zu ihr nieder. „Morgen ist Ostern und alle Welt will sich da des Lebens freuen. Wie wäre es denn, wenn Ihr — Du, Mildleben und Antonie — morgen früh dem Rheine hinunter führet und dem Armen auf dem Ditofels die Thüre öffnetet! Derjenige, der für Klarbach gebeten, ist nach dem Wunsche des Herzogs schon mit einer Vollmacht unten. Klarbach ist frei!"

Da beugte sie das Haupt zurück. Der letzte Schmerz zuckte ihr durch die schönen Züge. Sie lächelte in seltsamem Ausdruck. Kraft zum Han-

deln durchströmte ihre Seele. Sie küßte innig denjenigen, der sie in diesem Augenblicke so hoch hob, damit sie den verlorenen Weg in ein glückliches Leben wiedererblicken könne. Rasch wand sie sich dann aus seinen Armen und durchschritt in einer Aufregung das Zimmer, die es ihr unmöglich machte, ihren Drang zum Handeln den äußeren Umständen ruhig unterzuordnen.

„Das Leben ist kurz! . . . Nein! Das Leben ist lang!" sagte sie in einem Tone, der ihrer Stimmung entsprach. „Wir müssen eilen, Mildleben und Antonie. Gott! ich habe ja seit Monaten keinen Menschen um etwas gebeten; aber Eile verlange ich heute. Monate lang bin ich schon auf dem Ottofels, und morgen muß ich dennoch hinfahren. Wenn es doch nur schon Morgen wäre!"

Der Morgen kam. Als der erste Sonnenstrahl durch das helle Grün der Bäume brach, waren die Reisenden schon unterwegs. Ein Drittheil des Weges sollte, des angegriffenen Zustandes Johanna's wegen, zu Wagen, der Rest mit dem Dampfboote zurückgelegt werden. Die Sonne ging den Weg, den die Reisenden eingeschlagen. In dem einen Dorfe läutete man zur Kirche, in dem andern gakerten die Hühner und hörte man das Hackmesser, das emsig das Mittagsgemüse bearbeitete. Mildleben und Antonie konnten nicht müde werden, mit inniger Freude die Umwandlung zu betrachten, die in Johanna's Wesen vorgegangen. Auf den Zügen der Letzteren lag der Ausdruck, daß sie nun den Antheil an den Freuden der Welt wieder fühle. Sie blickte sinnend in die Ferne, als ob sie sich die Erscheinung Klarbachs unter denselben Empfindungen vorführe. Wie lautete aber auch die Erzählung des Dulderlebens, das der Gefangene auf dem Felsen am Rheine seither geführt?

Der Winter lag mit schwerer Hand auf der Natur. Von seiner Zelle aus sah der Gefangene den mächtigen Rhein tief unten langsam in eisige Bande legen. Frei und fessellos sah er ihn einst unter einem blauen warmen Himmel dahinfließen. Wie seine Wellen weithin lustig flutheten, so ging damals sein eigenes inneres Leben in frischem Pulse schönen Zielen entgegen. Damals standen Mildleben, Antonie und Johanna neben ihm. Die Welt zählte ihn noch zu seinen Kindern von makellosem Rufe und die Menschen, die ihm am liebsten, waren an seiner Seite. Es war droben in der Morgenbach. Auf thurmhohen Felsen standen zahlreiche hellblaue Glockenblumen in der Größe von Tulpen; goldenes Sonnenlicht durchdrang ihre zarten Kelche, daß sie durchsichtig schienen. O wie schön das ist und wie gut, daß sie Niemand knicken kann! sagte Johanna. Sie blickte auf Klarbach; in ihrem Auge lag der rührende Ausdruck, wie wenn der Tag tausend neue schöne Seiten in der noch so wenig ihr bekannten Welt aufdecke. Es war das erstemal, daß Klarbach einem oft bekämpften, tiefen, warmen Gefühle sich ergab, den innern Ausruf that: Wie glücklich, wenn ich diese Stimme für immer in meiner Nähe hätte! . . .

Das ist nun Alles dahin! sagte er, als der Ottofels als Geächteten ihn aufgenommen. Was ich meinen bangen Fragen um das Leben zu jener Zeit alles geantwortet: es ist umsonst. Hier brach der Elende herein, um dem nach Menschenglück Verlangenden schmählichen Verrath und Betrug zu spielen. Wie konnte der Bildungsmensch Herr in mir bleiben, als ich eine Niederlage über mich hereinbrechen sah, die von vornherein mir die Zukunft eines innerlich verkrüppelten, fast lebensunfähigen Menschen zeigte. Mein Leben war so gut wie genommen. Sollte ich den letzten Augenblick, der mich zum Handeln, zum gewaltigsten befähigt fand, verstreichen lassen, ohne an demjenigen mir Genugthuung zu verschaffen, der es ja höhnisch verneinte, daß auf diesem Wege Jemand zu dem Unglück eines verlorenen Lebens sinken könne? . . Ich war vernichtet, mein Gegner stand; mit ihm sein unerhörtes Urtheil. . . . Nur mit dem Griffe nach seinem Leben konnte ich der Wahrheit zum Siege helfen.

(Schluß folgt.)

Astronomische Räthsel.

Geht die Welt so bald unter?

(Schluß.)

Schon viel früher griff der schwärmerische Gelehrte Whiston die Sache ganz anders an; er nämlich, der sich in die Kometen vernarrt hatte, hielt diese Himmelskörper für die Erzeuger aller übrigen im Sonnensysteme. Wiedeburg läßt gar die Erde erst einen Sonnenfleck, nachher einen Kometen seyn, der endlich vom Schöpfer in seine gegenwärtige Bahn eingewiesen wurde und einen planetarischen Lauf erhielt, nachdem der Komet zu einem kugelförmigen, dichten Körper umgewandelt worden war. Eine aufmerksame Berücksichtigung verdient der be-

rühmte Buffon. Dieser stellte eine, auf Kometen begründete, nur anders als von Whiston ausgeführte Theorie auf. Er setzte nämlich, wie dieser, zuerst nichts als die Sonne und unzählige Kometen voraus, welche jene nach allen Seiten umschwärmten. Von diesen Kometen konnten und mußten aber manche im Laufe von Jahrtausenden der Sonne viel näher kommen, als die übrigen. Ein solcher Komet konnte alsdann geradezu auf die Sonne stoßen und nun mit ihr vereinigt bleiben, um die Masse der Sonne zu vermehren oder den Verlust zu ersetzen, den letztere durch das stete Ausströmen ihres Lichtes erleidet. Oder der Komet konnte bei seiner Begegnung mit der Sonne in nur schräger Richtung blos deren Oberfläche streifen und so ein größeres oder kleineres Stück von der Sonne abreißen, welches Stück von nun an auf der großen Bahn des Kometen von diesem weiter fortgeführt wurde. Weil aber damals, wie Buffon ganz sicher weiß, die Sonne sich in einem flüssigen Zustande befand, und weil die an die Sonne stoßenden Kometen nur von der Westseite herkommen können, so erklärt sich, wie Buffon fest überzeugt ist, auf die obige Weise ganz leicht die Entstehung sämmtlicher Planeten und ihre Bewegung von Westen nach Osten um die Sonne.

Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts, als Chladni bestimmt nachgewiesen, daß im Weltraume sich bewegende Körper (Meteorsteine) auf die Erde herabfallen, tauchte ein, von den früheren ganz verschiedener Erklärungsversuch auf, nach welchem die Erde als ein Conglomerat von Meteorsteinmasse betrachtet wird. Alle diese Hypothesen verschwinden jedoch mehr oder weniger in ihr Nichts vor dem geistreichen, viel Wahrscheinlichkeit besitzenden Erklärungsversuche Franklin's, den daher Lichtenberg einer ziemlich vollständigen Darstellung für würdig befunden hat. Franklin war der Meinung, die Erde bestehe in ihrem Innern — weil die auf ihr vorfallenden Zerstörungen zu groß sind, als daß sie hätten entstehen können, sobald die Erde auch noch jetzt eine durchaus solide Masse wäre, — aus einer Flüssigkeit, dichter als alle bekannten festen Körper, welche also in jener schwimmen können. Weil nun die Luft bekanntlich durch stete Vermehrung des auf ihr lastenden Druckes eine so große Dichtigkeit erlangen kann, daß die festesten Körper, z. B. Gold, auf ihr schwimmen würden, so hielt es Franklin für möglich, daß die Erde selbst aus einer, gegen den Mittelpunkt hin immer mehr und mehr verdichteten Luft entstanden sey. Angenommen, daß alle Materie mit ihren Kräften im Uranfange wie ein Dunst (Nebel) durch den endlosen Raum ausgebreitet gewesen, so mußten beim Beginnen des Wirkens der Anziehung aller einzelnen Theile dieser Materie, die schweren Dunsttheilchen sich dem Mittelpunkte mehr nähern und, vermöge ihrer Elasticität auch wieder einander abstoßend, zugleich bei großer Anhäufung dichter werden. Auf eine solche Art könne wohl die Luftkugel entstanden seyn, welche nun zur Erdkugel gebildet ward. Wir müssen es jedoch dem eigenen Nachlesen im zweiten Bande, Heft VI., des Romberg'schen Werkes überlassen, sich über die weitere Ausführung dieser Idee zu unterrichten, welche mit den chemischen Vorgängen, die wir heute noch auf Erden beobachten, sehr wohl übereinstimmt. Auch nahm schon Newton eine dunst- oder nebelartige Urmaterie an.

Sehr verschieden von allen den bisher erwähnten Ansichten über die Entstehung unserer Planetenwelt ist die sinnreiche Hypothese des großen Mathematikers und Astronomen Laplace. Dieselbe gründet sich hauptsächlich auf drei allgemeine Eigenschaften unseres Sonnensystems, von welchen man bis zu Ende des vorigen Jahrhunderts keine genügende Erklärung hinsichtlich ihres Ursprunges zu geben vermochte. 1) Alle Hauptplaneten bewegen sich um die Sonne von Westen nach Osten; sämmtliche Nebenplaneten laufen um ihre Hauptplaneten von Westen nach Osten, und die Rotationen der Planeten um ihre Axen geschehen gleichfalls von Abend nach Morgen. 2) Die Bahnen der meisten Planeten sind nahe kreisförmig, d. h. sie haben nur eine geringe Excentricität. 3) Die Neigungen der Planetenbahnen gegen den Sonnen-Aequator sind, mit nur etlichen Ausnahmen, sehr klein. Laplace erst stellte die Behauptung auf, daß diese merkwürdigen Eigenschaften auf eine das Planetensystem völlig umfassende gemeinschaftliche, beim Entstehen des Systems wirksam gewesene Kraft hinzudeuten scheinen; er meinte zugleich, daß man aus der Kenntniß dieser Kraft dann jedenfalls auch den Ursprung der Planetenwelt werde auf die wahrscheinlichste Weise erklären können. Er nahm demnach an, daß anfangs eine Flüssigkeit von ungeheurer Ausdehnung bestanden und die Sonne in Gestalt einer Atmosphäre umschlossen habe. Es ist ferner diese Atmosphäre der Sonne vielleicht eine blose Fortsetzung des Sonnenkörpers selbst gewesen, die wahrscheinlich vermöge der in ihr anfangs stattgefundenen ungeheuern Hitze sich weit über die Uranusbahn hinaus erstreckte. In Folge der viele Jahrtausende dauernden Abkühlung endlich hat sich diese Atmosphäre der Sonne bis auf die jetzige Begrenzung der letztern zurück-

und zusammengezogen. Unsere Sonne wird daher in jener grauen Vorzeit sich wie ein Nebelstern, gleichsam wie ein großer von einer kugelförmigen Dunsthülle eingeschlossener Lichtkern gezeigt haben. Sobald aber letzterer eine Rotation um seine Axe besaß, so mußte offenbar auch die Atmosphäre der Sonne, jene kugelförmige Dunsthülle, nach und nach ebenfalls rotiren. Hierdurch jedoch trennte sich die Atmosphäre, zumal als aus deren obern Regionen die anfangs so große Hitze entschwand, nothwendig in einzelne Schichten, deren Bestandtheile aber sich noch immer um die Sonne bewegen mußten. Befand sich nun in irgend einer dieser Schichten eine Masse von größerer Dichtigkeit, so zog eine solche dichtere Masse natürlich die anliegenden lockern Theile der Schichten allmälig so an sich, daß die Masse endlich eine Kugelgestalt erhielt. — So entstanden die Planeten, laufend um die Sonne in der natürlichen Richtung, nach der sich die letztere um ihre Axe bewegte, und gleichfalls in derselben Richtung rotirend, da die von der Sonne entfernten Theile des entstandenen Planeten, wegen der Axenumdrehung des ganzen Sonnenkörpers, eine größere Geschwindigkeit, als die dem Kerne nähern Theile besaßen. Da ferner die Planeten anfangs in ihrem Innern eine noch immer sehr hohe Temperatur gehabt haben müssen, so läßt sich nun, wie man leicht finden wird, die Entstehung der Satelliten (Nebenplaneten) aus ihren Hauptplaneten ganz auf dieselbe Art nachweisen, wie die so eben vorgetragene Entstehungsart der Hauptplaneten aus ihrem Centralkörper, der Sonne.

Fünf Jahre vor Laplace hatte Kant eine ähnliche Theorie des Planetensystems öffentlich mitgetheilt, und merkwürdigerweise wird die Kant-Laplace'sche Theorie durch gewisse chemische Experimente bestätigt, die zuerst von Plateau, dann von Faraday ausgeführt wurden. Es wird ein Glas mit Alkohol und Wasser gefüllt und darauf eine kleine Menge Olivenöl hinzugethan, das genau dieselbe Dichtigkeit, wie die Mischung hat. Wirklich wird wegen der Molecularanziehung jene geringe Quantität Olivenöl zu einer Kugel. Nun steckt man durch das Glas eine senkrechte Axe ein, die eine kleine Scheibe so trägt, daß deren Mittelpunkt mit dem der Oelkugel derselbe ist. Jetzt setze man gedachte Axe in Bewegung, so wird dann die Oelkugel rotiren; sofort schwillt letztere an ihrem Aequator an und flacht sich an ihren beiden Polen ab. Dies gibt ein Bild vom Entstehen der Abplattung der Planetenkugeln.

Wie scharfsinnig aber immer vorausgesetzt, wie fein geschlossen und kühn berechnet werden mag im Gebiete der Astronomie, so tappen ihre Vermuthungen, was die innere und äußere Einrichtung des Weltgebäudes anlangt, doch kaum an der Schwelle des Verständnisses. Das Wesen des All und die Absichten seiner Begründung sind auch von den mächtigsten Genies nur zu ahnen, nicht zu erforschen. Die beständige Umbildung, die wir als das oberste Naturgesetz wahrnehmen, mag an den Himmelskörpern in ungeheuern Perioden verlaufen, aber die Vergänglichkeit der Verhältnisse, die wir auf der Erde erfahren, wird sich für künftige Generationen schließlich auch an derselben bewähren. Ueberall Wechsel der Dinge — nur Einer darüber, oder Eins, was ohne Wechsel ist. Zu welchem Endziel hin leitet es die gewaltige Gährung, aus deren Blasen Sonnensysteme auflodern? Und unsere menschliche Beschränktheit im Unermeßlichen — wohin?

Dreisylbige Charade.

Meine beiden Ersten verkünden
Einen schönen, edeln Namen,
Der schon mehrmals den Thron
Des römisch-deutschen Reichs geziert.
Du magst mich vor- und rückwärts lesen,
So bleib' ich stets mir selber gleich.
Meiner Dritten gleicht auf Erden
An Dauer und Festigkeit Nichts;
Die wogenden Wellen des Meeres,
Sie prallen, sich thürmend, zurück
Und manches Fahrzeug fand
Zerschellend an mir sein Grab.

Mein Ganzes war einst zu finden
Als Feste am Ufer des Rheins;
Es barg in sich gar viele Gäste,
Die nahmen gezwungene Herberge darein;
Denn es war eine starke Feste,
Erbaut zu staatlichem Schutz,
Den Feinden von Innen und Außen zu Trutz.

Auflösung des Räthsels in № 56:

Nuß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 58. Freitag, 15. Mai 1857.

Ein Messerstich.

(Schluß.)

Monate lang hielten diese Betrachtungen Klarbach befangen. Das lief in einer Monotonie durch sein Gehirn, die wie ein Fieber wirkte. Er dachte nicht, daß die Haft einmal ein Ende habe, daß er endlich einmal unter die Menschen zurückmüsse. Es war eine fürchterliche Strafe, die er erlitt. Tag für Tag das Leben wie die härteste Täuschung und den lebendigsten Augenblick der Erkenntniß in dem Schauer eines Mordlustigen durchzufühlen —; was konnte da dafür bürgen, daß dieses ewige Leben in dem leidenschaftlichsten Ideengange den körperlichen Menschen nicht in die ärgste Gefahr brachte, ehe nur einmal der größte Theil der Haftzeit überstanden? . . . — Blaue Frühjahrsnebel lagen auf dem zugefrorenen Flusse. Das Eis sprang. Mit Hast trieben die silberweißen Schollen thalwärts. Wenn sie an jene Stellen kamen, wo der Fluß eine Biegung macht und das stolze Gebäu des Schlosses Schnuckfels auf ihn niedersieht, so trieben sie langsamer. Das Licht der Abendsonne, das sie dort überraschte, blendete sie. Regenbogenfarben blitzten auf und es schien, als wenn riesige Edelsteine aus einer unerschöpflichen Quelle unaufhörlich dahin strömten.

Ostern brach an. Das alles kam und ging, ohne daß der Mann darauf geachtet hätte, dessen Gedanken fieberhaft um die Erinnerung an Ereignisse sprangen, die seinem Leben einen tödtlichen Stoß versetzt.

Es war am Abend des ersten Ostertages. Der Ottofels blinkte unter der Sonne, daß man gestehen mußte, die alten Bursche, die da oben hausten, verständen es, den Platz in Ordnung zu halten. Die Kanonen waren glänzend polirt, die Waffen blank geputzt. Eine mächtige Fahne wehte vom höchsten Thurme, und diejenigen, die um alles dies sich verdient gemacht, waren selbst in großer Toilette.

Der Ottofels spielt keine Rolle mehr unter den deutschen Vesten. Er ist nur in einer Beziehung fest, nämlich in dem Rufe, einer der schönsten Punkte des Rheins zu seyn. Das sehen die hundert Invaliden auch recht gut ein, die darauf hausen, und halten eine solche Säuberlichkeit, die als Handlung auf eine solche Erkenntniß sich gebührt. Der Staat freilich geht noch weiter. Er meint, daß hinter einigen Dutzend Kanonen und einem hundert Invaliden sich wohl schon ein Staatsgefangener festhalten lasse. Wenn der Herzog aber den Rhein herunterfährt, so denkt der Staat: dem königlichen Gebiet drüben wollen wir es zeigen, daß es auch noch andere Herrschaften in der Welt gibt, und läßt da oben kanoniren, daß man meinen sollte, der Ottofels hätte den Herbstspaß für den ganzen Rhein übernommen.

Klarbach schritt in seiner Zelle auf und nieder. Seine bleichen Züge ließen errathen, was für Gedanken ihn beschäftigten. Der Commandant trat ein.

„Im Namen Ihrer Zukunft fordere ich Sie auf, endlich einmal zu brechen mit dieser Lichtscheue!“ sagte derselbe in eigenthümlichem, warmem Tone. „Verbietet denn das Reglement des Ottofels den Spaziergang durch die Werke? Wollen Sie es durchaus dahin bringen mit Ihrer strengen Zimmerhaft, daß ich im ganzen Land als Menschenquäler verschrieen werde?“

Klarbach lächelte mit Mühe. „Der Bereich meiner Gedanken ist eng gezogen;“ antwortete er mit entkräfteter Stimme. „Was nützt mir das Freie? Es ist einerlei, wo meine Schritte diesem Einerlei hier oben im Kopfe einen langsamen äußeren Takt abgeben! . . .“

„Was Kopf, was Takt!" unterbrach in künstlichem Zorne der Commandant. „Sind Sie denn Musikant? Hier oben wird blos getrommelt und Gehorsam ist die Parole. Ich werde Sie schon zur Vernunft und Folgsamkeit bringen!"

Der Sprecher wandte sich und ging. Unwillkürlich folgte ihm Klarbach, um ihn aufzuhalten. In der Thüre entwischte er ihm. Er stieß dafür auf eine andere Persönlichkeit.

„Mildleben!" rief er aus. Er wandte den Kopf zur Seite, reichte dem Angekommenen die Hand und sagte: „Es ist doch gar schön, daß Du wenigstens kommst." Die Thränen traten ihm in die Augen.

Bewegt zog Mildleben die beiden Hände des Freundes an sich. Er blickte ihm eine Weile mit Rührung in das von Kummer scharf gezeichnete Gesicht und sagte dann: „Thue Anderen kein Unrecht. Ich komme nicht allein! . . . Aber fort aus dem Raume hier. Hier geht der Weg in die Welt. Sie schickt eine Gesandtschaft, die alle Zerwürfnisse zwischen Dir und ihr beseitigen wird!"

Eine heiße Ahnung arbeitete sich über die Gedanken und Eindrücke empor, die Klarbach beschäftigten, daß er keiner Handlung fähig. Es war ihm, als ob er den Druck einer lieben Hand fühle und eine Stimme ihm ins Ohr flüstere: Ich habe mitgelitten! Er brach in seinem Gefühle innerlich zusammen und stand wie ein Kind. Seine Hand ruhte in der des Freundes. Er zitterte und ließ sich führen. . . .

Sie standen in einem Zimmer der Commandantenfamilie. Als Antonie die Gestalt sah, die in wenigen Monaten die Merkmale des Hinwelkens angenommen hatte, zuckte ein edler Schmerz durch ihre schönen Züge. Sie umarmte Klarbach mit dem Ausdrucke einer mitfühlenden Schwester und weinte stille. Mit einemmale wand sie sich los. Sie nahm den Erschütterten an der Hand und deutete auf Johanna, die auf einem nahen Stuhle saß und weinend ihr Gesicht mit beiden Händen bedeckt hielt. Diese dachte an den Augenblick, der ihr Geschick endlich offen an das jenes Mannes binden werde, dem sie längst im Stillen ihr Fleben, ihre Liebe und Treue gewidmet und gelobt. Ihr Herz ward beklommen, als sie die Veränderung bemerkte, die in dem Aussehen Klarbachs vorgekommen, seitdem sie ihn nicht mehr gesehen. Jetzt erst erkannte sie recht die Gefahr, die über ihm geschwebt. Sie wünschte die Augenblicke herum, die sie von dem Geständnisse und dem schönen Berufe der wärmsten Trösterin trennte; aber zu handeln vermochte sie nicht.

„Klarbach!" sagte Antonie in einem Tone, in dem ihr ganzes Herz lag, „Sie sind frei. Dort finden Sie aber eine Hand, die Sie ihr ganzes Leben nicht mehr loslassen wird! Ach, ihr armen Kinder, es stand zum Erbarmen um Euere liebe Sache. Ihr habt einen schweren Weg machen müssen und wo war die Bürge, daß ihr diese Stunde je erlebtet? Bringt der Stunde das Opfer; ergebt Euch Euerer Schüchternheit. Menschen drängten sich einst zwischen Euch. Heute kommen Menschen und suchen zu fügen und Thränen zu trocknen!"

Da trafen sich die Blicke Klarbachs und Johanna's. Das griff ihnen in die Seele, als ob der Augenblick ihnen die Vertraulichkeit schenke, wie sie sonst nur aus einem jahrelangen innigen Verkehr entspringen mag. Mit kindlicher Unbefangenheit eilten sie sich in die Arme und tauschten den ersten Kuß. Das erstemal ruhten Beide sich in den Armen, aber sie fühlten dabei, daß nun ihre Vereinigung auch völlig und unlösbar sey. Und wie sie in diesen Gefühlen innerlich erglühten, wich auch der Gram gegen den, der Vieles um die leidenvolle Geschichte ihrer Liebe verschuldet. . . Es war mehr als das Geschenk, das sich für die Armen findet, wenn man einen Glückstreffer gezogen.

Es pochte leise an der Thüre; Mildleben öffnete. Blauhorst stand in derselben. Seine angegriffenen Züge deckte die Röthe einer vorangegangenen Aufregung. Klarbach verlor die Farbe; er löste sich aus der Umarmung Johanna's. Noch hatte er ihre Hand in der seinen; es kämpften mächtige Eindrücke in ihm; er fühlte noch den warmen Friedenshauch, der in Johanna's Umarmung vorhin ihm durch die Seele gegangen. Er konnte die Ahnung nur nicht recht aufkommen lassen, daß auch der letzte Wunsch des glücklichen Tages auf dem Punkte stehe, befriedigt zu werden.

Johanna, Mildleben und Antonie mochten dasselbe empfinden. Sie blickten mit Spannung auf die Erscheinung unter der Thüre und baten im Stillen, daß ihre schöne Ahnung nicht betrogen werde. Langsam schritt der Ankömmling dem jungen Paare entgegen. In seinem Auge brannte das Feuer einer edlen Bewegung. „Ich war der erste, der gefehlt, Klarbach!" sagte er in gefühlvollem Tone. „So komme ich auch zuerst und biete die Hand zur Versöhnung. . . . Ich suchte gut zu machen, was ich konnte. Als ein neuer Mensch stand ich von meinem Lager auf, und den ersten Gang, den ich that, machte ich zum Herzog. Das Papier hier besagt das Nähere. Nimm es als

ein gerngegebenes Angebinde für Deinen Verlobungstag und mich selbst als einen Freund, der Dir von nun an keine Unehre machen wird!"

Wie der Gruß eines wiedergekommenen, verschollen geglaubten, liebewerthen Mitmenschen ergriffen diese Worte die Anwesenden. Mit offenen Armen eilte Klarbach dem bewegten Sprecher entgegen. Die anderen drängten sich freudig um die Vereinigung der Beiden. — Drüben über den Bergen des linken Rheinufers blinkte der Abendstern. Er leuchtete einer herrlichen Natur und manchen frohen Menschen. . . . Wer aber war glücklicher, wie die fünf auf dem Ottofels?

Mannigfaltiges.

Nach Wilkes' Beschreibung ist die Gruppe der Fidschi-Inseln die reichste und werthvollste ganz Polynesiens. Ihr Ertrag ist so ergiebig, daß sie eine Million Menschen ernähren könnte, gegenwärtig aber hausen nur 130,000 Kannibalen auf jenen Inseln, d. h. Menschenfresser in des Wortes verwegenster Bedeutung. Wilkes' Mittheilungen folgend, sagt die Berliner „Allgemeine Zeitschrift für Erdkunde" in ihrem neuesten Hefte: „Die Bewohner der Fidschi-Inseln sind wilde und grausame Barbaren. Es ist Thatsache, daß sie Hunderte von Weißen geschlachtet und verzehrt haben. Sie sind Menschenfresser nicht nur weil ihre Religion es vorschreibt, sondern weil Menschenfleisch ihnen vorzugsweise mundet und für den größten Leckerbissen gilt. Es gehört zur Höflichkeit, daß ein Freund dem andern von Zeit zu Zeit einen Arm oder eine Lende schickt, die mit Dank für den Geber auch dann verspeist wird, wenn sie schon etwas angegangen ist. Der Fidschi-Insulaner bedient sich eines sehr bezeichnenden Vergleichs, wenn er einen Leckerbissen beschreiben will; er schmecke ihm, sagt er, „so zart wie Menschenfleisch". Menschenopfer werden jetzt häufiger, wie in früheren Zeiten dargebracht, weil die Liebhaberei an der „süßen Speise" gewachsen ist; und als Wilkes Vorstellungen dagegen machte, erklärte man ihm offen und rund heraus: „es schmeckt gut," vinaka. Die zahlreichen Häuptlinge liegen häufig in Fehde mit einander, man unternimmt Raubzüge, um Menschen zu fangen, die dann erschlagen und verspeist werden; jeder Kriegsgefangene oder im Treffen Gefallene wird gebraten. Noch mehr; die Kannibalen verzehren nicht blos ihre Feinde, sondern verspeisen auch das Fleisch ihrer Freunde, und es wird erzählt, daß wenn einmal Noth eintritt, die Familien ihre Kinder austauschen, um doch wenigstens nicht ihr eigenes Fleisch und Blut zu fressen. Das Fleisch weiblicher Körper wird vorgezogen; Frauen dürfen kein Menschenfleisch in Gegenwart der Männer zu sich nehmen, auch ist der Genuß im Allgemeinen ein Vorrecht des Adels, weil das gemeine Volk nur dann etwas erhält, wenn großer Ueberfluß da ist. Gewiß ist es wünschenswerth, daß einem so grausenhaften Treiben ein Ende gemacht werde. Aber leider geben uns die Weißen auch auf den Fidschi-Inseln dasselbe widerwärtige Schauspiel, wie auf den meisten übrigen Eilanden im großen Ocean. Die niedrigen Motive des Handelsneides und Eifersucht verschiedener Nationalitäten und Kirchen treten auch dort in schroffer und höchst unerfreulicher Weise hervor."

Im „Moniteur de la Loire" findet sich nachfolgender Auszug aus einem Briefe eines jungen Missionärs aus Shang-Hai, welcher eigenthümliche Details über eine militärische Uebung der Garnison dieser chinesischen Stadt enthält: „Man kann sich — sagt der Berichterstatter — nichts Sonderbareres denken. In Mitte des Marsfeldes stellen große bemalte Leinwandstücke die Mauern einer Festung mit einem Thore vor. Die Soldaten sind hinter der Leinwand versteckt, gegenüber sitzen die kommandirenden Mandarine. Im Augenblicke, wo die Uebung beginnt, verbeugt sich ein Herold mit einer Fahne vor ihnen bis zur Erde; worauf dann ein Ausrufer hinter ihnen auf eine Estrade steigt und ihre Befehle mittelst eines Sprachrohrs verkündet. Auf dieses Zeichen öffnen sich die Thore, und ein Dutzend auf kleinen Pferden reitender Offiziere kommen zuerst zum Vorschein, hinter ihnen laufen die Soldaten in kurzem Trab herbei, die Röcke wie Köchinnen bei der Arbeit hinaufgeschürzt. Der vierte Mann trägt auf dem Rücken eine lange Stange mit einem Richtfähnlein. Einige sind mit Pfeilen, Andere mit Aexten bewaffnet; nur Wenige tragen ungeschickt europäische Flinten und die meisten der chinesischen Gewehre, so groß, wie unsere Wallbüchsen, werden von zwei Mann gehalten, welchen ein dritter mit Lunte und Munition folgt. Nun beginnt das Exerciren! Diese sonderbaren Soldaten führen wahrhafte Contretänze aus; — sie vermengen sich untereinander und verbergen sich dann wieder hinter der Leinwand. Nach einigen Minuten erscheinen sie neuerdings und die Uebung beginnt von vorne."

Das Tribunal des Seine-Departements hat im Monat Januar drei Milchhändler, welche Gall'sche Grundsätze unversüßt anwandten, empfindlich abgestraft; nicht allein daß die betreffenden Urtheile in fünfzig Exemplaren an die Thüren der Damnificaten und ihren Wohnvierteln während 3 Wochen angeschlagen und außerdem in vier Zeitungen, natürlich auf Kosten der Betreffenden, bekannt gemacht wurden, so kostete auch den einen, Namens Pinon, ein Zusatz von 22 % Wasser zur Milch einen Monat Gefängniß und 50 Frcs. Strafe, einen Anderen, Vergnes-Durand, welcher wußte, daß die von ihm verkaufte Milch gefälscht war, zwei Monate und 50 Frcs. und eine Frau Parquet das doch so unschuldige Wässern, das, wie sie sagte, sie nicht einmal selbst ausgeführt hatte, 20 Tage Arrest und 50 Franken.

In einem französischen Städtchen ward ein Kerl wegen allerhand Zauberkünste, die er ausgeübt haben sollte, vor den Maire gezogen. „Wißt Ihr, daß Ihr höchst strafbar?" fragte der Letztere, „Ihr treibt lauter Teufelskünste, die ganze Stadt behauptet, Ihr wäret ein Hexenmeister." — „Ei, wenn man sich an das Stadtgerede kehren wollte," erwiederte der Beklagte, „von Euch, Herr Maire, spricht man auch Allerlei." — „Und was wäre das?" fragte auffahrend der Maire. — „Ei, von Euch sagt die ganze Welt, Ihr wäret gerade kein Hexenmeister," lautete die Antwort.

In einem Lias-Steinbruch, welcher dem Herrn John Erins (Street in Somerset) gehört, hat man kürzlich ein ganz gut erhaltenes Exemplar von einem Plesiosaurus gefunden. Es hat eine Länge von 7 Fuß 9 Zoll und lag 18 Fuß tief in einem der untersten Liasfelsen gebettet, den schwanenartigen Hals anmuthig rückwärts gewendet und den langen Schwanz aufwärts gekrümmt. Sachverständige haben dieses Exemplar für das vollkommenste erklärt, welches bis jetzt gefunden worden ist, da auch nicht der kleinste Bestandtheil fehlt. Ein merkwürdiger Umstand ist ferner, daß in demselben Steinbruch, aber nur 3 Fuß unter der Oberfläche, in einem Mergellager ein sehr schönes Exemplar von einem Ichthyosaurus gefunden worden ist. Der Herzog von Marlborough hat dieses Exemplar für 100 Pfd. St. gekauft und es bildet jetzt einen Bestandtheil von dessen Sammlung in Blenheim.

In einer kürzlich gehaltenen Vorlesung über merkwürdige Gedächtnißbegabung führte der englische Cardinal Wisemann mehrere interessante Beispiele an. So erzählt er, daß ein französischer Geistlicher, der während der ersten französischen Revolution nach England geflüchtet und dort wegen seines wundersamen Gedächtnisses bekannt geworden war, einst auf die an ihn ergangene Aufforderung, eine Probe dieser seiner Eigenschaft abzulegen, eine Zeitung zur Hand genommen und durchgelesen habe, worüber eine halbe Stunde verstrichen sey. Nachdem dies geschehen war, recapitulirte er deren gesammten Inhalt, die Fonds-Notirungen und Anzeigen mit inbegriffen, ohne Auslassung eines einzigen Wortes. Auch vier Männer citirte der Genannte, welche die gesammte Bibel auswendig mußten, nämlich Papst Paul IV., Peter Pontanus, einen blinden Michael Langlois, und einen Deutschen, August Parrius. Der Letzte kannte die hl. Schrift hebräisch.

Eine tausendjährige Eiche in Preußen. Westfalen war von jeher „das Land der Eichen". Es trug und trägt manchen dieser herrlichen Königsbäume, der den Wechsel der Zeiten und der Völker überlebte. So steht auch gegenwärtig noch auf dem dem Reichsfreiherrn v. Fürstenberg gehörigen Rittergute Körtlinghausen, Kreises Lippstadt, im Regierungsbezirk Arnsberg eine Eiche, die den Traditionen und der wissenschaftlichen Meinung Sachkundiger zufolge über 1000 Jahre alt ist. Dieselbe mißt von der Wurzel bis zur Spitze etwa 70 Fuß und im Umkreise des Stammes etwa 40 Fuß rheinl., übertrifft demnach die höchsten und stärksten Eichen in Schweden und Frankreich. In dem hohlen untern Raume dieses merkwürdigen Baumes können 24 Personen aufrecht stehen. Der Raum ist verschließbar und enthält eine Treppe aus Eichenholz mit Rinde. Der Baum hat noch so viel Lebenskraft, daß er nicht allein jedes Jahr gleichzeitig mit den andern Eichen grünt und ein schönes, schattiges Laubdach bildet, sondern auch die Kanten der vor einiger Zeit unterhalb des Stammes gemachten Thüröffnung wieder vernarbt, nämlich mit 3 Zoll dicker frischer Baumrinde überwachsen sind.

Auflösung des Räthsels in № 57:

Ottofels.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 59. Sonntag, 17. Mai 1857.

Die Wunderblume.

Es gleicht das Herz wohl einem Heiligthume,
Darein gelegt ein Körnchen die Natur,
Das hier ersprießt zu jener schönen Blume,
Die nichts gemein mit Jenen auf der Flur.

Das Einzige, worin sie diesen gleichet,
Ist dies allein, daß sie oft schnell verblüht,
Oft kaum entfaltet, ach! auch schon erbleichet,
Gesenkten Hauptes aus dem Herzen zieht.

Der Eine sieht sie hoffnungsvoll erkeimen,
Die zarte Blume, und die Seele malt
Sie ihm schon aus mit gold'nen Farbensäumen,
In welchen sie ihm einstens glänzt und strahlt.

Und sieh! jetzt hat sie schön sich ihm erschlossen,
Er wähnt sich glücklich, denn — er ist noch blind
Und sieht die Thränen nicht, die schon geflossen
In ihrem Kelch und da gesammelt sind.

Dem Andern wieder blüht sie ganz verborgen,
Die Wunderblume, und er weiß noch nicht,
Wenn er sie grüßt an einem schönen Morgen,
Ob sie ein Sturm ihm nicht am Abend bricht.

Die dann dem Herzen keimet als die Zweite,
Hat keine Farbe, die der Ersten gleicht;
Er sieht sie blüh'n, doch ohne Lust und Freude,
Bis er einst selbst verblühet und erbleicht.

Und mancher ist wohl, dem sie gar nicht blühet,
Des Herzens Blume, die so wunderbar
Uns oft verkettet, zu einander ziehet,
Wenn auch kein Wort dem Mund entflohen war.

Sie ist ihm schon im ersten zarten Keime
Verwelkt — es fiel ein Reif in kalter Nacht —
Und mit der Blume sind die Jugendträume
Jetzt auch dahin, die ihm so schön gelacht.

Nur wen'ge dieser Blumen mag es geben,
In deren Kelch nicht wohnet auch der Schmerz,
Nur wen'ge, die im wechselvollen Leben
Auch blühend bleiben — selig dieses Herz!

Heil, dem sie schon der Himmel schön entfaltet,
Und dessen Seele sich mit ihr vertraut,
Heil! diesem Herz, das nicht für sie erkaltet,
Das nicht nach ihr vergeblich in sich schaut.

Wer diese Wunderblume in sich schließet,
An ihre Kraft und ihren Zauber glaubt,
Den hat ein Engel auch schon hier begrüßet
Und Segen waltet über seinem Haupt.

O pflege sorglich ihre ersten Keime,
Du, dessen Herz sie einstens noch belebt,
Ein Hauch verweht schon ihre gold'nen Träume,
Die sie noch schlummernd in die Seele webt.

Beschütze wohl die erste zarte Blüthe,
Sie fällt so gern von ihrem Stengel ab,
Und fällt sie ab, dann fällt mit ihr dein Friede,
Und beiden gräbst du frühe schon das Grab.

O junges Herz! daß diese Jugendblume,
Durch die das Leben uns schon himmlisch hier,
Doch einstens auch in deinem Heiligthume
Sich schön entfaltete, — o daß sie dir

Doch nie erbleiche, ewig blühend bliebe
Und immer lächelnd zeigte dir das Haupt,
Die farbenreiche Wunderblume: Liebe,
Die ihrer Krone oft so früh beraubt.

Eine Verlobung wider Willen.

1.

Es war an einem Sommerabend, als zur Zeit, wo es noch keinen Schienenweg zwischen Leipzig und Frankfurt gab, der Eilwagen, der die Verbindung zwischen beiden Städten herstellte, in Eisenach vor der Thüre des Gasthofes „zum Propheten" einen Reisenden absetzte, welcher ein so anständiges Aeußere hatte, daß Herr Wolf, der Gastwirth, ihm trotz seines bescheidenen Gepäckes doch eines der besten Zimmer seines Hotels anweisen zu müssen glaubte.

Der Reisende, ein Mann von etwa 50 Jahren, war sehr einfach gekleidet, allein der militärische Schnitt seines blauen Rockes, in dessen Knopfloch ein gelbes Ordensbändchen zu sehen war, sowie die Spornbüchsen an den Absätzen seiner Stiefel ließen vermuthen, daß er Offizier sey. Nachdem er eine Viertelstunde in seinem Zimmer zugebracht hatte, um sich daselbst einzurichten, kam er wieder herunter und setzte sich mit gemüthlicher Familiarität auf die steinerne Bank vor dem Hause, wo bereits der Wirth in phlegmatischer Ruhe seine Siesta hielt und seinen silberbeschlagenen Meerschaumkopf rauchte.

Herr Dalmann, diesen Namen hatte der Reisende ins Fremdenbuch eingetragen, reiste, wieder laut dem Fremdenbuche, zu seinem Vergnügen.

„Schon lange," begann er das Gespräch mit Herrn Wolf, „wollte ich diesen schönen Theil von Deutschland sehen, und in der That gefallen mir diese Berge und Thäler, namentlich aber dort drüben die alte Wartburg so außerordentlich, daß ich im Sinn habe, hier einige Wochen zu bleiben, um so recht nach Herzenslust die Reize dieser Gegend genießen zu können. Wenn ich aber mit dem hiesigen Aufenthalt ganz zufrieden seyn soll, so muß ich eine Liebhaberei befriedigen können, die mir so zu sagen angeboren ist."

„Und die wäre?" fragte der Wirth.

„Meine außerordentliche Passion für Musik. Ich bin zwar nicht selbst Musiker, denn es ist mir unmöglich, vier Noten richtig zu singen oder einen Violinbogen ordentlich zu halten, allein Musik zu hören, sey es nun eine jener herrlichen Symphonien Beethovens oder ein Walzer von Strauß, könnte ich weiß Gott was Alles unternehmen."

„Nun," erwiederte der Wirth, „dieser Passion können Sie hier gerade schon Genüge thun. Es ist ein philharmonischer Verein hier, der alle Sonntage Produktionen gibt, die oft schon in der Weimarer Zeitung gerühmt worden sind, und gerade gegenwärtig befinden sich auch Prager hier, die sehr gut seyn sollen und übermorgen ihr erstes Concert im Rathhause geben werden."

„So," sagte Dalmann erfreut, „nun das ist ja prächtig! Uebrigens sind dies nur außergewöhnliche Genüsse, ich möchte aber auch Etwas fürs tägliche Leben. Auf der Herreise habe ich von einem gewissen Herrn Wander gehört, der hier leben und das Waldhorn so ausgezeichnet blasen soll. Sagen Sie mir, Herr Wirth, ist dies so? denn gerade das Waldhorn entzückt mich mehr als alle andern Instrumente."

„O, das glaub' ich!" entgegnete Herr Wolf. „Herr Wander ist weit und breit bekannt, sowohl wegen seiner Virtuosität als wegen seiner Melancholie, denn keinen traurigeren, kopfhängerischen Menschen als diesen Waldhornisten kann es nicht leicht mehr geben."

„Ei, was Sie da sagen!" rief Herr Dalmann verwundert aus, „und kennen Sie die Ursache dieser Melancholie?"

„Vielleicht ist es die Liebe," meinte der Wirth; „allein," fuhr er fort, „das sind Dinge, die mich nichts angehen. Mir genügt, daß Herr Wander ein ganz charmanter junger Mann ist, vollkommen rangirt, sparsam, aber desto pünktlicher im Zahlen, und daß er außerordentlich gut bei den hiesigen Honoratioren steht, obwohl er ein Fremder ist."

„Also Herr Wander ist nicht von Eisenach?" fragte Dalmann.

„Nein," antwortete Wolf, „ich kann ihnen aber nicht sagen, was er für ein Landsmann ist, da er eine ganz fremdartige Aussprache hat, eine wahre Mischung aller Dialekte, so daß ich nicht weiß, welchem von unsern zweiunddreißig Staaten er angehört, oder ob er am Ende gar kein Deutscher ist."

„Ihre Mittheilungen machen mir diesen jungen Mann interessant," sagte Dalmann; „ich möchte ihn kennen lernen."

„O das ist leicht," entgegnete Wolf, „das heißt, wenn Sie sich begnügen, ihn von Sehen kennen zu lernen, denn zu einer näheren Bekanntschaft werden Sie es schwerlich bringen, da Herr Wander der sehr menschenscheu und der unzugänglichste Misanthrop ist, der mir noch je vorkam. Gehen Sie nur auf die Wartburg hinauf, da können Sie ihm begegnen, weil er dorthin täglich, und zwar um diese Stunde seinen Spaziergang macht."

„Nun gut," erwiederte Dalmann, „ich bin grade aufgelegt zu einer Promenade, und da es ja einerlei ist, welchen Weg ich einschlage, so will

ich einmal mein Glück versuchen. . . . Also auf Wiedersehen, mein lieber Herr Wolf."

„Gehorsamer Diener!" sagte Herr Wolf ziemlich trocken, und bei sich selbst dachte er: sollte der Herr vielleicht von der geheimen Polizei seyn?

(Fortsetzung folgt.)

Erprobte Liebe.

Aus dem Französischen von H. Veltheim.

„Bei Gott," rief ich, indem ich bei einer Tasse heißen Mokka die Times las, „welch sonderbare Annonce! . . . Können Sie mir dieses Räthsel erklären, Mylord? . . . Hören Sie:

„An Miß J. D. D. D.

Miß! über Ihr Verschwinden verzweifelt Ihre Familie und skandalisiren sich Ihre Freunde! Wenn Sie zu Ihrem Vormunde nicht zurückkehren wollen, so schicken Sie ihm doch wenigstens den Schlüssel zum Zuckerschränkchen."

„Ich war mit dem Lesen dieses seltsamen Artikels kaum zu Ende, als Mr. Edmund Dentham, mein Freund, der neben mir saß und an den ich diese Frage gerichtet hatte, mir die Zeitung in der Weise entriß, daß ein Streit die unausbleibliche Folge gewesen wäre, wenn er sich nicht beeilt hätte, mich um Entschuldigung zu bitten.

„Verzeihen Sie meine Heftigkeit," sagte er, während er mit bitterm Lächeln auf das Journal blickte, welches er mit zitternden Händen hielt. „Sie werden es begreiflich finden, wenn ich Ihnen dieses Inserat erkläre. Miß J. D. D. D., an welche diese Zeilen gerichtet sind, ist meine Verwandte, meine Cousine. Sie hat das Haus meines Onkels, des Lord Dentham, der ihr Vormund ist, heimlich verlassen, um einem Elenden nachzuziehen, der sie verführte! . . . Sie wollten wissen, was mich nach Paris führte, warum ich ganz gegen meinen Geschmack keinen Ball, kein Theater, kein Concert versäume, warum ich von Hotel zu Hotel, von Restaurant zu Restaurant laufe, warum ich da frühstücke, dort dinire und am andern Ende der Stadt soupire? Nun? . . . Dies Alles geschieht in der Hoffnung, irgendwo meine Cousine wiederzufinden."

„Und Sie glauben, daß sie in Paris ist?" fragte ich, nachdem ich mehrere Secunden lang sprachlos vor Staunen dagesessen war.

„Ich fange an, daran zu zweifeln," erwiederte Edmund, „da ich sie hier seit drei Wochen vergeblich suche. Aber lassen Sie uns gehen, denn hier ist der Ort nicht, um über diese Sachen zu sprechen."

„Ich habe Ihnen bereits zu viel gesagt," fuhr Edmund fort, nachdem wir die Restauration, wo wir zusammen dinirt, verlassen hatten, „um Ihnen nun nicht Alles anzuvertrauen; ich berufe mich dabei auf Ihre Freundschaft und die Anhänglichkeit, die Sie mir gegenüber für Lord Dentham an den Tag legten. Sie sehen wohl, der arme Greis verliert über diese Geschichte seine Vernunft, denn er ist es, der den seltsamen Artikel, welchen Sie vorhin lasen, in die Times einrücken ließ."

„Ich hätte Alles eher geglaubt, als daß diese Annonce, die mir nur komisch erschien, so ernster Natur sey, und daß sie ein Unglück enthalte, welches Sie, mein Freund, so nahe betrifft."

„Und wissen Sie, wer an diesem Unglücke schuld ist? . . . Niemand sonst, als Fernand, dieser inf . . ."

„Halt," unterbrach ich meinen Freund, indem ich seine Hand lebhaft ergriff, „besudeln Sie nicht mit einer solchen Bezeichnung den edelsten und besten Menschen, den ich kenne."

„O, glauben Sie mir," rief Edmund, „er hat auch Sie betrogen, wie uns, wie mich, wie diese arme Julie, die er so gewissenlos ins Unglück stürzte. Auch ich glaubte an die Biederkeit seines Charakters, ich hätte für ihn meine Ehre verpfändet."

„Und trotz Ihres Verdachtes verpfände ich die meine noch für ihn, denn die Loyalität ist in seiner Familie erblich, wie in der Ihren!"

„Und wie wollen Sie mir beweisen, daß ich mich irre? . . ."

„Indem ich Sie zu seinem Großvater führe, der Ihnen ohne Zweifel den besten Aufschluß über den jetzigen Aufenthaltsort seines Enkels geben kann."

„Zu seinem Großvater? . . . Sie überraschen mich, ich dachte, Fernand stehe ganz allein in der Welt?"

„Er hat seine Eltern, deren einziger Sohn er war, verloren, aber der Vater seines Vaters, ein Greis von 80 Jahren, lebt noch."

„Und wo?"

„In Tours."

Edmund hatte in seinen Adern französisches Blut. Es lag nichts von dem Phlegma in ihm, welches gewöhnlich dem Briten eigenthümlich ist. Er war eben so kurz, bestimmt und lebhaft in seiner Sprache, als schnell in seinen Entschlüssen, die, einmal gefaßt, mit unerschütterlicher Festigkeit von ihm ausgeführt wurden.

Unsere Conversation fand am Boulevard des Italiens statt, Edmund stieg mit mir in ein Cabriolett und eine Stunde später rollten wir in der Diligence auf der Straße nach Tours.

In trauriges Nachdenken versunken, saß er mit verschränkten Armen finster neben mir.

„Ist Miß Julie allein abgereist?" fragte ich, um dieses düstere Schweigen endlich zu unterbrechen.

„Ganz allein! . . . Es ist kaum zu glauben! Ein junges Mädchen, so schüchtern wie ein Vogel, die sich beim hellen Tage nicht allein in den Hyde-Park getraut hätte, verläßt bei Nacht und Nebel das Haus ihres Vormundes, um übers Meer zu fliehen, und weiß der Teufel, wohin zu laufen."

„In der That, es ist seltsam!"

„Und wohin, frage ich Sie, kann ein junges Mädchen von 17 Jahren gehen, die während 18 Monaten dem magnetischen Einfluß der verliebten Plaudereien eines jungen Mannes ausgesetzt war? — Ihr plötzliches Verschwinden war für uns ein Blitz aus heiterer Luft. Ein Brief, welchen wir in ihrem Zimmer fanden . . . aber hier ist er," fuhr Edmund sich unterbrechend fort, indem er aus seiner Tasche ein Portefeuille und aus diesem ein Papier nahm, „dieser Brief wird Ihnen Alles sagen." Er las:

„Wenn Sie diese Zeilen lesen, mein theurer Vormund, diese Zeilen, welche ich mit Thränen in den Augen und blutendem Herzen schreibe, wird Ihre Julie bereits weit von Ihnen seyn. Weinen Sie um mich, aber fluchen Sie mir nicht. Weinen Sie, denn es bleibt mir nicht einmal die Hoffnung, Sie je wieder zu sehen! Adieu denn, auf immer! . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wien. Unsere Damen werden in der heurigen Sommersaison, statt der Strohhüte, zur Abwechselung Hüte von Glas tragen. In der Strohwebe- und Strohstrickschule zu Zinnwald in Böhmen werden nämlich, theilweise auf Bestellung von Paris, aus Bündelchen feingesponnenen weißen oder farbigen Glases Vorduren gewebt, welche mit Strohstickereien geziert, zur Zusammensetzung von Damenhüten bestimmt sind. Die Glasköpfe dazu werden nicht fehlen.



Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 60. Dienstag, 19. Mai 1857.

Eine Verlobung wider Willen.

(Fortsetzung.)

2.

Nach zwei Stunden war Dalmann von seinem Spaziergange wieder zurück und saß an seinem Sekretär, um folgenden Brief zu schreiben:

„Lieber Freund!

„Es ist mir gelungen, unsern Flüchtling aufzufinden! Die Beschreibung, die Sie mir von ihm machten, paßt vollkommen auf einen jungen Mann, der sich hier unter dem Namen Wander aufhält, Spaziergänge im Mondschein nach der Wartburg macht und sich im Uebrigen aber so beträgt, daß er von den hiesigen Behörden sehr gerne in ihren Familienkreisen gesehen wird. Kaum hier angekommen, habe ich augenblicklich nach ihm gefahndet und war so glücklich, ihm zweimal auf seiner Promenade zu begegnen. Er erwiederte meinen Gruß zwar artig, jedoch so wie Einer, der wünscht, daß man weiter seine Ruhe nicht störe. Ich lasse ihn nun nicht mehr aus den Augen und hoffe, ihn glücklich wiederzubringen. Mit aufrichtiger Freundschaft stets der Ihre. A. G.

PS. Ich lebe hier unter dem Namen Dalmann, wonach Sie sich hinsichtlich meiner Adresse zu richten haben."

Nachdem der Brief geschlossen war, überschrieb er ihn: „An Herrn Hiarta in Werio."

Hätte Herr Wolf diesen Brief gelesen, er würde nicht ermangelt haben, seine Vermuthung über die sociale Stellung des Fremden zu beschwören. Und es schien sich die Meinung des Wirthes wirklich zu bestätigen, denn es verging kein Tag, wo sich Dalmann dem melancholischen Wander nicht zu nähern gesucht hätte. Dalmann folgte ihm von ferne auf seinen Spaziergängen und schnitt ihm dabei so geschickt den Weg ab, daß er ihm ganz plötzlich, wie durch Zufall begegnete, wo er dann nicht verfehlte, zuerst grüßend an dem jungen Mann vorüberzugehen, später ein paar Worte über Witterung und dergleichen zu riskiren und endlich Gespräche anzufädeln, bei denen Wander, um nicht unhöflich zu seyn, Stand halten mußte.

Drei Wochen waren so vergangen, allein alle Versuche Dalmanns, dem Musiker eine größere Vertraulichkeit abzugewinnen, waren bisher an dessen unbesiegbarer Verschlossenheit gescheitert.

In den Häusern, wo Wander wegen seines musikalischen Talentes gerne gesehen und mit Zuvorkommenheit empfangen wurde, hatte auch Dalmann sich Zutritt zu verschaffen gewußt; aber auch dort war Wander wie auf seinen Spaziergängen ernst, zurückhaltend gegen ihn und überhaupt gleichgiltig gegen Alles, was um ihn vorging. Die Musik allein belebte Wanders tiefsinniges Auge, doch war dies gleichsam nur ein Wetterleuchten, welches die finstere Nacht um so schwärzer erscheinen läßt, und war seine momentane Begeisterung wieder vorüber, so zeigte er sich nur um so theilnahmsloser gegen Alles, was sonst im geselligen Leben von Interesse ist.

Mehr als eine hübsche Dame von Eisenach hatte mit ihren schönen blauen Augen hie und da einen Blick voll Wohlwollen auf den träumerischen jungen Mann geworfen, mehr als Eine hatte es schon versucht, seine düstere Stirn zu erheitern, aber Wander blieb dabei kalt und fand es nie der Mühe werth, diese freundlichen Bemühungen durch ein dankbares Lächeln zu belohnen.

Nur selten versuchte er es, an der Unterhaltung einigen Antheil zu nehmen, wenn er es aber that, war leicht an dem Ausdrucke seines Gesichtes zu lesen, daß er sich einen peinlichen Zwang anthat, und daß es ihm nie ganz gelang, die ern-

sten Gedanken zu verscheuchen, die seine Seele beherrschten.

Nachdem Dalmann dies Alles beobachtet hatte und sich in seinen Annäherungsversuchen immer wieder aufs Neue getäuscht sah, machte er seinem Aerger in den Briefen Luft, die er an Herrn Hiarta schrieb.

„Hole der Teufel," schrieb er eines Tages, „unsern traurigen Ausreißer. Es gibt Momente, wo ich große Lust habe, diesen albernen Menschen mit seiner blassen Mondscheinphysiognomie im Stiche zu lassen und ohne ihn zurückzukehren. Es ist aber eine Ambitionssache, das mir vorgesteckte Ziel trotz all der Hindernisse zu erreichen, die mir durch Wanders Verschlossenheit in den Weg gestellt sind, und deßhalb will ich hier aushalten, an einem Orte, wo sich meine Unterhaltung auf die Spaziergänge nach der Wartburg und auf die Besuche beschränkt, die ich unserm Melancholius zu Liebe machen muß!"

So vergingen einige Wochen, während welcher Dalmann mit unermüdlicher Consequenz Zuvorkommenheiten aller Art an Wander verschwendete, bis es ihm endlich gelang, den Musikus so weit zu bringen, daß er eine Einladung zum Abendessen annahm. Mit triumphirender Miene führte ihn Dalmann in den Propheten, wo er in einem Extrakabinet ein wahrhaft lukullisches Souper serviren ließ.

Dies Mal, dachte er bei sich selbst, kömmt mir der junge Herr nicht mehr aus, ich würde allen Respekt vor Bacchus verlieren, wenn diese Batterie wohlgefüllter Johannisberger- und Burgunderflaschen Nichts vermöchte!

Und allerdings that sie ihre Schuldigkeit und übte ihre Wirkung, nicht aber auf Wander, sondern auf Dalmann selbst.

Als wolle er sich nämlich mehr Muth zum Angriffe antrinken, so goß sich Dalmann ein Glas nach dem andern ein, und während er über die jungen Leute zu philosophiren begann, die oft so verflucht träumerisch und trübselig seyen, übersah er ganz, daß Wander nicht trank, und daß nicht Wander sprach, sondern er.

Mit Feuer erzählte er eine Anekdote nach der andern aus seinem Leben, bis er sich endlich im Laufe des Gespräches als einen Schweden zu erkennen gab und dadurch den in Gedanken versunkenen Musiker plötzlich aufschreckte.

„Wie," rief Wander, „Sie sind ein Schwede?"

„Ihnen zu dienen, Herr v. Blaberg, Ihr Landsmann Alexander Gottorp, Hauptmann außer Dienst aus Stockholm."

„Sie verwechseln mich, mein Herr," sagte der Musiker, nur mühevoll seine Fassung behauptend, „ich bin kein Schwede und heiße nicht Blaberg."

„Sollten Sie vielleicht eben so wenig eine Familie Hiarta kennen?" fragte Dalmann, oder vielmehr Hauptmann Gottorp ruhig.

Wander verfärbte sich plötzlich.

„Mein Herr!" sagte er, „Sie scheinen mit Verhältnissen bekannt zu seyn . . ."

„Die zwischen Ihnen und dieser Familie bestehen," unterbrach ihn Gottorp, „und die mir ein Recht auf Ihr Vertrauen geben, da ich ein Jugendfreund Hiarta's und als solcher von ihm bevollmächtigt bin, Sie um einige Aufklärungen über Ihr räthselhaftes Verschwinden zu bitten."

(Fortsetzung folgt.)

Erprobte Liebe.

(Fortsetzung.)

„Dieser Brief ist doch deutlich?"

„Von einer entsetzlichen Klarheit," sagte ich. „Das ist ein Abschied für das Leben, den Ihre Cousine in der Verzweiflung schrieb. Er macht auf mich den Eindruck der letzten Klagen von Julie, die sich anschickt, ihrem Romeo in das Grab zu folgen."

„Sie wissen, daß Fernand, kaum aus der Militärschule von Saumur entlassen, seinen Abschied nahm. Er kam nach England, um eine bedeutende Erbschaft anzutreten. Zwischen seiner Familie und der unsrigen bestanden seit lange freundschaftliche Beziehungen, die ihm erlaubten, sich bei Lord Dentham vorzustellen. Der alte Commodor empfing ihn mit Wohlwollen und schenkte ihm volles Vertrauen.

„Fernand, ein schöner Cavalier, geistreich, ritterlich, . . . wenigstens in seiner äußeren Erscheinung . . . voll geselliger Talente, der die galantesten Verse zu machen und recht hübsch Romanzen zu singen verstand, verfehlte nicht, auf Julie einen tiefen Eindruck zu machen.

„Die Musik diente ihnen als Dolmetscher ihrer Gefühle und nach den Melodien von Beethoven und Schubert erklärten sie sich ihre Liebe. Die Stellung Fernands, sein durch die Erbschaft bedeutend vergrößertes Vermögen, seine persönlichen Eigenschaften, mit welchen er uns Alle bestach, machten aus ihm eine ganz annehmbare Partie. So schien auch der Vormund, der die

gegenseitige Neigung der beiden jungen Leute entstehen sah, dieselbe zu billigen, denn er wohnte mit Vergnügen ihren musikalischen Uebungen bei und hörte gerne auf die melancholischen Accorde ihrer Lieder. Ein Liebesgesang besonders, dessen Text Fernand gedichtet hatte, und der mit den Worten beginnt: „„O singe, holdes Mädchen!““ rührte den Lord stets bis zu Thränen, und selten sangen Julie und Fernand diese einfache, aber in der That äußerst liebliche Composition, ohne daß sie dieselbe auf Verlangen des Greises wiederholen mußten.

„Ermuthigt durch diese Beweise von Sympathie, welche Fernand vom Lord erhielt, gestand er ihm eines Tages, oder vielmehr eines Abends, wo er meinen Onkel wieder durch seine Musik entzückt hatte, seine Liebe und bat um Juliens Hand.

„Bei dieser Bitte zeigte sich der Lord aber auf's höchste überrascht, und ohne etwas darauf zu antworten, verließ er den Salon.

„Am andern Tage war mein Onkel ein ganz Anderer. Er war barsch, voll übler Laune, wollte nichts mehr vom Musiciren hören, indem er erklärte, daß er die Musik nicht mehr liebe, und wies alle Aufmerksamkeiten, mit welchen Julie ihn umgab, mit Kälte zurück. Vergebens suchte seinerseits Fernand seine Freundschaft wieder zu gewinnen, ja der Lord zeigte deutlich, daß er die Anwesenheit des jungen Mannes nur mit einer fieberhaften Ungeduld ertrage.

„Oefters dachte Fernand, die Verzweiflung im Herzen, daran, sich zurückziehen, dann verschob er wieder seine Abreise, indem er sich auf's Neue der Hoffnung hingab, daß das Benehmen meines Onkels nur eine vorübergehende Krisis sey. Allein der Lord achtete nicht auf die Leiden des jungen Mannes und verschanzte sich, um noch unzugänglicher zu werden, hinter seine Journale, für deren Mittheilungen vom Kriegsschauplatze er nur allein mehr Sinn zu haben schien.

„Oft rief er mitten im Lesen: O warum bin ich nicht zwanzig Jahre! Wie schnell würde ich bei unsern glorreichen Fahnen seyn, um mir Ruhm und Ehre zu erwerben!

„Er wiederholte diese Worte so oft in Gegenwart des jungen Mannes, daß Fernand endlich dieser indirekten Aufforderung zu gehorchen schien, indem er abreiste.“

„Und gab er an, wohin er gehe?“

„Nein.“

„Und Sie zweifeln noch, daß er in der Krim ist?“

„Mit Miß Julia?“

„Sind sie denn zusammen fort?“

„Miß Julia hat uns einen Monat später verlassen. Glauben Sie vielleicht, daß sie allein zur Armee ist?“

„So viel steht fest,“ erwiederte ich, „Fernand ist einer Schändlichkeit unfähig. Wenn er Ihre Verwandte liebt, so liebt er sie als Mann von Ehre. Ich weiß nicht, was vorgefallen ist, weiß nicht, was die Miß veranlaßte, den Lord zu verlassen; aber soviel weiß ich, daß ihr Fernand keine schlechte Handlung rathen konnte.“

„Gott geb's!“ seufzte Edmund. „Meine erste Idee bei der Nachricht von Fernands Abreise war die, daß er im Krimkriege die Hand derer erobern wolle, die er liebte. Allein die Flucht Juliens benahm mir diese Illusion.“

Vergebens suchte ich Edmunds Meinung zu bekämpfen, und so kamen wir endlich in Tours an, wo wir uns sogleich zu Fernands Großvater begaben.

Fernands Großvater war ein Greis von etwa 80 Jahren, zwar rüstig noch am Körper, aber blind ....

Wir stellten uns ihm als intime Freunde seines Enkels vor, die in der Absicht gekommen seyen, Fernand auf ihrer Durchreise zu besuchen.

„Seinem letzten Briefe zufolge,“ erwiederte der Greis auf Edmunds Fragen, „ist Fernand von seiner Reise nach London zurück und gegenwärtig in Chinon, wo er wieder die Direktion meiner Fabrik übernommen hat.“

Diese Antwort, in der Edmund eine Bestätigung seiner Vermuthungen sah, erregte den Unwillen meines Freundes auf's Neue, und nur mit Mühe gelang es ihm, sich zu beherrschen.

„Aber, sind Sie gewiß,“ sagte ich, „daß Ihr Enkel sich noch in Chinon befindet?“

„Und wo sollte er sonst seyn?“

„So wie ich Fernand kenne,“ erwiederte ich leichthin, um wegen unserer Fragen bei dem alten Manne keinen Verdacht zu erwecken, „ist er ein Freund vom Reisen, und wenn der Brief, den Sie erhielten, nicht vom neuesten Datum ist, so möchte ich fast bezweifeln, ob wir ihn, im Falle, daß wir nach Chinon kommen, dort noch treffen.“

Der Greis rief seiner Haushälterin, um sich von ihr Fernands Brief bringen zu lassen, den er mir sodann überreichte.

„Lesen Sie selbst, mein Herr,“ sagte er, „ich bin es leider nicht mehr im Stande, da mir mein Augen den Dienst hierzu versagen.“

Ich öffnete den Brief und schon bei den ersten Worten, die er enthielt, begriff ich, was die Haushälterin uns durch alle möglichen Winke und Zeichen, die sie hinter dem Rücken ihres Herrn machte, zu verstehen geben wollte.

Der Brief lautete:

„Mein Herr!

Eine schmerzliche Pflicht gebietet mir, Sie zu benachrichtigen, daß Ihr Enkel in der Schlacht von Inkerman fiel. Es gibt für Sie nur einen Trost über seinen Verlust, dies ist der Gedanke, daß er bedeckt mit Ruhm den Tod eines Helden starb. . ."

Tief erschüttert gab ich den Brief, nachdem auch Edmund ihn gelesen hatte, dem armen Greise zurück, der ohne Ahnung seines wirklichen Inhaltes ihn zu sich steckte.

„Nicht wahr," sagte er, „nun zweifeln Sie nicht mehr, daß Sie Fernand in Chinon treffen werden? Wie konnten Sie aber auch denken, daß er heute die Direktion meiner Fabrik übernehmen und sie morgen wieder aufgeben würde."

Es war klar, man hatte dem armen Greise das traurige Schicksal seines Enkels verheimlicht, man wollte ihm, dessen Tage gezählt waren, diesen tödtlichen Schmerz ersparen.

Fast außer Stande, unsere tiefe Bewegung zu verbergen, empfahlen wir uns so schnell, als es die Schicklichkeit erlaubte, nachdem der Greis uns vorher noch Grüße an seinen „lieben Fernand" aufgetragen hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber den bevorstehenden Untergang der Welt ist soeben in Greifenberg eine Schrift erschienen, worin in allem Ernst die Katastrophe aus den schweflichten Niederschlägen der Dampfmaschinen und Lokomotiven hergeleitet wird. Dieselben bilden nach dem Verfasser brennbares Gas, das die verschiedenen Steinkohlenlager entzünden muß, so daß der alte Spruch wahr gemacht wird: „Durch Feuer soll die Welt zu Grunde gehn."

Im Theater zu X. gab man unlängst Schiller's „Don Carlos". Marquis Posa liegt zu den Füßen der Königin Elisabeth und ruft in höchster Extase: „O Königin, das Leben ist doch schön!" Da tönt eine Stimme aus dem Paradies: „Aber theuer!" Um die tragische Stimmung des Publikums für den ganzen Abend war es durch diese zwei Worte geschehen. Lange Zeit bedurfte es, um nur aus dem lauten Lachen herauszukommen.

Eine originelle Scene wurde dieser Tage vor dem Frankfurter Zuchtpolizei-Gerichte verhandelt. Zwei Sachsenhäuser Gemüsehändlerinnen waren in Streit gerathen und hatten nach Art der Homerischen Helden ihrem Zorn durch gegenseitiges Schimpfen Luft gemacht. Das Resultat war eine Klage der Einen. Vor den öffentlichen Schranken suchte nun jede mit geläufiger Zunge ihr vermeintliches Recht darzuthun, wobei es an neuen, mitunter sehr originellen Schimpfwörtern nicht fehlte. Als der Präsident der Einen dies ernstlich verwies, sagte sie: „Wenn des net wahr iß, Herr Präsident, so soll mich, un Ihne, un die ganz werth' Gesellschaft gleich e Gewitter verschlage!" Man kann sich das schallende Gelächter der Zuschauer denken, in das selbst die ernsten Richter einstimmten.

In der Leipziger Zeitung sucht ein Kutscher, „dem schon zwei Herren gestorben, bei einer ähnlichen Herrschaft ein Unterkommen."

Gemeinnütziges.

(Wodurch kann man sich vor dem Zerspringen der Cylinder bei Oellampen schützen?) Da dasselbe meist von der ungleichmäßigen Abkühlung bei der Zubereitung herrührt, so kann man dies Versäumniß dadurch nachholen, daß man die Cylinder in kaltes Wasser legt und sie dann 48 Stunden lang kochen und dann in heißem Wasser liegend allmälig erkalten läßt. Bei der Auswahl der Cylinder hat man darauf zu sehen, daß das Glas so dünn als möglich und oben wie unten nicht angeschliffen sey, sondern angeblasene Ränder wie Wassergläser habe.

Räthsel.

Unglücklich ist wohl jeder Mensch zu nennen,
Dem dieses Ding ganz oder theilweis fehlt;
Und doch wird's Jeder nur als Schimpf erkennen,
Wenn er von andern Leuten es erhält.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 61. Freitag, 22. Mai **1857.**

Eine Verlobung wider Willen.

(Fortsetzung.)

„Aber vor Allem," rief Blaberg, der sich nun nicht länger mehr verleugnete, „erklären Sie mir doch, wie es Ihnen möglich war, mich zu finden, da man mich doch in ganz Schweden für todt hält?"

„Für todt hielt, wollen Sie sagen," erwiederte Goltorp. „Ja man glaubte in der That um so mehr an die bedauernswerthe Ausführung der selbstmörderlichen Absichten, die Sie in Ihrem Briefe an Ihren Freund Holke aussprachen, als Sie mit diesem Briefe auch Ihr Testament übersandten, in welchem Sie so großmüthig waren, als Erbin der einen Hälfte Ihres bedeutenden Vermögens die Tochter Hiarta's zu bestimmen, während Sie die andere Hälfte dem Armenfonds von Dalecarlien zur Gründung eines Stiftes vermachten, welches Ihrem letzten Willen gemäß den Namen Marienstift erhielt und dem Amalie übrigens auch den auf sie fallenden Theil Ihres Vermögens zuwies. — Nach Verlauf eines Jahres tauchte auf Einmal das Gerücht auf, daß Sie nicht todt seyen, sondern daß man sie da und dort in Deutschland gesehen habe. Dieses Gerücht gewann an Wahrscheinlichkeit, da man nirgends eine Spur Ihrer Leiche entdeckt hatte, und wurde endlich mit größter Bestimmtheit von einem schwedischen Offiziere bestätigt, der Sie hier, in Eisenach, auf seiner Durchreise gesehen und erkannt hatte. — Ich befand mich zu jener Zeit gerade auf Besuch bei meinem Freund Hiarta. Er hatte mich kurz nach Ihrem vermeintlichen Tode zu sich gebeten, um einige Zerstreuung in seine Familie zu bringen, die über Ihren Verlust untröstlich war. Als nun diese Nachrichten zu uns drangen, bat mich Hiarta, selbst nach Eisenach zu reisen, um die Identität Ihrer Person zu ermitteln und Sie zugleich um die Ursache Ihres sonderbaren Benehmens zu befragen."

„Nun, Capitän," erwiederte Blaberg, „Sie sollen Alles erfahren und ich unterwerfe mich Ihrem Urtheile. Sie selbst mögen dann bestimmen, ob ich nach Schweden zurückkehren, oder ob ich in meinem freiwilligen Exile verbleiben soll. Ich bin der Sohn armer adeliger Eltern, die ich schon in meiner frühesten Kindheit verlor. Ein Onkel übernahm meine Erziehung und verwendete mit väterlicher Liebe sein geringes Einkommen auf meine Ausbildung. Er starb als ich die Universität verließ, und ich stand in meinem 20. Jahre allein in der Welt, ohne Eltern, ohne Verwandte und ohne Vermögen. Ich ging zum Militär, wozu ich durch meine Geburt so zu sagen berufen war, und wo mir, wenn auch grade keine glänzende Carriere, doch jedenfalls eine ehrenvolle Existenz in Aussicht stand. In unserm letzten unglücklichen Kriege wurde ich mit unserm Regiment nach Finnland geschickt, wo ich das Glück hatte, mich in einigen Gefechten auszuzeichnen, so daß ich bald zum Capitän avancirte. Nach dem traurigen Friedensschluß von 1808 kam ich nach Stockholm in Garnison. Dort lernte ich in einer Abendgesellschaft bei meinem Major dessen Nichte kennen, deren zarte, liebliche Erscheinung einen solchen Eindruck auf mich machte, daß mein Herz von dem ersten Augenblick an, wo ich sie sah, ihr gehörte. Der Major, der mir sehr geneigt war, billigte von ganzem Herzen meine Wünsche und gab mit Freuden seinen Segen zu unserer Verbindung.

„Gleich nach unserer Hochzeit begaben wir uns nach Dalecarlien. O mein Herr! welche Seligkeiten genossen wir dort! Wie soll ich diese beiden Jahre schildern, während welcher wir in ungetrübtem Glücke, umgeben von der Ruhe und dem Frieden einer herrlichen Natur, neben einander lebten

„Marie war Alles für mich, ich Alles für sie. Wir bewohnten zusammen ein herrliches Schloß, welches zu den weitläufigen Besitzungen gehörte, die Mariens Eigenthum waren. Vor uns breitete sich ein schöner, klarer See aus, außer diesem waren wir von saftigen Wiesen umgeben, die begrenzt mit majestätischen Tannen einen Fleck Erde bildeten, den wir unser irdisches Eden nannten. — Im Sommer machten wir große Promenaden bald auf dem Wasser, bald in den Wäldern, wir bestiegen die höchsten und steilsten Berge, und angelangt auf ihren Gipfeln betrachteten wir mit gleichem Entzücken die herrliche Fernsicht, über die unser Auge schweifte. — Sie wissen ohne Zweifel, wie schön unser Dalecarlien ist, wie geeignet, um den Enthusiasmus eines für die Schönheiten der Natur empfänglichen Herzens zu wecken. Wenn sich die letzten Strahlen der Sonne auf dem Wasser spiegelten und mit Purpur und Gold die Gipfel der Bäume begossen, wenn alles in feierlicher Stille um uns her war und man nichts mehr hörte, als das Säuseln leichter Zephyre in den Blättern der Birken, und vielleicht dann und wann in weiter Ferne die letzten Klänge eines frommen Liedes, wie man sie in Dalecarlien so häufig singt; o! wie warf sich dann Marie begeistert an meine Brust und dankte mit Thränen in den Augen laut dem Schöpfer für unser Glück.

„Im Winter beschäftigten wir uns mit Lectüre. Wir lasen die Meisterwerke der französischen und englischen Literatur und ich belehrte dann Marie über Dies und Jenes. Nahmen wir aber die schwedischen Schriftsteller zu Hand, dann wurde ich ihr Schüler, dann war sie es, die mir von einer ganz neuen Seite die Schönheiten unserer vaterländischen Dichtungen zeigte.

„Trotz einer so glücklichen Existenz an unserem Herde, konnte ich doch nicht gleichgiltig bleiben gegen Das, was in der Welt vorging, und mit Theilnahme folgte ich den Ereignissen, die damals unser Vaterland so stürmisch bewegten. Gustav IV. hatte seinen Thron verloren und war exilirt; über ganz Europa verbreitete sich Krieg, und was auch geschah, um unserm Land die Ruhe zu erhalten, deren es zu seiner Erholung nach so heftigen Stürmen so sehr bedurfte, so war doch den Forderungen Rußlands und Frankreichs gegenüber eine längere Dauer unthätiger Neutralität unmöglich. Marie unterhielt sich oft mit mir über diese wichtigen Fragen der Politik, und obwohl sie bei dem Gedanken zitterte, sich von mir trennen zu müssen, so versicherte sie mir doch mit heroischer Selbstverleugnung, daß sie lieber mich für immer verlieren, als mich meine Pflicht vergessen sehen wollte. Da erhielten wir die Nachricht von dem plötzlichen Tode des Kronprinzen. Sie erinnern sich, in welche Aufregung dadurch ganz Schweden versetzt wurde. Der Gouverneur von Fahlun berief die größten Grundbesitzer zu sich, um mit ihnen gemeinschaftlich die Maßregeln zu besprechen, die in diesen stürmischen Tagen zu nehmen waren. Auch ich mußte dem Rufe folgen, und diese Reise, so kurz sie auch war, ist die Ursache meines jetzigen Elends.

„Ich verließ Marie mit dem Versprechen, am folgenden Tage bis längstens 6 Uhr Abends wieder zurück zu seyn. Fahlun ist vier Fahrstunden von meinem damaligen Wohnsitze entfernt, und ich konnte somit meine Rückkehr auf die Viertelstunde voraussagen. Meine gute Marie hatte mich bis an den Ausgang des Parkes begleitet, noch nie hatten wir uns selbst nur auf so kurze Zeit getrennt, und Beide waren wir so traurig, Beide so verstimmt, als gelte es einer Trennung für immer. O, mein Herr! lächeln Sie nicht über ein Gefühl, welches bei der geringen Entfernung, in der wir während so kurzer Zeit leben sollten, unbegründet und thöricht erscheinen mag; es war dieses Gefühl eine Mahnung von Oben, die Reise zu unterlassen, es war eine Warnung vor dem Unglück, das aus derselben entstehen sollte. Marie war übrigens stärker als ich, denn ohne ihre vernünftigen Vorstellungen hätte ich die Reise aufgegeben. Es handelte sich aber darum, einem ehrenvollen Rufe zu folgen und auch meine Stimme bei der Berathung so wichtiger Interessen geltend zu machen; ich konnte und durfte dabei nicht fehlen. Dies Alles stellte mir Marie, stellte ich selbst mir vor, und so stieg ich, nachdem ich mein unvergeßliches Weib zum letztenmal umarmt hatte, in den Wagen."

(Fortsetzung folgt.)

Erprobte Liebe.

(Schluß.)

Als wir uns wieder auf unserm Zimmer im Gasthofe von Tours befanden, ließen wir unsern Gefühlen freien Lauf.

„O, nie werde ich mir's verzeihen," rief Edmund, „daß ich unsern edlen Fernand so verkennen konnte. Ja, mein Freund, Sie beurtheilten ihn richtiger als ich, allein Sie konnten dies auch leichter, denn Sie gingen dabei ohne Leiden-

schaft zu Werke, während ich, ... soll ich es Ihnen gestehen . . . mich von der Eifersucht verblenden ließ, da ich meine Cousine liebe! . . . . Allein ich sehe, sie ist für mich auf immer verloren, denn sie liebte Fernand mit der ganzen Gluth ihrer Seele und hat in ihrer Verzweiflung uns verlassen, um dort den Tod zu suchen, wo ihr Geliebter ihn fand . . . . Aber ich will hin, gebe Gott, daß es mir noch gelingt, sie zu retten! . . ."

Heiße Thränen entströmten seinen Augen, ich selbst aber fühlte mich außer Stande, ihn zu trösten, denn der Tod meines Freundes Fernand erfüllte auch mich mit Schmerz. Ich beschloß, Edmund nicht zu verlassen, sondern mit ihm zur Krimarmee zu gehen, da auch ich es für das Wahrscheinlichste hielt, daß Julie dorthin sey, um nach dem Beispiele so vieler frommen und muthigen Frauen den Verwundeten und Sterbenden ihren Beistand zu leisten.

Wir fuhren noch am selben Tage mit der Eisenbahn nach Marseille, dort aber wurden wir durch eine unerwartete Begegnung an der Fortsetzung unserer Reise verhindert.

Ein verwundeter Offizier, der eben von der Armee zurückkam, erzählte uns Juliens Geschichte.

Fernand hatte ihr von Paris aus seinen Entschluß mitgetheilt, daß er den Krieg im Oriente mitmachen wolle, um dort entweder zu fallen, oder sich so auszuzeichnen, daß Lord Dentham ihm ihre Hand nicht mehr verweigern könne.

Julia ertrug zuerst mit Resignation diese Trennung, dann aber plötzlich von einer traurigen Ahnung erfaßt, folgte sie einer inneren Stimme, die ihr zurief, daß Fernand mit dem Tode ringe und daß sie zu ihm müsse, um ihn zu retten. Sie verließ das Haus ihres Onkels und bald darauf erschien sie auf den Schlachtfeldern als barmherzige Schwester.

Im Lager der Franzosen erfuhr sie Fernands Tod. Nun schien es, als suche sie auch ihren, denn überall, wo die Gefahr am größten war, zeigte sie sich als ein Engel des Trostes. Man sah sie Tag und Nacht dem Hunger, der Kälte und den feindlichen Kugeln trotzen, um überall, wo es Noth that, ihre Hilfe zu spenden. Begeistert von ihrer heiligen Mission, schienen sich ihre Kräfte zu verdoppeln, denn wie hätte sie sonst, herausgerissen aus dem Comfort des ruhigen Lebens, an welches sie gewöhnt war, die außerordentlichen Mühen und Anstrengungen ertragen können, denen sie sich mit unermüdlichem Eifer unterzog?

Während einer Nacht nun verrichtete Julia nach einem mörderischen Gefechte, welches zwischen einem russischen und einem schottischen Regiment vorgefallen war, wie sonst ihre frommen Werke der Barmherzigkeit. Der von den Kanonen zerrissene Boden war mit Blut getränkt und mit Leichen, auf die Julia bei jedem Schritte stieß, bedeckt. Sie schauderte bei dem Anblick des fürchterlichen Bildes, welches sich vor ihren Augen entrollte und das der Mond mit seinem blassen Lichte übergoß. Aber unerschöpflich in ihrer Energie, mit der die Verzweiflung ihre Seele erfüllte, spendete sie den Verwundeten ihre Hilfe. Da hört sie einen leichten Gesang, der wie ein Gruß aus dem Jenseits zu ihr dringt. Sie horcht und vernimmt die Worte:

O singe, holdes Mädchen,
Denn deiner Stimme Klang
Ertönt in meinem Innern
Wie himmlischer Gesang.

Bei den klagenden Tönen dieser Strophe erbebt Julia. Sie preßt mit beiden Händen die wogende Brust, es umschleiert sich ihr Blick, sie unterdrückt den Athem.

Da fährt die Simme fort:

Und will der Tod uns scheiden,
So singe, liebes Kind,
Da neue Kraft zum Leben
In meine Brust dann dringt.

Er ist es, ruft sie, o mein Gott, erbarme dich meiner und lasse mir meine Vernunft! und wie von einem Schwindel erfaßt, taumelt sie in der Richtung hin, in der sie das ihr so wohlbekannte Lied vernommen. Dann bleibt sie aufs Neue unbeweglich stehen, um wieder zu lauschen. Aber sie vernimmt nur das Röcheln der Sterbenden und die Jammerrufe der in ihren Schmerzen dahingestreckten Krieger.

Der Gesang war verstummt.

Da ruft sie selbst halb bewußtlos: Fernand! . . . Fernand!

Julia! erwiedert die vorige Stimme, und das junge Mädchen durchfliegt wie ein ätherisches Wesen den Raum, der sie von einem Verwundeten trennt, welcher an der Lafette einer zerbrochenen Kanone lehnt.

Es war Fernand! . . .

Fernand, der tapfere Offizier der Orientarmee, den uns im Augenblicke, als wir Marseille verlassen wollten, eine gütige Vorsehung entgegenführte und der uns selbst diese Details über Miß Julia erzählte.

„Ja," sagte der junge Offizier, „ich, der Todtgeglaubte war es, welchen Julia auf dem

Schlachtfelde mitten unter Todten und Sterbenden fand.

„Ich wurde in der Schlacht von Inkerman schwer verwundet und fiel mitten unter den Russen leblos vom Pferde.

„Als ich wieder zu mir kam, befand ich mich mit mehreren meiner braven Kameraden in russischer Gefangenschaft. Nach ungefähr drei Wochen sollten wir ins Innere von Rußland transportirt werden, als das russische Regiment, welches den Transport escortirte, von den Schotten angegriffen wurde.

„Unter anderen Gefangenen erhielt auch ich bei diesem Scharmützel abermals eine schwere Wunde. Auf diese Weise zwar aus russischer Gefangenschaft befreit, aber dem Tode nahe, lag ich hilflos in meinem Blute, als ich von Julia aufgefunden und gerettet wurde."

Diese Erzählung, einfach und zugleich erhaben, wie eine Legende aus der Zeit der Kreuzzüge, hatte uns tief ergriffen.

„Aber wo ist Julia?" fragte ich beunruhigt Fernand.

„Sie ist auf der Rückreise nach London," antwortete er, „und wenn sie die Einwilligung zu unserer Verbindung von ihrem Vormunde erlangt hat, die er nach einer so glänzend abgelegten Probe unserer Liebe nicht mehr verweigern kann, so werde ich sie dort an den Altar führen."

Edmund hatte mit Begeisterung der Erzählung Fernands zugehört.

Er begriff, daß mit der Auferstehung Fernands sein eigenes Glück, welches er noch immer in der Verbindung mit seiner Cousine zu finden gehofft hatte, für ewig zu Grabe gegangen sey; aber zu edel, um nicht mit Resignation sich in sein Schicksal zu ergeben, rief er:

„Wohlan, wir reisen zusammen, und unsern vereinten Bitten wird Lord Dentham nicht widerstehen können!"

Es ist wohl überflüssig, hinzuzufügen, daß sich Edmunds Worte bewahrheiteten.

Miß Julia ist heute Madame Fernand.

Mannigfaltiges.

Während der Anwesenheit des persischen Gesandten in Paris beschäftigten sich die Pariser angelegentlich mit der Frage, ob derselbe wohl französisch spreche. Bei dieser Gelegenheit wurde eine Anekdote wieder in Erinnerung gebracht, welche aus der Zeit stammt, in der Abd-el-Kader sich in Paris befand. Man stellte dem Emir einen Professor der arabischen Sprache vor, welcher ihn mit einer langen Anrede, vermeintlich in arabischer Sprache, begrüßte. Der Emir hörte die Rede mit allen Anzeichen der Ergebung stillschweigend an, wandte sich aber, nachdem der Professor geendigt, in vorwurfsvollem Tone mit der Frage an seinen Dolmetsch: „Haben Sie denn diesem Herrn nicht gesagt, daß ich nicht französisch verstehe?"

Dr. Stuhlmann zu Friedewalde in Kurhessen hat die Bosheit des Caffein, des Charakterstoffes in unserem „lieben Kaffeegetränke" aufgedeckt. Es ist Nichts so fein gesponnen, es kommt doch endlich an die Sonnen. Justus Liebig hat das Caffein für ein Nahrungsmittel gehalten; Doctor Stuhlmann hat es als ein Gift befunden. In Berührung mit den Nerven gebracht, hat es deren Lähmung zur Folge; in verhältnißmäßig kleinen Gaben zieht es schon den Tod zu. Also Umkehr zur Mehlsuppe und zum Warmbier.

Die „Times", bekanntlich das größte Zeitungsblatt der Welt, enthält durchschnittlich jeden Tag 2500 Inserate, also in einem Jahre beinahe eine Million. Ungeheuere Summen werden von einzelnen Leuten für Zeitungs-Inserate ausgegeben. So bezahlt Professor Halloway für seine Pillen jährlich 200 000 Thaler Insertionskosten, Rowland und Comp. für ihr Macassar-Oel 70,000 Thlr., der Schneider Nichols 30,000 Thlr.

Die Dichter Mery und Alexander Dumas haben neulich in einer Pariser Abendgesellschaft die Anwesenden durch eine Probe ihrer Federfertigkeit ergötzt. Die jetzige Frau des bekannten Girardin äußerte in ihrem Salon, sie möchte gerne für eine zu gebende große Gesellschaft zwei neue einaktige Stücke haben. Flugs setzten sich die Herren hin und waren der eine nach einer Stunde und acht, der andere nach einer Stunde und zwölf Minuten mit den Dingern fertig.

Auflösung des Räthsels in No. 59:

Nase.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 62. Sonntag, 24. Mai 1857.

Eine Verlobung wider Willen.

(Fortsetzung.)

„Alles ging in Fahlun rasch von Statten. Wir hatten uns schnell verständigt und um ein Uhr Mittags konnte ich die Heimreise wieder antreten. Ich war in der heitersten Stimmung, denn schon sah ich mich wieder an der Seite meiner Marie. Noch früher, als ich Tags vorher versprochen hatte, konnte meine Ankunft erfolgen; allein ein böses Geschick wollte es anders. Nachdem ich ungefähr eine Stunde gefahren war, brach die Are des Wagens. Ich wurde mit Heftigkeit aus demselben geschleudert, erlitt aber keine erhebliche Verletzung und hätte somit die Reise ungehindert fortsetzen können, wenn nicht mein Wagen unbrauchbar geworden wäre. Ich wollte den Rest des Weges, der ungefähr noch drei Stunden betragen mochte, zu Fuß zurücklegen, allein ich sah ein, daß ich dabei Nichts gewinnen würde, und so blieb ich denn an dem Ort, wo der Unfall passirt war, nachdem ich meinen Kutscher mit den Pferden nach Fahlun zurückgeschickt hatte, um dort einen andern Wagen und außerdem noch Leute holen zu lassen, die den meinen in die Schmiede nach Fahlun schaffen sollten. Es war dies ein Aufenthalt von wenigstens zwei und einer halben Stunde, doch ließ sich die Sache einmal nicht ändern, und es blieb mir Nichts übrig, als mich in mein fatales Schicksal zu ergeben. — Jetzt wird er angekommen seyn, nun wird er anspannen, nun wird er Fahlun wieder verlassen, so verfolgte ich mit peinlicher Ungeduld Schritt für Schritt in Gedanken meinen Kutscher. Und wie wird, dachte ich, meine arme Marie besorgt seyn, wie wird sie sich mit allen möglichen peinlichen Vorstellungen abquälen, wenn ich nun drei Stunden später ankomme, als sie hofft. Meine Angst vom vorigen Tage beim Abschiede ergriff mich aufs Neue. Es ließ mich nicht mehr ruhen, ich ging, ich lief nun selber gegen Fahlun zu, meinem Kutscher entgegen, dessen Rückkunft ich nicht mehr zu erleben glaubte. Endlich sah ich ihn von weitem kommen. Ich blieb nun stehen, ganz durchnäßt vom Schweiße und Regen, da sich inzwischen auch ein Gewitter entladen hatte.

„Es war vier Uhr vorüber, als ich zum zweiten Male den Wagen etwa eine halbe Meile außerhalb Fahlun bestieg. Ungeachtet der schlechten Wege fuhren wir so rasch als die Pferde laufen konnten, um wenigstens so viel als möglich die verlorene Zeit wieder einzubringen. Allein trotz aller Eile war es bereits 7 Uhr, als wir noch wenigstens anderthalb Stunden von zu Hause entfernt waren.

„Potz Blitz, rief da auf Einmal der Kutscher, sehen Sie doch, gnädiger Herr, wer dort auf uns wartet, und er deutete mit seiner Peitsche in der Richtung der Straße hin, die wir durchflogen.

„Wie soll ich Ihnen, mein Herr, meinen Schrecken beschreiben, da ich etwa hundert Schritte vor uns meine Marie sah. Einen Augenblick später lag ich in ihren Armen, und es vermischten sich unsere Thränen, Thränen der Freude, die sich nur zu bald in bittere Thränen trostlosen Schmerzes verwandeln sollten. Marie zitterte am ganzen Körper vor Frost, sie war durchnäßt, ihre Glieder waren erstarrt, vergebens bedeckte ich sie mit meinem Mantel, vergebens nahm ich ihre Hände in die meinen und suchte sie durch meinen Hauch zu erwärmen. Ein heftiges Fieber in Folge einer Erkältung tobte in ihr, und ich brachte mein armes Weib, die in ihrer Liebe mir entgegen gegangen war, die voll Kraft und Gesundheit vor etwa zwei Stunden das Haus verlassen hatte, krank und elend wieder.

„In der Absicht, mir eine halbe Stunde weit entgegen zu gehen, war sie durch meinen unglück-

seligen Aufenthalt immer weiter gegangen, denn sie hoffte mit jeder Minute meinen Wagen zu sehen. Inzwischen hatte auch sie der Regen überrascht. Wieder umzukehren, nachdem sie schon so weit gegangen war, dazu fühlte sie sich zu ermüdet. Sie schleppte sich also immer weiter vorwärts, bis sie endlich nach einem Marsche von 3 Stunden mit mir zusammentraf.

„Zu Hause angelangt, beeilten wir uns, sie zu Bette zu bringen. Ich schickte nach dem Arzte, der in dem etwa eine halbe Stunde entfernten Dorfe Mora wohnte. Er kam, als das Fieber in so heftigem Grade zugenommen hatte, daß Marie bereits phantasirte. — Was soll ich Sie, mein Herr, mit der Schilderung der furchtbaren Leiden ermüden, die ich während ihrer Krankheit ausstand. Tag und Nacht wachte ich an ihrem Bette, manchmal glaubte ich, ihr Puls gehe ruhiger, ihr Blick sey klarer, ihre Stimme wieder kräftiger; o mein Herr! wie hob ich da die Hände zu Gott empor und dankte voll Inbrunst für sein Erbarmen! . . . dann aber, wenige Augenblicke später, erkannte ich meinen Irrthum und verfiel wieder in meine vorige Verzweiflung. Eines Abends verlangte sie ein Crucifix, das Geschenk eines armen alten Mannes, dem sie Wohlthaten erwiesen und den sie in seinen letzten Stunden gepflegt hatte. Sie drückte ihre Lippen darauf und mir dann die Hand reichend, nahm sie mit leiser Stimme Abschied von mir auf ewig . . . dann fiel ihr Haupt zurück und es schlossen sich ihre Augen. Ihr Gesicht war so sanft, so heiter, daß man sie für einen schlafenden Engel gehalten hätte. Mit einem letzten Gedanken der Liebe hatte sie ihre Seele ausgehaucht . . . Sie war nicht mehr!"

Bei diesen Worten bedeckte Blaberg sein Gesicht mit beiden Händen und ein schmerzlicher Seufzer entrang sich seiner Brust.

„Fassen Sie Muth, mein Freund!" sagte Gottorp, indem er Blabergs Hände langsam herabzog und sanft drückte. „Sie sind ein braver junger Mann, der Himmel, der sie so schwer prüfte, wird Mitleid mit Ihren Leiden haben."

Blaberg sammelte sich wieder und fuhr fort: „Das, was ich Ihnen noch mitzutheilen habe, gereicht mir nicht zur Ehre. Das Unglück war für mich dieselbe Klippe, die das Glück für so Viele ist. Nicht stark genug, um mit Ergebung die Leiden zu tragen, welche mir der Tod meiner Frau verursachte, wollte ich mich betäuben und fiel dabei von einem Fehler in den andern. Der größte aber von allen, die ich mir zu Schulden kommen ließ, ist der, um dessentwillen Sie mich unter fremdem Namen auf fremdem Boden finden. Bald nach dem Tode meiner Marie verließ ich den Ort, wo ich so glücklich mit ihr war. Ich ging nach Stockholm und schloß mich einem Kreise früherer Freunde an, die sich gegenseitig überboten, mich durch alle möglichen Mittel meiner Trauer zu entreißen. Bald war ich der tollste unter ihnen und begann vom frühen Morgen bis in die späte Nacht zu schwelgen. Glänzende Frühstücke eröffneten die tumultuarischen Lustbarkeiten, die den Tag ausfüllten, den ich mit Spielen beschloß. Ich gewann und verlor, ohne dabei nur im Geringsten zu rechnen, das Gold rann durch meine Hände, ohne daß mir je in den Sinn gekommen wäre, dessen Werth zu achten. Das, was ich wollte, war die Aufregung des Spiels, dieses Fieber, das Karten und Würfel erzeugen, die leidenschaftlichen Bewegungen, die triumphirenden oder verzweifelnden Mienen der Spieler. Kehrte ich aber nach so vielen Aufregungen in meine Wohnung zurück und sah mich wieder allein, so lastete mit doppeltem Gewichte mein Elend auf mir, und es schwand der Rausch meiner Sinne vor der wiederkehrenden Erinnerung meines Unglücks. Ich sah im Geiste das sanfte, jungfräuliche Gesicht Mariens, und mir war, als zürne sie mir wegen des frevelhaften Lebens, das ich führte. Unruhige, phantastische Träume störten die Ruhe meines Schlafes, und wenn ich ermattet schon am frühen Morgen erwachte, so war ich oft halb und halb entschlossen, den Kreis meiner Freunde zu fliehen, aber immer wieder zu schwach, um es wirklich zu thun. Diejenigen, die mich so kurze Zeit nach dem Verluste meiner Frau in solchem Taumel des Vergnügens sahen, mußten mich wohl recht verabscheuen. O sie wußten nicht, was ich litt in Mitte ihrer Saturnalien, sie sahen nicht, daß mein lachendes Gesicht nur Maske, daß meine tolle Lebensweise nur ein mißlungener Versuch war, mich selbst zu täuschen. Nach einigen Monaten jedoch begann ein solches Treiben mir unerträglich zu werden, und eben so still und düster wurde mit einem Male wieder mein Leben, als es vorher stürmisch und rauschend war. Von meinen lustigen Freunden verließ mich einer nach dem andern, nachdem sie einige vergebliche Versuche gemacht hatten, mich wieder zum Theilnehmer ihrer Orgien zu machen. Nur Holke allein, der besser als die Uebrigen den wirklichen Zustand meiner Seele erfaßt zu haben schien, hielt treu bei mir aus und schlug mir wohlmeinend eine Reise nach Smaland und einen länge-

ren Aufenthalt in seinem Landhause vor, welches er dort besaß. Ich nahm seinen Vorschlag an, und wenige Tage später war ich wieder umgeben von einer reizenden Natur an den Ufern eines kleinen See's, der mich an meine eigene Besitzung in Dalecarlien erinnerte, ohne daß dadurch die innere Ruhe gestört worden wäre, die die friedliche Landschaft allmälig in mir verbreitete. Auf meinen langen Spaziergängen unter den grünen Gewölben hundertjähriger Eichen oder an den Ufern des klaren See's glaubte ich mich, wie sonst in Dalecarlien, von Marie begleitet, und ich fühlte mich seit langer Zeit wieder glücklich.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Neapel besitzt das lustigste Bettelvolk von der Welt. Die halbnackten Jungen besonders quälen mit einer wahren Erzschelmenmiene um ein Kupferstück zu Maccaroni. Versagt und bedroht von einem hartnäckigen Steuerverweigerer rufen sie ihm noch von Weitem ein vergnügtes „Auf Wiedersehen!" — „Ein andermal besser!" — „Adio! Adio!" zu. Lastträger und Schiffer betteln ebenfalls um eine Spende zu „Maccaroni" und immer wieder zu „Maccaroni". Dadurch aber, daß sich die Devise fast aller neapolitanischen Bittsteller auf dies leckere Essen bezieht, gewinnt ihr Treiben eine komische Seite und hilft über die Kehrseite glücklich fort. Unter grüngeschmückten Zelten brodeln die Kessel, corpulente Köche mit weißen Schürzen und Mützen stehen rührend, aber durch die gierigen Blicke der Zuschauenden nicht gerührt, vor dem prasselnden Feuer; Alt und Jung, wer nur einen Gran auf die Zahlbank legen kann, läßt sich die gelbweißen Schlangen zutheilen, um sie langen Zugs, die Hand hoch über dem offenen Munde, in den Schlund hinabgleiten zu lassen; — welche Fürsprecher beredter Art, um die Vorschläge eines Betteljungen mit halbem Hemde und noch weit halberer Hose zu unterstützen, der da mit Hand und Mund unermüdlich in der Richtung nach dem paradiesischen Kessel und dem schmunzelnden Koche hinüberdeutet! — Um kein anderes Nationalessen wird gebettelt, so viel es deren auch in Neapel gibt. Gefrorenes speist Jeder gern, und gezuckerter Schnee mit etwas Citronensaft ist ein Volksliebling, der bei keinem Feste fehlen darf. Aber gebettelt wird nicht seinetwegen. Ebensowenig um jene kühlenden Wassermelonen mit rothem Fleisch, von denen ein neapolitanisches Sprichwort sagt: Si mangea, si beve, si lava la faccia, d. h. sie dienen zum Essen, zum Trinken und — zum Waschen des Gesichts. Aber selbst auf dem reizenden Golf beschleunigt der Ruf: „Maccaroni!" die Ruder der Fischer wie mit einer Zauberkraft, und so groß ist die Vorliebe für dies Gericht, daß, wäre das Wort Fidelin (für Nudeln) nicht ungebräuchlich, man wenig Mühe hätte, den Refrain des bekannten Liedes „O pescator dell' onda, Fidelin!" zu verstehen. In unserer Verdeutschung: „Mein Schiff treibt auf den Wellen — Fidelin oder gar Fridolin!" läßt sich der Sinn nicht errathen.

Die Gefährlichkeit des Lesens auf Eisenbahnen. Es sind in der letzten Zeit mehrere Fälle der Erblindung vorgekommen, welche nach der Erklärung der Aerzte ihren Entstehungsgrund in der Gewohnheit haben, während des Fahrens auf der Eisenbahn zu lesen. Die eigenthümliche Bewegung macht nämlich eine außerordentliche Anstrengung der Sehnerven nothwendig, und die Folgen davon sind im höchsten Grade nachtheilig. Es kann daher nicht genug anempfohlen werden, sich während der Fahrt auf der Eisenbahn des anhaltenden Lesens zu enthalten, so sehr auch die verschiedenen Eisenbahnbibliotheken und sonstige Eisenbahnschriften dazu aufzufordern scheinen.

Das in Wien erscheinende, von Dr. F. Stamm redigirte Blatt: „Die neuesten Erfindungen" bringt in seiner Nr. 11 von diesem Jahre zwei Proben von Papier, das ein Herr Diamont aus Maisstroh hergestellt hat. Es wäre somit die langgestellte Aufgabe, die Hadern durch einen ursprünglichen wohlfeilen Pflanzstoff zu ersetzen, gelöst. Oesterreich allein liefert jährlich 64 Millionen Centner Maisstroh. In der gegenwärtig in Wien stattfindenden Ausstellung für Gegenstände des Haushalts ist ein Sortiment des neuen Papiers ausgestellt. Dem Erfinder dieses Maispapiers wurden bereits mehrere sehr glänzende Anerbietungen für die Ausbeutung seiner Erfindung gemacht, und in kurzer Zeit dürfte die erste Fabrik dieser Art ins Leben treten.

Der Photograph Th. . . . in Darmstadt hatte die Gewohnheit, sich von Zeit zu Zeit zu chloroformiren, um, wie es scheint, die Vergnügungen

des damit verknüpften eigenthümlichen träumerischen Zustandes zu genießen. Trotz der öfteren Abmahnungen seines Hauswirthes, der selbst Chemiker ist, war er am 19. und 20. v. M. abermals dazu geschritten, und die Folge davon war, daß man ihn hierauf, als er seiner Familie zu lange blieb, todt im Bette fand.

Wie bekannt, wurde wegen der auf dem Künstlerball zu München in Folge des Genusses von Vanille-Gefrorenem vorgefallenen Erkrankungen eine Untersuchung eingeleitet. Dieselbe ergab, daß dem Inhaber des Buffet wegen des Vorfalles nichts zur Last liegt. Man vermuthet jetzt, daß die enorme Preissteigerung, die die Vanille in letzter Zeit erlitt, großartige Fälschungen dieses Handelsartikels hervorgerufen habe, und bringt hiermit die hier wie auch in Paris und Berlin auf Bällen stattgehabten auf den Genuß von Vanille-Eis erfolgten Erkrankungen in Zusammenhang.

Im Café de la Regence, dem classischen Sammelplatz der Schachspieler von Paris, führte unlängst ein Deutscher, Herr Harwitz, einen tour de force aus, indem er zwei Partieen gleichzeitig, ohne das Schachbrett zu sehen (in einem entfernten Zimmer sitzend) mit namhaften Mitgliedern des Pariser Schachklubs spielte und beide gewann. Dabei richtete er die Sache so ein, daß beide Partieen fast gleichzeitig zu Ende gingen. Eine große Anzahl Schachliebhaber, darunter der Prinz Anton Bonaparte, der Herzog Karl von Braunschweig und andere hochgestellte Personen wohnten dem interessanten Schauspiele bis zum Schlusse bei, welcher erst des Morgens um ein Uhr erfolgte.

Am 7. Januar fand in Troppau eine Redoute mit einer in der Mitternachtsstunde gezogenen Lotterie statt. Die Hauptgewinne waren: Ein Handschuh und eine Rose der Pepita, — die Letztere hatte sie — im Haare getragen; ferner ein Schuh der blonden englischen Tänzerin Lyda Thompson. Die Künstlerinnen hatten die Identität dieser kostbaren Abgänge ihrer Toilette constatirt. Die Gewinner des Handschuhes und der Rose waren überglücklich, der des Schuhes meldete sich gar nicht. Er schämte sich.

Elektromagnetische Diebsfänger. Die Wirkung dieser Vorrichtung, über welche Telegr.-Inspektor Frischen in der letzten Sitzung des hannov. Lokalgewerbevereins einige Mittheilungen machte, besteht darin, daß bei unbefugter Berührung irgend eines Gegenstandes an einem davon entfernten Orte ein Wecker mittelst eines elektrischen Stromes Lärm schlägt. Die einfache Vorrichtung läßt sich überall leicht anbringen, so daß beim Oeffnen einer Thür, einer Schublade u. dgl., ja selbst schon bei der Berührung dieser Dinge, auch bei Ladenfenstern, durch kleine Federn die Leitung geschlossen wird und der Dieb sich wider Vermuthen augenblicklich selbst verräth. Die Vorrichtung wird als durchaus zweckmäßig und billig empfohlen.

Der Schöpfung Schönstes!

Die Liebe mengte die Loose,
Als die Erde dem Chaos entrollt;
Den Blumen gab sie die Rose,
In die Berge vergrub sie das Gold;
Den Baum schmückten Blüthen und Früchte,
Den Himmel die Sonne so hold.
Sogar dem Gethier, dem Gezüchte
Ward liebend das Seine gezollt.
Besorgt stand der König der Erde:
Was ihm, dem Erwählten, verbleib';
Da scholl des Allmächtigen »Werde« —
Und kosend umschlang ihn — das Weib!

Homonyme.

Eine Henne mit zirpenden Kleinen,
Hütend und schirmend ihr junges Geschlecht,
Führet mein Wörtchen mit Fug und mit Recht.
Und beim Kosten von feurigen Weinen
Tönet es wieder mit doppeltem Klang.
Ruft es entgegen dem fröhlichen Zecher,
Führt er zum Munde den schäumenden Becher,
Eingeflochten dem Rundgesang!
Wechselt die Deutung! und edlere Töne,
Als der Henne, dem Weine verwandt,
Bringt euch ein Liebling der holden Kamön',
Dem sie mit Lorbeern die Schläfe umwand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 63. Dienstag, 26. Mai 1857.

Eine Verlobung wider Willen.

(Fortsetzung.)

„Eines Tages forderte mich Holke auf, mit ihm einen Ausflug nach Werid zu machen. Es wäre mir lieber gewesen, zu Hause in meinem Garten oder unter meinen Bäumen des Waldes bleiben zu können, aber mein Freund drang so sehr in mich, daß ich nachgab. In der Hauptstadt von Smaland angelangt, trennten wir uns, er, um einige Besuche zu machen, ich, um dieses pittoreske Städtchen zu betrachten. Einige Stunden später fanden wir uns wieder zusammen, und er kündigte mir an, daß er für mich und sich eine Einladung zum Mittagessen bei Herrn Hiarta, einem früheren Freunde seines verstorbenen Vaters, angenommen habe. Auch dahin folgte ich ihm, ohne zu wissen, daß dieser Schritt für mich von so wichtigen Folgen seyn werde.

„Wir betraten um die Mittagsstunde ein einfaches Haus, welches schnell den besten Eindruck auf mich machte. Ein Piano mit Musikalien im Salon, Vorhänge von blendender Weiße an den Fenstern, einige Kupferstiche an den Wänden und grüne Tannenzweige, die nach Sitte unserer guten alten Vorfahren auf den Fußboden gestreut waren, das bildete einen Theil jener innern Einrichtung, die mich im ersten Augenblick angenehm überraschte und augenblicklich für die guten Leute einnahm, deren Gäste wir waren.

„Ein würdiger Greis mit langen, weißen Haaren und einem schönen männlichen Gesichte empfing uns an der Schwelle des eben beschriebenen Zimmers und dankte uns freundlich, daß wir an seinem bescheidenen Mahle Theil zu nehmen beliebten. Er sey nicht reich, sagte er, aber was er uns biete, komme von einem freundschaftlichen Herzen.

„Neben ihm war seine Frau, die, ohne Etwas zu sagen, durch den Ausdruck ihres freundlichen Gesichtes den Versicherungen ihres Mannes beizustimmen schien. Ich konnte mich nicht erinnern, je mit einem würdigeren und einnehmenderen Paare verkehrt zu haben.

„Während mein Freund die Artigkeiten Hiarta's erwiederte, betrat Amalie, die Tochter des Hauses, das Zimmer. Diese Erscheinung vervollständigte die poetische Gruppe, die mich entzückte. Man hätte glauben sollen, es sey eine jener kräftigen, schönen Walkyren aus der scandinavischen Mythologie, herabgestiegen aus den Wohnsitzen Odins, um den Geist des Menschen zu fesseln. Ich blickte sie vielleicht ein wenig zu lange an, denn eine tiefe Röthe übergoß ihre Wangen. Bei Tisch hatte ich meinen Platz neben ihr; ihre Unterhaltung war lebhaft, geistreich und zeigte in gleichem Maße von Verstand und Gemüth. Nach Tische setzte sie sich an ihr Piano und sang mit seelenvollem Vortrage die herrlichen Melodien unserer alten Volkslieder, deren Einfachheit so sehr zum Herzen spricht. Mit dem ungetheiltesten Beifall lauschte ich auf jeden Ton ihrer reinen, kräftigen Stimme, und nicht ohne einen tiefen Eindruck in mir zurückzulassen, verklangen die letzten Noten ihres himmlischen Gesanges.

„Nur ungern trennten wir uns von dieser liebenswürdigen Familie, und zwei Tage später war es nicht mehr mein Freund, sondern ich selbst, der wieder eine Partie nach Werid vorschlug. Bald brachte ich den größten Theil meiner Zeit in Hiarta's Hause zu, wo mir die Stunden wie im Fluge entschwanden. Die freundschaftlichen Plaudereien mit Amalie zogen mich an, auch musicirten wir öfters zusammen, und stets durchdrang es mich dann mit einem Gefühle unnennbaren Friedens. Nicht selten geschah es, daß uns die Eltern bei solchen Gelegenheiten allein ließen, indem der Vater

auf seinen Feldern nachsah und die Mutter im Garten die häuslichen Geschäfte besorgte. Ohne daß wir dann wußten, wie es kam, verstummte allmälig unsere Musik, wir versanken in tiefes Nachdenken, und von tiefer innerer Bewegung ergriffen, hielten wir uns vertraulich bei den Händen. Eines Tages nun überraschten uns Amaliens Eltern, als wir wieder so träumerisch neben einander saßen. Amalie hatte ihren Kopf an meine Schulter gelehnt, ihre Haare berührten meine Wangen und ich tändelte mit ihren Locken. Da rief die Mutter freudig: „„Sie lieben sich, sie lieben sich, ich wußte es ja!““ und sich dann an den Vater wendend, sagte sie: „„Gib ihnen deinen Segen!““

„Bevor ich nur ein Wort entgegnen konnte, hatte Hiarta bereits Amaliens Hände in die meinigen gelegt und mit feierlicher Stimme sagte er: „„Seyd glücklich, meine Kinder!““ Amalie warf sich in die Arme ihrer Eltern, dann drückten mich diese an ihr Herz, und voll Rührung nannten sie mich ihren Sohn . . . .

„Ich wußte nicht, wie mir geschehen war, als ich das Haus Hiarta's verlassen hatte. Nach den patriarchalischen Sitten des Nordens war ich Bräutigam! . . . Bräutigam, ohne im Entferntesten die Absicht gehabt zu haben, es zu werden. Ich liebte Amalie nicht, mein Gefühl für sie war das eines Bruders, es war das eines Kranken für die sorgsame Pflegerin in seinen Leiden, aber es war nicht das, wofür Amalie, wofür ihre Eltern es hielten. Und zu schwach, um mich ihnen zu erklären, zu feig, um sie zu enttäuschen, nahm ich ihren Segen an, ließ ihren Sohn mich nennen. — Gepeitscht von den stürmischen Gefühlen der bittersten Vorwürfe, die mein Gewissen mir machte, eilte ich auf der Straße dahin, wie verfolgt von dem Schatten meines zürnenden Weibes. — Zu Hause angelangt, vermied ich es, mit meinem Freunde zusammenzutreffen. Ich schloß mich in meinem Zimmer ein und überließ mich der peinlichen Betrachtung meiner Lage.

„Wie, rief ich, verlobt! . . . Wieder Bräutigam? ich? Ich, der seiner edlen Marie geschworen hat, nie ihr Bild in seinem Herzen durch ein anderes zu ersetzen, nie zu ihrem Eheringe einen andern zu fügen! . . . Ich war ganz außer mir, ich fluchte der Sorglosigkeit, mit der ich mich von momentanen Eindrücken hatte hinreißen lassen, die Amalie um so leichter auf mich hervorbringen mußte, als mein Gemüth krank, mein Geist verstimmt war. Ja, ich ging so weit, die Eltern Amaliens und sie selbst einer wohldurchdachten Komödie zu beschuldigen und mich als das Opfer eines unter ihnen vorher abgemachten Planes zu betrachten. Ich sah in der Herzlichkeit, mit der Amaliens Eltern mich empfingen, in dem edlen Vertrauen, mit dem sie mich und ihre Tochter allein ließen, in dem Zufalle, daß sie mich überraschten, als ich in schwärmerischer Träumerei neben Amalie saß, Nichts als vorher berechnete Mittel, Nichts als einen künstlichen Köder, um mich, den reichen Gutsbesitzer, in ihre Netze zu locken. — Als ich aber wieder ruhiger wurde, fühlte ich wohl mein Unrecht, ich sagte mir, daß es unmöglich sey, mit einem so offenen Gesicht, wie das des alten Hiarta, zu betrügen, daß eine so gutmüthige Plauderin, wie Amaliens Mutter, unmöglich eine listige Heuchlerin seyn könnte, daß ein so seelenvolles Auge, wie das Amaliens, nicht lüge. Und je mehr ich an Amalien dachte, je mehr von ihren zarten Aufmerksamkeiten ich mir ins Gedächtniß rief, desto augenscheinlicher wurde mir ihre Liebe, und was ich in meiner unglücklichen Verblendung nur für den Ausdruck schwesterlicher Theilnahme hielt, das erkannte ich jetzt als die Merkmale einer höheren Sympathie. Aber um so schlimmer zeigte sich dadurch meine Lage. Ich war kurz vorher entschlossen, am andern Tage zu Hiarta zu gehen und ihm Alles unumwunden zu gestehen, ihm ohne Rückhalt meine ewige Trauer, meine ewige Liebe zu schildern und ihn zu bitten, mein Verhältniß zu lösen, welches eher gegen, als mit meinem Willen bestand; jetzt aber fühlte ich, wie grausam dieses Benehmen gegen Amalie wäre, und so schwankte ich zwischen allen möglichen Vorsätzen hin und her, bis mich gegen Morgen der Schlaf übermannte, und sich in den verworrenen Bildern meiner Träume mein vergangenes Leben mit der Gegenwart und Zukunft vermengte.“

(Fortsetzung folgt.)

Gemeinnütziges.

(Bereitung der Alizarin-Tinte.)

Die folgende Tinte ist für das Königreich Hannover auf fünf Jahre patentirt. Aleppische Galläpfel 42 Theile und holländischer Krapp 3 Theile werden mit so viel Wasser warm ausgezogen, daß die Flüssigkeit 120 Theile beträgt. Nach dem Filtriren setzt man hinzu: $1^1/_2$ Theile Indiglösung, $5^1/_2$ Theile Eisenvitriol und 2 Theile holzessigsaure Eisenlösung. Fast sämmtliche Vorschriften zu Tin-

ten, welche bis jetzt existiren, gehen darauf hinaus, eine gerbstoffhaltige Substanz mit Wasser auszuziehen und diesem Auszuge ein Eisensalz zuzusetzen, wodurch sich gerbsaures Eisen bildet. Dieses ist bekanntlich eine unlösliche Verbindung, die sich sehr bald in der Tinte absetzen würde, wenn nicht ein arabisches Gummi hinzukäme, welches den Niederschlag in der Tinte schwebend erhält. Diese Tinten haben das Unangenehme, daß durch Abdunsten von Wasser im offenen Tintengefäße der Gummischleim die Tinte zu sehr verdickt, das Absetzen der unlöslichen Eisenverbindung doch nicht ganz verhindert wird, und sich auch durch Umwandlung des Gerbstoffes in Gallussäure (welche letztere nur in der hundertfachen Menge Wasser löslich ist) noch mehr Absatz bildet. Diese Uebelstände sind durch die obige Vorschrift bei der Alizarintinte vermieden, indem 1) diese kein Gummi enthält, 2) der Niederschlag von gelbsaurem Eisen durch den Zusatz von schwefelsaurem Indig verhütet und 3) das Schimmeln durch diesen Zusatz und durch das holzessigsaure Eisen unmöglich gemacht wird.

Die Zerstörung der Stahlfedern durch die gewöhnlichen Tinten ist mehr eine mechanische als eine gewöhnliche, da die Krusten beim Losbröckeln von der Feder stets etwas Metall mit fortnehmen. Durch die Weglassung des Gummi in der Alizarintinte ist aber der Krustenbildung vorgebeugt. Der Zusatz von schwefelsaurem Indig schadet den Stahlfedern nicht, da, wie Thomas und Delisse fanden, die Metalle durchaus nicht von Beizflüssigkeiten angegriffen werden, wenn letzteren irgend eine organische Substanz zugesetzt wird, wie z. B. Glycerin, Gerbstoff ꝛc.

Nebstdem besitzt die Alizarintinte die vortreffliche Eigenschaft, stets leicht aus der Feder zu fließen und auf dem Papier sehr bald in tiefes Schwarz überzugehen. Sie ist zugleich als eine vorzügliche Copirtinte brauchbar. (Mittheil. des Gewerbe-Vereins für das Königreich Hannover. 1856. S. 194.)

(Technischer Gebrauch der Infusorienerde.)

In Nro. 38 dieser Blätter ist auf den technischen Gebrauch des Wasserglases aufmerksam gemacht und zur Bereitung desselben von Liebig die Infusorienerde anempfohlen worden. Diese Erde ist jedoch geeignet, auch in einer andern Beziehung die Aufmerksamkeit der Techniker in Anspruch zu nehmen, und wir nehmen keinen Anstand, diese Erde, gewöhnlich „Bergmehl" *) genannt, der Beachtung derselben zu empfehlen.

Schon in alten Schriftstellern lesen wir von schwimmenden Bausteinen, und die ausführlichen Nachrichten, die man über den Bau der berühmten Sophienkirche, jetzt Hauptmoschee, in Constantinopel besitzt, zeigen, daß zur Kuppel zuerst, und später nach wiederholtem Einsturz bei Erdbeben, Backsteine verwendet worden, die mehrere Male leichter als die gewöhnlichen Mauersteine waren. 1791 benutzte der Italiener Fabroni ein toscanisches Bergmehl zur Anfertigung leichter, schwimmender Ziegelsteine, die besonders als schlechte Wärmeleiter wichtig zu werden versprachen, indem eine aus ihnen errichtete Pulverkammer eines Schiffes, das man verbrannte, sich nicht entzündete. Auch einige Franzosen, z. B. der Bergwerkdirektor Fournet in Lyon, suchten ihre Landsleute zur Benutzung solcher auch in Frankreich aufgefundenen leichten Erde zu bewegen. Ehrenberg's mit der Berliner Infusorienerde angestellte Versuche bewährten sich glänzend. Die daraus gefertigten Mauersteine wiegen 2 Pfund, während das Gewicht eines eben so großen gewöhnlichen Ziegelsteines 7 — 8 Pfd. beträgt. Die Steine schwimmen mit Wachs überzogen wie Kork und werden durch die stärkste Glühhitze im Porzellanofen nicht geschmolzen. Die altägyptischen Königsgräber der Pyramiden sind aus einem Kalksteine aufgebaut, der fast ganz aus Infusorienerde (Schalen microscopischer Foraminiferen) gebildet ist. In einer nicht allzufernen Zeit errichten auch wir vielleicht hochgegipfelte, architektonische Kunstwerke aus jener Infusorien-Hinterlassenschaft, mit welcher unsere norddeutsche Ebene so reichlich bedacht ist.

Mannigfaltiges.

Ueber die Panamaeisenbahn berichtet ein Tessiner in Panama: Der Gedanke, den Gottbard oder den Lukmanier von Dampfwagen überfahren zu sehen, erscheint nicht mehr als unausführbar, wenn man die Schwierigkeiten ins Auge faßt, welche zur Ueberschienung des Isthmus überwunden werden mußten. Diese Bahn ist ein eigentliches Wagstück; von einem Ocean zum andern wurde mit der Bussole vorangeschritten; Sümpfe, gleich den pontinischen,

*) Wir behalten uns vor, über das Wesen dieser Erde in einem spätern Artikel das Wesentlichste mitzutheilen.

wurden ausgefüllt, Flüsse abgeleitet, Ströme übersetzt, Gebirge umgangen, hinauf, hinab, mit Schlangenwindung, aber immer vorwärts, bis an einem schönen Morgen das Pfeifen der Lokomotiven in Gegenden widerhallte, wo bis dahin nichts nur das Geheul wilder Thiere gehört worden war. In vier Stunden legen jetzt Tausende von Reisenden einen Weg zurück, der bis dahin nicht nur mehrere Tage, sondern unerhörte Strapatzen erforderte. Aber mein Gott, was ist das für eine Eisenbahn! Ich verwundere mich weniger, daß die Reisenden sich derselben anvertrauen, denn wenn sie einmal im Waggon sitzen, so bleibt ihnen nichts mehr übrig, als sich der Gnade Gottes zu überlassen; aber das begreife ich nicht, daß es Ingenieurs, Condukteurs und Angestellte geben kann, die für irgend einen Gehalt sich täglich den Gefahren derselben aussetzen. Es wird Einem weh vor Schrecken, wenn man diese Brücken ansieht, die in entsetzlicher Höhe gleich den Fäden der Spinne schwanken und sich auf ganz bewegliches, von jedem Regen weggeschwemmtes Terrain stützen. Wahr ist es, daß die Condukteurs sehr zahm fahren und höchstens zwölf Meilen in der Stunde machen, auch häufig bremsen; gleichwohl ist vor einigen Tagen eine solche Teufelsbrücke unter einer Lokomotive eingebrochen und diese in den Abgrund gegangen. Der Verkehr litt jedoch dadurch nicht, indem der Spinnfaden sofort wieder angeknüpft war. Eine Armee von Negern und Indianern, welche die Gesellschaft der Panamaeisenbahn in ihrem Dienste hat, ist fortwährend zur Unterhaltung und Ausbesserung der Straße in ihrer ganzen Länge beschäftigt. Der Anblick der Naturerhabenheiten, die das Auge des Panamapassagiers entzücken, läßt sich durch keine Worte beschreiben. Diese vulkanischen Formen, dieser Luxus der Vegetation, in welcher sich die Palmen, die Kaktus, die wilden Bananen zu Millionen zählen, diese Riesenwälder voller Blüthenbäume und Fruchtbäume von Lianen umschlungen, überraschen und entzücken den Beschauer.

(**Seltsame Unzufriedenheit.**) Ein englischer Bauernbursche, durch seine außerordentliche Stärke und Gewandtheit in der Kunst des Borens weit und breit berühmt, hatte sich mit einem 17jährigen Mädchen verlobt, welches als die größte Schönheit der Gegend nicht minder berühmt war, als der glückliche Bräutigam. Bald darauf fand ein ländliches Vergnügen statt, welchem das ausgezeichnete Brautpaar beiwohnte. Als beim beliebten Pfänderspiel jedes der anwesenden Mädchen herzhaft geküßt wurde, sah man allmälig das Gesicht des herkulischen Bräutigams immer finsterer werden. Jedermann sah ihn verwundert an, denn noch hatte kein Bursche es gewagt, seine Braut um einen Kuß zu pfänden, aus wohlweislicher Berücksichtigung der obwaltenden Umstände; man vermuthete, daß er vielleicht wegen eines bloßen Blickes eifersüchtig geworden sey. Plötzlich trat er mit zornsprühenden Augen mitten in den Kreis, hob seine geballte Rechte empor und rief mit vor Aufregung zitternder Stimme: „Gentlemen, ich will keinen Skandal anfangen, aber“ — „Nun was gibts denn?“ rief man von allen Seiten. „Hat Euch irgend Jemand beleidigt?“ — „Jedes Mädchen hier ist wenigstens ein Dutzend Mal geküßt worden und ich dächte doch, meine Braut ist so gut, als irgend eine der Anwesenden, und sie hat keinen einzigen Kuß bekommen, und das sage ich Euch, Gentlemen, wer sie noch ferner so mißachtet, der hat es mit mir zu thun!“ Bei den letzten Worten streifte er die Aermel auf und zeigte seine gewaltigen Arme. Jedermann wird überzeugt seyn, daß auch ohne diese Demonstration ad oculos jeder Bursche sich beeilte, die bisherige Vernachlässigung der schönen Braut mehr als gut zu machen, um dem schwer beleidigten Bräutigam die gewünschte Satisfaktion zu geben.

Wie lange quält sich der Mensch, sein Brod zu erwerben — und wenn er es endlich dahin gebracht hat, es mit Behaglichkeit zu essen, fehlt es ihm vielleicht an Zähnen, es zu beißen.

---

* Zweisilbige Charade.

Die Erste ist ein Kraut,
Das man zur Füt'rung baut.
Das Zweite hat der Baum,
Das Buch und auch die Staud'.
Das Ganze ist ein Pflanzentheil,
Den man am Ersten kennt;
Doch höre nun! man glaubt es kaum:
Drei Freunde man so nennt.

Auflösung des Räthsels in № 62:

Gluck.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 64. Freitag, 29. Mai 1857.

Maibilder.

I.

In alter Schöne herrscht der Lenz, der milde;
Kein Wesen ist, das unbeschenkt er ließe,
Vom Menschen bis zur schlichten Blum' der Wiese.
Der leichtbeschwingten Sänger munt're Gilde

Sie preißen ihn und seine Prachtgebilde,
Und jedem ruft er freundlich zu: Genieße!
Es prangen jetzt gleich einem Paradiese
Im Blüthenschmuck die irdischen Gefilde.

Doch, ach! die Frühlingsheitre, kaum begonnen,
Des Zephyrs Kosen ist von kurzer Dauer,
Ein treues Abbild unserer Erdenwonnen,

Die stets durchzittert sind von Ahnungsschauer:
Dem Tagsgestirn, an dem sich Alle sonnen,
Naht mehr und mehr ein Wölkchen sich der Trauer.

II.

Und trüber wird's, man hört den Sturmwind grollen,
Er beuget tief des jungen Baumes Spitze,
Der Sperling sucht die sich're Mauerritze
Und harrt der Dinge, die da kommen sollen.

Bald laut und lauter tönt des Donners Rollen;
Dazwischen schlängeln sich die falben Blitze.
Es scheint der Herr von seinem ew'gen Sitze
Den Lebenden verkünden sich zu wollen.

An dich, Unsinn'ger! der am stillen Tage
Durch Zweifelsucht das Daseyn sich verbittert
Und keinen Schöpfer glaubt, ergeht die Frage,

Warum denn heute dein Gebein erzittert?
Ahnst Du den Gott, der jetzt mit einem Schlage
Die stolze Königseiche hat zersplittert?

III.

Es ist vorbei! — Besänftigt ist das Toben
Der Elemente und die bange Schwüle
Sie ist gewichen anmuthsvoller Kühle;
Die dunklen Wetterwolken sind zerstoben,

Und freier fühlt sich jede Brust gehoben,
Durchzogen von erhöhtem Lenzgefühle.
Bald hört man, wie im fröhlichen Gewühle
Die Wesen jubelnd ihren Schöpfer loben.

So wird uns, wenn es uns aus trägen Träumen
Gerüttelt, wieder das Geschick gewogen.
Ein süßer Duft entsteigt den Blüthenbäumen;

Nicht länger bleibt die Sonn' dem Blick entzogen.
Die Wetterwolke weilt in fernen Räumen,
Und siebenfarbig strahlt des Friedens Bogen.

Eine Verlobung wider Willen.

(Fortsetzung.)

„Als ich," erzählte Blaberg weiter, „nach wenigen Stunden eines unruhigen, mehr ermüdenden als stärkenden Schlafes erwacht war und kaum meine Toilette beendet hatte, trat ein Bote ein, der mir von Hiarta eine Einladung zum Mittagessen brachte. Auch meinem Freunde hatte Hiarta geschrieben, denn wenige Minuten später stürzte Holke in mein Zimmer und überschüttete mich lachend und scherzend mit einer Fluth von Glückwünschen, so daß ich nicht im Stande war, zu Worte zu kommen. Endlich trat doch eine Pause in dem Schwall seiner Worte ein und ich wollte ihm nun erzählen, wie Alles so gekommen sey und in welch fataler Situation ich mich befand,

allein kaum hatte ich begonnen, so fiel er mir schon wieder in die Rede.

„Schon gut, schon gut! rief er. Ich habe mir schon lange gedacht, daß aus euch ein Paar wird, obwohl du gegen mich verdammt zurückhaltend warst; aber ich sah dich täglich nach Wexiö gehen, da war nun wohl kein Zweifel für mich, daß du verliebt seyst. Nun, desto besser, daß du endlich dein trauriges Leben aufgibst und gegen ein frohes, glückliches vertauschest; denn du bist wirklich glücklich, da du eine herrliche junge Frau von ganz ausgezeichneter Erziehung, von vortrefflichen Eltern bekommst, die zwar arm, an Tugend und Ehrenhaftigkeit aber so reich sind, daß sie mit diesen Eigenschaften eine ganze Vorstadt von London ausstatten könnten."

„Aber so höre doch nur! sagte ich.

„Nein, nein, ich will nichts mehr hören, ich werde nun den Wagen herrichten und den Pferden das neue Geschirr auflegen lassen, denn bei einer solchen Gelegenheit muß man sich anständig zeigen und du wirst nicht wollen, daß dich dein Freund in einem armseligen Cabriolet zu deiner Braut fahre. Das war gut, so lange deine Besuche in Wexiö nicht officiell dem Hause Hiarta allein galten, aber jetzt ist dies anders." Und indem er mir noch anempfahl, mich recht schön zu machen, verließ er eiligst das Zimmer. Ich blieb in einer wahren Consternation zurück und sah, daß nun nichts mehr zu ändern sey.

„Mein Freund selbst hatte mir soeben bestätigt, daß mein Benehmen keinen Zweifel über meine Liebe übrig ließ, nur — ich — allein war also der Schuldige; es hieß somit meinen Charakter selbst in das schlimmste Licht stellen, wenn ich jetzt die Sache, nachdem sie so weit vorgeschritten war, durch Erklärungen rückgängig gemacht hätte, die mit meinem bisherigen Verhalten im vollständigsten Widerspruch gewesen wären. Ich war außer Stand, zu einem bestimmten Entschlusse zu kommen, ich wußte nicht, welchen Weg ich einschlagen, welches Mittel ich ergreifen sollte, um mich zu retten, als mein Freund wiederkam, um mich abzuholen. Ich sah im Hofe den Wagen mit den im schönsten Geschirre prangenden Pferden, den Kutscher mit einem enormen Blumenstrauß im Knopfloche, den Bedienten in großer Gallalivrée, und willenlos ließ ich mich von meinem Freunde am Arme nehmen und unter scherzhaften Ceremonien an den Wagen führen, den ich eben so willenlos, eben so automatisch bestieg. Während der Fahrt war ich nachdenkend und ernst, Holke voll Laune und Witz. Wer uns so gesehen hätte, der mußte ihn für den Bräutigam gehalten haben, während ich weit eher einem armen Studenten ähnlich war, der sein Examen nicht bestanden hatte.

„Auf Befehl meines Freundes mußte der Kutscher in Wexiö einen Umweg durch die belebtesten Straßen machen, ehe er uns zu Hiarta brachte. Alles blieb stehen und in allen Häusern öffneten sich die Fenster, um den hochzeitlichen Aufzug zu sehen, durch den ich so zu sagen der ganzen Stadt als Bräutigam vorgestellt wurde. Wenn mich bis jetzt noch nicht alle Hoffnung verlassen hatte, daß ich mich vielleicht doch noch mit Ehren zurückziehen könne, so erkannte ich, als ich Hiarta's Haus betrat, daß nun mein Schicksal entschieden sey.

„Wir fanden eine große Gesellschaft von Verwandten und Freunden der Familie, und Alle kamen mir mit Glückwünschen entgegen, die ich in ungeschickter Verlegenheit annahm. Dann umarmten mich Herr und Frau Hiarta als ihren Sohn und Amalie reichte mir mit jungfräulichem Erröthen ihre Stirne zum Kuß, ein Kuß, der öffentlich meine Verbindung besiegelte. Die Stimmung, in der ich war, verfehlte nicht, allen Anwesenden aufzufallen, allein man erklärte sich dieselbe mit den traurigen Erinnerungen, die dieses Fest, so erfreulich es für mich seyn mußte, an meine erste Ehe in mir wach rufen mußte, und entschuldigte somit meinen Ernst.

„Gegen Ende des Diners erhob sich einer der Gäste mit dem vollen Glase und hielt eine Rede voll rhetorischer Gemeinplätze über „die Rosen der Liebe und den Honig der Ehe", und kaum hatte er unter dem allgemeinen Applause sich wieder gesetzt, so erhob sich ein Anderer, verglich die junge Braut mit der Göttin Freya und mich mit Odin, und schloß mit einem „dreimaligen donnernden Lebehoch". Dann sprach der Vater, dann der Onkel, dann ein Vetter, bis endlich eine Pause eintrat und mein Freund mir zuflüsterte, daß nun die Reihe an mir sey, auf diese erbaulichen Reden Etwas zu erwiedern. Allein alle meine Gedanken waren vertrocknet, alle Worte erstarben mir auf der Zunge, und da Alles darauf gespannt war, mich zu hören, entstand eine so peinliche Stille, als nur je eine bei solchen Gelegenheiten die Anwesenden in Verlegenheit gebracht haben mochte. Alle Augen richteten sich auf mich, Amalie blickte beschämt über meinen Blödsinn in ihren Teller, mein Freund Holke aber stieß mich mit aller Energie mit dem Fuß, um ohne Zweifel meiner Beredtsamkeit Bahn zu

brechen. Da erhob ich mich endlich; da ich aber wohl fühlte, daß es mir unmöglich war, zu sprechen, so verbeugte ich mich schweigend und führte Amaliens Hand an meine Lippen. Ein allgemeines Bravo war die Folge dieses Einfalls; man versicherte, daß ich in Worten mich nicht schöner, nicht rührender hätte ausdrücken können, und in ferner nicht mehr gestörter Heiterkeit endete das Mahl.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Am 6. Mai fand zu Exeter-Hall unter Vorsitz des Grafen von Shaftesbury die 35. Jahresversammlung der „britischen und ausländischen Bibel-Gesellschaft" statt. Der Vorsitzende berichtete bei dieser Gelegenheit über die Wirksamkeit des Vereins. Als derselbe gegründet wurde, war die heilige Schrift in 48 verschiedenen Sprachen vorhanden; jetzt wird sie in 153 gedruckt. Während der ersten 4 Jahre ihres Bestehens setzte die britische und ausländische Bibelgesellschaft durchschnittlich im Jahre 20,000 Exemplare in Umlauf; jetzt werden $1\frac{1}{2}$ Million Exemplare abgesetzt. Während die Einnahme der Gesellschaft im ersten Jahre weniger als 1000 L. betrug, beträgt sie jetzt nahe an 140,000 L. Im Jahr 1804 stand die Gesellschaft vereinzelt da; jetzt zählt sie 4136 Zweigvereine. In Frankreich hat sie im Ganzen drei Mill. und im vorigen Jahre 90,444 Exemplare abgesetzt. Der Absatz in Belgien betrug während des vorigen Jahres 6874, der in Holland 20,648 und der durch das Depot zu Köln vermittelte 68285 Exemplare. Für Schweden ist die betreffende Zahl 82,397, für Norwegen 18,715, für Sardinien 11,225, für Malta 15,000, für Athen 3062, für Kalkutta 37,363, für Madras 66,687, für Bombay 9376, für Ceylon 3300. Verhältnißmäßig beschränkt ist die Wirkung der Gesellschaft in Rußland. Zu den hochstehenden Mahomedanern, die die Bibel als Geschenk von Seiten der Gesellschaft angenommen haben, gehören der Sultan und der ehemalige Großvezier Ali Pascha.

Den Mittheilungen der „Militärzeitung" über die chinesische Armee entnehmen wir Folgendes: Der chinesische Soldat leidet unter Mißgeschick jeder Art. Seine Waffen sind schlecht, seine Lunte ist von der rohesten Art und er kann das Gewehr nicht in gleiche Höhe mit dem Auge bringen. Das Pulver ist sehr lose und brennt schlecht. Außer der Patrontasche hat jeder Soldat noch ein Maß, aus welchem er seine Flinte ladet. Die Lanzen befinden sich auf gleichem Fuße und sind im Allgemeinen nur ein Stück scharfes Eisen, das auf einem Bambusrohre aufgepflanzt ist. Ein großer Theil des Heeres ist noch auf den Bogen angewiesen, der wohl in den früheren Perioden der Ta-tsing-Dynastie nützen konnte, für die Kriege der Gegenwart aber nicht geschaffen ist; er ist sehr schwer zu spannen, und der Mann kann inzwischen fünfzigmal niedergeschossen werden, ehe er den Bogen ordentlich hergerichtet hat. Von eigenthümlicher Form ist das Schwert; es besteht nämlich aus zwei Klingen, die in einer Scheide vereinigt sind, und zwar recht zweckmäßig zusammengefügt, so daß sie eine oder zwei Waffen abgeben, mit einer oder zwei Händen gebraucht werden können. In der Regel sind die Soldaten auch mit dem Gebrauche dieses Doppelschwertes recht vertraut, so daß es fast die beste Waffe ist, deren sie sich bedienen können. Ein Armeebefehl verordnet, daß die Soldaten die Klingen aneinander schlagen und so einen Lärm machen, der die Barbaren schrecken soll. Das Schild gilt nicht allein als Vertheidigungs-, sondern auch als nicht unbedeutende Angriffswaffe; seine Vorderseite ist mit gräulichen Bildern bemalt. So hatten die „Tigergarden" einen großen Tigerschädel zum Wappen, der, sagt der Mandarin, mit dem Geschrei und den Grimassen der Soldaten den Barbaren einen Todesschrecken einjagen muß. Es mag hier erwähnt seyn, daß es für ein ausgezeichnetes Mittel, „Courage zu kriegen", im chinesischen Heere gilt, Tigerfleisch mit Pulver gewürzt zu essen. Ein tartarischer General wagte vor Ausbruch des Krieges die Abschaffung von Bogen und Pfeilen und die Einführung von Luntenflinten beim Kaiser zu beantragen; darauf wurde ihm durch die „Pekinger Zeitung" Folgendes zur Antwort: „Ihr unwissender Dummkopf, der Ihr seyd; wisset, daß seit 200 Jahren unsere Armee auf der festesten Grundlage militärischer Macht sich stützt, und wollt Ihr diese nun verändern? Hätte mich ein Chinese darum gebeten, ich würde ihn mit der gebührenden Verachtung behandelt haben; da Ihr aber ein Tartare seyd, so befehle ich, daß Ihr Eures Ranges entsetzt werden sollt und denselben nie mehr erlangen könnet."

Unter den Handelsartikeln der Leipziger Messen vor hundert und fünfzig und mehren Jahren befanden sich zuweilen sehr abenteuerliche. So fanden sich auf der Michaelismesse 1684 nach der durch die kaiserlichen, polnischen und sächsischen Truppen glücklich erfolgten Entsetzung Wiens mehre Kaufleute ein, welche einige Fässer gedörrter Türkenköpfe unterschiedlicher Art und Gestalt mit abscheulichen Gesichtern, seltsamen Bärten und vielerlei Haaren, kurz oder lang geschnitten, zum Verkaufe ausboten. Sie wurden je nach der Scheußlichkeit ihres Ansehens, welches den Maßstab für ihren Werth abgab, und je nachdem die Gesichter recht arg zerhauen waren, mit vier, sechs bis acht Thalern das Stück verkauft und zum Theil weiter nach Spanien, England, Holland, Frankreich, Dänemark und Schweden versendet. Einer dieser Türkenkopfhändler brachte zur nächsten Michaelismesse außer seiner schon bekannten Schnittwaare noch als besondere Rarität ein lebendes türkisches Mädchen von etwa zwanzig Jahren und einen türkischen Knaben von sieben Jahren mit, die beide vor Ofen gefangen worden waren und die er auch zum Verkauf ausbot. Der Kauf- und Handelsherr Kaspar Rose kaufte beide, das Mädchen für einen Centner Zucker und den Knaben für zehn Thaler baares Geld. Beide wurden von ihrem Käufer bald bewogen, sich taufen zu lassen.

In Paris ist man fortwährend um die Entdeckung bemüht, edle Steine auf chemischem Wege zu erzeugen. Dem Chemiker Gaudin ist es gelungen, weiße Saphire von ungewöhnlicher Härte und ziemlicher Größe herzustellen, die wenigstens für Uhrenzapfen gebraucht werden können; derselbe hat auch einen glasartigen, etwas schwarz angelaufenen Körper gefunden, der an Härte dem Diamanten fast gleich kommt. Diese Bemühungen werden um so eifriger getrieben, als die Preise der edlen Steine fortwährend steigen und die auswärtigen Bestellungen bei Pariser Juwelieren und Bijoutiers sich mehren. Es gibt in diesem Augenblicke in Paris an fünfzehnhundert Bijouteriefabriken, deren jede im Durchschnitt acht Arbeiter beschäftigt. Außer diesen, in den Ateliers selbst beschäftigten zwölftausend Arbeitern gibt es noch eine Menge Ciseleure, Emailleure, Zeichner, Schmelzer 2c., deren Zahl sich mindestens auf zwölftausend belauft und unter denen sich ebenfalls sehr viele Deutsche befinden. Der Werth der Bijouteriewaaren, welche Paris jährlich nach dem Auslande schickt, beträgt über 20 Mill. Franken.

Nach den Beobachtungen des Naturforschers Poey in Havanna soll der Blitz noch schärfere Lichtbilder liefern als die Sonne. Er bemerkte nämlich, als der Blitz einen Palmbaum getroffen, auf den verbrannten Blättern dieses Baumes das Bild der Fichtenbäume, die 339 Fuß entfernt standen, so deutlich, als ob es mit einem Grabstichel gemacht wäre. Aber wie ist der Blitz zu leiten, daß er die ihm bestimmte Rolle spielt?

In Newcastle in England wird jetzt eine eiserne Brücke für die ostindische Eisenbahn gebaut, welche ungefähr eine engl. Meile lang seyn wird und über die Saon, einen Nebenfluß des Ganges, geschlagen werden soll. Sie hat zwei Bahnen übereinander, die obere für den Schienenweg, die 25 Fuß tiefer liegende für die Fußgänger und Palankinträger.

Das Tabakrauchen aus Pfeifen scheint wieder zu Ehren zu kommen. Pfeifen, sowohl von Porzellan, als von Meerschaum, waren ein Hauptartikel der letzten Frankfurter Messe. Sie wurden ganz besonders von Belgiern, dann aber auch von Franzosen so stark angekauft, daß man sich kaum je einer so großen Spedition erinnert.

Charade.

Die Erste dient als Schutz und Wehr
Gen Sturmeswuth und Feindesheer
Und stemmt sich ihren Siegen.

Die Zweite wird begehret oft,
Doch stimmt sie nicht, wie man gehofft,
Läßt man sie seitwärts liegen.

Die Erst' ist Händewerk allein,
Ein Bau von Erde oder Stein;
Die Zweit' im Geist geboren.

Und hauptentsprungen, wunderbar!
Ist auch das ganze Sylbenpaar;
Zu leuchten auserkoren.

Aufklärung ist sein Element,
Für das es wirkt und flammt und brennt;
Doch mit dem Lichte, das es spendet,
Es auch zugleich sein Leben endet.

Auflösung des Räthsels in № 63:
Klee — Blatt — Kleeblatt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 65. Sonntag, 31. Mai 1857.

Eine Verlobung wider Willen.

(Schluß.)

„Nach Tische kamen Besuche, und ich hatte, nun als zur Familie gehörig, auch die Honneurs des Hauses zu machen. Neue Complimente über die Schönheit meiner Braut, neue Versicherungen über die innige Theilnahme an unserm Glück, neue Fragen, wo wir uns nach unserer Hochzeit niederlassen würden, waren nun zu beantworten, und ich muß gestehen, ich war so wenig Herr meiner selbst, konnte so wenig die Aufregung, ja ich möchte fast sagen den Unwillen unterdrücken, den mir meine Stellung verursachte, daß ich nur höchst oberflächlich und gleichgiltig antwortete, und ebenso wie beim Diner nichts weniger als erfreute Miene zeigte. Es wurden auch allerlei Bemerkungen gemacht, von denen ich so manche mit meinen Ohren hörte, besonders aber beschämte und alterirte mich eine, die von einer alten, vertrockneten Jungfer kam. „Wie," sagte sie, „dieser Herr hat seit Kurzem seine Frau verloren, und nun heirathet er schon wieder, und Sie wollen behaupten, daß er seine erste Frau so sehr liebte? . . ." Sie können sich denken, mein Herr, wie sehr mich diese Worte schmerzten. Tausend Meilen weit wünschte ich mich von dem Orte weg, wo doch nach der Meinung so Vieler der Grundstein zu meinem neuen Glücke gelegt wurde. Ich verwünschte im Stillen dieses Haus, wo ich so freundliche Aufnahme gefunden hatte, aus dem man mir das höchste Kleinod, das Liebste, was diese Familie besaß, zu geben bereit war. Ich würde es nicht länger mehr in diesen Räumen ausgehalten haben, zum Glücke aber brach die Gesellschaft auf, und auch ich konnte endlich mich mit Holke entfernen. Es war natürlich, daß Amalie und ihre Eltern mich aufforderten, täglich wiederzukommen; ich müsse alle Tage bei ihnen essen, meinten sie, und da ja nur 3 Stunden bis an Holke's Landhaus seyen, so könnte ich ja Abends wieder nach Hause reiten, bis dies nicht mehr nöthig seyn wird, sagte lächelnd der Vater.

„Ich kam in der That alle Tage, wie es meine künftigen Schwiegereltern mir anempfohlen hatten. So lange als ich Amalie sah, so lange als der Reiz ihrer Anmuth, ihrer Liebenswürdigkeit auf mich wirkte, so lange ich sie mit ihrer herrlichen Stimme singen, oder über unsere künftige Einrichtung plaudern hörte, so lange glaubte ich, es wäre möglich, daß ich mit ihr eben so glücklich werden könnte, als ich es mit Marie war, oder daß ich doch wenigstens an ihrer Seite Ruhe und Zufriedenheit fände. Sobald ich aber wieder von ihr weg war, als ich sie nicht mehr hörte und nicht mehr sah, o dann fühlte ich mich um so mehr von meiner Erinnerung an Marie beherrscht und machte mir um so größere Vorwürfe über die Schwäche meines Charakters und über meine Unschlüssigkeit, diesem Verhältnisse ein Ende zu machen.

„Inzwischen begannen die Eltern von unserer baldigen Hochzeit zu sprechen. Die Mutter beschäftigte sich ernstlich mit der Ausstattung ihrer Tochter, und Hiarta traf Anstalten, um Weriö zu verlassen, da er sich bei uns in Dalecarlien niederlassen wollte. Da faßte ich den Entschluß, mich dem Einflusse Amaliens zu entziehen. Da ich seit einem Jahre nicht mehr auf meinen Gütern war, so fand man es natürlich, daß ich vor der Hochzeit noch hin wollte, um Alles zu ordnen und zum Empfange meiner neuen Familie vorzubereiten. Ich schied mit dem Versprechen, bald wiederzukehren.

„In Dalecarlien angelangt, war mein erster Gang auf den Kirchhof und zitternd näherte ich mich dem Grabe meines Glücks. Eine arme Frau mit ihrem Kinde knieten an demselben, es waren die Leute aus Mora, die Marie unterstützt hatte. O Unglücklicher! rief ich, hier sind zwei Wesen,

denen Marie nur einige kleine Beweise ihrer unerschöpflichen Güte gab, und sie haben ihre Wohlthäterin nicht vergessen, und ich, den sie so sehr liebte, den sie so unaussprechlich glücklich machte, dem sie ihr ganzes Leben geweiht hatte, ich habe sie hier unter der kalten Erde ruhen lassen, ohne an ihrem Grabe zu beten, habe so schlecht ihr Andenken geehrt, daß ich Bräutigam einer Andern bin! — Ich kniete mich dann nieder und begoß mit heißen Thränen die Erde, die diese theuere Asche barg. Als ich mich wieder erhob, war mein Entschluß gefaßt. Ich wollte todt seyn für alle meine Bekannten in Schweden und verließ für immer mein Vaterland, um mich unter einem fremden Namen im Auslande zu verbergen. Ich schiffte mich, nachdem ich alle Vorkehrungen getroffen hatte, um den Glauben an meinen Selbstmord zu verbreiten, in Jstadt nach Lübeck ein und ließ mich nach einer längern Reise durch ganz Deutschland endlich hier nieder."

„Wo Sie sich nun nicht länger mehr aufhalten werden," rief Gottorp, „denn ich dulde es nicht länger, daß Sie noch ferner in diesem freiwilligen Exile bleiben. Sie müssen mit mir nach Schweden, und zwar nach Werið zurück, wo ein liebendes Mädchen Ihrer harrt, deren Glück von Ihrer Wiederkehr abhängt."

„O wie oft," sagte Blaberg, „denke ich an die arme Amalie und bereue das Leid, das ich ihr zugefügt, aber glauben Sie nicht selbst, Capitän, daß ich so handeln mußte, wenn ich Amalie nicht unglücklicher machen wollte? Sie an meine Seite zu fesseln fürs ganze Leben und ihr nichts zu bieten als ein Herz, voll trauriger Erinnerungen an meine erste Liebe, ist dies das Loos, das Amalie verdient? Ich wähle von zwei Uebeln das kleinere. Entweder mußte sie die Gattin eines Unglücklichen werden und ihre Jugend im Schatten meiner Melancholie vertrauern, oder sie mußte mich für immer verlieren! Und glauben Sie mir, Capitän, Amalie wird mich vergessen, und banen stehen ihr noch frohe Tage bevor. Der Weg, den ich einschlug, war somit der allein richtige, um für sie wieder Glück und Zufriedenheit zu finden."

Der junge Mann sprach diese Worte mit solcher Bestimmtheit, daß Gottorp wohl einsah, daß es ihm nie gelingen werde, Blaberg auf andere Gedanken zu bringen. Alle Vorstellungen, alle Bitten waren umsonst, denn Blaberg ging von seiner Ueberzeugung, daß Amalie höchst unglücklich würde, nicht ab. Er bat den Capitän, allein nach Schweden zurückzukehren, dort der Familie Hiarta seinen Seelenzustand zu schildern, und sie in seinem Namen wegen des Leides, welches er ihnen zugefügt hatte, um Verzeihung zu bitten.

Am andern Tage verließ Gottorp, nachdem er einen Abschied auf Ewig von Blaberg genommen hatte, Eisenach, um in den Schooß der Familie Hiarta zurückzukehren. Er dachte nicht, daß er Blaberg je wieder sehen werde, und doch sollte dies schon wenige Monate später, aus Veranlassung politischer Ereignisse geschehen.

Der große Kampf von ganz Europa gegen Napoleon war entbrannt, und Capitän Gottorp hatte trotz seiner Jahre wieder Dienst genommen, um dem Kronprinzen Bernadotte nach Deutschland zu folgen.

Am Morgen der berühmten Schlacht von Großbeeren sah man einen jungen Mann in einem einfachen Ueberrocke auf einem feurigen Pferde ins Lager der Alliirten sprengen. Er näherte sich dem kommandirenden General, sprach mit ihm leise einige Worte und blieb dann an seiner Seite.

Die Armeen setzten sich gegen die Franzosen in Bewegung. Schon beim ersten Angriffe stürmte der junge Mann mitten in eine feindliche Schaar, und fast im selben Momente sank er, von einer tödtlichen Kugel getroffen, leblos zu Boden.

Capitän Gottorp stieß auf die Leiche dieses jungen Mannes. Es war Blaberg, der auf diese Weise seinem traurigen Leben ein Ende gemacht hatte.

*

Nach drei Jahren heirathete Amalie einen Offizier, der sich in den napoleonischen Kriegen ausgezeichnet hat. Capitän Gottorp, um einen Orden und eine Wunde reicher, lebte im Kreise dieser glücklichen Familie, und oft dachte er, wenn er Amaliens muntern Knaben auf den Knieen schaukelte: „Würde sie mit Blaberg auch so glücklich geworden seyn?"

Schicksalsfügungen.

Mitgetheilt von R—n.

In dem Jahre 1575 trat eine junge Venezianerin, welche der Patrizierfamilie Basso angehörte, die Seereise nach Korfu an, um zu ihrem Vater sich zu begeben, der dort Stallhalter der Republik war. Nicht fern von dieser Insel wurde das Schiff, auf welchem das Mädchen sich befand, von einem türkischen Pirat genommen, der dasselbe an den Sultan III. verkaufte. Die ungemeine Schönheit der

jungen Venezianerin erfüllte den Sultan mit solcher Leidenschaft für dieselbe, daß er sie zur Sultanin Aseki erhob, eine Gunst, die seit der Regierung Solimans II. noch keiner Sklavin zu Theil geworden war.

Die Beständigkeit, welche Amurat in seiner Zuneigung zu derselben bewies, machte, daß ein Gerede in Umlauf kam, die schöne Venezianerin habe, um den Sultan dauernd an sich zu fesseln, Liebestränke und Zauberei gebraucht. Diese Sage gelangte auch zu den Ohren Amurat's, der nun selbst über die Heftigkeit seiner Leidenschaft in Verwunderung gerieth.

Von dem Verlangen angetrieben, die geheimen Mittel zu erforschen, welche die schöne Baffo angewendet habe, ließ er sämmtliche zu ihrer Bedienung im Innern des Harems angestellte Frauen in gefängliche Haft bringen. Da es diesen jedoch unmöglich war das geringste Geständniß abzulegen, so wurde Amurat wieder beruhigt, und überließ sich von neuem der ganzen Gewalt seiner Liebe.

In der That bestand das ganze Geheimniß der jungen Venezianerin nur in dem Zauber ihres Geistes, der ohne Vergleich weit gebildeter war, als derjenige aller übrigen, mit ihr in dem Harem eingeschlossenen Frauen, und der Genuß suchende Monarch war eben so vollständig durch den Geist seiner Sklavin, als durch ihre körperlichen Reize unterjocht worden.

Die Sultanin Baffo behielt ihre Herrschaft über das Herz Amurat's bis zu dessen Tode, der im Jahre 1595 erfolgte. Unter der Regierung Omers II., ihres eigenen Sohnes, fuhr sie fort, den größten Einfluß zu üben; aber Achmet I., welcher nach diesem in dem Jahre 1603 den Thron bestieg, verwies sie in das alte Serail.

*

Eine Frau von Epinay-Saint-Luc, die von dem Marschall dieses Namens unter Ludwig XIV. abstimmte, verließ mit ihrer dreijährigen Tochter im Jahre 1771 Frankreich, um nach Amerika sich einzuschiffen, wo ihre Familie seit einiger Zeit sich niedergelassen hatte. Während der Seereise wurde das Schiff, welches dieselben trug, von Corsaren aus Algier angegriffen und genommen. Frau v. Epinay unterlag in kurzer Zeit dem Schmerze über ihre Gefangenschaft, und die kleine Tochter derselben verblieb als Waise in den Händen dieser Corsaren.

Den Besitzer, welchem das Kind zugefallen war, überraschte die Schönheit, zu der sich dasselbe in wenigen Jahren entwickelte; seine Habsucht wurde dadurch rege, und in der Voraussicht, daß er eine von der Natur so sehr begünstigte Sklavin zu einem hohen Preise werde verkaufen können, behielt er dieselbe bis zum dreizehnten Jahre, dem heirathsfähigen Alter bei den Orientalen, in seinem Harem. Als dieser Zeitpunkt eintrat, verkaufte er das Fräulein d'Epinay an das Serail des Dey von Algier.

Dieser Herrscher, durch eine so glänzende Schönheit, welche diejenige aller seiner Frauen verdunkelte, ebenfalls in Verwunderung gesetzt, erachtete, daß Fräulein d'Epinay die Favorite eines mächtigeren Herrn als er seyn könnte, und sandte dieselbe dem türkischen Sultan Abd-Ul-Hamyd, dessen Lehensträger er war, zum Geschenk. Der Sultan entbrannte ungeachtet seines Alters in Liebe zu derselben, und nahm sie in die Reihe seiner ihm werthesten Frauen auf. Ein Jahr nach ihrem Eintritt in das Serail, im Monat Juli 1785 (1163 der Hedschra), gab diese Favoritin ihm einen Sohn, der nach den aufeinander folgenden Regierungen Selims, seines Vetters, und Mustapha's des Vierten, seines älteren Bruders, selbst den Thron der Sultane unter dem so berühmt gewordenen Namen Mohamed II. bestieg.

Im Jahre 1808, als dieser Sohn zu regieren begann, lebte das Fräulein d'Epinay noch, und dasselbe wurde damals zu dem höchsten Range einer Sultanin-Valide oder Kaiserin-Mutter erhoben. Mohamed bewies derselben die größte Liebe und Verehrung; er wollte selbst den wesentlichsten Theil ihrer Ausgaben aus seinen Mitteln bestreiten und hatte ihr eine Wohnung bei Beschik-Tasch in einem unfern dem seinigen gelegenen Palaste gegeben. Sie starb im Jahre 1820. Mohamed wurde durch ihren Tod in die tiefste Betrübniß versetzt. Auf seinen Befehl mußte der unwissende Arzt, welcher seine Mutter nicht von dem bösartigen Fieber zu befreien vermochte, welches sie in das Grab gebracht hatte, den Hof meiden. Um im Andenken an dieselbe gleich zärtliche Gefühle an den Tag zu legen, wie er solche gegen ihre Person gehegt, machte er es sich zur Pflicht, den Wohlthaten, welche sie in reichem Maße verbreitet hatte, Fortgang zu geben.

Fräulein d'Epinay hatte von ihrem Sohne das Recht erhalten, ihr Geschmeide mittelst Testamentes ihrer Familie zu vermachen. Mohamed ertheilte diesem letzten Willen seiner Mutter durch einen Ferman die Bestätigung, und der Gesandte Frankreichs, den er davon in Kenntniß setzen ließ, sollte die Verwandten ermitteln lassen, um, nachdem die Rechtmäßigkeit ihrer Ansprüche festgestellt worden, das Schmuckkästchen ihnen einzuhändigen.

Mannigfaltiges.

Vom jüngst vergangenen 1. Mai an gerechnet kann es eigentlich 6,336 000 Leuten ganz „egal“ seyn, ob die Welt, resp. die Erde, am nächsten 13. Juni untergeht oder nicht, indem so viele ungefähr bis zu diesem vielbesprochenen und gefürchteten Monatstage ohnehin das Zeitliche segnen, worunter sich selbst Tausende befinden, die am 1. Mai noch gar nicht das Licht der Welt erblickt hatten. Das Nähere soll unseren vielleicht den Kopf schüttelnden Lesern sogleich deutlich werden, sofern dieselben es mit der mathematischen Genauigkeit nicht allzu genau nehmen. Die Gelehrten wollen nämlich ausgerechnet haben, daß in der Stunde etwa 6000 Menschen ihre Heimath, die Erde, wieder verlassen, was den Tag 144 000 und bis zum bewußten 13. Juni d. J. nach Adam Riese's Rechenbuch nicht mehr und nicht weniger als — 6,336 000 ausmacht. Es können Einem dabei nur die armen Würmchen leid thun, welche zum Theil unter so großen Schmerzen, bis zum 13. Juni überhaupt noch in diese gottlose Welt eintreten. So dekretirt der französische Kalendermann Mathieu Laensberg, der, was Manchem vielleicht neu, zuerst den Anstoß gegeben zu der wahrhaft fabelhaften Verbreitung des Glaubens an einen Zusammenstoß unserer Erde mit einem Kometen an mehrgedachtem verhängnißvollen Datum des Brachmonats.

Wie es jetzt zu Paris zugeht, kann man Alles erwarten und Nichts setzt mehr in Staunen. Man braucht es deßhalb durchaus für keine Ente zu halten, wenn wir mittheilen, daß man demnächst inmitten der französischen Hauptstadt, und dazu noch auf der Seine, Seebäder nehmen wird. — Ein Spekulant, der über Kreditmobiliers und immobiliers, über französische, italienische, spanische, russische, türkische und ägyptische Eisenbahnen, über Telegraphen und Kanäle u. s. w. blasirt ist, läßt See-Wasser, welches allabendlich an den Gestaden des Kanals von La Manche geschöpft wird, nach Paris bringen. In mächtigen Reservoirs rollt die gesalzene Woge während der Nacht auf der Eisenbahn dahin. Am Morgen fahren dieselben Reservoirs, die mit riesigen Buchstaben die Worte „Seebäder“ tragen, auf Rädern durch die Straßen der Hauptstadt nach der Schulfregatte (nächst dem Concorde-Platze), welche durch die Macht des erwähnten Spekulanten in ein prachtvolles Badetablissement metamorphosirt wird. Elegante Kabinete mit geräumigen Badewannen werden das Zwischendeck ausfüllen, wo von nun an alle nervöse Schönheiten ihre gegenwärtigen und künftigen Migraines in den Wellen des Ozeans ertränken werden.

(Schneider ohne Ende!) Der auch in weiteren Kreisen bekannte, früher in Leipzig lebende Oberhofrichter und Polizeipräsident v. Ende kam in seiner amtlichen Stellung, als Curator der Universität, auch öfters mit den Studirenden in Berührung, wobei natürliche Derbheit und jugendlicher Uebermuth nicht selten an einander geriethen. Dies rief theils ernste, theils ergötzliche Auftritte hervor. Zu den letztern gehört folgender, auf Wahrheit beruhender Vorfall: Zu Ende des Jahres 1829 kam ein Student der Theologie zu ihm und bat in herkömmlicher Weise um ein sogenanntes Holzstipendium. Dabei entspann sich folgendes Zwiegespräch: „Wie heißen Sie?“ fragte der Präsident. — „Schneider,“ war die Antwort. — „Und Ihr Stubenbursche?“ — „Schneider.“ — „Was ist Ihr Vater?“ — „Schneider.“ — „Und der Name Ihres Wirthes?“ — „Schneider.“ — „Was treibt dieser?“ — „Er ist ein Schneider,“ antwortete der Student. — „Nein, das ist zu arg mit dieser Schneiderei,“ rief der Präsident scheinbar erzürnt aus, „schreiben Sie (der Name Schneider war in ein Journal zu schreiben) Ihren Sapperments-Schneider selbst.“ Er that dies und der holzbedürftige Student, der übrigens bei seinen Aussagen der Wahrheit streng treu geblieben, erhielt bald, um was er gebeten.

Räthsel.

Mein Erstes ist ein Ton, ein flücht'ger Klang,
Beim Instrumentenspiel, wie beim Gesang.
Mein Zweites ein erwünschtes Loos,
Entsunken aus des Glückes Schoos.
Mein Ganzes schützet und bewacht
Vor Unglück in der dunklen Nacht:
Verirrte freuet stets sein Schimmer,
Dem Blinden nützt es nimmer.

Wallrath.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 66. Dienstag, 2. Juni 1857.

Farek Musa.

Eine Geschichte aus Armenien; nach dem Dänischen von ***en.

In Ersingan lebte vor vielen Jahren ein junger Mann mit Namen Farek Musa, schön und stattlich wie wenige seines Alters. Er war freier Herr über sich und ein nicht unbedeutendes Vermögen; seine Eltern waren gestorben, nachdem seine Erziehung nach den Regeln des Koran vollendet worden. Er wohnte jetzt einsam in einem großen Hause, an welches ein Garten stieß, welcher den Gläubigen einen Vorschmack von des Paradieses wundervollen Hainen geben konnte; seine hochbetagte Amme und eine Anzahl Sklaven, von denen die meisten im Hause geboren und auferzogen worden, sorgten für sein Hauswesen.

Als einziges Kind seiner Eltern war er vielleicht von diesen etwas verwöhnt worden — er hatte ja ihre ganze Liebe geerbt! Vielleicht hatte er auch nur mangelhaft gelernt, dieses Lebens Bahn mit sicherm Fuß zu betreten: wer darf behaupten, die Tiefe im Wesen eines Menschen vollkommen zu kennen? Aber gut war er, gut und unschuldig wie Peristans holdselige Bewohner. An Gestalt kamen nur wenige ihm gleich; an Kenntnissen stand er keinem Mollah nach; in ritterlichen Uebungen hatte er sich Rustem selbst zum Muster genommen.

Aber Ersingan gereichten diese Vollkommenheiten nicht zum Vortheil. Nur selten zeigte er sich der Menge; nur wenig lag ihm der Umgang mit Menschen am Herzen. Er kannte die Welt nicht, und diese kannte ihn nicht. Sein Haus war seine Welt; hier beschäftigte er sich früh und spät mit seinen Büchern, mit Saitenspiel und Gesang, mit seinen stattlichen Pferden und seinen prächtigen farbenschimmernden Vögeln. Wenn er mitunter das Haus verließ, so sprengte er gewöhnlich auf einem schnaubenden Rosse ins Weite, um sich an der Jagd zu ergötzen, oder badete sich in den Fluthen des Euphrat, welcher neben seinem Garten vorüber strömte. So hatte er das Alter von zwanzig Jahren erreicht.

Weßhalb erwählt sich Farek Musa nicht eine Gattin? fragten die Nachbarn oft einander. Warum hält er sich keine Sklavinnen? Er ist jung, hübsch und reich; er besitzt vielleicht Alles, nur nicht ein Herz! Ein Weib könnte er sich doch nehmen — das ist sogar den Ungläubigen gestattet!

Die Nachbarn hatten so ziemlich das Richtige getroffen. Farek Musa hatte wohl ein Herz, aber kein Gefühl. Er liebte zwar seine Pferde, seine Vögel, seine Sklaven, die Armen, die Leidenden und Bekümmerten, allein der Schönheit und Anmuth der Frauen gegenüber besaß er kein Gefühl. Seine alte Amme, die treue Mirjam, war das einzige weibliche Wesen, welches er werth hielt. Einige sagten sogar, er hasse das weibliche Geschlecht; dem war jedoch nicht so; er hatte nur ein Vorurtheil und eine Scheu gegen dasselbe. Wie dies Vorurtheil in ihm entstanden, würde Niemand zu sagen vermocht haben. Die Frauen sind, was die Thoren auch reden mögen, wenigstens durchaus nicht schlechter als die Männer.

Aehnliches hatte die alte Mirjam oft Farek Musa versichert, wenn sie im vertraulichen Gespräch die Rede auf die Schönheit der Frauen und auf die Liebe lenkte. Sie behandelte ihn wie einen Sohn, und er bewies ihr kindliche Ehrerbietung. Aber Farek Musa glaubte ihr nicht; er schüttelte schweigend den Kopf, gleich als ob er sagen wolle, er wisse es besser, und benutzte die erste Gelegenheit, um sich zu entfernen, oder das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. In dieser Hinsicht war er so unangreifbar, als ob er mit dem härtesten Stahlpanzer bekleidet gewesen wäre.

Eines Abends war er mit Mirjam im Garten. Die Strahlen der sinkenden Sonne wiegten sich

auf den Wellen des Euphrat; der Abendhauch säuselte leise in den Wipfeln der Bäume, und aus dem Halbdunkel der dichten Gebüsche schallten die schmelzenden Töne der Nachtigall hervor, die immerdar dasselbe Lied der Sehnsucht singt. Traulich saßen Beide neben dem rauschenden Springbrunnen im Schatten der Akazien; das Gespräch hatte wieder die gewöhnliche Wendung genommen.

„Mein geliebtes Kind," sagte Mirjam, indem sie ihre harte, runzelige Hand auf Farek Musa's glatte und weiche Rechte legte; „Allah gebietet über des Herzens Sinn — ich verstehe das Deinige nicht. O, möchten Deine Augen niemals schwach werden! Du scheinst nicht zu sehen, was zu Deinem wahren Glücke dient. Es gibt nur ein Glück hienieden, das ist größer als das, zu lieben: es ist das, geliebt zu werden!"

„Kann man das Lieben lernen, meine Mutter?" fragte Farek Musa lächelnd.

„Weiß ich es? Ich bin alt, mein Sohn, und habe viel vergessen. Aber das weiß ich, daß ich Dir zehn, ja zwölf reiche Partien nennen kann, welche Dir gefallen müssen, und eben so viele junge schöne Mädchen, nach deren Besitz alle jungen Männer streben, und von denen Du das schönste in Deiner Mutter Haus führen könntest — mit meiner Hilfe. Da ist die Tochter des alten Lederhändlers Abrahim; da ist der reiche Hoflieferant, welcher deren zwei hat; da ist — aber wir brauchen gar nicht so weit zu gehen," unterbrach sie sich; „hebe nur Deine Augen auf und schau jenes Haus an, dessen Seitenmauer an Deinen Garten stößt! Hast Du niemals vernommen, wer in demselben wohnt? Ein elternloses Mädchen, welches wie Du frei über sich selbst und ein großes Vermögen bestimmen kann. Ihre Augen gleichen Sternen an einem klaren Himmel, ihr Angesicht leuchtet wie die holden Blumen des Frühlings, ihr Mund ist wie ein Schloß von Rubinen vor einem Schatz der weißesten und vollkommensten Perlen; ihr Haar gleicht einem Schleier von glänzender Seide aus Iran, gewebt und gefärbt in Aleppo. Doch, was soll ich mehr sagen? Du mußt sie sehen, mein Sohn."

„Noch nie habe ich irgend ein Weib gesehen, dessen Anblick mein Herz mit Liebe erfüllt hätte, gepriesen sey Allah!" entgegnete Farek Musa lachend.

„Es steht dem Menschen übel an, das gering zu achten, was er nicht kennt. Wer hat Dich solche falsche Weisheit gelehrt, daß die Töchter dieses Landes Deiner Liebe nicht werth sind?"

„Ich sage nur, daß ich nie ein Gefühl von Liebe empfunden habe und daß ich es auch nicht zu empfinden wünsche," erwiederte Farek Musa ernst. „Ich kenne die Liebe nur aus den Liedern der Dichter, aber diese singen immer mehr von den Leiden als von den Freuden der Liebe, und Du selbst, Mirjam, hast mir ja manche traurige Geschichte von unglücklicher Liebe erzählt."

„Was gilt mir ein Dichter!" rief Mirjam heftig. „Wenn man eines Dichters Hand mit Silber füllt, so singt er Alles, was man will. Nur derjenige kann etwas, wer es selbst erprobt hat; thu' es, und Du wirst nicht mehr darauf achten, was die Dichter singen! Versuche Dein Glück bei der schönen Zuleima, Deiner Nachbarin! Ich will die Bewerbung auf mich nehmen; sorge Du für das Uebrige, und hernach wollen wir uns wieder sprechen."

„Der Versuch möchte allzu gefährlich seyn, meine Mutter. Ich bin kein Knabe mehr. Ich verzichte ruhigen Sinnes auf diese Erfahrung; zeig' ich mich nur klug in allem Uebrigen, so gräme ich mich nicht, daß ich in diesem einen Stücke unkundig bin. Wenn ich einmal anderen Sinnes werde, so werde ich Dir es sagen; für den Augenblick ist mein Ohr wie mein Herz verschlossen. Wir wollen nicht mehr mit vergeblichen Worten streiten. Allah's Tag ist kurz; schau' die Sonne an, sie versinkt schon im Westen."

Mit diesen Worten erhob er sich und wollte davongehen, allein Mirjam hielt ihn zurück und rief mit warnendem Tone:

„Du wirst Deine Verstocktheit bitter bereuen! Du versündigst Dich gegen den Propheten, welcher Mann und Weib gebot, vereint in Liebe zusammen zu leben, treu im Glück wie im Unglück. Du sprichst das harte Wort nicht aus, durch welches Du das Urtheil auf Dein Haupt herabrufen würdest: Du hassest die Weiber, der Du selbst von einem Weibe geboren und erzogen worden bist!"

Das Blut stieg Farek Musa ins Gesicht. War es Zorn, ein schlechtes Gewissen oder vielleicht ein anderes ihm bis daher unbekanntes Gefühl? Aber er antwortete erst, nachdem er seine Bewegung unterdrückt hatte.

„Was man nicht kennt, kann man auch nicht hassen," sagte er sanft; „ich liebe nur die Weiber nicht. Laß mein Herz Dir ein offenes Buch seyn, meine Mutter! Wenn ich mein Inneres prüf', so finde ich neben der Gleichgiltigkeit nur ein sehr kleines Maß von Mißtrauen. Ich kenne mich selbst; ich würde treu bleiben, bis Asrael mich mit seinen dunklen Schwingen beschattete. Aber unter den Frauen finden sich nicht wenige, deren Herz

falsch ist. Wer steht mir dafür, daß ich bei einer Wahl ein aufrichtiges und reines Herz treffe?"

„Sind Deine Mutter und Deine Schwester etwa falsch gewesen?" rief Jene mit Heftigkeit. „Oder kannst Du mir irgend eine Falschheit vorwerfen? Antworte mir!"

„Allah sey gepriesen! nein;" entgegnete Farek Musa ruhig. „Aber meine Mutter war die sorgsame, liebevolle Hüterin meiner Jugend, meine Schwester starb schon in ihrer frühesten Kindheit, und Du, liebe Mirjam," fuhr er lächelnd fort, „ja, in Deinem Alter sind die Frauen immer treu und liebenswürdig. Was soll ich weiter sagen? Rede mir fortan nicht mehr von Liebe und Ehe, falls Du mich nicht erzürnen willst."

Mit diesen Worten schritt er hastig davon; Mirjam blieb traurig und gedankenvoll zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Man höre, was Herr v. Lenz im zweiten Theil seines deutschen Beethoven über die erste Aufführungszeit des „Freischütz" in Riga 1822 sagt: Der „Freischütz" wurde in Riga zum erstenmale gegeben am 25. September 1822. Das einzige im ersten Augenblicke vorräthige Exemplar der vierhändig arrangirten Ouvertüre wurde stundenweise von der Oldekop'schen Musikalienhandlung zum Abschreiben vermiethet. „Ich besitze die Ouvertüre", war eine peremtorische Einladung zu Abendgesellschaften. Kapitalisten verschrieben den Klavierauszug über die Post. Das nächste Frühjahr war das musikalische in der Geschichte Riga's. Schiffsladungen mit Arrangements des „Freischütz" wurden „gelöscht". Der Verfasser brachte selbst die Ouvertüre, für eine einzige Flöte arrangirt, zu einem Freunde aufs Land, der dieselbe auf einer gelben Flöte mit einer Klappe vorzutragen pflegte. Keine Drehorgel ohne den Freischützen, keine Schenke ohne den Jägerchor, kein Tanzboden ohne den Walzer, kein „Kränzchen" ohne etwas Jungfernkranz und veilchenblaue Seide. Die Nummern „Kommt ein schlanker ꝛc.", „Durch die Wälder, durch die Auen ꝛc.", zogen „ins Grüne", und selbst der „kalte Zirkel" in Riga hörte „Wie nahte mir der Schlummer ꝛc." Zehn Jahre freischützte Riga von „Ilgezeem" bis ins Eichenthal bei Müllershöfchen; von Neuermühlen bis zum Mühlgraben; durch die sandigen Fichtenwälder bis an den Seestrand; bis nach Mitau zu Neu-Johannis. Die Oper ist bis jetzt nahe an zweihundert Male gegeben worden und immer bei besetztem Hause. — Das Libretto war einmal in Riga Umgangssprache. Kam der Rigenser von der Jagd am Stint-See mit zwei Schnepfen heim, so hieß es: „Alles was ich konnt' erjagen, war des sichern Rohr's Gewinn". „Schwach war ich, obwohl kein Bösewicht", lautete die Antwort des auf der Euphonie, in der Vorstadt, beim Glase Punsch verspäteten Ehemannes, der noch vor dem Sandthor gedacht hatte: „Jetzt ist wohl ihr Fenster offen und sie lauscht auf meinen Tritt!" „Doch hast du auch vergeben den Vorwurf, den Verdacht", war die letzte Frage der Frau an den Mann vor Schlafengehen. Tauben, nach denen schon lange nicht mehr geschossen wurde, brauchten gerne ein allegorisches „Schieß' nicht, ich bin die Taube." Schlugen dröhnend die alten Uhren an den Kirchenthürmen „sieben", so kamen die Leute auf der Straße zu der Erinnerung: „sieben äffen". Freischützkugeln wurden auf Spiritus abgezogen. „Die süße Stimme ruft", sagte der Tenor, wenn er zum Duett ans Pianoforte trat; „konnt' ich das zu hoffen wagen!" jeder Beglückte. „Samiel hilf!" war ein unterhaltender, kleiner Gesellschaftsschrei. „Mich umgarnen finstre Mächte", gestand sich der Kaufmann bei verfehlter Spekulation, der Advokat, eine Hauptfigur der Stadt, nach einem bei Stadt und Land verlorenen Prozeß. Ein Richter inquirirte: „Nur du kannst dieses Räthsel lösen." Von den höchsten Speicherböden bis in die Salzkeller unter der Straße wurde kein Nagel eingeschlagen ohne „Schelm, halt' fest." Frauen, welche nicht an der Möglichkeit zweifelten, daß ein ungeladenes Gewehr seine bösen Stunden haben könne, hielten tapfer drei Schüsse im Freischützen aus. Auf dem Lande verwandelte sich jeder Baumstamm in den „Jäger, der im Dunkeln wacht." Hände, die „unbekannt zu bleiben wünschten", versorgten die Theaterdirektion, aus den entferntesten Theilen Livlands, von Zeit zu Zeit mit einer ausgestopften Ente. Es ging ein Steinadler von Munna-Mäggi ein. Ausgezeichnete Köpfe stritten über die Lesart: „und ob die Wolke sie oder sich verhülle." Ein nie erlebtes Zusammenwirken aller Kräfte, aller Stände, aller Gewerbe! Sie alle eben hatte Weber in Musik gesetzt. Die Vertheilung der Rollen blieb: alle Gutsbesitzer den Ottokar, der auf die Jagd zieht und dabei glücklich macht; alle Förster den Kuno; alle Liebhaber von „Gott Bacchus" den Kaspar; alle Verliebte den Max; die weibliche Bevölkerung Agathe oder Aennchen. Ein aus der Grundwurzel nachschießendes Publikum.

Unter allen Vergnügungsorten in Wien war im diesjährigen Carneval keiner so stark besucht, als das, wie die Wiener sagen, „unvergleichliche" Elysium von Daum. Die ganze Geschichte ist ein Schwindel, aber ein recht graziöser und amüsanter. Mitten in der innern Stadt befindet sich ein Gebäude, das früher ein Jesuitenkloster war und nun dem Unterrichts-Ministerium zugehört. Die Keller und Grüfte dieses alten, fast seit einem Jahrhundert amtlich benutzten Baues miethete Daum der Jüngere und hat all diese schauerlichen Räume phantastisch ausgeschmückt und mit Gas feenhaft beleuchtet. Besonders die diesjährige neue Dekorirung, von dem Hoftheaterdekorateur Lehmann arrangirt, erfreute sich lebhaften Beifalls. Der erste, sehr lange Keller ist maurisch verziert und zum Speisesaal bestimmt; ein Gemäldecorridor führt von hier, wo eine Regimentsbande spielt, in den „Moarhof", wo steierische Alpensänger in einem bis ins Detail treu gehaltenen steierischen Bauernhof jodeln. Dann steigt man eine breite Treppe hinab und gelangt rechts in einen Tanzsaal, dessen Orchester, von einer goldflimmernden Riesenmuschel eingefaßt, orientalisch costümirte Automaten bilden. Zur linken Seite dagegen geht es in einen in zwei Hälften abgetheilten Saal, wovon die eine Abtheilung der „Harem" heißt und wo Serailpantominen dargestellt werden, während in der andern Abtheilung stets abwechselnd Vorstellungen von „lebenden Bildern" und von „Dissolving Views" stattfinden. Der Menschenmenge folgend, kommt man noch tiefer hinab in einen langen Bierkeller, wo Harfenisten singen und von da aus in die eigentliche Cella der Herrlichkeit, in einen langen, schmalen, gewundenen Keller, „Eldorado" überschrieben, in den man auf einer Eisenbahn hinein und darinnen im Kreise herumfährt, betäubt von Blumenduft, Dekorirung und dem Brillantfeuer von breiten Kaskaden. Hier befindet man sich wenigstens acht Klafter unter der Erde. In den unteren Räumen produziren sich auch Aequilibristen und Taschenspieler, und das Ganze ist ein wahrer Jahrmarkt von Tollheit, eine Spielerei für große Kinder.

(Ein Brütofen.) In dem südlichen Theile Londons befinden sich Surreys Gärten, wo neben dem üppigsten Blumenflor und den überraschendsten Naturnachahmungen, nicht blos durch Pappe und Gaze, sondern mit Benutzung von wirklichen Felsen und wirklichem Wasser und der bewegenden Kraft des Dampfes, auch noch eine großartige Sammlung von den verschiedensten Thiergattungen den Spaziergänger ergötzt. Beachtenswerth ist daselbst der Brütofen, wo für wenige Groschen zu sehen ist, wie durch eine Reihe von Gasflämmchen, angebracht unter einer Art von Glasspinde, in welcher die Eier numerirt neben einander liegen, die Arbeit der Natur bis zu einem gewissen Grade ersetzt wird. Hier macht eine Ente die ersten Versuche ihres wackelnden Ganges; dort sucht ein Hühnchen sich mit Gewalt von der Eierschale zu befreien, die ihm noch an einem auch für Menschen sprichwörtlich bekannten Orte sitzt; ein anderes hat schon einen Riß in die Schale gepickt; noch andere laufen piepend in den erwärmten Räumen umher, wo sie die erste Erziehung genießen; von einer Mutter oder Amme ist hier keine Rede. Wie erfinderisch doch der Menschengeist ist, der sogar in die geheiligte Werkstätte der Natur eingreift! —

Nach Nagy-Körös, seine Heimathsstadt, kehrte dieser Tage ein nach vierzehnjähriger Dienstzeit verabschiedeter Soldat zurück. Interessanter als die Rückkehr ist jedenfalls die Ursache, welche einst den jetzt Heimgekehrten zum Eintritt in das Heer bewogen: Ein städtischer Trabant hatte nämlich die Mutter des damals noch jungen Burschen beleidigt; gerade zu jener Zeit zog die weiland bei uns so berühmte Werbung unter Saus und Braus in den Straßen von Körös umher. Der Bursche begab sich zum Werbeoffizier und fragte denselben: Herr Korporal! wenn ich mich engagiren lasse, darf ich dann dem städtischen Trabanten eine Ohrfeige geben? — Auch zwei, mein Sohn! war die Antwort des würdigen Unteroffiziers. — Nun, da ist meine Hand! entgegnete der Rekrut, setzte sich den Czako aufs Haupt, trat vor den Trabanten hin und versetzte ihm mit den Worten: „Das für meine Mutter!" so recht nach Herzenslust die vertragsmäßig concessionirte Maulschelle.

Räthsel.

Hast Du das Ganze auszuführen,
So sey die beiden Letzten nicht;
Sey bei Aurorens erstem Licht
Vielmehr die Erste, Dich zu rühren.

Auflösung des Räthsels in № 65:
Laterne.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 67. Freitag, 5. Juni 1857.

Farek Musa.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später kehrte Farek Musa vom Bazar heim, wo er ein prachtvolles Reitzeug gekauft hatte, welches ihm ein Sklave nachtrug. Als er in eine enge und dunkle Gasse einbog, die zum Euphrat hinabführte, erblickte er einen kleinen, bejahrten Mann, welcher einige Schritte vor ihm her ging und sich dann und wann umwandte, um ihm zu winken. Der Greis trug weite, stark abgenutzte Kleider und einen großen buschigen Bart; sein Gang war etwas schwankend, aber ungewöhnlich rasch. Auf der Hand trug er einen zahmen Vogel mit prächtigem Gefieder von einer Gattung, welche selten oder nie auf den Hochebenen des Taurus und am Strand des Euphrat gesehen wird.

Farek Musa folgte dem Wink und bemühte sich, den Greis einzuholen; allein dieser ging so rasch, daß der Abstand zwischen ihnen derselbe blieb. Der erstere würde die Jagd auf den alten Mann, der nur seinen Scherz mit ihm zu treiben schien, sicherlich aufgegeben haben, wenn ihn nicht der prächtige Vogel angelockt hätte. So folgte er denn dem Greise durch eine Reihe enger, dunkler Gassen rastlos nach.

Endlich verschwand dieser in einem halbverfallenen Gebäude, welches die Hinterseite eines großen, ansehnlichen Hauses zu bilden schien.

Die Thür war offen geblieben, und Farek Musa trat durch dieselbe in einen dunklen Gang, wo er tappend den Schritten des Greises folgte. So erreichte er zuletzt ein großes öde aussehendes Gemach, in welchem der Alte stand und auf ihn zu warten schien.

„Du scheinst mir zu alt, um Possen zu treiben, Graubart," begann Farek Musa, indem er dem Greise und dem prächtigen Vogel näher trat. „Du winkst mir und fliehst mich? Was willst Du von mir? Willst Du den schönen Vogel verkaufen? Nun gut — ich melde mich als Käufer, wenn Du nicht unverschämt forderst."

„Dieser Vogel ist mir nicht feil," versetzte der Greis mit einem stechenden Blick und einem listigen, wenn nicht tückischen Lächeln. „Aber ich habe etwas Anderes zu verkaufen — o das ist viel, viel prächtiger und kostbarer als dies bunte Geschöpf! Du bist recht ein Käufer nach meinem Sinn; mein Auge hat mit Wohlgefallen auf Deinem Antlitz geruht; ich will Dir das Beste zeigen, was ich besitze. Aber theuer ist es — theuer, sehr theuer!"

„Ich verstehe Dein Geschwätz nicht, Alter," entgegnete Farek Musa. „Wer weise werden will, soll sich von Thoren fern halten, und drum geh ich, woher ich gekommen bin."

„Du bist ein Thor, wenn Du gehst. Um klare Worte zu Dir zu reden — willst Du die schönste Sklavin sehen, welche auf Erden zu finden ist?"

„Eine Sklavin?!" rief Farek Musa verächtlich. „Mein Herz wie meine Börse sind zu eng, als daß ich mich um schöne Sklavinnen kümmern könnte!"

„Lebe wohl Alter."

„Geduld! Geduld!" erwiederte der Greis, indem er mit der einen Hand Farek Musa zurückhielt und mit der andern eine Schnur ergriff, welche von der Decke des Zimmers herabhing; „wir wollen sehen — ja wir wollen sehen!"

Und ehe Farek Musa sich noch losmachen konnte, flog ein Vorhang am entgegengesetzten Ende des Gemaches empor, und es bot sich ihm ein Anblick dar, welcher wie mit Zaubermacht jede seiner Bewegungen lähmte.

Auf einem sammtenen Divan saß in heller Beleuchtung ein junges Mädchen von unvergleichlicher Schönheit. Hast du des Morgenroths Purpur auf des Ararats schneebedecktem Gipfel gesehen? So

glänzte ihr holdes Angesicht. Auf der breiten, weißen Stirn thronten eines Cherubs Reinheit und gebietende Hoheit; Mund und Wangen umspielte ein süßes Lächeln; die Lippen sprachen von Seligkeit, ohne sich zu öffnen; in den funkelnden schwarzen Augen lag ein allmächtiger Zauber, welcher gebot: „Komm, wirf dich vor mir nieder, bete mich an, liebe und — stirb!“ Das dunkelbraune Haar war kunstreich geflochten; nur von den Schläfen wallten zwei glänzende Locken hernieder. Ihre Kleidung war prächtig, wie die einer Sultanin; aber wer beachtete die Fassung, wenn der herrliche Diamant dem Auge entgegenfunkelte?

Farek Musa stand regungslos da, bis der Vorhang wieder herabrollte; selbst nachdem der letzte Schimmer von der lieblichen Offenbarung verschwunden war, wußte er sich noch nicht zu fassen.

„Hatte ich nicht Recht?“ sagte der Greis mit dem ihm eigenthümlichen Lächeln. Selbst der Padischa in Stambul besitzt eine solche Schönheit nicht. Und die Schönheit dieses Mädchens ist das Wenigste; sie ist wohl erfahren in allerlei herrlichen Künsten, in Sang und Saitenspiel, in Tanz und weiblichen Kunstfertigkeiten. Aber theuer ist sie, bei Omar! Sie hat mir selbst über 150 Beutel*) gekostet; ich verlange mindestens 200 für sie.

Mit einem tiefen Seufzer war Farek Musa endlich wieder zum vollen Bewußtseyn gekommen; er wandte sich zum Gehen, indem er zum Greise sagte:

„Sie ist schön — sie ist theuer! Doch was nützt es, weiter darüber zu reden — ich kaufe keine Sklavinnen.“

„Bedenk, was Du thust!“ warnte der Greis, indem er dem Davoneilenden folgte. „Mir ist es gleichgiltig, aber Du mußt es wissen, daß die Sklavin später 300 Beutel kostet.“

Gedankenvoll verließ Farek Musa das halb verfallene Gebäude; gedankenvoll wandelte er an den nächsten Tagen in seinem Haus und Garten umher, unbekümmert um Alles das, was sonst sein Leben ausgefüllt hatte. Wachend und schlummernd träumte er, und Niemand störte ihn darin, denn die alte Mirja war erzürnt und ging ihm überall aus dem Wege. Es war ihm, als sey er ein ganz Andrer geworden, und über diese Umwandlung grübelte er fort und fort; die Ursache kannte er. Unablässig schwebte das Bild der wunderschönen Sklavin vor seiner Seele, und unwillkürlich zog es ihn nach dem Bazar hin, wo er mit dem Greis zusammengetroffen war.

*) Ein Beutel beträgt die Summe von 250 Dukaten.

Spähend wanderte er dort lange umher. Endlich erblickte er den seltsamen Alten, welcher ihn jedoch durchaus nicht zu bemerken schien. Farek Musa trat auf ihn zu und fragte, indem eine dunkle Röthe seine Wangen überzog:

„Ist Deine Sklavin verkauft?“

„Nein — es eilt nicht,“ erwiederte der Greis gleichgiltig. „Ich habe Käufer genug, welche gern die Summe, die ich Dir abgefordert, bezahlen würden; allein ich habe es mir einmal in den Kopf gesetzt, daß diese Perle einen jungen und schönen und vor Allem einen guten Herrn bekommen soll. Hast Du Dich bedacht? Willst Du sie kaufen? Den Preis kennst Du?“

„Kann ich sie noch einmal sehen?“ fragte Farek Musa mit niedergeschlagenen Augen.

„Warum nicht? Ich kaufe selbst nichts, was ich nicht gesehen habe. In einer Stunde werd' ich Dich hier wieder treffen und nach meiner Wohnung führen.“

„Ich erwarte Dich.“

Und Farek Musa erwartete den Greis. Nie war ihm eine Stunde so lange vorgekommen als diese.

Endlich war sie vorüber und er stand wieder in dem öden Zimmer des Greises.

Der Vorhang rollte wieder empor; Farek Musa schaute regungslos die feenhafte Erscheinung an, die sich in derselben Weise wie das erste Mal seinen Blicken darbot.

„Kann ich die 300 Beutel von Dir holen?“ fragte der Greis, nachdem der Vorhang sich wieder gesenkt hatte.

„Ich muß mich bedenken; der Baum der Ueberlegung trägt heilsame Früchte.“

„Wie Du willst; aber bedenke zugleich, daß der Preis der Sklavin, wenn Du sie jetzt nicht kaufst, auf 400 Beutel steigt! —“

Farek Musa verbrachte mehrere Tage in einer fieberhaften Unruhe. Vergebens versuchte er seine frühere Lebensweise wieder zu beginnen — sein Geist war abwesend bei Allem, was er vornahm. Seine Sehnsucht wuchs mit jeder Stunde, die entschwand — er mußte den Greis wiedersehen und wo möglich auch die wunderbare Erscheinung.

Er suchte den Alten auf; allein diesmal war der letztere noch weniger zuvorkommend und machte Schwierigkeiten, den Wunsch des jungen Mannes zu erfüllen. Endlich gab er doch nach.

„Dies ist das letzte Mal,“ sagte er mürrisch. „Majola ist nicht irgend eine Sängerin oder Tänzerin, welche Jedermann nach Belieben betrachten kann!“

Farek Musa sah Majola wieder. Aber was frommt da eine kurze Augenlust, wo im Herzen

eine mächtige Sehnsucht erwacht ist? Er war fast bewußtlos vor Entzücken beim Anblick der lieblichen Gestalt; als aber der grausame Vorhang diese wieder verhüllte, ergriff ihn ein unsäglicher Schmerz, daß er Majola vielleicht niemals wieder sehen werde.

„Du kennst den Preis," sagte der Greis gleichgiltig; „soll ich Dir die Sklavin bringen?"

„Vierhundert Beutel sind der dritte Theil meines Vermögens!" rief Farek Musa.

„Majola ist ein Schatz sonder Gleichen."

„Mann — laß den ersten Preis gelten! der Prophet begünstigt eines billigen und rechtschaffenen Kaufmanns Geschäft."

„Was ich gesagt habe, steht so fest, als ob es in des Schicksals Buch geschrieben stünde."

„So muß ich missen, was ich nicht erwerben kann," erwiederte der junge Mann schmerzlich.

„Wohl gesprochen," sagte der Greis ruhig, indem er Farek Musa bis zur Thür begleitete. „Aber vergiß nicht, daß Du Majola heute zum letzten male gesehen hast und daß ich, wenn Du Dich später wieder melden solltest, vielleicht nicht mehr gesonnen seyn dürfte, diese Perle unter den Sklavinnen zu verkaufen."

„So sey es!" rief Jener mit erstickter Stimme und stürzte halb bewußtlos von dannen.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Bekanntlich sind die Nachrichten über die Herkunft der Kaiserin Katharina I., Gemahlin Czars Peter des Großen von Rußland, sehr auseinandergehend. Nach den Einen war sie die Tochter eines schwedischen Quartiermeisters Johann Rabe und hieß ursprünglich Martha, nach Andern die Tochter eines Bauern, Samuel aus Liefland u. s. w. In dem Aprilhefte der „Westermann'schen illustrirten Monathefte" theilt Kriegk nach der Handschrift eines russischen Gelehrten interessante Nachforschungen mit, deren Ergebniß ist, daß Katharina die Tochter eines Bürgers von Riga, Peter Badendick, und laut den Rigenser Kirchenbüchern am 3. Februar 1679 auf den Namen Katharina getauft war. Den Anlaß zu diesen Nachforschungen gab eine mündliche Familientradition, zu deren Kenntniß der erwähnte russische Gelehrte gekommen. Barbara Berg, geb. Badendick, eine Frau, die nach der Mitte des vorigen Jahrhunderts verstarb, hatte ihrem Sohn, und dieser seiner einzigen Tochter anvertraut, sie, Barbara, sey eine leibliche Schwester Katharina der Ersten; sie habe das nicht gewußt, bis sie in Riga dieselbe, von der sie lange Jahre gar nichts gehört hatte, als Gemahlin des Kaisers Peter wieder gesehen und erkannt habe. Von Schrecken ergriffen, sey sie, Barbara, in ihre Wohnung geflüchtet und habe die Entdeckung ihrem Manne mitgetheilt. Beide hätten, aus Furcht vor dem Kaiser, es für rathsam gefunden, sich nicht zu erkennen zu geben und die Entdeckung ganz zu verschweigen. So erhielt sich das Faktum nur als Sage in der Familie, und die Enkelin Barbara's vertraute selbe erst am Sterbebette dem erwähnten Gelehrten, der es sich nun zur Aufgabe machte, durch die sorgfältigsten Forschungen die Richtigkeit jener Sage zu konstatiren. Ein Halbbruder Barbara's und Katharina's, Hermann Badendick, der bis zum Jahre 1720 in Riga lebte, tauchte nach dieser Zeit mit seiner Familie als Verwandter der Kaiserin in St. Petersburg unter einem gräflichen Titel auf; es ist ungewiß, ob in Folge zufälliger Entdeckung, oder angestellter Nachforschungen von der Kaiserin nach dem Tod ihres Gemahls berufen. Dieser Hermann war von allen acht Geschwistern Katharina's der einzige, den die Kaiserin — vielleicht nach 25jähriger Trennung — wiedersah. Der angebliche Graf lebte sehr zurückgezogen in Petersburg, nur durch Wohlthätigkeit sich auszeichnend; sein Sohn Johann wurde später von der Kaiserin Elisabeth zum Kammerherrn erhoben; von seinen Töchtern Anna und Helena soll die eine an den Grafen Woronzow, die andere an den Oberhofmeister Tschoglokow verheirathet worden seyn.

Die Freunde der Hühnerzucht wird es interessiren, daß Herr Professor Lichtenstein und der Inspektor des zoologischen Gartens in Berlin, Herr Winkler, unter dem Titel „Veredelte Hühnerzucht" jetzt in einem ersten Hefte sechs Abbildungen der ausgezeichnetsten Exemplare von Cochinchina- und andern Hühnerarten aus dem dortigen zoologischen Garten herausgegeben haben. Sie sind nach dem Leben gezeichnet und vorzüglich in Buntdruck lithographirt.

Von nicht unerheblicher wissenschaftlicher Bedeutung ist die Notiz des „Moniteur", daß von den in Holz und einem Fläschchen eingeschlossenen Zettelchen, die von der Reine Hortense bei der nordischen Reise des Prinzen Napoleon ausgeworfen wurden, eines der Akademie zugeschickt worden ist. Es war am 10. Juli 1856 auf 69° 30' N. Br. und 13° O. L. ins Meer gelegt worden, als

die kleine Hortense sich unweit des Meridians der Insel Jan Meyen im Treibeise befand, und wurde am 29. November 1856 zu Drangaver im isländischen Distrikte Strandar unter 66° 12′ und 24° 20′ ans Land geworfen. Das Vorhandenseyn einer großen Meeresströmung, die zwischen Grönland und Island nach dem Kap Farewell geht, ist jetzt eine erwiesene Thatsache.

In dem reichhaltigen Werk von Ulibischeff sind eine Menge charakteristischer und origineller Züge aus Beethovens häuslichem Leben zusammengestellt, die das Porträt des großen Tondichters in anziehender Weise vervollständigen. Er litt, wie alle Hagestolzen, unter dem Druck der Haushälterinnen und lebte in beständiger Empörung gegen sie. Einst hatte er die Reinschrift einer Composition verloren und fand sie in der Küche als Hülle von Butter und Käse wieder. Im ersten Zorne jagte er die Haushälterin fort und beschloß, sich selbst zu bedienen. Er meinte, ein gutes Mittagessen zu machen könne nicht schwerer seyn, als eine Symphonie zu schreiben. Kühn ans Werk schreitend, lud er eine Anzahl Gäste ein, welche höchst erstaunt waren, Beethoven, mit weißer Mütze und Schürze angethan, am Herdfeuer zu finden. Es dauerte sehr lange, bis die ungewohnte Arbeit vollendet war; endlich konnte aufgetragen werden; aber wer beschreibt das Entsetzen der hungrigen Gäste, als eine Suppe erscheint, welche sogar von Bettlern verschmäht werden würde; das Rindfleisch war halbgar, das Gemüse schwamm in einem Ocean von Wasser und der Braten glänzte prächtig schwarz, wie Kohle, als hätte er den Weg durch den Schornstein genommen. Es gab nichts Genießbares; auch aß Niemand außer dem schwitzenden Wirth, der jede seiner Schüsseln mit einer Art Verzweiflung lobte und dabei flehte, man möchte davon essen. Dazu konnte sich jedoch Niemand entschließen; das Dessert und die Weine wurden als Entschädigung verzehrt. Man suchte den Componisten zu überzeugen, daß er für die Musik mehr Talent als für die Küche habe und versöhnte ihn mit seiner Haushälterin.

Im Kriege mit den Kolonien suchten die Franzosen verschiedene Besitzungen der Holländer an sich zu reißen. — Der Marquis von G. . . . . wurde in einer Gesellschaft befragt: Was er von den Absichten des französischen Hofes in Ansehung des Vorgebirges der guten Hoffnung hielte, das damals von den Franzosen besetzt war. — „Ich denke," antwortete er, „wir werden das Vorgebirge für uns behalten und den Holländern die gute Hoffnung lassen."

Ein arbeitsscheuer, zudringlicher Mensch kam zu einer erfahrenen, ihm verwandten Frau und klagte in übertriebener Schilderung sein Schicksal. „Ich habe hundert Sorgen," sagte er, „mein Weib der Niederkunft nahe, die Zinszeit vor der Thüre, kein Holz im Hause, neue Wäsche für die Kinder u. s. w." „Kommt morgen früh," antwortete die Alte ruhig, „ich will Euch von Euern hundert Sorgen den größten Theil abnehmen," worüber hocherfreut der Mann sich des andern Tages einstellte. — „Was kostet Eures Weibes Niederkunft?" — „Fünfzig Gulden." — „Wie viel braucht ihr für Zins?" — „Hundert Gulden." — „Und Holz?" — „Zwei Klafter hartes, eine weiches, mit Fahren und Schneiden dreißig Gulden." — „Und sonst noch?" — „Brauch ich noch hundert Gulden." — „Nun seht Ihr, jetzt habt Ihr Nichts zu thun, als durch Euere Thätigkeit Euch die zweihundert und achtzig Gulden zu verschaffen. Ihr habt demnach nur eine einzige Sorge, von neunundneunzig habe ich Euch befreit."

(Gutes Gewissen.) Ein Bauer hatte sich in einem Städtchen Zucker gekauft und fand dann, daß er sandig war. Er setzte also folgende Anzeige in das Blatt dieses Städtchens: „Ich habe diese Woche von einem Krämer dieses Städtchens eine Quantität Zucker gekauft und darin ein Pfund Sand gefunden. — Wenn ich nicht sieben Pfund Zucker in meiner Wohnung vorfinde, nenne ich den Namen." Am folgenden Tag fand er des Morgens neun Päckchen, jedes von sieben Pfund, vor seiner Thüre. Nicht weniger als neun Krämer hatten sich betroffen gefühlt.

Räthsel.

Die Erste fehlt bei keinem Mahle,
Beim Bürger nicht, so wie im Fürstensaale.
Mein Zweites such' auf waldumkränzter Höhe
Und auch auf mancher Felsenwand,
Wo ich als Denkmal längst entschwundner Zeit noch stehe;
Das Ganze ist ein Ort im deutschen Vaterland.

Auflösung des Räthsels in № 66:

Aufträge.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 68. Sonntag, 7. Juni 1857.

Vollmond.

Steig' auf, Herr Vollmond, steige auf,
Führ' uns dein mildes Licht herauf!
Es ist viel schöner in der Nacht,
Wenn du beziehst die stille Wacht.
Die Sonne ging schon längst zur Ruh';
Komm', lieber Mond, nun scheine du!

Da kommt er! Welch 'ne dunkle Gluth!
Ich glaub' gar, daß er schämig thut.
Das wär' mir doch zu wunderlich,
Ja, ja, Herr Vollmond, meine dich!
Ei schämig gar! das fehlte noch,
Du weißt, wie wir dich lieben doch! —

Siehst du, du kommst schon dreister her,
Bist lange nicht so schamroth mehr!
Den Apfelbaum und 's Kirchendach
Versilberst du schon allgemach;
Nur immer höher, Flur und Hain
Die harren auch voll Schönheit dein!

O wer doch, Mond, wie du, so schön
Da oben könnt' spazieren geh'n!
Und mit den Augen, silberrein,
Könnt' blicken in die Kämmerlein
Bei Arm und Reich und Klein und Groß!
Fürwahr, ein neidenswerthes Loos!

Neugierig bist du, leug'ne nicht!
Das steht dir klar im Angesicht!
Dringst durch den feinsten Ritz und Spalt; —
Neugierig noch, — und doch schon alt! —
Je nun, was hilft's? 's ist so dein Brauch;
Doch weiß ich, du kannst Bess'res auch! —

Drum wo im engen Stübchen sind
Versammelt Vater, Mutter, Kind, —
Und Lieb' und Frieden ist zu schau'n
Und Händefalten — Gottvertrau'n:
Da halt' dich still ein Weilchen auf —
Und dann trag's warm zu Gott hinauf!

Und wo nur sonst ein Menschenherz
Sich quält in Sorge, Leid und Schmerz,
In Krankheitsnoth, in Seelenpein,
Da woll'st du segnend nahe seyn;
Genesung, Gnad' und wahre Ruh'
Den armen Brüdern spende du! —

Und wer auf bösem Wege ist
Und Gott, Gebot und Pflicht vergißt, —
Dem leuchte du mit vollem Schein
In sein verblendet Herz hinein,
Und richt' es auf zum lieben Gott,
Und mach' zu Schanden Trug und Spott!

Und nun noch Eins, mein lieber Mond,
Was mir schon lang' im Herzen wohnt:
Ziehst du vorbei am Sternelein,
Auf dem mein sel'ges Mütterlein, —
Dann grüß' es hübsch von mir und sag':
„Ich käme nun auch balde nach!“

Farek Musa.

(Fortsetzung.)

Farek Musa's Bewußtseyn kehrte jedoch nur zu bald zurück und mit demselben erwachte ein unbeschreiblicher Schmerz in seiner Brust.

Jetzt, wo er missen sollte, was er von ganzer Seele bewunderte, ward es ihm klar, was in ihm auf so ungewohnte Weise lebte und kämpfte. Er liebte, und diejenige, welche er liebte, sollte vielleicht einem Andern angehören! Es war eine Qual ohne Gleichen. Was war da das Gold gegen seine Liebe — gegen seine Leiden?

Es war keine Verstellung bei dem Greise, daß er den jungen Mann kaum wieder erkannte, als dieser ihn eines Abends auf dem Bazar aufsuchte. Farek Musa hatte unsäglich gelitten.

Ohne weitere Einleitung bot der letztere sogleich 400 Beutel für die schöne Sklavin.

Der Greis aber schüttelte den Kopf und erwiederte:

„Allah schütze Dein Gedächtniß, junger Mann! Erinnerst Du Dich nicht mehr an das, was ich Dir neulich gesagt habe? Ich will Majola selbst behalten. Sobald ich meine übrige Habe zu Geld gemacht, ziehe ich mit Majola nach meiner Heimath."

„Bist Du denn vielleicht der junge und hübsche Mann, dem Du Majola bestimmt hast?" fragte Farek Musa spöttisch und erbittert.

„Du vergißt, daß ich einen besondern Nachdruck auf die letzte Bestimmung legte, die Du ganz ausläßt: ich sagte, sie solle einem guten Manne zu Theil werden. Und Majola wird einen solchen gewiß in mir finden."

Farek Musa faßte sich in Sanftmuth und bot dem Greise nacheinander 500, 600 und 700 Beutel. Der letztere wies jedes Gebot hartnäckig zurück. Da ging der junge Mann mit Verzweiflung im Herzen davon.

Doch schon am folgenden Tage kam er wieder und begann auf's Neue zu bieten, bis sich sein Gebot auf 1200 Beutel belief. Dies nahm der Greis an. Zwölfhundert Beutel! Es war Farek Musa's ganzes Vermögen!

Aber was kümmerte das den jungen Mann! Sein Elend hatte sich plötzlich in das höchste Glück verwandelt. Er machte Alles zu Gelde, was er besaß, mit Ausnahme seines Vaterhauses und der nothwendigsten Geräthe, brachte dem Greise mit strahlenden Augen die vollen Beutel und nahm seinen theuer erkauften Schatz mit sich heim. Majola hielt einen Einzug wie eine Sultanin — sie zog in das leere Haus eines armen Mannes!

Farek Musa hatte ein neues Leben begonnen. Während der ersten Tage ging er wie berauscht umher und sann nur darauf, wie er seiner geliebten Majola das Daseyn so freudenvoll und genußreich als möglich machen könne. Später nahm sein Entzücken einen ruhigeren Charakter an. Er durfte sie sehen, sich ihr nähern, mit ihr sprechen — für den Augenblick verlangte er nichts mehr. Seine Liebe entwickelte sich unter dem Schleier der Schüchternheit und Zurückhaltung wie die bescheidene Blume unter der Hülle des Grases; er wagte nicht, Majola seine Zuneigung zu gestehen, obgleich er ihr unablässig die zartesten Aufmerksamkeiten bewies. Er hatte sie mit Aufopferung seines ganzen Vermögens gekauft; er wollte sie noch einmal mit Hingebung seines ganzen Wesens kaufen.

Allein Majola zeigte sich nur in geringem Grade erkenntlich für diese anbetende Hingebung. So schön sie auch war, ihr Herz schien kalt und fühllos, und mitunter sogar hart und grausam zu seyn. Sie achtete nicht auf seine Blicke, beantwortete nur selten seine Worte und nahm seine Aufmerksamkeiten als etwas ihr Gebührendes entgegen. Sie schien den Stolz einer Sultanin, aber nicht den edlen Sinn einer Sultanin zu besitzen.

Mit sichtlichem Unwillen hatte die alte Mirjam ihren Platz bei ihres Herrn Liebling eingenommen: so hatte sie es mit ihren oft wiederholten Rathschlägen und Bitten nicht gemeint. Aber allgemach schien sie sich dennoch mit des Mädchens Wesen auszusöhnen, und Majola behandelte die Alte nach einigen Tagen auch nicht mehr so hoffärtig als zuvor. Dessen ungeachtet konnte sich Mirjam nicht enthalten, nach Art einer alten treuen Dienerin ihrem Herrn seine thörichte Leidenschaft für ein Weib vorzuwerfen, welches er mit Aufopferung seines ganzen Vermögens gewonnen, während es in seiner Hand gelegen hatte, eine der schönsten und edelsten Töchter des Landes ohne das geringste Opfer zu der Seinigen zu machen.

Farek Musa achtete nicht auf solche Vorwürfe und sah der Geliebten alle ihre Anmaßungen nach. Es fiel ihm zwar oft schwer aufs Herz, daß er zu arm sey, um Majola ein sorgenfreies Daseyn zu sichern, allein solche Bekümmernisse verschwanden rasch wie Nebel vor den Strahlen der hellen Morgensonne. Er hatte die zerstreuten Reste seines vorigen Wohlstandes gesammelt; mit diesen ging er freudig der Zukunft entgegen.

Mehrere Wochen verstrichen. Farek Musa's Verhältniß zu Majola war dasselbe geblieben; diese Wochen waren ihm wie eben so viele Stunden dahingegangen. Da trat er eines Abends in ihr Zimmer, nachdem er den ganzen Tag abwesend gewesen war. Sein Herz pochte vor mächtiger Freude, als er sie erblickte; er mußte sich Zwang anthun, um seine heiße Sehnsucht in seiner Brust zu verschließen. Er setzte sich neben Majola und bemühte sich, sie und sich selbst zu zerstreuen, indem er von seinem Besuch der Quellen des Euphrat, von der Fahrt auf dem breiten, wogenden Strom und von den zahllosen prächtigen Schiffen erzählte, welche auf den Fluthen hin- und herglitten.

Majola hörte kalt und gleichgiltig wie immer zu, und seine begeisterte Schilderung klang in seinen eigenen Ohren wie leeres Geschwätz. Da schlug er das Auge auf zu ihr — was war das? Es däuchte ihm, als ob sie geweint habe! Die Worte erstarben ihm auf der Zunge; im weiten Raume herrschte eine lautlose Stille. Was bedeuteten die unterdrückten tiefen Seufzer, die aus Majola's Brust hervordrangen? Galten ihm diese Seufzer — hatten ihm ihre Thränen gegolten?

Ein heller Freudenstrahl durchzuckte seine Seele — er ist nicht mehr Herr seiner selbst — er schließt die Angebetete in seine Arme und drückt sie an seine Brust, Alles um sich her vergessend.

Majola zitterte — einen Augenblick ruhete sie willenlos an seiner Brust, aber im nächsten wand sie sich mit der Geschmeidigkeit einer Schlange aus seinen Armen und stand mit der ganzen Ruhe und dem ganzen Stolz ihres Wesens vor ihm. Der flammenden Röthe auf ihren Wangen folgte die Blässe des Todes, und mit eisiger Kälte in Blick und Stimme sagte sie zu ihm:

„Farek Musa, ich bin als gekaufte Sklavin in Deine Hand gegeben; aber wisse, daß ich mich gleichwohl frei fühle! Kannst Du mich zwingen, Dich zu lieben? Kannst Du mir es verwehren, mich zu tödten? Der Prophet sey gelobt, Du kannst weder das Eine noch das Andere! Vergißt Du das Erste, so werde ich Dich an das Letztere erinnern; für Dein theures Geld sollst Du nur meine Leiche besitzen. Merke es Dir wohl — wie ich rede, so handle ich!“

Der kurze Augenblick des Selbstvergessens war vorüber. Farek Musa warf sich seiner Sklavin zu Füßen und rief in mächtiger Bewegung:

„Majola, schau nicht so kalt und höhnisch auf mich nieder! Ich verdiene weder Deinen Zorn, noch Deine Verachtung. Du sollst mir heilig seyn, wie eine Schwester; ich will dir ein Bruder seyn, bis der Prophet Dir selbst einen schöneren Namen auf die Lippen legt! In demselben Augenblick, wo Du das Glück an meiner Brust suchst, sollst Du meine Gattin seyn, freie Herrscherin über mich und Alles, was mein ist! Fürchte nichts von mir! Meine Liebe ist Dir ein sicherer Schild!“

Farek Musa küßte den Saum von Majola's Gewande, sprang auf und entfernte sich, ohne eine Antwort abzuwarten.

Von dieser Stunde an behandelte er Majola mit doppelter Zurückhaltung und Aufmerksamkeit, und so verstrich ein Monat nach dem andern.

Majola aber blieb, wie sie zuvor gewesen. Mit tiefem Schmerz gewahrte Farek Musa, daß sie ihn nur duldete; sie zeigte stets dieselbe kalte und stolze Ruhe, welche ihm jede Annäherung unmöglich machte. Es war, als ob sie ohne Herz geschaffen sey. Nichtsdestoweniger verlor er keinen Augenblick den Muth; um seiner Liebe willen ertrug er Alles mit Geduld und schaute hoffend in die Zukunft. Allein die Bekümmerniß, welche ihm Majola verursachte, war nicht die einzige, die sein Herz empfand: er hatte mehr und mehr mit Nahrungssorgen zu kämpfen. Er hatte nach und nach Alles verkauft, was nicht unmittelbar in Majola's Hände gegeben war: Sklaven, Pferde, Hausgeräthe und die Kleinodien, welche er noch zurückbehalten hatte. Majola bedurfte viel und verlangte dann und wann bedeutende Summen. Wozu sie das Geld brauchte, wußte er nicht, er hatte es ohne Widerrede herbeigeschafft.

Das Jahr war noch lange nicht zu Ende, als er bereits sein schönes Vaterhaus mit dem prächtigen Garten verkauft hatte und in einen kleinen Kiosk*) am Flusse gezogen war, welchen er sich nebst einem beschränkten Platz rings um denselben vorbehalten hatte.

Jetzt war er wieder eine Zeitlang im Stande, den Forderungen der heißgeliebten, undankbaren Sklavin zu genügen, welche sich von Tag zu Tag steigerten. Mitunter fiel es ihm ein, welch ein Ende solches Leben nehmen müsse, aber er gab sich vertrauensvoll in des Schicksals Hand; es lag eine wunderbare Kraft für ihn in dem Spruch: Allah ist barmherzig! Ich verlasse mich auf Allah!

Und Farek Musa hatte noch manche vollkommen glückliche Stunden. Wenn Majola bei guter Laune war, sang oder tanzte sie, oder recitirte einzelne Stellen aus den morgenländischen Dichtern. Sie that das nicht um seinetwillen, das wußte er wohl; aber ihn entzückten die herrlichen, klaren Töne und die anmuthigen Bewegungen, welche eine Zärtlichkeit ausdrückten, die sie selbst nicht kannte, und er vergaß gänzlich, daß er arm und verachtet war.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In den Bergen von Ceneda im Venetianischen wurde jüngst eine ganz eigenthümliche Hochzeit gefeiert. Ein junger Bauer von Zoldo begegnete zufälligerweise einem schon ältlichen Bauer, dessen

*) Gartenhaus.

bevorstehende Vermählung mit einer hübschen Bäuerin in der Pfarrkirche bereits verkündet war. Der jüngere Bauer, Giuseppe, lader den älteren Landsmann Pankrazius ein, im nächstgelegenen Wirthshause mit ihm ein Gläschen Wein zu trinken, und nachdem er ihm einige Maas gezahlt, stellte er an ihn das Ansinnen, er möge ihm die Braut abtreten. P. zögerte, ließ sich jedoch zuletzt durch die glänzenden Versprechungen des G. verleiten in das Geschäft einzugehen und seine Braut sogleich zu holen. Nun machte sich der Brautbewerber erbötig, für jedes Pfund, das die Bäuerin wiege, 24 venetianische Soldi zu zahlen. Der Vorschlag wurde angenommen. Das Weib ward gewogen, und nachdem von dem Gewichte von 96 Pfund jenes für die Kleider abgezogen ward, strich der ältliche P. das Sümmchen von 108 Lire ein und entsagte förmlich seiner Braut, welche kurz darauf mit Giuseppe verehelicht ward.

Das fashionabelste Hotel in Paris ist bekanntlich das Hotel du Louvre. Es zeichnet sich nicht allein durch seine Eleganz, sondern auch durch seine riesenhaften Dimensionen aus. Der Pariser Courier der „Indep. belge" schreibt: „Die Statistik des Hotels du Louvre ist wirklich merkwürdig. Es verbraucht mehr Gas als die ganze Stadt Orleans. Der Markt liefert an dasselbe täglich für 500 Fr. Fleisch, für 200 Fr. Geflügel, für 150 Fr. Brod. Die Wäsche für's Hotel und die es bewohnenden Reisenden kostet jährlich 150,000 Fr. Es enthält 700 Zimmer und Salons, mehr als 800 Betten; 600 Klingeln werden durch Elektricität in Bewegung gesetzt. Es hat einen Speisesaal für 300 Couverte, der von 600 Gasflammen erleuchtet werden kann und für dessen Versorgung der berühmte Koch der Frères-Provençaux gewonnen ist. Es hat ferner Bäder, Billards, einen Lese- und Unterhaltungssalon, einen Concert- und einen Ballsaal. Musik gibt's des Montags, Tanz des Freitags: kurz es ist ein Paris im Kleinen, das zu bestimmter Zeit auf einer silbernen Schüssel servirt wird. Wie sah es dagegen mit den Wirthshäusern noch vor zwanzig Jahren aus! Um jene Zeit stieg ein Freund aus Dijon in einem kleinen Gasthofe in der Straße Saint-Roche ab. Er gestand die bescheidenen Mittel seiner Börse ein und verlangte ein Logis mit Angabe des Preises. Mein Herr, erwiederte die Wirthin, ich habe Zimmer ohne Wanzen zu 3 Fr. Ich habe auch andere zu 2 Fr. Mit Wanzen? fragte der Reisende. Natürlich, versetzte die Wirthin. — Im Hotel du Louvre gibt es auch Zimmer zu 2 oder 3 Fr., man gibt aber nur Wanzen zu, wenn es der Reisende durchaus verlangt, und läßt sie sich apart zahlen, denn sie sind selten."

Etwas ganz Neues für unsere Hausfrauen! Man errichtet Bügelstuben, in denen die von den Partien dahin gebrachte Wäsche gegen ein mäßiges Entgelt nach einem eigenen Verfahren geglättet werden wird. Das Verfahren ist einfach: aus einem dünnen Schlauche wird Gas in ein Bügeleisen geleitet, durch das Verbrennen dieses gleichförmigen Gasstromes letzteres erhitzt. So hat man, da kein Holz verbraucht wird und die Gasflamme zu Erhitzung jeden Augenblick vorhanden ist, zu allen Stunden das Bügeleisen zu seiner Funktion bereit. Ein Ersparniß bei dieser Methode leuchtet von selbst ein.

Die Tochter eines Holzhauers aus Nürnberg, ein Mädchen von gefälligem Aeußern und an Sonn- und Feiertagen stets gut gekleidet, wurde auf einem öffentlichen Vergnügungsplatze von einem jungen Manne gefragt: „Wer ist denn Ihr Vater, meine Schöne?" — „Mein Vater," erwiederte die Holde — in sichtbare Verlegenheit versetzt — „ist — — Brand-Materialien-Zertheilungs-Faktor.

Expeditor (schreit zum Lokomotivführer hinauf): „Guten Morgen, Herr Tendler! Heut hab'n wir wieder sakrisch kalt! Haben's denn Ihre Nas'n noch nit erfror'n?" — Lokomotivführer: „Nu, was hat's g'rad d'rauf, wenn mer mal eine erfriert! Man kriegt ja so a Nas'n um die and'r!"

Eine Dame sah nach längerer Zeit einen Jugendfreund wieder und fragte ihn, wie er ihr Aeußeres fände. „Die Frauen," meinte er ausweichend, „gleichen darin dem Wein: was ihnen die Jahre an Lieblichkeit nehmen, ersetzen sie durch Geist."

Herz heißt ein gewisses Etwas, das der Mensch auf der linken Seite der Brust hat, drum sitzt es Wenigen auf der rechten Stelle.

Auflösung des Räthsels in No. 67:

Salzburg.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 69. Dienstag, 9. Juni 1857.

Farek Musa.

(Fortsetzung.)

Der Zeitpunkt, den Farek Musa vorausgesehen, kam endlich. Er vermochte das nicht mehr herbeizuschaffen, was Majola bedurfte. Seine eigene Hülflosigkeit quälte ihn nicht so sehr als der Gedanke, daß die Geliebte dem Mangel ausgesetzt seyn werde. Und dennoch wog sein Leid nicht das Glück auf, welches ihm Majola's [illegible]

Da ließ sie ihn eines Tages zu ungewöhnlicher Zeit zu sich entbieten. Er erwartete, Klagen zu hören, allein Klagen kannte sie nicht. Es war das erste Mal, daß sie aus eigenem Antrieb mit ihm redete.

„Farek Musa," sagte sie, ohne sich vom Divan zu erheben, „wohin schauen Deine Augen? Wohin schweifen Deine Gedanken? Hast Du vergessen, daß Du ein Haus, eine Sklavin besitzest, welche das Schicksal in Deine Hände gegeben hat, obgleich sie zu einem fürstlichen Leben erzogen worden ist? Willst Du vielleicht, daß ich mir mein Brod durch Arbeit erwerben soll? Sieh' und urtheile selbst, ob diese Hände und Arme Sklavenarbeit verrichten können!"

Wechselsweise von Schmerz und Entzücken erfaßt starrte er sie regungslos und schweigend an.

„Du antwortest nicht? Hab ich nicht deutlich genug geredet? So wisse denn, daß ich auf meinem Tisch seit drei Tagen kein genießbares Gericht gefunden habe. Eine Sklavin, welche für 1200 Piaster gekauft worden ist, lebt nicht von Reis und Gerstenmehlkuchen. Es fehlt mir an hundert Dingen, welche ich nicht entbehrt habe, seitdem ich die Namen der Dinge auf Erden stammeln lernte. Frage die alte Mirjam; sie wird Dir dasselbe sagen. Bist Du ein Effendi (Herr) und lässest Deine Sklavin hungern und Mangel leiden?"

Der harte Vorwurf, welcher in diesen Worten lag, weckte Farek Musa aus seiner schmerzlichen Träumerei. Er wandte den Blick auf Majola und erwiederte in einem Ton, worin ebenfalls ein Vorwurf seinen Ausdruck fand, aber der zärtlichste und sanfteste Vorwurf, vereint mit dem stillen Selbstgefühl eines reinen und edlen Gemüthes.

„Du nennst mich Herr, und doch war ich vom ersten Augenblick [illegible] an freie Herrscherin über mich und Alles, was ich besaß. Was soll ich mehr sagen? Ich habe bis heute Alles wie ein Bruder mit Dir getheilt, ja mehr als getheilt. Ehe Du noch Mangel zu leiden begannest, habe ich um Deinetwillen gehungert. Majola, Du mußt es wissen: Ich bin arm — Du bist mein ganzer Reichthum! Ich bin sehr arm, denn von Dir, dem Einzigen, was mir geblieben, besitze ich nicht das Geringste. Aber arbeiten soll die Seele meiner Seele nicht. Ehe dieses geschähe, würde ich mich selbst zu Tode arbeiten."

„Du hast wohl gesprochen," erwiederte Majola mit eisiger Ruhe. „Man stirbt nicht vom Arbeiten. Die Arbeit übt im Gegentheil die Kräfte, verscheucht die Grillen und bringt reichen Segen. Ich fordere nichts Unmögliches. Wenn Du thust, was Du kannst, anstatt müßig zu gehen, so will ich mit einem einfachen Unterhalt zufrieden seyn. Geh und suche Arbeit! Allah schenke Dir Glück!"

Das Blut stieg Farek Musa in die Wangen bei dem Gedanken, daß er, der einst so reiche und bewunderte Aga sich nun als Lastträger oder Taglöhner in Erslngans Gassen zeigen sollte. Er zögerte mit der Antwort.

„Oder vielleicht ziehest Du den Ausweg vor," fuhr Majola mit eisiger Kälte fort, „mir meine

kostbaren Kleider und meinen Schmuck zu nehmen! Scheue Dich nicht, Du bist mein Herr!"

„Nein, Majola — Du kennst Farek Musa schlecht," entgegnete der junge Mann mit bewegter Stimme. „Ich will arbeiten! Das ist ein unwürdiger Mann, welcher das Weib, das er liebt, nicht ernähren kann. Ja, ich will arbeiten! Und sollt es mir mitunter schwer fallen, so will ich daran denken, daß ich für Dich arbeite, Majola!"

Mit diesen Worten verließ er das Zimmer.

In besseren Zeiten hatte Farek Musa sich einen zierlichen Kahn zu Lustfahrten auf dem Euphrat angeschafft, welcher ihm noch geblieben war, da Majola Vergnügen daran fand, sich in der Abendkühle auf dem Strom zu schaukeln. Ach, wie manche schöne Abende hatte Farek Musa auf dem glänzenden Wasserspiegel erlebt, wenn der Mond am Himmel stand und seine Strahlen sich auf den Fluthen wiegten! Wie war es so herrlich gewesen, wenn der Kahn leicht wie ein Schwan unter dem Laubdach dahin glitt, welches geheimnißvoll den Strom am Ufer überschattete, wenn die wehmüthigen, zärtlichen und sehnsuchtsvollen Töne der Saiten durch die stille Nacht klangen! Er war [illegible] war es gewesen, welche gespielt [illegible]. Bisweilen hatte auch er gesungen. Dann hatte Majola die Saiten ruhen lassen, aber sie hatte seinen aus der tiefsten Seele hervordringenden Tönen still gelauscht.

Ohne sich zu bedenken, vertauschte Farek Musa seine standesmäßige, wenn auch ziemlich abgetragene Kleidung mit der groben Tracht eines Arbeiters. Kaum würde man in dieser den schönen, zartgebauten und verwöhnten Farek Musa wiedererkannt haben. So begab er sich nach dem Ufer des Stromes und bestieg seinen Nachen, um den Bewohnern der Stadt als Fuhrmann zu dienen.

Auf diese Weise erwarb er sich durch unaufhörliche Anstrengung vom frühen Morgen bis zum späten Abend fortan täglich so viel, daß er nebst Majola und Mirjam davon leben konnte. Aber nur den kleinsten Theil verwandte er für sich. Trotz dem Demüthigenden in seiner Stellung war er zufrieden und vielleicht zufriedener als früher, denn ertrug er nicht das Demüthigende um Majola's willen? Ernährte er sie nicht durch seiner Hände Arbeit? Jetzt erst däuchte es ihm, daß er doch einigen Theil an ihr habe. Er fühlte sich mitunter sogar glücklich. Besonders war dies der Fall, wenn Majola dann und wann des Abends eine Lustfahrt auf dem Strom zu machen wünschte und er bei den süßen Tönen ihrer Stimme den kleinen Nachen durch die mondbeglänzten Wellen lenkte.

Doch es heißt im Sprichwort: „Wenn du glücklich bist, schaue dich bei Zeiten nach dem Unglück um!" — Farek Musa's theuer erkaufte Ruhe sollte bald Schiffbruch leiden; sie versank in die Tiefe zugleich mit dem Kahn, welcher an einem dunklen Abend durch ein schlecht gelenktes Lastschiff zertrümmert wurde. Mit genauer Noth rettete er sein Leben — ein Leben, dem nun das letzte Mittel, sich zu erhalten, geraubt schien. Sein Schmerz war tief, aber er gehörte zu den von Allah gesegneten Menschen, denen der Prophet stets ins Ohr flüstert: Verliere den Muth nicht, mein Kind! Es wird noch Alles gut werden!

Was sollte aber Farek Musa jetzt beginnen? Wodurch sollte er seinen Lebensunterhalt erwerben? Er dachte nicht an sich selbst, sondern an Majola — denn sie war es ja, in welcher er lebte. Zu Klagen war keine Zeit, er mußte handeln. Er mußte noch eine Stufe tiefer hinabsteigen — zu dem Stand eines elenden Taglöhners, wenn er sein und der Seinigen Leben fristen wollte.

So fand er sich denn am nächsten Morgen noch vor Tages Anbruch auf dem freien Platze in einem der abgelegensten Theile der Stadt ein, um als Taglöhner und Lastträger Beschäftigung zu suchen. Mit Aerger und Neid [illegible] ihn die dortigen Arbeiter an und spotteten über seine traurige Miene, über seinen schwachen Körperbau und seine zarten Hände. Doch er, auf das Aergste gefaßt, ertrug mit Geduld alle Beleidigungen. Er ward von allen Lastträgern zuletzt gemiethet, aber Arbeit bekam er doch, da es an Händen fehlte, und durch seine saure Arbeit gewann er das Nothdürftigste.

So schlich ein Tag nach dem andern dahin. Der Gequälte gönnte sich nichts — Alles was er erwarb, erhielt Majola. War sie zufrieden mit dem, was sie empfing? Wußte sie, auf welche Weise er es erworben hatte? Er vermochte sich diese Fragen nicht zu beantworten, da er Majola nicht mehr sah und noch weniger mit ihr redete. Vor Tage ging er zur Arbeit und erst in dunkler Nacht kam er heim, um seine müden Glieder für die Anstrengungen des nächsten Tages durch einen kurzen Schlummer zu stärken. So hatte er die einzige Erquickung verloren, welche seine zur Erde gebeugte Seele hätte erfrischen und aufrichten können. Er arbeitete nur für Majola! und sie war für ihn nicht mehr da!

Doch es sollte eine noch schlimmere Zeit kommen. Die Arbeit ward seltener und dazu noch schlechter bezahlt. Oft mußte er auf dem Markte stehen, gepeinigt von der glühenden Sonne, von dem nagenden Hunger und dem giftigen Schmerz

in seinem Innern; mit leeren Händen kehrte er am Abend in ein für ihn leeres Haus zurück. Was sagte Majola?

Auf diese Weise geschah es, daß er mehrere Tage nach einander nichts verdiente. Erschöpft durch Mangel an Nahrung und durch Leiden kehrte er eines Abends früher als gewöhnlich heim und warf sich auf sein hartes Lager, um sich grübelnd seinem Schmerz zu überlassen. Tiefes Dunkel umgab ihn, aber ein noch tieferes Dunkel herrschte in seiner Seele. Wohin er schaute, überall fühlte er ein grausiges Elend.

Mehrmals hatte Majola ihn zu sich entbieten lassen. Er wußte was sie wollte; er fürchtete ihre Vorwürfe. Es war ihm unmöglich, in diesem Augenblick, wo das Herz in seiner Brust den Todeskampf kämpfte, vor sie hinzutreten. Und doch — könnte er sie nur noch einmal sehen!

Wunderbar? In demselben Augenblick sollte sein Wunsch erfüllt werden. Ein Lichtstrahl fiel durch die schlechtgearbeitete Thüre. Die Thür öffnete sich und Majola stand vor seinem elenden Lager. Das Licht blendete ihn, aber noch mehr der Eintretenden himmlische Schönheit. Sie war reizend und frisch wie des Granatbaumes Blüthe, worin der Thau noch weilt; sie war stolz und leuchtend wie die Berglilie, welche auf des Taurus Höhen blüht; ihr Wesen duftete, duftete berauschend wie der Jasmin in des Frühlings Vollmondsnächten. Ach, sie hatte ja nichts gelitten, nichts im Vergleich zu ihm!

Die Ueberraschung im Verein mit dem erschöpfenden Kummer hielt Farek Musa ans Lager gefesselt. Er starrte, sich seiner selbst kaum bewußt, Majola an wie eine Offenbarung von Peristan, dem wunderbaren Reich der Feen. Ihre ersten Worte gaben ihm nur zu schnell sein Bewußtseyn wieder.

„Farek Musa!" sagte sie mit regungsloser Miene, aber mit leiser zitternder Stimme, „wenn der Faden der Geduld sich auch lange ausspinnen läßt, endlich muß er reißen. Deine Lippen haben mich eine Pri genannt; glaubst Du vielleicht, daß ich ohne Speise leben kann? Am Morgen erwarte ich den Abend, und am Abend den Morgen, um den Tisch gedeckt zu sehen; aber mein Auge gewahrt nichts, und mein Mund bleibt leer. Ich höre nur stets dieselben Worte von Mirjam's Lippen: Es ist nichts da, mein Kind! Sage mir, hast Du vor Zeiten Deine Hunde so schlecht ernährt wie mich, welche Du zu lieben vorgibst, welche das Glück und der Stolz eines Sultans gewesen wäre?"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter den Bewohnern Ostindiens zeichnen sich die im westlichen Theile des Landes, zu Bombay, Baroch, Surat ꝛc. lebenden Parsen, deren Zahl etwa 50,000 Seelen betragen mag, durch Reinheit des Lebenswandels, Bildung, Reichthum und Wohlthätigkeit vortheilhaft aus. Ihr Einfluß ist daher auch weit größer, als man ihrer geringen Anzahl nach zu schließen geneigt seyn möchte. Keine anderen Asiaten haben eine so große geistige Verwandtschaft mit den Europäern wie sie. Eine Anzahl Parsen hat sich vor Kurzem zu Liverpool und London niedergelassen, um unmittelbar den östlichen Handelsverkehr zu betreiben. Alsbald haben sie Briefe nach Bombay gesandt und gebeten, ihre Landsleute möchten ihnen die Söhne nach England nachschicken, da sie denselben ohne Unkosten der Eltern eine europäische Erziehung geben lassen wollten. Seit dem Jahre 1851 bekleidet ein Parse die Professur der Mathematik und Naturwissenschaften am Elphinstoner Kollegium zu Bombay, ein anderer, Ardasir Cursetschi, ist erster Ingenieur und Maschinen-Inspektor in der ostindischen Marine. Die hervorragendste Persönlichkeit aber unter den trefflichen Leuten des Parsenvolkes ist wohl „Dschamsedschi-Tschitschibhoi", geboren im Jahre 1783, der Sohn eines armen, mit alten Flaschen handelnden Parsen zu Bombay, ein Mann, der sich einen unermeßlichen Reichthum erworben und davon einen Gebrauch gemacht hat, wie er vielleicht einzig in der ganzen Weltgeschichte dasteht. Er hat nicht weniger als eine halbe Million Pfund St. für die Bildung der indischen Völkerschaften und zur Abhilfe der Leiden der Menschen und Thiere ausgegeben. Nicht minder großartig sind im Verhältniß die von seiner Gemahlin, welche, wie viele andere parsische Frauen, eine europäische Bildung besitzt, gespendeten Wohlthaten. Die britische Regierung erhob ihn im Jahre 1842 — es ist dies die erste englische Standeserhöhung unter der einheimischen Bevölkerung in Indien — zum Ritter (Knight). Die Art, wie die Parsen dieses Ereigniß verewigten, ist für die Zoroaster-Gläubigen bezeichnend und höchst ehrenvoll. Sie sammelten Beiträge zu einer nach dem gefeierten Wohlthäter zu benennenden Stiftung, welche den Zweck hat, gute Bücher aus europäischen und anderen Sprachen zu übersetzen und unentgeldlich unter dem Volke zu verbreiten. Als eine Deputation dem Dschamsedschi die Stiftungs-Urkunde überbrachte, erklärte derselbe sofort, er selbst werde dem Uebersetzungs-Fonds

30,000 Pfd. Str. zulegen. Charakteristisch für den Mann ist die von ihm herrührende Inschrift auf einem von ihm gegründeten Hospital. Sie lautet: „„Dieses Gebäude ist errichtet auf Kosten des Ritters Sir Dschamsedschi Dschitschibhoy, des ersten Eingebornen Indiens, welcher zum Ritter erhoben wurde. Hiermit hofft er eine angenehme Pflicht gegen die Regierung, gegen sein Land und Volk zu erfüllen. Zugleich diene es als Opfer zur feierlichen Erinnerung aller der Segnungen, der religiösen Dankbarkeit dem allmächtigen Gott, dem Vater der Christen, der Hindu, der Muselmänner und Parsen, dargebracht mit demüthigem, inbrünstigem Gebete für einen dauernden Schutz und Segen über seine Kinder und Familie, über sein Volk und Vaterland.“ Die in Indien lebenden Parsen sind die Nachkommen jener Anhänger Zoroasters, welche im Beginne des achten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung aus dem persischen Heimathlande vor den endlosen Bedrängnissen, die sie von Seiten der Muselmänner erfuhren, nach den Küsten Gudscherats in Indien flohen und dort eine gastliche Aufnahme fanden. In Persien selbst, nämlich in der Provinz Kerman und in Jesd (Provinz Farsistan) sollen ungefähr 20,000 Parsen leben, so daß sich die Gesammtzahl der ehemals so weit verbreiteten Anhänger des Zoroaster auf höchstens 70—80,000 Seelen belaufen mag.

Man berichtet den „Annales du commerce exterieur“ aus Port d'Espagne (Trinitäts-Insel) 21. Februar: Es besteht auf dieser Insel ein See von natürlichem Schiffstheer, der sich in den Golf von Praira ergießt und welchen eine amerikanische Gesellschaft auszubeuten gedenkt. Außer dem reichlich vorhandenen Asphalt oder Erdpech will sie aus diesem See auch ein zur Erleuchtung geeignetes Oel, Mastics und andere Produkte ähnlicher Substanz auszuziehen, insbesondere aber ein schlüpferiges Oel, welches die Amerikaner „Coupoil“ nennen und welches, sagt man, weit besser seyn soll, als das „Paraffine-Oel“, welches 1850—1851 in den Vereinigten Staaten in gewissen Holz-Kohlen entdeckt wurde; auch das Oel, welches aus dem Asphalt von Calea gewonnen wird, an Güte übertreffen soll. Die Kälte, sagt man, bleibt auf dieses Oel ohne Einwirkung, selbst bei einer Temperatur, wo sich das „Paraffine-Oel“ krystallisirt; endlich soll die Vorzüglichkeit des „Coupoil“ namentlich zum Schmieren der Dampf-Maschinen in den Vereinigten Staaten bereits erprobt worden seyn. Ein Faß (1000 Kilogr.) des Theers gibt 272 Litres 61 rohen Oels, aus welchem man 90 Litres 87 „Coupoil“ und 45 Litres 435 gewöhnliches Oel (ohne den Verbleib) auszieht. Die Gesellschaft will ein Patent in Frankreich nehmen.

Kunst und Literatur.

Die jetzige große Kunstausstellung in Manchester, welche aus einer Vereinigung der vorzüglichsten Kunstschätze des vereinigten Königreichs Großbritannien gebildet wurde, soll in denselben einen Werth von ungefähr 7 Millionen Pfd. Sterling repräsentiren — eine Summe, welche den Werth der früheren großen Industrieausstellung fast um das Vierfache übersteigt, wobei noch die Unersetzlichkeit der meisten Gegenstände zu berücksichtigen ist. Natürlich hat eine Versicherung derselben stattgefunden. — Es werden 2 bis 3 Mill. Besucher der Ausstellung nöthig seyn, um die Kosten dieses Privatunternehmens zu decken; der bisher schon eingetretene zahlreiche Besuch läßt indeß ein solches Resultat hoffen.

Gemeinnütziges.

Wie kann man auf eine sichere und dabei ungefährliche Weise die Fliegen in der Wohnstube vertreiben? — Man bedient sich zur Vertreibung der Fliegen gemeiniglich giftiger Materien, z. B. des Arseniks, Scherbenkobalts, Sublimats oder anderer Quecksilbersalze, wodurch sehr leicht mancherlei Unglücksfälle, sowohl an Menschen, als an Thieren, entstehen können. Folgendes unschädliche, für Fliegen aber äußerst tödtliche Mittel kann mit dem besten Erfolge gebraucht werden: Man nimmt ein Quentchen Quassiaholz-Extract, löst es in einem Viertel-Pfund heißen Wassers auf, mischt etwas gemeinen Syrup oder Zucker hinzu und schüttet die Flüssigkeit auf Teller, die man im Zimmer umherstellt. Die Fliegen fallen begierig über diese Speise her und sterben bald nach dem Genuß derselben. Man kann in einem oder zwei Tagen ein großes Zimmer von den Fliegen auf diese Art reinigen. Oder man nehme trockene Kürbis-Blätter und werfe solche auf Kohlen, damit die Stube mit einem starken Dampf angefüllt werde. Macht man die Fenster dabei zu, so sterben sie alle, läßt man aber dabei die Fenster offen, so ziehen sie hinaus, als wenn sie gejagt würden.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 70. Freitag, 12. Juni 1857.

Farek Musa.

(Schluß.)

„Rede — rede weiter," erwiederte Farek Musa mit matter Stimme. „So lange als ich Dich sprechen höre, fühle ich nicht den nagenden Schmerz in meinem Innern, selbst wenn Deine Worte die bittersten Vorwürfe sind. In des Allerbarmenden Namen wende Dein Antlitz nicht so von mir ab! Was ich Dir am ersten Tage sagte, sage ich Dir noch: ich liebe Dich mehr als meiner Augen Licht, als meines Herzens Schlag! Und ich bin bis zur Stunde nicht laß gewesen im Dienst meiner Liebe; ich habe Aufopferung bewiesen, gearbeitet, gekämpft und gehofft, wie es ein Mann nur irgend vermag. Aber ein Mann ist nur ein Geschöpf von Staub, und dem Schicksal widersteht Niemand. Was Du entbehrt hast, habe ich tausendfältig entbehrt. Habe Geduld! Allah hat mich leiden sehen; er wird um meiner Liebe und meines Leidens willen Dir Brod geben ohne die Hilfe dieser nur zu schwachen Hände!"

„Von Allah's Barmherzigkeit hoffe ich Alles wie Du," erwiederte Majola nach einer Pause, in welcher Farek Musa den Schlag seines Herzens zu hören meinte: — oder war es Majola's Herz, welches so laut pochte? — „Aber warum verkaufst Du mich nicht, da Du mich nicht ernähren kannst?" fuhr sie mit abgewendetem Angesicht fort. „Laß den Verstand Deine Augen öffnen und verkaufe mich! So werden wir Beide einem bessern Loose entgegen gehen!"

„Verkaufen — Dich — Dich!" rief Farek Musa bestürzt, indem er sich halb emporrichtete. „Nein, eher würde ich mein Herzblut Tropfen für Tropfen verkaufen und mit dem letzten Blutstropfen Dir die Freiheit schenken. Alles habe ich für Dich dahingegeben. Verlange mein Leben — es liegt in Deiner Hand, wie alles Uebrige! Sterben könnte ich jeden Augenblick für Dich — ich stürbe als der Besitzer des höchsten irdischen Gutes, unschätzbar reich in aller meiner Armuth! Aber Dich verkaufen — dieser Gedanke macht mich wahnsinnig?"

„Farek Musa, was ein Mann gesagt hat, ist keine leere Rede," stieß Majola mit hartem, aber seltsam abgebrochenem Tone hervor. „Du würdest für mich sterben? Wohl, ich halte Dich beim Wort. Stirb denn, wenn Deine Liebe Muth genug dazu hat, und laß Deinen Tod mir die Freiheit wiedergeben! — Sieh hier," fuhr sie fort, indem sie eine Phiole aus dem Gürtel zog, „dies Gift habe ich Jahr und Tag bei mir getragen als einen rettenden Talisman gegen einen übermüthigen Herrn, den ich nicht würde lieben können. Schnell und sicher wirkt es und bringt einen sanften Tod."

Majola goß den Inhalt der Phiole langsam in einen neben dem Lager stehenden Becher und reichte denselben Farek Musa mit fester Hand hin.

Farek Musa war todtenbleich geworden. Aber ohne Zaudern nahm er den Becher und blickte schweigend in Majola's Augen. Langsam führte er denselben an die Lippen, während Verzweiflung und Hoffnung in seiner Brust mächtig miteinander kämpften. Aber sein starrer Blick gewahrte kein Zeichen, welches das grausame Todesurtheil widerrief; Majola stand regungslos wie ein Steinbild da. Der Becher berührte seine Lippen. Majola regte sich nicht.

Da leerte Farek Musa den Giftbecher. Dieser entsank seiner Hand und zerbrach auf dem Boden. Er selbst fiel auf sein Lager zurück. Er hüllte sich in seinen Teppich, schloß die Augen und wandte sich ab.

Majola blieb stehen, gleich als ob sie noch auf ein Lebenszeichen von dem dem Tode Geweihten

warte. Allein Farek Musa regte sich nicht mehr, obgleich Asrael noch nicht seine mit kaltem Schweiß bedeckte Stirne gezeichnet hatte.

Da entfernte sich Masola gesenkten Hauptes mit langsamem Schritte.

Nun war es stille im Gemach, stille wie in dem öden und leeren Himmelsraume, ehe die Welt geschaffen wurde. Der Sterbende hörte nur das Rauschen von Asraels Schwingen, der immer näher und näher heranbrauste. Seine Gedanken verwirrten sich — seine Seele bebte — aber mit der letzten Kraft stammelte er Allah's und des Propheten gesegneten Namen.

Der Muezzin rief zum Abendgebet vom Minaret der großen Moschee. Der süße Laut drang beruhigend und tröstend in tausend Menschenseelen — aber in Farek Musa's Seele drang er nicht. Dieser bedurfte länger keinen Trost; den letzten lindernden Trank hatte er aus der Hand seiner Geliebten empfangen . . . .

Selig ist der, welcher stirbt mit des Propheten theuerm Namen auf den Lippen! Des Paradieses goldene Pforten werden sich vor ihm öffnen! Selig ist der, welcher stirbt, sich und Allah treu bis zur letzten Stunde! Er wird aus der ewigen Quelle der Freude trinken! Selig ist der, dessen Tod Menschenaugen Thränen entlockt! Jede Thräne wird eine köstliche Perle zu einem Kranz auf des Verklärten Stirn!

Darum sagt der Dichter mit Recht: Ein schöner Tod ist besser als ein elendes Leben, und besser als ein prächtiges Mausoleum ist ein einfacher Grabhügel, auf den der Liebe demüthige Blume gepflanzt ist.

Farek Musa hatte mit dem letzten Lebenshauch des Propheten Namen ausgesprochen; treu bis zum Aeußersten hatte er sein Opfer mit dem Kleinod seines Lebens gekrönt — — aber keine Thräne hatte seine von der Erde fortziehende Seele geleitet.

Darum war es nicht zu verwundern, daß seine Seele zurückkehrte — zurückkehrte, um den Fluch über den dürren und unfruchtbaren Boden der Herzen auszusprechen, in welchen sie ihre reiche Saat zerstreut hatte! —

Die Nacht ist verschwunden — ist es die Erdennacht oder ist es die Nacht des Todes? — Bei Allah! Farek Musa schlägt die Augen wieder auf!

Sein Blick schweift in einem weiten hellen Raum umher. Eine prächtige Halle wölbt sich über ihm in leichten, phantastischen Blumenwindungen. Milde Luftströme wehen erfrischend um seine Stirne; balsamischer Duft erquickt seine Brust. Er schwindelt und schließt seine Augen wieder.

Ist er schon im Paradiese? Ach, wie kurz war der Todesschlummer!

Von seliger Ahnung erfüllt, öffnet Farek Musa wieder die Augen. Was sieht er? Ist das nicht Mirjam, seine alte Amme, die still schluchzend seine Füße umfaßt? Ein Paar weiche Arme umschlingen seinen Hals — eine glühende Wange lehnt sich an die seinige! Er macht eine Bewegung — o seliges Entzücken! Ist das nicht Masola, welche von Thränen überströmt und aufgelöst in Zärtlichkeit neben ihm kniet?!

„Wo bin ich?" stammelte Farek Musa.

„In Deiner demüthigen Dienerin Haus — am Herzen Deiner Sklavin," flüsterte die Knieende und drückte ihre Lippen auf seine Hand.

„Und wer bist Du?" fuhr Farek Musa mit pochendem Herzen fort.

„Ich bin Masola, Deine Sklavin; ich bin die elternlose Zuleima, mit welcher Du aufwuchsest, nur durch ein offenes Fenstergitter von ihr getrennt, und welche Dich frühzeitig zum Erbe der ganzen Liebe ihres Herzens machte. Ich bin dieselbe Zuleima, welche sich und Alles, was sie besaß, Dir durch die alte Mirjam als Dein ungetheiltes Eigenthum antragen ließ, aber höhnisch verschmäht wurde; ich bin dieselbe Zuleima, welche sich von ihrem treuen Pflegevater mit Wissen Mirjams Dir als Sklavin verkaufen ließ — als die Masola, welcher Du alle Deine Güter, Deine Kräfte, Deinen Stolz und Dein Leben opfertest."

„Und ich *lebe*!" rief Farek Musa mit einem an Irrsinn grenzenden Entzücken, indem er sich mit convulsivischer Kraft erhob und Masola's Hände ergriff. „Und Du bist Masola, welche ich liebte — welche ich liebe! Und das ist Mirjam, deren Augen allezeit über mich gewacht haben! O, hat der Tod solche Träume, oder das Leben solche Wunder?"

„Du *lebst*," erwiederte Masola, noch immer knieend, „aber ich will *sterben*, wenn ich nicht mit Dir, für Dich allein leben darf! Sieh, ich gebe mich ganz in Deine Hand! Kannst Du mir verzeihen? Ich war verschmäht worden; die Demüthigung brannte in meinem Innern; ich mußte Genugthuung haben — und ich erhielt sie. Aber ich bin nicht länger stolz; ich sehne mich nur darnach, als Deine Sklavin zu leben und zu sterben — ich war es ja lange zuvor, ehe ich Dir verkauft wurde. Nimm mich denn, so wie ich bin. Ich bringe Dir Alles, was Dein war wieder zurück! Du bist der Herr, ich bin die Skla-

bin — verstoße mich nur nicht von Deinem Angesicht! Ich will meinen Platz zu Deinen Füßen nehmen — ich will draußen vor Deiner Thüre stehen — will Deinem kleinsten Winke gehorchen und für mein Brod arbeiten — verstoße mich nur nicht! Und sollte ich einmal nicht länger Gnade finden vor Deinen Augen, so verkaufe mich nicht — in des Allbarmherzigen Namen! Tödte mich lieber — tödte mich! Ich werde in meinem letzten Seufzer die Hand segnen, die mir den Tod gab!"

Majola vermochte ihre Rede kaum zu vollenden; sie warf sich nieder, verhüllte ihr Angesicht und schluchzte.

Aber Farek Musa weilte wieder im Leben; mit dem Schlaftranke waren all' die kalten, finstern Tage der Vergangenheit verschwunden. Alles war Klarheit und Glanz; er lebte — lebte wie nie zuvor durch Allah's Barmherzigkeit!

Majola ruhte an seiner Brust, Miriam lag zu seinen Füßen, und mit seligem Herzen flüsterte er, daß nur Majola und Allah seine Worte hörten:

„Ich bin aus dem Todesschlummer erstanden durch das Zauberwort aus dem Munde meiner Geliebten: Ich liebe dich! Ich kenne einen Abgrund unermeßlich wie das Meer, worin alle Sorgen und Leiden, alle Seufzer und Thränen der Sterblichen verschwinden: es ist die aufopfernde Hingebung eines liebenden Wesens."

Mannigfaltiges.

Der Ausgangspunkt für die täglich zweimal beginnende Wanderung der Meeresfluth ist nach den neusten Forschungen bei unsern Antipoden, in der weiten Wasserwüste der Südsee zu suchen. Von dort aus schreitet die Fluthwelle in westlicher Richtung fort, nach ähnlichen Gesetzen wie jede andere Welle, welche in einem Wasserbecken, sey es durch Windstoß, durch Einwerfen eines Steines oder irgend eine andere Ursache erzeugt worden ist. Mit geflügelter Eile über die Tiefen des Meeres fortschreitend, gelangt sie in 12 Stunden von Van Diemens-Land nach dem Kap der guten Hoffnung, 4 Stunden später erscheint sie an der Küste von Brasilien. Zum Theil um das Feuerland biegend, setzt sie ihren Lauf längs der Westküste Amerikas und dem Orte ihrer ursprünglichen Entstehung fort, den Umkreis um die Erde vollendend; zum Thei durch den ihr entgegentretenden Welttheil am ferneren Fortschreiten gen Westen verhindert, schlägt sie eine nördliche Richtung ein und legt in abermaligen 12 Stunden den weiten Weg vom südatlantischen Meere bis zur irischen Küste und zum Eingange des Kanals zurück. 8 Stunden später schlägt sie an das Nordkap und verliert sich endlich in den Einöden des arktischen Meeres. Auf zwei verschiedenen Wegen gelangt sie in die Nordsee. Eine ihrer Verzweigungen biegt um Schottland herum und bringt von hier aus nach Süden ins deutsche Meer. Von der Höhe von Galway legt sie den Weg zur Mündung der Themse in 19 bis 20 Stunden zurück. War sie z. B. um 5 Uhr Nachmittags an der Westküste Irlands erschienen, so trifft sie um 8 Uhr bei den Shetlandsinseln ein, erreicht Aberdeen um Mitternacht, Hull um 5 Uhr Morgens, und langt endlich gegen Mittag an der Themsemündung an. Die andere Verzweigung derselben Fluthwelle, welche den kürzeren Weg durch den Kanal einschlug, war ihr indessen um 12 Stunden zuvorgekommen, da sie um 5 Uhr bei Brest (zur selben Stunde wie jene bei Galway), um 7 auf der Höhe von Cherbourg, um 9 Uhr bei Brighton, um 11 bei Calais erschien, und durch die Meerenge dringend die Themsemündung schon um Mitternacht erreichte. In diesem südlichen Winkel der Nordsee treffen also zwei Fluthwellen gleichzeitig zusammen, die nicht gleichzeitigen Ursprungs sind, indem die um Schottland biegende jedesmal 12 Stunden früher im stillen Ocean erzeugt wurde, als die durch den Kanal einmündende, und also immer einer vorhergehenden Fluth ihre Entstehung verdankt. Das gleichzeitige Erscheinen beider Fluthwellen bewirkt natürlich ein höheres Steigen des Wassers, so daß dieser Umstand nicht wenig dazu beiträgt, großen Schiffen das Hinauffahren der Themse bis nach London zu ermöglichen. An andern Stellen der Nordsee hingegen, wo die zwei Fluthwellen zu verschiedenen Zeiten eintreffen, tritt ein entgegengesetztes Verhältniß ein, denn indem die Ebbe der einen mit dem Steigen der andern zusammenfällt, schwächen sie sich gegenseitig, oder heben sich sogar gänzlich auf. Dieses erklärt die niedrigen Fluthen an der jütländischen Küste, wo sie kaum höher steigen als im mittelländischen Meere, und wie es sogar eine Stelle in der Nordsee gibt, wo durchaus kein Heben und Sinken der Gewässer stattfindet.

Im Dezember vorigen Jahres hatte in Hamburg eine angebliche Marquise v. San Milan, welche eine Reihe von Jahren in Süddeutschland, na-

mentlich in Baden und München, ihr Wesen getrieben, ihren Wohnsitz aufgeschlagen, um als Somnambüle und Hellseherin medicinische Kuren zu verrichten, wobei namentlich das Erkennen der Krankheitszustände aus den ihr zugestellten Haarlocken der Betreffenden eine große Rolle spielte. Und der Erfolg zeigte, daß die Spekulation dieser Hellseherin auf die vor Kurzem noch durch den in Hamburg anwesend gewesenen Pariser Magnetiseur Baron Dupoté nur lebhafter angeregte Phantasie eines Theiles des Publikums sehr richtig gewesen. Zahlreich drängten sich Leidende zu den mit 100 Franken praenumerando zu zahlenden Consultationen der sogenannten Marquise, die allen Krankheiten bereitwillig Heilung verhieß. Endlich gelang es den Bemühungen mehrerer Aerzte, dieses Treiben zu entlarven. Es wurde die Haarlocke eines zehnjährigen Knaben der Marquise vorgelegt, und sie erklärte in ihrem somnambülen Schlafzustande diese Locke für die eines durch lockeren Lebenswandel in seiner Gesundheit sehr heruntergekommenen Mannes. In einem anderen Falle ward der Hellseherin eine Haarlocke vorgelegt, von der sie wohl erwartete, daß es die einer den höheren Kreisen angehörigen Dame sey, welche sich durch röthliches Haar auszeichnet und deren Besuch der Marquise in Aussicht gestellt war. Der Hausarzt dieser Dame jedoch, welcher die Haarlocke vorlegen sollte, hatte sich statt deren eine ähnliche Haarlocke aus einer Friseur-Bude verschafft und legte diese vor, worauf die Marquise ganz detaillirt den Kranheitszustand der ihr namhaft gemachten Dame aus einer also beliebigen Perrücke angab! Nach diesen und ähnlichen Thatsachen sah sich die Polizeibehörde auf Anrathen des Gesundheitsrathes veranlaßt, dem Treiben dieser Marquise ein Ende zu machen und erfolgte sofort im März dieses Jahres deren polizeiliche Ausweisung. Indessen schien ein Theil ihrer Patienten, auch ungeachtet jener thatsächlichen Erfahrungen, so blindes Zutrauen zu haben, daß dieselben eine Supplik um Wiedergestattung des Aufenthaltes an den Senat richteten.

In George Roberts „Social History", ein Werk, welches schätzenswerthe historische Beiträge zur Schilderung der früheren englischen Sitten und gesellschaftlichen Zustände enthält, finden wir über das engliche Theater einige interessante Notizen. Erst in der Mitte des sechzehnten Jahrhunderts kamen Schauspieler aus London in die Grafschaftstädte. In Lyme bekamen 1569 die Schauspieler Lord Mountjoy's täglich jeder 15 Ngr., die des Lord Esser 20 Ngr. Es wurde damals in den Kirchen gespielt. Daß dies auch in London geschah, beweist das entgegenstehende Verbot des Bischofs Bonner von 1542, woraus man sieht, bis zu welchen Gegensätzen es in der Kirche Englands vor der Reformation gekommen war, und sich die Erscheinung der Puritaner fast als nothwendig ergibt. Unter der Königin Elisabeth wurden die Schauspieler mit Geld abgefunden, damit sie nur in den Kirchen nicht spielten. Von Cromwell datirt die strenge Sonntagsfeier.

Die Crinoline, die auch ihren Weg in die Gauen Siebenbürgens gefunden hat, und die sogar in Maros-Vasarhely in den Auslagen der Kunstgewölbe prangt, hat am genannten letzteren Orte den populären Namen „Kriminaluntererock" erhalten, wurde aber von den benachbarten Szeklern „Krebsfangmaschine" getauft.

In China werden die Schuldner nicht eingesperrt, wenn sie nicht bezahlen können, sondern die Gläubiger bekommen die Stockprügel, weil sie dem Leichtsinn und der Verschwendung Vorschub geleistet.

(Im Gefängnisse.) Kerkermeister: „Halt Er's Maul! Er ist ein unverschämter Kerl!" Gefangener: „Warum wirft man mich denn nicht zur Thüre hinaus?"

Räthsel.

Die Ersten hat die ganze Welt,
Denn sie sind Jedem angeboren.
Weh dem, der später sie verloren,
Denn jeder auch gar viel d'rauf hält.
Ja manches lock're Exemplar,
Obschon — das ist ja zu ermessen —
Es kein Organ besitzt zum Essen,
Vom Herrn gefüttert wird sogar.
Die Letzten sind — mit einem Worte —
So eine in Deutschland fremde Sorte
Von Münzen, die man oft wohl nennt,
Und doch der Tausendste nicht kennt.
Die ersten Beiden applicirt,
Ist's Ganze schlecht akkreditirt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 71. Sonntag, 14. Juni 1857.

Zwei Malerinnen.

Von K. J. Schöchlin.

Es gibt zwei liebe Mädchen, die sich der Kunst geweiht,
Die Malerkunst sie treiben für alle Ewigkeit.
Sie werden hoch verehret, denn ohne ihre Kunst
Wär' freudenlos das Leben, ein kalter Nebeldunst.

Es hängen ihre Bilder herum in jedem Land,
In der Paläste Schimmer, an leerer Hütten Wand;
Die Lieb' hat sie gefasset in gold'ne Rahmen schön,
Sie hängen und sie schweben bis an des Himmels Höh'n.

Die beiden Mädchen malen ein buntes Farbenspiel;
Dir Freude zu bereiten, das ist ihr höchstes Ziel.
Ihr Werk gefällt dem Auge, entzückt den ernsten Geist:
Erinn'rung heißt ein Mädchen, Hoffnung das and're heißt.

Die Schulen, wo sie lernten, sind sehr verschieden zwar;
Doch kennt nicht Neid noch Hader das edle Künstlerpaar,
Die Eine läßt die And're gewähren ohne Neid;
Denn ganz verschied'nem Fache hat Jede sich geweiht.

Erinn'rung malt Historie; doch klebt sie sklavisch nicht
An kalten Wirklichkeiten: sie malt ein schön Gedicht;
Mit frischern buntern Farben die Formen sie bedeckt,
Die aus dem Schooß der Zeiten das Leben hat geweckt.

Das düst'rе Grau des Kummers, des Schmerzes Schwarz sogar,
Sie übermalt das schöner in einem kurzen Jahr:
Im Rosenmarthkranze malt sie die bleiche Noth,
Mit Lilienweiß sie mildert gefloss'nen Blutes Roth.

Das Schöne färbt sie schöner; die liebliche Gestalt
Wird unter ihrem Pinsel zu einem Engel bald.

Das Bild des fernen Freundes malt sie vollkommen rein,
Verkläret die Geliebte mit einem Heil'genschein.

Sie macht, daß freundlich lächelt des Feindes strenges Bild;
Dem Todten leiht sie Farbe; es lächelt gar so mild
Die Leiche noch im Grabe, wenn der Erinn'rung Hand,
Im Bild sie zu erneuern, die Leinwand hat gespannt.

Es bauen neue Säle sich auf in stiller Nacht,
Die all' behängt sie eifrig mit ihrer Werke Pracht;
Es wächst ihr Fleiß und Eifer mit jedem neuen Raum:
Du staunest ob der Bilder und meinst, es sey ein Traum

Die Hoffnung taucht den Pinsel in Morgenrothes Pracht,
Wenn hinter Nebelbergen der Zukunft Antlitz lacht;
Sie borgt nicht von dem Leben, kopirt, verbessert nicht,
Ihr einzig Urbild hänget im reinsten Himmelslicht.

Nur leichte Duftgestalten enthüllet ihr Gemäld',
Und ihren Aetherformen die feste Hand stets fehlt.
Die Leinwand ist gewebet aus Sommerfädchen fein,
Drum können ihre Bilder niemals von Dauer seyn.

Sie liebt die grüne Farbe, und hauchet hin gar schnell
Die luftigen Gebilde als bleichendes Pastell,
Und was sie schafft, vergehet, erlöschet mit der Zeit;
Indeß Erinn'rung malet für alle Ewigkeit.

Das Leben, ach, zerstöret die Bilder jedesmal;
Doch munter schafft die Hoffnung der Werke ohne Zahl.
Erst vor dein Todtenbette ihr bestes Bild sie bringt,
Das herrlich und vollkommen dein tiefstes Seyn durchdringt.

Verfolge sie nur, Leben, und mit Vandalenwuth
Zerstöre ihre Schätze, du brichst ihr nicht den Muth:
Sie wandert fröhlich weiter zum Sonnenaufgangslicht,
Bis ihre Farbentöpfe der rauhe Tod zerbricht.

Was wollt Ihr für die Freuden, die Ihr uns Menschen schuf't,
Da Ihr mit süßen Bildern uns ziert den Weg zur Gruft,
Da Ihr zu Kunstpalästen die kahlen Hütten macht,
Die leere Wand des Lebens verziert mit Eurer Pracht?

Ach, Ihr verlangt nichts weiter zu Eurem Künstlerlohn,
Als einen stillen Seufzer, bewegter Brust entfloh'n,
Als eine heiße Thräne, die aus dem Auge quillt,
Wenn es mit Herrlichkeiten von Eurer Hand sich füllt.

O schaffe immer weiter, Du himmlisch Künstlerpaar,
Daß Deine Ausstellungen uns freuen jedes Jahr.
Wir stehen vor den Bildern, nie reut uns der Besuch,
Bis sie der Tod verhüllet mit seinem Leichentuch.

Die Drillinge.

Von Albert Reinhold.

Gar mild und freundlich schien die Frühlingssonne in's armselige, aber reinliche Stüblein des ehrsamen Schusters Andreas. Dieser saß auf seinem Schemel und handhabte eifrig den spitzen Pfriemen und verkehrte mit Draht und Pech. Sonst regte sich nichts im kleinen Gemache, denn der Mann befand sich ganz allein darin und vom Treiben der großen Residenzstadt war nicht das Geringste wahrzunehmen, sintemalen die in Rede stehende Wohnung in einem Hinterhause und dieses wiederum in einem schmalen Gäßchen gelegen war.

So eifrig nun aber auch der Handwerker seiner Beschäftigung oblag, war in seiner Haltung und seinen Gebärden eine innere Unruhe doch nicht zu verkennen, denn er hielt zuweilen mitten in der Arbeit inne, wendete den Kopf lauschend zur Seite und seufzte tief. Dann senkte der Blick sich wieder zu dem arg zerrissenen Stiefel zwischen seinen Knieen herab und seine Hände setzten sich von Neuem in Bewegung.

Eine gute halbe Stunde mochte so verstrichen seyn, als eine anstoßende Thüre leise sich öffnete und eine Frauensperson durch dieselbe ins Zimmer schritt. Der Schuster drehte sich auf seinem Sitze nach ihr um und seine Augen hingen an dem weißen Päcklein, das sie auf den Armen trug.

„Meister," sprach das Weib und trat ganz dicht an den Mann heran, „Gott hat Euch abermals gesegnet, indem er Euch diesen wohlgebildeten Knaben geschenkt. Bleibt aber nur ruhig bei Euerer Arbeit sitzen, denn diese ziemt Euch jetzt besser, als das Hineinstürmen zur Wöchnerin. Die Kindsmutter muß Euch dies untersagen."

Der Schuster sprach kein Wort und warf nur einen langen Blick auf das Knäblein, das zu weinen begann. Dann drehte sich die Frau um und verschwand geräuschlos, wie sie gekommen, in der anstoßenden Kammer. Andreas ließ sich aber unter einem schweren Seufzer wieder auf den Schemel nieder, von dem er aufgesprungen war, und murmelte: „Also Nummer Zehn! Wahrlich, Gott ist groß und sein Segen erdrückt mich fast. Jetzt heißts, eine Stunde früher aus den Federn und noch später als bisher ins Nest, damit ich dem armen Wurm auch seinen Theil erflicke, der ihm gebührt und zwar von Rechtswegen."

Und mit Hast griff der wackere Schuster nach seinem Handwerkzeug, der Pfriemen flog in seiner Hand und der pechschwarze, dicke Faden schwirrte.

Und also verging abermals eine halbe Stunde und darüber.

Da knarrte die Kammerthür wieder und die Kindsfrau schritt nochmals in das Stüblein.

„Meister," sprach sie gedehnt und blickte auf das Linnen nieder, das sie im Arme trug, „Meister, faßt Euch, ich bringe Euch — einen zweiten Knaben. Was aber Gott thut, muß wohlgethan seyn."

Sprachlos starrte der überreich gesegnete Vater erst das Weib, dann den Knaben an. Es flirrte ihm vor den Augen und das leise Wimmern des Neugeborenen schnitt ihm durchs Herz. Die Kindsfrau aber sprach:

„Andreas, Ihr seyd schlimm d'ran, denn eilf lebende Kinder sind in den jetzigen Zeiten keine Kleinigkeit. Aber ich weiß ein Mittel, das geeignet ist, die Last Euerer Sorgen ein wenig zu erleichtern und Ihr könnts wenigstens versuchen. Da ist der zwar schundgeizig, aber steinreiche Partikulier Goldfuchs, der seine Stiefel bei Euch flicken läßt, weil Ihr die Arbeit billiger liefert, als die großen Meister mit vielen Gesellen. Bietet doch dem eines der Neugeborenen an. Vielleicht regt sich da, wo bei andern Menschenkindern das Herz schlägt, denn doch noch ein Rest von Gefühl und er erbarmt sich des Würmchens und läßts erziehen. Mein Vorschlag ist mindestens des Ganges werth und der reiche Hagestolz vielleicht heute einmal zugänglich."

Die Frau ging mit dem Kinde, das just jämmerlich zu schreien begann, schnell zur Mutter zurück und ließ den bedauernswerthen Mann, in tiefes Sinnen verloren, dastehen. Dieser zerknetete ein Stück Pech, das er in der Hand hielt, gedanken-

los in die wunderlichsten Formen und die Falten auf seiner Stirne wurden immer breiter und tiefer. Endlich erhob er seinen Körper aus der gebeugten Stellung, warf den Kopf zurück und ging mit der Miene eines Menschen, der ein ernstes Wort mit dem Geschick geredet, auf die Kammerthüre zu, aus welcher gerade die Kindsfrau wieder trat.

„Ich wills in der Dämmerung versuchen, wenns meinem Weibe recht ist,“ zischelte er ihr zu und verschwand im Wochenzimmer.

* * *

Ungefähr um dieselbe Zeit befand sich der Partikulier Goldfuchs allein in seinem abgelegensten Zimmer, das er sorgfältig verriegelt hatte. Eine Art feierlichen Ernstes lagerte auf den scharf ausgeprägten Zügen seines hageren Antlitzes, der indessen durch eine gewisse Hast, die die Bewegungen des Mannes verriethen, etwas gemildert wurde. Das Benehmen desselben wird uns erklärlich erscheinen, wenn wir sagen, daß der Geizhalz eben im Begriffe stand, eine der schönsten Weihestunden seines Lebens, die er sich zuweilen schuf, zu feiern. Zu diesem Behufe hatte er durch sorgfältiges Herablassen der Gardinen an den Fenstern den Frühling draußen mit seinem Sonnenschein und Blumendüften von sich abgesperrt. Wie ein Geist huschte die überaus hagere Gestalt an den Wänden hin, um jede Ritze, die sich etwa noch zeigte, zu verhüllen, denn das Gemach war über und über mit schwarzem Tuch ausgeschlagen und somit wurden die Tritte unhörbar. Nachdem er sich nun überzeugt, daß jedem Späherauge der Einblick in diese Räume versagt sey, öffnete er Kisten, Kasten und Truben, die in Menge umherstanden und mit gewaltigen Schlössern versehen waren. Sie enthielten sämmtlich Gold- oder Silberstücke und waren je nach den Münzsorten geschieden. Mit wonniger Gier bog sich der Geizhalz über seine Schätze und die kleinen grauen Augen funkelten vor Lust bei ihrem Anblick. Aber ihnen allein gönnte er nicht die Seligkeit dieses Genusses, auch der Tast- und Gefühlssinn verlangte stürmisch nach Befriedigung. Und so entleerte er denn die Kasten ihres blinkenden Inhalts auf einer großen Tafel, welche sich an der Wand entlang hinzog, und seine Hände begannen nun die Gold- und Silberhaufen zu durchwühlen. Bald zählte er mit der gewandten Sicherheit der gewohnten Beschäftigung Geld auf, bald beseitigte er mit einem bereit gehaltenen Putzlappen ein Fleckchen an einem Thaler, bald ließ er ein Goldstück auf die Tafel springen, damit auch der Gehörsinn seine Befriedigung finde. Und so trieb er denn allerlei Kurzweil und kindisches Spiel mit seinen Lieblingen und wurde dabei selbst zum harmlosen, fröhlichen Kinde. Was kümmert ihn der Frühling da draußen und der blaue Himmel, was der Gesang der Vögel und die würzige Luft, was das Grün des Waldes und die Pracht der Blumen! War es bei ihm da drinnen doch Frühling und immer Frühling, den kein Winter zu verdrängen vermochte. Heller und strahlender blinkten ihn seine wappengezierten Freunde an, als draußen die Sonne die Welt, auch waren sie treuer als Menschengunst und hielten zu ihm fest und unwandelbar. Umwehte ihn der Moderduft dieses Zimmers, das seit Jahren keinen frischen Lufthauch getrunken, so überkam es ihn so wonnig und süß — war es doch das selige Bewußtseyn des Besitzes. Wie kindisch und lächerlich erschienen ihm dagegen die Menschen da draußen, die sich in den Gärten und den öffentlichen Plätzen zwecklos umhertrieben und dabei ihre Kleider abnutzten, während ihm hier und zwar ohne alle Unkosten der Himmel sich erschloß.

(Fortsetzung folgt.)

Der ewige Fuhrmann.

Von A. Becker.

„Es gibt eine recht kalte, grimmig kalte Weihnacht!“ sagte der Rösselwirth, der hinterm Fenster stand und durch die trotz des heißen Ofens zugefrorenen Scheiben sah. „Die Sterne glitzern so hell und horcht nur, wie der Schnee unter den Füßen der Vorbeigehenden kracht!“

„Ja, ja — 's kann schon kalt werden!“ meinte der einzige Gast im Wirthszimmer, und das war der Nachbar Bäcker, der herübergekommen war, um den Fuhrmann zu erwarten, welcher heute Abend noch hier vorbeikommen mußte; denn er hatte an seinen Bruder, der droben am Gebirge, im Weinland, wohnte und dem die Fuhre gehörte, etwas auszurichten und für dessen Kinder zum Christfeste einige sinnreich erfundene Kuchen und süßes Zuckerbrod gebacken, die der Fuhrmann mitnehmen sollte. „Hört man vom Fuhrmann noch nichts? Ich meine, ich hätte Wagengerassel gehört!“

„Von Euerm Fuhrmann hör' und seh' ich nichts, aber das ewige Fuhrmännchen dort oben, das glitzert und flimmert! Seht nur her, Nachbar, dort fährt es über die Milchstraße, — Ihr könnt ganz deutlich den Wagen mit vier Rädern, die Wagendeichsel,

die Rößlein, die Peitsche, und sogar die Wagenleitern sehen; schaut nur her, Nachbar!"

Der Bäckermeister stand auf und trat ans Fenster und sah das prächtig erhellte Firmament, das wie ein unermeßlicher Christbaum mit vielen tausend Lichtern daneben prangte.

„Welches ist denn das ewige Fuhrmännchen?" fragte er starr hinaufblickend.

„Nun, Ihr seyd doch nicht blind, daß Ihr den nicht herausfindet, — seht, dort sind die Zwillinge, dort die Glucke, jener helle große Stern ist der Zigeunerstern, seinen Namen habe ich vergessen, und dies ist ganz deutlich der Fuhrmann, wie er über die Milchstraße fährt. Man meint ordentlich, er jage heut schneller dahin und treibe seine Gäule stärker an — aber horch! Habt Ihr nicht gehört?" unterbrach sich der Wirth, indem er etwas erbleichte.

„Nun was denn?"

„Der Peitschenknall! Das war der ewige Fuhrmann, ich sag' Euch, Nachbar, das war er!"

„Ihr seyd nicht recht gescheidt, meines Bruders Fuhre wird ankommen. Wie kommt Ihr zu dem Gedanken, der Peitschenknall rühre vom Himmel?"

„Das weiß ich besser als Ihr!" erwiederte der Wirth mit wichtiger, geheimnißvoller Miene, und der Bäcker dachte: Ja, du bist auch einer von denen, die's Gras wachsen hören! sagte es aber nicht laut; indeß fuhr der Wirth fort:

„Davon kann ich reden, und ich sag' es Euch, es bedeutet nicht grade ein Glück, daß der ewige Fuhrmann sich heute Nacht hören läßt. Es heißt, wenn er sich um Mitternacht mit seinem Wagen umdreht, gibts eine theuere Zeit, und Jedermann in der ganzen Rheinpfalz weiß ja, daß man oft in ganz stillen Nächten mit einemmale einen lauten Peitschenknall hört, und dann kann man darauf schwören, daß es der ewige Fuhrmann war, der anzeigen will, daß Jemand in die Ewigkeit abfährt in kurzer Zeit. Ich weiß noch recht wohl, wie mein Vater auch den ewigen Fuhrmann peitschen hörte, und in selber Nacht verunglückte seines Nachbars Knecht, der auf Reisen war. — Aber horcht, horcht nur! — —"

„Ich höre schon!" sagte der Bäcker, „das ist das Gerassel von dem Wagen meines Bruders und sein lustiger Fuhrmann. Oder hört man den ewigen Fuhrmann auch in der Nacht singen?"

Der Wirth sah ein wenig verblüfft darein, als er jetzt das ganz gewöhnliche Gerassel eines Fuhrwagens vernahm und mit Peitschenknall vermischt eine Stimme durch die dunkle Nacht herüberklang:

„Bin i nit a lustiger Fuhrmannsbue,
Bin i nit a lustiger Bue!
Fahr' Städt'l aus, Städt'l ein,
Fahr' Städt'l aus, Städt'l ein,
Schau'n mir die Leut' all' zu!"

Bald darauf hielt der Wagen vor dem Thore des Wirthshauses und der Wirth sprang mit der Laterne heraus, der Fuhrmann aber warf Decken über die Pferde, die über und über grau von Nachtreif aussahen, und kam dann herein in die Stube, legte die eigene Wolldecke, die ihm als Mantel diente, hinweg und stand nun im blauen Ueberhemde als der junge Fuhrmann des Bruders im Weinlande vor dem Bäckermeister, welchem er seinen „Guten Abend" wünschte.

„Guten Abend, Konrad! Wie geht's daheim? He, 's ist heute Nacht recht kalt!" sagte der Bäckermeister, indem er dem Konrad seinen Branntwein hinreichte, den er sich bestellt hatte.

„Ja, kalt ists, daß Stock und Bein zusammenfrieren!" erwiederte dieser und rieb sich die Hände, worauf er nippte und sich zum Ofen setzte. „Herr Wirth, gebt meinen Gäulen Hafer und mir ein Glas Schnaps, — hab' noch einen weiten Weg und da muß man sich erwärmen für die Nacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Dreisylbige Charade.

Die Erste ist arabisch,
Wie's Allen Euch bekannt;
Doch wird sie auch italisch
Als Dativ wohl verwandt.
Die Eins und Zwei sind spanisch,
Aus fürstlichem Geblüt,
Noch mehr jedoch barbarisch
Von Herzen und Gemüth;
Die Zwei und Drei kroatisch,
Ein echter Slavensohn,
Der ruhmvoll auf soldatisch
Beschützte Staat und Thron.
Das Ganze ist italisch,
Jean Paul's gepries'ner Held,
Dem Namen nach romanisch:
Nun rathet, wenn's gefällt!

Auflösung des Räthsels in № 69:

Nasenstüber.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 72. Dienstag, 16. Juni 1857.

Die Drillinge.

(Fortsetzung.)

Unter solchen und ähnlichen Gedanken verstrich dem filzigen Manne eine wonnereiche Stunde. Da schritt endlich der goldverzückte Geizhals zum letzten Akte der sinn- und gemüthvollen Vorstellung, die er sich selbst zum Besten gab. Er begann das Zimmer mit blanken Thalern zu pflastern, die er einer gewaltigen Truhe entnahm. Und als er sich nun solchergestalt eine silberne Straße geschaffen, spazierte er gravitätischen Schrittes auf dem glänzenden Metall herum, das zuweilen leise erdröhnte. Eine unaussprechlich behagliche Befriedigung lagerte auf dem Antlitze des hageren Mannes und die scharf ausgeprägten Gesichtszüge durchschimmerte eine Art Weichheit, die ihm unendlich wohl anstand. Nach einer längeren Promenade vertauschte der überglückliche Wanderer seinen Anzug mit einem alten, zerlumpten Schlafrocke, um sich nach dieser Metamorphose mit jener kindischen Ausgelassenheit, wie sie nur dem Knabenalter eigen zu seyn pflegt, auf dem silbernen Spielplatze herumzuwälzen und zu kollern. Zuweilen hielt er in der etwas anstrengenden Beschäftigung inne, um sich jener süßen Ruhe zu überlassen, die der Aufregung zu folgen pflegt.

In einer dieser Pausen war es nun, wo er die feine Stimme eines schreienden Kindes zu vernehmen glaubte. Anfangs achtete er nicht darauf, als aber die Töne immer vernehmlicher und kläglicher zu ihm drangen, erhob er sich von seinem Lager, öffnete behutsam die Thüre und schlich durch einen finstern Gang nach dem Vorhause, dessen gleichfalls verschlossene Pforte seine Hand in Bewegung setzte. Er lugte hinaus und gewahrte am Boden ein Körbchen, aus welchem eben wieder das laute Weinen eines Kindes drang. Der Geizhals erschrack zum Tode, denn es wurde ihm sofort furchtbar klar, daß ein ausgesetztes, verlassenes menschliches Wesen seine Hilfe in Anspruch nahm, der er sich doch vor der Welt und seinem noch nicht völlig erstorbenen Gewissen nicht ganz zu entziehen vermochte. Er erfaßte das leichte Körblein, setzte es auf eine Bank innerhalb des Vorhauses und lüftete ein wenig die armselige Hülle, welche darüber gebreitet war. Er hatte sich nicht getäuscht, und das Kind, das ihn bittend anzusehen schien, schrie jämmerlich. Der bestürzte Mann nahm eine Brodrinde, die ihm just zur Hand kam und steckte sie dem Kinde in den Mund, das sofort aufhörte zu weinen. Während er nun darüber nachsann, was er weiter beginnen sollte, vernahm sein außerordentlich scharfes Ohr ein Geräusch wie von leisen Tritten draußen vor der Thüre. Mißtrauisch, wie er war, da er jeden Augenblick bestohlen zu werden fürchtete, öffnete er so geräuschlos als möglich die schwere eichene Pforte um den Raum eines Zolles und blinzelte durch die Spalte. Da sah er denn mit Befremden den Andreas, seinen Flickschuster, auf dem Gange dahinschleichen und die Treppe hinabhuschen, und es entging ihm zu gleicher Zeit nicht ein mit einem Tuche bedeckter Tragkorb, der auf derselben Stelle sich befand, die vor wenigen Minuten noch die Ruhestätte des Findelkindes gewesen.

Es war wirklich der arme Andreas, den bei der Ausführung seines uns bekannten Entschlusses ein solches Bangen beschlichen hatte, daß er beim leisen Knarren der Thüre unter Zurücklassung des Korbes, den er bereits abgesetzt, das Hasenpanier ergriffen. Als er indessen auf der Hausflur angelangt war, schämte er sich seiner kindischen Furcht und schritt bedächtigen Trittes die Treppen wieder hinauf, mit dem festen Entschlusse, nun ohne Weiteres dem reichen Manne seine demüthige Bitte vorzutragen. Mit sicherer Hand griff er nach dem

Klingelzuge, die Schelle erklang und einige Minuten später stand der arme Schuster dem reichen Hagestolz gegenüber. In einfachen, aber rührenden Worten brachte jener sein Gesuch vor; dieser jedoch, als er wußte, um was es sich handelte, unterbrach ihn barsch und wies ihn mit harten Worten ab. Der Schuster zerdrückte die Thränen, die ihm in die Augen gestiegen, bat den Geizhals, der in seinen Taschen nach einem Geldstück, das er nicht finden konnte, herumsuchte, ihm nichts für ungut zu halten, da er ihm als Kunden nicht zu nahe treten wollte, und hob mit einem unterdrückten Seufzer seinen Korb wieder auf die Schulter. Das Abschiednehmen wurde ihm erspart, denn der Besitzer des großen Hauses hatte die Thüre bereits wieder in's Schloß geworfen, und so schlich er denn mit vollem Korbe und vollem Herzen durch die Straßen, in denen es stark zu dunkeln begann, seiner Wohnung zu.

Die Kindsfrau, die just anwesend war, las dem Aermsten den erhaltenen abschlägigen Bescheid vom Gesichte ab und öffnete schnell den Korb, das Würmlein von der nutzlos ausgestandenen Haft zu erlösen. Da entfuhr ein Ausruf des Erstaunens ihrem Munde, indem ihre ausgestreckte Hand nach dem Korbe deutete. Des Schusters Augen folgten der Richtung ihres Armes und Staunen und Schreck malten sich in seinen Zügen. Mit offenem Munde, aber unfähig zu sprechen, starrte er in den Korb hinein und der Anblick, der sich ihm darbot, wandelte ihn zur Bildsäule um, — denn zwei Kinder schlummerten drinnen friedlich nebeneinander und ahnten nichts von dem Entsetzen, das ihre Erscheinung im Busen des Aermsten aller Schuster hervorgerufen.

Die Kindsfrau, welche sich von ihrem Erstaunen zuerst wieder erholte, bestürmte Andreas mit Fragen über das seltsame Ereigniß und dieser vermochte endlich ihr die Geschichte seines verfehlten Ganges mitzutheilen. Wie aber das zweite Kind in den Korb gekommen, ob und in welcher Weise der reiche Mann seine Hand dabei im Spiele gehabt, wußte der Schuster nicht. Er konnte natürlich nicht ahnen, daß der vor wenigen Minuten mit einem Kinde beschenkte Geizhals in einer Anwandlung von Instinkt den Zweck seines Kommens zu ihm errathen und unter Benutzung seiner kurzen Flucht mit Taschenspielerfertigkeit sich des Findlings wieder entledigt hatte. Es gewann vielmehr der Gedanke in ihm Raum, es müsse ihm das Kindlein während des Gehens auf der Straße mit allerdings fast unglaublicher Geschicklichkeit und Schnelligkeit in den Korb hineinpraktizirt worden seyn. Andreas rang in stiller Verzweiflung die Hände, die Kindsfrau aber ging in die Kammer, um sich zu überzeugen, daß das dritte Würmlein wirklich vorhanden und der Schuster nicht etwa aus Versehen beide Zwillinge eingepackt habe. Es war richtig da und sie brachte das ebenfalls schlummernde Knäblein mit heraus in die Stube und legte es neben die beiden andern Säuglinge im Korbe. Der Anblick der Drillinge brachte den armen Andreas vollends außer Fassung. Er riß das Fenster auf und rief seinen unten auf der Straße sich herumtreibenden Kindern zu, eiligst herauf zu kommen. Wenige Minuten später polterte es die Treppe herauf und mit den Jüngsten der Geschwister auf den Armen erschien der durch die Zahl Neun repräsentirte Ehesegen des unglücklichen Schusters. Dieser ließ die hoffnungsvollen Sprößlinge um den Korb einen Kreis bilden und sprach, auf die Drillinge deutend: „Schlaget die Hände über den Köpfen zusammen, ihr Rangen, denn mit den Drei hier macht ihr anjetzo gerade ein Dutzend, mir aber das Leben zum Jammerthal!"

Und er selbst ging mit der befohlenen Pantomime voran und die neun Kinder folgten ihm a tempo nach, die Kleinsten vom Nachahmungstriebe geleitet.

(Fortsetzung folgt.)

Der ewige Fuhrmann.

(Fortsetzung.)

Während der Wirth die Pferde besorgte, überreichte der Bäcker dem Fuhrmann die Weihnachtsgeschenke für die Kinder daheim, und dieser meinte: „Das wird den Kleinen rechte Freude machen. Ich selber freue mich auf den Boßbaum*), den ich sonst immer mit ausputzen half, — denn ich bin bei den guten Leuten wie's Kind aus'm Hause und geh' nie leer aus bei solcher Gelegenheit."

„Das ist auch recht, Du bist auch ein braver, ehrlicher Bursche Dein Lebtag gewesen und artest ganz Deinem Vater, dem alten Schimmelsepp, nach," sagte der Bäcker und fuhr fort: „Nun, wirst Du bald die Käthel heirathen?"

Der junge Fuhrmann sah traurig d'rein und seufzte: „Damit ist's aus, — die hat einen Andern genommen, den Krämer von Kreuzheim, das

*) In einem Theile der Rheinpfalz heißt der Christbaum auch Boßbaum.

da drüben links vor der Straße liegt. Ihre Mutter war schuld daran, die konnte mich nie leiden und ich war ihr natürlich zu arm, und so bin ich ein unglücklicher Mensch geworden. Aber was liegt daran, — ich kann es als ehrlicher Kerl ertragen!"

„Freilich mußt Du das, Konrad. Du kriegst noch eine andere und bessere!"

„Nein, damit ist's aus!" erwiederte Konrad und fuhr mit der flachen Hand über den Tisch, auf den er niederstarrte. „Eine liebere krieg' ich nicht und eine bessere mag ich nicht, — denn sie war gut und ist es noch, wenn sie auch ihrer Mutter nachgegeben hat. Sie hats mit schwerem Herzen gethan, — ich kann ihr deßwegen nicht böse seyn. Aber die Alte, das ist eine Teufelsrippe!"

„Nun, wenn Du die Sache so ansiehst, wunderts mich, daß Du noch singen kannst! Man hat Dich ja von Weitem schon gehört!"

„Ja, warum sollt' ichs auch nicht thun? Mancher singt mit dem Munde und im Herzen möcht' er weinen. Ich sing', um die Zeit vergehen zu lassen und mich lustig zu machen: man kann nichts Besseres thun bei solcher Kälte. Und dann kommt mirs immer vor, als ginge es bald mit mir zu Ende — und da sing' ich — —"

„Ha ha ha!" lachte jetzt der Bäcker und sah den Konrad von Kopf bis zu Fuß an. „Du und sterben?! Ein Kerl wie ein Bär und frisch wie eine Eichel! Ha ha ha!"

„Lacht nur, und Ihr könnt mir doch den Gedanken nicht nehmen. Er kam mir heute stärker als je, da ich den Wein im Dorfe am Rhein abgeladen und an meinen Vater, den alten Schimmelskopp dachte, den Ihr ja so gut kennt, da er als Fuhrmann so lange Zeit in Eures Vaters Haus diente. Ich weiß es noch wie heute, daß ich als kleiner Bube bei ihm war, als er für die Schwaben Nüsse über'n Rhein führte, — 's war um diese Zeit und eine ganz sternenhelle Nacht. Wir schliefen vorne auf dem Wagen und es ging ruhig fort, — da hörte ich mit einemmal einen lauten, starken Peitschenknall durch den Wald und das Feld hin hallen, als käme er vom Himmel, so daß mir die Ohren zuklappten und ich aufwachte. „Was hast Du, Konrädchen? fragte mein Vater, der auch erwachte. — Habt Ihr mit der Peitsche geknallt? fragte ich. — Was fällt Dir denn ein! Du hast geträumt! — Nein, ich habe es ganz deutlich gehört! — Da ward mein Vater still, und erst später sagte er: Das war der ewige Fuhrmann. Gott gib, daß wir gesund heimkommen. Aber Ihr wißt ja, mein Vater fiel noch selbige Nacht vom Wagen im Schlafe und die Räder gingen über ihn, da wir gerade vor unser Heimathsdorf kamen. Ihr werdet Euch dessen noch wohl erinnern!"

„Ja, leider starb Dein Vater auf so schlimme Art!" sagte der Bäcker, „aber was Du von dem ewigen Fuhrmann da sagst, höre ich heute zum erstenmale. Ich habe erst noch vorher den Wirth ausgelacht, da er auch davon redete und ich auf solche Märlein nicht viel halte!"

„Da thut Ihr nicht recht daran! Aber wie seyd Ihr denn darüber zur Rede gekommen?"

„Nun, der Wirth glaubte, der Peitschenknall, der von Deinem Wagen herschallte, komme vom ewigen Fuhrmann!"

„Freilich mag sich der Wirth diesmal getäuscht haben, — man hört es auch ganz selten und der, dem es gilt, der hört es nicht, wenn's sonst alle Welt hört!" sagte der Konrad und trank von dem Branntwein, den der Wirth ihm gebracht hatte. Dieser mischte sich auch wieder eifrig ins Gespräch.

„Ja, so ist es, und ich glaube noch jetzt, daß das feurige Fuhrmännel am Himmel sich hat hören lassen vorhin!"

„Nun, so sagt mir doch, was soll's denn mit diesem Aberglauben," rief etwas ärgerlich der Bäcker. Was Ihr mir da vorfaselt, ist doch leeres Stroh, und ein Paar gute Augen sehen in dem Sternbilde, das Ihr da den ewigen Fuhrmann nennt, eben nichts, als ein Sternbild, wie es noch andere gibt!"

Der Wirth schüttelte den Kopf. „Nein, da läßt sich nimmer reden! Ihr wollt eben gar nichts glauben und nichts begreifen, was nicht aus Euerm Backofen kommt. Wißt, der ewige Fuhrmann, hinter dem Ihr ein bloses Sternbild sucht, fuhr auch einmal hier auf der Erde herum und fuhr Wein über den Rhein und Nüsse für die Schwaben in ihr Ländle, die sie droben am Gebirge holten, wo sie zu Tausenden auf den Bäumen wachsen. Aber er war so ein rechter Fuhrmannsteufel, der seine Pferde über die Maßen schund, keine Rasttage machte, nicht einmal einen Sonn- und Feiertag hielt, sondern Jahr aus Jahr ein auf der Straße zubrachte, die Wirthe schimpfte und nie seine Zeche ganz zahlte, obgleich er alles am besten haben wollte. Er fahre nie lieber, sagte er oft, als an Sonn- und Feiertagen, wo sonst Alles faullenze, und dabei war er so hart, daß er nie Jemand auf den Wagen ließ, wenn der Wanderer auch noch so sehr bat und noch so matt und müde war, selbst wenn der

Wagen ohne Fracht leicht dahingezogen wurde. So fuhr er auch einmal in der Weihnachtszeit dahin die harte Straße und machte einen höllischen Lärm mit „Hist und Hott und Har“ und Peitschengeknall, wenn sonst Alles fein zu Hause war und sich der heiligen Zeit freute, weil man wußte, daß an diesen Tagen, zur Feier seiner Geburt, der Herr Christus immer wieder gerne zur Erde niedersteige und mit dem heiligen Petrus eine Wanderung durch die Wohnungen der Menschen mache. — Wie nun der Fuhrmann des Wegs daher kam und lärmte und that, als gälte es die Seligkeit, da sah er zwei Männer plötzlich neben seinem Wagen hergehen, die auf eine Einladung von ihm zu warten schienen, sich auf den Wagen zu setzen. Es mögen Pilger seyn, nach der Kleidung zu schließen! dachte der Fuhrmann. Die würden das Verdienst ihrer Pilgerschaft einbüßen, wenn man ihnen Gelegenheit gäbe zu fahren, statt zu gehen! Und er fuhr fort, ja er that, als höre er sie nicht, als ihn die beiden Wanderer baten, aufsitzen zu dürfen. Jetzt glaubten sie, es ungeheißen thun zu müssen, und schwangen sich auf die Langwitt von hinten her. Aber kaum saßen sie, als der Fuhrmann anfing: Was wär' mir denn das? Wartet, ich will euch hinuntergehen heißen! Und damit schlug er mit der Peitsche einigemal so derb herum, daß es den Aufsitzenden wie der Blitz um die Köpfe fuhr und St. Peter (denn er mit seinem Herrn und Meister waren die Wanderer) den groben Fuhrmann in aufbrausender Hitze an den Ohren nehmen wollte. Der Heiland jedoch verbat sich das. St. Peter rieb die Peitschenhiebe ein und sein Herr sprach nun zum Fuhrmanne:

„Weil Du denn nichts achtest im Leben, so fahre ewig fort, ohne Ruhe und Rast durch Leben und Tod bis an das Ende der Welt!

„Und so geschah es auch nach dem Worte und Fluche des Herrn, und der Fuhrmann fuhr fort und hielt nirgends mehr an ums ganze Erdenrund und dann die Staße nach dem Himmel zu, — aber das Thor blieb ihm verschlossen, weil ihn der heilige Peter, der die Schlüssel dazu hat, erkannte und schnöde abwies. Da fuhr er vorbei und über das ganze weite Firmament, und dort fährt er noch, wenn Ihr ihn sehen wollt, ohne Rast und Ruh, und in ganz stillen Nächten kann man das Gerassel seines Wagens hören. — Die Peitsche aber habe ich heute gehört — das lass' ich mir nicht nehmen, und was es bedeutet, wißt Ihr schon, Herr Nachbar.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Es gibt jetzt in England eine Camellia reticulata mit gefüllten, enorm großen Blumen, die weit regelmäßiger gebaut und von weit lebhafterer Färbung sind, als die der bekannten einfach blühenden. Fortune hat diese Camellie vor einigen Jahren aus China eingesandt. Standisch und Noble sandten das erste blühende Exemplar dem Sir W. Jackson Hooker zu, der auch eine Beschreibung und Abbildung dieser Riesenblume in seinem Bot. Mag. liefert. Von der einfachen Camellia reticulata befindet sich das schönste und älteste Exemplar in dem Konservatorium von William Byam Martin Esq. zu Bank Grove bei Kingston. Schon im Jahre 1849, wo man ihm allein das ganze Gewächshaus einräumte, war es 13 Fuß hoch, 16 Fuß breit und 50 Fuß im Umfang. Damals war die Pflanze derartig mit Knospen übersäet, daß 2600 derselben ausgekniffen werden mußten, um die Pflanze nicht durch den übermäßigen Blüthenstaub zu erschöpfen und gesund zu bewahren; aber eben so viel blieben noch an der Pflanze sitzen und entwickelten sich im folgenden Frühjahre in der herrlichsten Pracht. Seitdem hat die Pflanze immer größere Dimensionen angenommen und ist jetzt wohl 10 Fuß höher als damals.

Zwei Kometen sind in diesem Augenblicke am westlichen Himmel sichtbar. Der erste von d'Arrest entdeckte Komet nimmt bereits an Helligkeit ab, indem er von der Sonne und Erde sich entfernt, während der zweite von Bruhns entdeckte Komet an Helligkeit zunimmt. Der zweite Komet ist identisch mit dem vor 11 Jahren von Brorson entdeckten, der von 5½ zu 5½ Jahren wiederkehrt.

Logogryph.

Gar stark und mächtig trotze ich den Zeiten,
Ich bin der deutschen Stärke urstark Bild —
Gen Sturm und Wetter kann ich tapfer streiten,
Ich harre standhaft aus, oh' Schwert und Schild.
Jetzt streich' das erste und das letzte Zeichen,
Dann bleibt ein kleines, dir ein großes Wort.
Du liebst's — doch soll's zur Ehre dir gereichen,
So jag' den Stolz aus deinem Herzen fort!

Auflösung des Räthsels in No. 171:

Albanus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 73. Freitag, 19. Juni 1857.

Die Drillinge.

(Fortsetzung.)

Nach dieser glückverheißenden Bewillkommnungsscene der Drillinge trieb der aufgeregte Vater seine Kinder wieder von dannen und gewann nun endlich so viel Ruhe, im Verein mit der Kindsfrau dem Findling etwas näher in Augenschein zu nehmen. Das kaum einige Tage alte Knäblein trug eine Schnur um den Hals, an welcher ein mit einem Loche versehener Kupferdreier befestigt war. Auf der Brust des Kindes lag ein Zettel, auf welchem das Wort „Erbarmen!" stand. Sonst war nicht das Geringste zu entdecken, was über die Herkunft des Findlings einiges Licht hätte verbreiten können.

Die Stimme der Wöchnerin, welche glücklicherweise die ganze Scene, die in ihrer Nähe sich zugetragen, verschlafen hatte, rief jetzt den Gatten und dieser verschwand alsbald in der Kammer.

Nach etwa zehn Minuten, während welcher die Kindsfrau mit den Kleinen, die einander wachschrien, sich beschäftigt hatte, trat der Schuster wieder ins Zimmer und sein Gesicht erglänzte von jener stillen Heiterkeit, der Begleiterin eines gefaßten guten Entschlusses.

„Auch Dir will ich Vater seyn, armer Wurm!" sprach er, zu dem Findling gewendet, und zündete darauf die Glaskugel an, um mit doppeltem Eifer seiner Beschäftigung obzuliegen.

* * *

Drei Jahre später saß der Partikulier Goldfuchs in seinem Wohnzimmer beim Frühstück, das aus einem Rettig und einem Stücke Schwarzbrod bestand, als es sehr laut an der Thüre klopfte. Der mißtrauische und furchtsame Mann fuhr zusammen, denn eine fremde Person mußte sich draußen befinden, da alle Leute, mit denen er in Verkehr stand, in sehr bescheidener Weise um Einlaß baten. Er hatte noch nicht den Mund geöffnet, um „Herein!" zu rufen, als die Thüre sich bereits aufthat und ein großer, starker Mann mit sonnverbranntem Gesicht, in welches struppiges Haar verworren herabhing, in's Gemach schritt. Goldfuchs sah auf den ersten Blick, daß er es mit einem Proletarier sehr verdächtiger Art zu thun habe, denn die schwarzen funkelnden Augen, die durchdringend auf ihm ruhten, verhießen ihm nichts Gutes und der ärmliche Leinwandkittel des Fremden und dessen schäbiger Hut deuteten auf kaum mehr als den Bettlerstand.

„Sind Sie der Partikulier Herr Goldfuchs?" fragte der Fremde, dessen tiefe Baßstimme in dem kleinen, mit vielen Meubles überladenen Zimmer ganz eigenthümlich erklang.

„Zu dienen," versetzte der reiche Mann und fügte etwas zögernd hinzu: „Was beliebt?"

„Sie sind Garçon, mein Herr?" fuhr der Fremde zu fragen fort und seine Augen ruhten immer durchbohrender auf dem alten Hagestolz.

„Nun freilich ja, — aber was kümmert Sie das?" entgegnete Goldfuchs stockend, denn es ward ihm immer klarer, daß er es zum mindesten mit einem unverschämten Bettler zu thun habe.

„Da können Sie allerdings auch keine Kinder besitzen," sagte der Fremde und man hörte es ihm an, wie sehr er sich mühte, Festigkeit in den Ton seiner Stimme zu legen. Er schöpfte jetzt tief Athem, legte die Rechte auf das Herz, wie um dessen Schlagen zu beschwichtigen, und sprach: „oder haben Sie vielleicht ein kleines Wesen angenommen, das Sie guten Händen zur Pflege und Erziehung übergeben, damit es dereinst Ihre alten Tage verschönere?"

Goldfuchs war bei diesen Worten kreideweiß geworden und seinen ganzen Körper durchlief ein

Zittern, das er zu verbergen vergebens sich mühte, und er stammelte unter einem erkünstelten Hüsteln, das seine Verlegenheit verdecken sollte: „daß ich nicht wüßte."

Da zuckte die hohe Gestalt des Fremden zusammen, Leichenblässe überzog sein Antlitz und seine Glieder bebten, während aus seinen Augen ein wildes Feuer sprühte. Er trat dicht an den Partikulier heran und stieß die Worte heraus: „Was ist aus dem Kinde geworden, das Sie vor drei Jahren vor Ihrer Thüre fanden?"

„Ich weiß nicht — was Sie wollen," stammelte der alte Mann und haschte mit der Hand nach einer Stuhllehne, sich vor dem Umsinken zu schützen.

„Sie wissen es nicht?" rief der Fremde mit plötzlich furchtbar erhobener Stimme. „Nun denn, so will ich es Ihnen sagen. Am dreiundzwanzigsten Mai vor drei Jahren, fünf Minuten nach acht Uhr Abends, setzte ich, der Unglücklichste aller Väter, mein Kind, mein einziges Kind, vor die Schwelle Ihrer Thüre, weil ich für dasselbe zu sorgen gänzlich außer Stande war und man mir, dem Fremdling, gesagt hatte, Sie seyen Hagestolz und der reichste Mann in der Stadt. In einem Winkel versteckt war ich Zeuge, wie Sie das Knäblein fanden und es mit sich in's Zimmer nahmen. Ich eilte von dannen und schwamm bald auf dem Meere, in einem fernen Welttheile das Glück zu suchen. Ich habe es nicht gefunden und bin als Bettler nach Europa zurückgekehrt. Das kann aber den Vater nicht hindern, nach seinem Kinde zu fragen und so bekennen Sie denn die Wahrheit, die volle, reine Wahrheit, sonst kommen Sie nicht lebend aus diesem Zimmer."

„Ach, haben Sie Erbarmen mit mir, ich will Ihnen Alles erzählen — Ihr Kind lebt ja!" hauchte der zum Tode geängstete alte Mann und sank erschöpft auf den Stuhl an seiner Seite nieder.

„Mein Sohn lebt?" rief der Fremde mit leuchtenden Blicken und die drohenden Wolken auf seiner Stirne waren jäh verschwunden.

Jener nickte mit dem Kopfe, denn er konnte nicht sprechen und verlor gleich darauf auch die Besinnung. Der Fremde besprengte ihn in fieberhafter Hast mit Wasser, das er vorgefunden, und bald darauf kehrte dem Alten das Leben und die Sprache zurück. Angesichts des riesenstarken hocherregten Mannes blieb ihm nichts übrig als eine reumüthige Beichte, die er denn auch vollständig ablegte.

Als er damit zu Ende war, zog der Fremde aus der Brusttasche seines Kittels einen sechsläufigen Revolver und sprach: „Ich will es glauben, was Sie mir jetzt gesagt. Im Augenblick werden Sie mit mir zu des Schusters Wohnung gehen, wo mir die Ueberzeugung werden wird, ob Sie gelogen, oder ob ich der glücklichste Mensch geworden. Machen Sie aber während unserer Wanderung die geringste verdächtige Bewegung oder entschlüpft Ihnen gegen einen Vorübergehenden nur ein Laut, so schieße ich Sie mit diesem Werkzeuge des Todes sofort nieder und ich glaube nicht, daß Sie Ursache haben, an dem Ernst meiner Worte zu zweifeln. Vorwärts, denn jede Minute Verzug wird mir peinlich."

(Fortsetzung folgt.)

Der ewige Fuhrmann.

(Fortsetzung.)

So erzählte der Wirth, und der Konrad, der den Rest seines Branntweins austrank, sagte, daß es wirklich so sey, wie es der Wirth erzählt und wie er es oft genug von seinem Vater gehört habe. — Dann wickelte er sich wieder in die wollene Decke, zahlte seine Zeche, nahm seine Peitsche zur Hand, ließ sich gute Nacht und gute Heimkunft wünschen und ging hinaus in die kalte, starre Nacht zu seinem Wagen und zu seinen Pferden. Bald befand er sich wieder auf freiem Felde. Es war eine Bärenkälte, die Räder machten den Schnee knistern und knarren und es pfiff unter ihnen in einem fort. Alle Bäume hingen voll dicken Reifs, und die Sterne sahen mit glitzerndem, zitterndem Lichte herab. Der Fuhrmann sah hinauf, — so reich war ihm der Himmel früher noch nie erschienen als heute; denn tausend Sterne, die er früher noch nie bemerkt hatte, schienen für diese Nacht hervorgetreten zu seyn, um zu des Heilands Ehre zu glänzen. Ja, es muß dort oben schön seyn! Ich machte mir nichts daraus, wenn des ewigen Fuhrmanns Peitschenknall mir gegolten. Freilich habe ich früher nicht daran gedacht, aber seit die Käthel den Krämer hat, da bin ich der halbe Kerl nicht mehr wie früher. Aber zu ändern ist es ja nicht und es hat wohl so seyn sollen! Was soll ich mich grämen!

Er zwang sich zu singen und sang des Fuhrmannsliedes übrige Verse:

„Fahr' ich so auf der Straße hin
Zwischen den Tannen im Wald,
Ach was ist das für e'n Freud'!

Was da das Schnalzen schön schallt!
Was da die Vöglein schön singen thun,
Was da die Blümele schön blüh'n,
Was da die Hirsch' und Reh'
Ueber die Straße hinzieh'n!"

„Ah!" unterbrach sich der Fuhrmann jetzt, „das paßt ja gar nicht mehr für mich und die Zeit, wo alles Eis und Reif ist und mein Herz grad' auch nicht vor Freud' zerspringen möchte. Ja, es war freilich einmal anders, wo dieses Lied von meinem Wagen herab aus voller Brust, — da ich noch lustig und fröhlich dem Heimathsdorfe zufuhr und mich auf die Käthel freute, die aus dem Fenster zu mir hersah, daß mir das Herz im Leibe lachte und meine Peitsche noch einmal so lustig knallte. Da freute sich noch Alles mit mir, wenn ich so allein dahinfuhr mit den Gedanken an den herzlichen Schatz daheim, und

„Was da die Vögerle schön singen thun,
Was da die Blümlein schön blüh'n,
Was da die Hirsch' und die Reh'
Ueber die Straße hinzieh'n.
Fahr' ich im Zwielicht im Wirthshaus an,
Spann' ich d'Gäul' aus und kehr' ein,
Iß mein' Sach', leg' mich in's Bett,
Denk' an mein Schatz und schlaf' ein."

„Damit ist's jetzt aus, ganz aus, und sing' ich lieber den letzten Vers, der paßt eher!" unterbrach sich der gute Konrad in seinen traurigen Betrachtungen und sang dann in trübem Tone weiter, indem er die letzten beiden Verse mehrmals wiederholte:

„Fuhrmannsbue bin ich schon fünfthalb Jahr,
Fuhrmannsbue bleib' ich noch lang',
Kann wohl seyn, daß ich stirb,
Kann wohl seyn, daß ich stirb,
Eh' ich was anders anfang'."

„Ja, ganz gewiß, kann wohl seyn, daß ich stirb, ich kann's nicht verwinden: der Gedanke verfolgt mich heute schon den ganzen Tag und er macht mir auch nicht einmal Angst, —

Kann wohl seyn, daß ich stirb,
Eh' ich was anders anfang'."

So scholl des Fuhrmanns Stimme immer wieder durch den öden, kalten Wald, durch den nur hie und da das Gekrach der von der Kälte berstenden Eichenrinde tönte. Konrad fühlte sich außerordentlich vereinsamt und verlassen, bis ihm plötzlich wider einfiel, daß heute die heilige Christnacht sey. Da sprach er für sich:

„Ich sollte keine weltlichen Lieder singen in der heiligen Nacht, wo Alles der Geburt Christi denkt. Auch in meines Herrn Haus daheim werden sie jetzt den Weihnachtsbaum putzen und die Kinder werden fragen, wo denn der Konrad so lange bleibt. Was aber mag die Käthel in des Krämers Hause thun? Denkt sie in dieser Nacht, wo wir einmal so fröhlich waren, da wir Christkindel und Pelzenickel spielten, an den armen, verlassenen Konrad? — Vielleicht steht sie jetzt gerade auch am Tische und zündet die Lichter am Christbaum an, den sie für des Krämers Kinder herausgeputzt hat. Aber ob sie so glücklich dabei sich fühlt, als damals, wo wir noch mit einander in die Christmette gingen, das ist eine andere Frage. O, ihre Mutter, ihre harte, böse Mutter hat mich und sie unglücklich gemacht!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unser Blatt, sagt die Karlsruher Zeitung, ist neulich durch ein seltsames Quidproquo in eine mysteriöse Geschichte hereingezogen worden, über welche nachgerade von allen Seiten an uns und Andere so zahlreiche Anfragen einlaufen, daß wir uns genöthigt sehen, hier einem Wort der Erwiederung und Aufklärung Raum zu geben. Im Laufe des letzten Winters traf hier auf Privatwegen aus Stuttgart die Nachricht ein, ein dort befindlicher reicher Engländer habe einem Stuttgarter armen Knaben das Versprechen gegeben, er wolle ihn auf seine Kosten erziehen lassen, wenn er ihm zum Behufe der Austapezierung seiner Wohnung eine Million Briefmarken — einerlei, ob gebrauchte oder nicht gebrauchte — liefere, und zwar sey dies Versprechen notariell festgestellt worden. Die Nachricht war hier von durchaus glaubwürdigen und achtbaren Leuten, die sich auf Stuttgarter Verwandte und Freunde, auf die man sich vollständig verlassen könne, beriefen, mit dem Wunsche verbreitet worden, daß auch hier für den armen Knaben Marken gesammelt werden möchten, um sie den Sammlungen, die in Stuttgart, Frankfurt rc. vor sich gingen, beizufügen. So fabelhaft die Sache auch klang, so war doch gegen die Glaubwürdigkeit derer, die sie mittheilten, Nichts einzuwenden, und am Ende schien es auch, daß man einem Engländer einen so absonderlichen Einfall schon zutrauen könnte. Nun regten sich hier allenthalben die Scheeren, so daß bald viele Tausend

Marken nach Stuttgart geschickt werden konnten, bis vor mehreren Wochen die Nachricht von dort einlief, die betreffende Zahl sey bereits beisammen und ein weiteres Sammeln nicht mehr nöthig. Um die Zeit, wo das Sammeln hier schon aufhörte, erschien in der „Kölnischen Zeitung" eine, merkwürdiger Weise von Karlsruhe datirte Korrespondenz, worin besagter Engländer nebst dem armen Knaben hierher verpflanzt wird, so daß diese wunderliche Geschichte hier in Karlsruhe spielen solle. Die Zusage an den Knaben betrifft, in der neuen Lesart — wenn wir uns recht erinnern — 150.000 fl. Andere Blätter druckten das Curiosum des niederrheinischen Blattes nach und bezeichneten ihre Quelle mit den Buchstaben „K. Z." (d. i. Köln. Ztg.). Wieder andere druckten den Nachdruck nach und verdeutlichten ihren Lesern dieses „K. Z." ohne weiteres durch „Karlsruher Zeitung". Nun war freilich die Sache fertig; wenn einmal die „Karlsruher Zeitung" die Geschichte als in Karlsruhe spielend mittheilt, so muß natürlich Etwas daran seyn, und sofort begann aller Orten und Enden innerhalb des deutschen Bundesgebietes das Markensammeln in kolossalem Styl. Aber man wollte doch auch Näheres wissen; man wollte wissen, wer der fabelhafte Sohn Großbritanniens und wer der glückliche Knabe sey, dem solche Reichthümer winken; man wollte wissen, an wen man die gesammelten Marken abgeben lassen sollte; man hegte wohl auch hie und da einige Zweifel, ob denn Alles doch so ganz richtig sey. Daher zahlreiche Anfragen aus allen Theilen Deutschlands, besonders des mittleren und nördlichen, an uns, an hiesige Einwohner und an die Gemeindebehörde; an letztere sind auch bereits Pakete mit Marken eingelaufen, unter Anderen ein gewichtiges aus Hamburg. Unter solchen Umständen können wir über diese Angelegenheit nicht länger schweigen. Wir haben zu bemerken: 1. Daß die „Karlsruher Zeitung" mit dieser Geschichte absolut Nichts zu schaffen hat, daß sie gegenwärtig zum erstenmale von derselben spricht, und daß sie durch eine gedankenlose Verwechselung mit der „Köln. Ztg.", wie oben auseinandergesetzt, unfreiwillig in's Spiel gekommen ist; 2. daß weder der in Rede stehende Engländer, noch der von ihm in Schutz genommene Knabe sich in Karlsruhe befindet; und 3. daß, wenn die ganze Geschichte kein Puff ist, sie — soweit man hier weiß — in Stuttgart spielt. Es wäre gut, wenn die dortigen Blätter sich ebenfalls darüber aussprechen würden.

Literarisches.

Holtei's Vagabunden. 3 Bde. so eben in 2. wohlfeiler Auflage zum Preis von 1. fl. 48 kr. bei Trewendt in Breslau erschienen, ist ein Sittengemälde des Lebens von Gauklern, Menageriebesitzern, Kunstreitern u. dgl. Durch die Wahrheit der Schilderung einer uns sonst fremden Welt hat dieser Roman beim Lesepublikum großen Beifall gefunden. Das mannigfaltige Leben, trefflich und in erschöpfender Weise geschildert und dargestellt mit seltener Kraft der Komik in manchen Stellen, hatte der Dichter Gelegenheit, in der Nähe zu sehen und kennen zu lernen.

Die frische Originalität, die spannende Erfindung, der einfache Styl in diesem Roman, sind auch von der Kritik allgemein anerkannt worden. Um so mehr hielt sich die Verlagshandlung bei dieser zweiten Auflage für verpflichtet, sie zu einem so wohlfeilen Preise zu veröffentlichen, daß der Nachahmung jener der Entwicklung der Literatur so förderlichen Sitte anderer Nationen, die Werke ihrer Lieblingsschriftsteller nicht nur, wie bei uns, durch Leihbibliotheken kennen zu lernen, sondern sich selbst in deren Besitz zu setzen, möglichst Vorschub geleistet werde.

Die drei Peter.

Von Osten naht ein junger frommer Held,
In Purpurtracht und Gold gehüllet.
Er tritt aus seinem hohen Himmelszelt,
Von Andachtsgluth und Kraft erfüllet:
Der Morgen ist's, er beuget sich,
Und betet: „Herr, behüte mich!"

Ein gottergeb'ner, ernster Mann sich naht,
Ihn ziert mit ihrem Gold die Sonne:
Der Mittag ist's, er eilt von That zu That,
In seinem Blicke stille Wonne.
Er weiß, Gott waltet väterlich,
Und betet: „Herr, o segne mich!"

Zuletzt naht sich ein milder, edler Greis,
Das Abendroth sein Kleid ihm säumet;
Er sinnet fromm, er flüstert still und leis,
Bis endlich er hinüberträumet:
Der Abend ist's, er betet hier:
„O Herr, schenk' Deinen Frieden mir!"

Auflösung des Logogryphs in № 72:

Eiche.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 74. Sonntag, 21. Juni 1857.

Die Drillinge.

(Fortsetzung.)

Der ganz und gar entgeisterte Partikulier ergriff zitternd Hut und Stock und wankte aus dem Zimmer. Der Fremde folgte ihm auf dem Fuße. Schweigend schritten sie die Treppen hinab und gelangten auf die Straße. Mit der Hand in der Brusttasche seines Rockes schritt der baumlange junge Mann dicht hinter seinem Führer, den er zuweilen durch einen Zuruf zur Eile ermahnen mußte, denn die Füße wollten ihm den Dienst versagen und Niemand von den vielen an den beiden Vorübergehenden ahnte die seltsame Beziehung, in welcher sie zusammen standen. Ueber des reichen Filzes Lippen kam kein Laut, er sah starr vor sich nieder.

Nach einer Wanderung von etwa zehn Minuten bog Goldfuchs in ein schmales Gäßchen ein, betrat bald darauf ein Haus, dessen Flur, sowie ein kleiner Hof durchschritten wurde. Nachdem man die Treppe eines Hintergebäudes erstiegen, blieb der Partikulier vor einer Thüre stehen und klopfte an. Seinem Begleiter schlug das Herz hörbar in der Brust, drinnen aber rief eine Mannesstimme: „herein!" — und eine Viertelminute später standen die beiden Männer dem Schuster Andreas gegenüber.

Die Verwunderung des Letzteren über das Erscheinen des reichen Mannes in Begleitung eines sehr verdächtig aussehenden fremden Menschen konnte nicht zum Durchbruch kommen, oder ward vielmehr durch das Erstaunen verdrängt, in welches die folgenden Worte des Unbekannten ihn versetzten.

„Lieber Meister," sprach dieser mit Hast und Unruhe, „dieser Herr hat mir gesagt, Sie besäßen Drillinge, von denen jedoch das dritte Kind ein Findling sey. Nun hat es sich nach den gemachten Eröffnungen dieses würdigen Herrn hier fast unzweifelhaft herausgestellt, daß das von Ihnen angenommene Kind mein Sohn ist, auch werde ich Ihnen noch Beweise bringen, die mich als Vater des Knaben legitimiren."

Während der Schuster ganz starr und steif dastand und bald den Sprecher, bald den Partikulier, der eine ganz traurige Figur darstellte, anstarrte, fuhr der Fremde also fort: „Die Geschichte meines Lebens gehört jetzt nicht hierher, mein lieber Meister, und ich erwähne daher nur, daß ich vor drei Jahren und einigen Wochen mit meiner Gattin in sehr dürftigen Umständen hier ankam und in einer elenden Herberge Unterkommen erhielt. Wir befanden uns auf der Reise nach Amerika und waren unterwegs von einem Elenden, der mein Vertrauen gewonnen, schändlich bestohlen und fast unseres ganzen baaren Geldes beraubt worden. Mühsam hatten wir uns bis hierher geschleppt und nach wenigen Stunden wurde ich Vater eines wohlgebildeten Knäbleins und am andern Tage Wittwer."

Der Fremde hielt, sichtlich bewegt, inne, Goldfuchs trippelte in höchster Unruhe mit den Beinen und schielte sehnsüchtig nach der Thüre und der Schuster zerknitterte sein Schurzfell, denn er wußte nicht, was er sagen sollte. Der Fremde aber fuhr nach einer kurzen Pause also fort:

„Ich übergehe die Stunden des Kummers, der an Verzweiflung grenzte, die ich damals durchlebt und bemerke nur, daß mir nach der Beerdigung meiner Gattin der Wirth der Herberge selbst den Rath gab, mein Kind fremdem Mitleid zu übergeben. Mit blutendem Herzen befolgte ich ihn —"

Der Sprecher wurde durch das schwerfällige Hinsinken des Partikulier Goldfuchs auf einen Stuhl unterbrochen. Der alte Mann war einer Ohnmacht nahe und zitterte heftig. Der Blick des Unbekannten glitt flüchtig über ihn hin, dann sagte er: „Ich werde Ihnen später ganz genau

erzählen, wie mein Sohn in Ihre Hände kam und bemerke jetzt nur, daß ich dem Knäblein einen an eine Schnur befestigten durchlöcherten Dreier, den ich unter meiner geringen Baarschaft fand, um den Hals band, während ich ihm einen Zettel, der das Wort „Erbarmen!“ enthielt, auf die Brust legte. Außerdem bemerkte ich an der linken Seite des Halses des Kleinen ein braunes Mahl in der Größe einer Linse.“

„Ja er ist's, Ihr Sohn ist's!“ rief jetzt der Schuster und rannte ohne Weiteres wie besessen von dannen. Ein Strahl hoher Freude lagerte sich auf dem sonnverbrannten Antlitze des Fremden und er sprach, indem er sich das wirre Haar aus der Stirne strich, zu Goldfuchs: „Danken Sie es dem Glücke, das mich erwartet, wenn ich nicht Abrechnung mit Ihnen halte, sondern Sie nur meiner Verachtung Preis gebe. Verlassen Sie aber augenblicklich dieses Zimmer und Haus, Ihr Anblick taugt nicht mehr für die meiner harrende Seligkeit der nächsten Minuten.“

Ohne ein Wort zu sagen, nahm der Partikulier Hut und Stock, die ihm entfallen, vom Boden auf und taumelte der Thüre zu, die der Fremde selbst hinter ihm wieder in's Schloß drückte, nach kaum einer halben Minute aber wieder öffnete, um nach nahenden Tritten zu lauschen.

Es währte nicht lange, da keuchte der Schuster, die Drillinge auf den Armen, die Treppe herauf. Der Fremde eilte auf ihn zu und seine verschlingenden Blicke ruhten auf den drei Kindern.

„Wählen Sie sich Ihren Sohn selbst heraus,“ sprach Andreas und stellte die Knaben auf den Boden. „Sie sehen, daß wir zwischen dem Fremden und den eigenen Kindern keinen Unterschied gemacht haben, denn sie sind sämmtlich ganz egal gekleidet. Auch im Uebrigen —“

Der Freudenruf des Fremden, der das eine Knäblein zu sich emporgehoben, unterbrach die weiteren Auslassungen des wackeren Schusters.

„Ja, Du bist's, Du bist mein einziges, mein theueres Kind!“ rief der überselige Vater und drückte den Kleinen an sich, der jetzt jämmerlich zu weinen begann. Vergeblich waren alle Schmeichelreden, er strampelte mit Händen und Füßen und der Fremde war genöthigt, ihn aus seinen Armen zu lassen und auf den Boden zu stellen.

„Armes Kind,“ sprach er betrübt, „wie mag ich's Dir verdenken, wenn Du Dich vor Deinem Vater fürchtest! O die Armuth ist doch bitter und ihre Wermuthstropfen mischen sich auch in den Kelch der Freude, wenn unsereiner den selten gebotenen einmal an die Lippen setzt.“

„Hier ist der Kupferdreier mit der Schnur und da ist der Zettel,“ sprach der Schuster, der in einem Schubkasten gekramt hatte und die Dinge jetzt dem Vater seines Findlings entgegenhielt. Dieser erkannte sofort ihre Echtheit an und auch das Mahl am Halse des Kindes hatte er vorgefunden. Andreas ging jetzt d'ran, den noch immer schreienden Knaben, sowie die eigenen Kinder zu beschwichtigen, die zur Gesellschaft mitweinten, während der Fremde in großer Aufregung im kleinen Zimmer umherlief. Plötzlich blieb dieser vor Andreas stehen und sagte: „Wie kann ich Ihnen vergelten, Meister, was Sie an meinem Kinde gethan haben, da ich arm bin und keine Aussicht habe, in bessere Verhältnisse zu kommen?“

Der Schuster maß den Fremden vom Scheitel bis zur Sohle mit den Augen und nickte mit dem Kopfe, was bedeuten sollte, daß es mit der Armuth seine Richtigkeit habe. Dann sagte er, nachdem er jedem der drei Schreihälse mit einer gebackenen Birne den Mund gestopft: „Ach was davon Belohnung kann keine Rede seyn, wenn einer, mit Vergunst zu sagen, selbst am Hungertuche nagt. Daß ich aber das Würmlein nicht verschmachten ließ, werde ich mir doch nicht zum Ruhm anrechnen sollen und was das Weitere mit dem Jungen anlangt, so mag das meine Sorge seyn. Habe ich doch nicht darauf gerechnet, jemals eine Spur von den unglücklichen Eltern des Kindes zu entdecken und es in diesem Glauben mit den anderen Rangen aufgezogen und sie sind sämmtlich gediehen und wohlauf. Weiß es Gott, ich gäbe den kleinen Bengel nun sehr unlieb her, denn er ist mir just so in's Herz hineingewachsen, wie der Ast in den Stamm und ich spüre dabei nichts vom fremden Reise.“

(Fortsetzung folgt.)

Der ewige Fuhrmann.

(Fortsetzung.)

Die Sterne spiegelten sich einen Augenblick lang in den Thränentropfen, die Konrad unbewußt über die Wangen rollten, aber schon in ihrem Laufe zu Eisperlen wurden. Denn er war jetzt nicht so fern von dem Orte, wo die Käthel verheirathet war, und ein dumpfes Hundgebell, welches der Wind über den Wald hertrug, mochte von dort kommen. Sein Herz pochte gewaltig und er sah starr nach der Gegend hin.

Da war es ihm mit einem Male, als höre er etwas seufzen und stöhnen, gerade da, wo der Weg zu dem nebenanliegenden Dorfe die Fahrstraße durchkreuzte. Er horchte schärfer hin. Da vernahm er deutlich eine menschliche Stimme, die klagend und jammernd zu Gott und allen Heiligen rief. Schnell hielt er seine Pferde an und lief auf dem Wege dem Orte, wo die Töne herkamen, zu. Dort lag neben einem hartgefrorenen, vom Winde hoch aufgewehten Schneehaufen die Gestalt eines alten Weibes, zusammengesunken und ohne Kraft, sich aufzurichten. Schnell hob er die Alte vom Boden auf, und als er ihr beim funkelnden Sternenlichte in das todtenbleiche Gesicht sah, da zuckte es ihm durch alle Glieder.

Es war der Käthel böse, harte Mutter.

Er hatte sie sogleich erkannt, hob die Unglückliche ohne ein Wort zu sagen auf und trug sie zu seinem Wagen zurück. Dort deckte er die Aechzende so viel wie möglich warm zu, legte noch seinen eigenen Fuhrmannsmantel über die schon fast erstarrten Glieder und lenkte die Pferde mit dem Wagen selbst auf den Weg nach dem Dorfe. Einige Tropfen aus der Branntweinflasche brachten dem alten Weibe so viel Kraft und Stärke, daß sie in den wärmsten Ausdrücken ihrem Retter, den sie nicht erkannte, danken und ihm Folgendes erzählen konnte:

Sie sey nämlich noch heute vor den Feiertagen in der Stadt gewesen ob einer schlimmen Geschichte, um ein Unglück, das ihrer Familie drohe, abzuwenden. Mit leerem Magen hätte sie sich wieder auf den Heimweg gemacht und sey dort auf dem gefrornen Schnee ausgeglitscht, so daß sie sich den Fuß verrenkt und keine Kraft mehr hatte, sich aufzurichten. Sie war dem Erfrieren nahe, als ihr Retter kam. Nun habe sie, wenn sie nach Hause komme, nur Jammer und Verzweiflung zu erwarten. — Sie hätte nämlich, fuhr sie fort, eine Tochter an einen Wittwer verheirathet, der viel ärmer war, als man geglaubt hatte, und der selbst wieder ihre Tochter in der falschen Hoffnung, einiges Vermögen zu erheirathen, genommen habe. Nun sey eine Schuld zu zahlen unter Androhung unverzüglicher Pfändung und vergebens wäre sie in der Stadt gewesen, bei Gericht und Gläubigern um Aufschub zu bitten. Daheim würde es ein großes Herzeleid geben, wenn sie zurückkehre und die Erfolglosigkeit ihrer Bitte heimbringe, und ihre Tochter weine sich noch die Augen aus dem Kopfe über so großes Elend in ihren jungen Jahren, — da oft kein Kreuzer im Hause sey und der bereits mit Beschlag belegte Kram jetzt noch ganz still stehe; die Kinder werden auch hungrig seyn, die armen Würmer, die nicht einmal an die Stillung ihrer nothwendigsten Bedürfnisse, geschweige an einen Christbaum mit Backwerk denken dürfen.

Das Alles hörte der Konrad still und traurig an. Schweigend saß er da, und hatte die Alte noch mit keinem Wort unterbrochen, indem er in argem Leide vor sich hinstarrte. Jetzt aber fragte er mit unkenntlicher Stimme:

„Ist Eurer Tochter Mann ein böser Mensch?"

„Das nicht," erwiederte das Weib. „Er ist seelengut, würde gern arbeiten und wäre nie verdrießlich, wenn die bittere Armuth nicht wäre. Auch weiß er wohl, daß meine Käthel ihn nicht so lieb haben kann, als einen gewissen Andern droben in unserer Heimath, und daß sie ihn nur genommen, weil ich es einmal so haben wollte, — aber deßwegen ist er ihr doch nicht böse und trägt sie auf den Händen bei allem Elend der Armuth."

Dem Konrad ward es unendlich weh um's Herz.

„Wie viel hätte denn Euer Tochtermann nöthig im Augenblick?"

„Ach, jetzt wäre uns mit fünfzig Gulden geholfen!" seufzte das Weib.

„Dann ist's gut, daß ich gerade so viel und noch etwas mehr bei mir habe, das mein Eigenthum ist. Ich wollte mir in der Stadt eine goldene Sackuhr kaufen, nach der schon lang mein Streben geht, — aber es reute mich wieder. Da" — und er zog eine Geldblase aus der Tasche — „nehmt das und gebt es Eurer Käthel — wenn ihr damit geholfen ist, so soll mich's freuen. — Und wenn sie mehr braucht, soll sie zu mir schicken hinauf in's Weinland. Hört Ihr's, Frau Ländlerin."

Die wußte nicht vor Freude, Erstaunen, Schrecken und Beschämung, was sie sagen sollte, und hätte in die Erde sinken mögen, da sie den in so edler Weise vor sich sah, an dem sie so unedel gehandelt hatte. Denn nun hatte sie Konrad erst erkannt.

„O, ich elendes, böses Weib, wie hab' ich das um Dich verdient, Konrad! O mein Gott! mein Gott!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In England hat das Rauchen seit langer Zeit sehr um sich gegriffen; bis auf die letzte Zeit ward aber ein gewisses Dekorum, wenn man will eine

gewisse Hypokrise dabei beobachtet, die zugleich als Zügel wirkte. Man hatte auch in Privatwohnungen eigene Rauchzimmer mit Spucknapf, in denen man, bekleidet mit Rauchrock und Rauchmütze, den Genuß wie einen Kultus betrieb und mit mannigfachen Waschungen beendigte. „Bettler werden Fürstenbrüder, wenn's an Schwamm und Zunder fehlt," paßte auf England nicht. Aber gib dem Teufel ein Haar und er nimmt dich beim Schopfe. Man hat nicht jeden Tag Zeit zu dem umständlichen Kultus und empfindet doch eine innerliche Mahnung an die Cigarre; man reist, und bekanntlich je schneller, um so langweiliger; man hat vielleicht auch Zahnschmerzen, oder es zeigen sich Mücken, oder man findet, daß man mit Cigarre besser arbeiten kann. Auf den Eisenbahnen macht sich die Sache höchst komisch. Jahrelang wurde in den Zeitungen petitionirt für Rauchcoupes. Aber jedem solchen Inserat pflegte alsbald ein entrüsteter Protest gegen die Einführung eines solch unenglischen Institutes zu folgen. Auf einigen Bahnen sind sie endlich doch eingerichtet worden. In Anschlägen auf den Bahnhöfen beklagen die Direktionen sich, daß alle Welt rauche und drohen, unnachsichtlich die Buße von 40 Schillingen einziehen zu lassen. Aber in der „Times" erzählte kürzlich Jemand, er habe unterwegs auf mehreren Stationen vergeblich die Kondukteurs gegen seine schmauchenden Mitreisenden angerufen, bis ihm ein Stationsmeister ins Ohr gesagt: es sind lauter Direktoren. Lüsternheit und Hypokrise kämpfen in Mr. Bulls Busen.

Eine amerikanische Zeitung erzählt, wie im vergangenen Herbst ein spekulatives Menschenkind in einer kleinen Stadt des amerikanischen Ostens es anfing, sich einen Wintervorrath vorzüglicher Kartoffeln zu höchst billigen Preisen anzulegen. Er machte bekannt, daß ihm sehr daran gelegen sey, ein Muster von den besten Kartoffeln zu haben, die auf den Markt kämen; er zahle drei Dollars für die beste Metze, die man in seinen Keller bringen würde. Die Entscheidung behalte er sich selbst vor. Dies ließen sich denn die Farmers der Umgegend nicht zwei Mal sagen. Metze auf Metze kam in den Keller herabgestürzt, und wer mehrere Qualitäten hatte, gab der Sicherheit wegen lieber von jeder eine Metze, lauter auserlesene Frucht. Als Nichts mehr hinein ging, schloß der große Menschenkenner seine Kellerthür, zahlte dem Manne seiner Wahl die drei Dollars, läßt sich die Kartoffeln gut schmecken und wird den großen Rest seines Vorraths wahrscheinlich verkaufen.

Die neue Damen-Amazonen-Hutmode, welche den nicht mehr in der Blüthe der Jahre befindlichen Damen ein so sonderbares Rococo-Aussehen verleiht, hat in Berlin den passenden Namen: „Letzter Versuch" erhalten.

In Harlem und einigen anderen Städten Hollands ist es Sitte, ein Zeichen an die Thüre des Hauses zu hängen, in welchem eine Wöchnerin wohnt. Dieses Zeichen bleibt so lange, bis die Frau das Wochenbett verlassen hat. Während dieser ganzen Zeit darf kein mahnender Gläubiger und kein Gerichtsdiener das Haus betreten, um den Gatten der Wöchnerin auf irgend eine Weise zu beunruhigen.

Landwirthschaftliches.

Es haben sich einzelne Stimmen erhoben, welche an den fremden Hühnern (Cochinchinahühner) die gerühmten Eigenschaften nicht finden wollen. Dagegen bemerkt ein Oekonom, daß zu unterscheiden ist zwischen hochfüßigen und niederfüßigen Cochinchinahühnern. Die niederfüßigen sind hinsichtlich der Nahrung äußerst genügsam, sie fressen Kleie, Gras, Klee und andere Kräuter sehr gerne, gedeihen dabei und bedürfen kaum halb so viel Futter als die gewöhnlichen Hühner; sie suchen wie diese emsig ihr Futter, fliegen und scharren nicht und legen sogar täglich ihr Ei ohne allen Lärm. Die Kälte ertragen sie viel besser als die Landhühner, was schon daraus hervorgeht, daß sie auch im Winter bei strengster Kälte Eier legen. Die Jungen sind sehr leicht aufzuziehen, denn sie fressen vom Ei weg Gerstenstroh, Salat, Gras u. dgl. und gedeihen dabei vortrefflich.

Der Amazonenhut.

(Denkspruch.)

Mit siebzehn Jahren wohlgethan,
Mit dreiundzwanzig geht's noch an.
Mit dreißig Jahr' bewahr' uns Gott!
Mit sechsunddreißig — Kinderspott!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 75. Dienstag, 23. Juni 1857.

Die Drillinge.

(Fortsetzung.)

Der Unbekannte hatte mit verschränkten Armen den Worten des Schusters zugehört und in seinen Augen glänzten zwei große Thränen. Er ergriff Andreas' Rechte, schüttelte sie herzlich und sprach in einem von tiefer Rührung zeugenden Tone: „Edler Mann, unter Deinem Schurzfell schlägt das bravste Herz und die Schwielen Deiner Hand zieren Dich eben so als Stern und Ordensband! Ja, ich will, ich muß vor der Hand das Anerbieten annehmen, mein wiedergefundenes Kind bei seinen edelmüthigen Pflegern zu lassen, denn ich selbst weiß jetzt kaum, wo ich mein Haupt hinlegen soll. — Aber ich muß nun fort, hinaus in's Freie, die Freude droht mir die Brust zu zersprengen. In einer, höchstens zwei Stunden bin ich wieder hier, dann sollen Sie Alles, was Ihnen hinsichtlich des Kindes wissenswerth erscheinen kann, erfahren."

Und er hob seinen Knaben vom Boden auf, der, sey es, daß der Leckerbissen noch immer seine Macht auf ihn ausübte, oder daß er sich an den Anblick des fremden großen Mannes in etwas bereits gewöhnt, es ruhig geschehen ließ und ihn mit den großen blauen Augen anblickte. Einen langen Kuß drückte er auf die blühenden Lippen des Wiedergefundenen, setzte ihn sanft auf den Boden nieder und stürmte, baldige Rückkunft verheißend, aus dem kleinen Gemache.

Der Schuster aber befühlte sich den Kopf, denn er glaubte geträumt zu haben.

Etwa zwei Stunden später wurden die Bewohner des Gäßchens, in welchem des Schusters bescheidene Wohnung sich befand, durch das Daherrollen von drei glänzenden Equipagen höchlichst überrascht, ein Ereigniß, das seit Menschengedenken daselbst sich nicht zugetragen. Die Karossen waren bis auf die erste leer, in welcher ein höchst elegant gekleideter, gar stattlicher junger Mann saß. Auf jedem Wagentritt stand ein Diener in reicher Livree. Am Hause des Andreas parirte der erste Kutscher die Pferde, der Diener sprang windschnell von seinem luftigen Standpunkt herab und riß den Wagenschlag auf. Der Herr stieg aus, um sofort im Hause zu verschwinden. Die Wagen hielten still und die Diener blieben bei denselben zurück.

In der nächsten Minute stand derselbe junge Mann in dem Wohn- und Arbeitszimmer des Schusters, dem vor Erstaunen über den vornehmen Besuch der Pfriemen aus der Hand fiel, denn der fleißige Mann war schon wieder über der Arbeit.

Der Angekommene sagte nichts und schien sich an der Verlegenheit des braven Handwerkers zu weiden. Dieser glotzte den glänzenden Kavalier an und fuhr mit der Hand über die Augen, als traute er ihrer doch sonst bewährten Sehkraft nicht. Ein ungewöhnlich großer schöner Mann stand vor ihm. Reiches Lockenhaar umwallte in geregelter Ordnung das anmuthig emporgetragene Haupt und die weiße Kravatte kontrastirte gar kleidsam gegen das sonngebräunte Gesicht, das den unverkennbaren Stempel großer Kraft und Energie trug. Eine Nadel von anscheinend ungeheuerem Werthe blitzte auf seiner Brust und die rechte vom Handschuh nicht bedeckte Hand war mit prächtigen Ringen geschmückt.

„Nun, mein lieber Meister," sprach endlich der Fremde, „weßhalb sehen Sie mich so verwundert an, ich denke doch, wir kennen uns schon."

„Ja, auch die Stimme trifft," sagte Andreas, „aber wie in aller Welt —"

„Kommen Sie in diese Kleider?" fiel jener lächelnd ein. „Das ist ganz einfach und ich kann kurz seyn. Ich bin nämlich sehr reich und kam

nur deßhalb im Gewande der Armuth zu Ihnen, um zu sehen, wie Sie sich gegen den Vater Ihres Findlings anstellen würden. Sie haben die Probe ganz vorzüglich bestanden, wackerer Mann, und wenn Ihnen mein Verfahren noch immer nicht ganz begreiflich erscheinen sollte, so nennen Sie es eine Grille von mir, oder etwas dergleichen. Jetzt aber rufen Sie Ihre Frau und Ihre sämmtlichen Kinder zusammen. Erstlich drängt's mich, der Pflegemutter meines Sohnes zu danken und dann müssen Sie nebst allen den Ihrigen in mein Hotel fahren und dort meine lieben Gäste seyn. Die Wagen stehen schon vor der Thüre."

Der Schuster dankte verwirrt für die Ehre, der Gast eines so reichen und vornehmen Herrn zu seyn, aber sein Sträuben half nichts und er mußte seine Frau und Kinder herbeirufen, die sich sämmtlich bei der im Gärtchen am Hause beschäftigten Mutter befanden.

Es entstand nun eine höchst komische Scene. Die ehrsame Bürgersfrau verknickste sich einmal über das andere vor dem hohen Herrn und wußte vor Verlegenheit nicht, was sie thun sollte und es gehörte der ganze Aufwand der Beredtsamkeit des Fremden dazu, die guten Leute mit dem Gedanken, zu Wagen in den ersten Gasthof der Residenz zu fahren, vertraut zu machen. Man verhieß endlich seiner dringenden Aufforderung, die zuletzt wie ein Befehl klang, nachzukommen und bedang sich nur die nöthige Zeit zum unumgänglich nothwendigsten Kleiderwechsel. Die Frau verschwand mit den Kindern, die Drillinge ausgenommen, — wie diese gemeinhin genannt wurden, — in der anstoßenden Kammer, denn Walther, — so hatte der fremde Herr sich der Familie genannt, — hatte sich die Kinder ausdrücklich ausbedungen. Während nun der glückliche Vater mit seinem Söhnchen koste, das immer zutraulicher wurde und diesen durch das naive Wesen entzückte, ging der Schuster ab und zu und Walther erzählte ihm Alles, was sich zwischen ihm und dem Partikulier Goldfuchs zugetragen und mit dem Findling sich begeben.

Der ehrliche Schuster schlug die Hände über dem Kopfe zusammen und konnte es nicht begreifen, wie es möglich gewesen, daß der reiche Geizhals sein Vorhaben habe ahnen können. Walther bemerkte, der Alte sey ihm allerdings geständig gewesen, es im Korbe schreien gehört zu haben und seine schnelle und glückliche Kombinationsgabe habe das Weitere bewirkt. Andreas seinerseits sprach von den Drillingen und manchen Spenden, die ihm zu Theil geworden, denn der Fall habe Aufsehen erregt und manche Leute hätten auch den Findling für sein eignes Kind gehalten. Vom Partikulier Goldfuchs erinnerte er sich, einmal ein Achtgroschenstück erhalten zu haben. Da ihm die Arbeit nicht ausgegangen und seine Frau im Hause tüchtig zugegriffen, sey er mit dem Dutzend Kindern bis hierher glücklich durchgekommen.

(Fortsetzung folgt.)

Der ewige Fuhrmann.

(Schluß.)

„Laßt das, — 's ist geschehen und nicht mehr zu ändern!" sprach der Fuhrmann dazwischen. „Aber seyd nur immer ordentlich gegen Euern Tochtermann, Frau Ländlerin! Macht ihm nie das Leben sauer und helft den jungen Eheleuten rathen und thaten. Die Käthel, die Käthel aber soll nie eine harte Stiefmutter gegen des Krämers Kinder seyn, sondern sie als ihre eigenen halten, — sagt ihr das, Frau Ländlerin. Die armen Würmlein werden's wohl brauchen können, daß sie eine gute Mutter haben. Und vielleicht war's gut, daß es so, gerade so ging, — sonst hätten ja des Krämers Kinder wohl bald betteln müssen und würden ohne Pflege und Muttervorsicht zu Grunde gegangen seyn. — Jetzt können sie noch brav erzogen werden und können ordentliche Menschen werden, weil — weil die Käthel ihre Mutter ist. Hört Ihr's, Frau Ländlerin?"

Das alte, harte Weib saß auf dem Wagen weinend und in tiefer Reue, auch dem Konrad flossen die heißen Thränen aus den Augen, ohne daß er's wußte. Als man aber zu dem ersten Hause des Dorfes gekommen war, da sprach der Fuhrmann:

„Seht, da lad' ich Euch ab und trag Euch in das Haus, dann könnt Ihr Euch von den Burschen heimholen lassen. Richtet Alles aus, was ich Euch gesagt, Frau Ländlerin! Ich selber kann die Käthel heute nicht sehen, es würde mir das Herz brechen. Sie soll eine brave, gute Mutter seyn, sagt ihr das."

Und so geschah es.

Der Fuhrmann fuhr bald wieder auf der Hauptstraße im Walde durch die kalte Sternennacht hin. Ein eigenes, süßes, wehmüthiges Gefühl hatte ihn überkommen. Vielleicht sah und hörte er im Geiste die Dankesworte und Thränen der Käthel, ihres Mannes und ihrer Kinder, die, aus großer Noth

errettet, nun dennoch eine fröhliche, selige Weihnacht hatten, während er selbst so still und einsam unter Gottes freiem Himmel dahin fuhr. — Es schien immer kälter zu werden, — die Eichbäume krachten lauter und häufiger im Walde, — der Fuchs heulte über's Schneefeld herüber und unter den Hufen der Pferde und der Wagenräder knisterte und knarrte heller der Schnee, — die armen Pferde selbst waren über und über mit starkem, weißem Reif bedeckt, — Konrad aber saß still in seinen Teppich gewickelt auf dem Wagen. Die Nacht ward immer gelichteter, je später es ward. Und als er jetzt vor den Wald hinaus kam, konnte man schon die Umrisse der heimathlichen Berge unterscheiden. Es war Alles so still ringsum, weit und breit kein Laut, welcher die Feierstunde der schlafenden Natur gestört hätte. Aber wie ein Traum hing die heilige Mitternacht über der Erde, wie ein beseligender Traum über der weiten Schneefläche, aus der sich nur die dunkeln Kirchthürme der umliegenden Dörfer erhoben. Da schlug die Mitternachtstunde von den Thürmen, die Wächterhörner mit ihren vollen, gedehnten Klängen tönten dazwischen und ringsum in allen Dörfern nah und fern hallten die Glocken über's Feld und riefen die Gläubigen zur Christmette. Der Fuhrmann aber glaubte, er höre die himmlischen Heerschaaren und die Engel sängen ihr Halleluiah und die Posaunen der Erzengel dröhnten dazwischen. Denn er saß mit zurückgelehntem Kopfe auf dem Wagen und sah schweigend, stumm und ohne Regung in den goldenen Sternenhimmel hinein. Dort bei der Milchstraße glänzte der ewige Fuhrmann wie sonst, ja noch heller und glänzender, als er ihn je gesehen. Da war es dem Konrad, als hörte er seinen seligen Vater herunterrufen, er möge hinauffahren zu ihm. Und da fuhr er durch Gottes Macht auch, wie der ewige Fuhrmann, die weite Himmelsstraße hin, an der goldenen Jungfrau und der blitzenden Krone und all den glänzenden Sternbildern vorbei, hoch über der dunkeln Erde bis vor das himmlische Thor. Aber das verschloß sich nicht vor ihm, sondern blieb weit offen, und St. Peter stand da und sagte:

„Komm' herein, du frommer und getreuer Knecht!"

Und nun fuhr er unverzagt und fröhlich hinein in das Paradies, wo ihn sein Vater schon erwartete. Und alles Leid dieser Welt lag wie ein Traum hinter ihm.

* * *

Daheim im Weinlande aber wartete man bis weit über Mitternacht auf den Fuhrmann in dem Hause seines Herrn, und die Kinder fragten immer wieder, ob der Konrad noch nicht gekommen sey. Denn sie Alle hatten ihn lieb und wollten sich ihres Christbaums nicht recht freuen, so lange der Konrad fehlte. Endlich, gerade als sich die Kinder zu Bette legen wollten, um noch im Traume die Weihnachtsfreuden fortzugenießen, da hörte man den Wagen kommen. Man eilte hinaus, ihm entgegen, denn man wußte, daß er vom Onkel drunten im Lande Zuckerkuchen bringe. Die Pferde fuhren den Wagen in den Hof in ihrem gewohnten ruhigen Gange und blieben vor dem Stalle stehen, wie sonst. Er blieb droben sitzen still und stumm, als schlafe er. Da rief man ihn, — er hörte nicht. Man wollte ihn mit Rütteln wecken, aber er wachte nicht auf.

Denn seine Seele war im Himmelreich und sein Leib war erfroren. — — —

Konrads Herr, in dessen Hause schon sein Vater als Fuhrmann gedient und gegen den er sich oft in seinen innersten Wünschen ausgesprochen hatte, ließ, um diesen nachzukommen, des Todten Hinterlassenschaft, die er in Händen hatte, der Käthel in Kreuzheim einliefern. Die ward ein braves, fleißiges Weib; ihre Haushaltung gedieh glücklich, nachdem ihre Mutter gestorben war, und sie erzog ihre Kinder zu rechtschaffenen, brauchbaren Leuten. Und wenn es auch alle Tage geschehen mag, daß sich die Käthel an den Konrad erinnert, wird doch wohl jetzt und noch langen, langen Jahren noch in des Krämers Haus jedesmal am lebhaftesten in der Christnacht — wo nicht des ewigen, so doch des guten Fuhrmanns gedacht.

Mannigfaltiges.

Die schon früher von Gelehrten ausgesprochene Behauptung, daß im Meerwasser Silber enthalten sey, fand nach Mittheilungen im „Globe" durch Versuche eines Engländers, Herrn Field, ihre volle Bestätigung und hielt Professor Faraday in der königlichen Societät zu London einen Vortrag hierüber. Herr Field untersuchte das Kupferbeschläg eines Schiffes, das sieben Jahre im stillen Ocean gekreuzt hatte und dessen Kupfer so zerfressen und spröde war, daß man es leicht zwischen den Fingern zerbröckeln konnte; er fand so viel Silber unter diesem Kupfer, daß dessen

Werth die Ausziehung gelohnt hätte, also nicht angenommen werden kann, dasselbe sey ursprünglich in dieser Menge im Kupfer vorhanden gewesen, obgleich, wie bekannt, dem Kupfer häufig etwas Silber beigemischt ist. Noch entschiedener aber zeigte ein anderer Versuch, daß das Silber im Kupferbeschläg der Schiffe vom Meerwasser herrühre. Herr Field nahm zwei Portionen ganz derselben Art von Metall, wovon die eine gar nicht in das Meerwasser gekommen, die andere aber zu dem Beschläge eines Schiffes verwendet worden war, das drei Jahre den stillen Ocean befahren hatte. Das dem Meerwasser ausgesetzt gewesene Stück gab nahezu achtmal so viel Silber als das nicht im Meerwasser gewesene. Diese Versuche wurden mehrfach wiederholt und gaben stets das Resultat, daß das im Meerwasser gewesene Kupfer mehr Silber enthielt als das nicht in demselben gewesene, so daß also an dem Vorhandenseyn von Silber im Meerwasser nicht mehr zu zweifeln ist.

Ueber die Anwendung des Amylens als Betäubungsmittel bei chirurgischen Operationen an Stelle des Chloroforms und des Schwefeläthers liegt jetzt ein der medizinischen Akademie zu Paris erstatteter Bericht vor. Eine Commission, unter deren Mitgliedern die berühmten Aerzte Velpeau und Malgaigne sich durch eine besonders umfassende Erfahrung auszeichnen, hat sich in jeder Beziehung günstig über das neue Mittel ausgesprochen. Es ergibt sich aus einer großen Reihe gewissenhaft angestellter und genau beobachteter Versuche, daß die betäubende Wirkung des Amylens schneller und sicherer ist, als die ähnlicher Mittel, und daß es keinen nachtheiligen Einfluß auf die Athmungsthätigkeit, die Blutbewegung oder eine andere Lebensverrichtung ausübt. Bei 44 Versuchen, welche der Berichterstatter Herr Robert angestellt hat, blieb das Amylen nur dreimal ohne Wirkung. In allen übrigen Fällen trat nach 2, 3, höchstens 7 Minuten völlige Empfindungslosigkeit der Patienten ein, welche während ihrer Dauer keine beunruhigenden Erscheinungen zeigten und bald nach der Operation ohne eine Spur von Uebelbefinden erwachten. Die Wirkung des Amylens ist aber auch flüchtiger als die des Chloroforms und darum besonders nur für kurze Operationen zu empfehlen. Daß die Wirkung des Amylens eine sehr milde ist, geht schon daraus hervor, daß der fortgesetzte Gebrauch des Mittels, welchen man bei Thieren versucht hat, keinen tödtlichen Ausgang herbeiführt, wie er durch Chloroform und Aether bewirkt wird. Andererseits ist jedoch zu bemerken, daß auch der vorsichtige Gebrauch des Chloroforms nur ganz ausnahmsweise dem Leben Gefahr bringt. Herr Velpeau gibt an, im Laufe von zehn Jahren das Chloroform etwa bei 500 verschiedenartigen Operationen bei Individuen jeden Alters und Geschlechts in Anwendung gezogen zu haben, ohne jemals lebensgefährliche Erscheinungen wahrzunehmen.

Bei einer jüngst in Paris stattgefundenen Autographenversteigerung zahlte man für eine Handschrift Schillers 100 Franken, für einen Brief Mozarts 102, für einige Zeilen Franz I. 106, 107 für einige der Maria Antoinette, 116 für einen Brief Karls XII., 117 für einen von Johann von Oesterreich, 130 für einen von Keppler, 145 für einen von Götz von Berlichingen, 157 für einen von dem hingerichteten Cinq-Mars, 189 für einen von Luther, 231 für einen von dem gelehrten Erasmus, 250 für einen von Lope de Vega, 310 für einen von Friedrich Wilhelm III. von Preußen. Ein Brief von Condé bezahlte man mit 400, einen von der unglücklichen Maria Stuart, ein besonders interessantes historisches Aktenstück, mit 505, und ein Schreiben von Napoleon I. mit 1000 Franken.

Am 25. Mai kam in München vor der Abfahrt des Eilfahrzuges der drollige Fall vor, daß eine Dame mit einem Reifrock zwei Billete für sich allein gelöst, folglich auf den Platz von zwei Personen im Coupé Anspruch machte und solcher ihr auch eingeräumt wurde.

Räthsel.

Alles in der Welt ist eitel,
Unterworfen einem Worte.
Als gefüllt noch war mein Beutel,
That sich auf mir jede Pforte.
Mein Papa, vom Worte lebend,
Sandte mir der Wörter viel;
Doch seit er, das Haupt erhebend,
Sich gesteckt ein höh'res Ziel:
Seit mit Aktien er gehandelt,
Und verloren Hof und Haus,
Hat sich Alles umgewandelt,
Denn das Wörtchen bleibt nun aus.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 76. Freitag, 26. Juni 1857.

Die Drillinge.

(Fortsetzung.)

Walther hörte aufmerksam zu und das Herz schlug ihm dabei, und er mußte verstohlen lächeln. Der Schuster bemerkte es nicht, denn er bürstete eben am schwarzen Sonntagsrocke, seinem höchsten Kleinod, herum, der freilich nicht den neuesten Schnitt hatte und dem Merino sehr ähnelte. Endlich erschien auch die Mutter mit den zwar sehr ärmlich aber reinlich gekleideten Kindern, die Walther zum Scherz je nach dem Alter in eine Reihe sich aufstellen ließ und die den Anblick von Orgelpfeifen gewährten. Dann trieb er zum Fortgehen, nahm seinen Sohn selbst auf den Arm und schritt voraus. Die Schusterfamilie folgte. Als sie aus dem Vorderhause traten, wagte Frau Andreas nicht die Augen aufzuschlagen, denn sie fürchtete den Blicken der Nachbarn zu begegnen, die unfehlbar sich versammelt hatten. Sie hatte sich allerdings in ihrer Voraussetzung nicht getäuscht, denn aus allen Fenstern guckten neugierige Köpfe, an den Hausthüren lehnten Schaulustige und die Wagen waren von Straßenbuben förmlich umlagert, die einstimmig in einen Schrei der Verwunderung ausbrachen, als die Schustersleute mit ihren Kindern im Gefolge eines vornehmen Herrn die Gasse betraten. Frau Andreas glaubte vor Scham in die Erde sinken zu müssen und wäre sicher in's Haus zurückgesprungen, wenn Walther sie nicht lachend am Arme festgehalten hätte. Der Diener stand bereits am geöffneten Wagenschlag mit blaurothem Gesicht, denn er war mit der höchsten Anstrengung bemüht, den Lachreiz nieder zu schlucken und hob auf das Geheiß seines Herrn die Drillinge in die prächtige Karosse. Ihnen folgte die halb getragene und halb geschobene Frau Andreas und den Beschluß machte Walther selbst. Der Schuster vertheilte sich unter dem Jubel der eigenen und der Straßenkinder mit den Seinen in die beiden anderen Kutschen, die Schläge flogen zu, die Diener sprangen hinten auf, die Pferde zogen an und die Equipagen rasselten auf dem holperigen Pflaster dahin, von einer Schaar neugieriger Buben gefolgt. Frau Andreas verging Hören und Sehen, die drei Kinder schrien laut auf vor Jubel und Walther kam über das Eigenthümliche der ganzen Scene nicht aus dem Lachen, das aber zu gutmüthiger Natur war, um seine Nachbarin zu verletzen. Diese wußte kaum, wo sie sich befand und war höchlich verwundert, als der Wagen im Portal des Hotels still hielt. Der guten Frau funkelte es vor den Augen, als der reichbetreßte Portier die Arme nach ihr ausstreckte, ihr beim Aussteigen behilflich zu seyn. Ihr Mann, der mit den Kindern ebenfalls angelangt war, zeigte sich etwas gefaßter und flüsterte ihr in's Ohr: „Vergehe nur nicht ganz vor Verwirrung, diese Leute sind eben auch nur Menschen, wie wir, und der vornehme Herr scheint's doch recht gut mit uns zu meinen."

Sie ermannte sich auch sichtlich ein wenig und schritt an der Seite des Festgebers, wenn man so sagen will, die breite Treppe hinauf und in ein Zimmer des ersten Stockes. Walther erklärte den Gatten, die ganze Etage stehe zu seiner Verfügung und die Kinder könnten sich in den Gemächern herumtummeln nach Herzenslust. Indessen sollten sie sich gemüthlich niederlassen, denn es sey noch nicht ganz Essenszeit und bis dahin könne er ihnen einen Theil seiner Schicksale erzählen, die kennen zu lernen sie gewissermaßen berechtigt seyen. Er schellte zweimal, zwei Diener stürzten zu gleicher Zeit in's Zimmer und er übergab ihnen die Aufsicht über die Kinder, die bereits in den anstoßenden Gemächern sich umzusehen und zu zerstreuen begannen.

„Meine früheren Lebensjahre," hob er nun an, als sie allein waren, „will ich jetzt übergehen, Sie mögen dieselben ein andermal erfahren. Ich hebe nur so viel aus denselben hervor, daß ein unwiderstehlicher Drang nach der neuen Welt mich mit meiner Gattin die Reise dahin unternehmen ließ. Sie werden es wohl, lieber Meister, Ihrer Frau erzählt haben, wie es mir vor etwas länger als drei Jahren hier erging und ich knüpfe daran die Fortsetzung meiner Erzählung."

Andreas nickte mit dem Kopfe und der junge Mann ließ sich also weiter vernehmen: „Nach Mühseligkeiten und Gefahren mancher Art kam ich, aller Mittel fast gänzlich baar und ledig, in New York an. Ich übergehe die Zeit der Trübsale, die jetzt über mich hereinbrach und bemerke nur, daß ich endlich die Mittel mir verschaffte, die mich an's Ziel meiner heißen Wünsche, nach Kalifornien brachten. Hier wollte ich mein Glück machen oder untergehen. Ich eilte nach den Minen und stürzte mich in die Arbeit, bei welcher schon viele Tausende ihr frühes Grab gefunden. Das Glück begünstigte mich und ich fand schon in der ersten Woche einen gediegenen Goldklumpen von ansehnlicher Größe. Das Schicksal sorgte aber auch in anderer Weise gütig für mich; es ließ mich treue Freunde, eine Seltenheit im Lande des Goldes, finden, deren Zahl bis auf Neun stieg. Obschon aus allen Theilen der Erde zusammengewürfelt, hielten wir doch fest zu einander und schlossen endlich die engste Verbrüderung. Von nun ab arbeiteten wir alle zehn gemeinsam und die Ausbeute jeden Tages ward zusammengethan. Wir beschlossen, zwei Jahre solchergestalt Kommunismus zu treiben und dann unsere Schätze zu theilen. — Wer unter uns in dieser Zeit aber etwa mit Tod abgegangen, dessen Erben sollten die Ueberlebenden seyn. Ein Notar in San Francisco machte unseren schriftlichen Pakt rechtskräftig. Bis hierher ging Alles gut und unsere Ausbeute hatte sich nach Jahresfrist und darüber so gesteigert, daß jeder von uns in Europa bereits für einen steinreichen Mann gelten konnte. Da trat das Unglück mit Riesenschritten an uns heran. Unter den Arbeitern in den Minen begann eine furchtbare Seuche zu wüthen. Anfangs achteten wir der Krankheit nicht, bis plötzlich drei der Unseren von ihr ergriffen wurden. Am anderen Tage schon begruben wir ihre Leichen. Auch mich warf's hin auf's elende Lager, das Fieber packte mich mit Riesengewalt, ich tobte und raste, doch meine starke Natur siegte endlich noch. Als ich aber am Stabe mich wieder fortzuschleppen vermochte, geleiteten mich zwei meiner Freunde, die mich gepflegt, nach dem Orte, wo die entschlafenen Genossen ruhten. Ich zählte sieben Gräber und wir waren folglich nur noch Drei. Vier Wochen später hauchten meine beiden übrig gebliebenen Gefährten ihr Leben unter herabgestürzten Felsenstücken in den Minen aus, während ich zufällig verschont blieb."

Der junge Mann hielt, von der Erinnerung übermannt, inne und blickte zu Boden, der Schuster und dessen Frau aber gaben ihr stummes Erstaunen durch Zeichen zu erkennen. Es war ganz still im Zimmer und in der Ferne hörte man das Jubeln der Kinder.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein neuentdecktes Thier: „Die gerüsselte Ratte." Die Rüsselratte wird von keinem der alten noch neueren Naturforscher erwähnt — weder Plinius, noch Buffon, noch Cuvier kannten sie und auch unter den durch die Wissenschaften an den Tag gekommenen antediluvianischen Racen würde man sie vergebens suchen. Die Rüsselratte schreibt ihr Entstehen erst von dem Aufenthalt der Zuaven in Afrika her. Nachfolgende Gerichtsverhandlung wird uns des Näheren über dieses Thier belehren. **Der Kläger Herr Triquel:** Meine Herren! Dieses Individuum (nämlich Herr Giromé, ein Ex-Zuave) hat mein Vertrauen schändlich mißbraucht und mir hundert Franken abgeluchst. Er weiß, daß ich mich viel mit Geologie, mit Antiquitäten, mit Naturwissenschaften u. dgl. befasse; ich habe Sammlungen von Fossilien, von Medaillen und Muscheln, von seltenen Thieren und merkwürdigen Pflanzen. Kurz, eines Tages kommt er zu mir und sagt: „Mein Herr, ich habe ein Thier, von dem kein Naturforscher spricht." — Was ist das für ein Thier, mein Herr? — „Eine Rüssel-Ratte." — Was heißen Sie eine Rüssel-Ratte? — „Das ist, wie es schon der Name bezeichnet, eine Ratte mit einem Rüssel." — Mit einem Rüssel, und wo? — „Auf der Nase, wie ein Rhinozeros." — Und Sie haben solch eine lebende Ratte? — „Gesund und frisch, und wenn Sie sie sehen wollen, brauchen Sie nur mit mir zu kommen." Ungeduldig, dieses sonderbare Thier zu sehen, folge ich ihm sogleich. Wir langen alsbald in seiner Wohnung an, wo er mir in einem Käfig eine große, gesunde, lebendige

Ratte zeigt, die in der That auf der Nase eine Art von dünnen, zwei Centimeter langen, wie der Körper des Thieres haarigen, knochigen Auswuchs trug, der sonderbarerweise und allen bekannten Regeln zuwider unten dünner als oben war. Ich wünschte dieses Naturwunder zu untersuchen; er nimmt es, setzt es mir auf die Hand, hält ihm die Pfoten und die Schnauze, damit ich mir diesen außerordentlichen Rüssel näher besehen könne. Ich traue meinen Augen kaum; um meiner Sache gewiß zu seyn, nehme ich eine Nadel und steche in den Rüssel; das Thier schreit, wehrt sich; ein Tropfen Blut dringt aus der Wunde, kein Zweifel — es war ein wirklicher, mit der Ratte nur Eins bildender Rüssel. Erstaunt frug ich diesen Mann, ob er mir seine Ratte verkaufen wolle; er antwortete bejahend; ich frage nach dem Preise: er verlangt fünfzig Franken. Ich zahle ohne zu handeln und trage sie heim. Ich lade meine Freunde, Gelehrte, zu mir; die Bewunderung war allgemein, ich war entzückt. Einer sagte mir: „Sie sollten sich ein Weibchen verschaffen." (Meine Ratte war ein Männchen.) Ich hatte wohl daran gedacht, da ich aber bei meinem Verkäufer nur die eine Ratte sah, so dachte ich nicht, daß er noch mehrere habe. Dennoch ging ich zu ihm, um zu fragen, ob er mir kein Weibchen verschaffen könne. „Nichts leichter, als das," erwiedert er, „ich habe nach Afrika geschrieben und man hat mir mehrere Rüsselratten, darunter zwei Weibchen geschickt." Mit diesen Worten wählt er aus einem mit solchen Ratten gefüllten Behälter ein Weibchen, das ich gleichfalls mit fünfzig Franken bezahle und es vergnügter als je mit nach Haus nehme. Ich bringe das Weibchen zu meinem Männchen; einige Monate später haben sie Junge, ich betrachte sie — sie hatten keine Rüssel. Wahrscheinlich, dachte ich, wachsen sie erst später, wie die Elephantenzähne. Ich warte eins, zwei, sechs Monate; ich besehe tagtäglich die Nasen meiner Ratten — von einem Rüssel keine Spur .... Zufällig machte ich in einem Hause, wohin ich zuweilen gehe, Bekanntschaft mit einem Offizier, der lange Zeit in Afrika diente. — Sagen Sie mir doch, sagte ich eines Tages, Sie sind in Afrika gewesen; kennen Sie die Rüsselratte? „Ja wohl," erwiedert er. Ich trage ihm hierauf mein Anliegen wegen der Rüssellosigkeit der Jungen vor; aber statt der Antwort bricht der Herr in ein homerisches Gelächter aus. Als er etwas ruhiger wurde, bat ich ihn um den Grund seiner Heiterkeit, worauf er mir Nachfolgendes erzählt: „Die Rüsselratte ist ein Produkt, eine Erfindung der Zouaven-Mutze und wird folgendermaßen fabrizirt: Sie nehmen zwei Ratten, binden sie fest auf einem Brettchen, die Nase der einen an dem Schwanzende der anderen; mit einem Federmesser oder einem Bistouri machen Sie einen Einschnitt in die Nase der hinteren Ratte, ziehen die Haut der Schwanzspitze der anderen ab und pfropfen sie in den Nasenschnitt; hierauf binden Sie die Schnauze mit der Schwanzspitze fest an und lassen die Ratten so 48 Stunden. Nach dieser Zeit ist das rohe Fleisch zusammengewachsen und Sie schneiden nach Belieben eins, zwei, drei Centimetres vom Schwanze der vorderen Ratte, die Sie laufen lassen. Der anderen wird die Schnauze losgebunden und ihr zu fressen gegeben, doch bleibt sie an dem Brette befestigt; nach längstens einem Monat ist die Wunde vernarbt und es nicht mehr möglich, den gemachten Pfropfschnitt zu sehen. Daher kommt es, daß die Jungen Ihrer Ratten ohne Rüssel sind. Sie wurden betrogen." — Der Angeschuldigte wird befragt und gesteht (die Heiterkeit des Publikums theilend), daß er die Rüsselratten in der angegebenen Weise fabrizirt habe, versichert jedoch, sie dem Kläger nicht als mit einem Rüssel geboren verkauft zu haben. **Der Präsident:** Ist das wahr, Herr Triquet? **Kläger:** Sie begreifen, daß ich nach der Nadelprobe, wo der Rüssel blutete und das Thier schrie, keinen Zweifel haben konnte. **Präs.:** Hat Ihnen der Angeklagte gesagt, daß es eine besondere Rattenart sey? **Triquet:** Allerdings. **Angekl.:** Es ist in der That eine besondere Art, oder haben Sie schon solche gesehen? — Das Gericht erachtet die Klage wegen Betrugs als nicht hinlänglich begründet und läßt den Naturpfuscher frei.

Neue Eigenschaft des Kupfers. Zu einem Tändler, der mit Metall handelt, kommt ein Bauer, bringt einen alten kupfernen Kessel und meint, er wolle einen neuen kaufen und den alten d'rangeben. „Einfaches Geschäft!" sagt der Tändler, „altes Kupfer gilt 14 gGr., neues 18 gGr. das Pfd.; der alte Kessel muß gewogen werden." Dies geschieht und des Tändlers Wage weist ein Gewicht von 7 Pfd. alten Kupfers nach. „Was?" schreit der Bauer, „ich hab' den Kessel zu Hause vorher selbst gewogen und da waren's 10 Pfund! Ihr wollt mich wohl beschummeln?" Der ehrliche Tändler schüttelt den Kopf und fragt: „Wie weit habt Ihr denn in die Stadt, Landsmann?" „Drei Stunden!" antwortet der Bauer. „Nun, da haben wir's ja!" ruft der Tändler. „Seyd Ihr so alt

geworden und wißt nicht, daß das Kupfer schwindet, wenn's getragen wird in freier Luft, alle Stunden ein Pfund! Drei Stunden seyd Ihr gegangen, drei Pfund sind eingegangen am Kessel, 7 und 3 macht 10 — Gott wie klar! Und zum Beweis, da habt Ihr den neuen Kessel, wiegt ihn, wenn Ihr zu Hause seyd, und wenn er nicht hat verloren seine drei Pfund, will ich kein ehrlicher Mann seyn!"

Landwirthschaftliches.

(Eine neue Oelpflanze.) Ein Herr Neuburger in Paris (dem Namen nach also ein Deutscher) hat der société d'encouragement einen Bericht über die neue Oelpflanze abgestattet, der die Aufmerksamkeit dieser Gesellschaft, welche die ersten wissenschaftlichen und technischen Intelligenzen Frankreichs vereinigt, im hohen Grade erregte und auch die Aufmerksamkeit weiterer Kreise, namentlich die unserer Landwirthe, verdient. Die Oelpflanze des Herrn Neuburger ist das sogenannte Hirtentäschlein, Thlaspi communis oder Thlaspi bursa pastoris, ein auch bei uns allgemein verbreitetes Unkraut, das überall auf dem sterilsten Boden fortkommt und sich namentlich auch in den Wegen unserer Gärten, so wie zwischen den Steinen der gepflasterten Höfe zeigt. Der Same dieser Pflanze gibt vom Centner 20 Pfund sehr gutes Brennöl und 55 Pfund Oelkuchen, welche so gut wie die Oelkuchen vom Rübsamen oder Leinsamen als Futter für das Vieh, das sie gern frißt, wie als Dünger gebraucht werden können. Nach den vorliegenden Angaben kommt die Pflanze auf jedem Boden, der zu andern Culturen ganz unbrauchbar ist, fort; der Boden bedarf nur einer oberflächlichen Umarbeitung von höchstens 2 Zoll tief; man säet 3 — 4 Pfund Samen auf den Morgen; die Ernte beträgt etwa 1700 Pfund Samen von dieser Fläche, wovon etwa 3¹/₂ Ctr. Oel u. 9 Ctr. Oelkuchen gewonnen werden. Wenn man bedenkt, daß es sich hier von einem geringen, sonst kaum nutzbaren Boden handelt und um geringe Arbeitskosten, daß dabei sich der Boden allmälig verbessert, so wird man zugestehen, daß es der Mühe werth sey, diese Angabe in der Praxis zu prüfen. Es wird noch bemerkt, daß der Same am besten im Herbst ausgesäet wird. Neuburger soll durch allmälig erweiterten Anbau schon hinreichend Samen gesammelt haben, um im Herbst 1856 gegen 36 Morgen damit anzusäen, wodurch er dann im Stand seyn wird, im Herbst dieses Jahres 16 — 18,000 Morgen damit zu besäen.

(Mittel gegen das Aufblähen beim Rind- und Schafvieh.) Alle Mittel, welche gegen das Aufblähen des Rind- und Schafviehes bis jetzt bekannt geworden sind, haben immer nur unzureichende Resultate geliefert und jede Heerde ist deßhalb bei Kleeweiden kräftiger Aecker stark exponirt; es dürfte daher von großem Werth seyn, ein an und für sich ganz einfaches Mittel zu veröffentlichen, dessen Wirkung auf das Bestimmteste verbürgt werden kann: Man löse Kampher in Spiritus, — letzteren nur eben in dem Maße, daß der Kampher gelöst und die Lösung, nach mehrmaligem Umschütteln klar geworden. Hiervon gibt man für ein geblähtes Rind 2, nicht zu kleine Eßlöffel, für ein deßgleichen Schaf das Quantum von ungefähr 2 Theelöffel voll. Dies Mittel wirkt nach 8 — 10 Minuten radikal, so daß man versichert seyn kann, das behandelte Thier nach ³/₄ — 1 Stunde wiederum fressen zu sehen. Das meiste Unglück bei erwähntem Uebel habe ich durch den Trocar anrichten sehen; möge derselbe von ungeübter Hand nie angewendet werden. Hat man vielleicht auch die Blähsucht geheilt, so ist man durch denselben fast immer um ein kränkelndes Thier, aus dem nie wieder etwas Gutes wird, reicher.

Räthsel.

Die Flotte, ewig unter Segel,
Nie läuft sie aus, nie langt sie an,
Und ohne Steuer, Mast und Segel
Umschifft sie selbst den fernsten Plan.
Sie führt die köstlichen der Gaben,
Dem Schooß der Erde nicht entgraben,
Herauf aus tiefem Ocean.
Doch sollen ihre Schätze landen,
So müssen erst die Schiffe stranden;
Bevor das Fahrzeug ist zerschellt,
Beglückte nie sein Gut die Welt.

Auflösung des Räthsels in № 75:

Wechsel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 77. Sonntag, 28. Juni 1857.

Die Drillinge.

(Fortsetzung.)

„Ich war nun alleiniger Erbe der ungeheuren Schätze, die sich in San Francisco befanden," fuhr Walther nach kurzer Pause fort. „Nachdem ich das letzte traurige Geschäft, die Bestattung der beiden Verunglückten neben den sieben ihnen vorausgegangenen Genossen, beendet, reiste ich sofort nach der Hauptstadt des Goldlandes, denn der Boden brannte mir unter den Füßen. Ich erhob meine Schätze aus den dortigen Banken und beschloß, nachdem ich mich von den ausgestandenen Körper- und Seelenleiden erholt haben würde, für immer nach Europa zurückzukehren. Die Sehnsucht, eine Gewißheit über das Schicksal meines unglücklichen Kindes zu erhalten, war es vor Allem, welche meinen Aufenthalt in San Francisco möglichst kürzte. Indessen war das Glück noch immer nicht müde geworden, mich mit seinen Gaben zu überschütten. Nur um mich zu zerstreuen und die Zeit hinzubringen, nahm ich am Hazardspiele Theil. Ich sprengte in kurzer Zeit die drei größten Banken der Hauptstadt und das hat etwas zu sagen, zumal —"

„Es ist angerichtet," rief ein Diener zur Thüre herein, deren Flügel er öffnete.

„Ich habe wenig mehr hinzuzufügen," sprach Walther, indem er aufstand. „Ein Dampfer führte mich nach Europa zurück und kaum auf dem Festlande angelangt, eilte ich mit Kourierpferden hierher. Das Uebrige wissen Sie."

Und mit den ihm folgenden Gatten, die vor Erstaunen gar nicht zu sich kommen konnten, schritt er dem Speisesaale zu.

Die Pracht der Tafel blendete die Gäste des reichen jungen Mannes dergestalt, daß er Mühe hatte, sie zu bewegen, an derselben Platz zu nehmen. Hinter die Sitze der Drillinge wurde ein Diener kommandirt, der die Kinder fortwährend in Augen halten mußte. Walther war die Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit selbst und erklärte zu wiederholten Malen, kaum je so fröhlichen Herzens zu Mittag gegessen zu haben. Reichthum mache übrigens nicht immer glücklich und wer nichts zu wünschen habe, weil er sich jeden Wunsch gewähren könne, sey deßhalb oft nicht zu beneiden. So werde er wohl kaum je dazu kommen, einen bestimmten Lebensplan für seine Zukunft zu führen. Das eben sey die Schattenseite großen Reichthums, daß er zum immer wechselnden Genuß aufstachle und dadurch die edleren Freuden der Häuslichkeit und des Familienlebens in den Hintergrund dränge. Dann ergriff er das Glas und stieß mit den würdigen Pflege-Eltern seines Sohnes auf deren künftiges Wohlergehen an, für das er sorgen werde, so weit er es für sie dienlich halte. Den ehrlichen Schusterseleuten schossen die Thränen des Dankes über die so plötzliche Wendung ihres Geschickes in die Augen, denn, daß eine solche eingetreten, konnten sie mit Sicherheit voraussetzen. Einige Gläser des köstlichsten Weines, die sie nach und nach schlürften und die Leutseligkeit ihres Wirthes verdrängten ihre Befangenheit immer mehr und als nun endlich beim reichen Dessert der flüssige Schaumwein in den hohen geschliffenen Kelchen perlte, gestand Frau Andreas, sie sey bis in den Himmel entzückt und dünke sich der Erde entrückt. Die größten Kinder der schlichten Bürgersleute glaubten zu träumen, so groß war der Wechsel aller Dinge, die sie umgaben und so oft sie sich ihres wirklich wachen Zustandes bewußt wurden, durchbebte sie ein freudiger Schreck und ihre Augen leuchteten vor Wonne. Die jüngeren Geschwister waren in einer Beziehung besser daran, denn die Befangenheit war bei ihnen gar nicht zum Ausbruch gekommen, sie schwelgten in

den Genüssen des Augenblicks und glaubten, das müsse eben nur so seyn. Ihre ärmliche Kleidung, ihre linkischen Manieren und selbst der Ausdruck ihrer Fröhlichkeit standen aber in so schroffem Gegensatze zu dem Glanz ihrer Umgebung und der Pracht der Tafel, daß sie wie Gestalten aus „Tausend und eine Nacht" erschienen.

Eben wollte Walther das Glas Cap Constantin, das er in der Hand hielt, auf das Wohl seines Kindes leeren, als ein Diener ihm einige Worte ins Ohr flüsterte. Er stand rasch auf, bat seine Gäste um Verzeihung, daß er sich auf eine kurze Zeit entferne und eilte in ein Nebenzimmer.

„Nein, nein, meine Kombinationsgabe hat mich nicht betrogen, Sie sind's!" rief ihm ein langer, hagerer Mann entgegen, dessen Augen starr auf ihn gerichtet waren.

Eine finstere Wolke des Unmuths lagerte sich auf Walther's Stirne und er sprach kurz und abstoßend: „Was wollen denn Sie hier, Herr Goldfuchs?"

„Was ich hier will?" versetzte dieser. „Dem Reichthum will ich meine Ehrerbietung zollen, denn seine Macht herrscht ja allein auf Erden. Ich hörte von einem Gerücht, das in diesem Augenblicke die Stadt durchläuft, ein Krösus sey in dieselbe eingezogen und die Begebenheit mit den Schusterleuten führte mich auf die richtige Vermuthung, Sie, der Vater des glücklichen Findlings, seyen Der, welcher jetzt in aller Munde ist, denn ich habe eine scharfe Kombinationsgabe."

Der alte Mann hatte so schnell gesprochen, daß Walther ihn nicht unterbrechen gekonnt. Mit verschränkten Armen stand dieser da, ließ seine dunklen Augen fest auf dem Partikulier ruhen und sprach langsam und jedes Wort stark betonend: „Noch einmal, mein Herr, was wollen Sie hier?"

„Ihre Verzeihung erflehen," versetzte jener, „die Sie mir nicht versagen, denn Sie sind ja reich und wer reich ist, besitzt auch die Tugend der Großmuth." Und etwas zögernd setzte er hinzu: „Vielleicht sind Sie mir doch auch noch dankbar, daß ich damals das Kindlein so guten Händen anvertraut, denn ich kannte die Biederkeit der Schustersleute."

Bei diesen Worten schwoll die Zornesader auf Walthers Stirne, seine Hände ballten sich. Schon wollte er auf den Unverschämten einstürmen, als ihm jäh ein anderer Gedanke durch den Kopf fuhr. „Wart', Schurke, jetzt will ich Dich am härtesten strafen," murmelte er vor sich hin, worauf sich die Züge seines Antlitzes wieder glätteten.

„Mein Herr," sprach er in seinem gewöhnlichen Tone, „Sie haben mich reich genannt, ohne die Ueberzeugung, daß ich es bin. Diese Ihnen zu verschaffen, sehen Sie mich bereit, dann wird sich das Weitere finden. Wollen Sie mir gefälligst folgen?"

(Schluß folgt.)

Von des Thürmers Töchterlein erster Liebe.

Es war ein lauter, lieblicher Sommerabend. Ich sah von dem alten Käftrich (das ehemalige castrum romanum) sinnend und träumend hinab auf die Stadt Mainz. Sie lag schon in der Dämmerung, nur die Thürme ragten noch frei und klar empor in heller Luft. Weithin schweifte das Auge nach dem Odenwald, der rechts in der Ferne sich ausdehnte; vor mir lag der Taunus. Ein leiser Nebel umzog die Bergketten, nur die höchsten Spitzen schimmerten noch in einem eigenthümlichen Duft, der zwar nicht mit dem Glühen der Alpen zu vergleichen, aber für den, der jenes gesehen, wie eine Ahnung, wie ein Traum jenes wunderbaren lichten Roth um die Gipfel der Berge mahnt. Fernhin, wie einen weißen Nebelstreifen, sah das Auge, wenn es von den Höhen herab zur Ebene sich senkte, den Main und eine aufsteigende dunkle Dampfwolke, die aus einem Remorqueur, der wohl die Nacht durch nach Köln noch Schiffe schleppen sollte, aufstieg, zeigte mir den Lauf des Rheins. In einem duftigen Schleier lag links tief unten Wiesbaden, nur die Kuppeln der Kapelle blitzten hie und da im Reflexe des Abendroth hell durch die neblige Hülle. Während ich wieder nach der Stadt und ihren Thürmen hinuntersah, blieb mein Auge an dem nächsten, mir zur Rechten — ich glaube es ist der Stephansthurm — haften. Mir war, als müßte an ihn irgend eine Geschichte sich knüpfen. Ich sann nach. Da hörte ich aus der benachbarten preußischen Kaserne den Appel schlagen, vorüber auf dem Wege schritten hastig ein paar Soldaten, besorgt, sie möchten zu spät zur abendlichen Ablesung kommen. Nun war's mir mit einem Male klar und eine Geschichte tauchte empor in meinem Innern. Ich mußte diese Geschichte einmal gehört haben, wann, wie und von wem konnte ich mir nicht entsinnen. Oder war es wirklich nur ein neckisches Gespenst meiner Phantasie? — Da drüben,

es muß wohl viele Jahre her seyn, hoch oben in den kleinen Gemächern des Thurmes wohnte der alte Thürmer, der lebte allein mit seinem jungen, schönen Töchterlein, die hieß Nanni. Nur selten kam sie aus dieser hohen Region herab in die Menschenwelt, denn der Vater hielt sie streng an zum Spinnen und Nähen und zur Besorgung des kleinen Haushalts. Da er überdem ein kalter, finsterer Mann war, und die Menschen nicht leiden mochte, im Gegentheil sich gefiel in seinem Einsiedlerleben da oben, wo ihn kein Nachbar besuchen, kein Geräusch der Straße ihn in seinem düstern Sinnen stören konnte, so hielt er auch die schöne Nanni fern von den Menschen und ließ sie, wie gesagt, nur höchst selten und wenn besonders nöthige Geschäfte es verlangten, herab in die Stadt. Was man an Lebensmitteln, Holz rc. in den kleinen Haushalt brauchte, das wurde in einem Korbe, den man vermittelst einer Rolle herabließ, von unten heraufgezogen an's Fenster und da hereingenommen. Er sprach wenig mit seiner Tochter, und wenn er mit ihr sprach, so war es nur um seinen Haß über die verderbte böse Welt zu äußern und immer wiederholte er der Tochter, wie alle Menschen da unten grundschlecht und böse wären und sie thäte am besten, für immer da oben bei ihm zu bleiben, damit sie nie in Berührung käme mit dieser argen Brut. Aber der schönen Nanni mit ihrem sechzehnjährigen, reinen, unschuldigen Herzen wollte diese Moral nicht recht einleuchten, und da sie keinen Haß, keine Bosheit gegen ihre Mitmenschen fühlte, so konnte sie nicht glauben, daß diese alle, wie ihr Vater sagte, voll Haß und Bosheit gegen einander wären. Wenn sie so in den einsamen Stunden aus ihrem Thurmzimmer hinausschaute in die herrliche Gegend, da meinte sie, es könnten in einer so schönen Welt unmöglich die Menschen so absolut böse seyn. Wie konnten z. B. die schmucken Soldaten da drüben in der Kaserne auf dem Kästrich denn immer so fröhlich singen des Abends, so munter und lustig seyn, so recht herzbrüderlich Arm in Arm auf dem Walle umherwandeln, wenn sie wirklich so schlecht und boshaft wären? Das konnte doch unmöglich alles Heuchelei und Täuschung seyn, wie der Vater ihr vorpredigte. Und dann von Einem wußte sie es ja gewiß, der war gut und brav. Hatte er ihr es doch selbst gesagt, als sie vor langer Zeit einmal in der Stadt unten einen Gang hatte und schnell eine Freundin besuchte. Bei der hatte sie ihn dann öfter noch gesehen und er hatte sie das letzte Mal sogar begleitet bis in die Nähe des Thurmes. Mochte es der Vater gesehen haben von seinem Thurmfenster aus oder war es überhaupt nur seine mürrische Laune, sie durfte seitdem gar nicht mehr hinunter in die Stadt. So konnte sie ihren lieben Heinrich — denn lieb war er ihr, trotz der kurzen Zeit, da sie ihn kannte, geworden und ebenso sie ihm — lange, lange nicht mehr sehen, aber desto fleißiger schrieb er ihr und sie ihm zärtliche Briefe. Davon freilich wußte, ahnte der Alte nichts. Das hatten die jungen, schlauen Herzen gar glücklich ausgedacht. Gab's ja doch eine Post und zwar eine Eilpost zwischen dem Thurm und der Stadt — den Korb, der fast täglich hinabgelassen und mit Lebensmitteln gefüllt, wieder emporgezogen wurde. Daß Nanni da, wenn sie den Korb herabließ — denn sie besorgte regelmäßig dies Geschäft — in eine Spalte des Geflechts ein Briefchen steckte an ihren Liebsten, daß eine alte Base von ihm, welche unten am Thurme Obst feil hatte, wohl beordert war, das Briefchen immer schnell herauszunehmen und es Heinrich zu bringen, um am andern Tage ebenso, wenn der Korb sich herabsenkte, hinwieder ein Briefchen von Heinrich in das Geflechte einzuschieben, welches dann Nanni, kam der Korb oben an, schnell herausnahm und unter ihr Busentuch versteckte; ja daß die Liebenden sich den Tag über oft unterhielten durch eine förmliche Zeichensprache, sie vom Thurme nach der Caserne hinüber und er von dort zurück nach dem Thurme — von Alledem hatte der menschenscheue und menschenfeindliche Thürmer keine Ahnung.

So flossen die Tage des Sommers dahin und in den Herzen der Liebenden wurde die Sehnsucht immer heißer, einander wieder einmal von Angesicht zu sehen, wieder einmal ein paar warme, herzliche Worte zu einander zu sprechen. Die Rede, das lebendige Wort, hat eine wunderbare Gewalt, und zumal bei Liebenden. Nanni und Heinrich sannen hin und her und jeder Brief enthielt einen neuen — aber leider eben immer unausführbaren Plan. Jeder Versuch Nanni's, einen Grund zu einem Ausgange ihrem Vater gegenüber zu finden, war gescheitert. Hier war also keine Hoffnung. Doch die Liebe ist kühn und erfinderisch. Nanni's Vater mußte zuweilen des Abends in Pflichten seines Amtes ausgehen. Da konnte ja Heinrich sie einmal besuchen im Thurme und sey es auf ein paar Minuten, zwei Worte, ein einziger Händedruck waren ein Glück für ein so liebendes, junges Herz, an dem es lange zehren konnte. Aber ach, der Vater verschloß ja immer die Thurmthüre, wenn er ausging und von innen konnte sie dem Geliebten nicht öffnen. Als sie wieder einmal im

Sinnen, wie sie ihren Heinrich sehen könne, so daß schien sie einen Ausweg gefunden zu haben. Sie sprang auf, an's Fenster, prüfte mit scharfem Blicken die Rolle und den Balken, in dem sie ging, ließ das Seil, d'ran der Korb hing, durch ihre Hände gleiten und untersuchte endlich noch den Korb selbst. Alles war fest und stark, wie Eisen.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Im Garten des Palais-Royal in Paris hat man unlängst sich genöthigt gesehen, eine Reihe Linden zu fällen, die, wie es heißt, durch die Ausströmungen des Gases im Kern so verdorben waren, daß an ihre Erhaltung nicht ferner mehr zu denken gewesen. Unter ihnen befand sich auch die berühmte Linde, von der Camille-Desmoulins am 12. Juli 1789, ein Blatt abreißend und dasselbe als Aufstands-Cocarde empfehlend, gewissermaßen die Revolution eröffnete. „So hat das Gas", schreibt ein Correspondent aus Paris an Wehl's „Jahreszeiten", im April 1857, achtundsechzig Jahre nach dem Revolutionsdrama, Gerechtigkeit an dem Baume geübt, den sonst keine Menschenhand zu berühren wagte und welcher dessen ungeachtet niemals fröhlich in den Pariser Sonnenschein hineingeblüht hat, sondern immer traurig und wie von einem schweren Verhängniß belastet dastand, um ein höchst kümmerliches und höchst zweideutiges Aussehen zur Schau zu tragen. Horace Vernet, der auf einem seiner Bilder Camille-Desmoulins in dem Augenblicke darstellt, wo er im Garten des Palais-Royal auf eine Bank steigt und das Volk haranguirt, hat das Porträt dieses Baumes verewigt und ihm so wenigstens in der Kunst eine trübselige Unsterblichkeit gesichert."

In Narbonne hat man den Versuch gemacht, die Stadt mit Gas aus Wasser zu beleuchten. Der „Indikateur du Hérault" spricht sich über den Erfolg in nachstehender Weise aus: Wir kennen nunmehr das Licht des Wassergases aus Erfahrung. Es kommt an glänzender Weiße dem elektrischen gleich, nur mit dem Vorzuge, daß es das Auge weniger angreift. Es bewahrt den Gegenständen ihre natürliche Farbe, wie sie beim Sonnenlicht erscheint. Auf 200 Schritte Entfernung kann man in den Straßen die Farbe jedes Theiles der Kleidung der Vorübergehenden unterscheiden, während bei jedem andern Gaslicht die Farben in der Entfernung verschwimmen und im günstigsten Falle nur einen Schatten wahrnehmen lassen. Kein Geruch, keine schädliche Einwirkung auf Möbeln und Stoffe. Es war ein wahres Wunder, die Kaffeehäuser und Läden von Narbonne durch bloße Demi-becs erleuchtet zu sehen.

Ein raffinirter Diebstahl wurde in St. Francisco in der Pacificstraße verübt. Mr. Shahmann, der daselbst in der Nähe der Duppnistraße einen kleinen Juwelenladen hält, hatte ein über ihm belegenes Zimmer an einen anständig gekleideten Mann vermiethet, der dasselbe seit ungefähr 10 Tagen bewohnte. Mr. Shahmann pflegte, wenn er sein Geschäft schloß, Geld und Juwelen in einen Koffer einzuschließen, dasselbe geschah an dem verhängnißvollen Abend. Er begab sich nach einer benachbarten Restauration und verweilte dort gegen eine Stunde. Als er zurückkehrte, fand er ein Loch in die Decke geschnitten, groß genug einen Mann hindurch zu lassen und einen Strick herabhängend. Der augenblicklich in ihm aufsteigende Verdacht bestätigte sich leider. Der Inhalt seines Koffers, 800 Dollars an baarem Gelde und gegen 1500 Doll. an Goldsachen waren gestohlen. Der anständig aussehende Miethsmann war verschwunden, und Mr. Shahmann hatte nicht einmal den Trost, den Namen desselben, wenn es auch nur ein falscher gewesen wäre, zu kennen.

Räthsel.

Du kannst mich vor- und rückwärts lesen,
Ich bleibe stets dasselbe Wesen;
Du Armer, den hier alle Freunde flieh'n,
Wie segnetest du mein Bemüh'n,
Wenn ich als Engel dir erschien!
Mein Herz gebot mir, deine Noth zu mindern,
Dir Trost zu bringen, deinen Gram zu lindern,
Ich that's, du ließest mich in Frieden zieh'n.

Auflösung des Räthsels in № 78:

Wolken.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 78. Dienstag, 30. Juni 1857.

Die Drillinge.

(Schluß.)

Ohne ein Wort des Partikuliers abzuwarten, schritt Walther aus dem Zimmer und dieser ihm nach und durch noch drei oder vier prächtige Gemächer ging die Wanderung. Endlich blieb er in einem kleinen Saale stehen, an dessen Wänden sich ringsum massive eiserne Koffer, mit eigenthümlich geformten riesigen Schlössern versehen, befanden.

„Sehen Sie jetzt, ob ich in der That reich zu nennen bin," sagte Walther und zog ein Gebund Schlüssel aus seiner Tasche. Darauf löste er die Schlösser von sämmtlichen Koffern und stieß den Deckel des ersten in die Höhe. Goldfuchs starrte hinein und der Schrei der Ueberraschung entfuhr seinen Lippen. Der Koffer war bis zum Rande mit Goldstücken gefüllt. Der junge Mann lächelte, lüftete eine zweite Kiste und die gierigen Blicke des Geizhalses sogen sich wieder am Glanze des gemünzten Goldes fest, das sie wieder enthielt. Eine dritte und vierte gewährte ihm denselben Anblick, als aber die Klappe des fünften gewaltigen Koffers emporgesprungen, prallte der alte Mann drei Schritte zurück, — er enthielt lauter Goldbarren. Die benachbarten Kasten waren mit demselben edlen Material angefüllt und den Beschluß machten die mit großen rohen Goldklumpen über und über angehäuften Koffer.

Dem alten geldgierigen Manne stockte bei diesem Anblick der Athem in der Brust, seine Wangen bedeckte eine fieberhafte Röthe und seinen ganzen Körper durchlief ein leises Zittern.

„Haben Sie nun genug gesehen, oder wollen Sie auch noch den Taststinn befriedigen?" fragte Walther mit kaltem Lächeln.

„Welcher — fabelhafte — Reichthum!" keuchte Goldfuchs mit Mühe heraus, denn das Blut strömte ihm siedendheiß nach dem Kopfe.

„Die Begriffe von Reichthum sind verschieden," nahm der junge Mann in der obigen Weise wieder das Wort. „So erscheinen mir Ihre Paar Thaler als ein kaum nennenswerthes Sümmchen und in meinen Augen sind Sie immer nur ein Lump."

Goldfuchs fuhr zusammen und biß sich auf die Lippen. Dann sank er erschöpft auf einen Stuhl nieder. Walther betrachtete stumm den alten Mann und ein Zug von Mitleid umschimmerte die strengen Züge seines Antlitzes. Plötzlich sprang der Partikulier empor, sah sich den jungen Mann starr an und rief: „Ich hab's! Ich hab's!"

„Was?" fragte dieser.

„Sie sind — der Graf von Monte Christo!"

„Richtig," sagte Walther lachend, nahm den Alten beim Arm und führte ihn, der es willig geschehen ließ, auf demselben Wege wieder zurück, auf dem sie gekommen. Dann öffnete er eine Thüre, übergab einem herbeispringenden Diener den Partikulier mit der Weisung, ihn unter keiner Bedingung wieder zu ihm zu lassen und ging in den Speisesaal zurück.

Goldfuchs rannte wie besessen zum Hôtel hinaus und durch die Straßen seiner Wohnung zu. Sein Gesicht war glühendroth, die Augen blickten stier aus ihren Höhlen. Zu Hause angelangt, öffnete er Kisten und Kasten und streute sein Geld im Zimmer umher. Endlich riß er ein Fenster auf, warf einige Hände voll Geld auf die Gasse hinab und rief dabei: „Leset auf, Ihr Leute, es wird gleich mehr kommen, und ich bin doch nur ein Lump gegen den Grafen von Monte Christo!"

Innerhalb weniger Minuten hatte sich außer anderen Neugierigen eine Schaar jauchzender Gassenbuben eingefunden, die unter wildem Geschrei über das auf dem Pflaster umherliegende Geld

herfielen und es einander aus den Händen rissen. Eben rasselte ein neuer Hagel der verschiedensten Münzsorten auf die Köpfe der Gaffer herab, als die Polizei in das Zimmer des Partikulier trat. Man überzeugte sich bald, daß der alte Mann den Verstand verloren hatte, und sah sich genöthigt, ihn gebunden in's nächste Krankenhaus zu bringen.

Zwei Stunden später, als eben die überselige Schusterfamilie in ihre Wohnung zurückgefahren wurde, endete ein Schlagfluß das Leben des Geizhalses. Sein bedeutendes Vermögen aber erbte, weil der Verstorbene keine Angehörigen hatte und kein Testament sich vorfand — der Fiskus.

* * *

Neun Monate waren seitdem vergangen. Im eigenen großen Hause in der schönsten Lage der Residenz, das der Schuhmachermeister Andreas jetzt besitzt, arbeiteten in der geräumigen Werkstätte des Meisters einige Dutzend Gesellen, um zur bestimmten Frist die große Stiefellieferung zu Stande zu bringen, die Letzterer im Auftrage der englischen Regierung für die Krim-Armee übernommen. Die Drillinge befanden sich seit länger als einem halben Jahre in einer der ersten Erziehungsanstalten Londons, Walther aber schwamm im Augenblicke im eigenen prachtvoll eingerichteten Dampfschiffe, von zahlreicher Dienerschaft umgeben, auf dem mittelländischen Meere — um sich Sebastopol in der Nähe zu besehen.

Von des Thürmers Töchterlein erster Liebe.

(Schluß.)

Morgen Abend mußte der Vater wieder ausgehen in Geschäften. Man war bereits spät im Herbst, die Abende schon sehr dunkel; es mußte Alles gelingen. Das junge liebende Herz schlug vor Freude und Angst gleich heftig. Doch es war ja keine Gefahr möglich; sie hatte Alles genau untersucht. Heinrich erhielt sogleich auf dem gewöhnlichen Wege Nachricht. Er war entzückt über den Plan der Geliebten; er durfte endlich einmal seine Geliebte wiedersehen, mit ihr sprechen und sie (o ja, das mußte sie diesmal zugestehen nach so langer Trennung!) an sein Herz drücken und ihre schönen Lippen küssen. Unter sehnsüchtiger Erwartung verging der heutige Abend und der folgende Tag. Fast war Heinrich zum ersten Male nachlässig im Dienst; seine Kameraden wußten nicht, was ihm sey, er war zerstreut und doch so munter, und sein dunkles Auge funkelte heute noch einmal so stark, wie gewöhnlich. — Unruhig trieb es Nanni in ihrem engen Thurmzimmerchen umher, bald sah sie vom Fenster hinab in die Tiefe, bald betrachtete sie den Korb, bald die Rolle. Sie ward blaß, dann flog wieder glühendes Roth über ihre Wangen. Selbst der sonst so gleichgiltige Vater bemerkte ihr unstätes Wesen. Sie entschuldigte sich mit Kopfschmerz. Immer wieder sprang sie von ihrem Rädchen auf, bald schaute sie nach der Sonne, die schon gegen die westlichen Bergketten sich neigte, bald fragte sie den Vater das wunderlichste Zeug, daß dieser sie erstaunt ansah. Endlich nahte die Stunde. Der alte Thürmer schickte sich an zu gehen. In zwei Stunden werde er längstens wieder da seyn, sagte er zu Nanni. Er ging, fest wie gewöhnlich schloß er hinter sich die Thurmthüre. Heinrich hatte schon lange unten im Seitengäßchen gewartet. Als er den Alten in der Dämmerung hatte vorübergehen sehen und ihn ferne wußte, gab er Nanni, die ihr Köpfchen oben aus dem Fenster neigte, ein verabredetes Zeichen. Bebenden Herzens mit zitternden Händen löste sie das Seil und der Korb senkte sich herab in die Straße. Leicht saß Heinrich darinnen und gab durch ein Anziehen des Seiles Nanni kund, daß er bereit sey. Langsam, sehr langsam hob sich der Korb, fast war er zu schwer für die Kraft Nanni's, endlich hatte er etwa die Hälfte der Höhe bis zum Thurmfenster erreicht, da — Nanni meinte zusammenbrechen zu müssen — hörte sie hinter sich die Thüre öffnen und ihren Vater zu ihr sprechen. Er hatte etwas vergessen, das er holen wollte, darum war er zurückgekommen. Ganz mit dem Korbe beschäftigt, hatte sie sein Heraufkommen überhört. Er fragte, was sie mache, weßhalb sie so spät noch den Korb herabgelassen. Es sey Holz, das sie heraufziehe, antwortete sie zitternd. Der Alte erbot sich, ihr zu helfen, da es ihr schwer zu werden scheine; sie wehrte ab, er trat näher und griff nach dem Seil, er bemerkte, daß Nanni eben im Begriff war, den Korb niederzulassen, obwohl er schwer gefüllt schien. Dazu ihr ängstliches Gebahren. Da schöpfte er auf einmal Argwohn, noch wußte er nicht, was er fürchten solle. Plötzlich, o Himmel, drang der Mond durch das Gewölk; an eine solche Möglichkeit hatten die Liebenden nicht gedacht. Da sieht der Thürmer seiner zitternden Tochter in's Gesicht, sie war todtenbleich. Zugleich hatte er beim Hinausbeugen aus dem Fenster, ohne daß

es Nanni bemerkte, im Scheine des Mondes den Soldaten im Korbe sitzen sehen; nun war ihm plötzlich Alles klar. Aber er ließ seiner Tochter nichts merken. Ein höhnisches Lächeln zuckte um seinen Mund. Der Mond war indessen, als bereue er, hier unvorsichtig ein Liebespaar fremden Augen entdeckt zu haben, auch wieder hinter dem herbstlichen Gewölke verschwunden und Alles war dunkel. Nanni athmete leichter auf; da sie nicht bemerkte, daß ihr Vater bei dem kurzen Lichtblicke des Mondes Heinrich entdeckt hatte, so wurde sie schon wieder hoffnungsfroh, als er ruhig das Seil um den Balken schlang und das Fenster schloß. „Das Holz ist zu schwer, Nanni, wollen's lieber morgen früh vollends heraufziehen, bin heute zu müde und Du auch. Geh' zu Bett, Kind, Du bist krank." Nanni ging in ihre Kammer; würde ja doch Vater bald schlummern, dachte sie, dann wollte sie den Heinrich mit seinem Korbe wieder herablassen aus dieser gefährlichen Höhe. Aber, o Himmel, als sie in ihr Kämmerlein getreten, hörte sie, wie der Vater es von Außen verschloß. Nun war ihr Alles klar, doch Bitten und Thränen waren vergeblich. Ruhig ging der Alte selbst zu Bett. Nanni lag weinend und betend bis am Morgen schlaflos auf ihrem Lager. Heinrich schwebte die Nacht hindurch zwischen Himmel und Erde. Sein Zustand war nichts weniger als beneidenswerth. Doch auch diese lange Nacht verging, allmälig erloschen die hellleuchtenden Sterne und die Sonne stieg im Osten empor. In der Kaserne drüben wurde es rege, es ward Morgen, im Hofe versammelten sich die Soldaten zur Morgenreveille. Der wachhabende Unteroffizier verlas die Namen. Die Reihe begann, Name um Namen erscholl, jeder mit einem lauten „Hier" beantwortet. Da kam Heinrichs Name, er stand nicht unter seinen Kameraden, aber zu Aller Erstaunen erscholl, als sein Namen gerufen wurde, hoch aus den Lüften ein lautes „Hier". Alle wandten sich hin, woher der Ton kam. Noch einmal rief der Unteroffizier seinen Namen und noch einmal erscholl aus den Lüften ein lautes „Hier" und Aller Blicke, die sich nach dem Ton hingewandt hatten, sahen hoch am Thurme einen Korb in der Luft hängen, in dem Korb aber stand ein Soldat, die Hand salutirend an die Mütze gelegt. Selbst in dieser schrecklichen Situation war er der pflichttreue Soldat, und hatte drum, als sein Namen beim Verlesen genannt wurde, unwillkürlich sein „Hier" gerufen.

Die Geschichte ist nun eigentlich aus. Nanni wurde von ihrem Vater strenger bewacht als je, Heinrich bekam lange Arreststrafe. Dazu kam noch das Lächerliche der ganzen Situation und der gerechte Spott seiner Kameraden. Nichts aber ist der Liebe verderblicher, als lächerlich zu erscheinen, das kühlt ab wie ein Douchebad im Fieber und der Mensch ist nun einmal so, daß selbst im tiefsten Schmerz das Lächerliche lachenerregend auf ihn wirkt und, eben weinend, bricht er, wenn unwillkürlich ein recht komischer Gedanke über ihn kömmt, in Lachen aus. Und komisch war sicher Heinrichs Situation, das fühlte selbst Nanni. —

Als ich endlich ziemlich spät aus diesen Träumereien, denen ich unter Blüthen und Düften bei einer Flasche Niersteiner 46er im Garten der „Kleinoburg" nachgehangen, erwachte, war der Mond aufgegangen und mein Blick fiel gerade wieder auf den Thurm und wunderlich war es, daß in diesem Augenblicke wirklich (oder täuschte mich mein Auge?) ein Korb emporgezogen wurde und, vom Monde beschienen, eine Frauengestalt sich aus dem Thurmfenster beugte.

Ein Schaltjahr.

Wie Wucherer sich in Schaltjahren in Acht zu nehmen haben, zeigt folgender, an einem 29. Februar in Paris vorgekommener Spaß. Einer von den Dandy's, welche sich in der Opera in der elegantesten Haltung zu zeigen pflegen, wandte sich in Geldverlegenheit an einen Kapitalisten, der bekannt ist wegen der Nichtswürdigkeit seiner Habgier und Raublust.

Der Dandy hatte Geld nöthig, der Capitalist war darauf pressirt, es zu verleihen, das Geschäft kam also sehr schnell zu Stande.

„Schreiben Sie mir Ihren Schuldschein," sagte der Kapitalist und öffnete sein Portefeuille.

„Gern," sagte der Dandy. „Wir sind übereingekommen, daß Sie mir dreitausend Franken baar geben, die Verfallzeit setzen wir auf ein Jahr an und ich gebe Ihnen einen Schein über dreitausend Franken."

„Sie müssen die Interessen noch hinzufügen."

„Das ist ganz richtig."

„Denn Sie können sich wohl denken, daß ich mein Geld nicht umsonst verleihe."

„Versteht sich von selbst."

„Das Geld ist so selten in der Zeit, in welcher wir leben; fügen Sie also zu der Summe des Kapitals gleich die Interessen hinzu."

„Wie viel macht das?"

„Das ist sehr leicht zu berechnen. Wir sagen: Dreitausend Franken auf ein Jahr, das macht also 4200 Franken."

„Wie, 1200 Franken Interessen?"

„Zu 40 pCt. Interessen ist es ganz richtig. Rechnen Sie nach und sehen Sie, ob ich mich geirrt habe. Finden Sie übrigens das Geld zu theuer, so brauchen Sie es nur zu sagen, und wir lassen das Geschäft ruhen," fügte der Kapitalist hinzu, indem er sein Portefeuille wieder schloß.

„Nein, nein, ich bin bereit," antwortete eilig der Dandy.

„Schön, schreiben Sie Ihren Schein."

„Den wievielsten haben wir in diesem Monat?"

Der Kapitalist warf einen Blick auf seinen Wandkalender und antwortete: „Den neunundzwanzigsten."

Der Dandy schrieb: Am nächsten neunundzwanzigsten Februar zahle ich an Herrn *** oder an seine Ordre die Summe von viertausend zweihundert Franken. Den Werth baar empfangen. Paris, den 29. Februar 18—.

„Vortrefflich!" sagte der Kapitalist, nachdem er den Schein gelesen hatte, — und zahlte dem Entlehner die dreitausend Franken baar.

Der Darleiher wurde zu spät die Falle gewahr, in welche er seine 3000 Franken hineingeworfen hatte. Er wollte dagegen reklamiren und verlangte, daß der Schein durch eine zweite, durchgesehene und verbesserte Ausgabe ersetzt werden sollte, aber man machte sich über sein Ansinnen lustig.

„Kommen Sie nur in vier Jahren wieder, mein Lieber," antwortete ihm der Dandy, „und Dank Ihrem glücklichen Irrthum, werden Sie vor Ihrem Gewissen Ruhe haben, denn Sie haben mir, wie die Sachen stehen, Ihr Geld zu 10 pCt. geliehen, und das ist für einen Mann von Ihrer Sorte ein sehr tugendhafter Zins."

Mannigfaltiges.

Charles Green, Sohn des Luftschiffer-Veterans gleichen Namens, hat, wie das Londoner „Athenäum" berichtet, die Absicht, in Verbindung mit J. J. D. Taylor, der eine vorwärtstreibende Schraube erfand, mittelst eines großen Luftballs das Innere von Australien zu erforschen. Männer der Wissenschaft sind von ihm eingeladen worden, den Versuchen, mit der vervollkommneten Maschine aufzusteigen und sie zu steuern, beizuwohnen und dem Unternehmen ihren Schutz angedeihen zu lassen. — Die Erfindung, ein Luftschiff nach Willkühr zu regieren, war in der Phantasie schon mehr als einmal gemacht; ob das Problem durch Taylor wirklich gelöst sey, werden die Erfolge oder Nichterfolge lehren.

Sonst wie jetzt! Denjenigen, welche über den steigenden Luxus in der Damentoilette klagen, wollen wir in Nachstehendem ein Beispiel geben, was vor länger als 200 Jahren der Anzug einer Bürgersfrau bei besonderen Gelegenheiten kostete. Die Herzogin Dorothea Sybilla von Liegnitz und Brieg hatte dreimal im Sommer in ihrem Garten und dreimal im Winter im Schlosse die adeligen und angesehenen Frauen der Stadt, so wie etliche ehrbare Bürgersfrauen zum Vesperbrod bei sich. Am 12. Mai 1619 wurde der Ehefrau des Rothgerbermeisters Valentin Gierth diese Ehre zu Theil und im Hausbuche ihres Mannes findet sich darüber folgende Rechnung: 19 Ellen Damascken zum Kleide 18 Thlr. 18 gGr., silberne Posamente zum Besatz 11 Thlr. 9 gGr., einen güldenen Latz 4 Thlr., Handschuhe, seidenes Strumpfwerk mit silbernen Zwickeln 3 Thlr. 8 gGr. 9 H., ein Paar niederländische Schuhe mit silbernen Röslein 5 Thlr., eine neue Haubenkappe mit silbernem Deckel 13 Thlr., ein Fächer 1 Thlr. 18 gGr., allerlei Gebändrich und Spitzenzeug 7 Thlr. 14 gGr., Macherlohn des Kleides sammt Auslagen 6 Thlr. 3 gGr. 4 Heller, gemachte Blümlein auf den Latz zu heften 1 Thlr., die güldene Kette nebst den Armringen auffrischen zu lassen 13 gGr., zu Trinkgeldern und für die Armen aufzulegen der Susanne auf die Hand gegeben 3 Thlr. Summa 84 Thlr. 11 gGr. 13 Heller. Wenn man den damaligen Werth des Geldes mit dem jetzigen vergleicht, welche Summe würde das machen, und welcher Bürger würde das für seine Frau gegenwärtig anschaffen!

Das größte Evangelienbuch der Welt befindet sich in der Kathedrale zu Moskau. Es wiegt 160 Pfund und muß stets von zwei Männern in die Kirche getragen werden. Mit Gold und Edelsteinen ist es auf das Reichste bedeckt. Der Einband allein kostet 1 Million 200,000 Rubel. Es sind daran Smaragden angebracht von der Größe eines Zolls.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 79. Freitag, 3 Juli 1857.

Ein großes Nachtmanöver.

Von Aug. Schöchlin.

Es naht auf stillen Pfaden
Ein unzählbares Heer;
Es nehmen die Soldaten
Beinah' kein Ende mehr.

Das ist die Silbergarde!
Leicht wird sie überblickt,
Wenn man auf hoher Warte
Den Blick nach oben schickt.

Sie glänzet Nachts und flimmert
Stets im Paradestaat;
Sie strahlet und sie schimmert,
Bereit zu kühner That.

Sie schießet Strahlenpfeile
Herab zur stillen Welt,
Und schlüpfet dann in Eile
In's feuchte Wolkenzelt.

Denn daß die Sterne schießen,
Ist wohlbekannt der Welt;
Gar mancher muß es büßen,
Wenn er herunter fällt.

Doch nicht auf blut'gen Wegen
Eilt dieses Heer dahin:
Es will der Sonn' entgegen
Auf einer Milchstraß' zieh'n.

Zuerst gar still und leise
Der Abendstern marschirt,
Der nach Patrouillen Weise
Vorher recognoscirt.

Und meldet er zurücke,
Die Sonne sey hinab,
Dann zeiget sich dem Blicke
Der Mond mit seinem Stab.

Und die Planeten eilen
Als Adjutanten hin,
Dann sieht man ohne Weilen
Das Heer vorüber zieh'n.

Die Harmonie der Sphären
Spielt auf in reiner Luft;
Das Heer ist leicht zu nähren;
Es lebt von Licht und Luft.

Allein es kann nur schwärmen,
Und hält sich nicht im Glied,
Obwohl es ohne Lärmen
Gar still vorüberzieht.

Es kennet Ordnung nimmer,
Und concentrirt sich nicht;
Stolz auf den eignen Schimmer,
Für sich ein Jeder ficht.

Drum wird das Heer geschlagen;
Wenn auf dem Osten roth
Die Sonn' im Feuerwagen
Mit ihrer Ankunft droht.

Vor concentrirten Massen
Und vor der ein'gen Macht
Muß schnell sein Glanz erblassen,
Er sinket in die Nacht.

Doch bei der Retirade
Der Morgenstern sich setzt,
Im Silberwaffenstaate
Entfliehet er zuletzt.

Erbleicht macht jetzt am Himmel
Der Marschall Mond noch Halt,
Er trotzt auf seinem Schimmel
Der siegenden Gewalt.

Doch ist sein Heer geschlagen,
Das Heer, so kampfbereit;
Denn nichts ist da zu wagen,
Wo's fehlt an Einigkeit.

Isabella.

Von W. v. S.

Max von Waldeck trat ungestüm und zu ungewohnter Zeit bei seiner Schwester ein. „Rathe und helfe, Klementine!" rief er dieser entgegen. „Mathilde will jetzt schon auf's Land; es ist eine Laune von ihr, aber sie hat sich derselben bereits mit allen Gedanken hingegeben; da hilft nicht Rath noch Bitte, sie spricht und träumt von gar nichts Anderem mehr. Die letzten sonnigen Tage haben sie verlockt, sie kennt unser Klima nicht und insbesondere nicht die Lage des Schlosses meiner erhabenen Väter; die heftigen Stürme und die tödtende Langweile, welche dort in Regentagen hausen."

Die Angeredete wandte sich lächelnd dem verdrießlichen Sprecher zu.

„Nun, so lasse ihr den Willen," entgegnete sie gelassen, „einer Neuvermählten darf man keinen Wunsch versagen."

„Zur Jagdzeit ließ ich mir's gefallen," flocht hier Max noch immer mürrisch ein.

„Wie ungalant! Wenn Dich Mathilde hörte!" bemerkte die Schwester, „vertraue ihr, sie wird für Kurzweil schon zu sorgen wissen. Ihr habt ja der Freunde so viele, nehmt Euch gleich Einige mit."

„Eben dessen weigert sich mein kleines Frauchen, sie will nur Idyll und Romantik genießen und noch dazu ganz allein mit mir."

„Ça devient sérieux, pflegte meine Bonne zu sagen," lachte Klementine heiter, „aber darum den Muth nicht verloren, ein, zwei Freunde lassen sich dennoch einschmuggeln, vielleicht komme auch ich Euch bald nach und bringe meine beiden Knaben mit, die werden das alte Haus schon beleben."

„Wolltest Du?" fragte Max sichtlich erleichtert und bald einigten sich die Geschwister noch weiter. Klementinens Gatte, der Justizrath Lanner, war indessen eingetreten und gab seine Zustimmung zu ihren Plänen und so ging Max beruhigt von dannen, bereit, sich dem Willen seiner jungen Gattin ohne weitere Einsprache zu unterziehen.

Klementine war die einzige, ältere Schwester von Max Waldeck, sie war nicht schön und hatte eben so wenig in jüngeren Jahren einen Anspruch an dieses Prädikat besessen, dennoch war sie keine von den Persönlichkeiten, welche gleich der Mehrzahl unbemerkt oder bald vergessen vorüberziehen; ihre Physiognomie war ansprechend, sowohl durch den Ausdruck eines klaren Verstandes als der unverkennbarsten Herzensgüte. Max liebte sie ebenso, als er ihre Einsicht und ihr Urtheil hochschätzte; sie war ihm stets die treueste Freundin gewesen und nur in einer wichtigen Frage seines Lebens hatte er ihren weisen Rath versäumt, zu seinem eigenen Nachtheil wie er, in Stunden wie diese letzte, sich selbst eingestehen mußte. Max hatte sich kürzlich vermählt und Mathilde, seine Erwählte, obgleich mit allen Vorzügen ausgestattet, welche die Welt verlangt, war eines jener Wesen, wie es gerade am wenigsten zu seiner einfachen, redlichen, durchaus unpoetischen Natur paßte. Ein verwöhntes Kind des Glückes kannte sie noch keinen Wunsch, der unerreichbar für sie geblieben wäre, minder aus Herzlosigkeit als aus Gewohnheit war sie ohne Rücksicht und egoistisch. Das Köpfchen voll Romantik, war sie fremd in der — und untauglich für die Wirklichkeit. Noch war vom Schicksal keinerlei ernste Mahnung an ihr Herz und ihren Verstand ergangen und deßhalb noch ungewiß, ob und wie dieselben eine solche Prüfung bestehen würden. Max war ihr innig zugethan, ihre excentrischen Einfälle entzückten ihn jedoch als Ehemann minder, als da er noch Bräutigam gewesen war. Weit entfernt, sie jemals kränken zu wollen, war es ihm unmöglich, sich bis zur künstlichen Höhe ihrer Empfindungen hinauf zu schrauben und so graute es ihm wahrhaft vor diesem idyllisch projektirten Landaufenthalt.

* * *

Max und Mathilde reisten. Das herrlichste Wetter begünstigte sie. Mathilde war entzückt, sie schwärmte stundenlang im Freien umher, pflückte Veilchen und flocht Kränze von jungem Birkenlaub. Doch alles Neue verliert zuletzt an Reiz, weil es eben nicht immer neu bleibt, und auch Mathilde ermüdete bald. Der Ostwind blies trotz des hellen Sonnenscheins oft recht empfindlich kalt und der Teppich der Natur war für die leicht beschuhten Füßchen einer Stadtdame gar so feucht. Mathilde sah sich gezwungen, ihre botanischen Wanderungen aufzu-

geben; Schnupfen und Zahnschmerzen stellten sich ein, auch war es ihr unangenehm, sich auf allen Wegen von einer mehr oder minder großen Anzahl kleiner Mädchen und Knaben begleitet zu finden und von Alt und Jung begafft zu werden, wenn sie ein Dorf auf ihren Spaziergängen besuchte. Mathilde vergaß, daß ihre städtische Kleidung, nach eigener Phantasie ländlich zugestutzt, sie für diese Naturmenschen zu einer auffallenden Erscheinung machte.

Der Monat April machte noch seine Rechte geltend; nach einer stürmischen Nacht, in welcher Mathilde nicht anders glaubte, als das halbe Dach wäre eingestürzt, hatte sich die liebliche Landschaft traurig verändert. Dicke Nebel hingen über den Hügeln und einzelne heftige Windstöße warfen den strömenden Regen gegen die vom Frost angehauchten Fenster und Mathilde zog sich fröstelnd in die entfernteste Ecke zurück.

Max bot sein Möglichstes auf; doch seiner Gattin Mißstimmung wuchs mit jedem Tag. Sie fand die Räume des Hauses ohne Ausnahme unwohnlich und der Zugluft zugänglich, die Einrichtung war mehr als alt, sie war geschmacklos, unbequem und mit aller Mühe ließ sich mit den steiflehnigen Armsesseln und den harten Sopha's kein traulicher Plauderwinkel einrichten. Die alten Familienbilder hatten in den trüben Tagen ein schmutziges Ansehen und war die Dämmerung des Abends herabgesunken, so schien es Mathilden, als blickten dieselben unheimlich lauernd von den Wänden herab. Sah sie sich vollends genöthigt, von einem Zimmer nach einem entfernter gelegenen zu gehen, so erfaßte der Zugwind sie von allen Seiten, durchkältete sie, blies auch die Kerze aus, die ihren Weg am Abend beleuchten sollte und ließ dazu sich in so seltsamen Tönen vernehmen, bald klagend, bald kreischend und dann wieder leise flüsternd, daß sich Mathilde einer gewissen Furcht nicht ganz erwehren konnte.

Dies Alles hätte ihrer Phantasie ohne Zweifel Stoff und Nahrung genug zu romantischen Bildern geben können, aber Alles, Romantik, Poesie und Idylle waren längst in Unbehagen und Langweile untergegangen.

Für Max stand die Sache allerdings schlimm genug, die Freunde, welche nach heimlicher Verabredung schon nach den ersten Tagen folgen sollten, fanden es für rathsam, noch länger in der Stadt zu verweilen und Klementine gab eben so wenig Nachricht und Hoffnung auf baldiges Eintreffen.

Mathilde, obgleich sie es nicht eingestand, wünschte nichts sehnlicher als Gesellschaft; sie schmollte sogar nicht selten und hätte gern alle Schuld der gegenwärtigen Lage auf die Schultern ihres Gatten geladen. Es ward ihr zum ersten Male fühlbar und auffallend, daß derselbe aller geselligen Talente entbehrte; seine guten Einfälle, welche im Kreis seiner Bekannten sich keiner geringen Anerkennung erfreuten und deren treffender Witz Mathilden nicht selten ergötzt hatte, erheiterten sie nicht und sie fand dieselben mitunter sogar trivial. Die Art seines Vortrages, las er ihr vor, erfreute sich eben so wenig ihres Beifalls, vielleicht nicht ohne gerechte Ursache, Max hatte nämlich die fatale Gewohnheit, mit dem ganzen Kraftaufwand seiner ohnedies nicht leisen Stimme vorzutragen, so daß die Worte mit wahrhaft betäubendem Schall von den hohen Decken in das zarte Ohr seiner Hörerin fielen.

Mathilde entschloß sich endlich, die Kosten der Unterhaltung allein zu tragen, doch mit eben so wenig Erfolg. Sie spielte einen ganzen Abend lang die neuesten, schwierigsten Musikstücke auf ihrem kürzlich nachgesandten Flügel, der aber leider an der allgemeinen Verstimmung Theil zu nehmen begann; Max saß hinter ihrem Stuhl, geduldig ausharrend; er hatte sich aber über wiederholtem Gähnen ertappen lassen und Mathilde verließ ihn nicht wenig entrüstet. Sie las nun vor selbst verfaßte und andere Poesien, Gereimtes und Ungereimtes, aber Max blickte öfter, als zu entschuldigen war, nach der Uhr und erinnerte zuletzt dringend an die Stunde des Soupers. Es war Alles umsonst, Max erkannte weder die Opfer, welche ihm seine Gattin brachte, noch ahnte er, daß sie sich von seinem Verhalten gekränkt fühlte, er mußte sich nur sagen, daß er sie nicht verstand, obgleich er bisher geglaubt hatte, alle ihre kleinen Launen zu kennen und unverstanden fühlte sich Mathilde, tief im Innern verletzt und so trat zu der äußeren kalten Temperatur noch eine innere Entfremdung der jungen Gatten.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die Kaiser von China sind bei verschiedenen Gelegenheiten von der englischen Regierung im Namen des Königs mit Geschenken bedacht worden. Allein immer hat die Wahl derselben Schwierigkeiten gehabt, oder es hat sich bei der Ueberreichung irgend ein unübersteigliches Hinderniß gefunden.

Das letzte Geschenk unter Georg III. war ein chinesischer Staatswagen. Einen solchen hatte der Kaiser selbst gewünscht. Ein verschwenderisch mit edlen Metallen verzierter Wagen ward also erbaut und ging, sorgfältig in einzelnen Stücken verpackt und von einem Sachverständigen begleitet ab, der das Prachtstück an Ort und Stelle zusammensetzen und den chinesischen Oberhofwagendirektor für den Fall von Reparaturen mit der Konstruktion des Fuhrwerks bekannt machen sollte. Als der Wagen in Canton angekommen, zusammengesetzt und aufgestellt worden war, erschien auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers ein hoher Mandarin, um das Geschenk in Empfang zu nehmen. Der Mandarin besah den Wagen ohne (ächt chinesisch) ein Wort des Lobes oder Tadels auszusprechen, und fragte endlich, auf den Kutschenbock deutend: „Wozu dient dieser unbedeckte, mit kostbaren Teppichen behangene hohe Sitz?" — „Da sitzt der, welcher die Pferde lenkt!" sagte der englische Bevollmächtigte. „Das thut der Kaiser nicht!" antwortete der Chinese staunend. „O, für den Kaiser ist der Platz im Wagen," lächelte der Engländer, auf die prächtigen Kissen deutend. — Zornig entgegnete der Chinese: „Meinst Du, daß unser ruhmgekrönter Herr, der Sohn des Himmels, der Gebieter der Sonne, niedriger sitzen soll, als sein niedrigster Sklave? Beabsichtigst Du, daß ich meinen Kopf verliere, indeß Du mich zum Ueberbringer eines solchen schändlichen lästerlichen Wagens machen willst?" Der Mandarin erstattete Bericht und der Wagen ward in keineswegs schmeichelhaften Ausdrücken zurückgewiesen und kam glücklich wieder in London an.

(Englische Tollheiten.) Lord B. machte im vergangenen Winter eine Wette in London, daß er mitten im Januar mit seinem Wagen über den großen St. Bernhard fahren wolle. Gesagt, gethan. Der edle Lord führte sein Vorhaben wirklich aus, kam aber freilich auf der andern Seite der Alpen mit einem dermaßen zerbrochenen Wagen an, daß man ihn nur stückweise noch als vorhanden betrachten konnte. „Thut nichts," sagte er ganz vergnügt, „ich bin doch damit über den großen St. Bernhard gefahren." — Ein anderer Engländer, welcher bei seiner Reise über die Alpen im Hospiz auf dem St. Bernhardsberge logirte, fragte die Klosterbrüder, ob der nahe gelegene See auch Fische enthielte? Diese verneinten die Frage mit der Bemerkung, das Wasser des Sees sey zu kalt, als daß Fische darin leben könnten. Das verdroß den Engländer. Er blieb im Hospiz und wartete, bis ein schauerlicher Schneesturm ausbrach. Während des Tobens der Elemente entkleidete er sich, sprang in den See und schwamm in Eis und Schnee umher. Dann stieg er wieder an's Ufer, kleidete sich im Freien an, und zwar langsam und methodisch, wie es Sitte bei einem vollendeten Gentleman ist. In's Hospiz zurückgekehrt, ließ er es sich bei einem tüchtigen Diner wohl seyn, und hatte auf alle Complimente, die man ihm seiner Unerschrockenheit wegen machte, keine andere Antwort, als: „Bah, Eure Fische sind Schwächlinge."

In den Wohnungen der vornehmen Hindus befindet sich ein Zimmer, welches Keodhagara oder Schmollzimmer genannt wird. In dieses Zimmer zieht sich dasjenige Familienglied zurück, das mißgelaunt oder ärgerlich ist und wartet, um Andern nicht lästig zu werden, in der Einsamkeit, bis es verspürt, daß der Zorn verraucht und die Laune wieder eingekehrt ist. In Deutschland das anders.

An
Herrn Jacob Pollery
Lokomotivführer in Zweibrücken.

So schiedest Du denn auch von mir,
Dein Dampfroß wiehernd dorthin jagt,
Wo auf der Heimath Berge Dir
Ein schön'rer Frühlingsmorgen tagt.

Dort freudiger hebt sich Dein Sinn,
Der redliche, dem ich so hold.
Sieh', Freund, wie ich so glücklich bin,
Weil Dir dort lacht Aurorens Gold.

Doch stöhnet auch mein armes Herz,
Weil Freund auf Freund sich von mir trennt,
Weil an mir ziehet niederwärts
Das wilde Fatum ohne End'.

So oft der stille Abend sinkt
Auf des Vogesus blau Gezelt,
Und mir ein guter Engel winkt
Zur Ruh in der Ideen-Welt:

So oft umwehet Dich mein Geist
Wie Zephyrs Hauch auf junger Saat,
Und wann er Deinen Namen preist,
Preist er den Mann von Wort und That.

Ludwigshafen, den 27. Juni 1857.

. . . g.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter für Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 80. Sonntag, 5. Juli 1857.

Isabella.

(Fortsetzung.)

Ein schwer bepackter Reisewagen fuhr an, als man dessen am wenigsten gewärtig war, Klementinens heitere Augen grüßten schon von unten herauf und oh! Trostreiche Aussicht! Der Wagen enthielt noch weitere Insassen: zwei junge Vettern, welche zwar in der Stadt von Seiten Mathildens sich kaum einer gnädigen Rücksichtsnahme hätten rühmen können, doch hier eine um so günstigere Aufnahme fanden.

Die ersten Tage ging es nun vortrefflich; man erzählte Neues und plauderte über Altes, die beiden Herren überboten sich in zarten Aufmerksamkeiten ihrer gütigen Wirthin gegenüber und Klementinens Gegenwart allein schon beglückte Max und erheiterte den Kreis.

Aber noch immer behauptete der Himmel seine regnerische Konsequenz, die Gesellschaft war in die vier Wände gebannt, kaum, daß in einer heiteren Stunde die Herren einen kleinen Ausflug zu Fuß oder zu Pferde wagen konnten. An einem dieser trüben Abende hatte man zum ersten Male den Versuch gemacht, von dem sogenannten Gesellschaftszimmer Besitz zu nehmen, die beiden jungen Vettern waren erst kurz von einem Spazierritte zurückgekehrt und von der Abendluft durchkältet waren sie beschäftigt, ihre starren Hände zu erwärmen, indem sie dieselben über das Kamingitter in die Nähe der Flamme zu bringen suchten und dabei halblaut plauderten und nicht selten lachten. Es war auf ausdrücklichen Wunsch Mathildens geschehen, daß man das alterthümliche Kamin in ungewohnte Thätigkeit versetzte; dasselbe hatte sich für diese Zumuthung mit einem qualmenden Rauch gerächt, dessen durchdringender Geruch noch jetzt die Luft des Zimmers erfüllte. Zwei Fledermäuse waren aus ihren Schlupfwinkeln in dem Kamine herabgescheucht worden und unberufen herumgeflattert; sie hatten die Damen erschreckt und diese Schuld mit dem Leben gebüßt.

Mathilde war sichtlich verstimmt von diesen jüngsten widerwärtigen Ereignissen, sie saß oder lag vielmehr in einem großen Fauteuil, ein großer Shawl umhüllte ihre zarte Gestalt und nichts verrieth Leben an ihr, als die ungeduldig trippelnde Bewegung der kleinen Füße. Zuweilen traf ein flackernder Strahl des Feuers ihre Züge und erhellte momentan deren feine, schöne Linien. Auf einem entfernteren Tisch brannten schon zwei Kerzen und Max erbrach und las dort die eben angelangten Briefe und Zeitungen.

Klementine verweilte an einem der hohen Fenster, welches erkerartig in die dicke Mauer vertieft eine weite Aussicht in die Landschaft gewährte. Auch sie schien mit ihren Gedanken allein zu verkehren.

Der Mond war bereits aufgegangen, sein silbernes Licht zeichnete hell die Scheiben des Fensters auf den Zimmerboden, wie den Schatten eines Baumes in denselben, welcher seine laublosen Zweige bis hier herauf erstreckte, bis die rasch ziehenden Wolken der Nacht das Ganze wieder verwischten und dem Zimmer sein voriges Halbdunkel zurückgegeben war.

Klementinens Augen folgten diesem Spiel, aber ihr Sinn war, weit entfernt von der Gegenwart, den Erinnerungen der Vergangenheit ausschließlich hingegeben. Nach ihrer wehmüthigen Miene zu schließen, waren es keine heiteren Bilder, welche sie in ihrem Geiste zurückgeführt hatte.

Mathilde hatte indessen den Kopf und die Augen erhoben, und betroffen, die Anderen Alle mit sich und nicht mit ihrer niedlichen eigenen Person beschäftigt zu finden, rief sie ziemlich ungeduldig den Namen ihres Gatten. Max trat näher.

„Schlechte Aussichten,“ sagte er halb mit Lachen, halb mit Aerger, „unsere eingeladenen Gäste wollen Alle den Mai, oder gar noch den Monat Juni abwarten; wir werden uns eben bis dahin gedulden und ohne sie zu unterhalten suchen müssen.“

„So war ich glücklicher,“ sagte Otto Werfeld, der ältere der beiden Jünglinge und reichte Max einen offenen Brief: „Sie wissen, mein Cousin Frederic Wart ist kürzlich von seiner Reise in den Orient zurückgekehrt; er nennt sich in diesem Brief einen alten Bekannten Ihrer Familie und bittet um Ihre Gastfreiheit für einige Tage, da ihn sein Weg ganz nahe hier vorüberführt.“

„Wie?“ fragte Mathilde lebhaft, „ist das Ihr Vetter, der interessante, vielgereiste Baron Wart mit der narbigen Wange? Ist dieselbe wirklich die Folge eines Unfalles, man sagte des Bisses eines wüthenden Hundes; die Wunde wollte lange nicht heil werden, man erzählte sich sogar, das Uebel wäre krebsartig.“

„Er ist nun vollkommen hergestellt,“ erwiederte Otto, „er ward von einem Hund in die Wange gebissen, doch war derselbe nicht wüthend. Frederic ist von der Narbe minder entstellt, als man hätte glauben sollen, nach der Länge der Zeit, da die Wunde nicht heilen wollte.“

„Hört, hört!“ sagte Max, „wie er die Schönheit seines Vetters vertheidigt; Du mußt nämlich wissen, Mathilde, daß mit dem Unterschied von zwölf bis sechszehn Jahren die Beiden sich auffallend ähnlich sehen.“

„Ja, wirklich,“ bemerkte Klementine, „ich war davon frappirt, als ich Sie das erste Mal sah, ich kannte Frederic Wart, als er in Ihrem Alter war, doch sah ich ihn seitdem nicht wieder.“

Mathilde hatte nun Vieles zu fragen, um ihre Neugier bezüglich des genannten Baron Wart zu befriedigen und Otto antwortete mit einer Bereitwilligkeit, welche auf eine nicht geringe Genugthuung schließen ließ, mit einer solch bedeutenden Persönlichkeit in nahen Beziehungen zu stehen.

„Und Du besuchtest heute und sahst Isabellen?“ fragte zur Seite Max seine Schwester; diese bejahte durch ein Kopfnicken.

„Es schien mir, als Du kamst, dieses Wiedersehen habe Dich ernst gestimmt; fandest Du Ursache zur Betrübniß bei Deiner Freundin und deren alten Vater?“ fragte Max weiter.

„Nicht doch, ich fand Beide unverändert; der Aufenthalt in der milden Luft von N. N. war für die Gesundheit des alten Herrn sehr zuträglich und was Isabellen betrifft, so scheint die Zeit spurlos an ihr vorüber zu gehen. Ihr schönes, ruhiges Gesicht, die Biegung des graziösen Nackens, ihre Haltung, ihr ganzes Wesen, Alles ist sich gleich geblieben, wie ich es seit Jahren kannte. Aber gerade darin liegt etwas Ergreifendes für mich, daß ihre Züge, die ich einst so beweglich gesehen, jetzt die Ruhe eines Steinbildes haben. Diese großen, dunklen Augen mit dem schwermüthig milden Ausdruck, wie haben sie sonst geblickt, die Eindrücke eines für Freude und Schmerz leicht empfänglichen Gemüthes voll Leben und Feuer wieder gegeben! Als ich heute Isabelle wiedersah, konnte ich die Thränen nicht zurückdrängen, die in meine Augen traten; ihr Anblick rief mir ihre ganze unglückselige Vergangenheit zurück, ihr tiefes Leid, die Kämpfe, die sie mit sich und ihrem trüben Geschick bestanden, bis sie zuletzt siegreich hervorgegangen und einer inneren wie äußeren Ruhe theilhaftig geworden ist, zu klar und sicher, als daß ihr ein neuer Schlag des Schicksals sie rauben kann.“

„Von wem sprecht Ihr denn?“ fragte hier Mathilde, welche die Gabe zu besitzen schien, nach zwei Seiten zugleich zu hören.

„Von einer Jugendfreundin Klementinens, der Tochter des ehemaligen Forstraths Wellner.“

„Und diese wohnt hier in der Nähe? Wie kommt es, daß ich noch nichts von ihr hörte?“

„Sie ist seit gestern mit ihrem Vater von N. zurückgekehrt, woselbst sie den Winter zugebracht hatten.“

„Aber warum höre ich heute zum ersten Male von ihr?“ wiederholte Mathilde und ihr hübscher Mund warf sich bereits schmollend auf, während die Augen dem schweigenden Gatten einen strengen Vorwurf sandten. Max entgegnete in etwas gereiztem Ton:

„Es ist wahrlich schwer, Dir gegenüber in den Mittheilungen über unsere Nachbarn das richtige Maß zu treffen; wenn Du Dich erinnern wolltest, verbatest Du selbst alles Weitere über diesen Gegenstand, wie Du auch erklärtest, keine neuen Bekanntschaften und Besuche in dieser Gegend und insbesondere in dem nahen Städtchen mehr machen zu wollen.“

(Fortsetzung folgt.)

Händel's Oratorium „Samson.“

Der nachstehende Aufsatz, von dem trefflichen Orgelkomponisten Ritter ursprünglich geschrieben,

um in einem kleinen Kreise von Freunden zu Erfurt vor Aufführung des „Samson" im September 1843 vorgelesen zu werden, ist der musikalischen Zeitschrift „Euterpe" entnommen. Da in einigen Wochen das genannte Oratorium hier in einem Concerte des Cäcilienvereins zur Aufführung kommen soll, so dürfte dieser Aufsatz geeignet seyn, die Theilnahme für das herrliche Werk im voraus zu erwecken, auf einzelne Schönheiten desselben aufmerksam zu machen und zu dessen Verständnisse und richtiger Würdigung vorzubereiten.

.... Den Werken unseres unsterblichen Landsmannes Händel ist, nach langem Schlummer, hundert Jahre nach ihrem ersten Erscheinen, ein schöner Auferstehungsmorgen angebrochen. Von allen Seiten wendet sich wahre Kunstliebe dem Genius des in seinen Schöpfungen einzig dastehenden deutschen Meisters zu; allenthalben werden Aufführungen seiner Werke vorbereitet, um das, was bisher ein Vorzug einiger wenigen Städte, wie Berlin, Leipzig, Wien u. e. a., war, zu einem deutschen Gemeingute zu machen; fast alle unsere musikalischen Zeitschriften sprechen von Händel's Oratorien, die in ihrer Größe und Erhabenheit, in ihrer Kraft und Wahrheit eine würdige Aufgabe zur Darstellung bei unsern Musikfesten bilden. „Samson", gleich von seinem Erscheinen an, den 12. Oktober 1742, vom Publikum allgemein begünstigt, ist auch in neuester Zeit dasjenige seiner Werke, was am meisten zu Gehör gebracht wird. Das an dichterischen Schönheiten so reiche Gedicht von dem erblindeten Sänger des verlorenen Paradieses, Milton, 1608—1674, ist etwa um hundert Jahre älter, als Händel's Musik, und umfaßt folgende Handlung: Die Philister feiern den Tag, der Dagon, ihren Götzen, zum Herrn der Welt gekrönt. Die Israeliten kommen, ihren von den Feinden gefangenen, geblendeten Helden zu sehen. Die Verrätherin Dalila erscheint ebenfalls; reuig, in Thränen gebadet; sie sucht Versöhnung. Samson bleibt taub bei ihren Bitten. Das Fest beginnt; Samson, in den Götzentempel geführt, in seiner Schmach eine Augenweide der Philister, begräbt sich und die Feinde unter den Trümmern des Tempels. Seine Leiche wird von den Israeliten hinweggeführt, die an seinem Grabe das Panier der neuerrungenen Freiheit aufpflanzen und den Herrn, der ihnen den Sieg verlieh, im Wettgesange ehren. —

Von den vorkommenden vier Hauptpersonen sind Samson und Dalila historisch. Allein die Gestalt, in der sie vor unser Auge treten, ist durchaus verschieden von der Vorstellung, die wir von Beiden in der Jugend erhalten haben. Samson ist tiefgebeugt, ganz versunken in seine unglückliche Lage; fast nur Klagelaute entgleiten seinen Lippen. Erst im dritten Theile, wo er die Hoffnung und den Entschluß der Rache gefaßt hat, hebt sich sein Geist von dem irdischen Leibe hinweg. Dalila ist nicht das feile, verrätherische Weib, das Samson im Thale Sorek fand; ihre Reue, in tiefgefühlten Worten, in herzergreifenden Tönen ausgesprochen, veredelt, ihre Thränen reinigen sie. — Manoah und Micah sind zwei schöne Gebilde des Dichters, warm und wahr, wie das Leben; innig verflochten mit dem Wohl und Wehe ihres Volkes trauern sie um das bezwungene Vaterland, beklagen sie den gefallenen Helden. Manoah, der schon bejahrte Sänger, scheint die Hoffnung auf Rettung mit Samsons Falle fast aufgegeben zu haben. Micah ist jung und lebenskräftig, innig und weich in ihren Empfindungen. Ihr Vertrauen auf den, der das Geschick der Völker in seiner Hand wägt, verläßt sie auch dann nicht, als das Grab sich über dem letzten Helden ihres Volkes geschlossen. —

Bevor ich mich zu dem musikalischen Theile unserer Aufgabe wende, erscheint es zweckmäßig, einiges Allgemein-Musikalisches voranzuschicken, um späterhin mit einer kurzen Andeutung auszureichen.

Die Natur gibt den Künsten außer dem Material auch Winke zu dessen Anwendung. Dem Baukünstler liefert sie nicht allein den Marmor, sie hat ihm auch z. B. im schlankgewachsenen Baume das Vorbild der Säule vor Augen gestellt. Der Musiker erhält nächst den Tönen auch Weisung zu ihrer Verbindung, sey es in der Gleichzeitigkeit als Accord, oder in der Aufeinanderfolge als Melodie. Die freischwingende Saite, je tiefer um so vernehmbarer, gibt außer dem Grundtone dessen Oktave, Quinte, Terz und Septime. Die theilweise oder gesammte Verbindung dieser Töne gibt uns den Dur-Dreiklang und den sogenannten Dominant-Septimen Akkord. Beim Hören des erstern verlangt unser Ohr nicht absolut eine weitere Folge; hingegen der zweite bedarf, zur Beruhigung des Ohres, der Auflösung. Auf dem Waldhorne läßt sich dieselbe Erscheinung, die die schwindende Saite zeigt, weiter verfolgen. Es folgt nach den genannten Tönen die Dur-Tonleiter, die natürliche Melodie, welche auch ein in der Musik nicht unterrichtetes Kind singt, sobald ihm nur der Anstoß gegeben wird. Es ist Sache des Künstlers, das von der Natur Gegebene in seinen Grundzügen als Gesetz anzuerkennen, darauf fortzubauen, den Stoff zu glätten und zu schmücken. Er hat sich vor zwei Irrwegen zu hüten. Einmal, daß er nicht in seinen

Darstellungen gewöhnlich werde, anstatt natürlich zu seyn; und zweitens, daß er nicht, im Bestreben, die Natur zu veredeln und zu schmücken, einen weichlichen, üppigen Ausdruck wähle. — Im natürlichen, durch die freischwingende Saite erklingenden Akkord liegt der Grundton stets am tiefsten. Die Kunst lehrt uns, ihn in eine höhere Stimme, und ein anderes Glied (Intervall) des Akkords in die tiefste Stimme zu legen. Im Allgemeinen darf man annehmen, daß der Ausdruck eines Akkords um so weicher wird, je weiter das nun im Basse liegende Intervall früher vom Grundtone entfernt lag. Der Sexten-Akkord, bei welchem die Terz des Grundtones im Basse liegt, ist kräftiger, als der Quart-Sexten-Akkord. Fügen wir zu dem eben genannten sehr weichlich klingenden Akkord die Terz des Basses, oder, was ein und dasselbe ist, die Septime des Grundtones, so erhalten wir den vom Septimen-Akkorde abstammenden Terz-Quart-Akkord, dessen dissonirende, d. h. einer Auflösung bedürfende Wirkung dadurch, daß das dissonirende Intervall zu dem Baßtone in dem Verhältniß der Terz steht, eine eigenthümlich weiche und sehnsüchtige wird. Wir werden später sehen, wie unvergleichlich schön Händel diesen Akkord benutzt hat. — Die Kunst lehrt uns ferner, die Melodie durch Nebentöne und Tonfiguren geschmeidiger und interessanter, ausdrucksvoller und charakteristischer zu machen. Der Ausdruck einer Melodie wird um so weicher, je mehr harmoniefremde Töne und besonders solche, die nicht der zu Grunde liegenden Tonleiter angehören, eingewebt sind. Die Alten bauten ihre Melodien und Akkordfolgen aus dem Materiale der Dur-Tonleiter, so jedoch, daß sie diese oder jene Stufe als Grundton annahmen, alle Töne aber unverändert ließen. So bildeten sich jene Tonreiben, die wir die Kirchentonarten nennen und die später, als das Tonsystem sich frei und allseitig zu entwickeln strebte, mit Recht beschränkt, mit Unrecht aber ganz außer Gebrauch verwiesen wurden. Durch das Hinzufügen kleinerer Tonstufen zu der vorhandenen natürlichen Tonleiter entstand nach und nach die chromatische. Der erste neu hinzugefügte Ton mußte natürlicherweise die kleine Septime seyn, da sie uns schon die freischwingende Saite und das Waldhorn geben. Die chromatische Tonleiter hat unser Tonsystem auf eine ungeheuere Weise erweitert. Sie gibt uns die Möglichkeit, die einem Tonstücke zu Grunde liegende Tonleiter augenblicklich in eine andere Tonhöhe zu legen; sie führte zur Erfindung der Moll-Tonleiter, sie begünstigt den Ausdruck, indem sie gestattet, die Töne sanfter in einander übergehen zu lassen und die mannigfaltigsten Färbungen anzuwenden. Aber sie kann auch das Mittel werden, die Tonkunst allen Ernstes und Charakters zu berauben. Der Tonkünstler hat, wie der Baukünstler, die Pflicht seine Werke in ihrer äußern Erscheinung nach ihrer Bestimmung darzustellen. In den Concertsaal gehören Formen, die gefallen, in die Kirche solche, die erheben und erbauen. Doch darf weder hier noch dort Entblößung oder Ueberladung seyn. Händel ist hierin wirkliches Muster. Auch seine zarteste Gestalt hat Mark, auch der Riese wohlgefällige, gerundete Formen.

(Schluß folgt.)

Räthsel.

Hab' ich Dir weh' gethan,
Ganz wider Willen,
Biet' ich die Ersten Dir an;
Du wollst sie erfüllen!

Schon lang ist mein Herze,
Die Dritte nicht mehr:
Dir bring' ich's im Schmerze:
O gib ihm Gehör!

Nicht weis' es zurück
Durch der Vierten Gebot;
Ein Ja ist mein Glück,
Verneinung mein Tod!

Du reichst mir das Ganze
Mit schüchternem Blick:
O wonniges Ganze;
Wie fass' ich mein Glück!

Auflösung des Räthsels in № 77:

Retter.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 81. Dienstag, 7. Juli 1857.

Isabella.

(Fortsetzung.)

Mathildens Miene drückte einige Ueberraschung über diese unerwartete Zurechtweisung aus. „Der Anfang war auch wahrlich nicht lohnend," erwiederte sie. „Da gab es nichts zu hören, als die gewöhnlichsten Lebensverhältnisse; er lebte, nahm ein Weib und starb und die Besuche gar!" hier lachte Mathilde laut auf, jedoch gar nicht so melodisch, wie sonst. „Wie wir hinkamen, schienen wir nur Schrecken zu verbreiten. Da lief eine erschreckte Zofe und rief nach ihrer nun ebenfalls erschreckenden Dame, die Hunde bellten uns an und ich glaube gar, im Hof kreischten und verkrochen sich die Hühner. Dann führte man uns nach längerem Hin- und Herrennen und Schlüssel suchen in ein kaltes, dunkles Zimmer, die Staatsstube, woselbst mit einer desperaten Geschwindigkeit die Laden aufgestoßen wurden. Wo ich es aber mit Bitten dazu brachte, mich in's warme Wohnstübchen einzulassen, traf ich eine Atmosphäre von Speisedampf und die zahlreiche, kleine Nachkommenschaft blickte scheu nach uns her, oder kam, wenn von zutraulicherer Art, — in mehr als zuträgliche Nähe meiner seidenen Robe. Nicht überall wurde mir die Gunst zu Theil, die Frau des Hauses von Angesicht zu sehen, sie lag entweder krank zu Bette, oder war noch nicht angekleidet, oder aus anderen Gründen unsichtbar. Der Hausvater machte alsdann die Honneurs mit veralteter Galanterie und war sichtlich erfreut, wenn wir wieder gingen, damit er zu seiner Pfeife wieder zurückkehren konnte und so habe ich es zuletzt aufgegeben, Bekanntschaften wider Willen zu machen."

„Du zeichnest scharf," sagte Max, bei dieser Schilderung unwillkührlich lachend: „nicht allgemein war der Empfang so schlimm, vielleicht wählten wir keine gute Zeit zu unseren Besuchen; auf dem Land pflegt man den Sonntag allein der müßigen Unterhaltung zu weihen. Klementine mag Dir eine bessere Meinung beizubringen versuchen, sie brachte schon mehrmals längere Zeit hier zu und lebte im Verkehr mit den Bewohnern des Städtchens, wie der übrigen Nachbarschaft."

„Das ist es eben, was ich nimmer begreife, Du, Klementine, eine der Gesuchtesten in den gesuchten Kreisen der Residenz, die langen Winterabende in freiwilliger Verbannung hier zuzubringen, in einer Umgebung, die Dir so ungleich nach allen Seiten; kaum, daß Du Jemand für ein Gespräch finden konntest, das andere Gegenstände betraf, als Haushaltung, Kindererziehung und Zeitungsnachrichten."

„Du irrst, Mathilde," erwiederte Klementine, mit Wärme das Wort ergreifend: „ich habe mehr wirklich Gebildete hier angetroffen, als in den vielgerühmten Kreisen der Stadt. Wie mich dort das schillernde Kleid der Außenseite nicht täuscht, habe ich mich hier nicht abschrecken lassen von den üblen Angewöhnungen, den kleinen Nachlässigkeiten, wie sie der Landaufenthalt allmälig nach sich zieht. Und so habe ich mehr und mehr des Anziehenden und Fesselnden für den Umgang gefunden. Wolltest auch Du Dich die geringe Mühe nicht verdrießen lassen, so würdest Du zuletzt zugeben, daß die Bewohner der Stadt nicht allein das Vorrecht des Verstandes, guter Erziehung und eines maßgebenden Urtheils besitzen."

„Du wirst doch nicht behaupten wollen, daß ich hier Leute fände, mit denen sich nach unseren Begriffen von Bildung eine Unterhaltung führen ließe. Man würde mich zuletzt als verrückt betrachten, spräche ich von Kunst und Literatur, Dingen, welche praktische Hausfrauen zum mindesten für unnöthige Artikel in der Welt ansehen und ihre rohen Ehe- und Zwingherren zweifelsohne als Kon-

trebande, so man in keiner guten Haushaltung neben Sauerkraut und ehelichem Gehorsam darf aufkommen lassen."

„Von den jüngsten Erscheinungen auf jenem Gebiet wirst Du allerdings nicht reden können; vielleicht würdest Du auch Deine Hörer so gut langweilen, wie ein städtisches Auditorium, mit dem einzigen Unterschied, daß diese mit mehr Anstand und Eleganz zu gähnen verstehen. Für ein gutes Buch aber wirst Du eben so wenig die richtige Würdigung vermissen, als daß ihnen die bekannten Werke anerkannter Künstler fremd geblieben wären. Und was die Hauptsache ist, Du wirst seltener der Oberflächlichkeit begegnen, jenem flüchtigen Wesen, das Alles und darum nichts zu erfassen erstrebt; jener geistigen Leere und Unnatur. Du wirst dagegen einen regen Sinn finden für alles wahrhaft Gute und Edle, ein tiefes, richtiges Verständniß des Lebens und wahre Religiosität."

„Beste Klementine, Dein Eifer führt Dich zu weit, so fände man bei den Landbewohnern allein Gediegenheit und inneren Werth und uns arme Stadt- und Weltkinder stellst Du als leere, sündhafte Geschöpfe hin."

„Die Menschen in ihren Schwächen habe ich überall und in allen Lebensverhältnissen sich gleich gefunden, aber das Ursprüngliche, Wahre, die ächte, unverfälschte Natur wird man vergeblich in dem gedankenlosen und gedankenbetäubenden Treiben der großen Welt suchen, worin sie mit seltenen Ausnahmen untergehen."

„Wir haben verschiedene Geschmacksrichtung," bemerkte Mathilde gereizt, „ich meinerseits liebe die Natur in ihrer ländlichen Naivetät durchaus nicht, wenn immer möglich, suche ich den Dingen eine poetische Seite abzugewinnen, aber diese Prosa der Alltäglichkeit würde jedem derartigen Versuche spotten."

„Und dennoch könnte ich Dir Beispiele des Gegentheils aufweisen, Du würdest das Leben, wie die Schicksale dieser Alltagsmenschen, wie Du sie nennst, nicht mehr als poesielos bezeichnen; ich kenne Züge der größten Aufopferung, wie nur Wenige sie zu bringen fähig sind, wahrhaft tragische Ereignisse, die sich unter meinen Augen zugetragen und die Heldinnen, versichere ich Dich, hielten sich besser, wie in den Romanen, welche den schönen Augen junger Weltdamen Thränen entlocken."

„Genug," sagte Mathilde mit abweisender Geberde: „Sie, meine Herren dort," wandte sie sich nach der anderen Seite, „haben nun lange genug geflüstert und gelacht; ich möchte gerne an Ihrer Heiterkeit Theil nehmen, nachdem mich meine liebe Schwägerin mit einer moralischen Vorlesung gelangweilt hat."

„Wenn Otto Werfeld mir zu reden erlaubt," begann der jüngere der Beiden mit lachendem Seitenblick.

„Erzähle immer unser Abenteuer; ich werde ergänzen, solltest Du etwa versäumen, meine Bewunderung für die jugendliche Sängerin in der „laubumrankten" Hütte mitzutheilen."

„Oh! Du bist böse; nein, nimmermehr, ich werde schweigen, Dein Geständniß in meiner Brust bewahren."

„So werde ich selbst reden; wir ritten heute Abend nach dem kleinen Thal, das man von jenem Fenster dort sehen kann. Gleich am Eingang desselben erblickt man ein hübsches kleines Besitzthum, ein Haus von einem wohl gepflegten Garten umgeben. In diesem Haus nun sang eine frische, hübsche Frauenstimme und was mich überraschte, eines der neuesten, beliebtesten Lieder und sie sang gut, sie hatte, was man Schule nennt, die Stimme nämlich!"

„Nun ja die Stimme, die Sängerin sahen wir noch nicht, aber Du erzählst zu kalt," unterbrach den Erzähler der Andere. „Dieses kleine Besitzthum, wie es Otto bezeichnet, ist die lieblichste Stätte, die man sich denken kann, Dornröschens Schloß nicht unähnlich, denn die ganze Vorderseite ist von den Ranken verschiedener Schlingpflanzen übersponnen, welche, sobald es Frühling wird, mit sinnigem Grün die prosaische Wand überkleiden werden."

„Mein Gott! Es ist nichts weiter als ein Rebgelände."

„Zur Sache, zur Sache," mahnte Mathilde, welche der Streit belustigte.

„Wir ritten langsamer, hielten aber zuletzt an, dem Gesang zu lauschen; dann, des Versuches halber, die gewiß noch jugendliche Hülle der hübschen Stimme an ein Fenster zu locken, machten wir einige kleine Reitmanöver und somit auch einigen Lärm. Da öffnete sich die Hausthüre und pfeilschnell schoß ein Geschöpf auf uns zu, wir konnten nicht sogleich unterscheiden, ob Mensch oder Affe, es hing sich in die Zügel von Otto Werfelds Pferd und brachte dieses sonst so ruhige Thierchen zu den tollsten Sprüngen, ohne daß es diesem, wie Werfelds Reitpeitsche gelang, es wieder abzuschütteln. Ich sah indessen, daß es ein Mensch, wenn gleich ein zwerghafter war, doch war sein von Wuth entstelltes Gesicht schrecklich anzusehen

und unverständliche, unartikulirte Töne entflohen seinen Lippen. In diesem kritischen Augenblick erschien die Fee der Zauberhütte, welcher dieses räthselhafte Wesen ohne Zweifel unterthan ist, ein junges blondes, sehr hübsches Mädchen: „Thomas, lieber Thomas," rief sie mit lieblicher, ängstlicher Stimme. Das Ungethüm wandte die Augen nach ihr hin, dann blickte es rasch wieder zurück und starr und lange in Werfelds Züge; die krampfhaft eingekrallten Fäuste lösten sich langsam, es fiel auf die Erde herab und wandte sich zuletzt dem Hause zu, doch nicht ohne mehrmals zurück zu blicken und fürchterliche Grimassen zu schneiden. Das schöne Mädchen sprach indessen bittend gegen Werfeld gewandt: „Vergeben Sie, mein Herr, der arme Knabe ist krank; gewiß, er wußte nicht, was er that, er ist ein unglückliches Geschöpf, verzeihen Sie ihm." Und Freund Otto erholte sich rasch genug von seinem Schrecken bei diesen sanften Worten, er stammelte endlich seine Vergebung und Huld und saß noch immer barhauptig, nachdem sich die holde Erscheinung bereits lange schon hinter Thür und Schloß zurückgezogen hatte."

Max und Klementine hatten längst Blicke getauscht. „Wem gehört das Haus, wer ist das blonde Mädchen?" fragte Mathilde eifrig.

„Alltagsmenschen!" entgegnete Klementine und ein leiser Spott zuckte um ihre Lippen. „Die Geschichte dieses Hauses und seiner Bewohner ist seltsam genug; in einem Roman würde Dich die Lösung dieses Räthsels ohne Zweifel interessiren, aber auf solch' gewöhnlichem Schauplatz, in der Wirklichkeit des prosaischen Landlebens ist es nimmermehr ansprechend genug, Deine Gedanken länger damit zu beschäftigen."

Ein Diener meldete das Souper, Klementine erhob sich und Mathilde mußte für heute ihre Neugier unterdrücken, ihr verletztes Gefühl, wie sie die Demüthigung nannte, die sie empfand, wollte sie sich die Möglichkeit nicht völlig abschneiden, nähere Kenntniß von der Sache zu erhalten.

(Fortsetzung folgt.)

Händel's Oratorium „Samson."

(Fortsetzung statt Schluß.)

Nun zu Samson!

Die einander gegenüberstehenden Völker, Philister und Israeliten, sind konsequent in ihrem Charakter geschieden. Die Chöre der Ersteren malen uns ein sinnliches, aber kräftiges Volk, das das Schwert zu führen versteht und kräftig führt. Den Morgen des Festtages begrüßt der Chor: „Erschallt Trompeten hehr und laut." Den Beginn des Festes selbst bezeichnet der Chor: „Gesang und Tanz vereinen sich." In beiden Sätzen herrscht Achtelbewegung mit untermischten Sechszehntheilen vor. Zufällig versetzten Tönen, die einen weichern Ausdruck zur Folge gehabt haben würden, begegnet man nicht. Das Kreuz, Quadrat u. s. w. erscheint nur bei einer vollkommenen Ausweichung. Die vier Singstimmen sind obligat, d. h. so geschrieben, daß alle gleiches Recht und gleiche Pflicht haben; keine ist vorherrschend, keine übrig. So gleicht das Ganze in seiner innern naturkräftigen Beweglichkeit dem Gewühle der beim Feste froh vereinigten Menge. Der dritte Chor: „Gott Dagon hat den Feind besiegt" ist mit seinem vorzugsweise melodischen Bau, seinen von 4 zu 4 Takten wiederkehrenden Einschnitten ein Volkslied zu nennen, das, auf dem Gipfel der Festfreude angestimmt, gegen das Ende hin einen wilden, fast bachantischen Charakter annimmt. Und von dieser Höhe des Jubels und der Lust stürzt das Volk in den Abgrund des Todes im entsetzlichen Fall! Das Orchester, hier selbständig beschäftigt, malt den Einsturz des Tempels. Aus dem erschütternden Getöse, aus dem Knittern des brechenden Gebälkes, dem im schnellen donnernden Sturze die Masse folgt, ringen sich die abgebrochenen Laute der Klage und der Verzweiflung, anfangs gesteigert, dann immer schwächer, immer einzelner, bis auf dem dissonirenden Dominant-Septimen-Akkorde der letzte Ruf verstummt und die schreckliche Ruhe des Todes wie ein Meer Alles bedeckt. Und wie soll das schneidende Weh, das die theilnehmende Brust des Hörers ängstiget, sich lösen? — In einigen wenigen langsamen Akkorden beklagt das Streichquartett, von den düstern Fagotten begleitet, den untergegangenen Feind.

Die Chöre der Israeliten schließen sich dem Texte nach meist an eine vorhergehende Solopartie an, ohne, wie die Chöre der Philister, nothwendig in die Handlung einzugreifen. Sie sind im Gedichte mehr reflektirend gehalten. Das gedemüthigte Volk, das im Glücke seinen Gott so schnell und so oft vergaß, hat erkannt, daß Rettung nur von diesem kommen und daß, durch die mächtige Hand Jehovah's, auch der geblendete, gefangene Samson der Befreier seines Volkes werden kann. Darum sucht es dessen gesunkenen Muth, die erloschene Thatkraft neu zu entflammen. Hierher gehören die drei Chöre des ersten Theiles, unter denen der

dritte „Zum glanzerfüllten Sternenzelt" schwunghaft, voll ruhigen Vertrauens, wie selten einer, besonders hervorzuheben ist. Samson rafft sich endlich auf aus der Versunkenheit; neue Kraft und neues Leben durchströmt ihn. Nicht mehr vermögen ihn Dalila's Liebestöne zu bewegen; Rache an dem Feinde, Rettung seines Volkes ist der einzige Gedanke, der ihn erfüllt. Da beugt das Volk seine Kniee im Gebet. Und dieses Gebet: „Hör' Jakobs Gott!" das in seiner Einfachheit und Erhabenheit seines Gleichen nicht hat, beschreiben kann ich's nicht. Es findet seinen Weg schon selbst zum Herzen!

Ueber die übrigen Chöre nur Folgendes.

Die Hauptgedanken, denen überall andere Nebengedanken gegenübergestellt oder beigegeben, sind bewegte, markige Melodien, die einen regelmäßigen Harmoniewechsel auf jedem Takttheile durch eine innere Nothwendigkeit bedingen. Mit den Chören der Philister verhält es sich anders. Hier sind die Haupt- und Nebengedanken (Thema und Contrathema) meistentheils so gebildet, daß man sich zu ihrer harmonischen Begleitung entweder nur einen einzigen fortklingenden Akkord zu denken braucht, oder daß man im häufigern Harmoniewechsel auch die als Achtel vorkommenden Nebennoten mit einem eigenen Akkord, meist mit der Dominante, begleitet denken kann. Durch diese harmonische Doppelfähigkeit erhalten die Gesänge der Philister ihren leichten, sinnlichen Charakter, während jene der Israeliten in der gemessenen, organisch nothwendigen Fortschreitung der Harmonien troz der innern lebendigen Bewegung immer den würdevollen, ruhigen Ernst behaupten.

Den Schluß des zweiten Theiles bildet ein Doppelchor zwischen Israeliten und Philistern. Eine Verbindung zweier durchaus entgegengesetzter Elemente, wobei auf beiden Seiten die nämlichen Worte gesungen werden, mit dem einzigen Unterschiede, daß hier „Jehovah" gesprochen wird, wenn es dort „Gott Dagon" heißt, dürfte in sich etwas Widersprechendes enthalten und nicht ganz zu rechtfertigen seyn. Dessenungeachtet gehört dieser Chor dem musikalischen Theile nach zu den wirkungsvollsten nnd prächtigsten. Der Gesang erscheint hier mehr untergeordnet, das Orchester dagegen ist vorherrschend und glänzend bedacht.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wie ein Vaterunser dem Menschen durchs Herz gehen und ins Gewissen bohren kann, davon gibt folgende Geschichte ein Zeugniß. Ein rohes, gottvergessenes, irdisch gesinntes Weib hatte eine 5jährige Tochter, welche von dem verstorbenen Vater ein nicht unbedeutendes Vermögen erbte. Begierig darnach beschließt die unnatürliche Mutter den Tod ihres Kindes, und damit man keine Spur des Frevels entdecke, verbirgt sie dasselbe in einen Keller, um es verhungern zu lassen. Nach drei Tagen, als sie sich von dem Tode überzeugen will, findet sie das Kind fast verschmachtet. Es kann nur noch die Händchen ausstrecken und lallen: „Liebe Mutter! gib mir Brod!" Doch ohne Erbarmen verläßt die Mutter das Kind, welches nach zwei Tagen ausgelitten hat. Es wird feierlich begraben, und als der Prediger das Vaterunser betet und die Worte der vierten Bitte spricht: Unser täglich Brod gib uns heute! da schlägt dieses Wort, an des Kindes Bitte erinnernd, wie ein Blitzstrahl in das rohe, aber nun plötzlich ergriffene Herz der Rabenmutter, welche laut jammernd zusammenbricht und ihr Verbrechen bekennt.

(Herzliche Redensarten.) Ein eifriger Reiter sagt: daß ihm das Herz im Leibe lache, wenn er ein schönes Pferd sieht; ein Hassender, daß sich das Herz umwende, wenn er seinen Feind erblickt; ein Mitleidiger, daß ihm das Herz breche; ein Furchtsamer, daß es ihm beklemmt sey; ein Neidischer, daß es ihm blute, wenn es Diesem oder Jenem wohl geht; ein Vergnügter, daß es ihm groß werde; ein Schüchterner, daß es ihm zappele; ein Zorniger, daß es ihm bebe; ein Erschrockener, daß es ihm wäre, als würde ihm das Herz abgestoßen; ein Banger, als ob es ihm niedersänke; ein Fröhlicher, als ob es ihm hüpfe; ein Trauriger, als ob es ihm zerspringen wolle; ein Zärtlicher, als ob es ihm schmelze. Von einem Unempfindlichen sagt man, daß sein Herz hart sey; von Einem, der nicht leicht traurig wird, daß er kein Herz habe; von Einem, der leicht traurig wird, daß er ein großes Herz besitze; von einem Liebenden, daß er sein Herz verschenkt habe. — Herz, mein Herz, was willst Du mehr?

Auflösung des Räthsels in No. 80:
Vergißmeinnicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 82. Freitag, 10. Juli 1857.

Isabella.

(Fortsetzung.)

Die Tage kamen, die Tage gingen, draußen Sturm und Regen, im Hause Langeweile und bei Mathilden üble Laune. Sie hatte sich zwar freiwillig erboten, Besuche in dem Städtchen zu machen, aber dieses Opfer war nicht genugsam anerkannt worden und so gestand sie auch nicht ein, daß sie bei dieser Veranlassung verschiedene Persönlichkeiten kennen gelernt hatte, welche ihr besser als die früheren zusagten. Eines Tages machte sie sogar den gnädigen Vorschlag, einen Ball zu geben, welcher mit großem Beifall von Seiten der jungen Vettern aufgenommen wurde. Die Bekanntschaft Isabellens hatte Mathilde noch nicht gemacht; sie wußte, daß sie die Bewohnerin jenes Hauses war, das vor Allem ihre Neugier beschäftigte, doch war sie zu stolz und eigensinnig, weitere Fragen zu stellen, und Klementine behauptete ein hartnäckiges Schweigen und forderte sie niemals auf, sie dahin zu begleiten.

Da kam eine sehr willkommene Abwechslung in der Person des Baron Wart. Sein Ruf hatte nicht zu viel versprochen, er war eine wahrhaft interessante, liebenswürdige Persönlichkeit. Seine Unterhaltung war voll Geist und Witz, zuweilen wohl sarkastisch und dann schonte er selbst das Heiligste nicht, aber dennoch anziehend und durch das Feuer seiner Rede hinreißend. Klementine allein schien diesem Zauber nicht erlegen, sie ließ sich nicht schrecken, in ihrer ruhigen Weise ihre eigenen meist abweichenden Ansichten der beredten Zunge des Barons gegenüber festzuhalten; sie sah zuweilen sogar recht ernst darein, gegen ihre Gewohnheit, im Kreise der Heiteren die Heiterste zu seyn, und mitten in der sprudelnsten Laune konnte der Baron, von ihrem Blick berührt, plötzlich verstummen, um für den ganzen übrigen Tag dieselbe nicht wieder zu finden. Es war kein Zweifel, in dem ganzen Wesen des Barons lag etwas Unstätes, sich Widersprechendes; der Uebergang von Ernst zu Scherz und dann wieder bitterem Spott war bei ihm oft so plötzlich, daß man mit Recht auf ein zerstörtes Gemüth schließen konnte, welches, von irgend einer peinigenden Erinnerung verfolgt, den Frieden nimmer finden könne.

Mathilde sah dies Alles nicht; sie war entzückt von dem Baron; derselbe bot auch Alles auf, sich ihr angenehm zu machen, und Klementine blickte mit Sorge auf ihren Bruder, dessen eheliches Glück mit jedem Tage sich zu vermindern schien. Sie hatte zu Anfang gleich die Spannung wahrgenommen, welche zwischen den Ehegatten zu herrschen begann, und seitdem hatte die Entfremdung zugenommen. Zuweilen wohl sandte Mathilde, wenn sie sich unbemerkt glaubte, einen besorgten Blick nach ihrem Gatten; auch Max zeigte den Wunsch, das Verlangen einer Ausgleichung und Annäherung, doch wollte keines den ersten Schritt dazu thun, keines sich selbst wie dem Anderen eingestehen, daß eine Entfremdung wirklich eingetreten und daß es dieselbe schmerzlich empfinde.

Seit der Anwesenheit des Barons war dies nun ganz unmöglich geworden, Mathilde hatte den falschen Weg eingeschlagen, ihren Gatten zu sich zurückzuführen, indem sie mit dem Fremden koquettirte; sie ignorirte absichtlich den stillen Vorwurf, welcher aus dessen Augen sprach und übersah in ihrer blinden Eitelkeit, daß in der Galanterie, der unermüdeten Aufmerksamkeit Warts nicht selten ein Grad von Geringschätzung lag, die sie wirklich nicht verdiente. Doch Wart kannte Mathilde erst seit wenigen Tagen, sie hatte sich ihm bis jetzt nur als ein schwaches, eitles, etwas phantastisches junges Weib gezeigt und er war geneigt, sie nur für dieses zu nehmen; als ein hübsches

Spielzeug, das eine Zeitlang ergötzt, später langweilt und zuletzt, weil werthlos, vergessen wird.

* * *

Klementine fand sich eines Morgens zum ersten Male allein dem Baron gegenüber.

Wart schien in einer ungewöhnlich aufgeregten Stimmung zu seyn, er erfaßte plötzlich Klementinens Hand. „Sie finden mich ohne Zweifel sehr verändert," sagte er mit beinahe weicher Stimme zu ihr, „ich komme mir selbst zuweilen wie ausgetauscht vor. Nur Eines ist sich immer gleich geblieben in jedem Wechsel des Aufenthalts, des Zeitvertreibs und der Laune: die brennende Wunde in meinem Herzen, meine Liebe, meine Leidenschaft für Isabella Wellner. Nein, wenden Sie den Blick nicht ab, wahrlich ich verdiene diese Kälte nicht, der ich Ihr warmes Herz kenne, das sonst für alle Leidenden theilnehmend schlägt. Gott ist mein Zeuge, ich trage keine Schuld an Isabellens traurigem Geschick, ich hatte keinen Theil an Walther Falkstones frühem Tod. Ich floh ihre Nähe, weil ich meine Liebe, den Schmerz, sie für immer verloren zu haben, in der Fremde nicht zu vergessen, wohl aber zu betäuben hoffte, ich bin zwölf Jahre von der Heimath fern geblieben, ohne zu ahnen, welch schrecklicher Verdacht auf mir geruht hat, und ich bin nur wieder gekommen, um mich zu rechtfertigen. Ich verlange nichts Weiteres, denn ich weiß, daß es vergeblich wäre; aber wiedersehen, nur ein Mal noch im Leben möchte ich sie wiedersehen! Bis heute habe ich nicht gewagt, nach ihr zu fragen, ich weiß nicht, wo sie lebt, ob sie indessen elternlos geworden, aber Sie kennen sicher ihren Aufenthalt und ich kam hierher allein nur, um Sie darum zu fragen."

Klementine war sichtlich gerührt von diesen Worten einer tiefen, wahren Leidenschaft. „Isabella lebt bei ihrem Vater, dessen Alter sie liebevoll pflegt und erheitert, ihre Mutter ist todt. Sie selbst hat nach schweren Kämpfen sich endlich den inneren Frieden errungen. Frederic Wart, ich bitte, ich beschwöre Sie, versuchen Sie nicht, sie wieder zu sehen, sie hat zu viel gelitten, um nicht gerechten Anspruch an endlichen Frieden zu haben. Ich will ihr Alles sagen, was Sie mir vertrauen werden, und sie wird mir glauben, denn sie wünscht nichts sehnlicher, als sich mit dem schmerzlichsten Gedanken ihrer Erinnerung auszusöhnen. Aber nochmals, ich bitte Sie, sehen Sie Isabella nicht wieder; es wird besser für Sie Beide seyn."

„Ich werde zu gehorchen versuchen; ich fühle, Sie haben Recht und Ihr Rath ist gut, wenn auch hart. So werde ich schriftlich von Isabella scheiden müssen, aber das Eine versprechen Sie mir: Sie werden mir einen Brief von ihr bringen, sonst gehe ich selbst, mir die mündliche Antwort zu holen."

Beide schwiegen längere Zeit, endlich fragte Klementine: „Und wohin gedenken Sie zu gehen, bis ich Ihnen die gewünschte Nachricht geben kann?"

„Ich reise, wenn Sie so wollen, von hier weg, ich komme in zehn, in vierzehn Tagen wieder, werden Sie bis dahin erreicht haben, was ich verlange?"

„Es sey, aber dann, wohin werden Sie sich wenden?"

„Wohin?" lachte Wart bitter, „ich weiß es wahrlich nicht, die Welt ist groß und sie hat viele Wege; ich wähle mir den ersten Besten. Eines Zieles bedarf ich nicht; ich pflücke die Blumen, die ich am Wege finde, so lange sie duften, freue ich mich ihrer, dann mögen sie im Staub verdorren."

„Doch über jeder Blume wacht ein zärtliches Auge, haben Sie nie bedacht, daß Sie mit den Blumen auch Herzen brechen könnten?"

„Ist denn das Meinige nicht auch gebrochen worden?"

(Fortsetzung folgt.)

Händel's Oratorium „Samson".

(Schluß.)

Der Meister, der in den Chören mit den Massen spielt, die Fäden der verschiedenen Stimmen nach Gefallen schlingt und lös't, er ist in den Sologesängen ein anderer, aber immer ein Meister. Die Recitative zeichnen sich fast durchgehends aus durch bestimmte Deklamation und durch wirklich musikalische Erfindung. Sie enthalten eine Menge feiner, aber scharf bezeichnender Züge und ihre Wirkung auf den Hörer ist tiefergreifend, wenn der Sänger Sinnigkeit genug besitzt, in die zart angedeuteten Intentionen des Meisters einzugehen. Eins der schönsten ist das erste Micah's: „Blickt her, den Helden schaut!" — Micah vergleicht den Helden wie er ist und war. Die Trauer, die aus der Gegenwart quillt, der Stolz, der in der Erinnerung ruht, beide stehen einander gegenüber. So die Worte: „Tief trauernd sinkt das müde

Haupt!" — und: Ist das wohl Er, der starke Samson, den nicht Manneskraft, nicht wilder Thiere Wuth je überwand? rc. rc. — Wie muthlos klingt Samson's Gruß! Von Micah's Rede: „Grausam entriß man mir die Freiheit und das Licht!" faßte er nur das letzte Wort auf. Licht ist ihm ja geraubt für immer. „O süßes Licht!" beginnt er, und mit dem Akkorde, der dieses bedeutungsschwere Wort begleitet, ist Micah unserm innern Auge entrückt, Samson, der gebeugte Samson allein steht vor uns. Nach einem kurzen Vorspiel beginnt er die nachfolgende Arie ohne alle Begleitung. Sollte wohl der Blinde wirklich so einsam stehen? Nein! der tröstende Engel vom Himmel naht sich schon. Unerwartet tritt zu Samson's im E-moll-Dreiklange geführten, auf der Quinte h schließenden Gesange das Orchester; es wiederholt Samson's eben gesungenen Passus, aber in G-dur. Wer bei dieser Stelle kalt bleibt, wen hier nicht die Ahnung einer himmlischen Offenbarung durchbebt, der bleibe fern von den der Tonkunst geheiligten Räumen; er begnüge sich mit dem Anschauen der Passagen eines Clavier-Virtuosen neuesten Zuschnitts, oder der tiefsinnigen papiernen Contrapunkte eines Alterthümlers. Herz und Sinn für Tonkunst hat er nicht; da ist kein Ton, der einen verwandten in seiner Brust finden und miterklingen machen kann! — An diese herrliche, mit den einfachsten Mitteln geschriebene Arie schließt sich das Gebet der Israeliten: „O alles Lichtes Quell!" dem eine Arie Monoah's folgt. Auch Er vergleicht das Sonst und Jetzt; aber er beginnt mit der Vergangenheit: „Dein Heldenarm war einst mein Lied rc." singt er in Molltönen, meist im Unisono mit den Instrumenten. Während Micah in dem Zurückschauen in die ruhmvolle Vergangenheit die traurige Jetztzeit vergißt, taucht sich jedes Wort Manoah's, das er zum Lobe seines Helden singt, in Wehmuth. Der Klaggesang bezeichnet in seiner merkwürdigen harmonischen Führung das rathlose, tiefbetrübte und geängstigte Gemüth des greisen Sängers, und wie die letzten Töne seines Liedes langsam dahinsterben, so erlischt ihm auch der letzte Hoffnungsstrahl.

Die harmonischen Wendungen in dem Recitativ zwischen Samson und Manoah sind durchaus charakteristisch. Der tröstende, selbst des Trostes bedürfende Manoah singt in F-moll. Samson will keinen Trost. „Was soll ich leben?" ruft er aus; das Orchester begleitet mit dem Sexten-Akkorde auf B, dem der Dur-Dreiklang von A folgt. Bei den Worten „Bald deckt dies Aug' zwiefache Finsterniß" tritt Fis-moll ein. In mehreren enharmonischen Verwechslungen geht die Begleitung, matt pulsirend, wie das Herz des Sterbenden, nach E-moll. Dann leitet das Streichquartett in wenigen schwunghaften Akkorden, unter ihnen der Terz-Quart-Akkord, zu dem hochbegeisterten Gesange: „Zum glanzerfüllten Sternenzelt schwingt deine Seele dann sich auf!" —

Micah's frommes Gebet „O hör mein Flehn, allmächtiger Gott!" beginnt den zweiten Theil. Ihr ist bange, aber sie verzagt nicht; die Last der Leiden, die auf ihrer Seele ruht, ist nicht größer, als ihr Gottvertrauen. Im darauffolgenden Recitative tritt Dalila zum ersten Male auf. Akkorde in F-moll begleiten Micah's Frage: „Doch wer ist die, die eilend sich uns naht?" — Bei den Worten: „Weit in die Lüfte weht ihr stattlich Kleid" tritt plötzlich F-dur ein. Man sieht das wehende Gewand. Das Folgende ist unübertrefflich schön. „Sie steht, und blickt auf dich, und senkt das Haupt, der Rose gleich vom Thau gedrückt": A-moll-Dreiklang, dessen Grundton auch während des damit abwechselnden Dominanten-Akkordes liegen bleibt, und den Blick, wie festgebannt, zur Erde niederzieht. Hier begegnen wir wieder dem Terz-Quart-Akkorde. Jetzt tritt, von wenigen, fast möcht ich sagen von Sehnsucht strahlenden Akkorden eingeleitet, Dalila auf. Wir kennen sie. Das Vorausgegangene malte uns ihr Bild so klar, daß wir sie labend vor uns sehen: eine büßende Magdalena, edel und reuevoll, aber auch eine zürnende Juno, leidenschaftlich, heftig. Ihr Gesang: „Vertraue, Theurer, meinem Worte" ist ein schönes Liebeslied, im edelsten Sinne des Wortes, schmeichelnd, zart und innig, mit einem Flor sanfter Trauer umschleiert. Samson bleibt taub bei ihren Bitten, und nun erwacht ihr Zorn; die Liebe verwandelt sich in Haß. Das Duett zwischen Beiden ist voller Leidenschaft, vortrefflich gearbeitet, beide Stimmen gleichmäßig bedacht, und in der Erfindung frisch wie von heute.

Samson's Arie: „Herrlich erscheint im Morgenduft" ist ein zartes Traumgesicht, hingehaucht auf eine glatte Spiegelfläche. Der Blinde verweilt am liebsten bei dem Gedanken an die helle Sonne; von den Gespenstern der Nacht wendet er sich ab; ein einziger ausgehaltener tiefer Ton deutet das Grab der bleichen Gespenster an. — Samson geht hin zur Rache und zum Tode. Manoah, ein Augenzeuge, kommt, das Geschehene zu verkünden. Seine Darstellung ist in musikalischer Beziehung meisterhaft. Man sehe nur die Worte: „ihm einmal nur noch Stärke zu verleihen" — und:

„stürzt sie" — ferner in dem folgenden Satze: „von so schwerer Leiden Last ruhe sanft nun aus!"

Die Klage um den Helden ist edel und rührend; sie sinkt nicht zum Jammer hinab; Micah's jugendlicher, feuriger Geist, der über das frische Grab hinaus den Morgen der Freiheit anbrechen sieht, durchweht das Ganze. Der Uebergang zum Schlusse, vom Klagelied zum Preisgesang — in der That keine leichte Aufgabe! — geschieht rasch, aber ungezwungen und natürlich. Manoah's Trostesworte, begleitet von dem ernsten, in ruhiger Klarheit leuchtenden D-dur, schwingen sich hinauf zum Preisgesang, in den das Volk begeistert einstimmt und nun ein Chor das Ganze schließt, würdig dessen, der es in heiliger Begeisterung gesungen, und fürwahr! auch würdig dessen, dem es erklingt! —

Mannigfaltiges.

Der „Courrier de Lyon" berichtet nachfolgenden sonderbaren Vorfall: Vor einiger Zeit erschoß sich in der Rue Mornand ein junger Mann vor den Augen eines jungen Mädchens, Julie R..., welche er leidenschaftlich liebte und die seine Heirathsanträge abgelehnt hatte. Als man beim Geräusch des Schusses herbeieilte, fand man den jungen Mann leblos und das Mädchen einer Statue gleich, unbeweglich, die Arme ausgestreckt, in der Stellung, welche sie im Entsetzen angenommen hatte. Man versuchte es, sie zu sich selbst zu bringen, aber ihre Glieder waren steif wie jene einer Puppe. Sie war kataleptisch!! Nach einer halben Stunde ließ der Anfall nach, das Mädchen brach in Thränen aus und schien von ihren Leiden geheilt. Aber am nächsten Tage, genau zur selben Stunde, wo der unglückliche Vorfall sich ereignete, nahm Julie R..., welche sich in Gesellschaft befand, zum Erstaunen und Schrecken der Anwesenden, die Stellung wieder ein, welche sie in ihrer Unbeweglichkeit der Statue des „Entsetzens" gleich machte. An den folgenden Tagen zur selben Stunde stets derselbe Effekt. Die Bemühungen der Wissenschaft waren erfolglos im Kampfe mit der Macht des Schreckens und nur von der Zeit hoffte man Erlösung von dem sonderbaren Banne, in welchen das unglückliche Mädchen gefallen war. Julie liebte besonders ein kleines Vögelchen, welches sie — das Andenken einer theuren Person — hoch in Ehren hielt. Täglich schmückte sie den Käfig ihres Lieblings mit Blumen. In dieser Beschäftigung hatte sie ganz vergessen, daß die geisterhafte Stunde herangerückt war. In dem Augenblicke, wo sie auf einen Stuhl am Fenster gestiegen war, um den Käfig ihres gefiederten Freundes wieder aufzuhängen, streckte ein heftiger Stoß ihre erstarrenden Glieder aus, der Käfig entschlüpfte den sich öffnenden Fingern und die Unglückliche stürzte, das Gleichgewicht verlierend, in den Hof. Als man herbeieilte, lebte sie noch und konnte das Vorgefallene erzählen; aber trotz aller Hülfe hauchte sie nach wenigen Augenblicken ihr Leben aus.

Landwirthschaftliches.

Im vorigen Jahre hat ein Bauer in Unterfranken 500 Körbe Aepfel im Werthe von 1000 Gulden geerntet, während alle Bäume in seiner Nachbarschaft von den Raupen verheert worden waren. Sein Kunststück hat darin bestanden, daß er vor der Blüthe unter seinen Bäumen mit ganzem Schwefel geräuchert und so alle Raupen getödtet hat.

Gemeinnütziges.

Wie verfährt man, um die Läuse von den Hühnern zu vertreiben? — Man bestreue die Hühner mittelst einer Pfefferbüchse mit feinem Schwefel und suche dieses Mehl so viel als möglich unter das Gefieder zu bringen. Binnen einer Viertelstunde sind die Hühner von allem Ungeziefer frei. Man kann dies Mittel gefahrlos selbst auch bei kleinen Küchlein anwenden; allein noch ist durch Erfahrung nicht erwiesen, ob der Schwefel auch bei Bruthühnern zur Anwendung kommen kann, ohne die zu bebrütenden Eier zu beschädigen.

Logogriph.

Ein Jeder hat mich gern
Und sehnet sich nach mir;
Doch bleib' ich meistens fern —
Auch fern vielleicht von dir!

Ein Zeichen ab, eins d'ran —
Dann bin ich, daß ihr's wißt,
Nur da zu treffen an,
Wo man Etwas vermißt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 83. Sonntag, 12. Juli 1857.

Die zwei Wiegen.

Im Wald, den Stürme biegen,
Da ragt die Tanne stolz;
Die Menschen einzuwiegen,
Holt man herbei ihr Holz.

Haut, daß mit mächt'gem Sturze
Die Tann' am Boden lieg',
Erst macht man eine kurze,
Dann eine lange Wieg'.

Die kleine Wiege stelle
Man vor des Lebens Thor,
Doch vor des Todes Schwelle
Holt man die große vor.

Die kurze kleine Wiege
Der Mutter wird bescheert;
Die lange große liege
In ihrer Muttererd'.

Es ist die kleine Wiege,
Der Lebenslust Palast;
Doch in der großen Wiege,
Da hält der Tod die Rast.

Es hält in kleiner Wiege
Hoffnung und Liebe Haus;
Es steigt aus großer Wiege
Der Glaube einst heraus.

In kleiner Wiege reget
Das Kind die Händlein weiß,
Doch in der großen leget
Die Hände hin der Greis.

Es hauchen schon die Sorgen
Zur kleinen Wieg' hinein,
Und sprechen noch verborgen:
„Das Kind muß unser seyn.“

Doch fliehen alle Sorgen
Von großer Wiege Rand:
Am Auferstehungsmorgen,
Da werden sie verbannt.

Die Mutterliebe singet
Vor kleiner Wieg' zur Ruh';
Doch in die große dringet
Der Ruf: erwache Du!

Ein fröhlicher „Willkommen!“
Vor kleiner Wiege schallt,
Ein „Lebewohl“ beklommen
Vor großer Wiege hallt.

Die ersten Wiegenlieder
Die Mutterliebe sang,
Dann höret man sie wieder
Als frohen Himmelsklang.

Man wandert von der kleinen
Zur großen langsam zu,
Und nach dem Lachen, Weinen
Schenkt uns die große Ruh.'

Des Menschen ganzes Streben,
Des Daseyns flücht'ger Rausch,
Der Tod, so wie das Leben
Ist nur ein Wiegentausch.

Isabella.

(Fortsetzung.)

Baron Wart war abgereist. Vorher hatte er noch eine lange Unterredung mit Klementine, deren Inhalt jedoch für Alle unbekannt blieb. Mathilde beschäftigte sich von Neuem mit dem Projekt eines ländlichen Balles, von Seiten der jungen Vettern lebhaft unterstützt. In Begleitung Klementinens hatte sie das Haus am Eingange des Thales besucht und war überrascht von der Würde, Liebenswürdigkeit und Anmuth seiner Bewohner.

Das junge Mädchen, in der Erzählung jenes Abenteuers der jungen Herrn bereits erwähnt, war eine Pflegetochter Isabellens, die sie aus Barmherzigkeit als kleines Kind aufgenommen, erzogen und selbst unterrichtet hatte; eine Handlung der Wohlthätigkeit, welcher, wie ihrer Bemühung, das dankbare Gemüth Mariens und deren ungewöhnliche Begabung reichlich lohnten.

An einem Abend, an welchem der Himmel zum ersten Mal seit langer Zeit eine heitere Miene angenommen hatte, sandte die scheidende Sonne ihre längst ersehnten Strahlen; sie spiegelten sich in den Fenstern des kleinen Hauses, daß sie gleich flüssigem Golde erglänzten und gossen einen täuschenden Schimmer Grün über die noch leblosen Ranken einer wilden Rebe, von welcher diese Seite des Hauses dicht übersponnen war. Eine Terrasse zog sich vor derselben hin; von hier genoß man eine weite Aussicht in die ferne Ebene. Im Vordergrund rechts, auf einem mäßig hohen Hügel ein dunkler Tannenwald, über dessen Wipfeln sich die Ruine eines Thurmes zeigte, des letzten Ueberrestes eines Schlosses; etwas tiefer gelegen, Neu-Waldeck, das erbliche Besitzthum von Max Waldeck, ein großes, graues Haus mit hohen Giebeln, umgeben von einem kleinen Park alter ehrwürdiger Bäume. Zur Linken erblickte man die Dächer und Thurmspitzen des nahen Städtchens.

In dem traulichen Wohnzimmer der Familie Wellner ist Isabella und ihre Pflegetochter mit weiblicher Handarbeit beschäftigt, sie verweilen in der Nähe des Fensters und das schräg einfallende Sonnenlicht webt eine Strahlenglorie um den blonden Kopf des jungen Mädchens und läßt Isabellens tief schwarzes Haar noch dunkler erglänzen. Das Original entsprach dem von Klementine so treu entworfenen Bilde. Ein unvergleichlich schönes Oval, blasse, regelmäßige Züge, deren Weichheit die Zeit noch nicht zu vernichten gewagt hat; herrliche Augen, beschattet von langen, dunklen Wimpern, aber über Allem diesem ein Ausdruck so stiller Ruhe, daß man sie beinahe Ermüdung nennen möchte. Vater Wellner, ein noch rüstiger Greis, sitzt lesend an der Seite. Seine Züge sind tief gefurcht, doch ihre ausdrucksvolle Beweglichkeit verräth ein noch jugendlich rasches Blut.

Die Sonne ist hinter die fernen Berge gesunken; das Zimmer ist nur noch matt erleuchtet und die wieder aufsteigenden Wolkenmassen lassen das Dämmerlicht in rasche Dunkelheit übergehen.

Ein seltsames Geschöpf ist indessen eingetreten, nicht Knabe, nicht Greis und dennoch etwas von Beiden, kaum von der Größe eines Zwölfjährigen bezeichnen seine Bewegungen die Gesetztheit und Langsamkeit des Alters. Die Arme sind unverhältnißmäßig lang, muskulös, während die kurzen Beinchen nicht Kraft genug zeigen, den Oberkörper zu tragen. Zwischen den hohen Schultern sitzt ein nicht minder seltsam geformter Kopf und ein Gesicht, häßlich wie ein Affe.

Es ist Thomas, der Zwerg, und nach seiner Kleidung, einer Art Livree, zu schließen, ein dienstbarer Geist des Hauses. Er ist mit einer Schaufel glühender Kohlen zu dem kleinen, dunklen, irdenen Ofen getreten und nachdem er sich mit voller Muße überzeugt, daß mit Hülfe derselben das aufgelegte Holz, ohne Rauch zu verbreiten, in eine helle Flamme übergegangen war, deren lustig summende Gefräßigkeit sein Ohr ergötzt, trifft er mit leisen Schritten die übrigen Anordnungen für den Abend. Er trägt ein kleines Tischchen vor den Armsessel des alten Herrn und nachdem er noch zwei weitere Stühle herbeigerückt, zündet er die Lampe an; er ordnet das Theebrett und bringt auf Verlangen eine gestopfte Pfeife nebst brennendem Fidibus. Allen diesen Obliegenheiten entledigte er sich mit einem Geschick und der geräuschlosesten Gewandtheit, welche man seiner Mißgestalt nicht zugetraut hätte. Während Allem dem aber hing sein Blick an Isabellens Augen und ein billigender Wink derselben rief unverkennbares Behagen in seine Züge. Nun ein gütiges Lächeln von ihr und er scheint vollkommen glücklich; sein großer Mund verzieht sich zu einem Grinsen, doppelt häßlich, aber dennoch rührend, da es seiner thierischen Physiognomie den Ausdruck der Empfindung verleiht.

„Und nun, Isabella," fragte Vater Wellner, „hast Du Dich endlich entschlossen, die Einladung zu dem Balle anzunehmen?"

„Laß mich bei Dir zu Hause bleiben, Vater! Ich passe nicht an solchen Ort."

„Wenn ich es aber verlange, daß Du gehest, daß Du Marie's Eintritt in die Welt überwachst?"

„Klementine wird meine Stelle bei ihr vertreten, ach! Laß mich hier bleiben," und Isabellens Stimme klingt bange und flehend.

„Laune, nichts als Laune," ruft der Alte heftig, „ich will es, ich befehle, daß Du gehest; man soll nicht sagen, daß die Sorge um mich Dich zurückgehalten, ich werde diesen Abend ganz gut allein verbringen können; man soll nicht sagen, daß Isabella Wellner die Gesellschaft meide, daß sie sich nicht in derselben zu benehmen wisse," und der Ausdruck väterlicher Eitelkeit und Genugthuung verbreitet sich bei diesen letzten Worten über Wellners Angesicht.

Isabellens fest, beinahe schmerzlich geschlossene Lippen lösen sich zu einem sanften Lächeln, da sie den Beweggrund zu der ungewohnten Strenge des Vaters erkannt hat.

„Marie! Hole nun Papier und Schreibzeug, ich will selbst an die Modistin in der Stadt schreiben, damit Ihr Beide auch standesmäßig gekleidet auftreten möget."

Mariens Miene verbirgt nur mühsam ihr Erstaunen über ein solches Vorhaben, doch gehorcht sie augenblicklich und schweigend.

(Fortsetzung folgt.)

Ein theurer Maskenball.

Die Maskenbälle der großen Oper in Paris sind, namentlich für die verheiratheten Frauen, immer ein Gegenstand ungeduldigsten Sehnens. Eine Weigerung seitens des Mannes führt leicht zu Täuschungen und Plänen, deren Folgen oft unberechenbar sind. Folgende Geschichte gibt davon einen Beweis, obwohl gerade in diesem Falle der Mann nur einige Juwelen einbüßte.

Madame D..., die kurz, nachdem sie das Kloster verlassen, einen Offizier geheirathet hatte, brannte vor Sehnsucht, einen solchen Opernball zu besuchen. Ihr Mann hatte sich indeß unerbittlich gezeigt. An einem Sonnabend rief ihn jedoch der Dienst auf einige Zeit aus Paris ab, und Mad. D... sah nun der Möglichkeit entgegen, ihre Neugierde befriedigen zu können. Eine mit ihr im Kloster erzogene Freundin, die gleichfalls erst vor Kurzem durch eine glänzende Heirath in die große Welt eingetreten war, theilte den gleichen Wunsch, und so stiegen denn gegen Mitternacht beide Frauen zitternd in einen Fiaker und begaben sich in das zu dieser Zeit noch ziemlich leere Foyer. Sie waren übereingekommen, um halb 2 Uhr den Ball zu verlassen, um spätestens um 2 Uhr zu Hause seyn zu können.

Bald füllten sich die Säle. Die beiden Freundinnen, ermüdet von dem Auf- und Abgehen im Foyer, sahen sich vergeblich nach einem Platze um. Alles war besetzt und Niemand schien seinen Platz verlassen zu wollen. Endlich fand sich ein leerer Sitz im Corridor der ersten Logen, und Mad. D... nahm denselben sofort ein, um sich ein wenig von der Aufregung zu erholen, die sie noch nicht ganz hatte unterdrücken können. Ihre Freundin entfernte sich, um nach einigem Verweilen im Foyer mit ihr den Platz zu wechseln.

Kaum war sie verschwunden, als eine Maske sich zu den Füßen der Mad. D... wirft, die burleskeste Erklärung von der Welt ihr zu machen beginnt und ihre Worte mit noch burleskeren Bewegungen begleitet. Man begreift den Schreck und die Unruhe der Mad. D...; bald sammelte sich eine Menge Masken um sie, und vergeblich bat und beschwor sie ihren Verfolger, der seine Demonstrationen nur noch vervielfältigte. Sie war einer Ohnmacht nahe, als ein Mann von großer Gestalt, blondem Haar und grauem Schnurrbart zwischen sie und ihren lächerlichen Anbeter trat, ihr den Arm bot und sie von ihrem Sitze wegführte.

„Wie kommt es, daß ich die schöne Mad. D... an einem Orte, wie dieser ist, treffe?" sagte er, als sie sich einige Schritte entfernt hatten.

„Sie kennen mich, mein Herr? — dann bitte ich Sie, mir einen Wagen kommen zu lassen."

„Ich kenne Sie, Madame, und ich kenne Ihren Mann. Ich bin der General C***."

Der Unbekannte nannte hiebei einen der achtbarsten Namen der Armee. Mad. D... kannte diesen Namen, aber nicht persönlich den, der ihn führte.

Als sie in die Vorhalle kamen, war die fieberische Aufregung, welche Mad. D... bisher aufrecht erhalten hatte, vorüber und sie fühlte sich wieder so schwach, daß sie nicht weiter konnte.

„Erlauben Sie, Madame," sagte ihr Begleiter, „daß ich Sie an einen Ort führe, wo Sie sich erholen können."

Damit zog er sie in eine Restauration hinein. Sie wagte nicht, sich zu weigern, ihm zu folgen, theils aus Furcht vor ihm und aus Besorgniß, es möchte Aufsehen erregen, theils vielleicht, weil ihre Füße sie wirklich nicht weiter trugen. Der

Fremde bestellte ein Souper, ungeachtet der Protestationen seiner Begleiterin, und schickt sich an, Austern und Geflügel zu speisen, wobei er ganz unnützer Weise in Madame D... drang, seinem Beispiel zu folgen. Diese erwartete ungeduldig das Ende einer Erholung, welche kein Ende zu nehmen schien; auf einmal fielen ihre Augen auf eine Uhr, sie erinnerte sich, daß ihre Freundin sehr unruhig über ihre Abwesenheit seyn mußte. Sofort schlug der Fremde vor, er wolle ihre Freundin holen, sie zu Mad. D... bringen und dann beide nach ihrer Wohnung begleiten. Er eilte fort, ohne die Zustimmung der Mad. D... zu erwarten. Sie wartete eine halbe Stunde, dreiviertel Stunde, eine volle Stunde, der Fremde erschien nicht wieder. Es blieb ihr nichts übrig, als allein fortzugehen. Da brachte ihr der Kellner die Rechnung: das Souper betrug im Ganzen 42 Franken. Mad. D... bemerkte, daß sie kein Geld bei sich hatte. Was war zu thun? Sollte sie ihren Namen, ihre Wohnung dem Kellner sagen? das war zu gefährlich. Sie zog es vor, ihm ein Armband, im Werthe von mehreren hundert Thalern dazulassen, mit der Bemerkung, sie würde es morgen holen lassen. Der Kellner brachte ihr nun einen Fiaker und bald war sie glücklich in ihrer Wohnung.

Am andern Tage war ihre erste Sorge, ihr Armband holen zu lassen. Aber als ihr Beauftragter den Zweck seines Kommens erklärt hatte, schickte man ihn lachend wieder fort.

„Was wollen Sie?" sagte der Kellner; „ein Armband? Sagen Sie Ihrer Herrin, ich hätte es bereits dem General gegeben, der es in ihrem Auftrage abverlangt und mir hundert Sous für meine Mühe gegeben hat."

An dieser Antwort erkannte Mad. D..., daß der vorgebliche General nichts weiter als ein Betrüger war, der einen angesehenen Namen sich beigelegt hatte, um bessere Geschäfte zu machen, daß ferner der exaltirte Anbeter einer seiner Gehülfen war, und daß diese Excursion auf den Maskenball ihrem Manne gegen 600 Franken koste.

Mannigfaltiges.

Daß „im Verzögern" nicht immer Gefahr, sondern oft sogar Glück liegt, beweist folgende Geschichte: Das Schiff „Samuel Russell" segelte Ende vorigen Jahres mit einer werthvollen Ladung Thee und Seidenzeugen von China nach New-York, erreichte aber den Hafen in Folge sehr schlechten Wetters erst nach einer Fahrt von 190 Tagen, als der Termin zum Verkaufe der Ladung längst abgelaufen war. Während dieser Fahrt brachen die Feindseligkeiten in Canton aus, die Preise der obigen Waaren stiegen und die Ladung ist nun für ihre Eigenthümer 40—50,000 Dollars mehr werth, als wenn das Schiff eine schnelle Reise gemacht hätte.

Sonst und Jetzt.

Fruchtpreise in Mainz am 27. Juni 1792.	fl.	kr.	Fruchtpreise in Mainz am 26. Juni 1857.	fl.	kr.
Waizen	6	53	Waizen . . .	15	1
Korn	4	24	Korn	9	53
Gerste	3	30	Gerste . . .	8	25
Hafer	3	28	Hafer . . .	6	59

Hierbei ist allerdings das Verhältniß des alten Mainzer Malters — mit dem hessischen Maaß- und Gewichtssystem in Anschlag zu bringen.

Viersilbige Charade.

Erste Silbe.

Was die benennt, das ist schon lang gewesen,
Die Neuzeit will es ganz und gar vertreiben;
Sie will von mir Nichts hören mehr und lesen,
Und meiner Sitte nicht mehr treu verbleiben.
Und doch — das sag' im völl'gen Ernst ich jetzt —
Ist sie's nur, die Erfahrung bringt zuletzt.

Zweite, dritte und vierte Silbe.

Der Adel ist in uns'rer Pfalz bekannt,
Man glaubet auch, er stamme wohl von hier.
Die schönsten Burgen, die man dir genannt,
Beherrschte stolz der alten Grafen Zier.
Doch heut' sind ihre Schlösser nur Ruinen,
Und ruhig, stille ist es jetzt auf ihnen.

Das Ganze.

Da haus't nicht mehr der Ritter keck und kühn,
Da wohnt nicht mehr die süß besung'ne Maid;
Die Luft zieht über öde Mauern hin
Und zeiget ernst dir die Vergänglichkeit.

Auflösung des Räthsels in № 82:

Glück. Lücke.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 84. Dienstag, 14. Juli 1857.

Isabella.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr schickte sich zu schreiben an, er rückte die Lampe näher und wischte wiederholt mit seinem Taschentuch die Gläser der silbernen Brille, es will nicht gehen, die Hand zittert, die Augen sind zu trüb und schon um etwas nachgiebiger gestimmt übergibt er die Feder Marien und diktirt ihr den Brief:

„Schreibe die Einleitung: Meine werthe Madame, zwar unbekannt, erwarte doch reelle, prompte Bedienung; vertraue ihrem guten, vielgerühmten Geschmack (man muß diesem Stand immer ein wenig des Schönen und Artigen zu sagen wissen). Für Dich, meine liebe Marie, wird sie rosa Seide wählen, für Isabella Orange oder Chamois, welche der beiden Farben sie vorziehen wird. Wie viele Ellen werden nöthig seyn? Warte, warte, ich werde mich sogleich erinnern; ja, ja, jetzt weiß ich es, neun Ellen genügen vollkommen, so viel las ich stets auf den Rechnungen meiner seligen Frau, ich hoffe, mein Gedächtniß, mein guter Geschmack werden mich noch nicht verlassen haben. Als Kopfputz, wirst Du der Madame schreiben, soll sie einen kleinen Turban von schwarzem Sammt wählen, mit einer wallenden, weißen Feder geschmückt. Doch, um den Ausputz des Kleides nicht zu vergessen, eine Spanne hoch ohngefähr von dem unteren Saum der Robe müssen zwei kleine Falbeln angebracht werden, welche wieder mit einem kleinen, regelmäßigen Zwischenraum mit dunkelrothen Rosenknospen ausgeschmückt sind, ganz dasselbe muß sich oben auf dem glatten Leibchen wiederholen."

Wellner schwieg, sichtlich erschöpft von der ungewohnten Anstrengung, den schlagendsten Beweis seines guten Gedächtnisses, oder eines vorzüglichen Geschmacks geliefert zu haben; mehr noch aber schien er zufrieden zu seyn mit diesen seinen Anordnungen bezüglich der Toilette seiner Töchter.

Aus Mariens hellen Augen hatte längst schon die Lachlust gestrahlt, nun hielt sie sich nicht länger und der laute Ausbruch ihrer Heiterkeit schien den alten Herrn nicht wenig in Verwunderung und Mißstimmung zu versetzen.

„Ach, Großpapa! Verzeihen Sie," rief Marie, „aber diese Maskerade wäre köstlich!"

„Es ist ganz der Anzug, wie ihn meine Selige einmal getragen," bemerkte Wellner piquirt.

„Aber, lieber Großpapa, bedenken Sie, vor dreißig Jahren!" und Marie lachte von Neuem.

Der alte Herr schob verlegen die kleine Sammtmütze aus der kahlen Stirne.

„Hm, so," sagte er endlich, „nun hast Du freilich nicht so Unrecht, wie ich Anfangs wähnte. Zum mindesten wirst Du aber nach der Stadt schreiben und die Kleiderstoffe bestellen. Das Weitere werde ich wohl Euch allein überlassen müssen."

„Aber," begann Marie.

„Kein aber, ich will es so."

„Uebermorgen ist der Tag des Balles, es ist wirklich unmöglich, bis dahin neue Kleider aus der Stadt zu schaffen. Lieber Großpapa! Ueberlassen Sie nur mir die Sache, ich verspreche Ihnen, Isabella soll so hübsch erscheinen, daß Sie selbst keinen Tadel finden werden. Ein schwarzes Atlaskleid wird ihrer matten Gesichtsfarbe vortrefflich entsprechen und für den Haarputz nehmen wir einen schwarzen ächten Spitzenschleier."

„Ich will doch nicht hoffen!" brauste der Alte heftig auf, „daß sie wie eine Nonne gekleidet erscheinen soll!"

„Wie eine schöne Spanierin," sagte Marie begütigend, „wir fügen in das Haar und vor die Brust noch frische rothe Kamelien hinzu, auch wird sie für diesen Abend den Anblick ihrer schö-

nen Schultern und herrlichen Arme der Welt vergönnen müssen. Ich freue mich schon zum voraus, wie hübsch Tante Bella seyn wird!" Und die jubelnde Marie umschlang liebkosend bei diesen letzten Worten den Nacken ihrer Wohlthäterin.

„Und Du mein Kind, wie willst Du erscheinen?" fragte Wellner, „wird es für diesen Abend alle meine Kamelien kosten?"

„Nein, nein, Großpapa, so schlimm kommt es nicht; für mich wird sich schon irgendwo ein Zweig weißer Blüthen finden und diese wie ein einfaches, weißes Kleid werden sich am Besten zu meinen ländlich rothen Wangen und meiner bescheidenen Herkunft schicken."

„Sonderbar, sonderbar das, was sie jetzt Mode nennen! Isabella wird sich trotz der rothen Kamelien wie eine trauernde Nonne ausnehmen und das kleine Mädchen gar will sich wie ein Bräutchen kleiden. Zu meiner Zeit," schloß Vater Wellner, „da ließ man der Jugend noch, was ihr gehörte, die heiteren, frischen Farben, des Alters Grau und Düster kam uns noch früh genug. Ich fürchte, es ist dies nicht allein mit den Kleidern so, auch die Menschen sind anders, als damals; keine Jugend mehr, keine Jugendlust und froher Muth; sie werden alle vor der Zeit alt und klüger, als mir gefallen will," und der alte Herr erhob sich und ließ sich kopfschüttelnd von Thomas nach seinem Schlafzimmer geleiten.

* * *

Die Fenster des Herrenhauses Neu-Waldeck waren alle festlich erleuchtet, Mathilde lief von Zimmer zu Zimmer, sah erhitzt aus und war mehr mit den Anordnungen zu dieser ländlichen Fête beschäftigt, als wenn es einen Ball in der Stadt gegolten hätte. Einige der Gäste waren bereits zwar so frühe angelangt, daß selbst die beiden jungen Vettern ihre Toilette noch nicht beendigt hatten. Nun begann sich der Salon rascher zu füllen, die festgesetzte Zeit war da und die Eingeladenen fanden sich zu Wagen und zu Fuße ein. Wo die Damen eine besondere Vor- und Rücksicht für nothwendig erachtet hatten, war ein Ein- oder sogar Zweispänner aufgeboten worden, die Mehrzahl aber kam ganz bescheiden zu Fuß, von einer Laterne begleitet, eine für Mathilde als verwöhnte Städterin staunenswerthe Erscheinung. Schwerlich war sie bei dem Beginn des Festes mit ihrer Umgebung ganz zufrieden. Da waren schwarze Fräcke von unglaublichem Schnitt, die sich heute aus ihren langen Träumen und stillen Schränken herausgerissen und in Beleuchtung versetzt sahen, welche beschämend für sie war; da wären von Seiten der Damen ungeheure Anstrengungen geschehen! Man hatte den Haarputz so fremdartig gestaltet, daß die Gesichter ganz unkenntlich erschienen. Die Einen waren verlegen, Andere wieder allzu dreist; man sah selbstzufriedene und mißvergnügte Mienen. Mathilden wollten die Leute wie ausgetauscht vorkommen, sie bereute einen Augenblick ihr ganzes Unternehmen und schauderte bei dem Gedanken, von einer ihrer spottlustigen Stadtfreundinnen in solcher Umgebung betroffen zu werden. Allmälig aber siegte ihre natürliche Gutherzigkeit, sie mußte zugeben, daß nur die Außenseite verschieden war von jenen Kreisen, in welchen sie sich zu bewegen pflegte. Die Menschen in ihren Schwächen mochten, wie Klementine gesagt hatte, hier wie dort dieselben seyn. Je weiter dann der Abend vorrückte, die Gemüther wärmer wurden und sich unbefangen und natürlich gaben, versöhnte sie sich mehr und mehr und als sie zuletzt in den Tanzsaal trat, zu den jungen, von Freude und Erwartung strahlenden Mädchen, da mußte sie sich sagen, daß, um hübsch und vergnügt zu seyn, weder Atlas noch kostbare Spitzen erforderlich sind. Man tanzte, man plauderte und lachte; man soupirte und empfahl sich endlich, ganz so, als wäre die eleganteste Welt versammelt gewesen. Die Gäste nahmen ihren Rückweg, wie sie gekommen waren; diejenigen, die sich zuerst eingestellt, gingen auch zuletzt wieder.

Isabella und ihre Pflegetochter waren in die Garderobe eingetreten, Klementine begleitete sie. Während Marie eifrig bemüht war, Isabellens Mantel aus den übrigen herauszufinden, sprachen die beiden Freundinnen leise zusammen: „Auf Morgen also," schloß Klementine, „ich muß Dich allein und in einer Angelegenheit sprechen, welche keinen Aufschub erleiden darf; leider hat mich mein Unwohlseyn bis heute zurückgehalten. Nimm einstweilen diesen Brief mit Dir, nein! Blicke nicht auf die Adresse, verspreche mir vielmehr, denselben bis morgen früh noch unerbrochen zu lassen."

„Was soll dies Alles," fragte Isabella mit Befremden, zugleich aber ließ sich von Außen ein auffallender Lärm vernehmen, laute, heftig sprechende Stimmen. Klementine öffnete die Thüre gerade in dem Augenblick, als ihr Bruder Max, von einem Diener gefolgt, der Treppe zu vorübereilte. Der Wagen fuhr eben vor.

„Der seltsame Mensch fiel wie ein wildes Thier über ihn her," hörte sie den Diener noch sagen.

Nun erschien auch Marie mit allen Anzeichen des Schreckens, sie war schon früh aus dem Zim-

mer getreten, um die Ursache des Lärms zu erfragen.

„Ach, komme rasch, Bella," rief sie, „es ist Thomas, der unglückliche Thomas, der einen fremden Herrn hier unten angefallen hat und ihn zu erwürgen sucht."

Isabella eilte, von Klementine gefolgt, hinab. Als sie auf der ersten Stufe der Treppe anlangte, welche in's Freie hinausführte, sah sie, wie unten in dem Hof einer der Diener einem dunkeln Gegenstande, der sich an einen großen, schlanken Mann angeklammert hatte, einen Schlag versetzte.

„Oh! Was habt Ihr gethan?" hörte sie eine bekannte Stimme mit strengem Vorwurf sagen, „Ihr werdet das unglückliche Geschöpf getödtet haben." Und den schlaff und leblos in seinen Armen hangenden Körper des Zwerges Thomas nach der Treppe zu tragend, trat der Fremde, es war der Baron Wart, in den Bereich des Lichtes.

Isabella selbst, hell umstrahlt von mehreren Kerzen, welche die herbeieilenden Diener trugen, stand ihm in diesem Augenblick gerade gegenüber, Beide blickten sich betroffen an.

„Isabella!" rief Wart in einem Tone des Entzückens, welchen ihre ganze Erscheinung rechtfertigte; sie aber hob, wie abwehrend, die Arme gegen ihn. Da fiel ein voller Strahl des Lichtes auf Wart's Gesicht, daß jeder einzelne Zug, auch die Narbe auf seiner Wange, deutlich sichtbar war; Isabella prallte zurück, sie wurde bleich wie der Tod und Schmerz und Entsetzen verbreiteten sich über ihre Züge. „Oh, die Narbe, er trägt die Narbe," flüsterte sie leise, aber bei der Eigenthümlichkeit des tiefen Tones dennoch vernehmbar und sank ohnmächtig zu Boden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Mit vielem Erfolg ist man auf der Sternwarte zu Rom unter der Leitung des Direktors P. Secchi bemüht, photographische Darstellungen einzelner Landschaften des Mondes auf Papier in großem Maßstabe zu liefern. Man hat zwar schon seit längerer Zeit Daguerreotypen der Mondfläche, namentlich in England, angefertigt; allein von viel mehr Interesse sind die Photographien des Mondes der römischen Sternwarte, weil sich in Rom zur Ausführung solcher Bilder zweierlei bietet: ein heiterer, klarer, wenig getrübter Himmel und ein ausgezeichnetes Instrument. Das Interessanteste dieser Lichtbilder liegt aber darin, daß sie einzelne Partien des Mondes darstellen. Das Philosophical Magazine enthält vom Direktor Secchi eine Mittheilung und zugleich eine genaue, ins Detail gehende Zeichnung eines Mondgebirges „Copernicus". Es wurden wegen der Größe dieser Mondlandschaft, die sich in einer Nacht nicht vollständig aufnehmen läßt, sechs Monate auf die Arbeit verwandt, da alle günstigen Mondstellungen wieder abgewartet werden mußten, um den in der ersten Nacht aufgenommenen allgemeinen Umriß an andern Abenden auszuführen und das allmälig Ausgeführte mit dem Monde in derselben Phase zu vergleichen. Die Zeichnung ist in einem sehr ansehnlichen Maßstabe, ungefähr 10 geographische Meilen auf 1 Zoll mit einem Refraktor von 9 Zoll freier Oeffnung gefertigt. Der Copernicus, gebildet aus sieben nahezu senkrechten Hauptbergkuppen von fast gleicher Länge, deren Spitzen in einem Kreise von 24 Meilen Radius liegen, ist ein Ringgebirge, dessen Inneres ganz das Ansehen eines Kraters hat; der Krater dieses vielleicht schon seit Jahrtausenden erstarrten Schlundes hat zwölf Meilen im Durchmesser. Zur Entscheidung der wissenschaftlichen Frage, ob das aus der Vollmondscheibe ausstrahlende Licht in allen Punkten von gleicher Intensität sey, machte Direktor Secchi am 10. Januar d. J. von neuem photographische Abbildungen des Mondes. Das zum Photographiren angewendete Collodium war sehr empfindlich; ein photographischer Versuch gelang in 12 Sekunden, ein zweiter in 5 Sekunden. Bei beiden Bildern war es unmöglich, einen Unterschied der Intensität des Lichtes zwischen dem Centrum und dem Rande zu bemerken.

Die letzte Rolle des Schauspielers. Der einzige Sohn eines begüterten Landmannes in Oberösterreich besuchte die Münchener Universität. Nach den vollendeten Studienjahren sollte er sich nach dem Willen des Vaters einem seinen Kenntnissen angemessenen Stande widmen; doch der Sohn zog es vor, sey es nun aus romantischer Neigung, oder in Folge des Universitätslebens, sich als Schauspieler anwerben zu lassen, wodurch er sich den Widerwillen seines Vaters zuzog, der ihm nach verschiedenen vergeblichen Vorstellungen endlich drohte, ihn bis auf den gesetzlichen Pflichttheil zu enterben. Da aber auch dieses nicht fruchtete, so beschloß der Vater, seine Drohung auszuführen, und setzte ein Testament auf, in welchem die „lachenden Erben" reichlich bedacht waren. Der Sohn

führte sein Wanderleben fort, spielte bald in diesem, bald in jenem Orte; da erhielt er eines Tages einen Brief aus der Heimath, in welchem ihm sein Freund, der Schulmeister des Ortes meldete, daß der Vater sehr schwer krank und dem Tode nahe sey. Unserm Schauspieler mochte wohl der karge Pflichttheil nicht genügen, er berieth sich daher mit dem Komiker der Truppe, was zu thun, und fand dessen Rath der Ausführung werth. In dem Zimmer des kranken Vaters waren die lachenden Erben versammelt, mit erpreßten Thränen horchten sie seinem letzten Athemzuge. Plötzlich tönt Schellengeklirr in's Zimmer herein, ein eleganter Schlitten hält vor dem Hause und im nächsten Augenblicke stürzt ein junger Mann mit einer fremden, glänzenden Uniform in's Zimmer, und mit dem Ausrufe: „Mein Vater!" kniete er am Lager des Verscheidenden. Dieser erkennt seinen Sohn, und nachdem er von ihm vernommen, daß er als Offizier in einem fremden Regimente, mit einer wichtigen Sendung betraut sey und einen Umweg gemacht habe, um seinen geliebten Vater nochmals zu sehen, verzieh er ihm, ließ von dem anwesenden Schulmeister ein neues Testament aufsetzen, worin er seinen Sohn zum Universalerben erklärte, gab ihm seinen Segen — und verschied. Die Anverwandten zogen mit langer Nase ab, der Gutsherr, der am Bocke seines Schlittens saß und in den Plan eingeweiht war, wünschte ihm Glück, der Schulmeister bereute nie, hülfreiche Hand dabei geleistet zu haben, und der Sohn zog seine Theateruniform aus, beweinte seinen Vater, und diese Thorheit bereuend, faßte er den Entschluß, nie mehr im Leben Komödie zu spielen.

Das „Düsseld. Journ." erzählt unterm 20. v. M.: Bei dem vor einigen Tagen stattgehabten Manöver der Truppen vor dem General-Feldmarschall v. Wrangel hatte ein Husar, der als Flankeur ausgeschickt war, das Unglück, beim Retraite-Blasen vom Pferde zu stürzen. In demselben Augenblicke mußte das Regiment im Galopp auf gegebenes Commando vorrücken; es war wie in der Schlacht, das Regiment mußte über den Kameraden losgehen und glücklicherweise wurde er von keinem der Pferde getroffen. Als das Regiment über ihn und sein Pferd hergesaust, raffte sich der wackere Husar wieder auf, stieg rasch auf sein Pferd und war mit gezogenem Säbel wieder in Reih und Glied, ehe die Attake zu Ende war.

In jeder Sekunde stirbt, wie bekannt, ein Mensch auf dem Erdkreise. Die Berechnung, die ein französisches Blatt hierüber anstellt, ist folgende: Die Erde ist ungefähr von einer Milliarde Menschen bewohnt, deren durchschnittliche Lebensdauer 33 Jahre beträgt, so daß täglich 86,400 und jährlich 31,536,000 Menschen sterben. Alle 33 Jahre also ist die Milliarde von der Erde verschwunden. Das Jahr hat aber gleichfalls 31,536,000 Sekunden, so daß in jeder also ein Mensch stirbt.

Ein Kaufmann in London brauchte einen Laufburschen und heftete an seine Ladenthür einen Zettel mit den Worten: „Ein Knabe wird gewünscht." Am nächsten Morgen fand er in einem Körbchen, am Thürdrücker hängend, ein Kind, in dessen Händchen ein Zettel war, mit einem lakonischen: „Hier ist er!"

In Van-Diemens Land sollen Frauen so sehr gesucht werden, daß junge, dorthin auswandernde Damen schon Heirathsanträge durch Sprachrohre zugerufen bekommen, ehe sie nur einmal ans Land treten.

In einigen Restaurationen Wiens ist eine nicht unpraktische Neuerung eingeführt worden. Es werden nämlich auf den Speisetarifen die Preise der Fleischgattungen nach dem Gewicht angesetzt, und der Gast kann sich sonach, statt wie bisher eine Portion, nach seinem Appetit ein Viertel- oder ein Halb-Pfund Braten bestellen.

Napoleon I. sagte eines Tages mit maliciösem Lächeln zu einem berühmten Pariser Arzte: „Bitte, sagen Sie mir doch einmal aufrichtig, wie viel Menschen Sie in Ihrer Praxis getödtet haben?" — „Sire," entgegnete ruhig der Arzt, „etwa 500,000 weniger, als Ihre Majestät!"

Ein dänisches Blatt brachte die Nachricht, daß im Sund ein Boot umgeschlagen sey, wobei zwei Menschen und drei Schweden ihr Leben verloren.

Auflösung des Räthsels in № 83:

Altleiningen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 85. Freitag, 17. Juli 1857.

Isabella.

(Fortsetzung.)

Für die nächste Stunde herrschte nicht geringe Verwirrung und ein allgemeines Staunen über den unerklärlichen Vorfall. Isabella, sobald sie wieder zur Besinnung gekommen, verlangte dringend nach Hause; der arme Zwerg jedoch mußte vorderhand zurückbleiben, er schien ernstlich verletzt zu seyn und man hatte seinetwegen bereits nach dem Arzt gesandt. Mathilde war von dem Ganzen ungewöhnlich aufgeregt und sie brannte vor Begierde, den Zusammenhang der Ereignisse zu erfragen, welche, wie Sie deutlich erkannt hatte, für Klementine, wie für ihren Gatten keine schwer zu lösenden Räthsel waren. Klementine rieth ihr jedoch, die Ruhe aufzusuchen und wollte vor dem morgenden Tag keine Erklärungen geben.

Max war sehr beunruhigt um Baron Wart, der in die dunkle Nacht hinaus fortgerannt und noch nicht zurückgekehrt war. Seine Besorgniß hatte sich auch Klementinen mitgetheilt.

Ein schweres Gewitter, welches längst gedroht, hatte sich indessen über die Gegend entladen, es folgte Blitz auf Blitz, Schlag auf Schlag und der Regen goß in Strömen. Der rückkehrende Bote, welcher abgesandt worden, den Arzt zu holen, wollte Hülferufe aus einer nahen Schlucht vernommen haben, welche zur Nachtzeit und bei einem solchen Wetter nicht ohne Gefahr zu passiren war, und nach allen Mittheilungen über die Richtung, welche der Baron eingeschlagen, war er gerade nach jener Seite hin gelaufen; so hatte man also begründete Ursache, zu fürchten, daß ihm ein Unglück zugestoßen sey.

Max entschloß sich darum rasch, in Begleitung zweier Diener mit Fackeln nach jener Gegend zu reiten und die Spur des Vermißten aufzusuchen. Mathildens Angst, ihre Bitten und Thränen vermochten ihn nicht zurückzuhalten; er stellte ihr in freundlichen, jedoch entschiedenen Worten die Nothwendigkeit vor, die Suchenden selbst anzuführen. Er bat seine Schwester, Sorge für die aufgeregte Mathilde zu tragen und den Rest der Nacht bei ihr zu bleiben, dann verließ er noch während des ärgsten Wetters Haus und Hof mit seinen Begleitern. Mathilde, zunächst von Sorge und Angst um seine Sicherheit erfüllt, war kaum einem vernünftigen Zuspruch und Trost zugänglich, zugleich verfolgte sie die Erinnerung an ihr eigenes Betragen in der letzten Zeit; sie fühlte zum ersten Male die Größe ihres Unrechts und quälte sich mit Selbstvorwürfen. Ihre kindischen Launen, ihre Selbstsucht und vor Allem ihre Gefallsucht und Eitelkeit dem Baron gegenüber fielen ihr schwer auf's Herz, während die unveränderte Güte ihres Gatten, seine zarte Rücksicht auf Alles, was sie betraf, und nun die edelmüthige Aufopferung, mit welcher er sich hinaus in Nacht und Wetter und sogar möglicher Gefahr begeben hatte, um gerade jenen Mann aufzusuchen, sich ihr als greller Gegensatz entgegenstellte. Und sie, die sich so vieler Fehler schuldig bekennen mußte, hatte mit Geringschätzung auf ihren Gatten herabgesehen und war nahe daran gewesen, sich in ein eingebildetes Unglück hinein zu träumen, bis dasselbe zu einem wirklichen geworden wäre, das nicht nur sie allein, sondern auch jenen, der sie so wahr und innig liebte, betroffen hätte. Mathilde weinte und schluchzte wie ein Kind, das nicht allein Reue fühlt, auch Strafe für seine Vergehungen fürchtet und wie ein Kind schlief sie zuletzt unter Thränen ein, um in ihren Träumen von den bangsten Vorstellungen und Bildern der Gefahr heimgesucht zu werden, welche ihre Unbesonnenheit hervorgerufen. Niemals hatte sie so tief empfunden, wie theuer ihr geliebter Max ihrem Herzen war, als in diesem fieber-

haften Zustande. Und als sie am Morgen erwachte, fühlte sie, obgleich die unnatürliche Aufregung nun vorüber war, daß diese letzten Eindrücke nachhaltig bleiben, sich sobald nicht wieder in ihrem Gemüthe verwischen sollten. Ihre erste Frage galt nun ihrem Gatten; er war, wie auch Baron Wart, wohlbehalten schon vor zwei Stunden heimgekehrt, war hier gewesen, doch hatte er ihren Schlummer nicht stören wollen.

Klementine hätte sich, wie das Kammermädchen berichtete, in dieser Nacht nicht zur Ruhe begeben, sondern bis zur Rückkehr ihres Bruders hier bei Mathilden gewacht, dann, als auch der Baron heimgekommen war, mit diesem eine lange Unterredung gehabt und war, noch ehe die Sonne aufgegangen, fortgeeilt, um, wie sie hinterlassen, ihre Freundin Isabella in ihrer nahen Wohnung aufzusuchen.

Baron Wart aber hatte in aller Frühe schon Pferde an seinen Reisewagen aus dem Städtchen kommen lassen und nach dem Abschied und den letzten Worten zu schließen, welche er mit Max Waldeck ausgetauscht, war er abgereist, um sobald nicht wieder zu kehren.

Ehe noch Mathilden Muße genug geworden war, über diese Mittheilungen nachzudenken, kehrte Klementine zurück. Sie trat in Mathildens Zimmer, legte Hut und Mantel ab, welche feucht vom Thau des Morgens waren und setzte sich zur Seite ihres Bettes.

„Bleibe ruhig, wo Du bist," sagte sie freundlich, „Du siehst blaß und erschöpft aus von all der Unruhe, welche Du gestern erfahren. Max hat sich vor kaum einer Stunde auf sein Bett geworfen, um seine große Ermüdung auszuschlafen. Wir haben nun übrige, ungestörte Zeit zum Plaudern, die wir nicht besser anwenden könnten."

„Aber beste Klementine, wie man mir sagte, hast Du in dieser Nacht noch gar keine Ruhe genossen."

„Meine Natur ist Gott sey Dank kräftig genug, um ohne üble Folgen den Schlaf einmal entbehren zu können; auch bin ich noch jetzt von all dem Erlebten zu aufgeregt, um Ruhe zu finden. Lasse mich vielmehr gerade diesen Augenblick benützen, Dir eine treue Schilderung von Isabella Wellner und ihrem Schicksal zu geben, nachdem die letzten Eindrücke meinen Erinnerungen an die ferne Vergangenheit eine seltene Frische und Deutlichkeit verliehen haben. Ich will es versuchen, Dir ein klares Bild vor Augen zu stellen, damit Du Dich einmal überzeugest, daß nicht allein in Büchern der Roman zu suchen und zu finden ist, weil öfter noch in der Wirklichkeit des alltäglichen Lebens. Für den Anfang meiner Geschichte werde ich allerdings zu den Mittheilungen dritter Personen meine Zuflucht nehmen müssen; den größeren Theil derselben habe ich jedoch selbst miterlebt und der Schluß hat hier in Deinem Hause und unter Deinen Augen stattgefunden."

(Fortsetzung folgt.)

Schicksalswege.

Der 27. November 1812 war der verhängnißvolle Tag, an welchem unter Napoleon I., nach seinem unglücklichen Feldzug gegen Rußland, die Trümmer seines von Moskau sich zurückziehenden Heeres sich in wilder Unordnung auf einer über die Beresina geschlagenen hölzernen Nothbrücke zurückzogen, um nach Frankreich heimzukehren.

Mitten unter dem gräßlichen Getümmel der sich mit wilder Hast zusammendrängenden Menschen, Pferde und Fuhrwerke aller Art befand sich auf dieser Brücke auch ein stattlicher, hochgewachsener Mann auf einem kräftigen Pferde. Er war einer der obersten Verpflegungscommissäre der Armee. Hinter ihm saß eine junge Frau von ausgezeichneter Schönheit, und klammerte sich in der größten Herzensangst fest an ihn. Nachdem beide endlich mit unsäglicher Mühe und Gefahr das jenseitige Ufer glücklich erreicht hatten, dankte die Frau aus vollem Herzen Gott für die Rettung ihres Lebens, ihr Mann aber schaute ängstlich besorgt nach der Brücke hin und hielt an, als wartete er noch auf Jemand.

Es war ihm nämlich von allen seinen Habseligkeiten nur noch ein ganz bescheidenes, einspänniges Fuhrwerk geblieben, das sein treuer Bedienter leitete, dem er streng anempfohlen hatte, ihm möglichst schnell zu folgen, weil sich eine Kiste darauf befand, die unter diesen drangvollen Umständen einen wahren Schatz für ihn und seine Gattin enthielt; nämlich nicht nur verschiedene, dringend nöthige Kleidungsstücke und Dienstpapiere, sondern auch hauptsächlich einen ziemlich großen Vorrath von Lebensmitteln. Von dem Gedanken gefoltert, er könne diese für Beide unentbehrlichen Gegenstände verlieren, faßte er, ungeachtet der dringendsten Bitten seiner Frau, sie nicht zu verlassen, den unüberlegten, wenn gleich wohlgemeinten Entschluß, nach der Brücke zurückzukehren, um seinen Diener im Gedränge aufzusuchen, und

ihm in seinen Anstrengungen behilflich zu werden. Er half daher der Armen, laut Schluchzenden vom Pferde, führte sie an ein hochloderndes Bivouakfeuer, empfahl sie der Obhut mehrerer um dasselbe gelagerten Offiziere und sprengte dann rasch zurück, mit dem Versprechen, möglichst bald zurückzukehren.

Verzweifelnd sah ihm die junge Dame nach, und bat Gott inbrünstig um seine glückliche Rückkehr. — Allein vergebens hatte sie mit ängstlicher Spannung bereits mehrere Stunden seiner geharrt!

Da näherte sich ihr ein junger Hauptmann von der Infanterie, der, sein Pferd am Zaume führend, sich am Bivouakfeuer gewärmt hatte, und nahm seinen Platz neben ihr, um sie nach Möglichkeit zu trösten und zu beruhigen. Nachdem er jedoch sah, daß alle seine Bemühungen vergebens seyen, ehrte er endlich still ihren tiefen Schmerz.

Als aber sowohl auf der erwähnten als auf einer zweiten unterdessen daneben errichteten Nothbrücke endlich die letzten Reste der Nachhut die Beresina passirt hatten, und der Hauptmann vernahm, wie der Befehl gegeben wurde, beide Brücken zu verbrennen, da schwieg er nicht länger, sondern sprach von Mitleid durchdrungen, aber in entschiedenem Tone:

„Madame, es ist ganz unmöglich, daß Sie länger hier verweilen. Ich hoffe zuversichtlich, daß Sie Ihren Gatten später wiederfinden werden, nur erwarten Sie ihn an diesem Schreckensorte nicht. Besteigen Sie mein Pferd, ich werde es mir zur heiligen Pflicht machen, Ihr Begleiter zu seyn, und Sie aus allen meinen Kräften zu schützen; es ist schlechterdings nothwendig, daß wir der Bewegung der Armee folgen. Ich verspreche Ihnen feierlich, an allen Orten, wo wir rasten werden, die genauesten Erkundigungen nach Ihrem Gatten einzuziehen, da er sich wahrscheinlich auf einem andern, minder gefährlichen Wege nach dem Hauptquartier begibt.“ — Es wäre thöricht gewesen, ein so großmüthiges, treuherzig gemachtes Anerbieten abzulehnen; die junge Frau nahm es denn auch nach kurzem Zögern dankend an, ohne ihren Führer und seinen Namen zu kennen.

Der Hauptmann überließ nun der jungen Dame sein Pferd zur alleinigen Benützung, und folgte ihr zu Fuße, während ihre Thränen unaufhaltsam flossen.

Wir wollen unsern Reisenden nicht auf ihrem mühsamen Rückwege folgen, sondern begnügen uns zu erwähnen, daß es ihnen nur unter den unsäglichsten Gefahren und Anstrengungen gelang, Wilna zu erreichen, wo sie entkräftet und ausgehungert einige Tage ihrer Erholung widmen mußten.

Die junge Frau wurde einzig von dem hoffnungsvollen Gedanken aufrecht erhalten, ihren Gatten wiederzufinden, und ertrug deßhalb auch mit bewundernswerthem Heldenmuthe, den man nur selten bei ihrem Geschlechte findet, die bittersten Entbehrungen. Unversiegbares Dankgefühl für ihren Retter belebte zugleich ihre Seele; auch gab sie es ihm bei jeder Gelegenheit zu erkennen, die sich ihr so häufig darbot. Allein niemals fand eine Unterredung zwischen ihnen statt, die Beide einander noch näher gebracht hätte.

So kam es denn, daß sie endlich in Berlin eintrafen, ohne daß sie wußten, welches eigentlich die gesellschaftliche Stellung eines Jeden sey, und kaum ihre beiderseitigen Namen kannten.

Im spätern Verlauf der Reise erst erfuhr er, sie sey eine seit einigen Jahren mit einem höheren französischen Kriegsbeamten verheirathete Italienerin, die ihn durchaus nach Rußland habe begleiten wollen. Sie dagegen wußte von ihrem Beschützer nur, daß er Hauptmann eines in Italien garnisonirenden französischen Regiments sey. Nach weitern Umständen hatte sie nicht gefragt; es beruhigte sie und genügte ihr, zu wissen, er könne somit bis nach ihrem Vaterlande und in den Schooß ihrer Familie sie schützend begleiten.

Die Trümmer des Corps, zu welchem unser schmucker Offizier gehörte, hatten sich in Berlin gesammelt, und da sich kein höherer Chef mehr daselbst einfand, so übernahm er das Commando derselben, und gelangte endlich, nach so vielen Drangsalen aller Art, glücklich nach Verona, wo es ihm vergönnt war, die von ihm so treu beschützte Dame in die Arme ihrer hocherfreuten Mutter zu führen, die längst ihr Kind für immer verloren hielt.

Unsere Leser werden leicht begreifen, daß so unzählige, gemeinschaftlich ertragene Leiden, so viele durch gegenseitige Sorgfalt und Aufmerksamkeit erleichterte Gefahren endlich Beziehungen zwischen Beiden begründen mußten, die, weil auf Achtung und Dankbarkeit gestützt, niemals gelockert werden konnten. — Nachdem der Hauptmann um die Erlaubniß gebeten und sie erhalten hatte, sich öfters nach dem weitern Verlauf des Geschickes seiner Schutzbefohlenen erkundigen zu dürfen, verließ er Verona, ihr Bild unauslöschlich im Herzen. (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Die „Gazette des Hopitaux" erzählt folgendes Faktum, welches die Ungewißheit über das Entstehen des giftigen Prinzips in den Schwämmen noch vermehrt. Der Sohn des Arztes Leclercq aus Senlis, welcher eines Tages mit einem seiner Freunde in den Wäldern in der Umgebung von Paris spazieren ging, war erstaunt zu sehen, wie derselbe von allen Gattungen Schwämme, die sich fanden, pflückte und roh aß. Vergebens versuchte er ihn davon abzuhalten, da sich unter den Schwämmen, welche der junge Mann aufhob, giftige befinden mußten. Dieser aber beruhigte ihn, indem er sagte, daß man in seiner Heimath alle Schwämme ohne Unterschied esse, wenn sie roh sind, und daß dies nie nachtheilige Folgen habe. Herr Leclercq that nun wie sein Freund und aß von der bis jetzt verbotenen Frucht, ohne die geringsten Beschwerden zu empfinden. Später hatte Herr Leclercq sogar Ursache, sich zu seiner gastronomischen Entdeckung Glück zu wünschen, denn er hatte in der Krim vielfache Gelegenheit, sie sich zu Nutze zu machen. Bekanntlich war ein Hauptgrund der Leiden und der vielen Scorbutfälle der Soldaten — der Mangel an frischem Gemüse. Herr Leclercq verfiel nun darauf, roh von den Schwämmen zu essen, die um das Lager wuchsen. Er sammelte sie sorgfältig, würzte sie mit Essig und er und seine Freunde befanden sich sehr wohl bei diesem kostbaren Salat, obwohl mehrere Gattungen der Schwämme ihm anfangs etwas verdächtig schienen. Wir wissen, daß nach Frankreich zurückgekehrt dieser junge Mann so unvorsichtig war, als giftig geltende Schwämme roh zu essen und daß er durchaus nichts Nachtheiliges spürte; aber da uns die Gattungen, welche er aß, nicht bezeichnet wurden, so ist das Experiment unvollständig. Wie dem auch sey, es liegt in diesem Faktum etwas Eigenthümliches, welches beweist, daß wir so viel wie Nichts über die Entstehung der giftigen Substanz wissen, welche den Genuß der Champignons oft so gefährlich macht; denn gerade dadurch, daß Herr Leclercq von diesen Cryptogamen als Salate aß, verdoppelte er die Vergiftungs-Gefahr. Man weiß in der That, oder man glaubt zu wissen, daß der Essig den Giftstoff der „Agaricus muscarius" u. s. w., welche man gewöhnlich für schädlich hält, auflöst. Es gab also kein sicheres Mittel, dem Gifte seine volle Wirksamkeit zu erhalten, als es erst aus der Pflanze auszuziehen und es dann zu verschlingen, wie dies Herr Leclercq und viele seiner Freunde 18 Monate lang in der Krim ohne Nachtheil gethan.

Bei einer in Paris stattgehabten Aufführung der Haydn'schen „Schöpfung" flammten bei der Stelle „Es werde Licht!" plötzlich 300 Gasflammen im Concertsaale auf. — Jemand hat vorgeschlagen, des analogen Effektes wegen bei der Aufführung des Oratoriums „Noah" den Saal unter Wasser zu setzen.

Im Dorfe Colzow auf der Insel Wollin lebt ein Sprosse des Dr. Martin Luther, ein Kossäth Martin Luther, der seine Abstammung genügend nachgewiesen haben muß, da die Regierung in Stettin auf Grund dieses Nachweises veranlaßt ward, ihm sein jetziges Besitzthum zu schenken.

Die Stadt Melbourne in Australien ist mit Advokaten überreichlich versehen, denn sie hat deren nicht weniger als 340; davon haben ungefähr ein halbes Dutzend viel zu thun, ein ziemlicher Theil verdient so ungefähr was sie brauchen, aber die allergrößte Mehrheit bringt kaum ihr Leben durch.

Räthsel.

Seyd ihr vom Glücke betäubt, denket ihr selten des Ganzen!
Nur, wenn der trübere Tag seine Blitze euch sendet,
Unglück auf Unglück sich häufet, ist es der dauernde Freund,
Tröstet das zagende Herz, lehrt euch dem Vater vertrauen!
Denket im Glücke auch sein, daß ihr im Unglück es kennt!
Gibt man der ersten der Sylben statt der letzten den Hauptton,
Aendert das Ganze den Sinn, nahe ihm selber verwandt.
Uebet das Letzte nur stets, doch aus liebendem Herzen!
Uebet die heilige Pflicht, wo und wie ihr es könnt!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 86. Sonntag, 19. Juli 1857.

Isabella.

(Fortsetzung.)

„Isabellens Vater, der Forstrath Wellner,“ begann Klementine ihre Erzählung, „war seiner Zeit ein flotter Kavalier; er besaß gerade nicht, was man heut zu Tage unter feiner Bildung versteht, doch war er ein guter, heiterer Gesellschafter, bieder und offen, wenn gleich von etwas heftiger Gemüthsart, und im Besitz eines ansehnlichen Vermögens; nicht zu vergessen, daß er auch hübsch war. So hatte er die Wahl unter den Mädchen des Landes und er vermählte sich mit einer Freundin meiner Mutter. Man zweifelte nicht, daß diese Ehe eine überaus glückliche seyn werde; das Paar hatte vorher mit einigen Schwierigkeiten zu kämpfen gehabt, da unbegreiflicherweise die liebenswürdige Braut der alten Mutter Wellners nicht gefallen wollte, dieselben hatten aber nur dazu gedient, dessen Liebe noch zu steigern. In Wirklichkeit konnte man auch an der Erwählten nichts zu tadeln finden, sie war von Familie reich und glänzend erzogen; es mußte denn gerade seyn, daß sie eine ausgezeichnete Schönheit besaß und bewundert und gefeiert war, wo sie sich nur zeigen mochte. Der überglückliche, vielbeneidete, junge Gatte entführte also seine schöne Geliebte den glänzenden Kreisen der Residenz und diese versicherte, in dem zwar einsam, jedoch romantisch gelegenen Forsthause sich nicht minder glücklich zu fühlen. So weit ging alles gut; es war Sommer, die Umgegend unvergleichlich schön und die Einförmigkeit des Lebens unterbrach nicht selten ein Besuch aus der Stadt. Doch endlich kamen schlimmere Zeiten, stürmische regnerische Tage. Wellners Beruf hielt ihn nicht allein Stunden, nein, ganze Tage fern und bei seinem jungen Weibe begann sich die Langeweile zu melden. Da gab es aber bald Abhilfe; man hatte bis jetzt, sich selbst genug, die Außenwelt vernachlässigt, nun begann man Besuche und Bekanntschaften in der Nachbarschaft zu machen. Dann folgten gegenseitige Einladungen. Wohl sah sich Wellner zuweilen durch Geschäfte gezwungen, seine Gattin allein in Gesellschaft und auf Bälle gehen zu lassen, aber wie unbillig wäre es gewesen, sie zurück zu halten, die einmal an die Luft des Vergnügens und der Zerstreuung gewöhnt war! Und gleicher Ansicht war sie selbst. Sie fürchtete, daß sie sich unfehlbar zu Tod langweilen würde, bliebe sie Tag für Tag in dem alten, einsamen Haus, das, seitdem der Winter gekommen war, ihr wahrhaft unheimlich vorkam. Dann kam das Frühjahr wieder und die Gäste von nahe und ferne, welche, so lange die schöne Jahreszeit dauerte, das stille Haus belebten. Wellner und seine Gattin fanden kaum mehr einen ruhigen, einsamen Tag, sich selbst zu leben; aber was that dies? Es wäre zuletzt doch langweilig gewesen, so viel allein zu seyn, selbst zur Sommerzeit; und die junge Frau war so gesucht, so bewundert und so gut unterhalten! Und als der Winter wieder kam, da schmeichelte sie so lange, bis Wellner einen Stellvertreter annahm und mit ihr zur Stadt zog.

„Es kamen wohl auch Kinder und störten für einige Zeit das glänzende, bewegte Leben, aber zu deren Pflege fanden sich Leute genug, die besser zu Hause bleiben konnten, als die schöne, gefeierte Mutter, die Kinder waren kränklich, es war so wenig angenehm, sich mit denselben abzugeben und endlich starben sie und störten Niemand mehr. Ein kleines Mädchen war allein übrig geblieben und dieses zu erziehen hatte sich die Großmama erboten, was sehr bequem war. Kurz, des Wellners Ehe war allmälig eine durchaus unglückliche geworden und seine schöne, junge Gattin

ein leichtsinniges, selbstsüchtiges, launisches Geschöpf. Seine Vermögensverhältnisse waren durch ihre gewissenlose Verschwendung zerrüttet, der Winteraufenthalt in der Stadt mußte aufgegeben werden und selbst in ihrem ländlichen Verkehr sahen sie sich zuletzt zu äußerster Beschränkung gezwungen. Mit der glänzenden Umgebung schwand aber auch der letzte Schein des Glückes. Die beiden Gatten überhäuften sich gegenseitig mit den bittersten Vorwürfen, Wellner, welcher sich zu einem großen Theil der Schuld bekennen mußte, da er zu schwach gewesen war, ehe es so weit gekommen, kräftig in die Zügel des Hausregiments einzugreifen, wollte es nun, da es zu spät war, durch übertriebene Strenge wieder gut machen. Dadurch entfrembete er sich seiner Gattin vollends, welche ohnedies die gefälligen Eigenschaften bei ihm vermißte, welche sie allen anderen, gediegeneren vorzog. Er besaß im Vergleich gegen andere Männer ihrer Bekanntschaft längst keine Liebenswürdigkeit mehr für sie und nun behandelte er sie, die Schönste, die Gesuchteste, die er für ihr ganzes Leben zum Dank, daß sie ihn so vielen Anderen vorgezogen, hätte anbeten sollen, mit der rohesten Grausamkeit und sie vermeinte, die gerechteste Ursache zu haben, sich für ein verkanntes Opfer zu halten und somit über alle Maßen unglücklich zu seyn.

„Zu dieser Zeit hatte sich, wie das Unglück weiter fügte, ein vornehmer Mann in der Nähe von Wellners Wohnsitz angekauft. Er verbrachte die Sommermonate daselbst und da er die Bekanntschaft seiner Nachbarn mit Eifer zu suchen schien und dabei eine sehr ansprechende Persönlichkeit war, so standen ihm bald alle Thüren offen und war er auch in Wellners Haus ein gern gesehener Gast. Die schöne und in dem Gesellschaftston, den er gewöhnt war, gewandte Frau Wellner fiel ihm sogleich in die Augen. Daß dieselbe in unglücklichen ehelichen Verhältnissen lebte und trotz aller ihrer traurigen Erfahrungen im Leben noch immer phantastische Neigungen hegte, war ihm für seine Zwecke nur allzu willkommen. Gewiß war es von Seiten der Frau Wellner zu Anfang nichts mehr als ihr unglückseliger Hang nach Zerstreuung, eine Befriedigung ihrer Eitelkeit, vielleicht auch einer kleinen Rache ihrem Gatten gegenüber, von welchem sie sich vernachlässigt glaubte und welchem sie die Macht beweisen wollte, die sie auf fremde Herzen auszuüben verstand; der Mann aber, mit welchem sie zu spielen können vermeinte, war schlau, gewandt und entschlossen. Indem er die zarteste Theilnahme heuchelte, von Freundschaft sprach, wußte er sie mehr und mehr zu verstricken, und ehe es sich die schwache, unkluge Frau noch selbst eingestand, war sie verloren. Des unglücklichen Gatten Schmerz und Entrüstung ist nicht zu beschreiben; er hatte seinem Weibe bis zu dieser Stunde und unter allen Verhältnissen ein unbedingtes Vertrauen geschenkt und bewiesen und mußte sich nun schnöde verrathen sehen! Wo die Liebe bereits entflohen, da mußte nun auch die Achtung schwinden und ohne die Erinnerung an seine Tochter, deren Unschuld und Jugend des Beschützers und ihres Vaters nun doppelt bedürftig war und nimmer dem alleinigen Einfluß dieser Mutter durfte anheim gegeben werden, hätte er freiwillig den Tod einem Leben vorgezogen, das ihn an eine Gefährtin band, die seinen Namen mit Schmach beladen hatte. Wohl dachte Wellner an eine Scheidung von seinem unglücklichen Weibe, doch war ja sein früherer Reichthum dahin und er nun zum unbemittelten Mann herabgekommen, so daß eine Trennung aus diesem Grund nicht möglich war. Auch seine Gattin wünschte eine Lösung ihrer Ehe, fand aber wider Erwarten gerade in ihrem Geliebten den entschiedensten Gegner. Bald genug sollte sie noch weitere Täuschungen erfahren; das Unglück der beiden Gatten schien unserem vornehmen Herrn nicht einmal zu Herzen zu gehen; er erkannte das große Unrecht, den Frieden dieser Armen vernichtet zu haben, und nach einem rührenden Abschied voll Entsagung und Aufopferung seines eigenen tieffühlenden Herzens reiste er eines Tages ab. Er hinterließ zwar die Hoffnung auf Wiederkehr, gab aber keine weitere Nachricht von sich. Bald verbreitete sich aber die Kunde, daß er sich kurze Zeit nach seiner Abreise vermählt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Schicksalswege.

(Fortsetzung.)

Schon nach den ersten Tagen ihrer Heimkehr beschäftigte sich Maria (so hieß die Dame) auf das eifrigste mit der zweckmäßigsten Art und Weise, in welcher sie wohl zuverlässige Nachrichten von dem Schicksale ihres Gatten erlangen könne. Vor Allem schrieb sie deßhalb an den Kriegsminister; dann erkundigte sie sich theils selbst, theils ließ sie sich durch ihre Verwandten und Freunde bei allen Offizieren, die von Moskau zurückgekommen waren, erkundigen; kurz, sie versäumte kein denkbares Mittel, um Nachrichten zu erhalten — aber leider stets vergebens!

So vergingen Tage, Monate und Jahre, ohne daß sie das geringste Anzeichen zu erlangen vermochte, ob ihr Gatte noch unter den Lebendigen sey.

Während der langen, diesen Nachforschungen gewidmeten Zeit hatte sie ihren Retter mehrmal gesehen, der sich nicht allein stets äußerst achtungsvoll gegen sie benahm, sondern auch in jeder Weise seine Bemühungen mit den ihrigen vereinte, um endlich die so sehr ersehnten Nachrichten zu erhalten. Erst jetzt wagte es der Hauptmann, die stillen Gefühle und Wünsche seines Herzens bei einigen Veranlassungen leise ahnen zu lassen, im Falle Maria so unglücklich seyn sollte, von ihrem Manne nichts mehr zu erfahren. Zwar wußte sie diese Gefühle nach ihrem vollen Werthe zu schätzen; allein sie ließ in ihrer Seele den Gedanken an eine Verbindung nicht aufkommen, die ohnehin keinenfalls eher stattfinden konnte, als nach der authentischen Bestätigung eines Unglücks, an das sie immer noch nicht glauben mochte.

Da kamen die Ereignisse von 1814 und mit ihnen der allgemeine Friede. Dies gab Maria Veranlassung zu erneuten Erkundigungen. Sie ließ deren sehr kostspielige bis an die fernsten Grenzen Rußlands einziehen, Aufrufe in öffentlichen Blättern ergehen, und die Listen sämmtlicher Todten und ausgewechselten Gefangenen untersuchen, setzte Preise für die Erhaltung zuverlässiger Nachrichten aus, kurz sie versäumte kein denkbares Mittel, das sie auf die Spur des Unglücklichen hätte bringen können. Als jedoch Alles vergebens war und die Zeit nutzlos verstrich, da drängte sich ihr endlich die Ueberzeugung auf, es sey die göttliche Fügung, daß sie ihn niemals wiedersehen sollte.

Diese Ueberzeugung benützte nun der Hauptmann, um ihr sein Herz anzutragen, in dem sie längst schon herrschte, und sie zu bitten, als seine Gattin ihm die Hand zu reichen. Nicht vergeblich war sein Antrag; nur knüpfte Maria die Bedingung daran, daß ihr Mann von den betreffenden Behörden öffentlich aufgefordert werde, sich zu stellen, und wenn der in dieser Aufforderung gesetzlich festgesetzte Termin fruchtlos umlaufen sey, er für todt oder verschollen erklärt werde; worauf sie sich natürlich als Wittwe ansehen müsse und dürfe.

Nach sechs Monaten standen beide als Brautleute vor dem Altar, und lebten in beneidenswerth glücklicher Ehe, deren Bande ein Jahr später durch die Geburt eines Sohnes noch inniger geknüpft wurden.

Unterdessen war der Hauptmann bis zum Obersten eines Regiments vorgerückt, das nach dem Innern Frankreichs in Garnison kommen sollte. Daher beschäftigte er sich alsbald damit, die nöthigen Reisevorbereitungen für sich, seine Frau und sein Kind zu treffen.

Da kam eines Tages vor dem Gitter des Landhauses, welches die junge Dame bewohnte, eine mit zwei Pferden bespannte Postchaise an. Ihr erster Gedanke war, ihr Mann lasse sie abholen, weßhalb sie rasch die Treppe hinunter auf den Wagen zueilte, und zu ihrem großen Erstaunen einen Mann aussteigen sah, der viele Mühe zu haben schien, sich auf den Beinen zu halten, und von einem Diener unterstützt, langsam auf das Haus zuschritt.

Sehr aufgeregt und unwillkürlich erzitternd, kehrte sie eiligst in ihr Zimmer zurück, und es dauerte nicht lange, so meldete man ihr, daß ein Fremder sie zu sprechen verlange. Sie hatte gerade ihr Kind auf dem Arme, und begab sich mit demselben zagend nach dem Besuchszimmer. Aber kaum hatte sie die Schwelle der Thüre überschritten und den Besuchenden erblickt, als sie einen durchdringenden Schrei ausstieß und ohnmächtig zu Boden sank.

* * *

Als Maria wieder zu sich kam, befand sie sich auf ihrem Bette; ihr todtgeglaubter Gatte hatte ihre Hand ergriffen, und benetzte sie mit heißen Thränen, die er jedoch schnell zu trocknen bemüht war, um die sich langsam Erholende nicht zu erschrecken. Dann sprach er mit mühsam errungener Ruhe:

„Bevor ich den Entschluß faßte, Maria, mich vor Dir zu zeigen, habe ich die genauesten Erkundigungen über Deine gegenwärtige Lage und die Ereignisse eingezogen, welche auf unsere unselige Trennung an den Ufern der Beresina gefolgt sind. Ich weiß, daß Du kein Mittel unversucht gelassen hast, das denkbarerweise Dir Nachrichten über mein Schicksal hätte verschaffen können; und daß nur eine Verwicklung von Umständen, die meine so lange Abwesenheit veranlaßten, Dich endlich nothwendig glauben lassen mußten, ich sey längst nicht mehr unter den Lebendigen.

„Auch das hochherzige Benehmen des wackern Mannes ist mir bekannt, dem du jetzt angehörest; und ich wäre ein Unmensch, wollte ich Euer wohlverdientes Lebensglück stören. Ich ließ mir einst die schwere, aber lang und hart gebüßte Unvorsichtigkeit zu Schulden kommen, daß ich Dich in

einem höchst kritischen Augenblicke allein ließ; und nur der Wunsch und die Hoffnung mögen mich entschuldigen, daß Deine Leiden und Entbehrungen nur dadurch erträglicher werden könnten, wenn es mir gelänge, meinen Diener und mein Fuhrwerk herbeizuschaffen.

„Tausendmal seitdem habe ich mich angeklagt, Deinen Tod verschuldet zu haben, denn ich war der festen Ueberzeugung, Du seyest den unsäglichen Leiden erlegen, von denen die Trauerkunde fast täglich bis zu meinem fernen Exil gelangte. — Soll ich nun, nachdem ich jahrelang Dich durch meine Schuld nicht mehr unter den Lebendigen glaubte, mich eigennützig beklagen, daß ein Anderer sich Deiner angenommen und Dich gerettet hat? Und kann ich es mißbilligen, daß Du Deinen edelmüthigen Retter für seine treue Hingebung endlich durch Deine Hand belohntest, als Du glauben mußtest, ich sey längst schon von dieser Erde verschwunden?

„Es sey mir, zum Troste meines Elends, vergönnt, noch eine einzige Frage an Dich zu richten. — Die aufrichtige, freimüthige Beantwortung derselben soll dann über Dein und mein künftiges Geschick unwiderruflich entscheiden .... Maria, fühlst Du Dich glücklich?"

Ein Strom von Thränen war die einzige Antwort der jungen Frau; allein es lag keine Bitterkeit in ihrem Schmerz. Unter lautem Schluchzen sprach sie endlich:

„Wie soll ich Dir, mein armer Freund, auf diese Gewissensfrage antworten? — Dich habe ich einst aufrichtig geliebt; Du hast mich zwei Jahre lang glücklich gemacht; Du fühlst noch jetzt eine reine uneigennützige Zuneigung für mich; wie kann, wie soll ich Dir betheuern, daß ich mit einem andern glücklich bin? Erspare mir ein solches Bekenntniß, und Dir den Kummer, den es Deinem Herzen bereiten müßte. — Aber ein noch viel wichtigerer Grund mag mir zur Entscheidung dienen: Ich bin die glückliche Mutter eines holden Kindes!"

„Ich begreife und bewundere Dein Zartgefühl. Da mir der Himmel die Gunst versagt hat, die er dem Manne verlieh, der seit Jahren schon sein Daseyn Dir weiht, so bin ich weit davon entfernt, die Mutter um ihr Kind, den Sohn um seinen Vater bringen zu wollen! Von zwei Ehemännern, die in gleichem Grade Dich lieben, dieselben Rechte auf Deinen Besitz haben, und zwischen deren Wahl Dein Herz vielleicht noch entschieden schwankt, muß nothwendig der Eine dem Verderben sich weihen; und ich will aus freiem Antrieb der Eine seyn. Besorge daher nicht, daß ich den Himmel Deines häuslichen Glückes trübe, lange Zeit habe ich an Deinen Tod geglaubt, und fand keinen Trost, daß ich die Veranlassung war; ich werde mir nun einzureden suchen, Du seyest nicht mehr auf dieser Erde. Gedenke auch zuweilen meiner, als eines verstorbenen Freundes, der Dein Glück mehr liebte als sein Leben!

„Lange werde ich übrigens die Qual meines Daseyns nicht zu ertragen haben, denn meine Körperkräfte sind, wie Du wohl siehst, durch Leiden und Anstrengungen aller Art erschöpft. — Morgen, meine theuere Maria, mit dem anbrechenden Tage, verlasse ich dieses Haus, um Dich niemals wiederzusehen."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Wien. Um der allgemeinen Klage über Verfälschung der Milch in den hiesigen Verkaufsorten zu begegnen, ist der Marktaufsicht bei ihren Amtshandlungen der Gebrauch der Milchmesser hinsichtlich der Gehaltsprüfung, so wie der Jodtinktur zur Erhebung der Echtheit der Milchprodukte vorgeschrieben worden.

Höfliche Leute sind solche, welche einander Dinge sagen, die weder der für wahr hält, welcher sie sagt, noch der, welcher sie hört, die aber einen entsetzlichen Lärm anfangen, wenn diese Dinge nicht gesagt werden.

Man hat berechnet, daß eine Frau, die jeden Tag 16 Stunden lesen würde, 963 Jahre alt werden müßte, um alle nur allein in Deutschland erschienenen — Kochbücher zu lesen.

Feiertage. Die Christen feiern den Sonntag, die Griechen den Montag, die Perser den Dienstag, die Assyrer den Mittwoch, die Aegypter den Donnerstag, die Türken den Freitag, die Juden den Sonnabend, — und die Faullenzer alle Tage.

Auflösung des Räthsels in № 85:
Gebet.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 87. Dienstag, 21. Juli 1857.

Isabella.

(Fortsetzung.)

„Dies war ein vernichtender Schlag für Wellners Gattin, den sie kaum überleben zu können glaubte; sie erkrankte, siechte lange Zeit und als sie endlich wieder erstand, schien sie um zwanzig Jahre gealtert zu seyn und ihre blendende Schönheit war für immer dahin.

„Nun kam für sie, die an Bewunderung und Vergnügen gewöhnt war, gleich einem unentbehrlichen Lebenselement, die unglücklichste Periode. Ihre Kränklichkeit fesselte sie an das Haus, das für sie niemals einen trauten Reiz besessen hatte und in der letzten Zeit dem vorwurfsvollen Auge ihres beleidigten Gatten gegenüber zur Hölle geworden war. Und alt zu werden und den Rechten der Jugend und Schönheit entsagen zu müssen ohne einen andern Anspruch, der ihr Entschädigung hätte gewähren können, in eine Vergangenheit des Glanzes zurückzublicken und in einer Gegenwart der Demüthigung leben zu müssen, ohne Trost für die Zukunft; mit sich allein und ihren glücklichen, nun aber peinigenden Erinnerungen zu seyn! Es war ein schreckliches Loos. Ihre Tochter Isabella hatte indessen ihr siebzehntes Jahr erreicht, sie war nach dem Tode ihrer Großmutter, die ihre Kindheit behütet hatte, einem Pensionat zur Erziehung übergeben worden. Des Vaters Herz hatte sich längst nach ihr gesehnt, doch stets sich Schweigen und Entsagen auferlegt, um sie entfernt und unbekannt mit Allem zu lassen, was ihre junge reine Seele trüben und ihr vor der Zeit das heitere Glück der Jugend hätte rauben müssen. Nun aber konnte er sie nicht länger zurückhalten und, nach einer langen, ernsten Unterredung mit seiner Gattin, in welcher er dieser erklärte, aus Rücksicht auf die Unschuld und das Glück seines Kindes gegen sie den Schein der Achtung wieder annehmen zu wollen, reiste er ab, um Isabella in das elterliche Haus abzuholen und ihr endlich dort ihre Heimath zu geben.

„Ich komme nun zu demjenigen Theil der Geschichte, welchen ich selbst miterlebte. Isabella und ich waren im Institute unzertrennliche Freundinnen geworden, sie gab mir alle die Liebe ihres reichen Herzens, das von frühester Jugend unter Fremden selten noch die warme Erwiederung gefunden, die es verdiente. Auch ich stand im Leben so ziemlich allein; meine Mutter war frühe gestorben und der Vater, ein ernster, bereits alter Mann, verhehlte kaum, daß ihm die einzige Tochter Sorge und Mühe mache, weil sie nicht gleich den Söhnen für sich selbst zu sorgen wußte; auch ich sollte heimkehren in eine Heimath, die ich nur wenig kannte, und wegen dieses ähnlichen Geschickes liebten wir uns um so inniger. Als Vater Wellner von unserer Freundschaft vernahm und wie eine Trennung uns schmerze, schrieb er sogleich an meinen Vater und bat denselben, mich ebenfalls aus der Pension und mit seiner Tochter nach Hause nehmen zu dürfen. Von den unglücklich veränderten Umständen seines ehemaligen Freundes hatte mein Vater nie vernommen und so ertheilte er freudig und erleichterten Herzens seine Zustimmung und ich reiste mit Isabella und blieb von einer Zeit zur andern, nur mit kleinen Unterbrechungen, Besuchen bei entfernten Verwandten, länger denn ein Jahr in ihrem elterlichen Haus. Die erste Zeit war eine sehr glückliche für uns Beide, wir freuten uns des Zusammenseyns und der endlichen Freiheit; Isabella schloß sich mit inniger Liebe an ihre Eltern an und auch für mich, die ein Familienleben noch nicht gekannt hatte, war dies ein neues Glück, dessen ich mich von Herzen freute. Die unglücklichen Verhältnisse waren unserem unerfahrenen Blicke leicht

zu verdecken. Wohl vermißte ich jene Herzlichkeit, die ich, wenn auch unerfahren, doch bei Gatten erwartet hatte. Isabella mochte eben so denken, denn dies sagten mir die sinnenden Augen, wenn sie dieselben unbemerkt auf ihre Eltern richtete, die sich so fremd gegenüberstanden. Aber Frau Wellner besaß eine wirklich seltene Liebenswürdigkeit im Umgang und die in jeder anderen Hinsicht so biedere, offene Weise des Vaters war in ihrer Art nicht minder ansprechend. Frau Wellner schien sich im Anblick und in der Gesellschaft ihrer lieblichen Tochter wieder zu verjüngen, welche einen wohlthätigen, milderen Einfluß auf beide Eltern ausübte. In dem Bestreben, die unglückliche Vergangenheit ihrem Kinde zu verbergen, vergaßen sie derselben selbst zuweilen und waren sich wieder näher getreten. Die Mutter fühlte sich zum ersten Male in ihrem eigenen Hause heimisch und nicht unzufrieden, seitdem das sonnige Antlitz Isabellens dessen Düster verscheucht hatte, und ihr Vater kehrte freudig dahin zurück, da er gewiß war, von ihrer heiteren Stimme beim Eintritt in dasselbe begrüßt zu werden. So blieb es längere Zeit, aber nicht für immer, die launischen, reizbaren Stimmungen der Frau Wellner kehrten zu Zeiten wieder und ebenso gewann Bella's Vater nicht bei jeder Veranlassung genug Herrschaft über sich, um Bitterkeit und Schmerz zu verhehlen, die an seinem Herzen nagten. Isabella, einmal aufmerksam geworden, hatte ein scharfes Auge und wenn auch nicht die Ursache, so kannte sie doch bald das Unglück ihrer Eltern.

„Ich trennte mich für unbestimmte Zeit von ihr und mein Aufenthalt bei meiner Cousine verlängerte sich sogar mehr als mir lieb war. Ich sehnte mich nach Isabellen zurück, weil ich sie bekümmert wußte und sie in ihrem letzten Brief dringend gebeten hatte, nicht länger zu verweilen.

„Ich fand, als ich zurückkehrte, unsern allabendlichen Kreis um einen Hausgenossen vermehrt, einen jungen Forstmann Namens Walther Falkstone, welcher dem schon einige Zeit kränkelnden Wellner zur Aushilfe war beigegeben worden und nicht selten fand sich noch ein zweiter Gast ein, welcher, ein Freund des erstgenannten, von diesem hier war eingeführt worden. Er nannte sich Baron Frederic Wart und wohnte auf der nahen Besitzung eines Oheims gleichen Namens, dessen er nicht selten erwähnte und dessen Ankunft er von Woche zu Woche entgegensah. Frau Wellner zeigte für diesen jungen Mann eine unverkennbare Vorliebe, die aber von ihrem Gatten nicht getheilt zu werden schien, im Gegentheil rief schon die Nennung seines Namens einen düsteren Schatten auf seine Züge und er beobachtete kaum die Höflichkeit gegen ihn, welche er ihm als seinem Gast schuldig war. Wie ich später vernahm, war es der Name und der erwähnte Oheim der Mann, welcher den größten Kummer über Wellner's Herz gebracht hatte. Dem jungen Wart war die Vergangenheit jedenfalls unbekannt, er mochte das abstoßende Benehmen Wellners anderen Ursachen zuschreiben und da ihn die Frau vom Hause um so freundlicher empfing, säumte er nicht, so oft wieder zu kommen, als sich eine Veranlassung dazu fand. Der Anziehungspunkt für ihn war Isabella und ich war nach wenigen Tagen überzeugt, daß Walther Falkstone dieselbe Bewunderung für sie empfand. Bald blieb mir kein Zweifel, daß dieser Letztere der Glücklichere war und Bella's Herz sich bereits für ihn entschieden hatte. Frederic Wart war allerdings damals noch nicht der welterfahrene, vielgereiste, interessante Mann, als welchen wir ihn jetzt kennen; aber er war nichtsdestoweniger ein liebenswürdiger Jüngling und jedem anderen Rivalen, als Walther gegenüber, hätte er den Sieg erringen müssen. Isabella's Wahl rechtfertigte sich jedoch vollkommen in der Persönlichkeit des Bevorzugten; denn noch hatte ich damals und habe seitdem nicht wieder einen Mann gekannt, welcher den Vorzug mehr verdient hätte als Walther Falkstone. Wie Dir der Name bereits gesagt, war er von englischer Abkunft und nicht blos durch den hohen, schönen Wuchs der Söhne Albions, sondern auch durch alle Vorzüge des National-Charakters seiner Landsleute ausgezeichnet, ohne deren Fehler zu besitzen."

(Fortsetzung folgt.)

Schicksalswege.

(Schluß.)

Nach einer peinlichen Pause, die nur durch das Schluchzen und die Seufzer der jungen Frau unterbrochen wurde, fuhr der Unglückliche mit mühsam errungener Fassung fort: „Zum Schlusse dieses Besuches bin ich Dir noch die Erzählung der schmerzlichen Ereignisse schuldig, die mich nicht nur so grausam von Dir getrennt, sondern auch verhindert haben, Dir Nachrichten von meinem Daseyn und Aufenthaltsorte zu geben. — Als ich den unseligen Entschluß faßte, noch einmal die Beresina zu überschreiten, hatte ich keine Ahnung von den unendlichen Schwierigkeiten, die sich meinem Dir bekannten Vorhaben entgegenstell-

ten. An Muth gebrach es mir zwar nicht, aber an Kraft, den Widerstand zu besiegen, den ich von allen, im entgegengesetzten Sinne über die Brücke sich Drängenden zu bekämpfen hatte. Als ich nämlich mit unsäglicher Anstrengung bis zur Mitte der Brücke vorgedrungen war, drängte sich gerade ein mit vier Pferden bespannter Artilleriewagen heran, um sich durch die dichte Masse von Fußgängern einen Weg zu bahnen. Da wandten viele der noch bewaffneten Soldaten sich zornig um und hielten drohend ihre Bayonette den Pferden entgegen. Als hierauf die Führer mit Peitschenhieben kräftig um sich schlugen, wurden die Pferde scheu und überschlugen sich. Dadurch entstand ein so fürchterliches Gewühl, daß viele Personen über die Brücke hinab geschleudert wurden. Unter den Letzteren befand auch ich mich. Durch den Sturz in das eisige Wasser verlor ich mein Pferd und konnte nur mit der äußersten Anstrengung schwimmend das Ufer wieder erreichen. Aber kaum war es mir gelungen, festen Boden zu erreichen, so umgab mich ein Schwarm von Kosaken, die mir einige zwar ungefährliche Lanzenstiche versetzten, mich meiner Kleider beraubten und mir dagegen den schlechten Ueberrock eines gemeinen französischen Soldaten umhingen. In diesem Aufzuge wurde ich zu den übrigen Gefangenen geschleppt, welche von den Kosak n wie eine Viehheerde vor sich hergetrieben wurden. — So führte man uns in großen Haufen nach Witepsk; wir mußten entweder in verfallenen Scheunen oder gar in Wäldern übernachten und erhielten zur Nahrung nichts weiter, als schwarzes, hartes, spärlich zugemessenes Brod. Es mochten sich da etwa 7 bis 8000 Soldaten, Weiber und Kinder beisammen befinden, von denen die Meisten theils ausgehungert, theils verwundet und fast Alle nur mit schlechten Lumpen bedeckt waren.

„In Witepsk wurden wir nationenweise in Colonnen abgetheilt und nach dem Rang, den wir bei der Armee bekleidet hatten, organisirt. In meinem schlechten Kittel, ohne Papiere, womit ich mich über meine persönlichen Verhältnisse hätte ausweisen können, wurde ich daher wie jeder gemeine Soldat behandelt. — Nicht lange nachher verkündigte man uns den Befehl, wir sollten nach Sibirien geschickt werden. Da beschloß ich das Aeußerste zu versuchen, um diesem schrecklichen Schicksal mich zu entziehen. Als wir nämlich am nächsten Tage unter dichtem Schneegestöber durch einen finstern Tannenwald zogen, gelang es mir, der Wachsamkeit unserer Führer zu entschlüpfen und in das Dickicht des Waldes mich zu flüchten. Ich eilte den ganzen Tag weiter und weiter, ohne zu wissen wohin, während ich durch Kälte und Angst vor Verfolgung unsäglich litt.

„Bei einbrechender Nacht gelangte ich endlich an eine Stelle, wo mehrere Holzhauer um ein hochloderndes Feuer lagerten, um ihr Nachtessen einzunehmen. Einer derselben, der deutsch sprach, das ich nur mit Mühe radebrechte, war, als er mein Schicksal erfahren, so menschenfreundlich, mir nicht nur Speise und ein Plätzchen am Feuer, sondern auch ein Nachtlager in einer der nahen Erdhütten anzubieten, welche diese guten Leute bewohnten.

„Am folgenden Tage half ich ihnen so gut ich nur konnte, in ihrer Berufsbeschäftigung, wogegen sie mich mit Speise und Trank versorgten. So ging es bis zum Sonntage, der vollständig, wie in ganz Rußland, der Ruhe gewidmet war. Da fragte mich derselbe, der mich deutsch angeredet hatte und der Aufseher der Uebrigen zu seyn schien, Mehreres über meine persönlichen Verhältnisse, und schlug mir alsdann vor, mich seinem Gebieter, einem reichen lithauischen Baron, vorzustellen, dessen Schloß nur eine halbe Stunde von da entfernt sey. Dieser Vorschlag sagte mir zu, und ich begab mich sogleich mit ihm auf den Weg. Bei unserer Ankunft an der Lokalität, die mein Begleiter das Schloß nannte, die jedoch nichts weiter als eine regellose Zusammenstellung von Gebäulichkeiten war, traf ich den Baron in einem niedrigen Zimmer des Erdgeschosses. Auf seine Frage, wer ich sey und woher ich komme, that ich mit Hilfe meiner geringen Sprachkenntniß mein Möglichstes, um ihn mit meinem Stand und meinem Rang in der französischen Armee bekannt zu machen. Er schien meinen Angaben wenig Glauben beizumessen, bot mir aber endlich doch eine Aufseherstelle mit geringem Lohne an. Im Vergleich mit dem schrecklichen Loose, das mich in Sibirien bedroht hatte, war ich sehr zufrieden mit dieser äußerst bescheidenen Lage, indem ich meine Hoffnung auf baldigen Friedensschluß und folglich Auswechselung der Gefangenen setzte. Nach einem mir schrecklich lang dünkenden Jahre hatte ich mir das Vertrauen des Barons in solchem Grade zu erwerben gewußt, daß er mich in seine Nähe berief und ich fast ausschließlich sein Rathgeber und Gesellschafter wurde, so daß ohne den unaufhörlich nagenden Schmerz um Deinen durch meine Schuld herbeigeführten Tod (wie ich meinte), meine Lage eine erträgliche gewesen wäre.

„Der Baron, der einige deutsche Zeitungen hielt, unterrichtete mich fleißig von dem Mißge-

schick der französischen Armee; und als ich endlich durch ihn erfuhr, der Feind sey in das französische Reich gedrungen und sogar Paris von fremden Truppen besetzt, verlor ich gänzlich den Muth. Kurz, der Baron theilte mir stets nur die Nachrichten mit, die für mich und mein Vaterland am betrübtesten seyn konnten. Da starb er endlich vor etwa fünf Monaten, und sein Nachfolger setzte mich in Kenntniß, den französischen Gefangenen sey es schon längst gestattet, heimzukehren und er wolle mir gern die Mittel dazu verschaffen.

„So kehrte ich denn endlich zurück; aber krank an Geist und Körper traf ich von der mühseligen Reise ein. Nur schwer gelang es mir, meine Ansprüche geltend zu machen und mit einem mir endlich zugestandenen Ruhegehalte mich in die Einsamkeit des Privatlebens zurückzuziehen. Alsbald nach meiner Rückkehr hatte ich nach Italien geschrieben, um Gewißheit wegen Deines Schicksals zu erlangen. Da erfuhr ich denn bald Dein vergangenes und Dein gegenwärtiges Schicksal. Nachdem ich ferner die Gewißheit erlangt hatte, daß Du alles Erdenkliche gethan habest, um Nachrichten über mein Schicksal zu erlangen, und daß endlich sogar die gesetzlich und öffentlich erfolgten Verfügungen Dir das Recht ertheilten, frei über Dich und Dein Geschick zu verfügen, da kam ich hierher, nicht um gewaltsam in dasselbe einzugreifen, sondern nur um mich persönlich zu überzeugen, ob Du das häusliche Glück wiedergefunden, das Du durch meine Schuld verloren hattest und um in diesem Falle das freiwillige Opfer meines Fehlers zu werden."

Nachdem der edelfühlende Mann so geendigt, ergriff er die Hand der tiefgerührten Maria, drückte sie stürmisch an das Herz und begab sich eiligst nach dem für ihn bestimmten Zimmer.

Als kaum der Morgen graute und Alles im Hause noch schlief, befand sich der Bedauernswerthe bereits auf dem Rückwege nach Frankreich.

Mannigfaltiges.

Ein Kleiderfischer. Ein Kleiderhändler in Paris gewahrte jeden Abend, wenn er die an seinem Laden hängenden Paletots, Oberröcke, Pantalons u. s. w. abhakte, zu seinem Erstaunen, daß ihre Zahl seit dem Morgen sich verringert hatte; er machte diese Beobachtung zwei bis drei Tage hinter einander, und er sowohl, wie sein Commis, verdoppelten daher, wie man leicht denken kann, ihre Aufmerksamkeit und beobachteten genau die Vorübergehenden, um den Dieben auf die Spur zu kommen. Dessenungeachtet entdeckten sie nichts, was ihren Argwohn erregen konnte, obgleich abermals ein Pantalon und eine Weste und Tags darauf ein Frack und ein Mantel verschwunden waren. Man sann vergebens nach, auf welche unbegreifliche Weise diese Diebstähle verübt werden könnten, als unerwartet der Zufall auf die rechte Spur leitete. Eine Weste fiel zu den Füßen des Commis, dieser hob den Kopf in die Höhe und sah jetzt, wie ein Pantalon von selbst und ohne Anstrengung sich in Bewegung setzte und durch ein Fenster in ein Zimmer der obern Etage stieg. Der Kaufmann folgte eilig, doch durch die Thür, seiner Waare nach und sah jetzt an dem offenen Fenster einen jungen Mann mit einer Angelruthe in der Hand, an welcher noch das durch die Luft segelnde Pantalon hing. — Eine Untersuchung ließ alle die dem Kaufmann gestohlenen Gegenstände wiederfinden, der, nachdem er sich überzeugt, daß er nichts verloren hatte, dem inständigen Flehen des jungen Mannes nachgab und, anstatt ihn der Polizei zu überliefern, ihm nur die Bedingung stellte, sogleich seine Wohnung zu verändern, indem er sagte: „Ich werde Ihnen nichts thun, aber fischen Sie nicht mehr."

In London ist ein merkwürdiges Wörterbuch für Taubstumme erschienen. Man findet bei jedem Worte, das man aufschlägt, eine Abbildung derjenigen Hand- oder Fingerstellung, welche in der Sprache der Taubstummen den gewünschten Begriff darstellt.

Räthsel.

Mein Name ist gar manchen Dingen eigen,
Mich bringt Natur, so wie auch Kunst hervor.
Man kann an Bergen — auch am Thier mich zeigen,
Und Damen sitz' ich vor — oft hinter'm Ohr.
Der Stolze, allenthalben gern der Erste,
Will höher oft, als es Verstand ihm gibt;
Doch steig' ich ihm — er duldet dann das Schwerste,
Denn er muß leiden, was er niemals liebt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 88. Freitag, 24. Juli 1857.

Hab' acht auf dich!

Hab' acht auf dich!
Wo du auch auf der Lebensbahn
Hinlenken magst den schwachen Kahn,
Die Wogen stürmen um dich her
Und treiben dich oft kreuz und quer,
Und treiben dich hinab, hinab
Zum weiten Meer, zum stillen Grab,
Doch hebt der Sturm gewaltsam sich,
Dann habe acht auf dich!

Hab' acht auf dich!
Und führst du auch mit sich'rer Hand
Den Kahn, der Fähre wohl bekannt,
Es naht dir doch vielleicht ein Feind,
Wenn er dir auch nicht drohend scheint,
Und haucht dich an, so eisig kalt,
Und drückt dich nieder mit Gewalt,
Drum lenke fest und männiglich
Den Kahn — hab' acht auf dich!

Hab' acht auf dich!
Nicht Alles, was dir rosig lacht,
Ist auch zur Freude dir gemacht;
Es strahlt so schön, nicht weit und fern,
Stets der Verführung bunter Stern,
Er winkt so süß, und Seligkeit
Verheißt er dir auf manche Zeit;
Doch wende ab dich feierlich
Und habe acht auf dich!

Hab' acht auf Dich!
Und prüfe sorgsam jedes Wort,
Daß es nicht kränkt am andern Ort,
Und es nicht Weh' bringt und nicht Schmerz,
Denn leicht verwundet ist ein Herz;
Halt stets dich treu auf rechter Bahn,
Lenk' fest und sicher deinen Kahn,
Und Frieden lässet nieder sich
Ins Herz — hab' acht auf dich!

Hab' acht auf dich!
Weis' nicht zurück, was man dir bringt,
Wenn es auch nicht so schmeichelnd klingt,
Und wenn es gut und recht gemeint,
Dann nimm es auf, sey ihm nicht feind;
Ein gutes Herz, ein reiner Sinn
Sind immer ja ein Hochgewinn,
Und nie reut dich es sicherlich,
Drum habe acht auf dich!

Isabella.

(Fortsetzung.)

„Die Bewerbung der beiden jungen Männer brachte die Sache bald zu einer offenen Entscheidung. Falkstone gewann Bella's Jawort und erhielt ihres Vaters volle Zustimmung. Wart jedoch, bisher von der Mutter unterstützt, hoffte noch immer, als es bereits so weit gekommen war. Frau Wellner hatte es übernommen, ihn über seinen Irrthum zu belehren, deßhalb hielt man die Deklaration der Verlobung aus Schonung für ihn noch zurück. Frau Wellner zögerte aber lange und, wie ich nun weiß, verschwieg sie nicht allein die Wahrheit, sondern täuschte sogar Frederic Wart mit trüglichen Auslegungen über ihrer Tochter Zurückhaltung und dies Alles, weil sie ihres Einflusses auf das Herz Bella's allzu sicher, dieselbe noch anders zu stimmen hoffte, weil sie wähnte, die Stellung, wie das große Vermögen des Barons werde endlich, wenn nur einmal Zeit gewonnen war, in der Wagschaale ihrer Gunst entscheiden.

„Was die Täuschung möglich machte, war die Abwesenheit Walthers; dieser wohnte nämlich seit

den letzten Wochen in einem, mehrere Stunden entfernten einsamen Jagdhause. — Seine Besuche wurden dadurch seltener und kürzer und trafen mit denen Wart's nicht zusammen. Bella war eine glückliche Braut und ich sehe sie noch vor mir stehen mit ihrem strahlenden Lächeln in dem ganzen Glanz ihrer unvergleichlichen Schönheit, welche durch ihr bräutliches Glück noch erhöht schien. Du sahst sie und warst überrascht von ihrer Erscheinung und wie die sonst so rücksichtslose zerstörende Zeit ihrer geschont hat, aber Isabellens Schönheit, wie sie jetzt ist, gleicht nur einem Schatten derjenigen, wie sie damals war.

An einem Sommerabend fügte es sich, daß die beiden jungen Männer, der glückliche, wie der getäuschte, in Wellner's Hause zusammen trafen. Mutter Wellner verrieth einige Unruhe und gab sich viele Mühe, die Aufmerksamkeit ihres Schützlings von Isabella und Walther abzuziehen, welche Beide die Freude des Wiedersehens und des Zusammenseyns nur schlecht verhehlten, so daß für jeden unbefangenen Zuschauer über die Natur ihrer gegenseitigen Gefühle keine Zweifel mehr obwalten konnten, noch weniger aber für den eifersüchtigen Blick eines Nebenbuhlers! Eine bange Ahnung bemächtigte sich meiner, so oft ich in die verdüsterten Blicke Wart's blickte; Bella sah seine Blicke nicht, obgleich sie immer nur auf ihren Zügen ruhten, wo sie mit leidenschaftlichem Schmerz den Ausdruck des höchsten Glückes und der Liebe für einen Anderen lasen. Walther ging spät nach seinem einsamen Waldhaus zurück; Frederic hatte eben so lange gezögert und folgte ihm nach wenigen Minuten; ich sah ihn zwar einen andern Weg einschlagen, doch als ich wenige Zeit später an ein offenes Fenster trat, glaubte ich heftige und laut sprechende Stimmen aus geringer Ferne zu vernehmen und diejenigen der beiden jungen Männer zu erkennen. Denselben Abend vertraute mir Bella, daß sie mit Walther ein Stelldichein verabredet habe; ich sollte sie begleiten und an dem folgenden frühen Morgen wollten wir uns aufmachen, um mit ihm an einer besonders schönen Stelle des Waldes zusammen zu treffen.

* * *

„Noch habe ich einer besonderen Person nicht Erwähnung gethan, welche von geringer Bedeutung in dieser Geschichte ist; es ist der Zwerg Thomas, den Du bereits kennst und welcher insbesondere gestern Abend Deine Aufmerksamkeit durch sein seltsames Betragen erregt hat. Er war der Sohn des Jägers, mit welchem Walther in dem fernen Wald zusammen wohnte, ein unglückliches von der Natur vernachlässigtes, von den Menschen verstoßenes Geschöpf.

„Thomas ist stumm und irrthümlicher Weise glaubte man ihn auch ohne Vernunft und da er zudem verkrüppelt und häßlich wie ein Kobold war, verfolgten ihn, wenn er sich in der Nähe eines Dorfes blicken ließ, die Knaben seines Alters; sie neckten und höhnten, warfen ihn mit Steinen, bis der Arme zuletzt in einen Zustand der Wuth gerieth, welcher die allgemeine Annahme, als sey er zeitweise wahnsinnig, bestätigte. Walther empfand Mitleiden mit dem unglücklichen Knaben, er behandelte ihn gütig und schenkte ihm zuweilen bei seiner Rückkehr einen Blumenstrauß, einen jungen Vogel, oder sonst ein Spielzeug und an der Freude und Dankbarkeit, welche ihm Thomas erwies, erkannte er, daß dem armen Stummen eben so wenig tiefere Empfindung als Verstand mangelte. Bald gestaltete sich zwischen Beiden ein freundliches Verhältniß, Thomas, welcher nicht selten unbändig, wie ein kleiner Wilder war, gehorchte auf ein Wort von Walther. Er war der Erste im Haus am frühen Morgen, um Walther noch eine Strecke in den Wald zu begleiten und harrte stundenlang, bis in die späte Nacht, seine Heimkehr abzuwarten, und wenn dieser ermüdet war, ihm das Gewehr oder die Beute der Jagd zu tragen und immer wußte er zu errathen, nach welcher Seite Walther gegangen war. Dieser seinerseits freute sich der allmäligen Entwicklung des bisher als blödsinnig behandelten Knaben und in den müßigen Stunden des Tages gab er sich die Mühe, demselben die Anfangsgründe des Lesens beizubringen, welche sich wider Erwarten lohnte, auch eine Zeichensprache, welche jedoch nur für die Beiden allein verständlich war. Isabella wußte um dieses edelmüthige Bestreben, des vernachlässigten Knaben Verstand zu wecken und Walther hatte ihr versprechen müssen, denselben zuweilen mit zu bringen und seltsam genug, er schien die Beziehungen dieser Beiden errathen zu haben, denn schon bei dem ersten Besuch bezeugte er Isabellen die gleiche Anhänglichkeit, dasselbe eifrige Bestreben, ihr zu dienen, wie er dies Walther gegenüber zu thun pflegte, und so oft derselbe eine gewähltere Toilette traf, welche Thomas auf einen Besuch bei seiner Braut schließen ließ, versäumte er sicher nicht, irgend einen schönen Stein oder eine seltene Blume ihm zu übergeben, mit dem Bedeuten, dieses Isabellen von ihm zu bringen.

Wie ich Dir bereits sagte, wir gingen des anderen Tages nach unserer Verabredung in aller

Frühe von Hause weg; Isabella war stiller als sonst, sie schien niedergedrückt, wie von einem bangen Vorgefühl, sie sagte mir von Träumen, die sie in dieser Nacht heimgesucht und, wie noch nie, beängstiget hatten. Allmälig gewann sie jedoch ihren Frohsinn wieder, je näher wir dem Ort der Verabredung kamen. Sie wand im Gehen aus den gesammelten Waldblumen einen Kranz, sich das dunkle Haar zu schmücken und ihre schönen Augen strahlten das heiterste Lächeln, als ich ihr sagte, Walther werde zuletzt glauben, wenn sie plötzlich so vor ihm erschiene, sie sey die Göttin des Waldes, die ihn in verzauberter Gestalt seiner irdischen Geliebten abspenstig machen wolle.

So eilten wir plaudernd und lachend weiter, bis Bella den Vorschlag machte, auf dem weichen Moos uns leise näher zu schleichen und Walther an der bezeichneten Stelle zu überraschen. Ich blieb nun als ein verständiges Mädchen um einige Schritte zurück, Bella aber flog mehr als sie ging; ich sah sie an der Stelle anlangen, wo sich der Wald lichtete und ein wunderhübscher, grüner Rundplatz war, als hätten ihn die Nymphen selbst zu ihren nächtlichen Reigen im Mondschein geschaffen. Isabella hielt an, bog spähend die Zweige eines Strauches zur Seite, dann lauschte sie geraume Zeit und wandte ihr lachendes Gesicht nach mir zurück, als habe sie mir eine Mittheilung zu machen. Ich dachte, Walther werde noch nicht zur Stelle seyn und beeilte mich, an ihre Seite zu kommen. — „Siehe dort" — flüsterte Bella — „er schläft, der arme Walther, ich habe ihn gestern so lange zurückgehalten und er hatte noch 3 volle Stunden nach Hause." — Dort auf dem schwellenden Moos lag Walther, sein Kopf ruhte auf dem linken Arm, aber der rechte hing seltsam schlaff an seiner Seite herab. — Ein Sonnenstrahl brach sich gerade Bahn durch das kleine Gesträuch, der üppig grüne Rasen erglänzte; ein kleiner Vogel zwitscherte laut und freudig, als begrüße er den seltenen Gast im Waldesdunkel; — Walther regte sich nicht. — Ich blickte fragend zu Isabellen hin, ein Ausdruck der Angst malte sich in ihren Zügen; sie eilte der Stelle zu, wo Walther lag, beugte sich vorsichtig über ihn, dann gellte ein durchdringender Schrei von ihren Lippen, sie sank in die Knie und warf sich mit verzweiflungsvoller Geberde über Walther hin. — Walther Falkstone schlief nicht, er war todt. — Noch zitterte und tanzte das Sonnenlicht auf derselben Stelle, das Vögelein hatte sich auf einen höheren Zweig geflüchtet, zwitscherte aber noch eben so lustig. Die rothen Waldglocken umkränzten würzig duftend Bellas schöne Stirne, aber in dieser unveränderten Umgebung kniete, statt der glücklichen hoffnungsreichen Braut, ein bleiches, trostloses Mädchen mit gebrochenem Herzen. Isabella war nicht ohnmächtig geworden, sie hatte sich langsam von Walther's Leiche aufgerichtet und starrte ihn mit weit geöffneten Augen an, so daß mich ihr Anblick noch mehr entsetzte als der stille Todte. Mein Rufen und Schreien hatte indeß Menschen herbeigeführt, es waren Holzfäller und der alte Jäger aus dem Waldhause. Walther war bei allen beliebt, die ihn kannten, und diese harten Männer weinten und schluchzten, da sie den Todten erblickten. Als man dessen Körper zur Seite wandte, zeigte sich eine Schußwunde, welche, wie sich später erwies, sein Herz durchbohrt hatte, an dem Hinterkopf jedoch klebte ebenfalls Blut und hatte ihn auch hier ein tödtlicher Schlag getroffen, so daß die erste Annahme, er habe sich vielleicht durch einen unglücklichen Zufall selbst erschossen, widerlegt wurde. Es war kein Zweifel, Walther war ermordet worden, aber nicht, um ihn zu berauben; denn er war, nachdem er zur Erde gestürzt, unberührt geblieben. Indessen die Männer all' diese Wahrnehmungen machten, kniete Bella noch immer auf dem Rasen und folgte ihren Bewegungen, als habe sie weder Empfindung noch Bewußtseyn. Ich sprach zu ihr, ich flehte, ich weinte, sie schien mich gar nicht zu hören. Da brachte einer der Männer den kleinen Thomas aus einem nahen Gebüsch herbei. Der Knabe taumelte wie betäubt, doch hatte er nicht sobald Walther's Leichnam erblickt, als er sich mit Kraft von der Hand des ihn zurückhaltenden Mannes losriß und mit einer Leidenschaft auf jenen warf, welche aus dem Uebermaß von Schmerz entsprang, der Raserei aber ebenso ähnlich war.

„Gewiß, der verrückte Knabe hat den armen Herrn erschossen," sagte ein Holzfäller, welcher auf derselben Stelle, wo er Thomas aufgefunden — wie er sagte schlafend — Walther's Flinte hatte auf der Erde liegen sehen und warfen sich die unvernünftigen Leute, wie der eigene rohe Vater auf das arme, schwache Geschöpf und hätten ihn ohne meine Abwehr ohne Zweifel todt geschlagen. Er war bereits besinnungslos, als es mir endlich gelang, ihn den Fäusten zu entziehen. Es war ein trauriger Zug, als wir aufbrachen; die Männer hatten in der Eile eine Bahre aus grünen Zweigen geflochten und legten den leblosen Körper Walther's wie den halbtodten Knaben darauf. Isabella war nicht zu bewegen, die Bahre zu verlassen, und so eilte ich allein voraus nach Wellner's

Hause, um dessen Bewohner auf das schreckliche Ereigniß vorzubereiten.

(Fortsetzung folgt.)

Seyn und Nichtseyn.

(Von Ad. Glasbrenner.)

Die Mädchen sollen seyn wie Oblaten, Geheimnisse bewahrend — und wiederum nicht wie Oblaten: nicht in der Leute Mäuler kommen. — Die Mädchen sollen seyn wie der Mond, der Liebe zugethan — und wiederum nicht wie der Mond: der fast alle Tage von der rechten Bahn abweicht. — Die Mädchen sollen seyn wie die Sterne, so erhaben und doch so mild — und nicht wie die Sterne: sie sollen nicht allen Leuten zublinken. — Die Mädchen sollen seyn wie die Kirche, so ehrgebietend — und wiederum nicht wie die Kirche: sie sollen nicht mit allen Glocken zur Anbetung einladen. — Die Mädchen sollen seyn wie ein Chausseehaus, so einnehmend — und nicht wie ein Chausseehaus: nicht des Geldes wegen bei sich anhalten lassen.

Die Frauen sollen seyn wie die Waage, so gewissenhaft — und wiederum nicht wie die Waage: keine so spitze Zunge haben. — Die Frauen sollen seyn wie eine Harfe, so sanftharmonisch — und nicht wie eine Harfe: so leicht verstimmt und uns so oft nöthigend, andere Saiten aufzuziehen. — Die Frauen sollen seyn wie die modernen Schriftsteller, so wenig populär werden — und wiederum nicht wie die modernen Schriftsteller: sich nicht immer und ewig um den Staat bekümmern. — Die Frauen sollen seyn wie die Königin Viktoria, so verehrt — und wiederum nicht wie die Königin Viktoria: sie sollen den Mann regieren lassen. — Die Frauen sollen seyn wie der alte Fritze, der größte Stolz eines großen Hauses — und wiederum nicht wie der alte Fritze: keinen siebenjährigen Krieg führen. — Die Frauen sollen seyn wie Deutschland, so viel Geduld haben — und nicht wie Deutschland: so zerrissen. — Die Frauen sollen seyn wie ein Stammbuch, nur Einem theuer — und nicht wie ein Stammbuch: solche Massen Erinnerungen haben. — Und die Frauen sollen endlich seyn wie Eva, für die nur Ein Mann existirte — und wiederum nicht wie Eva: das Paradies muß überall seyn, wo sie sind.

Die Männer sollen seyn wie die Schauspieler, immer die beste Rolle spielen wollen — und wiederum nicht wie die Schauspieler: nicht so viel auf's Klatschen gehen. — Die Männer sollen seyn wie die Löwen, so muthig — und nicht wie die Löwen, denen das Wüste-Leben das liebste ist. — Die Männer sollen seyn wie die Uhr, immer mit der Zeit fortgehen — und nicht wie die Uhr: sich nicht aufziehen lassen. — Die Männer sollen seyn wie das Papier, selbst von der lumpigsten Herkunft sich zum Schönsten und Wichtigsten erheben — und wiederum nicht wie das Papier: nicht so viel Druck erdulden. — Die Männer sollen seyn wie Kornähren, einen Bart haben — und nicht wie Kornähren: sich nicht von Flegeln dreschen lassen. — Die Staatsmänner unter ihnen sollen seyn wie ein Sommerabend, so wohlthuend — und nicht wie ein Sommerabend: Dunkelheit verbreitend. — Die Aerzte sollen seyn wie die Priester, Uebel und Schmerzen heilen — und nicht wie die Priester: nicht so viel für den Himmel sorgen. — Die Advokaten sollen seyn wie die Habichte: kurzen Prozeß machen — und wiederum in keiner Weise wie die Habichte. — Die Dichter sollen seyn wie Champagner, lieblich, feurig, übersprudelnd an Geist — und wiederum nicht wie Champagner: nicht in fünf Jahren fade werden. — Die Censoren sollen — gar nicht seyn.

Landwirthschaftliches.

Ein einfaches und sicheres Mittel gegen den Kornwurm theilt Herr Administrator Bachmann in Battinsthal mit: „Als ich die Administration des hiesigen Gutes übernahm, fand ich auf sämmtlichen Böden die Kornwürmer so heimisch und eingewurzelt, daß ich sie durch alle bekannten Mittel nicht entfernen konnte. Durch Zufall erfuhr ich ein Mittel, welches ich, da es ganz ohne Kosten war, noch anwendete und ich hatte in Kurzem die Freude, die Würmer nicht nur ganz verschwinden, sondern auch während einem Zeitraume von drei Jahren nicht mehr wiederkehren zu sehen. Man läßt nämlich von frischem, recht gut und schön gewonnenen und kräftig riechenden Heu kleine ungefähr armdicke Bündel binden und lege dieselben theils auf, theils um die Haufen herum. Selbst solche Kornhaufen, die von Würmern wimmelten, wurden nicht nur schnell von denselben verlassen, sondern blieben auch für die Folge ganz von ihnen verschont, wenn jedes Jahr die Heubündel erneuert wurden.

Auflösung des Räthsels in № 87:

Kamm.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 89. Sonntag, 26. Juli 1857.

Alles eitel.

(Schenkenbuch von Fr. Hornfeck.)

Die güldenen Dukaten
Die waren mir zu schwer;
Wohin sie alle gerathen,
Das weiß ich schon nicht mehr.

Die goldenen Lieder streute
Ich aus mit leichtem Sinn,
Es nahmen als flücht'ge Beute
Vergessenheit sie hin

Und meiner Lieb' Geschmeide,
Der Treue funkelnd Erz
Zerbrach mit seinem Eide
Ein falsches Mädchenherz.

So blieb mir in dem Leben
Von allem Gold allein
Das Feuergold der Reben,
Der goldne Feuerwein.

Und bleibt mir bis zum Grabe
Gewißlich treu und hold,
So lang ich Silber habe
Ist dies das beste Gold!

Isabella.

(Fortsetzung.)

„Ich übergehe die ersten Tage des Schmerzes und der Verwirrung, Bella war wie erstarrt und es war peinlich, das unglückliche Mädchen zu sehen, das noch immer keine Thränen finden konnte, ihre brennende Qual zu lindern. Ueber Walthers Tod herrschte ein räthselhaftes Dunkel; er war in der Frühe in Begleitung von Thomas von Hause weggegangen und hatte, was nicht auffallend war, weder über die Richtung seines Weges, noch die Zeit seiner Rückkehr eine Andeutung hinterlassen. Wohl hatte man früher von Wilddieben gehört und Walther hatte sich gleich Anderen bemüht, derselben habhaft zu werden, seit lange jedoch war ihre Spur verschwunden und war kaum anzunehmen, daß sie am hellen Morgen und in einer besuchten Gegend des Waldes sich wieder hätten betreten lassen. Die in der Nähe arbeitenden Holzfäller hatten allerdings einen Schuß gehört, doch war dies nichts Ungewöhnliches und sonst war nichts vorgekommen, was ihre Aufmerksamkeit hätte erregen können. Sie hatten an diesem Morgen noch Niemand in dem Wald gesehen und gehört, bis mein Rufen sie zu dem Schauplatz des Unglücks führte.

„Eines Abends gelang es mir, Bella zu bewegen, ihr müßiges Hinstarren aufzugeben und mich in den Garten zu begleiten, welcher das Haus an der anderen Seite umgab. Wir saßen in einer Laube, deren Rückwand dicht mit Grün umrankt sich an den schmalen Pfad anlehnte, welcher von der Straße hier vorüber nach dem Eingang des Hauses führte. Ich gab mir vergebliche Mühe, Bella zu zerstreuen, als man Thomas, welcher bisher im Hause verpflegt worden war, ebenfalls herbeibrachte, die Frische des Abends zu genießen. Er erblickte Isabellen und eilte, so schnell als ihn seine matten Füße trugen, zu ihr. Das arme Geschöpf, welches bisher kaum das Bewußtseyn verrathen hatte, daß es sich in einer fremden Umgebung befinde, schien mit einem Male aus seinem Blödsinn zu erwachen; er sank an Bella's Seite auf die Knie und sein Gesicht in ihrem Schooße bergend, schluchzte er laut. Nun endlich und zum

ersten Male, flossen auch ihre Thränen und ich verhielt mich still, wenn gleich nicht theilnahmlos, um den so lange ersehnten lindernden Erguß nicht zu stören.

„Armer Thomas," sprach Isabella leise, „wir Beide haben Alles verloren."

„Der Knabe hob die Augen zu ihr auf mit einem unbeschreiblichen Ausdruck der Trauer, welche genugsam bewies, daß ihn die eigenen Erinnerungen überwältigten.

„Im Rücken der Laube hatte ich indessen Schritte vernommen und hörte, wie das Mädchen, welches Thomas begleitet hatte, über den Haag des Gartens ein Gespräch mit einer Person außerhalb desselben begann.

„Was haben Sie zu bringen, Monsieur Jean?" fragte das Mädchen. Eine Stimme erwiederte;

„Die Abschiedskarte meines jungen Herrn und zugleich die Karte des älteren Herrn Baron."

„So, ist der gnädige Herr endlich angekommen? Aber, sagen Sie, warum reiste wohl der junge Herr so plötzlich ab? Wie, Sie wissen es nicht? Nun, da könnt ich Ihnen vielleicht Auskunft geben."

„Wirklich, Mamsell Lisette! Ich dächte, er hatte weiter keine Ursache, als daß er es hier langweilig fand; was wollen Sie? Kaum einige umgängliche Leute, wie sie unser einem zusagen können. Und was das Jagdvergnügen betrifft, so scheint dem jungen Herrn die Sache auch entleidet zu seyn, seitdem ihn die wilde Katze zurichtete, daß man ihn kaum mehr erkannt."

„So, ist ihm ein Unglück begegnet?"

„Nun, es mögen ungefähr acht Tage seyn, da kam er nach Hause mit einem zerkratzten Gesicht, als hätten ihn zehn Nägel bearbeitet; und einer blutigen Wange; ich glaube, daß ihm hier ein Stück Fleisch herausgerissen worden. Aber, was halten Sie hier zwischen Ihren Händen, Lisette? Zeigen Sie einmal! Wahrhaftig, es ist ein grüner Rockknopf mit einem Fetzen Tuch daran, gerade als wäre es derselbe, den ich schon einige Tage an dem Jagdrock des Baron Frederic vermisse; ich will doch nicht hoffen, daß Sie die wilde Katze waren!"

„Mehr hörte ich nicht mehr; ich sah auf Thomas, der, bisher ruhig, mit einem Male sich lebhaft aufgerichtet hatte. Es war deutlich, daß er sich verständlich zu machen wünschte; er bewegte die Arme mit Heftigkeit hin und her und gab sich alle Mühe, uns Zeichen zu geben, dabei rollte er die Augen zum Erschrecken und stieß Töne aus, welche wir uns eben so wenig als seine Gebärden zu deuten wußten. Zuletzt wurde er ohnmächtig in Folge seiner Aufregung und Erschöpfung. Isabella war im Begriff, sich zu erheben, um den armen Thomas von der Erde aufnehmen zu helfen, als ihr ein Gegenstand in die Augen fiel, der in ihrem Schooße lag und welcher, wie ich bemerkt hatte, des Knaben Hand entfallen war, in dem Moment, wo er die Besinnung verlor; es war eine Locke dunklen Haares, sammt einem Stückchen blutiger Haut, welche mit derselben ausgerissen schien. Vielleicht hast Du, Mathilde, die eigenthümlich röthlich braune Farbe von Baron Warts natürlich gelocktem Haar wahrgenommen; nun diese Haarlocke in Bella's Hand, ich zweifelte keinen Augenblick, hatte Frederic Wart angehört, wenn ich mir gleich nicht erklären konnte, wie sie in des Knaben Hand gekommen sey. In meiner Ueberzeugung bestärkte mich der Duft eines starken Parfum, welches Wart zu gebrauchen pflegte, um eben diesem röthlichen Schimmer seiner Locke eine dunklere Färbung zu geben. Isabella schien eben so rasch dieselbe Wahrnehmung gemacht zu haben und obgleich schaudernd, hielt sie das Stückchen Scalp dennoch fest.

„Lisette," sagte sie mit einer Stimme, deren unnatürliche Ruhe mich erschreckte, „was ist das für ein Rockknopf, von welchem ich Dich vorhin sprechen hörte?"

„Sehen Sie hier," entgegnete das Mädchen, „ich nahm ihn aus der Hand des närrischen Knaben heute, als er schlief, da ich neugierig war, zu wissen, was er so fest in derselben hielt, seit dem unglücklichen Tage, da man ihn hierher brachte; auch in der anderen Hand bewahrt er wohl ein ähnliches Andenken an den seligen Herrn Falkstone, denn noch sah ich dieselbe nicht geöffnet und als ich sie ihm ebenfalls aufbrechen wollte, erwachte er und gerieth darüber in solche Wuth, daß ich mich vor ihm fürchtete."

„Das Mädchen nahm hier den noch immer ohnmächtigen Thomas in ihre starken Arme und trug ihn in das Haus zurück. Ich beobachtete mit wachsender Angst den rasch wechselnden Ausdruck von Bella's Zügen, welcher in der leidenschaftlichen Erregung des Augenblicks mir Schreck einflößte.

„Klementine!" sprach sie klar und fest, wie die Ueberzeugung, welche ihr geworden war: „Frederic Wart ist Walthers Mörder und ich will seine Rächerin seyn!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Uhr.

Der erste Violinist eines kleinen Theaters in Neapel kehrte in einer sehr finstern Nacht nach beendigtem Schauspiel in seine Wohnung zurück. Der arme Mann hatte von Natur kein Löwenherz, und zum Unglück hatte man sich in den Zwischenakten den Spaß gemacht, ihm alle Arten schreckliche Geschichtchen zu erzählen, die in den letztvergangenen Nächten vorgekommen seyn sollten. Er beschleunigte also seine Schritte, trillerte — der Himmel mag wissen in welchem Tone! — Arien aus der „diebischen Elster“, und maß die Vorübergehenden mit ziemlich zerstörten Blicken.

Als er um eine Ecke biegt, streift er an einen Mann an, dessen Aeußeres ihm im höchsten Grade verdächtig vorkommt, und zur selben Zeit glaubt er an seiner linken Seite eine leichte Berührung zwischen Weste und Rock zu empfinden. Er fährt mit der Hand nach der Uhrtasche und — die Uhr ist nicht mehr da.

„Meine Uhr!“ ruft er mit einer Lebhaftigkeit aus, die er nicht bemeistern konnte; aber kaum ist dieser Ausruf über seine Lippen, als er hätte unter die Erde sinken mögen, so groß war der Schrecken, den ihm der Unbekannte einjagte.

„Hier ist sie!“ erwiederte der Andere, ließ den reklamirten Gegenstand in seine Hände gleiten und rettete sich in vollem Laufe. Unser Violinist war nicht minder lebhaft, er drückte mit einem Faustschlag seinen Hut in das Gesicht und eilte die Straße entlang, ohne sich umzusehen. Zu Hause angelangt, hatte er nichts Eiligeres zu thun, als das Abenteuer seiner Frau zu erzählen; er machte ihr eine merkwürdige Beschreibung. — Drei Männer hatten sich auf ihn mit schrecklicher Gewalt gestürzt, vielleicht waren es auch vier gewesen, in seiner Bestürzung hatte er nicht genau erzählt. Man hatte ihm Messer an die Kehle gesetzt, man wollte ihn völlig ausplündern; aber Dank dem heiligen Januarius und seiner natürlichen Beherztheit, er hatte sich wie ein Tiger vertheidigt und die Räuber waren gezwungen gewesen, ihm seine Uhr wiederzugeben.

„Wie, Deine Uhr? Thor!“ sagte seine Frau, und betrachtete ihn mit einem Blicke, als ob er närrisch geworden sey; „hier ist ja Deine Uhr, Du hast sie auf dem Tische liegen lassen.“

„Ach mein Gott!“ rief der erschrockene Violinist, „also ich habe diesen braven Mann bestohlen!“

Und ohne einiges Zögern zündet er sich eine Laterne an, bittet zwei Nachbarn, ihn zu begleiten, und eilt zum Kommissär, um die unglückliche Pretiose dort zu deponiren, die auf eine so seltsame Weise sich in seinem Besitz befand.

Der Mann, dem die Uhr gehörte, war eben auch schon auf dem Bureau des Kommissärs, er war wenige Minuten früher als unser Violinist gekommen, und unterzeichnete eben das Protokoll seiner Anzeige.

Bei den ersten Worten des Künstlers rief der Unbekannte:

„Wie? Sie sind der, der mich bestohlen hat?“

„Ich bitte sehr! wofür halten Sie mich?“ versetzte unwillig der Violinist.

„Für einen, der meine Uhr genommen hat.“

„Warum haben Sie mir sie gegeben?“

„Warum forderten Sie mir sie ab?“

„Schon gut, meine Herren!“ sagte der Kommissär, „Sie können einander getrost die Hände reichen, einer ist so unschuldig wie der andere.“ Und er entließ sie lächelnd.

Mannigfaltiges.

Eine Spazierfahrt der Sultaninnen. Die Gemahlinnen des Padischah machten vor Kurzem einen Ausflug und besahen die bereits weit vorgeschrittenen Arbeiten in dem kleinen Park von Flamur bei Konstantinopel, wo man seit mehreren Jahren an einem allerliebsten Kiosk für den Sultan baut. Ein Berichterstatter schildert diese Promenade: Sie waren in sechs glänzenden Karossen erschienen, eine jede Kadine in besonderem Wagen und darin umgeben von ihren Hofdamen. Ich sah sie aussteigen. Sie waren äußerst dünn verschleiert, und da der Boden von dem kurz zuvor gefallenen Regen noch ziemlich aufgeweicht war, traten sie mit ihren Pantoffelschuhen in elegante Pantinen, die hier im allgemeinen Gebrauch sind. Für Ihre Leserinnen bemerke ich, daß der Wagen, in dem die erste Kadine saß, von gelber Farbe war, reich mit vergoldeten Bronzezierrathen bedeckt. Er war ganz geschlossen. Hinten, nämlich da, wo sonst ein Lakai aufzustehen oder der Koffer aufgeschnallt zu seyn pflegt, befand sich eine in Gold gebundene Schreibmappe an brokatenen Bändern aufgehangen. Nur zwei Pferde zogen den Wagen und als er anhielt und zwei Wächter hervorsprangen, um den Schlag zu öffnen, zeigte sich ein sehr jugendliches Gesicht hinter den Spiegelscheiben. Die Dame war nicht sehr behend beim Aussteigen, sondern gefiel sich in der Würde der

Langsamkeit. Sie trug einen Mantel von himmelblauem Atlas und einen durchsichtigen, aus einer Art Seidengaze bestehenden Schleier. Nach ihr stiegen noch zwei oder drei andere Damen aus, die übrigens von den Schwarzen mit derselben Sorgfalt behandelt wurden. Ein zweiter Wagen war braunroth, ein dritter blau u. s. w. Man trug Polsterkissen voran, damit die Damen auf der Steintreppe des Kiosk Platz nehmen konnt n. Alsbald kam eine musicirende Zigeunerbande heran und ließ ihre Becken und Tambourins erklingen, welchem ohrenzerreißenden Concert von dem hohen Publikum mit einer gewissen Gravität Aufmerksamkeit geschenkt wurde. Hernach stieg man wieder in die Wagen ein; die Kutscher trieben die Pferde an, und diese setzten sich, den Bergweg hinan, in einen kurzen Galopp. Voran und zu beiden Schlägen jedes Wagens liefen die Diener mit sichtlicher Anstrengung, indeß der Kißlar Aga (zu deutsch der Aga der Mädchen) dem Zuge weit voraus, und von einem Schwarm von Eunuchen umgeben, den Weg zu rekognosciren schien.

Quartett (ein Ständchen bringend): „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe, von der Niemand was weiß."

Master Vorwärts (dazwischen tretend): „Verzeihen Sie, meine Herren, wenn ich Sie unterbreche, wenn ich störe! Aber welch' sublimes Lied haben Sie gerade soeben gesungen! Ein Lied, welches wie ein Wetterstrahl die großartigsten staatswirthschaftlichen Ideen in meinem Geiste entzündete. „Kein Feuer, keine Kohle kann brennen so heiß, als heimliche Liebe —" Als ich dies hörte, da fiel es plötzlich wie Schuppen von meinen Augen, mit einem Male tagte es in meiner Seele, und in tiefer Brust rief es jubelnd: Gefunden! gefunden! Der Industrie und dem Staate kann geholfen werden! Bei der immer höher steigenden Theuerung alles Brennmaterials muß in ganz Europa, ja auf der ganzen civilisirten Welt, die heimliche Liebe für dasselbe substituirt werden. Gibt es wohl etwas Wohlfeileres? Welche ungeheure Summen werden jährlich für Torf, für Steinkohlen, für Holz verausgabt! Welch' enorme Ersparnisse wird von nun an der Staat nur allein in den verschiedenen Bureaus erzielen, wenn dieselben, statt auf die bisherige verschwenderische Weise mit Holz, mit heimlicher Liebe geheizt werden! Zudem wird das ganze Reich ein Reich der Liebe werden; man wird uns überall, sogar auf der Polizei, mit Wärme aufnehmen. Die erbittertsten Feinde werden sich aussöhnen und einander heimlich lieben, lediglich um das theure Holz zu ersparen. Ferner welch' wohlthätiger Einfluß wird dadurch auf unser Klima erzielt, indem dadurch der heillosen Devastation unserer Wälder mit einem Male Schranken gesetzt werden. Von den Vortheilen, die hiedurch am häuslichen Herde erwachsen, will ich gar nicht reden, und, verehrungswürdigstes Quartett, Ihnen, meine geehrten Herren, nur andeuten, welche Perspektive sich hierdurch der Industrie eröffnet — wenn in Zukunft mit heimlicher Liebe Ziegeln gebrannt, Glas geschmolzen, Eisen geschmiedet, und sogar, wo dieselbe von besonderer Bedeutung erscheint, Erz gegossen wird! Sollte es weiter unseren Chemikern gar gelingen, — denn wo Feuer ist, da ist auch Licht — aus derselben heimlichen Liebe auch noch Leuchtgas zu erzeugen, so würde dieses der höchste Triumph dieser neuen großartigen Idee seyn, durch deren Anregung Sie mich zum ewigen Dank verpflichtet haben."

In Ludwigshafen macht soeben nicht ein Schiffer, sondern ein Küfer, Heinrich Börckel von Speyer, den Versuch, ein Schiff nach einer neuen Methode zu bauen. Es ist ungefähr 20 bad. Fuß lang und 5—6 Fuß hoch. Das ganze Schiff ist aus 1½zölligen eichenen Faßdauben konstruirt. Der Boden ist wie bei den Rheinschiffen flach, und die Bodendauben sind wie bei einem Fasse in eine Gergel eingelassen und mit eisernen Klammern und Schrauben an die Seitenstücke befestigt. Die Dauben an der Seite stehen aufrecht und sind oben durch ein starkes, um das Schiff laufendes Holz und eiserne Schrauben gehalten. Im Innern laufen noch Eisenbänder vertikal und horizontal. Wie der Versuch ausfallen wird, läßt sich nicht sagen, da man nicht voraus wissen kann, ob es sich in Bezug auf Wasserdichtigkeit halten wird und ob seine Form zur schnellen Fahrt zweckmäßig ist. Bewährt es sich, so wäre viel gewonnen, indem man zu allen kleinen Fahrzeugen jedes kürzere Stück Holz verwenden könnte.

Als eines Tages die Frage erörtert wurde, ob es wirklich Unglück bedeute, wenn dreizehn an einem Tisch säßen, erwiederte Dr. Kitchnier: „Allerdings bedeutet es Unglück, aber nur in einem Fall, wenn nämlich blos für zwölf gekocht ist."

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 90. Dienstag, 28. Juli 1857.

Isabella.

(Fortsetzung.)

„Von diesem Tage an war Isabella wie verwandelt, sie äußerte weder Klage noch Schmerz, sie schien nur von einem Gedanken eingenommen zu seyn. Alles außer diesem war ihr gleichgiltig. Sie verschloß sich stundenlang mit Thomas in ein entlegenes Zimmer und, wie ich erlauschte, war sie dort beschäftigt, ihn schreiben zu lehren und seine Zeichensprache verstehen zu lernen. Ihre Eltern ließen sie gewähren, sie ahnten nichts und ich wagte nicht, ihnen mitzutheilen, was ich selbst bereits wußte und noch befürchtete.

„Nach einigen Wochen, in welchen die Zeit bleierne Flügel zu haben schien, erklärte Isabella eines Tages, sie wünsche nach der Stadt zu reisen; eine Erklärung über den Zweck der Reise gab sie nicht. Alles, was wir erreichten, war, daß sie mir gestattete, sie zu begleiten und ebenso sollte auch Thomas mitkommen.

„Gewiß, sie wird seinetwegen einen renommirten Arzt befragen wollen, äußerte ihr Vater und ließ uns unbekümmert ziehen.

„Wir kamen an und Isabella verfügte sich mit uns Beiden schon in der nächsten Stunde auf das Bureau eines berühmten Advokaten. Sie erbat sich eine besondere Unterredung und als sie wieder mit demselben aus dem Kabinet trat, konnte ich aus der Miene des Mannes deutlich entnehmen, daß sie ihm eine wichtige Mittheilung gemacht haben müsse. Nun forderte sie Thomas zu sprechen auf, das heißt, sie gebot ihm, auf ihre lauten Fragen durch seine Zeichen zu antworten und wo dieselben nicht ausreichten, die Feder zur Hand zu nehmen. Ich war keineswegs ein stummer Zeuge des nun folgenden Auftritts, aber meine Einwürfe und Bitten blieben fruchtlos. Bella begann abwechselnd mit dem Advokaten ein förmliches Verhör mit Thomas und der Erfolg des Ganzen war eine verständliche Erzählung.

„Thomas war mit Walther Falkstone in den Wald gegangen, er trug dessen Jagdflinte und während jener unserer Ankunft an der bewußten Stelle harrte, war er umhergewandert, Blumen zu sammeln. Er hatte sich während dieser Beschäftigung ziemlich weit entfernt, als er aus der Gegend, wo Walther zurückgeblieben, einen Schuß vernahm; dies mahnte ihn zurückzukehren, vielleicht daß Walther ihn damit herbeirufen wollte. Doch als er zur Stelle kam, sah er jenen leblos zu Boden gestreckt und aus einer Wunde in der Brust bluten. Ueber ihn gebeugt stand ein Mann und Thomas, in seinem heftigen Schmerz, warf sich, obgleich nur ein schwaches Geschöpf, auf denselben. Er kämpfte mit diesem, den die Ueberraschung des plötzlichen Ueberfalls nicht sogleich den vollen Gebrauch seiner Kräfte finden ließ; er zerfleischte ihm das Gesicht mit seinen Nägeln und biß ihn in die rechte Wange und als er endlich, zur Erde geworfen, unterliegen mußte, behielt er eine Locke Haar samt der Kopfhaut und einen ausgerissenen Rockknopf in seinen Händen. Von einem Faustschlag getroffen, verlor er hierauf die Besinnung, vorher hatte er aber den Mann erkannt und mit deutlichen Buchstaben schrieb er jetzt den Namen: Baron Frederic Wart auf ein Blatt Papier, welches ihm Isabella gereicht hatte.

Der Advokat, welcher mit Interesse der Sache gefolgt war, fragte nun Isabellen, ob sie fest entschlossen sey, die Einleitung einer Untersuchung wegen Mords gegen Frederic Wart vor Gericht zu beantragen; er stellte ihr alle Schwierigkeiten eines solchen Prozesses vor und daß selbst die Aussage des Hauptzeugen seiner Jugend und seiner Gebrechen wegen kaum als genügend werde befunden werden; er sagte ihr und mit großem Ernst, daß

sie, welches auch der Erfolg sey, Kummer und Schande über eine glückliche Familie bringen werde. Bella blieb ungerührt und bestand darauf, ihre Sache zu verfolgen. Der Advokat erklärte, einen Geschäftsfreund darüber zu Rath ziehen zu wollen und ersuchte darum Isabellen, nach einigen Stunden wiederzukehren.

„Wir waren nicht sobald allein, als ich sie von Neuem mit Bitten und Thränen bestürmte, von ihrem Vorhaben abzulassen, aber sie wies mich beinahe mit Härte zurück.

„Ich will für alle Zeiten diesen Namen brandmarken," sagte sie mir, „und wenn ich selbst dabei zu Grunde gehen sollte. Ich räche nicht allein Walthers blutigen Tod, ich räche auch die Schmach meines Vaters, meiner Mutter!" und nun entdeckte sie mir, daß sie darum wisse, das Unglück und die Schuld ihrer Eltern.

„Wir gingen zum zweiten Male in das Haus des Advokaten, man bedeutete uns jedoch, daß derselbe noch nicht heimgekehrt sey. Nun machte Bella den Vorschlag, eine ehemalige Bekannte aufzusuchen, es war eine ehemalige Dienerin ihrer Großmutter, welche hier in der Nähe wohnte, eine unglückliche Frau, welcher Isabella längst Unterstützungen sandte; ihr Mann war ein Trunkenbold und sie litt an der Auszehrung. Wir fanden sie in der trostlosesten Lage, in einer Dachkammer, auf einem ärmlichen Lager und dem Tode nahe.

„In einer Ecke saß ein kleines Mädchen und weinte, vielleicht aus Hunger, jedenfalls nicht ohne Ursache, denn es sah krank und elend aus, war aber ein hübsches Kind. Nach uns trat ein Mann ein, welcher in trunkenem Zustand kaum aufrecht zu stehen vermochte; dennoch versuchte er, gegen seine Frau gewandt, einige Worte zu lallen, welche wie eine Erkundigung nach ihrem Befinden klangen.

„Es geht mir gut, Franz!" sagte das arme Weib, so ruhig und sanft, als spräche sie zu einem vernünftigen Menschen, „aber Du weißt, mein Kopf schmerzt mich stets um diese Zeit, sey darum so gut und setze Dich da drinnen auf Dein Bett, damit ich ruhen kann."

„Der Mann gehorchte ohne Wiederrede und bald vernahmen wir an seinem lauten Schnarchen, daß die Absicht der Frau, ihn zur Ruhe zu bringen, erreicht war.

„Arme Elise!" sagte Isabella, „der Tod muß Dir willkommmen seyn, da er Dich aus so viel Elend befreit!"

„Glauben Sie das nimmer," entgegnete die Frau und ihre bleichen Wangen rötheten sich, „ich bete täglich zu Gott, daß er mein Leben nur noch um einige Wochen verlängern möge. Ach, mein Fräulein! Wir müssen uns sehr hüten, über dem eigenen Leid das Wohl und Wehe Anderer zu vergessen; ein großer Schmerz macht, wie das Glück, selbstsüchtig. So lange ich athme, ist jenes kleine Mädchen nicht mutterlos und bis zur letzten Stunde bleibt mir die Möglichkeit, auf meinen unglücklichen Mann zum Guten einzuwirken, sein Herz zu rühren und ihn von der Bahn des Lasters zurückzuführen.

„Bella war tief ergriffen, als wir die Dachwohnung wieder verließen; sie ging schweigend an meiner Seite und zögernd die Treppe zu der Wohnung des Advokaten hinauf. Der Geschäftsfreund war bereits da und Thomas wiederholte, diesmal ohne Beihilfe Bella's, seine Erzählung. Dieser Herr schien weniger rücksichtslos, als unser erster Rathgeber, zu denken; er sprach davon, daß dieser Prozeß einen „superben Skandal" absetzen werde und wußte durch seine gewandten Fragen noch mehr aus Thomas heraus zu bringen.

„Bella zeigte nicht mehr den gleichen Eifer, dieselbe Festigkeit, sie war so bleich geworden während der Verhandlungen, daß mich die Herren aufforderten, sie in das anstoßende Zimmer zu führen, bis sie sich wieder erholt haben werde. Dort warf sie sich laut weinend an meine Brust.

„Die arme Elise hat Recht, als sie sagte, wir müssen uns sehr hüten über dem eigenen Leid das Wohl und Wehe Anderer zu vergessen; ein großer Schmerz macht gleich dem Glücke selbstsüchtig. Auch ich habe andere Pflichten, als mein ganzes Denken und Leben einer grausamen, wenn gleich gerechten Rache zu weihen. Ich will meinen Schmerz zu vergessen suchen und von nun an dem Glück meiner Eltern leben, indem ich sie mit sich und den Menschen wieder versöhne."

„Was meine Bitten, alle Vorstellungen nicht errungen, das bewirkte das einfache, edle Beispiel einer schlichten Frau; Bella entsagte ihrer Rache, ich führte sie zu ihren Eltern zurück und sie hat Wort gehalten.

(Schluß folgt.)

Landwirthschaftliches.

Ein französischer Oekonom, **Isidor Pierre**, der in Folge des chinesischen Krieges eine Theurung des Thees befürchtet, macht den Vorschlag, diese Pflanze durch eine andere zu ersetzen, welche in jedem Lande wild wächst und statt der künst-

lichen beschwerlichen und kostspielligen Röstung nur der Strahlen des weithintreffenden Apollo bedarf, um trocken zu werden. Mit einem Wort: der erwähnte Oekonom schlägt vor, statt des chinesischen Thees eine Infusion von Heu zu trinken. Dieser Heuthee, meint er, habe alle Vortheile von dem chinesischen voraus, ohne dessen Nachtheile zu haben; während dieser nur aufrege und nicht nähre, sey jener durch seinen Stickstoffgehalt nahrhaft ohne aufzuregen und erquicke Leib und Seele durch ein angenehmes Arom. Herr Pierre gibt ein Verfahren an, durch welches dieser Heuthee, wie er versichert, einen ganz vorzüglichen Geschmack gewinne. Für die Haushaltungen ist diese Entdeckung des französischen Landwirths eine große Erleichterung. Wer künftig ein Theekränzchen geben will, wird sich den Vorrath mit der Heugabel holen. Da indessen besagter Herr Pierre den Stickstoffgehalt, also das eigentlich nährende Princip, im Heu so sehr rühmt, so begreift man kaum, daß er dasselbe nicht auch als Gemüse empfiehlt. Hat doch einst der gewaltige König Nabucodonosor, der dem Publikum durch Verdi's gleichnamige Oper bekannt ist, sieben Jahre ausschließlich von diesem Gemüse gelebt, ohne daß seine Gesundheit nur im allergeringsten dadurch gelitten hätte.

Ofenruß, als vorzüglicher Dünger für Obstbäume. Als für die Vegetation und den Fruchtertrag der Obstbäume höchst ersprießliche Düngung empfiehlt der Baron von Köttwitz im „Praktischen Wochenblatt" den Ofenruß, indem er aus eigener Erfahrung hinlängliche Bestätigung gefunden. Zu diesem Behuf soll man in einigen Zoll Entfernung um den Stamm eine kleine Rinne ziehen und nach Verhältniß der Größe des Baumes eine größere oder kleinere Quantität Ofenruß hineinthun, diesen wieder mit Erde bedecken und begießen. Dies Mittel hat auf einige Jahre vortheilhafte Einwirkung, und kann dann wiederholt werden.

Ein belgischer Landwirth hat seine Pferde durch folgendes einfaches Mittel vor der Fliegenplage geschützt. Aus den Wallnußschaalen bereitete er einen Dekokt, mit welchem er das Pferdegeschirr von Zeit zu Zeit anstreicht, und dieses hat sich seit Jahren als Mittel gegen die Fliegen bewährt.

(Kornhaufen vor Ratten und Mäusen zu schützen.) Ein Landwirth in der Nähe von Paisley zeigt an, daß, indem er Knoblauch zwischen seine Getreidehaufen legte, er dieselben schon seit Jahren vor jenen Gästen schützte. Damit der Knoblauch dem Korne keinen Geruch mittheile, wird er in gehöriger Entfernung von demselben hingelegt.

(Wirksames Mittel zur Vertilgung der Gartenschnecken.) Um die lästigen Gartenschnecken zu beseitigen, lege man da, wo sie gewöhnlich ihr Hauptquartier haben, abgeschälte Weidenruthen. Nach wenigen Minuten wird man diese Ruthen von Schnecken ganz bedeckt finden. Das Verfahren wird so lange fortgesetzt, bis die Schnecken verschwunden sind.

Gemeinnütziges.

(Ein vorzügliches Mittel gegen Verbrennungen.) Einem Kinde wurde siedender Kaffee über den Fuß gegossen und beim Abziehen des Strumpfes ging die Haut mit. Das Kind schrie jammervoll. Man bedeckte den verbrannten Theil mit einem Stück ganz dünner Schweins- oder Rindsblase und hielt diese dann 24 — 30 Stunden durch Anstreichen mit Weingeist feucht. Das Kind wurde gleich anfänglich ruhig, schlief ein und beim Erwachen war aller Schmerz weg. Die Blase hielt man so lange auf die Wunde gebunden, bis sich eine neue Haut darunter gebildet hatte.

Ein sehr einfaches, wohlfeiles und unschädliches Mittel, um die Hülsenfrüchte weich zu kochen, ist Pflanzenlauchensalz, das man in jeder Apotheke bekommt. Für einen Kreuzer kann man 2- bis 3mal an die Erbsen oder Linsen thun, natürlich alsbald beim Zusetzen. Sollten sie jedoch sehr schwer kochen, so nehme man zu einer Portion etwas mehr. Es ist dies Mittel auch für leichtkochende Hülsenfrüchte zu empfehlen, weil man dadurch Feuerung ersparen kann.

Eine Berliner Zeitung theilt folgendes für die jetzige Blüthenzeit willkommene Recept zur Rosen-Essenz mit: „Wenn die Centifolie ihre Blüthe völlig entfaltet hat, wird diese entblättert. Mit den Blüthenblättern füllt man eine Flasche und gießt dann so viel starken Weingeist hinzu, als die Flasche noch aufzunehmen vermag. Die Flasche wird dann fest zugepfropft und, nachdem der Pfropf mit einer Blase überbunden, mehrere Wochen der Sonnenhitze ausgesetzt, dann aber an einem geeigneten Orte aufbewahrt. Tröpfelt man von die-

ser Flüssigkeit auf einen warmen Ofen, so erfüllt sich das Zimmer mit Rosenduft. Ist die Flüssigkeit ganz verwendet, so kann man auch die zurückbleibenden Blätter zum Räuchern verwenden; auch sie verbreiten, auf den warmen Ofen gestreut, einen sehr angenehmen Geruch."

Mannigfaltiges.

In der meteorologischen Gesellschaft zu London hielt kürzlich Herr Poey, Direktor des Observatoriums von Havanna, einen Vortrag über die photographischen Wirkungen des Blitzes, indem er mehrere der beglaubigsten Beispiele dieser eigenthümlichen und noch unerklärten Naturerscheinungen zusammenstellte. Obwohl sicherlich schon früher oftmals beobachtet, ist es doch Benjamin Franklin, der 1786 zuerst in authentischer Weise von ihr spricht, indem er wiederholt des Falles eines Mannes erwähnt, der, vor einem Baume stehend, den eben der Blitz traf, das genaue Abbild des Baumes auf der Brust hatte. Ein ähnliches Beispiel erzählt das in New-York erscheinende „Journal of Commerce" unter dem 26. August 1853: „Ein kleines Mädchen befand sich an einem Fenster, vor dem ein junger Zuckerahorn stand; nach einem blendenden Blitzstrahle fand sich ein vollständiges Bild des Baumes auf ihrem Leibe abgedrückt." Es ist das nicht der erste Fall dieser Art. Der italienische Gelehrte Orioli brachte mehrere Beispiele dieser Naturerscheinung vor den wissenschaftlichen Congreß von Neapel. Im September 1825 traf der Blitz den Vormast einer Brigantine im Hafen von Arriero; ein unter dem Maste sitzender Matrose wurde erschlagen, und auf seinem Rücken fand man den ganz ähnlichen und gleich großen Abdruck eines Hufeisens, das an der Mastspitze befestigt war. Bei einer anderen Gelegenheit bekam ein Matrose, der ebenfalls in der Nähe eines Mastes auf dem Verdeck stand, auf seine linke Brust den Abdruck des Zeichens 4. 4, in allen Stücken genau so wie es sich an der Spitze des Mastes befand. Eine Dame von Lugano saß im Jahre 1847 während eines Ungewitters in der Nähe des Fensters. Sie empfand wohl die allgemeine Erschütterung der Luft bei den niederfahrenden Blitzschlägen, ward sich indessen keiner Verletzung bewußt. Nichts destoweniger fand sich das genaue Abbild einer Blume, die in der Bahn der elektrischen Strömung stand, auf ihrem Bein und verlor sich nicht wieder. Herr Poey schloß diesen Theil seines Vortrags mit einem bereits früher in einer Schrift von ihm erwähnten Vorfall. Am 24 Juli 1852 wurde auf einer Kaffeeplantage von Cuba eine Pappel vom Blitze getroffen, und auf einem der großen dürren Blätter fand man die treue Abbildung mehrerer Nadelbäume, die in einer Entfernung von 1000 Fuß standen. Die theoretische Erklärung dieser Blitzabdrücke anlangend, so glaubt er sie mit den elektrischen Bildern, wie Moser, Rieß, Karsten u. A. sie gewonnen haben, zusammenstellen zu dürfen. Daß jene Blitzbilder unbeschadet der Kleidung unter ihr abgedrückt werden, überrascht nicht, wenn man erwägt, daß die grobe Textur derselben das elektrische Fluidum mit dem ihm eingeprägten Bilde nicht aufhalten kann. Zur Unterstützung dieser Ansicht erwähnte Herr Poey noch eines Falles, wo der Blitz durch den Schornstein und den Kamin in einen Koffer gefahren ist, in dem sich nachher ein Zoll tief Ruß fand, der somit durch das Holz selbst gedrungen seyn mußte.

Ein Pariser Schirmfabrikant, Mangin, hat in Belgien Patent genommen für einen Taschenregenschirm. Derselbe kann nicht allein in die Tasche gesteckt, sondern auch mit der größten Leichtigkeit auf- und zusammengeschlagen werden, und schützt dabei besser, als die gewöhnlichen Regenschirme.

Charade.

Seht, wie er im Glase winket,
Gold'ner Feuerwein!
Brüder, nach der Ersten trinket!
Das scheucht Gram und Pein.

Thöricht meint Evaens Hasser
Besser sich zu freu'n.
Nach der Zweiten trinkt er Wasser,
Wie nach ihr — den Wein,

Eurem weisen Ruf, ihr Beiden,
Folgen wir entzückt,
Wollen selbst den Fürst nicht neiden,
Den das Ganze schmückt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 91. Freitag, 31. Juli 1857.

Isabella.

(Schluß.)

„Durch ihre Hand erblühte der Frieden wieder in ihrem elterlichen Haus; die stille Ergebung ihres Kindes in das unverschuldete Unglück, das alle Lebensfreude ihm geraubt hatte, pochte mahnend an die Brust des Vaters und der Mutter, auf welche Letztere die Entdeckung, in Frederic Wart den muthmaßlichen Mörder Walthers zu sehen, den ersten, bleibenden Eindruck ihres Lebens machte.

„Die Familie übersiedelte kurze Zeit später in diese Gegend, um allen peinlichen Erinnerungen jener Umgebung zu entfliehen. Marie, das junge, schöne Mädchen, ist jenes Kind aus der Dachkammer, welches Isabella nach dem Tode der armen Elise aufgenommen hat.

„Thomas ist allmälig ein nützlicher Mensch geworden, durchaus harmlos bis auf die Erinnerung an Walthers Tod, welche ihn bis zur Raserei aufregte, als er den jungen Werfeld sah, welcher seinem Cousin Wart sehr ähnlich sieht, und endlich gestern Nacht, da er in dem Ankommenden den Baron selbst erkannte. Aber dennoch ist Frederic Wart unschuldig an Walthers Tod und es ist ihm, Gott sey Dank, gelungen, sich von allem Verdacht zu rechtfertigen. Als an jenem letzten Abend Walther Falkstone das Haus seiner Braut verließ, war ihm Wart mit der Absicht nachgefolgt, ihn zum Zweikampf zu fordern. Wart glaubte das Recht zu haben, eine Beleidigung zu rächen, welche ihm durch das unglückliche Spiel, die absichtlichen Täuschungen der Frau Wellner war zugefügt worden. Walther wollte sich aber nicht mit seinem ehemaligen Freunde schlagen, dessen Schmerz er beklagte. So schieden sie, Wart jedoch mit dem Vorsatz, ihn den folgenden Morgen aufzusuchen und ihn zu zwingen, sich mit ihm zu schlagen. Er hatte zu diesem Zweck zwei Pistolen in der Tasche mitgenommen, von welchen aber nur die eine mit der tödtlichen Kugel geladen war; um die Waffe sollte geloost werden und nur Einer lebend den Platz verlassen. Auch Wart vernahm, noch ehe er das Jagdhaus erreichte, einen Schuß im Wald und in der Erwartung, mit Walther zusammen zu treffen, folgte er der Richtung, welche der Schall ihm angegeben. Er fand Walther bereits todt. Haß und Eifersucht, ja selbst seine Liebe zu Isabellen waren bei diesem Anblick in dem Gefühl des Schmerzes um den verlorenen Freund untergegangen. Er erblickte in dem Tode des leblos zu seinen Füßen Liegenden die weise Fügung des Himmels, der ihn selbst vor Schuld bewahrt hatte, und er war erschüttert. Er gelobte sich, Isabella nicht wieder zu sehen, zur Strafe für sein eigenes frevelhaftes Vorhaben; daß für ihn, obgleich Walther todt, nun dennoch keine Hoffnung blühe, sagte ihm sein Herz. In diesem Augenblick, als er sich über Walthers Leiche beugte, ihm sein letztes Lebewohl zu sagen, überfiel ihn Thomas, der ihn für den Mörder hielt. Es kostete ihn Mühe, den wahnsinnigen Knaben abzuschütteln und als er blutend, zerstört der beiden Pistolen in seiner Tasche gedachte, von welchen nur die eine geladen war, und des Schusses, welchen auch Andere konnten gehört haben, da faßte ihn Entsetzen und er eilte, so rasch er konnte, auf wenig begangenen Wegen nach dem Hause seines Oheims.

„Wenige Tage später verließ er die Gegend und bald für lange Zeit das Land, um in der Ferne Vergessenheit zu suchen. Jahre waren dahin gegangen, als ihm ein Zufall den unglückseligen Verdacht entdeckte, welcher auf ihm ruhte. Er kam zurück, hierher, von mir den Aufenthaltsort Isabellens zu erkunden. Ich fürchtete für Isabellens Ruhe bei einem unerwarteten Wiedersehen und verschwieg ihre Nähe; ich erbat mir eine Frist

von vierzehn Tagen, sie allmälig auf Mittheilungen vorzubereiten, welche die schmerzlichste Wunde ihres Herzens wieder berühren sollten.

„Da kam Wart unerwartet gegen unsere Verabredung gestern Abend schon hierher zurück; er sah und erkannte Isabellen, und den schrecklichen Eindruck, welchen sein plötzliches Erscheinen auf sie hervorbrachte, haben wir Beide selbst mit angesehen. Noch in derselben Nacht wußte er sich eine Unterredung mit Isabellen zu verschaffen und während wir ihn anderwärts mit banger Sorge suchten, war er ihrer Spur gefolgt und unter ihrem Dach wohl aufgehoben. Ein glücklicher Zufall hatte ihn, nachdem er von hier abgereist war, mit einem Geistlichen, seinem Jugendfreund zusammen geführt. Er entdeckte sich diesem, sein zerstörtes Gemüth, seine Jugendliebe und den räthselhaften Tod Walther Falkstones und daß er zurückgekehrt sey, um sich gegen Isabellen zu rechtfertigen. Der Geistliche ward von Allem dem tief ergriffen, gerade er hatte vor nicht langer Zeit die letzte Beichte des wirklichen Mörders Walthers vernommen, wie eine genaue Erzählung von dessen Tod; es war ein übel berüchtigter Mensch, ein verwegener Wilddieb, von dessen Hand der arme Walther gefallen, kaum mehr als eine halbe Stunde, ehe wir Beide, Bella und ich, die verabredete Stelle im Walde erreicht hatten.

„Gleich nachdem ich auch diese Mittheilung von Wart erhalten hatte, suchte ich Isabellen in ihrer Wohnung auf. Ich fand sie tief erregt und von dem Vernommenen erschüttert, doch wird sie von nun an glücklicher seyn, da sie Frederic gerechtfertigt weiß und sich selbst keinen, wenn auch unverschuldeten, Theil an ihres Geliebten Tod vorzuwerfen hat."

* * *

Mathilde hatte lautlos dieser Erzählung gelauscht, nun sprach sie ernst:

„Klementine, Du hast mich überzeugt, daß ich die Bedeutung des Lebens bisher verkannt habe, ich erkenne die ernste Lehrerin Deiner Erzählung und werde sie nimmer vergessen. Du hast mir ein klares Bild vor Augen gehalten, der stufenweisen größeren Strafbarkeit einer zu Anfang nur schwachen, selbstsüchtigen Frau und alles Jammers, den sie über das Haupt ihres nachsichtigen Gatten brachte. Nur wenig fehlte und sie hätte auch das Unglück ihres edlen Kindes, selbst noch zweier anderer Menschen, verschuldet. Isabella Wellner soll mein Vorbild seyn und wenn mir der Himmel Kummer sendet, will ich ihn mit Ergebung tragen; das Glück aber soll mich nimmer über mich selbst täuschen. Nur dann werde ich seiner Gaben würdig seyn, wenn ich sie dazu anwende, Anderen das Leben zu verschönen, wenn ich selbst dem Glücke Anderer zu leben mich fortan bestreben werde. Gehe nun, theuere Schwester und rufe Max zu mir; die launische, selbstsüchtige Mathilde soll er nimmer wieder finden, dagegen will ich, sein treues, liebendes Weib, mich seines Herzens würdiger zeigen."

Nun, zum Schlusse noch einen Blick in die Zukunft. Wir sahen einen Brautzug, eine liebliche, blonde Braut, eine liebe Bekannte aus dem kleinen Haus am Eingang des Waldacker-Thales; an ihrer Seite erkennen wir Otto Werfeld, nur wenig älter, doch männlicher in seinem Aussehen, wie es ihm als einem Verlobten geziemt. Das Paar, welches ihnen zunächst folgt, erscheint nicht minder bemerkenswerth; die Dame obgleich nicht mehr in der ersten Blüthe der Jugend, ist auffallend schön und doppelt ansprechend durch den milden Ausdruck ihrer Züge. Das große, dunkle Auge blickt sanft und versöhnt zu ihrem Begleiter auf und dieser ist Frederic Wart mit der narbigen Wange.

Mannigfaltiges.

Ein Refas-Tag. Eines Nachmittags stand eine Gruppe, bestehend aus zwei nichts weniger als reich gekleideten Männern und einer Frau, welche ein neugeborenes Kind unter ihrem Shawl-Tuch trug, vor der Thüre einer Kirche im Pariser Quartier St. Martin, augenscheinlich Jemand erwartend. Mittlerweile stiegen aus einer Equipage, welche vor dem Gebäude anhielt, eine junge Dame von 18 bis 20 Jahren und ein Herr in den dreißigern aus und treten in die Kirche, um sie zu besichtigen. Nachdem der Herr und die Dame, offenbar Fremde, das Innere lange besehen hatten und heraustraten, um wieder in den Wagen zu steigen, fanden sie die Gruppe, welche sie bemerkt hatten, noch an derselben Stelle. „Nun," sagte gerade einer der harrenden Männer, „es wundert mich nicht, es ist eben der Anfang des „Pechs", welches der kleine arme Teufel haben wird, aber der Taufhandlung eines Kindes sollte man sich doch nicht entziehen." Neugierig zu wissen, um was es sich handelt, nähert sich der junge Mann dem Sprechenden und fragt mit Theilnahme, was er erwarte. „Ich erwarte," sagte dieser, „den Herrn und die Frau, welche versprachen, Pathe und Pa-

thin meines Kleinen seyn zu wollen, die aber wahrscheinlich einen Grund gefunden haben, sich loszumachen. Je nun, es wundert mich, wie gesagt, nicht." — „Warum?" fragte lächelnd der Herr. — „Warum! weil das Kind gestern, an einem Freitag und dazu noch am 13. geboren ist, da kann, was man Pech heißt, nicht ausbleiben!" — „Mein Freund," erwiederte der junge Mann, nachdem er seiner Begleiterin einige Worte in deutscher Sprache gesagt hatte, „wollen Sie meiner Cousine und mir erlauben, Ihr Kind statt der Ausgebliebenen zur Taufe zu halten?" — „Zu viel Ehre, mein Herr und Fräulein, aber wenn Sie wirklich so gütig seyn wollten, so nehme ich Ihr Anerbieten gerne an." Man begab sich sogleich in die Sakristei. Nachdem die Ceremonie beendet und das kleine Wesen glücklich in die christliche Gemeinschaft hineinspedirt war, bedankten sich der Vater des Kindes und sein Gefährte, beide Schuhmachergesellen, bei den improvisirten Pathen tausend und tausendmal und wollten weggehen, als der freundliche Fremde sagte: „Ei, warum nicht gar; ich denke doch, Sie werden mir erlauben, mit unserer Gevatterin Bekanntschaft zu machen." — „Zu viel Ehre, mein Herr und Fräulein..., aber sie werden es kaum schön bei uns finden." — „Was thut das, geben Sie sich die Mühe, in meinen Wagen zu steigen." Nach einigen Weigerungen und Kratzfüßen nahmen die beiden Handwerker in der Equipage Platz und man fuhr zur Wöchnerin. Nachdem man hier die Ceremonie mit einem bescheidenen Frühstück gefeiert hatte, an dem die Fremden wacker Theil nahmen, standen sie auf um fortzugehen. Vorher aber bemerkten sie, daß sie nicht nur dem Namen nach Pathen des Kleinen seyn, sondern, wie es ordentlichen Taufpathen gebührt, für die Erziehung und die Zukunft des Kindes sorgen zu wollen. Gleichzeitig übergab der junge Mann dem Schuhmacher seine Visiten-Karte, näherte sich dann der Wöchnerin und sagte, ihr ein Papierchen in die Hand gebend: „Wir hatten keine Zeit, Bonbons und Kindszeug zu kaufen; erlauben Sie uns daher, Ihnen dieses zum Einkaufen anzubieten; besonders vergessen Sie meine Adresse nicht und wenn Sie etwas brauchen, schreiben Sie mir." Das Papier-Schnitzel aber war ein Bank-Billet von 500 Fr. und der Name auf der Karte ist für die Zukunft des Kleinen von günstiger Vorbedeutung. Für ein am Freitag und am 13. März, an einem doppelten Nefas-Tag, zur Welt gekommenes Kind ist der Anfang doch gar nicht zu schlecht.

In Magdeburg langte einst ein Fremder an, bekam seine Aufenthaltskarte, und hielt sich mehrere Tage in der Stadt auf, bemerkte aber, daß ihn auf allen Schritten und Tritten ein Mann in einem blauen Ueberrock verfolgte. Stand er Morgens auf, so wanderte der Unbekannte vor seinem Fenster auf und ab, kehrte er Abends zu Hause, so traf sein letzter Blick, ehe er die Hausthüre schloß, die dunkle Gestalt — wachsam an einen Laternenpfahl gelehnt — im Theater saß der Blaue hinter ihm, an der Table d'hôte aß er an demselben Tische. — Die ersten Tage beachtete der Fremde dies sonderbare Betragen wenig, am dritten Morgens war es ihm unangenehm und wurde zuletzt so peinlich, daß er es nicht mehr ertragen konnte — die Gestalt verfolgte ihn im Schlaf; in beängstigenden Träumen wälzte er sich auf dem Lager herum, der Mann in dem blauen Rocke stierte ihm mit kaltem Blick und leichenblassen Wangen in's Antlitz. Laut aufschreiend, erwachte er, stürzte an's Fenster und riß es auf, daß ihn die kühle Nachtluft stärke. Der Mond schaute still und freundlich in die öden, engen Gassen hinab und dort — an dem gegenüberliegenden Hause, lehnte die dunkle Gestalt und sah schweigend zum geöffneten Fenster hinauf. — „Das muß anders werden!" knirschte der Fremde, warf das Fenster zu und flüchtete wieder in's Bett; am nächsten Morgen aber, als noch der Tag mit der Nacht rang, sprang er auf, zog sich in wilder Hast an und eilte hinunter; als er die Thüre öffnete, begegneten seine Blicke denen des Unbekannten im blauen Rocke. — „Herr!" rief der Gepeinigte, „wollen Sie mich wahnsinnig machen? was verfolgen Sie mich — wer sind Sie — was wollen Sie von mir?" — „Ich bin von der Polizei beauftragt, Sie nicht aus den Augen zu lassen!" ist die ruhige Antwort. — „Und was zum Teufel hat die Polizei an mir auszusetzen?" schrie in höchster Aufregung der Fremde, „mein Paß ist in Ordnung, hier ist meine Aufenthaltskarte, ich bin ein ansässiger Bürger aus Berlin, was verfolgen Sie mich?" — „In ihrem Paß," sagte der Unbekannte, „steht, Sie beabsichtigen sich hier zu Ihrem Vergnügen aufzuhalten; das hat Sie verdächtig gemacht; es ist das erste Mal, daß sich Jemand in Magdeburg zu seinem Vergnügen aufhält."

Ein Herr nahm Platz in einem Omnibus. Er hat einen sehr schönen Mantel um, in den er sich vornehm einhüllt und den er, die Hände übereinander gekreuzt, hält, wobei er die feinsten und weißesten Glacehandschuhe zeigt. Er steigt eher

aus, als die neben ihm Sitzenden; bald nachdem er fort ist, vermissen diese, der Eine dies, der Andere jenes. . . . Dasselbe wiederholt sich in andern Omnibus, zu verschiedenen Zeiten; die übereinstimmenden Angaben über die äußere Erscheinung des Mannes führen endlich auf seine Spur und man entdeckt, daß er zwei falsche Hände außen blicken ließ, während er mit seinen wahren Händen durch die im Mantel angebrachten Oeffnungen „arbeitete".

Eine wichtige Sendung, bestehend aus 300 Cocons des Seidenwurms, welcher auf den Eichen im Norden Chinas lebt, wurde der franz. Acclimatationsgesellschaft durch eines ihrer Mitglieder, den Bischof der Mantschurei, zugeschickt. Als Rarität und namentlich in Hinsicht auf das Klima, wo er lebt, weicht dieser Seidenwurm von jenem auf den indischen Eichen (von welchen die Gesellschaft bereits eine kleine Kolonie bei ihrem Mitgliede Hrn. Chavannes zu Lausanne anlegte) bedeutend ab. In diesem Augenblick, wo der Maulbeerbaumseidenwurm von Krankheit heimgesucht ist, gewährt dieser zweite Eichenseidenwurm, aus einem so kalten Land wie die Mantschurei und der sohin bis in dem Norden Frankreichs fortkommen könnte, großes Interesse. Man wird Vergleiche zwischen ihm und den beiden andern Arten, welche die Gesellschaft besitzt: dem indischen Eichen-Seidenwurm und dem Ricinusbaumwurm, anstellen und alles aufbieten, diesen neuen Versuch gelingen zu machen.

Charade.

Das Erst' — ein schöner Fluß, der von den Alpen fließt,
Und — hat er unterwegs viel and're aufgenommen —
In's Adriat'sche Meer mit solchen sich ergießt,
Die erst an ihrem End' — ins Bett zu ihm gekommen.
Die folgen alle ihm, von ihm läßt keiner ab,
Bis er mit ihnen sich — dort stürzt in's nasse Grab!
Das Zweite — auch ein Fluß, im Herzogthume Crain
Und in Slavonien wird er zu finden seyn —
Elef oft, vierbeinig hier, so Manchem schon an's Bein!
Das dritte Sylbchen braucht stets der Franzos' verneinend,
Auch ist es, provincial — in Deutschland so erscheinend.
Mein Ganzes aber ist ein blasend Instrument,
Das, bei der Kriegsmusik ertönend — Jeder kennt.
Man hört es weit und breit — im Heere laut erklingen;
Sein Schall soll, nach der Schrift — einst gar in Gräber dringen.
Und dort die Schlummernden in's Leben wieder bringen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 92. Sonntag, 2. August 1857.

Das Bild der Psyche.

Von Constanze v. Budna.

„Welch herrliches Gemälde! Nie glaube ich Schöneres gesehen zu haben! In der That, mein Fürst, Ihre Gemäldegallerie enthält die reichsten Kunstschätze, doch dieses Bild ist sicher die edelste Perle derselben!" Mit diesen begeisterten Worten wandte sich Lord Hamilton zu seinem Begleiter, dem florentinischen Fürsten Colonna, als beide auf ihrer Wanderung durch die Säle, welche des letzteren Kunstsammlungen enthielten, vor einem Bilde stehen blieben, das Psyche darstellte, wie sie, die Lampe in der Hand, den schlummernden Amor betrachtet. „Welche Anmuth der Formen, welch hinreißender Ausdruck in den beiden Gestalten, und besonders diese Psyche: wahrlich, nur eines Künstlers glühende Phantasie konnte ein Gebilde so himmlischer Schönheit schaffen; o mein Fürst, ich beneide Sie um dieses Kunstwerk."

„Der Enthusiasmus eines so feinen Kenners, wie Lord Hamilton, macht mich stolz, dasselbe mein zu nennen," erwiederte lächelnd der Fürst, „und doch sind Sie nicht der einzige, den dies Bild zu solcher Bewunderung hingerissen. Aber was werden Sie erst empfinden, wenn ich Sie versichere, daß diese Psyche, die Sie mit Recht ein himmlisches Gebilde nennen, der Erde, nicht der Phantasie eines Künstlers ihren Ursprung verdankt."

„Wie," rief der Engländer, erstaunt zurücktretend, „diese ätherischen Formen, dies wunderbare reiche Haar, das wie ein goldner Schleier das herrliche Angesicht umwallt, hätte die Natur gebildet? O, sagen Sie mir, wo lebt dieses entzückende Wesen, daß ich hineile, mich mit eigenen Augen zu überzeugen, daß es möglich ist, auf unserer Erde eine so vollendete Schönheit zu finden." Traurig das Haupt schüttelnd, antwortete der Fürst dem begeisterten jungen Mann: „Nur ihr Grab kann ich Ihnen zeigen; ein früher Tod hat die Reize entblättert, die auf jedes fühlende Herz einen unauslöschlichen Eindruck hinterlassen. Wenn Sie es wünschen, so begleite ich Sie noch diesen Abend zu der Ruhestätte der holden Arabella, und erzähle Ihnen dort die traurigen Schicksale dieses unglücklichen Mädchens, wie ich sie aus ihrem eigenen Munde gehört habe."

Lord Hamilton hatte während des Fürsten Worte seine Blicke starr auf das schöne Gesicht der Psyche geheftet; dann fuhr er sich mit der Hand durch sein dunkellockiges Haar und sagte, wie aus schmerzlichem Sinnen erwachend: „Wie konnte es auch anders seyn; Psyche mußte zu ihrer Heimath zurückkehren, die irdische Hülle nur ist uns geblieben!"

Der Mond goß sein blasses Licht auf die weißen Grabsteine des Kirchhofs zu Florenz, dessen Stille nur von den Fußtritten zweier Männer unterbrochen wurde, die bei einem Denkmal von carrarischem Marmor verhallten, welches halb von den niederhängenden Zweigen einer Trauerweide verborgen war.

Der Fürst und sein Begleiter ließen sich schweigend auf einer Moosbank dem Grabmal gegenüber nieder, dessen goldene Inschrift, vom Mondlicht geisterhaft beleuchtet, ihnen entgegenglänzte.

Hamilton las laut die beiden Namen: „Paolo Leoni, Arabella, Gräfin v. Montford", von einem Cypressenkranze umschlungen, darunter die seltsamen Worte: „Die Liebe versöhnte den Haß!"

„Leoni, ist dies nicht der Name des gefeierten italienischen Malers, dessen frühen Tod die Kunst betrauert, und der Schöpfer der herrlichen „Psyche", die allein seinen Namen unsterblich machen würde?" fragte der Engländer, als er gelesen, seinen fürstlichen Freund.

„Ganz recht," erwiederte dieser, „und zugleich ist er der Held dieser traurigen Erzählung, der Sie

so ungeduldig entgegensehnen und die ich jetzt beginnen werde."

Nach diesen erläuternden Worten begann Colonna wie folgt:

„Vor längeren Jahren lebte hier in Florenz ein geschickter Bildhauer mit seiner einzigen Tochter. Rafaela war erst sechzehn Jahre alt und stand somit in der vollen Blüthe weiblicher Schönheit, die sich im Süden viel eher, als bei den Frauen des Nordens entfaltet. Sehnend blickte manches Jünglingsauge auf das reizende Mädchen, und selbst in der Brust des Alters wurden bei ihrem Anblick liebende Wünsche wach. Aber die Jungfrau hatte noch keine Erwiederung für der Liebe Blick und Worte, und ihr heiteres, unbefangenes Lächeln grub den Pfeil, den ihr dunkles Feuerauge versendet, noch tiefer in das von ihm verwundete Herz.

„Da kam endlich auch für Rafaela der Augenblick, wo sie ihres Lebens höhere Bestimmung erkannte, es war derselbe, da sie zuerst unter dem Auge eines jungen Mannes erröthete, und als die Lippe bebend wiederholte, was das seelenvolle Auge ihr bereits verkündet, da fand sie nicht wie sonst ein scherzendes Wort, doch ihr Schweigen war der Ausdruck ihrer Gefühle.

„Der alte Bildhauer billigte die Liebe seiner Tochter, denn Arthurs Stellung gestattete seine Verbindung mit derselben.

„Er war der zweite Sohn des Grafen Montford, und da seines Bruders blühende Gesundheit und Jugendkraft diesen ein langes Leben hoffen ließ, so stand nichts der Vereinigung der Liebenden im Wege.

„Aber das Schicksal gab hier, wie so oft, den menschlichen Plänen eine andere Richtung. Mitten in dem Vollgenuß einer reinen Liebe, denn Rafaela war Arthurs Gattin geworden, störte ein Brief aus England den Frieden ihres stillen Glückes, indem er Arthur den Tod seines Bruders meldete, den eine entzündliche Krankheit in kurzer Zeit dahingerafft hatte und ihn selbst zur Rückkehr in sein Vaterland aufforderte. Diese Nachricht traf den Gatten Rafaela's um so schmerzlicher, als er sich jetzt gestehen mußte, daß seine nun ganz veränderten Verhältnisse auch seine Ehe in einem neuen, ungünstigen Lichte würden erscheinen lassen. Mit schwerem Herzen verließ er sein Weib, das er nicht eher seinem Vater vorzustellen wagte, bis dieser mit dem raschen, ihm noch unbekannten Schritte seines Sohnes sich versöhnt hatte, und eilte nach England, wo er unter den glänzendsten Freundschaftsversicherungen als Erbe einer Grafschaft und eines ungeheueren Vermögens empfangen wurde. Die Lebensweise, die er von nun an zu führen gezwungen war, zeigte ihm stets deutlicher die Schwierigkeit, seiner Ehe die öffentliche Anerkennung zu geben, und sein von der Natur schwacher Charakter ließ ihn den Zorn seines Vaters und die Mißbilligung seiner Standesgenossen fürchten. Selbst als der erstere wiederholt in ihn drang, sich zu vermählen, konnte er nicht den Muth gewinnen, seine bereits geschlossene Verbindung zu gestehen. Auch mochte wohl zum Theil die Ursache von Arthur's Unentschlossenheit aus seiner erkaltenden Liebe entspringen; denn schon öfter überraschte er sich auf dem Wunsche, er möchte doch nicht so fest gebunden seyn.

„Je dringender sein Vater ihn zum Gehorsam gegen seine Wünsche, die allmälig Befehle wurden, aufforderte, desto drückender ward ihm das einst so beglückende Band und nur ein schwaches Pflichtgefühl hielt ihn noch ab, dasselbe zu zerreißen; und als sein Vater endlich nach einem Jahre ihm mit gebieterischen Worten erklärte, er habe jetzt nur noch die Wahl zwischen einer Vermählung oder gänzlicher Enterbung zu Gunsten eines Vetters, da sank die Wagschaale seiner Liebe und Rechtlichkeit vor der dämonischen Gewalt des Stolzes und der Ehrsucht. In der Verzweiflung seiner Seele schrieb er einen Brief an Rafaela, worin er sie in Worten, die rührend gewesen wären, wenn sie nicht seine ehrlose Schwäche bezeichnet hätten, bat, ihn seiner Eide zu entbinden, da er nicht die Kraft besäße, um ihretwillen dem Zorne und vielleicht dem Fluche seines Vaters zu trotzen, der nimmermehr sie als Tochter anerkennen werde.

„Die einzige Entschuldigung dieses verbrecherischen Verfahrens, wenn in Arthurs Falle eine solche gestattet werden kann, ist die, daß er selbst sich von seiner Gattin vergessen wähnen mußte, da seine Briefe schon längere Zeit ohne Antwort geblieben waren. Auch auf diesen letzten wurde ihm keine Erwiederung, und so von den verschiedensten Qualen der Seele fast zum Wahnsinn getrieben, willigte er endlich in die gezwungene Verbindung und trat zum zweitenmale mit einer Andern vor den Altar, wo er Rafaela, seiner noch lebenden Gattin, ewige Treue geschworen. Seine Gemahlin, eine junge Lady, aus einer der ersten Familien Englands entsprossen, schenkte ihm nach mehrjähriger Ehe eine Tochter und vernichtete so die stolzen Hoffnungen ihres Schwiegervaters, welche sich allein in einem Erben seines Namens concentrirt hatten. Diese Enttäuschung war wohl

schon der Anfang der gerechten Vergeltung, denn nach einigen Jahren starb die junge Gräfin, ohne den ersehnten Sohn geboren zu haben. Der Verdruß darüber, vielleicht auch die öfter wiederkehrenden Anklagen seines Gewissens, nagten langsam an dem Leben des alten Grafen; denn in ihm war bei seines Sohnes sonderbarer Weigerung die Ahnung einer Liebe desselben erwacht, daher erbrach er die aus Italien an Arthur gerichteten Briefe und fand darin die Vermuthungen bestätigt, daß sein Sohn daselbst ein Liebesverhältniß angeknüpft habe. Doch war er weit entfernt, die Wahrheit zu fürchten; denn Rafaela's Briefe verriethen keine ernstere Verbindung und sprachen nur die innere Hoffnung aus, es möchte dem Geliebten bald gelingen, sie mit seines Vaters Zustimmung als Gattin in seine Heimath abzuholen.

„Diese Briefe hatte Lord Montford unterschlagen, ohne zu glauben, daß er ein Unrecht begehe, wenn er seinen Sohn an der Erfüllung eines leichtsinnigen Versprechens hindere. Aber mit dem herannahenden Tode sah er diese Handlung in einem anderen Lichte, und die bloße Gestalt des betrogenen Mädchens, an welches sein Sohn jetzt mit geheiligten Banden geknüpft war, scheuchte den Frieden von seinem Sterbelager.

„Und was wurde aus Rafaela?“ mit dieser Frage unterbrach Hamilton die Pause, die hier sein Erzähler machte.

„Ihr Loos war das so vieler unglücklichen Frauen,“ erwiederte Colonna, „die ihr ganzes Seyn einem Manne hingegeben, der es nur zum Spielzeug seiner wechselnden Leidenschaften mißbraucht und dann zerbrochen hinwegschleudert. Jener grausame Brief ihres Gatten traf ihr schon tief verwundetes Herz zum Tode.

„Das demselben vorhergehende, unerklärliche Schweigen Arthurs hatte die schlimmsten Befürchtungen in ihrer Brust hervorgerufen, dennoch traf sie dieser Schlag zu zermalmend; denn sie hatte einige Tage vorher einem Knaben das Leben gegeben. Der zweifach verzehrende Schmerz des liebenden Weibes und der schändlich getäuschten Gattin wurde in der Seele der glühenden Italienerin zu wilder Rachegluth, die langsam aber sicher den Schuldigen verzehren sollte. Die immer zunehmende Schwäche ihres unter den schrecklichsten Seelenleiden dahin siechenden Körpers ließ Rafaela erkennen, daß sie selbst nicht mehr die Kraft haben würde, das Werk des Hasses zu vollziehen; aber dafür bestimmte sie ihren Sohn und als sie nach einem Jahr, dessen unnennbare Qualen das blühend schöne Weib in ein bleiches Leichenbild umgewandelt, mit innigem Frohlocken den Tod nahen fühlte, waren ihre letzten Worte an den Knaben, den der Großvater auf seinen Armen hielt: Räche deine Mutter! Konnte auch das Kind deren Deutung nicht erfassen, in des tiefgebeugten Vaters Seele blieben sie mit desto glühenderen Farben geprägt, bis zu der Zeit, wo der Verstand des heranwachsenden Knaben sie begreifen lernte.

(Fortsetzung folgt.)

Abschied von Zweibrücken.

Leb' wohl, du traute Stadt! Es ruft mich wieder
 Die Heimath zu der Lieben Kreis zurück,
Hin zu der Stätte, wo die ersten Lieder
 Ich fröhlich sang im heitern Jugendglück.
Vor dir leg' heut den Scheidegruß ich nieder,
 Und schweigend ruht auf dir ein Thränenblick.
Der Zeiten Wechsel heißt mich heute scheiden,
 Es rufet meine Pflicht zu andern Streiten.

D'rum euch, ihr beiden Augen himmlisch helle,
 Entbietet jetzt der Wand'rer seinen Gruß;
Ihn schmerzt es tief, daß er so bald, so schnelle
 Dich, vielgeliebtes Mädchen, lassen muß.
Wie schwer ist's, an des schönen Liebchens Schwelle
 Vorbeizugehen ohne Abschiedskuß!
Will auch der Thränen Zahl das Auge füllen,
 Er hält zurück und trägt es fest im Stillen.

So wechselt Alles auf dem Erdenkreise
 Und, wenn des Glückes Stern am hellsten blinkt,
Zieht ein Gewitter durch der Sterne Gleise,
 Daß Luna's Silberglanz dadurch versinkt.
Doch auch im Leide theilt sich manchmal leise
 Des Kummers Wolke und zerfließt; es winkt
Alsdann der frohen Hoffnung golden Band
 Und führt uns in der Freude Zauberland.

So zieht er denn hinaus zu deinen Thoren,
 Du Städtchen, in die blaue Ferne, weit!
Und läßt zurück, die er sich auserkoren,
 Die Liebe süß, die schmucke holde Maid.
Doch wann im steten Wechseltanz der Horen
 Der Frühling kehret, — so gelobt er's heut! —
Dann eilt zurück er in der Lieben Arme,
 Auf daß an ihrem Busen er erwarme.

Zweibrücken. *M.*

Mannigfaltiges.

Ein neuer Mozart ist erstanden! Der zehnjährige Sohn des Professors Deurer aus Gießen hat sich dieser Tage in Marburg hören lassen und große Erwartungen rege gemacht. Dies Wunderkind fing mit fünf Jahren an, seiner Mutter ohne allen Unterricht Beethoven'sche und Mozart'sche Sonaten nachzuspielen, seit jetzt einjährigem Klavier- und Violinunterricht, ohne alle Theorie, schreibt er nun große Sonaten, bisweilen ohne Instrument, welche Kenner wie Vieurtemps und Moscheles als gedankenreich und eigenthümlich, andere Theoretiker auch regelrecht durchgeführt nennen. Dabei wird hervorgehoben, daß der Kleine nicht zu fürchten hat, wie andere Wunderkinder „dressirt" und als forcirtes Concertpräparat vorgeführt und von spekulativen Eltern in der Welt herumgeführt zu werden, sondern er wächst in geisterfüllten, freien Kreisen auf und kann da ein munterer, kraftvoller Junge bleiben.

Neun Schneider machen einen Mann! Dieses Sprichwort hat einen sehr ehrenwerthen Ursprung. Im Jahre 1842 kam ein Knabe, der sich mit einer Leier sein Brod erbettelte, in die Werkstätte eines vornehmen Londoner Schneiders und bat um ein Almosen. In der Werkstätte saßen neun Gesellen. Diese wurden durch die Bitten und das Aeußere des Knaben gerührt, legten zusammen und gaben ihm neun Schillinge. Dieses Capital verwandte der spekulative Junge zum Ankauf von Obst, das er mit Gewinn absetzte. Nach und nach schritt er zu umfangreicheren Geschäften aufwärts, bis er sich endlich zu einem reichen und angesehenen Kaufmann empor geschwungen hatte, welcher sich Dienerschaft und Equipage hielt. Auf letztere alle hatte er aus Dankbarkeit die Devise angebracht: „Neun Schneider machen einen Mann."

Reiche Minen in Kalifornien. Kürzlich sandte die „Alison Ranch Quarz Co.", bei Greenvalley, das größte Depositum ein, welches die Münze je erhalten, 2115 Unzen; die Unze zu je etwa 16 Dollars gerechnet, macht die volle Summe von 33 840 Dollars. Die Alison R. Q. Co., welche aus fünf Irländern und einem Amerikaner besteht, ist die reichste Kompagnie in Kalifornien; seit etwa drei Monaten lieferte sie vierzehntägig durchschnittlich 1200 Unzen nach St. Franzisko ab. Einem der Partners wurden vor Kurzem 250,000 Doll. für sein sechstel Antheil geboten, ohne daß er sich jedoch zum Verkauf desselben für diesen enormen Betrag hätte verlocken lassen.

Der „K. H. Ztg." geht folgende artige Anekdote aus dem Leben des jetzigen Kaisers von Rußland zu: Der Kaiser besuchte ein Militär-Hospital in St. Petersburg und ließ sich auch die Lokalitäten der Apotheke zeigen, in welcher mehrere junge Feldapotheker mit der Anfertigung von Arzneien eifrig beschäftigt waren. Alle hörten mit ihren Arbeiten auf und machten die üblichen Honneurs, nur ein junger Feldapotheker rieb, nachdem er einen flüchtigen Blick auf den Kaiser und sein glänzendes Gefolge geworfen, ruhig an seinem Moschuspulver weiter. Der General N. trat an ihn mit der Frage: „Wissen Sie nicht, daß Seine Majestät der Kaiser vor Ihnen steht?" „O ja," erwiederte der junge Mann, „aber Sr. Majestät wird an dem Leben eines tapfern Officiers mehr gelegen seyn, als an den Honneurs, die ich mache, und jede Sekunde Verzug bringt Gefahr!" Der Kaiser lächelte und wartete ruhig ab, bis die Arznei fertig und expedirt war. Nun stellte sich der junge Apotheker in kerzengerader Stellung vor den Kaiser. „Brav, sehr brav," sagte dieser. „Meine Herren," indem er sich an die andern Medicinal-Personen wandte, „ich wünschte, Sie dächten alle so; Sie, Herr Stabs-Apotheker, behalten diese Gesinnungen und nehmen dies als einen Beweis meines besonderen Wohlwollens." Mit diesen Worten nahm er einen Orden von der Brust eines der ihn begleitenden Offiziere und übergab ihn dem vor Staunen und freudiger Rührung außer Fassung gekommenen jungen Manne.

Auflösung des Räthsels in № 90:

P u r p u r.

Auflösung des Räthsels in № 91:

P o s a u n e.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 93. Dienstag, 4. August 1837.

Das Kind.

(Nach dem Französischen des W. Constant.)

Ihr scheltet meinen wilden Sinn — ihr gebet
Den Namen „Kind“ mir, ach, ein zarter Gruß;
Am Grenzborn zweier Lebensalter, bebet
Zu treten in ein fremdes Land mein Fuß.
Von dort wird süßes Zauberlied vernommen
Und traute Stimmen locken mich hinein,
Doch seh' ich weinend Alle wiederkommen;
Da zieh' ich's vor — ein Kind zu seyn.

Wohl finden Glückliche in diesem Leben
Des Ruhmes kostbar'n Schatz — ich kenn' ihn nicht —
Es lockt sein Lorbeer, wallt auch Neid daneben
Mit der Cypress', mit Falsch im Angesicht;
Liebt es der Ruhm, mit Blumen auch zu kosen,
Vor Allem flicht er doch den Lorbeer ein;
Da trag' ich lieber meinen Kranz von Rosen
Und zieh' es vor, ein Kind zu seyn.

Dort drüben wallen trügliche Gestalten,
Dämonen, in den Blicken süßes Gift,
Ein Lächeln birgt des Herzens tück'sche Falten,
Man liebt sie, bis ihr Todespfeil uns trifft;
Erliegend ihren Künsten, müßt' ich sterben,
Nicht täuschen kann mein kindlich Herz, noch rein,
Ich lach' im Glück, ich wein' im Schmerz, im herben,
Und zieh' es vor, ein Kind zu seyn.

Ihr meint, mein Leben sey so trüb und düster,
O glaubet nicht, daß mich die Freude flieht,
Nachts horch' ich gern dem herbstlichen Geflüster,
Den Blättern, wenn ein Lüftchen sie durchzieht;
Von Zwergen, Riesen und von Feen mit Kronen
Erzählt mir oft die Magd; beim Mondenschein
Träum' ich von Engeln dann und von Dämonen
Und zieh' es vor, ein Kind zu seyn.

Es ist das lieblichste des Lebens Morgen,
Ihm dank' ich des Vertrauens höchste Lust,
Und meine allerliebsten, klein're Sorgen,
Ein Kuß der Mutter scheucht sie aus der Brust.
Auch daß ich liebe, darf ich offenbaren,
Sprecht: sind die spätern Gluthen auch so rein?
Es trennen doch sich, die einst gut sich waren —
Da zieh' ich's vor, ein Kind zu seyn.

Das Bild der Psyche.

(Fortsetzung.)

„Von dort an war es das einzige Streben des rachеglühenden Mannes, die junge Seele seines Enkels mit demselben Hasse gegen den Mörder Rafaela's zu erfüllen.

„Diese Saat fand einen fruchtbaren Boden in der Brust ihres Sohnes. Paolo hatte das reizbare, empfängliche Gemüth, den leidenschaftlichen Charakter seiner Mutter, wie er auch in Gestalt und Zügen das treue Ebenbild der schönen Italienerin war.

„In den Jahren, wo die Kindesseele noch in reinen harmlosen Empfindungen schwelgen sollte, war die seinige bereits durch die herben Erfahrungen des reiferen Lebens vergiftet und sein Großvater war es, der, indem er vor dem Knaben das Bild der geopferten Mutter entrollte, diesen der schönen Illusionen einer glücklichen Jugend beraubte. So wurde es dem fünfundzwanzigjährigen Paolo nicht schwer, ja mit innerer Befriedigung vielmehr gelobte er dem Großvater in die schon erkaltende Hand, der sterbenden Mutter letzte Worte zu erfüllen und ihr Rächer zu werden. Daß es sein Vater war, gegen den er diese geheiligte Pflicht vollziehen sollte, ließ ihn nicht in der Erfüllung seines Gelübdes zögern. Wie konnte auch dieser

Name sein Herz mit sanfteren Gefühlen beseelen? Mußte er nicht, ein schneidender Mißton, dessen zarteste Saiten zerreißen, da der Mann, der diesen Namen trug, durch seine Frevelthat den edelsten Regungen der Natur Hohn gesprochen hatte?

„Auf dem Grabe seiner Mutter, an deren Seite seit einigen Tagen auch der Großvater ruhte, wiederholte Paolo den Schwur, das Glück Lord Montfords zu vernichten, wie dieser das ihre vernichtet hatte, und reiste sodann nach England, dessen Erfüllung entgegen. Dort trat er unter dem Namen Leoni als Maler auf und konnte dies ohne Gefahr der Entdeckung, da sein Großvater, in dessen Plan es gelegen, daß Paolo seinem Vater in ganz fremden Beziehungen entgegentreten sollte, ihm diesen und nicht den Familiennamen seiner Mutter gegeben hatte. Einen noch gerechteren Anspruch hatte der junge Mann auf die zweite Benennung, da die Kunst der Malerei ihn wirklich zu ihren edelsten Jüngern zählte. Paolo's großes Talent, das schon in frühester Jugend entschieden hervortrat, hatte sein Großvater, wenn auch nicht ohne bedeutende Opfer, doch glänzend ausbilden lassen, und die Werke der berühmtesten Künstler seines Vaterlandes waren des Jünglings Muster gewesen.

„Schon jetzt sah des Kenners Auge in seinen Schöpfungen das Genie durchblitzen, welches ihm einst als würdigen Kunstgenossen in deren geweihte Zahl Aufnahme bereiten würde.

„Auch in London, wo Paolo eine elegante Wohnung bezogen hatte, sprach man bald mit Auszeichnung von dem italienischen Maler Leoni, und dessen stolzeste Familien suchten ihn in ihre Kreise zu ziehen. Auf diese Weise erfuhr letzterer ohne eigene Bemühung die gewünschten Nachrichten über Lord Montford.

„Dieser war Wittwer und im Besitz einer einzigen Tochter, die ihm als ein Ideal weiblicher Schönheit geschildert wurde; allein leider hatte Arabella's Verlobung mit dem jungen Herzog von Castlemaine die süßen Hoffnungen getäuscht, in deren Zauberlichte sich viele schon im Besitze der herrlichen Rose sahen.

„Dieses Bündniß war die Folge eines gegenseitigen Uebereinkommens beider Familien; die Verlobten selbst waren sich fast noch fremd, da der Bräutigam nach beendigten Studien zu seiner weiteren Ausbildung eine mehrjährige Reise angetreten hatte, von der er noch nicht zurückgekehrt war. Eine andere Kunde, die Leoni über Lord Montford und seine Tochter wurde, begünstigte einen ebenso rasch als glücklich entworfenen Plan, der das Gelingen seines Unternehmens erleichtern konnte.

„Lord Montford wünschte nämlich seine Tochter für ihren fernen Verlobten malen zu lassen, und sogleich stieg in Paolo der Gedanke auf, als Maler Zutritt in seines Vaters Hause zu erlangen. Ein junger Baronet, der sich zu seinen näheren Bekannten zählte, war auf eine hingeworfene Anspielung gern bereit, Leoni in dieser Eigenschaft dem Grafen vorzustellen, und da letzterer mit Freuden dem gefeierten Künstler die Ausführung des Gemäldes übertrug, so sah Paolo bald dem Tage entgegen, an dem er zum erstenmale den Weg der Rache betreten sollte. Eine wilde Freude blitzte aus seinen dunklen Augen, als er sich zu dem Besuche ankleidete, wozu ihn Sir Edward Morton abzuholen kam. In einer Stunde hielt er das Geschick des stolzen Grafen in seinen Händen, der sich selbst in die Gewalt des Todfeindes lieferte.

„Paolo hatte einen trefflichen aber dämonischen Plan; Lord Montfords Tochter, seine Schwester, sollte das Opfer seines Hasses werden, ihre Leiden dem Grafen ein anderes, längst verblichenes Bild vor die Seele führen und er sein schuldloses Kind für den Frevel des verbrecherischen Vaters büßen sehen.

„Arabella sollte für ihn, den Maler Leoni dasselbe Gefühl empfinden, das Rafaela an deren Vater gefesselt, und wie für diese, sollte es ihr zum Verderben werden.

„Aber welche Stürme auch in Paolo's Innern tobten, auf seinem bleichen Antlitze waren keine Spuren derselben zu erblicken, als er vor dem Grafen, seinem Vater, stand und dieser, der ihm mit der Höflichkeit des gebildeten Weltmannes entgegen getreten war, vor der wunderbaren Aehnlichkeit des jungen Mannes mit seiner verrathenen Gattin erschreckt zurückbebte. Doch der nächste Augenblick gab ihm seine Fassung wieder; Rafaela hatte ihn nie ahnen lassen, daß sie Mutter werden würde, und dann ließ der ganz fremde Name Leoni seine erste Befürchtung ihn als ungegründet belächeln und mit Ruhe eine Unterhaltung beginnen, die durch den Eintritt einer jungen Dame unterbrochen wurde, welche er Paolo als seine Tochter vorstellte.

„Der Anblick des jungen Mädchens ergriff wunderbar Leoni's von Haß erfüllte Seele. Nicht die vollendete Schönheit Arabella's war es allein, die den Blick des Künstlers bewundernd fesselte, es war ein unnennbarer Zauber, der sie umfloß, und das höher klopfende Herz des Mannes in Band

schlug. Nur die lange Gewohnheit mühsam erkämpfter Selbstbeherrschung gab Paolo die Kraft, sein aufgeregtes Gemüth zu der Ruhe eines besonnenen Gespräch zurückzulenken, und darin die geistvolle Liebenswürdigkeit zu entfalten, die das Interesse, welches sein Genie einflößte, zu steigern mußte. Auch Arabella lauschte mit stillem Entzücken den tiefen Tönen seiner klangvollen Stimme; denn was er sprach, zeugte von einem Reichthum des Wissens und der Gedanken, den sie so glänzend noch bei keinem Andern gefunden, und als Leoni endlich Abschied nahm, war in Beider Seele eine unauslöschliche Erinnerung zurückgeblieben.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Vor dem Tribunal von Pontevedra in Spanien wurde vor Kurzem folgender merkwürdige Kriminalfall verhandelt. Ein Greis, der einer armen Familie angehört, befand sich seit längerer Zeit im Zustande vollkommenen Stumpfsinnes und war seinem Sohne zur Last. Dieser alte Mann war nun sehr dick, und auf dieses hin faßte der Sohn den Entschluß, seinen Vater einem seiner Nachbarn zu verkaufen, um dessen Leib zu schmoren und das Fett aus demselben zu gewinnen. Der Handel wurde mit 800 Realen, das ist 210 Franken 50 Cent. abgeschlossen. Es scheint jedoch, daß der Käufer den Handel und den Nutzen, den er aus demselben ziehen wollte, nicht geheim hielt, kurz, das Gericht erhielt Nachricht von diesem saubern Handel und ließ Käufer und Verkäufer, die schon den Kessel für ihr Opfer bereit hielten, gefänglich einziehen.

Neulich erregte in Paris eine Crinoline, welche ihre Schwestern an Aufgeblasenheit noch weit übertraf, großes Aufsehen auf dem Boulevard des Italiens. Die kleine Dame, welche sich unter dieser Glocke verbarg, war von dem Spott so eingeschüchtert, daß sie ihre Zuflucht zu einem Parfumeur nahm und um Schutz bat. Die Menge vor dem Laden wurde immer zahlreicher. Kutscher und Maurer machten mit den schwarzgekleideten Herren Gemeinschaft; Spaßmacher behaupteten, daß sich unter dieser Crinoline Agenten Mazzini's verborgen hielten. Zwei Stadtsergeanten intervenirten, ließen einen Wagen vorfahren, und die Dame mußte die Menge durchbrechen, um in den Wagen zu steigen; sie war die Zielscheibe der spitzigsten Epigramme und mußte selbst von den Wächtern der öffentlichen Ordnung gute Lehren annehmen.

Anzeigen von verloren wordenen Gegenständen und Ersuchen um Rückgabe an den redlichen Finder sind nicht selten; aber eine des Inhalts, wie nachfolgende, dem „Diario de Avisos" am 20. März entnommene, wird man nur selten zu lesen bekommen: „Am Abend vom 17. März wurden von der Börse durch die Straßen von Sevilla, de la Cruz und Angosta de Pilligros nach der Straße del Clavel 2 spanische Banknoten von 4000 Realen verloren. Wenn der Finder bedürftig ist, so mag er sie behalten. Nur wird er, um jeden Zweifel zu beseitigen, gebeten, davon Calle de Clavel 19 Anzeige zu machen.

Die „Charcuterie" bildet in Paris einen nicht unwichtigen Zweig der Konsumationsgegenstände. Die durchschnittliche Zahl der Schweine, welche jährlich lebendig in Paris eingeführt werden, beläuft sich auf 83,126, wozu man noch 600,000 Pfd. Schweinefleisch oder 8000 Stück anderswo geschlachteter Schweine rechnen muß, so daß die Charcuterie jährlich 91,126 Schweine verbraucht. Das durchschnittliche Gewicht dieser Schweine ist im Winter 175, im Sommer 125 Pfd., sohin eines ins andere genommen 75 Kilogramm. 91,126 Schweine im Gewichte von 150 Pfd. pr. Stück geben sohin ein Gesammtgewicht von 13,668,900 Pfd., welches durchschnittlich zu 60 C. pr. Pfd. verkauft wird. Die 233 Charcutiers der Stadt Paris setzen sohin für 8 201,340 Franken oder jeder 25 422 Franks jährlich um. Der wichtigste der 6 Schweinemärkte um Paris ist jener zu St. Germain, wo 14—1500 Schweine wöchentlich verkauft werden.

Was den Fremden beim Eintreffen in Paris am meisten in Staunen setzt, ist die große Menge von Wagen und Pferden, die dort Tag und Nacht in Bewegung sind. Am ersten Januar dieses Jahres zählte man in Paris und den Gemeinden des Seine-Departements: 1627 zweiräderige und 5499 vierräderige Privat-Wagen; 19,525 zweiräderige und 2733 vierräderige Transport-Wagen; 848 Eil-Transport-Wagen (Messageries); 359 Omnibuse; 117 Wagen für den Eisenbahndienst; 4212 Remise-Wagen (nicht numerirte Miethwagen) und 2454 Fiakers. Im Ganzen 36,974 Wagen und 52,217 Pferde, jene der Garnison nicht inbegriffen.

Die Sucht Geld zu gewinnen, führt nicht allein in Europa und Nord-Amerika zu einer Masse Schwindeleien, auch in den weniger civilisirten Ländern kommen schon Spuren dieser Art „bessern Bildung" vor, wie ein am 8. März vor dem Zuchtpolizeigericht in Algier verhandelter Fall zeigt. Ein Eingeborener, Mohamed ben-Allel, der im Rufe eines Marabut (Heiligen) steht, gab vor, eine reiche Silbermine entdeckt zu haben und beschwindelte eine ziemliche Zahl Personen, unter der Vorspiegelung gemeinschaftlicher Ausbeute, um ziemliche Summen. Die Verhandlungen zeigten, daß dieser Sohn der Wildniß würdig gewesen wäre, mit den smartesten Yankees zu konkurriren und verurtheilte ihn auch das Gericht zu einem Jahr Gefängniß und entsprechender Geldstrafe.

Schweiz. In Fahrwangen ist man einem Metzger auf die Spur gekommen, der Hunde schlachtete. Man vermißt schon längere Zeit diese Thiere in der Umgegend. Das Heitere bei der Sache ist, daß das Fleisch dieses Metzgers in der ganzen Gegend als besonders gut und schmackhaft berühmt war, namentlich seine Würste sich großer Popularität erfreuten.

Unter dem Nachlasse des verstorbenen geheimen Medicinalrathes Waldmann zu Kassel befand sich eine alte unscheinbare Tasse, welche, ziemlich sicher documentirt, als den ersten Besitzer Ludwig XIV. angehörte. Man sagt, dieselbe sey in König Jerome's Hände gelangt und unter seinem Regime als Reliquie mit nach Kassel gekommen, bei dessen Flucht dort zurückgeblieben und an den Verstorbenen gelangt. Nach den „Jahreszeiten" werden von Paris aus hohe Preise für das merkwürdige Geschirr geboten, dessen Porzellan unzweifelhaft von dem Fabrikate der Zeit Ludwig XIV. herrühren soll.

Da in neuester Zeit mehrere Fälle vorgekommen sind, daß Frauen durch Inbrandgerathen ihrer leichten Kleider umgekommen sind, dürfte es vielleicht angemessen seyn, daran zu erinnern, daß die feinsten Mousseline ohne viele Mühe und Kosten feuerfest gemacht werden können, wenn man sie (die fertigen Kleider oder das Gespinnst) in eine verdünnte Auflösung von salzsaurem Zink eintaucht.

Ladengehülfinnen ist jetzt der Name eines eignen Standes in Preußen und vorzüglich in Berlin, der den Commis große Concurrenz macht. Es sind vorzugsweise gebildete Frauenzimmer, die französisch und englisch sprechen und mit der Buchführung vertraut sind, sehr gesucht, und man bietet ihnen neben freier Station 120—130 Thlr. jährlich Gehalt.

Durchlöcherte Feilen. H. Powers, Bildhauer in Florenz, hat in England ein Patent auf eine neue Art Feilen und Raspeln genommen, die den großen Vortheil bieten sollen, daß die Späne des bearbeiteten Gegenstandes sich niemals in ihnen festsetzen können. Der Erfolg soll durch Löcher in der Feile erreicht seyn; ein Theil des Umfangs dieser Löcher bildet die eigentliche Feile, und die Späne werden durch die Durchbrechungen von der Feile fern gehalten.

Bern. Die Professoren Schiff (von Frankfurt) und Valentin haben der physiologischen Versuche wegen, welche sie an lebenden, aber vor den Operationen ätherisirten Thieren vornehmen, einen wahren Sturm gegen sich heraufbeschworen, der in den Lokalblättern tobt und demnächst auch eine Eingabe an den Bundesrath zur Folge haben wird. G

General Mieroslawski, welcher Professor der Geschichte in einem Pariser Institute ist, hat ein geographisch-strategisches Spiel erfunden, das große Aufmerksamkeit finden dürfte. Dieses Spiel dient dazu, die geographischen und historischen Kenntnisse der Jugend zu bereichern und gewährt bei leichter Faßlichkeit eine erheiternde Zerstreuung.

Wer ist höflicher, die Engländer oder die Franzosen? Eine Dame bemerkte gegen Lord Chesterfield, daß die Franzosen höflicher seyen, als die Engländer. — Der Lord wollte das nicht zugestehen. — „Die Engländer geben es selbst zu," sagte die Dame. — „Das ist gerade ein Beweis, daß sie höflicher sind, als die Franzosen", erwiederte der gewandte Hofmann.

Logogryph.

Ich werde verfäget, verhauen, oft auch ganz verbrannt,
Der Mensch oft mit genannt;
Haut man den Kopf mir nieder,
So findet man mich im Himmel wieder.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 94. Freitag, 7. August 1857.

Der Kreuzritter.

Kreuzzüge sind noch Mode,
Sie sind es ewiglich;
Es schließet nur im Tode
Des Lebens Kreuzzug sich.

Das Schicksal schlägt ja Jeden
Zum Kreuzesritter hier,
Und webt aus starken Fäden
Das Kreuz zu seiner Zier.

Er ziehet in die Ferne;
Doch ist's der Halbmond nicht,
Es sind die bösen Sterne,
Womit der Ritter ficht.

Ungläub'gen Feindesschaaren
Er manchen Sieg abringt;
Allein weit mehr Gefahren
Ihm Aberglaube bringt.

In dem gelobten Lande
Möcht' er gern Bürger seyn:
Da schlingt in tiefem Sande
Ein heil'ges Grab ihn ein.

Das Bild der Psyche.

(Fortsetzung.)

„Die junge Gräfin sah mit einer wonnigen Empfindung dem folgenden Tage entgegen, der den Mann ihr wieder zuführen sollte, welcher in ihrem tief innersten Herzen eine Stimme erweckt, die ihr gebot, in Leoni einen Freund zu begrüßen, dessen Bild schon längst in ihren Träumen gelebt, der ihr nicht fremd, sondern an Geist und Seele ihr verwandt, mit innigster Gemeinschaft ihr verbunden war.

„Mit heiterm Lächeln, frei von jeder Verwirrung oder stolzer Zurückhaltung, trat das junge Mädchen Leoni entgegen, der auf den Wunsch ihres Vaters sie malen und eben jetzt seine erste Sitzung beginnen sollte.

„Wie verschieden war der Ausdruck ihres schönen Gesichtes von dem unheimlichen der entstellten Züge Paolo's, deren gewöhnliche Bläße einer dunkeln Röthe gewichen, die ihre Fiebergluth in dem düstern Feuer des tief schwarzen Auges abspiegelte. Dieses Fieber glühte noch verzehrender in Paolo's Brust, worin sich ein heftiger Kampf erhoben hatte. Seit er Arabella erblickt, war der wilde Haß verschwunden, den er gegen das Wesen hegte, dessen Geburt ihn zum namenlosen Bettler gemacht, und das sich nun mit den Rechten schmückte, die ihm allein und rechtmäßig gehörten.

„Mit bitterem Unmuthe fühlte er für die gehaßte Schwester eine Regung in seiner Brust erglühen, die alle weichen, edlen Gefühle derselben in's Leben rief; denn er wollte nicht menschlich empfinden; war doch die Rache allein das einzige heiße Sehnen seines Herzens gewesen und nun sollte ein thörichtes Mitleid das mühevoll bereitete Werk seines Daseyns zerstören? Nein! er mußte es herausreißen, dieses Erbarmen, und wenn das Herz dabei verbluten sollte.

„Das Bild war seiner Vollendung nahe; in überraschender Aehnlichkeit lächelte es von der Leinwand hernieder; aber noch strahlender lebte es in des Künstlers Herzen.

„Wie Paolo auch rang und kämpfte, er konnte der mächtigen Leidenschaft nicht länger widerstehen, die ihn an die herrliche Schwester fesselte. So tief und glühend er sie gehaßt, so liebte er sie jetzt; und dennoch war noch keinen Augenblick der Ge-

danke in ihm erwacht, um ihretwillen seiner Rache zu entsagen; denn jetzt erst, seit er selbst von den Qualen unglücklicher Liebe gefoltert wurde, konnte er die Leiden seiner Mutter in ihrer ganzen Größe ermessen. Und sah er, wie seines Vaters Auge mit Entzücken an der Tochter, wie sein Stolz auf dieses Kindeshaupt des Lebens reichste Gaben zu häufen suchte und eine Herzogskrone ihm fast zu gering däuchte, dasselbe zu umschließen, da erhob der Haß sich wieder riesengroß in seines Sohnes Seele, den sein Verbrechen zu einem freudenlosen dunkeln Leben verdammt hatte. Wohl sprach sein liebend Herz zu Arabella's Gunsten und flehte um Erbarmen für die Schuldlose, die nicht einmal wußte, daß sie einen Bruder beraubte, allein die Stimme des Hasses rief lauter, daß, ohne sie vorher zu verderben, das Schwert der Nemesis des Vaters Herz nicht tödlich treffen würde.

„So hatte Haß und Rachegluth ein von der Natur edles Gemüth vergiftet, daß es seine edelsten Schätze, womit es beglückend hätte wirken können, nur zum Verderben mißbrauchte.

„Doch der Stachel, womit Paolo die verwunden wollte, welche die heiligsten Bande mit ihm verknüpften, wandte sich gegen sein eigenes Herz; aus dessen edleren Gefühlen schöpfte er die Qualen, die um so heftiger wurden, je mehr er sie zu unterdrücken strebte. Es gelang ihm mit der eisernen Willenskraft, die ein Hauptzug seines Charakters war; ruhig, doch sicher näherte er sich seinem Ziele, denn jede Stunde, die ihn mit Arabella vereinigte, wozu die Sitzungen zu dem Bilde häufig Gelegenheit gaben, ließ ihn einen tiefern Blick in das Herz des schönen Mädchens werfen, auf dessen Grunde er sein eigenes Bild erblickte.

„Hätte Leoni durch das zarteste Liebeswerben Arabella's Herz zu ergreifen gesucht, der Erfolg hätte nicht mehr zu seinen Gunsten seyn können.

„Die junge Gräfin sah in Paolo's seltsam unruhigem Wesen, dem flammenden und dann wieder so liebeglühenden Blick seines Auges nur die Verräther eines tiefen Gefühls, nicht den Kampf wilder Leidenschaften, der seine Wange erbleichen und einsinken ließ, und nur selten blieben diese von einem Mädchenherzen unverstanden; wie sollte Arabella für Paolo's stille Liebe gefühllos bleiben, da diese in ihrem eigenen Herzen eine innige Erwiederung fand. Schweigend, aber das schöne Antlitz von innerem Glücke strahlend, blickte sie nach dem sinnenden Künstler hin, wie er, in tiefe Betrachtung versunken, vor dem nun vollendeten Bilde saß; doch als sie seine bleichen Züge in heftigem Schmerze zucken sah, schwand auch aus den ihrigen der sonnige Strahl, und eine Wolke zog über den leuchtenden Glanz des tiefblauen Auges. In diesem Augenblick erhob Leoni die seinigen von dem Bilde zu ihr und sagte in einem Tone, der heiter seyn sollte und sich nur gepreßt seiner Brust entwand:

„So ernst, gnädige Gräfin? Mit dieser Wolke auf Ihrer schönen Stirne dürfen Sie diesem Gemälde nicht gegenüber sitzen, das Ihnen mit den verklärten Zügen einer glücklichen Braut entgegen lächelt."

„Einer Braut," wiederholte Arabella langsam; „hatte ich doch fast vergessen, daß ich diesen Namen trage, der mir fremd und unheimlich klingt; kenne ich doch meinen Verlobten kaum und nur eine schwache Erinnerung aus meiner Kindheit zeigt mir sein Bild in fast erloschenen Farben."

„Die Gegenwart wird diese in Ihrer Seele wieder auffrischen und die Liebe das so verschönerte Bild unvergeßlich darin versenken," versetzte Paolo, Arabella forschend ansehend.

„Das junge Mädchen erglühte und eine tiefe Bewegung tönte in ihrer sanften Stimme, als sie nach langem Schweigen erwiederte: „Dies Gefühl kann ich Percival nicht weihen; meine Hand werde ich ihm zwar reichen, wenn ihm diese kalte Gabe genügt; aber in meinem Herzen spricht keine Stimme für den Gespielen meiner Jugend."

Bei diesen Worten Arabella's flammte Leoni's Auge, und eine flüchtige Röthe loderte auf seiner bleichen Wange empor. Ob dieser leuchtende Schimmer der Widerschein des Entzückens oder triumphirender Rache war, dies blieb ein Geheimniß seiner fest verschlossenen Brust. Doch wie es auch seyn mochte, die Aufregung seiner Gefühle zitterte hörbar in seiner Stimme, als er zu der Gräfin sagte: „Und diese Stimme, die für den fürstlichen Bräutigam stumm bleibt, was würde sie der flehenden Bitte eines andern, in heißer Liebe erglühenden Herzens antworten, wenn es nicht mehr die Kraft hätte, die darin verborgene Leidenschaft noch ferner zu verhüllen?"

„Der Purpur auf Arabella's schönem Antlitz ward noch tiefer, als sie mit leisem aber festem Tone erwiederte: „Wenn diese Bitte in dem meinigen die Erfüllung gefunden, so würden auch meine Lippen nicht zögern, diesen Ausspruch zu bestätigen."

(Fortsetzung folgt.)

Squatterleben in Australien.

(Aus R. Springers „enthülltem Erdkreis“).

Der Charakter der australischen Landschaft hat etwas Weiches; es fehlen gänzlich die rauhen und ernsten Züge, die sich selbst in den lieblichsten Gegenden Europas zur Abwechselung zeigen. Es fehlen die hochemporragenden Berggipfel, die tiefen schauerlichen Schluchten, die blauen Bergketten, die alten schwärzlichen Forsten; es fehlen auch die wasserreichen Ströme und Bäche und die ausgedehnten Landseen, die den Gebirgs- wie den Flachländern Europas zur Zierde gereichen.

Das Land zieht hier eben dahin, zuweilen zu Hügeln erhoben, die sich an manchen Stellen zu einem bergigen Rücken anhäufen. Die Bäume, welche die Hügel krönen, sind gerade und hoch, dabei hohl und spröde, so daß sie oft vom Winde abgebrochen werden und als niedriges Dickicht den Opossums und wilden Katzen zur Behausung dienen.

Ueber dies fast unermeßliche Weidegebiet haben sich die Squatters mit ihren Viehheerden verbreitet. Die Squatters waren die ersten Kolonisten, die sich nach Wohlgefallen niederließen, wo es ihnen angenehm schien und sie Nahrung und Platz für ihr Vieh fanden. Sie bauten sich Hütten aus Holz und zogen weiter, wenn es ihnen in dem alten Wohnsitz nicht gefiel. Zuweilen trafen sie aufeinander und es kam zu blutigem Streite, bis der Besiegte dem Sieger weichen mußte. Allmälig mehrten sich diese Kämpfe und Zwistigkeiten unter den alten Hirtenpatriachen, so daß die Regierung einschreiten und eine gewisse Ordnung einführen mußte. Nach diesem System ist das Land in gewisse Weidedistrikte getheilt und jeder Squatter muß eine Erlaubniß zur Ansiedlung kaufen und alljährlich nach Maßgabe der Stückzahl seiner Heerde eine Abgabe entrichten.

Die Geschichte der alten Squatters ist nicht in schriftlichen Urkunden verzeichnet, aber reich an Erlebnissen, Kämpfen und Gefahren, reich an Beispielen von menschlicher Thatkraft und Ausdauer. Viele begruben ihre von den Eingebornen ermordeten Familien neben dem Aschenhaufen ihrer Hütte; die blutigen Kämpfe mit den Indianern nahmen kein Ende, den heimtückischen Angriffen folgte ein grausamer Rachekrieg und die Rohheit des Wilden wurde durch die berechnete Bluthat des Europäers noch überboten. Endlich siegte, wie überall, die Vernunft des Kulturmenschen über die Stärke des Wilden. Gleich wie im nördlichen Amerika die Indianer zurückgetrieben wurden über die ganze Breite des Erdtheils, bis zum westlichen Distrikte, der vom jenseitigen Meere bespült wird, so drängten die Weißen in Australien die dunkelgefärbten Feinde bis über den Murray, Yanko, Edward und Darling bis in die nördlichsten Gegenden, die der Ocean begrenzt.

Jetzt führen die Squatters ein behaglicheres Leben, indem sie ihre Heerden friedlich weiden lassen; einige leben noch nach der Weise ihrer Vorfahren, andere haben stattliche Häuser gebaut und sich mit den Genüssen des Luxus umgeben. Sie vergrößern ihr Land immer mehr, indem sie das Vorrecht haben, den Morgen für etwa sieben Thaler zu kaufen. Sollte es zu Stande kommen, daß das Squattersystem aufgehoben und das Land zu höheren Preisen verkauft werde, die sich allmälig von den Meeresküsten her dem Innern des Landes nähern, so finden die Squatters immer noch Platz genug, weiter zu ziehen und neue Regionen in Besitz zu nehmen.

Die Squatters bilden die reichste Klasse des Landes und es gibt Einzelne, welche Heerden von 40 000 Schafen besitzen.

Der Squatter lebt mit seiner Familie auf der sogenannten Hauptstation, je nach seinem Belieben entweder in einer Blockhütte oder in einem steinernen Wohnhause. Dieses Haus ist in der nächsten Umgegend mit kleinen Vorwerken umgeben, die aber des Tags verlassen und nur des Nachts von den Hirten bewohnt werden. Jeder Hirt verläßt am Morgen mit seiner Heerde, die sich um ihn gelagert hatte, sein Vorwerk und zieht hinaus in den Forst. Diese einförmige Beschäftigung liegt ihm das ganze Jahr über ob; er hat keinen Gefährten, keine Familie, keine Unterhaltung und Zerstreuung. Hunderte von Meilen sieht er immer diese Ebene und dieselbe Baumart; zuweilen ereignet es sich, daß sich die Schäfer mit ihren Heerden in dieser gleichmäßigen Wildniß verirren und nie wieder nach ihrem Wohnsitze zurückkehren. Außer den Schäferhütten, welche die Hauptstation umgeben, gibt es auch zerstreut liegende, welche nur von den Aufsehern und den Leuten besucht werden, die von Zeit zu Zeit den Schäfern ihre Lebensmittel überbringen. Diese Nahrungsmittel sind eben so einförmig wie die Lebensweise und Umgebung des Hirten und bestehen wöchentlich aus zehn Pfund Mehl, zwölf Pfund Fleisch und ein viertel Pfund Thee; die Hauptstation besuchen die Bewohner dieser einsamen Hütten nur, wenn sie die Heerde zum Waschen und Scheeren heimbringen.

Das Gebäude der Hauptstation besteht gewöhnlich aus zwei Stuben und ist etwa auf Manneshöhe aus Steinplatten, im übrigen Theil aus Holz erbaut. Die Feuerstätte ist auf dem lehmigen Fußboden angelegt; das Geräth besteht nur aus einem Tische und einigen einfachen Stühlen. Die Hütten in der nächsten Umgebung sind aus Schiefersteinen erbaut und mit der Rinde von Gummibäumen bedeckt.

Die geschäftigste Zeit des Squatterlebens bringt die Wäsche und Schur der Schafe mit sich. Dann bevölkern sich die Hütten im Hofe mit Dutzenden von Menschen, die sich dreimal des Tages in der Küche zum gemeinschaftlichen Mahle versammeln, wobei sie die rohesten Scherze treiben und die Rumflasche ohne Unterlaß herumgehen lassen.

Diese rohe Gesellschaft wird durch Reisende vermehrt, welche das Land durchstreichen und, da es hier keine Wirthshäuser gibt, ohne weitere Anfrage in die Ansiedelungen eintreten, um Wohnung und Unterhalt zu bekommen. Die Leute treten in die Hütten, welche das Hauptgebäude umgeben, mischen sich unter die Hirten, erzählen ihnen Neuigkeiten aus anderen Gegenden und stellen sich zu dem gemeinschaftlichen Mahle in der Küche ein; nicht selten stehlen sie vor ihrem Weggange das Geld des Squatters oder ermorden denjenigen unter seinen Leuten, der ihnen in der Trunkenheit verrieth, daß er einige Ersparnisse bei sich führe. Diese Zureisenden sind gewöhnlich entlassene Sträflinge aus Sidney und Vandiemensland, die sich zum Hirtendienst anbieten; Ansiedler, die verlorenes Vieh aufsuchen oder ein Geschäft in der fernen Stadt zu betreiben haben; Goldgräber, die nach Diggings ziehen, oder bewaffnete Buschräuber, die sich unverschämt in Hof und Küche wie die Herren geberden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein einträgliches Laster. In Paris hat das Rauchen so sehr überhand genommen, daß selbst in Gesellschaft der Frauen geraucht wird. Eine vornehme Dame, die sich bei einem Minister über diese Unsitte beklagte, erhielt zur Antwort: „Was wollen Sie, meine Gnädige? Nennen Sie mir doch nur eine Tugend, die dem Staatsschatz jährlich 120 Mill. Fr. einträgt."

Der Violinspieler Salomons, der dem König von England, Georg III. Unterricht gab, sagte einstens zu seinem erhabenen Schüler: die Violinspieler werden in 3 Klassen eingetheilt. Zur ersten gehören die, welche gar nicht spielen können, zur zweiten gehören die, welche schlecht spielen, und zur dritten gehören endlich die, welche gut spielen. Ew. Majestät haben sich bereits bis zur zweiten Klasse emporgeschwungen.

Logogryph.

1 2 3 4 5

Da singet gar munter der Vögelein Chor,
Da lauschet dem Lobe des Schöpfers dein Ohr.

1 3 2 4 5

Doch darf dazu nimmer dies Wörtchen erscheinen,
Denn nie wird es Hörer und Sänger vereinen.

3 2 4 5

Zernaget gar oftmal die irdischen Güter,
Zerstöret gar Manches, das kehrt nimmer wieder.

3 2 4

Es fehlt zwar ein Zeichen, doch nichts hat's zu sagen,
O möge als Krankheit dich niemals es plagen!

1 2 3 5

So saget der Wand'rer, wenn Abschied er nimmt,
So meinet das Fischlein, von dannen es schwimmt.

5 2 3 1

Dies machet dein Stübchen behaglich und lind,
Du liebst es bei Sturm und bei Regen und Wind.

2 1 5

Beim Glücke, da soll dir dies Wörtchen nie fehlen
Beim Unglück, da möcht' ich das Gegentheil wählen,

2 4 5

Dort strömet das Licht her, erhellet die Welt,
Erwärmet, erquicket, erfreuet, erhält!

2 3 5

Das möge dir wonnig allüberall seyn,
Ja blüh' aller Orten der Frohsinn allein!

Auflösung des Räthsels in № 93:

Bengel — Engel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 95. Sonntag, 9. August 1857.

Das Bild der Psyche.

(Fortsetzung.)

„Arabella!“ nur dies einzige Wort entfloh Paolo's Lippen, als er vor ihr niedersank und ihre Hand in die seine schloß; aber seine Blicke erhoben sich zu der Gräfin mit einem Ausdruck, der in die Tiefe ihrer Seele drang und den Quell der Thränen daraus hervorlockte, die zu verbergen sie ihr Haupt auf des Geliebten Schulter neigte. Eine harte Stimme schreckte beide aus ihrem Selbstvergessen empor und sich erhebend, erblickten sie die finstern Züge Lord Montfords.

„Ist dies der Platz, an dem ich Sie zu finden glaubte, Signor Leoni?“ sagte er in kaltem Tone, „ich suchte Sie an der Staffelei, nicht zu den Füßen meiner Tochter, der Lady Arabella Montford.“

„Der Stolz, womit sein Vater die letzten Worte betonte, gaben Paolo die Besonnenheit zurück, die in jenem Moment der Leidenschaft untergegangen war; und seine Stimme klang jetzt fest und kalt wie die Lord Montfords, als er, ohne diesen einer Erwiederung zu würdigen, sich zu der bleichen Arabella wandte.

„Verzeihen Sie, Mylady, den stürmischen Ausbruch eines Gefühls, dessen Kühnheit Ihr Herr Vater in gerechtem Unwillen mir in's Gedächtniß rief. Lady Arabella Montford steht zu hoch für die Liebe eines Malers, nur eine standesmäßige Verbindung darf ihr das Glück der Liebe bieten. Ob sich ein anderes Herz dabei verblutet, dies kommt bei diesen höheren Rücksichten nicht in Betracht.“

„Paolo hatte diese Worte mit kalter Ironie gesprochen und kein Zug seines ruhigen Antlitzes verrieth eine innere Bewegung, die sich so sichtbar in Arabella's bleichen Zügen malte. Ehe sie die Kraft zu einer Erwiderung gefunden, hatte Leoni mit einer tiefen Verbeugung das Zimmer verlassen. —

„In den festlich geschmückten Sälen des Grafen von Montford wogte einige Monate später eine zahlreiche Gesellschaft auf und nieder.

„Der reiche Lord feierte die Vermählung seiner Tochter mit dem Herzog von Castlemaine, der vor kurzem von seinen Reisen zurückgekehrt war, und hatte Alles, was Gold und irdische Pracht vermag, aufgeboten, die Feier zu verherrlichen, welche den Glanz seines Hauses durch die Juwelen einer Herzogskrone erhöhte.

„Das junge Brautpaar hatte soeben die Kirche verlassen, wo seine Verbindung den göttlichen Segen empfangen hatte und stand jetzt umringt von den Hochzeitsgästen, die fröhlich wetteiferten, ihre Glückwünsche darzubringen.

„Der Herzog empfing sie mit lächelndem Munde und seine heitern Blicke waren mit Stolz und Zärtlichkeit erfüllt, wenn sie sich auf seine reizende Braut richteten. Doch nicht die seinigen allein, Aller Augen hingen entzückt an Arabella's Engelsgestalt, und in mancher Brust mochte wohl ein leiser Neid sich regen über den Glücklichen, der dies herrliche Wesen sein nennen durfte.

„Wohl waren sie bleich, die zarten Wangen der jungen Braut; und in den dunkelblauen Augen schimmerte noch der Glanz einer kaum vergossnen Thräne, aber diese Blässe und diese Thräne, beide sind wohl nur der äußere Abglanz des ahnungsvollen Schauers, der die jungfräuliche Seele an diesem bedeutungsvollen Tage erbeben macht; wie sollten diese lächelnden Lippen das Geheimniß eines blutenden Herzens verhüllen?

„Ach, wüßte man, welcher Heldenmuth oft in einem solchen Lächeln liegt, wie oft es nur das krampfhafte Zucken eines brechenden Herzens ist, der Anblick dieser versteinerten Thräne würde die Seele mit Bewunderung und Mitleiden erfüllen,

welche sie nur dem weinenden Unglück weiht und doch findet dies durch den Erguß schon Erleichterung. War dieses Lächeln auf Arabella's Lippen nur eine solche vom Schmerz versteinte Thräne? Dies konnte nur der erkunden, der sie in dem Augenblick beobachtete, als ihr Blick sich nach der Eingangsthüre wandte.

„Wer die tiefe Erschütterung sah, die dem Entsetzen gleich die schöne Gestalt zum Marmorbilde erstarrte, der wußte jetzt, mit welcher Seelenstärke das junge Weib bisher den Schmerz verhüllt hatte, der nun bei dem unerwarteten Anblick einer geliebten und zugleich schrecklichen Erscheinung gewaltig hervorbrach.

„Dort, wohin Arabella's starrer Blick wie festgebannt sich richtete, stand ein junger Mann, die flammenden, dunkeln Augen fest auf die bleiche Braut geheftet. Auch sein Antlitz deckte Todtenblässe; doch selbst diese Leichenfarbe konnte dessen regelmäßige Schönheit nicht entstellen, die durch den Geist, der die edlen Züge beseelte, noch fesselnder hervorgehoben wurde. Noch hafteten seine Blicke mit demselben eigenthümlichen Beschauen auf Arabella, als die achtungsvolle Begrüßung der Umstehenden ihn an sein Selbstvergessen erinnerte. Rasch fuhr Paolo Leoni sich mit der Hand über die düstere Stirne und mit dieser Bewegung war die unheimliche Gluth seines Auges in einem freundlichen Lächeln erloschen, womit er die Grüße ebenso herzlich erwiederte; dann näherte er sich langsam dem Brautpaar. Arabella sah ihn näher treten, oder vielmehr sie fühlte, daß er vor ihr stand; denn ihr Blick starrte noch immer ohne Sehkraft vor sich hin und ihrem Ohre erklang seine tiefe, melodische Stimme wie ein Todtenruf aus weiter Ferne. Wie träumend hörte sie ihren Gemahl dem gefeierten Künstler in höflichen Worten für seinen ehrerbietigen Glückwunsch danken und ihn dann ein Gespräch über Leoni's Kunst mit demselben beginnen.

„Die seltene Vollendung," sagte der Herzog im Laufe der Unterhaltung, „womit Ihre Meisterhand dem Gemälde die täuschende Aehnlichkeit des Lebens gab, hat, noch ehe ich meine Arabella gesehen, mein Herz zu der liebenden Bewunderung hingerissen, die dem reizenden Original weihen zu dürfen mich so unendlich glücklich macht."

„Bei diesen Worten hob er mit heißem Liebesblick die Hand seiner Gattin zu den Lippen.

„Paolo bebte hier krampfhaft zusammen und seine Hand preßte sich fest auf die Brust, als wollte er mit diesem äußern Drucke einen innern Schmerz ersticken. Aber bald schwebte wieder ein Lächeln um die erblaßten Lippen und der ruhige Ton seiner Stimme verrieth nicht die tiefe Pein des stürmisch bewegten Herzens, als er sich zu Arabella wandte:

„Das schmeichelhafte Lob Ihres Gemahls gibt mir den Muth zu der kühnen Bitte, daß Sie, Frau Herzogin, die Huld haben möchten, an dem Tage, der Ihnen Beiden die Rosen eines unverwelklichen Glückes bietet und mich wieder in die ferne Heimath führt, ein Geschenk aus der Hand eines Mannes anzunehmen, dem die Beweise Ihres edeln Wohlwollens eine heilige Erinnerung bleiben werden. Darf ich es wagen, es Ihnen anzubieten?"

„Die Blicke der Umstehenden, die Paolo's ehrerbietigen Worte vernommen, wandten sich erwartend auf Arabella; aber diese saß schweigend, mit gesenkten Augen da und ihre Lippen schienen für den Bittenden verschlossen. Da nahm ihr Gemahl, der ihr Schweigen für Stolz hielt und den jungen Künstler, der ihn lebhaft interessirte, nicht beleidigen wollte, für sie das Wort, indem er, verbindlich dankend, dessen Bitte gewährte.

„Auf Leoni's Wink näherte sich ein schöner Knabe, dessen gebräunte Züge die südliche Abkunft bekundeten, einer der in dem Saale befindlichen Nischen und zog mit einer raschen Bewegung den sammtnen Vorhang bei Seite. Den Gästen entfuhr ein Ausruf der Ueberraschung, denn statt der Marmorgruppe, welche die andern Draperien zur Hälfte verhüllten, hatte der hier ganz geschlossene Vorhang ein lebensgroßes Gemälde verborgen, das jetzt von dem vortheilhaftesten Lichte beleuchtet, den bewundernden Blicken entgegenstrahlte.

„Auf einem Lager ruhte ein sterbendes Weib, in der Blüthe des jugendlichen Alters. Die Natur hätte nicht deutlicher den Kampf des Lebens mit dem Tode darstellen können, als ihn hier die Kunst in das blasse Antlitz gezeichnet hatte. Man erkannte an den edeln Linien des römisch geschnittenen Gesichts, wie schön dasselbe gewesen, als der Hauch des kräftigen Lebens noch die erstarrenden Züge belebte. Der schon erlöschende Blick der großen schwarzen Augen war voll ergreifenden Ausdrucks auf einen etwa einjährigen Knaben geheftet, den ein Greis auf seinen Armen ihr entgegenhielt und auf dessen Köpfchen ihre fast durchsichtige Hand segnend ruhte, während die halb geöffneten Lippen etwas zu flüstern schienen.

„Lange stand die Gesellschaft in stummer Bewunderung vor dem Bilde, und dies Gefühl ließ nur wenige die leise Bemerkung einander zuflüstern

daß, wie schön und meisterhaft ausgeführt das Gemälde, es dennoch sonderbar für eins Hochzeitsgabe gewählt sey.

„Diese Stille wurde plötzlich von einem lauten Schrei unterbrochen und erschreckt sahen die Gäste Lord Montford, der bisher nicht im Saale zugegen gewesen, wie einen Wahnsinnigen sich durch ihren Kreis Bahn zu dem Bilde brechen und mit dem erschütternden Ausruf: „Rafaela!" vor demselben in die Kniee stürzen.

„Noch standen Alle, aufs Höchste erstaunt diese seltsame Scene betrachtend, als Paolo langsam dem Knienden sich näherte und eine Hand auf dessen Schulter legend, mit der andern nach dem Bilde deutend, mit feierlichem Ernste zu ihm sagte:

„Kennst Du sie noch, die Du gemordet, stolzer Graf? So ist Dein Herz doch nicht ganz verhärtet und der Anblick des Weibes, das Du Deinem schändlichen Ehrgeiz geopfert, wirft Dich doch in den Staub darnieder. Ja, Rafaela ist's, dies schöne, unschuldige Wesen, dessen reines Herz Du mit heuchlerischen Liebesworten bethörtest, bis sie Dir zu dem Altare folgte, und so das Unglück ihres Lebens mit einem Schwur besiegelte, den Du treulos gebrochen.

„Gibt es ein größeres Verbrechen als das Deine," fuhr der junge Mann fort, und sein Antlitz warf die Flammen zurück, die seine Brust durchloderten; schon der vermählte Gatte des einen Weibes, reichtest Du einem andern die verbrecherische Hand zu einem zweiten Ehebund, den Gott und Menschen verwerfen, denn der Meineid hat ihn geschlossen!"

(Fortsetzung folgt.)

Squatterleben in Australien.

(Fortsetzung.)

Außer diesen friedlichen aber zudringlichen Besuchen sind die Squatters gewöhnlich von Buschkleppern verschont; sie selber sind mit guten Feuerwaffen versehen und ihre Hütten werden von gefährlichen Hunden bewacht. Dennoch fehlt es nicht an einzelnen Beispielen, wo die Buschklepper eine günstige Gelegenheit zum Ueberfall wahrnehmen.

„Unsere Nachbarn drüben am Hügel," erzählt ein Squatter, „hatten voriges Jahr einen solchen Besuch. Eines Tages gegen Mittag, an einem schönen Sommertage, als gerade alle Männer nach den zwei Meilen entfernten Wollschuppen gegangen waren, kamen drei Männer vor das Haus geritten, sprangen von den Pferden und traten ein. Zu Hause war nur die Frau nebst ihrer Schwester und einem Dienstmädchen, und diese waren alle ziemlich beunruhigt, da die Männer, ohne ein Wort zu sagen, in die Stube traten. Sie waren wie Squatters gekleidet, mit grünen, vom Wetter verblichenen Röcken, breiten Palmenhüten, Reitstiefeln mit Sporen. Einer von ihnen war ein schwächlicher Mann mit so hohen Schultern, daß er fast bucklicht aussah; die Brust war schmal und hob sich beim Athmen mühsam, als ob er an Beklemmung litte; sein Gesicht war eingefallen und blaß, aber fein geformt, das Haar dünn und schwarz, die Nase scharf gebogen, die Augen grau; der scharfgeschnittene Mund zeigte, daß der Mann zwar schwach, aber entschlossen sey und die stille aber grausame Natur des Tigers habe.

„Nachdem sich die Frau einigermaßen von ihrer Ueberraschung erholt hatte, fragte sie: „Wünschen die Herren mit meinem Manne zu sprechen?"

„Nein, Madame," antwortete der Bucklige mit gepreßter Stimme, „wir verlangen durchaus nicht Ihren Manne. Gerade weil wir wissen, daß er mit seinen Leuten nach der Schafwäsche ist, sind wir hierher gekommen, um den Damen unsere Aufwartung zu machen."

„Herr, erbarme Dich unser!" rief die Frau, „was wollen Sie?"

„Beunruhigen Sie sich nicht, Madame!" fuhr der kleine Mann fort, „wir werden Ihnen nichts zu Leide thun; es fehlt uns nur an Geld und dazu denken wir auf ruhigem Wege zu gelangen. Ich liebe Ruhe; Sie nicht auch, Madame?"

„Als der Frau das Wort im Munde erstarrte, fuhr der Räuber mit höhnischem Lächeln fort:

„Ich sehe, Sie theilen meine Gefühle; und so können wir sogleich zur Sache kommen. Seyn Sie so gütig und öffnen jenes Spinde und geben uns das Geld, welches Ihr Mann vorigen Donnerstag dort hineinlegte."

„Erbarme sich der Himmel!" rief die Frau, „das kann Ihnen nichts helfen, denn es ist alles in Wechseln."

„Es ist recht schade," erwiederte der Mann, „aber zeigen Sie einmal die Wechsel; vielleicht lassen sie sich verkaufen."

„Die Squatterfrau mußte das Pult öffnen und ihm die Papiere geben. Der kleine Mann bat um die Freiheit, sich setzen zu dürfen, legte seine Peitsche und seinen Hut auf den Tisch und untersuchte die Wechsel nach ihrer Verfallzeit und ihren Giros.

„Die Wechsel sind nicht schlecht," sagte er, „sie sind schon durch viele Hände gegangen und eine Unterschrift mehr kann nicht schaden. So, glaube ich, wird Alles recht seyn."

„Ganz gut!" murmelten seine beiden bärtigen Kameraden, welche an der Thüre standen und zusahen.

„Die Wechsel," fuhr der Bandit fort, „betragen zusammen, wie ich sehe, 7000 Pfd. Sterling. Wahrscheinlich wird aber auch baares Geld im Pulte seyn. Sie brauchen sich nicht selber zu bemühen, Madame; ich werde schon nachsehen. Ich bitte sogar recht dringend, daß Sie sich setzen."

„Der höfliche, aber doch furchtbare Ton, womit diese Worte gesprochen wurden, flößte der armen Frau einen solchen Schreck ein, daß sie sprachlos auf den Stuhl sank.

„Der kleine Mann öffnete jetzt ein Fach nach dem andern, nahm hier und dort einige Goldstücke und zuletzt eine goldene Uhr mit Kette, die er mit zufriedenem Lächeln in seine Westentasche steckte.

„Es thut mir leid, Madame, Sie zu betrüben," sagte er zu der seufzenden Hausfrau, „aber was nützen Ihnen diese Spielereien hier im Busch? Es ist schon genug, wenn Sie die Zeit wissen, und dazu kann Ihnen diese alte Uhr dienen, die ich an der Stelle jener goldenen hinterlassen werde. Ich muß Sie nun noch belästigen, mich nach dem nächsten Zimmer zu begleiten, wo sie Ihre hübschen Juwelen haben. Sie sind zwar nicht so schön, wie man sie bei den vornehmen Leuten in großen Städten findet und wie ich sie selber schon besessen habe, aber dennoch sehr nett."

„Die Frau des Squatters erhob sich, in ihr Schicksal ergeben. Als auch die Schwester mitgehen wollte, sagte er jedoch zu ihr: „Bitte, bleiben Sie sitzen, Fräulein; wir brauchen Sie nicht zu stören!" Als die Dame ihn aber bat, daß sie mitgehen dürfe, gab er mit einer höflichen Verbeugung seine Zustimmung und alle Drei begaben sich nach dem nächsten Zimmer. Hier ging der Mann auf die Kommode zu, öffnete gerade das Fach, wo das Juwelenkästchen stand, untersuchte Letzteres und steckte es dann kaltblütig in die äußere Tasche seines Rockes.

„Jetzt bin ich fertig, Madame, und hoffe, Sie werden mein Verfahren entschuldigen, das mir nur durch die Noth geboten wurde. Aber da seh' ich ein Pianoforte! Das ist herrlich; meine Seele dürstet ordentlich nach Musik. Natürlich spielen Sie?"

„Nein, mein Herr," entgegnete die Frau des Squatters.

„Also Ihre Schwester! Mein Fräulein, Sie werden mich außerordentlich verbinden, wenn Sie sich an das Pianoforte setzen; Sie brauchen durchaus nicht zu erröthen."

„Das junge Mädchen war vor Unwillen, vor einem Diebe und Räuber spielen zu müssen, abwechselnd blaß und roth geworden, doch setzte sie sich an das Instrument.

(Schluß folgt.)

Crinoliniana.

Es soll gegenwärtig in Paris in Abschriften ein Lied in der Art der Béranger'schen Chansons zirkuliren, das man als „Bérangers letztes Lied" bezeichnet. Was uns an dem Lied, das jedenfalls apokryph ist, am meisten interessirt, ist der Haß gegen die Crinoline, der sich aller Orten kund gibt. Es heißt da nämlich unter anderm:

Des Volkes Tochter soll den letzten Becher
Mir reichen, stützen mir mein müdes Haupt;
Sie drück' das Auge zu dem alten Zecher,
Deß Stirne sie mit frischem Kranz umlaubt.
Des Hofes Dame kann der Treppen Enge
Durchdringen nicht, die schlichte Kammerthür
Brächt' ihre Crinoline in's Gedränge,
Wenn sie sich zeigt in ihrer ekeln Zier.

O schweb' herein, du Kind vom Handwerkstande,
Du Sonnenblick vor meiner langen Nacht,
Mond im Gewölk, so hüllen die Gewande
Des zücht'gen Leibes frische Jugendpracht!
Fern wackle sie in ihrem Reifenrocke,
Gleich einer Gans der losen Spötter Schaar,
Sie schwankt wie eine ungethüme Glocke,
An Anmuth arm, die hochgeborne Frau.

Du schwebst wie Hebe, die zum Himmelssaale,
Zum Nektarkelch den armen Sänger führt,
Du schwebst, ein Engel, der mit lichtem Strahle
Das matte Aug' des armen Dulders rührt.
Die hohe Dame weicht, dem Luftballone
Vergleichsam, der von Gasen aufgeschwellt,
Der steigt und schwankt und dann zu eignem Hohne
Armselig nieder auf den Boden fällt.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 96. Dienstag, 11. August 1857.

Erste Liebe.

(Nach dem Schottischen.)

Ich hatte eine Schwester
Weit über dem Meer,
Die sandte viel Gaben
Der Liebe mir her;
Sie sandte mir Kirschen
Wohl ohne Stein,
Sie sandte mir Tauben
Wohl ohne Bein,
Sie sandte mir Aepfel
Wohl ohne Schal',
So sey deine Liebe
Ohn' Thränen und Qual.

Wie fänden je Kirschen
Sich ohne Stein?
Wie fänden je Tauben
Sich ohne Bein?
Wie könnten je Aepfel
Entbehren der Schal'?
Wie jemals die Liebe
Der Thränen, der Qual?

Die Kirsche war Blüthe,
Da hatt' sie nicht Stein;
Ein Ei war die Taube,
Da hatt' sie nicht Bein;
Der Apfel war Knospe,
Da hatt' er nicht Schal',
So hat erste Liebe
Nicht Thränen, noch Qual.

Das Bild der Psyche.

(Fortsetzung.)

„Halt, Elender!" rief der Herzog von Castlemaine, Paolo zornig unterbrechend; „wie darfst Du es wagen, einen Mann wie Lord Montfort in seinem eigenen Hause mit solchen Schmähungen zu überhäufen." Leoni erwiederte diese heftige Rede nur mit einem Blick stolzer Verachtung, und zog dann ruhig einige Papiere hervor.

„Diese Dokumente," sagte er, sie dem Herzog hinreichend, „werden Ihnen beweisen, daß dieser Mann sich wirklich des Verbrechens schuldig machte, dessen ich ihn anklage, und daß eine heilige Pflicht, die, meine mißhandelte Mutter an dem Meineidigen zu rächen, eben mich allein zu Lord Montfords Entlarvung aufforderte; denn ich bin der rechtmäßige Erbe seines Namens und Vermögens, der Sohn Rafaela's und der seinige." Kaum hatte Paolo mit fester, erhobener Stimme die letzten Worte gesprochen, als hinter ihm der zitternde Ausruf ertönte: „Paolo, mein Bruder!" und Arabella, die während dieses schrecklichen Auftritts zu ihrem fast vernichteten Vater geeilt war und ihn in einen Sessel gehoben hatte, stürzte jetzt, ihn krampfhaft umschlingend, in Leoni's Arme.

„Alle schauten gerührt auf das edle Geschöpf, dessen sanftes, liebevolles Herz sich so ergreifend in dieser raschen, unwillkürlichen Bewegung kund gab. Selbst Leoni's racheerfüllte Seele ward von dieser Liebe der so tief gekränkten Seele auf's tiefste erschüttert, und im Innersten von dieser Seelengröße beschämt, die ihn seine eigene, unnatürliche Grausamkeit verabscheuen ließ, sank er wie gebrochen an ihr hernieder und barg seine brennenden Wangen in ihre kalten Hände.

„Ihr Gemahl hatte unterdessen die von Leoni ihm überreichten Schriften durchflogen und wandte

sich nun, bleich von verhaltenem Grimm, an seinen Schwiegervater, indem er mit äußerer Ruhe zu diesem sagte:

„Mit tiefem Unwillen habe ich die schriftliche Bestätigung der Aussagen dieses jungen Mannes gelesen, dessen Ansprüche nach diesen Papieren die größte Giltigkeit besitzen. Da seine Geburt vor Ihrer zweiten Vermählung erfolgte und seine Mutter nach dem Gesetz rechtmäßige Gattin war, so ist er der einzige, unbestrittene Erbe Ihres Namens und ganzen Vermögens und Ihre Tochter hat diesen Umständen zufolge keine weiteren Rechte, als ihr die Liebe ihres Bruders zugestehen will. Da nun meine Ehe mit Lady Arabella unter ganz andern Verhältnissen geschlossen wurde, so fühle ich mich berechtigt, dieselbe wieder aufzulösen, indem ich es der Ehre meines Namens schuldig bin, diesen nicht durch eine Verbindung mit der Tochter eines Mannes zu entwürdigen, der den seinigen durch Bigamie befleckt hat." Mit diesen Worten verbeugte sich Lord Castlemaine vor der schreckensbleichen Versammlung und verließ stürmisch den Salon, von wo man nach einigen Minuten das Gerassel seines fortfliegenden Wagens vernahm.

„Dies schien das Signal zu allgemeiner Entfernung gewesen zu seyn, und bald waren die drei Hauptdarsteller dieses gräßlichen Drama's allein in dem öden Saale, dessen hell erleuchtete Pracht grell mit der Todtenblässe seiner Bewohner kontrastirte.

„Arabella's feine Gestalt war auf den noch knieenden Paolo herabgesunken und ihr Haupt ruhte bewußtlos an seiner Brust. Als ihr Gemahl sie mit harten Worten verworfen, war sie zusammengebrochen und eine wohlthätige Betäubung hatte sie dem Bewußtseyn ihrer Schmach entrückt.

„Ihr Vater saß noch immer unbeweglich in dem Sessel, zu dem sie ihn geführt, und sein starres Auge, das ohne Glanz und Leben vor sich hinblickte, bewies, daß auch sein Geist fern von dem Orte weilte, der seine Erniedrigung gesehen; nur sein unglücklicher Sohn, dessen Herz die Folterqualen der Reue und der heißesten Liebe zerriß, war sich allein seines grenzenlosen Elends bewußt und damit begann für ihn schon die Strafe seiner dunklen That, die ihn bis zu seinem frühen Grabe verfolgte.

„Langsam richtete er sich empor, legte die ohnmächtige Schwester sanft auf ein Ruhebett nieder und wankte dann zu dem Sessel des alten Mannes.

„Lebe wohl, mein Vater!" sagte er mit tonloser Stimme; „Du darfst fortan in Frieden wandeln, denn Du hast schwer gebüßt und ich kann Dir jetzt im Namen der versöhnten Mutter Verzeihung bieten, aber Dein Sohn nimmt den Fluch mit sich fort in das martervolle Leben; seinen Schwur hat er gelöst, doch nur Verzweiflung wurde ihm zum Lohne des erfüllten Gelübdes.

„Ist dies Deine Gerechtigkeit," rief er, den irren Blick zum Himmel gerichtet; „Du rächest den Meineid und belohnest erfüllte Pflicht; warum zerfleischest Du mein Herz mit Höllenqualen, da ich beides gethan?"

„Da öffneten sich die bleichen Lippen seines Vaters, der bisher ganz theilnahmlos geblieben, und wie eine Antwort des Himmels ertönten von ihnen die Worte:

„Den Schwur des Hasses verwirft der allgütige Gott! sey barmherzig wie er und vergib, auf daß er Dir vergebe!"

„Weh mir! ich bin verworfen vor seinem Thron!" schrie Paolo und stürzte wie ein Wahnsinniger von dannen.

„Entsetzlich!" rief Lord Hamilton, als der Fürst hier einen Augenblick innehielt; „welch ein seltsamer Charakter muß dieser Leoni gewesen seyn! Nun erkläre ich mir, daß so widerstreitende Empfindungen, wie sie dieses Mannes Brust durchglühten, zum Wahnsinn treiben können, der, wie ich jetzt gehört zu haben mich entsinne, dem Leben dieses genialen Künstlers leider ein zu frühes Ziel setzte. Doch haben Sie die Güte fortzufahren, mein Fürst, ich habe Ihrer Erzählung bisher mit der größten Spannung zugehört."

„Es mögen nun drei bis vier Jahre seyn, hob Collonna wieder an, als in der hiesigen Malerakademie ein daselbst ausgestelltes Bild die kunstliebende Welt von Florenz um sich versammelte und der Ruf dieses seltsamen Kunstwerks auch mich dahin zog. Wie Sie heute, so stand ich in wortlosem Entzücken vor der herrlichen Psyche, welche sogleich den sehnlichsten Wunsch in mir erweckte, durch dieses treffliche Gemälde meiner Gallerie einen neuen Schatz zu gewinnen. Mit Freuden zahlte ich den hohen Preis, den man dafür forderte, denn ich fand ihn nicht zu kostbar für den Werth des Gegenstandes; allein meine eifrigsten Bemühungen, dessen Schöpfer zu entdecken, blieben fruchtlos, bis ein Zufall mich seinen Namen erfahren ließ und zugleich mir ein Blick in das Familiendrama gestattete, das ich jetzt unverschleiert vor Ihren Augen entrollen kann."

(Fortsetzung folgt.)

Squatterleben in Australien.

(Schluß.)

„Wollen Sie so gefällig seyn," sagte der Bandit, „und mir die schöne Ouvertüre aus Robert dem Teufel von Meyerbeer spielen?"

„Die Dame spielte dieses Stück, innerlich vor Zorn bebend. „Vortrefflich, vortrefflich!" rief der Räuber entzückt, Sie spielen göttlich. In solchem Entzücken schwelgte ich früher oft," fuhr er seufzend fort, „aber ein unglücklicher, verfolgter und verbannter Mann muß ungeheure Opfer bringen. Ich erinnere mich jetzt, auch gehört zu haben, daß Sie singen. Die Zeit drängt zwar und wir müssen gehen, ehe wir jedoch Abschied nehmen, bitte ich, daß Sie uns die etwas veraltete aber doch schöne Arie von Elise Cook vorsingen."

„Die Dame gehorchte, obgleich ihr Herz noch stärker als vorher klopfte.

„Das war auf Ehre schön gesungen, mein Fräulein; schade, daß man so etwas nur selten hören kann!" sagte der Bandit wieder mit einem Seufzer, indem er zugleich auf eine schöne goldene Uhr blickte, welche die Dame an der Seite trug. „Eigentlich wollte ich Sie um die hübsche Uhr und Kette als Darlehn bitten, doch jetzt will ich Ihnen dieselbe lassen, zur Belohnung für den Genuß, den Sie mir verschafft haben. Ihre Stimme, mein Fräulein, wird noch oft, wenn ich in der Wildniß bin, in meinen Ohren und Herzen nachklingen. Würden Sie, Madame, jetzt so gütig seyn, das Mittagessen auftragen zu lassen; es war bereits fertig, als ich an der Küche vorüberging, und" hierbei zog er die goldene Uhr des Squatters aus der Tasche, „es bleiben uns nur noch zehn Minuten zum Essen übrig."

„Die Dame ging nach der Küche und half selber, indem sie dadurch ihre wilden Gäste früher los zu werden hoffte.

„Als sie am Heerde stand, kam das Dienstmädchen zu ihr und sagte: „Ich wollte hinaus zu dem Herrn und den Hirten laufen, aber ein Mann kam hinter einem Baum hervor und wies mich zurück; als ich nach einer anderen Richtung ging, versperrte mir ein anderer furchtbarer Kerl den Weg; das ganze Haus ist von Räubern umgeben."

„Jetzt kam der Squattersfrau ein glücklicher Gedanke ein. Indem sie rief: „Johanna, komm, ich will Dir das Tischtuch und die Servietten geben," ging sie mit dem Mädchen nach ihrem Schlafzimmer, schrieb dort auf einen Streifen Papier: „Räuber im Hause!" begleitete das Mädchen nach der Küche zurück, band dort den Streifen einem großen Schäferhunde unter den Hals und sagte dann zu dem Hunde: „Schnellfuß, wo ist Dein Herr?"

„Eilig lief der Hund aus dem Hause und bellte die Ochsen an, welche auf dem Hügel grasten. Die Räuber glaubten, er wolle die Heerde wegjagen und ließen ihn passiren. Die Frau, die das Fortkommen des Hundes beobachtet hatte, fühlte sich jetzt beruhigter und fuhr fort, das Mahl zu bereiten. Dabei plauderte sie unbefangen mit dem bucklichten Anführer, lobte seinen Geschmack in der Musik und sprach die Vermuthung aus, daß er denselben wahrscheinlich in London ausgebildet habe.

„Ich bin zwar dort gewesen, Madame," antwortete der Mann," aber es ist schon geraume Zeit her. Mein Geschmack ist in fast allen Hauptstädten Europas gebildet worden, und wenn ich demselben hätte folgen können, so wäre ich gewiß nicht in diese Wildniß gelangt. Aber dort kommt das Mittagbrod!" rief er, als das Mädchen mit einer großen Schüssel hereintrat, „setzt Euch, Kameraden!"

„Die beiden bärtigen Kerle setzten sich an das untere Ende des Tisches; der kleine Mann wurde während des Essens sehr lebhaft, lobte den Portwein und ersuchte die Dame um die Ehre, ihm Bescheid zu thun.

„Die Hausfrau ließ es an Portwein nicht fehlen, legte den Räubern fleißig Braten und Kartoffeln vor und gab sich alle Mühe, den Anführer in ein Gespräch zu verwickeln. Plötzlich entstand draußen ein Geräusch und in demselben Augenblick zeigte sich ein Kerl mit bärtigem Gesicht und rief: „Verrath! sie sind hier!"

„Während die Damen einen Schrei der Angst und der Hoffnung ausstießen, fuhren die Räuber empor, rissen die Pistolen aus dem Gürtel und stürzten aus der Stube. Die Damen eilten hinter den Räubern her, die schnell zu Pferde gestiegen waren und davonjagten. Von den Hügeln herunter aber kam der Squatter mit den Hirten, alle zu Pferde und in gestrecktem Galopp auf das Haus zujagend. „Schnell!" rief er, „alle Waffen, die Euch in die Hände kommen!" Im nächsten Augenblick erschienen die Frauen mit Pistolen, Büchsen und alten Schwertern; die Männer ergriffen die Waffen und galoppirten in größter Eile das Thal hinunter; die Frauen bestiegen einen Fels dicht beim Hause, von wo man das ganze Thal übersehen konnte. Als die Räuber den Paß er-

reichten, wo die Hügel zusammen kommen und nur die Straße und den Bach freilassen, gaben die Verfolger eine Salve und drangen mit Hurrah weiter vor. Einen Augenblick später sahen die Frauen ein halbes Dutzend Räuber einen wüthenden Angriff machen und nach beiden Seiten hin feuern. Nach einer zweiten Salve der Verfolger verschwanden Alle in den Paß, so daß man sie nicht mehr sehen konnte; doch ließ sich von dem Schall der abgefeuerten Gewehre auf einen heftigen Kampf schließen.

„Während noch die Frauen zitternd und erwartungsvoll dastanden, kam plötzlich ein Reiter aus dem Passe hervor. Es war der Squatter selber, der ihnen zurief: „Schaffet schnell Leinwand zum Verbande herbei!"

„Barmherziger Himmel!" rief die Frau, „sind welche von unsern Leuten getödtet?"

„Ich hoffe nicht", sagte der Ansiedler, fast athemlos, „aber einige der Unsrigen sind verwundet und mehrere Räuber sind getödtet. Zwei Banditen sind leider entwischt."

„Er riß ihnen schnell die herbeigebrachte Leinwand aus der Hand und jagte wieder davon. Bald erblickte man einen Trupp Leute, die aus dem Passe kamen und auf Bahren aus Baumzweigen die Verwundeten trugen. Drei von diesen waren Banditen, die beiden andern Hirten. Man brachte sie nach einer nahen Hütte und schickte zwei berittene Männer zum Arzt.

„Der Squatter erzählte jetzt den Frauen, daß er sogleich die Botschaft des Hundes entdeckt hätte; zum Glück befanden sich im nahen Busch die nöthigen Pferde, die sogleich bestiegen wurden, obgleich keine Sättel und nur Stricke zu Halftern vorhanden waren; ein Theil der Hirten wurde sogleich abgeschickt, den Paß zu besetzen, während der Squatter mit einer andern Abtheilung die Räuber aus der Station trieb. Diese Kriegslist gelang: Zwei Buschklepper wurden todt geschossen, von den übrigen waren zwei wahrscheinlich tödtlich verwundet. Auch der Hauptmann war gefallen.

„Er schoß grinsend seine Pistolen nach allen Seiten," erzählte der Ansiedler, „und setzte wie ein Hirsch über Bach und Baumstämme. Ein sicherer Schuß warf ihn zur Erde, aber noch als wir an ihn herankamen, knirrschte er mit den Zähnen, wand sich wie eine zerquetschte Schlange und drückte im letzten Augenblick seinen Lauf auf mich ab. Die Kugel schlug aber nebenbei gegen den Felsen und der Kopf des Räubers sank zurück. Es ist derselbe Mann, der aus wenigstens zwanzig Gefängnissen entsprungen ist; zuletzt entwischte er von Liverpool und man setzte 500 Pfund Sterling auf seinen Kopf, die sich jetzt unsere Burschen verdienen können. Es war, als wenn der kleine Krüppel durch die Schlüssellöcher kriechen, über die steilsten Dächer klettern und von jeder Höhe unbeschadet hinabspringen könne."

„Der Mann wurde an dem Ort, wo er gefallen war, begraben; die verwundeten Leute des Squatters genaßen wieder."

Solche Geschichten wie die, welche der Squatter eben mittheilte, hört man unter den Ansiedlern häufig und sie bilden den unterhaltendsten Theil bei den Gesprächen am Küchenfeuer. Noch häufigere Anfälle hatten früher die Squatters von den Schwarzen zu erleiden; diese schossen die Hirten aus dem Hinterhalte und verwüsteten ihre Heerden. Die Ansiedler aber vereinigten sich, trafen mit den Eingebornen zu tödtlichen Kämpfen zusammen und drängten sie völlig aus dem Lande.

Mannigfaltiges.

Jedes Volk hat seine eigene Trauerfarbe. Der Europäer bedient sich der schwarzen; der Syrier der himmelblauen oder violetten. Die Aegyptier trauern dunkelgelb, die Aethiopier grau, die Japanesen weiß. Jede dieser Nationen folgt darin einem richtigen Gefühl. Die Syrier trauern himmelblau zum Andenken an den Ort, an welchen man die Gestorbenen wünscht. Die Aegyptier sind der Meinung, das Dunkelgelbe stelle das Ende des Lebens und aller irdischen Hoffnungen vor, weil die verwelkten Blätter auch gelb werden. In Aethiopien ist die Trauer grau, weil die Muttererde grau ist, in welche die Todten zurückkehren. Das Weiß der Japanesen versinnbildet die Reinheit des Lebens der Gestorbenen. Den Verlust alles Lichtes, alles Lebens, aller Freude deutet unsere schwarze Trauerfarbe an.

Auflösung des Räthsels in № 94:

Forst — Frost — Rost — Ros — Fort —
Torf — Oft — Ost — Ort.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 97. Freitag, 14. August 1857.

Das Bild der Psyche.

(Fortsetzung.)

„Eines Tages ließ sich ein vornehmer Engländer mit seiner Tochter bei mir anmelden; ich war bereit, sie zu empfangen; es war Lord Montford und die unglückliche Arabella, in deren bleichen, aber immer noch engelschönen Zügen ich sogleich das Original meiner „Psyche" erkannte. So gut es in meinen Kräften stand, suchte ich vor meinen Gästen meine Ueberraschung zu verbergen, die in dem höflich ausgesprochenen Wunsch, meine Gemäldegallerie besuchen zu dürfen, mir den eigentlichen Zweck ihres Besuches darlegten. Ihr Begehren erfüllend, geleitete ich sie dahin und führte sie nach Betrachtung mehrerer anderer Gemälde absichtlich vor das Bild der „Psyche".

„Die Wirkung, die dessen plötzlicher Anblick auf Beide hervorbrachte, war gleich erschütternd. Lord Montford wurde todtenbleich und wäre niedergesunken, wenn ich ihn nicht am Arme erfaßt und unterstützt hätte; und Arabella's schönem Mund entströmte ein lauter Schrei: doch war sie die erste, die sich wieder erholte, und ein schwaches Roth überflog sogar die zarten Wangen, als sie mit zitternder Stimme zu mir sagte:

„Mein Fürst, Sie kennen den Aufenthalt des Künstlers, der dieses Bild geschaffen; o, nennen Sie mir denselben und wir werden dann mit tiefem Dankgefühl aus Ihrem Palaste die Erfüllung unseres heißesten Wunsches mit hinweg nehmen."

„Diesem Verlangen der reizenden Engländerin konnte ich, aus natürlichen Gründen, nicht entsprechen und äußerte dies daher bedauernd gegen die junge Gräfin.

„Diese Unkenntniß schien sie sehr zu betrüben, denn ihr strahlendes Auge füllte sich mit Thränen, als sie vor sich hinflüsterte:

„Wieder um eine Hoffnung ärmer, Leoni wieder zu finden."

„Bei diesem Namen eines unserer talentvollsten Maler, von dessen Hand ich selbst treffliche Gemälde besaß, denen trotz der Jugend des Künstlers das Genie seinen unverkennbaren Stempel aufgedrückt hatte, wurde ich aufmerksamer, und da die Bewegung meiner Begleiter mir verrieth, daß mein Bericht sie interessiren würde, theilte ich ihnen mit, auf welche Weise ich zu dem Bilde gekommen war.

„Diese Mittheilung belebte auf's neue die fast gesunkene Hoffnung des Grafen Lord Montfords und seiner Tochter, endlich eine Spur von Leoni zu entdecken, und gerne war ich bereit, ihnen meine Hilfe bei ihren Nachforschungen anzubieten, welche von Beiden mit herzlicher Dankbarkeit angenommen wurde. Eine ziemlich lange Zeit verstrich, bis wir den ersten Schimmer einer Entdeckung gewahrten; allein diese Tage gemeinsamen Strebens und Zusammenseyns dienten dazu, eine innige Freundschaft zwischen uns zu begründen. Dieses Gefühl ließ Arabella und deren Vater allmälig eine Zurückhaltung vergessen und schon damals lüftete sich vor mir der Schleier des Geheimnisses, den später ein tieferes Erkennen gänzlich zerriß. So erfuhr ich die Ereignisse, die meiner Erzählung zu Grunde liegen, welche bald ihrem Ende nahe ist.

„Nach jenem schrecklichen Hochzeitsfeste war der alte Graf in eine gefährliche Krankheit gefallen, worin seine Tochter ihm eine treue, unermüdliche Pflegerin wurde.

„Sie war es, die von Paolo so grausam behandelte Schwester, die jetzt für ihn zu ihrem Vater flehte, daß er seine, ihm so lange widerrechtlich entzogenen Ansprüche anerkennen möchte. Kein Haß gegen den Mann, der mit ihrem Herzen ein freches Spiel getrieben und sie öffentlich der Schande und dem Hohn Preis gegeben, kam

in die Seele des edlen Mädchens, worin die still verborgene Leidenschaft in der reinen Liebe zu dem Bruder untergegangen war.

„Mit dem seligsten Entzücken sah Arabella ihre großherzigen Bemühungen von Erfolg gekrönt; denn Reue und Körperleiden hatten ihres Vaters Gemüth zur Milde gestimmt und seinen Stolz gebrochen.

„Aber das Schicksal selbst schien es nicht zu wollen, daß das Verbrechen gegen die Mutter an dem Sohne gesühnt werde; denn Paolo war seit jenem Tage, an dem er seinen Racheschwur auf so entsetzliche Weise erfüllt, spurlos verschwunden. Des Vaters Krankheit fesselte Arabella's Fuß an dessen Lager, der sich gerne zu der Verfolgung des Entflohenen erhoben hätte; doch endlich nach mehreren in Angst und Seelenpein verlebten Monaten sah sie mit unendlicher Freude das Uebel der Genesung weichen.

„Sobald sich Lord Montford etwas erholt hatte, schlugen Beide den Weg nach Italien ein, wo sie Leoni am ersten zu finden hofften. In seiner Vaterstadt Florenz wähnten sie, wenn auch nicht ihn selbst, doch am leichtesten eine Spur von ihm zu erforschen; allein selbst hier wollte sich das Dunkel nicht lichten, das Paolo ihren Blicken verbarg; Niemand wußte von ihm Kunde zu geben, der schon vor längerer Zeit die Stadt verlassen und seitdem nicht wiedergekehrt war.

„Da trieb eine seltsame Ahnung Arabella, meine Gemäldegallerie zu besuchen; ihr war, wie sie mir selbst später eingestand, als ob eine innere Stimme ihr zuflüsterte, dies sey der Weg zu dem Verlorenen.

„Es ist etwas Eigenes in dieser unerklärlichen Mahnung unseres Innern, die, dem Geistesauge eine übernatürliche Klarheit gebend, es hinüberschweifen läßt in eine andere Welt.

„Wir können dieses Ahnungsvermögen nicht erklären, und dennoch nöthigt Vieles uns, daran zu glauben, wie an so manches Geheimnißvolle in der Natur, das dem menschlichen Verstand unergründlich und doch nicht hinweg zu leugnen ist.

„So war auch Arabella dem mystischen Zuge ihrer Seele gefolgt, der sie zu dem Orte geführt, wo ihr aus Leoni's Bilde der Stern einer neu erwachten Hoffnung erglänzte, die, wenn auch anfangs nur ein trügerischer Schimmer, durch ein glückliches Ereigniß zur freudigen Gewißheit wurde.

„Eines Abends nämlich wandelten wir an den Ufern des Arno umher und erfrischten die von der Tagesgluth ermatteten Glieder in der kühlenden Luft, die von dem Strome herüberwehte. Aber auch geistig fühlten wir uns erschöpft, denn stets aufs neue vereitelte Nachforschungen nach dem Maler der „Psyche" beugten uns aufs tiefste danieder. So waren wir fast schweigend immer weiter geschritten, bis wir bemerkten, daß wir in eine einsame Gegend gekommen und nun eine ziemliche Strecke von der Stadt entfernt seyn mußten. Die reizenden Villen, welche den Fluß begrenzen, lagen lange hinter uns und nur in einiger Entfernung lugte ein einsames Landhaus unter dem dunkeln Grün der Bäume hervor.

„Ermüdet ließen wir uns auf eine Rasenbank nieder und von dort unsere entzückten Augen über die vom Mondlicht feenhaft beleuchtete Gegend schweifen, deren heilige Stille von keines Menschen Fuß unterbrochen wurde. Der Bewohner des unter den Bäumen gelegenen Landhauses, wenn dieses einen solchen hatte, mußte ein Freund der Einsamkeit seyn; denn weit und breit gewahrten wir keine andere menschliche Wohnung. Schon wollten wir uns wieder zur Heimkehr anschicken, als in der Ferne auf dem Wege, den wir gekommen, eine Gestalt sichtbar wurde, deren Ziel das einsame Landhaus zu seyn schien; denn als sie näher kam, erkannte ich in ihr einen etwa sechzehnjährigen Knaben, der einen Korb auf dem Kopfe trug.

„Eine seltsame Scheu blitzte aus seinen schwarzen Augen, als sie uns flüchtig streiften, und sein Fuß schien bei unserm Anblick seinen Schritt zu beflügeln. Jedoch hätte ich vielleicht das Benehmen des jungen Burschen nicht weiter beachtet, wenn nicht Arabella wie ein Pfeil demselben nachgeflogen wäre und den Sträubenden mit Aufbieten all ihrer Kräfte am Arme aufhaltend, uns in Tönen höchster Erregung herbeigerufen hätte. Als wir sie erreichten, hatte sie nur noch die Kraft, mit athemloser Stimme zu rufen: „Paolo, er ist in der Nähe!" Dann sank sie erschöpft in ihres Vaters Armen zusammen. Auch dieser schien jetzt den Knaben zu erkennen, denn, indem er sein bewußtloses Kind auf den Rasen niederlegte und es wieder zu beleben suchte, rief er mir zu, derselbe sey Leoni's Diener, der ihn nach England begleitet hatte und gewiß den Aufenthalt seines Herrn entdecken könnte. Diese Nachricht bewog mich, die Flucht des also Bezeichneten aufzuhalten, wodurch dieser sich gern unsern Fragen entzogen hätte und mit der Macht, die Bitten und Versprechen besitzt, in ihn zu dringen, daß er uns zu Leoni führe, in dem ich jetzt den Bewohner der verborgenen Villa zu vermuthen begann. In diesem Glauben wurde ich noch durch den mit

Lebensmitteln gefüllten Korb bestärkt. Allein noch immer sträubte sich der Knabe, mir hierüber Gewißheit zu geben, und nur als ich im Tone strengen Ernstes sagte, wir würden den Weg auch allein zu dem Maler finden, warf er sich mir zu Füßen und beschwor mich mit heißen Thränen, von diesem Vorhaben abzustehen, da sein Gebieter nicht fähig sey, uns zu empfangen und seit den beinahe zwölf Monden, die er hier zugebracht, noch keines Fremden Fuß seine Schwelle übertreten habe.

„Ich suchte die Angst des treuen Dieners durch die Versicherung zu beschwichtigen, daß wir Freunde Leoni's seyen und unser Besuch nur sein Glück zur Folge haben würde. Kaum hatte ich jedoch die letzten Worte gesprochen, als des Knaben Thränen in lautem Schluchzen hervorströmten und er mit erstickter Stimme in die Klage ausbrach: „Ach, wenn Sie meinem armen Herrn die Vernunft nicht wiedergeben können, so ist Ihre edle Absicht vergebens. Seit kurzer Zeit ist er wahnsinnig."

„Dies schreckliche Wort fiel wie ein tödtlicher Schlag in die Blüthen der schönen Hoffnungen, die wir an das heißersehnte Wiederfinden geknüpft hatten. Noch standen wir erstarrt und zaudernd, dem Ziele entgegen zu gehen, das vor einigen Minuten wir mit Ungeduld zu erreichen strebten, als Arabella's Beispiel unsern gesunkenen Muth erhob.

„Hier sah ich wieder die Behauptung gerechtfertigt, daß das Weib in der Stunde des Unglücks mehr Kraft besitzt, als der starke Mann. Ihr, welche die unvorbereitete Freude kraftlos niedergeworfen, gab der Schmerz die ruhige Besonnenheit zurück.

(Schluß folgt.)

Wissenschaftliche Räthsel.

Das Entstehen der größern unterseeischen Telegraphenlinien hat zu mehreren, in naher oder fernerer Verbindung damit stehenden Fragen Veranlassung gegeben, deren Lösung die wissenschaftliche Welt beschäftigt. So ist unter Andern folgendes Problem aufgestellt:

„Würden zwei Botschaften, welche zu gleicher Zeit an jedem Ende des italienischen Telegraphen aufgegeben, sich begegneten, einander unwirksam machen, oder ungehindert an einander vorbeieilen oder zurückspringen und je zum eigenen Bureau zurückkehren?"

Ferner: „Es ist eine wohlerwiesene Thatsache, daß wenn man ostwärts zu den Antipoden reist, zwölf Stunden verloren werden, und wenn westwärts zwölf Stunden gewonnen; deßhalb, wenn zwei Depeschen um sechs Uhr Morgens abgeschickt würden, von der Börse in New-York zu der Börse in Kongtchu, China, die eine den östlichen und die andere den westlichen Weg nehmend, — ob die mit der westlichen Linie beförderte Kongtchu nicht 24 Stunden vor der östlichen erreichen würde?" Oder zu näherer Verdeutlichung: „Wenn ein Kaufmann in Kongtchu einem Wechselmäkler in New-York eines Mittwochs telegraphiren würde: „„Kaufen Sie mir Morgen 1000 Nicaragua-Aktien,"" was würde das Morgen bedeuten, wenn die Depesche diese Stadt an dem Tage erreicht, der dort Dienstag heißt, mithin schon einen Tag vor der Absendung?" Damit in Verbindung werfen englische Blätter die Frage auf: „Wo beginnt der Tag?" und ist das Problem also gestellt: „Es muß irgendwo auf der Erdoberfläche einen Ort, einen entsprechenden Längegrad geben, in welchem es unmöglich ist, zu entscheiden, ob ein gewisser Sonnenaufgang einem gewissen benannten oder erst dem folgenden Tage angehöre. Daß dies so ist, kann mathematisch dargelegt werden. Man nehme an, die Sonne gehe Montags zu einer gewissen Stunde in London auf. Fünfzehn Grad östlich war Sonnenaufgang eine Stunde früher, aber immer noch Montag Morgen. So fortschreitend gelange man zu einem gewissen, die Antipoden durchlaufenden Längegrade. Dort fängt Montag zwölf Stunden früher an als in London. Aber man weiß auch, daß aus den nämlichen Ursachen westwärts von London Montag später anfängt, und zwar in gleichem Verhältniß: alle 15 Grad um eine Stunde. Deßhalb muß ebenfalls an einem Orte der Gegenfüßler Montag zwölf Stunden später beginnen, als in der englischen Hauptstadt. Was man auch über den Erdstrich entscheiden möge, so viel ist klar, daß irgendwo ein plötzlicher Unterschied von 24 Stunden stattfinden muß und wo man ebensowohl die Zeit Montag nennen kann (auf die Sonne blickend als gegen London gehend um Montag anzufangen), als Sonntag; im letztern Falle die Sonne betrachtend, als von London kommend, wo sie einem Sonntag Licht gab." Ebenso ist festgestellt, daß der Tag in jedem besondern Augenblick auf einem besondern Punkte des Erdballs anbricht, so daß man in 24 Stunden um denselben reisen könnte, und überall zur Mitternachtszeit des Platzes ankommen, man jeden

dieser Plätze in einem Uebergangszustande der Tagesbenennung antreffen würde. Wählt man aber **Mittagszeit** statt Mitternacht, so befindet man sich sogleich in besonderer Schwierigkeit und ist der Fall von einem, einer befriedigenden Lösung nachstrebenden Lehrer der Mathematik zu Oxford in dieser Weise dargelegt: „Man nehme an, London eines Dienstags Mittags zu verlassen und reise mit der Sonne, erreiche folglich London wieder Mittwochs Mittags. Fragte man dann am Ende jeder Stunde die englischen Bewohner jedes gerade erreichten Ortes nach dem Namen des Tages, so müßte die Antwort endlich irgendwo sich in Mittwoch verwandeln, während sie an dem eine Stunde vorher verlassenen Orte immer noch Dienstag lauten würde. Darnach läßt sich schließen, daß es möglich wäre, zwei nur eine Zeitstunde von einander entfernt liegende Orte ausfindig zu machen, welche verschiedene Namen für denselben Tag gebrauchen und dies nicht um Mitternacht, wenn es natürlich seyn würde, sondern zur Mittagszeit an einem Orte, und Nachmittags um 1 Uhr am andern." Ob sich nun einst mit Hilfe telegraphischer Mittheilungen diese Muthmaßung zur wissenschaftlichen Thatsache wird ausbilden lassen, ist allerdings vorläufig nicht mit Sicherheit zu behaupten, obwohl ein solches Resultat in unserer an Triumphen der Berechnung so reichen Zeit auch füglich nicht gänzlich bezweifelt werden kann.

Mannigfaltiges.

Tunesische Gerichtspflege. Wir entnehmen einer Correspondenz des „Semaphore" folgenden charakteristischen Zug der tunesischen Gerichtspflege, von welcher die kürzliche Hinrichtung des armen Juden, wobei — wie es scheint — der Bey sich von der Charra hinreißen ließ, was er bereits selbst bedauerte, eben keine glänzende Vorstellung gab. Vor einigen Tagen kam schweiß- und staubbedeckt ein Araber vor dem Bey des Marsah an. Unter den Falten seines beschmutzten Burnuses hielt er ein ziemlich umfangreiches Paquet verborgen und verlangte vor den Bey geführt zu werden. „Ihm allein," sagte er, „will ich zeigen, was mein Burnus verhüllt." Vor den Fürsten geführt, öffnete der Araber sein Gewand und zeigte dem Bey zwei noch blutende Menschenköpfe. „Herr," rief er aus, „es sind die Köpfe meiner Frau und eines Mannes, den ich in buhlerischem Umgange mit ihr traf. Ich habe mir selbst Recht verschafft und unterwerfe mich Deiner Gerechtigkeit o, Herr!" — „Fürchte nichts, ich vergebe Dir," erwiederte der Bey, „aber eile, diese Köpfe in heiliger Erde zu bestatten und achte wohl darauf, sie getrennt zu beerdigen."

Behaglich saßen in einer Gaststube einige Lebemänner und zechten fleißig, während ein armer Wandersmann hinter'm Ofen sein Stückchen schimmeligt Brod kaute. Begeistert von dem duftigen Getränke rief endlich einer derselben, sein Glas hoch erhebend, aus:

„Es gab Natur doch sonder Zweifel
Ein Gläschen Wein für jeden Erdensohn!"

Da antwortete Der hinter'm Ofen in gleichem Rhythmus:

„So sagt mir aber doch zum Teufel:
Wo bleibt denn meine Portion?"

Homonyme.

1.

Vermeide mich,
Denn ich ernied're dich
In aller braven Menschen Auge.
In ihm, glaub' mir,
Gleichst du dem Thier,
Deß Mienen Rach' und Bosheit hauchen.

2.

Nimm anders mich,
Dann sehnen sich
Nach mir bei Wintertagen deine Augen
Bist gern bereit,
Nach Arbeitszeit
Auf mir die Frühlingsdüfte einzusaugen.

Zweisylbige Charade.

Wenn du, geleitet von der **zweiten** Sylbe
Dein großes Ziel erreicht, und stehest Du —
Wie dir's die **erste** Sylbe deutet — auf
Erhabner Stufe; o, dann lasse dich
Vom **Ganzen** nicht bethören, denn es bringt
Verderben Deinem Glücke, wie dem Herzen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

ute. Begeistert von dem ...
ndlich einer derselben, sein ...
aus:

Natur doch sonder Zweifel
der Wein für jeden Erdensohn
e Der hinter'm Ofen in ...

mir aber doch zum Teufel:
denn meine Portion?

---

omonyme.

1.

meide mich,
n ich ernied're dich
n Menschen Auge.
ihm, glaub' mir,
ichst du dem Thier,
Rach' und Bosheit hauchen.



Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 105. Dienstag, 1. September 1857.

Der gute Engel.

(Fortsetzung.)

Thurn hätte zu keiner günstigeren Zeit in das Haus des Medicinalraths kommen können. Mit Recht hatte ihn dieser als seinen Gehilfen und Beistand vorgestellt; der junge Mann schien jene Ehrentitel verdienen zu wollen.

Die Krankheit der Mutter hatte noch in derselben Nacht einen sehr gefährlichen Charakter angenommen und Thurn wich nicht aus ihrem Zimmer. „Es scheint mir hier eine Niederlage aller Kräfte, eine äußerste Erschöpfung der Grund von der Krankheit zu seyn. Eine allzugroße Anstrengung muß die zarten Nerven der Kranken zerrüttet haben," sagte Thurn zu dem Medicinalrath, der da meinte, seine Frau sey immer gesund gewesen, und er begreife ihr plötzliches Erkranken nicht.

Isidore aber begriff es, sie starrte mit verstörten Mienen bald auf die kranke Mutter, bald auf Thurn, der ihr ein Engel der Rettung, aber auch des Gerichtes schien. „O, wenn er es wüßte, was sie gearbeitet, während — ich, die genielose, talentarme Künstlerin, einem höheren Berufe zustrebte, wenn er es wüßte, er müßte mich verachten, jetzt fühlt er nur Mitleid mit mir." Und so war es. Isidore hätte Thurn so gern hilfreiche Hand geleistet bei der Pflege der Mutter, aber sie sah sich gezwungen, dieses Amt an Klaudia abzutreten, welche seit der Niederlage der Medicinalräthin die Führung des ganzen Hauswesens übernommen.

* * *

Hersilie hatte sich auf dem ersten der drei Bälle in wonniger Berauschung gefunden. Sie war hin- und hergeflogen, aus einem Arm in den andern, hatte tausend süße Schmeicheleien vernommen, hatte mit Mackau und Tempkin ein wenig kokettirt, wie mit der ganzen Welt, glaubte tausend Herzen erobert und zwei beinahe gebrochen zu haben, träumte von neuen Triumphen, Huldigungen, Siegen und kehrte ermuthigt und beseligt an Olgas Seite heim, die es nicht unterließ, die Flamme zu schüren, welche in Hersiliens eitlem Herzen aufgelodert war.

„Wessen wirst Du Dich denn nun erbarmen, Kind?" fragte die Gräfin. „Mackau und Tempkin verschmachten in Liebe zu Dir, Du Grausame! Das war ein Drängen und Treiben, bis ich es versprach, Dich zu holen, und dann mußten sie der Sicherheit wegen mit; nicht Einer, nein Beide; denn sie sterben fast vor Eifersucht, und Du bist so schlau, so gewandt, so geschickt, Du weißt sie Beide so an Dich zu fesseln, sie Beide in so süßen Hoffnungen zu erhalten, daß Dein Betragen dem feinsten Diplomaten Ehre machen könnte."

Hersilie lächelte still selig vor sich hin. Sie glaubte Alles, was Olga sprach. Obwohl sie weder Neigung für Tempkin noch Mackau empfand, so befriedigte es dennoch ihre Eitelkeit, sie Beide als Sklaven an sich gefesselt zu wissen.

Zu Hause angelangt, noch schwelgend in Erinnerungen, ward ihr ein Brief von Klaudia eingehändigt.

Hersilie starrte eine lange Zeit auf das beschriebene Blatt, dann brach sie in Thränen aus. „Ich soll nach Hause kommen, die Mutter ist erkrankt, man findet es unschicklich, daß ich mich indeß belustigte, auch glaubt man, daß mein eigenes kindliches Gefühl und zarter Takt mich davon abhalten werden."

Olga nahm Hersilien den Brief aus der Hand. „Der ist von Eurer thränenreichen Verwandten," sagte die Gräfin, „die vermuthlich, weil sie selber

sich von allen diesen harmlosen Freuden ausgeschlossen sieht, sie auch andern nicht gönnt, und die, weil ihr der Tod so arg mitgespielt, in einem leichten Krankenbett schon einen schwarzen Sarg sieht. Laß Dich nicht stören, Kind, in Deinen Freuden, man ist nur einmal jung, wer weiß, ob die Gelegenheit sich wieder so günstig bietet, und ob Du Dir nicht mit dem eiligen Davongehen Dein ganzes Lebensglück verscherzest, ob Mackau und Tempkin sich nicht schon morgen erklären; ich bin gewiß, Deine Mutter würde Dir zürnen, kehrtest Du um eines Schnupfens willen unversehens wieder nach Hause zurück."

Wir finden keinen Vorschlag annehmbarer, als einen, der mit unsern Wünschen harmonirt, weil wir sehr leicht für Alles Gründe finden, was wir gern geschehen sähen, wir lassen uns oft nur zu unserer eigenen Beruhigung einen guten Rath geben. Hersilie wünschte von Olga zu hören, daß sie bleiben müsse, daß es unklug, ja grausam wäre, das eingeleitete Vergnügen, die angesponnenen Verhältnisse kurz abzuschneiden, und sie schrieb nur die wenigen Worte an Klaudia zurück:

„Es ist mir unmöglich, nach Hause zurückzukehren, aber ich hoffe morgen zu hören, daß es der Mutter besser gehe.

Hersilie."

Isidore soll mir den dunklen Nelkenkranz schikken."

Olga schrieb darunter:

„Vielleicht ist Herkules Iwan, der anspruchsvolle Wilde, so galant, ihn der Schwester selber zu bringen."

* * *

Nichts ist wohl geeigneter, die Glieder eines Familienkreises näher an einander zu rücken, selbst die in Zwietracht geschiedenen zu versöhnen, als die gemeinsam empfundene Angst um ein geliebtes Haupt derselben; nichts wirft mehr die starrsten Formen über den Haufen, bannt mehr die strengste Zurückhaltung, als vereinte Pflege am Krankenbett eines theuern Menschen. So war es auch hier. Klaudia, welche die Zügel der Regierung im Hause ergriffen, seit die Medicinalräthin gezwungen, sie aus der Hand zu geben, war plötzlich von fremder Cousine zur thätigen Hausmutter avancirt. Alles mußte sich an sie wenden, denn nur sie konnte hier helfend, entwirrend und beruhigend einschreiten, nur sie konnte die verschiedenartigsten Ansprüche mit kluger Mäßigung erfüllen, weil nur sie das Verständniß von jenen Dingen hatte, die Hersilien wie Isidoren gleich fremd geblieben. So war denn aus dem verlassenen, unnützen Mitgliede der Gesellschaft, für welches sich Klaudia noch vor wenigen Monden gehalten, die unentbehrliche Stütze einer Familie geworden, welche sie liebte und von der sie mit Liebe umfangen wurde.

Den Medicinalrath, dem die Krankheit seiner Frau erst den Aufschluß ihres Werthes, aber auch ihrer Körperzerrüttung gegeben, der von Besorgnissen sie zu verlieren so geplagt war, daß er in seiner Zerstörtheit ihre ärztliche Behandlung ganz und gar an den jungen Thurn abgetreten hatte, er sah in Klaudia nicht allein die Ordnerin des Hauswesens, auch die Retterin der Familienmutter.

„Constanze würde an Unruhe zu Grunde gehen," sagte er zu der Schaffenden und Arbeitenden, „wenn sie ihr Amt nicht in so getreuen geschickten Händen wüßte; Klaudia, stehen Sie ihr ferner zur Seite, damit es nie wieder dahin komme. Jetzt kann, jetzt wird sie noch gerettet werden; Klaudia, verlassen Sie uns nicht, bleiben Sie bei uns!"

Zum ersten Mal seit ihren Martertagen trat ein mildes glückseliges Lächeln in Klaudia's Züge, und mit diesem Lächeln hatte sie sich dem neuen Leben verschrieben, mit diesem Lächeln war die Möglichkeit eines neuen Glückes in ihr erblüht. „O," sagte sie, „das ist ja das Höchste, wonach ich in dieser Welt noch streben kann, guten Menschen nützlich zu seyn, da ich auf mein eigenes Glück verzichtet."

Und Iwan? Er ging still umher, aber die Sorge stand in seinen Zügen. Stundenlang saß er am Bett der Mutter, ohne sich zu regen, den Blick starr auf ihre Gesichtszüge geheftet, ihre kalte, matte Hand in der seinen. „Sie wird einschlafen, um nie mehr zu erwachen," sagte er Isidoren, die neben ihr kniete, „sie hat uns zu viel geliebt, und wir sie zu wenig, denn wir haben ihr das Leben zur Qual gemacht."

Isidore sah ihren Bruder verstört an; „nein, nein," erwiederte sie, „das kann nicht seyn, sie wird genesen, und uns Gelegenheit geben, zu vergüten."

„Das dürfen Sie hoffen," fügte Thurn hinzu, der hinter die Geschwister getreten war, und der Isidoren immer wie der Engel des Gerichtes erschien.

Charlotte brachte stündlich frische Blumen, die sie der Mutter leise auf das Bett legte, damit sie ihr neues Leben einhauchen möchten, und Paulette las von Christi Himmelfahrt, und meinte,

die Mutter könne ihnen wohl auch so auf Wolken entführt werden, wie Jesus seinen Jüngern.

„Wir wollen ihr den Himmel auf Erden bereiten," ermuthigte Klaudia.

Vielleicht lag die Kranke nur in regungslosem Halbschlaf auf ihren Kissen; vielleicht hörte sie, was Diejenigen in ihrem Schmerze redeten, von denen sie so wenig Beweise der Zuneigung erhalten, vielleicht sahen ihre geschlossenen Augen selbst die verweinten blassen Gesichter ihrer Kinder, die nicht von ihrem Schmerzenslager weichen wollten, die den Schlaf von ihren Augen bannten, um den ihren zu belauschen; vielleicht sah und hörte sie das Alles, denn es trat ein Ausdruck von Verklärung an ihr krankes Antlitz, schwebte ein Hauch himmlischer Freude darüber hin.

„Ich will heute bei der Mutter wachen," sagte Iwan zu Klaudien. „Sie bedürfen der Ruhe, um unsere Stütze während des Tages seyn zu können; Ihre Kräfte dürften nicht ausreichen, und diese brauchen wir jetzt vor Allen. Klaudia, nehmen Sie Rücksicht auf sich und auf uns."

„Ich werde Iwan ablösen," fügte Isidore hinzu, „morgen kommt Herslie, dann haben wir noch zwei Augen mehr, die Deinen müssen verschont werden in der Nacht, damit sie am Tage sehen."

Klaudia ward gezwungen, sich mit den Kindern gegen Mitternacht in ihr Schlafgemach zurückzuziehen. Den beiden Kleinen war sie jetzt Alles: Mutter, Lehrerin und Kammerfrau. Aber, welche Gegendienste erhielt sie nicht auch, welch warme Zärtlichkeit, welch kindliches Vertrauen! Schien es ihr doch, wenn sie die Augen schloß, als sey sie von zwei Engeln bewacht, als könne ihr unter diesem Schutz nie mehr ein Unglück begegnen.

(Fortsetzung folgt.)

Der Schutzengel.

Als das Tyroler Volk sich gegen die bayerische Herrschaft erhob, machte es sich, wie es sich von selbst versteht, mit besonderem Groll und Haß über Jene her, die im Namen des neuen, unbekannten Landesherrn das Regiment geführt hatten, und, wie männiglich bekannt, nicht immer auf die liebreichste, ja nicht einmal auf politische Weise.

Am selben Tage, als die Bayern Innsbruck an die Bauern verloren, ward von einem Trupp Aufständischer, die sich etwas verspätet und schon die Kunde erhalten hatten, daß ihre Gesellen in der Stadt bereits aufgeräumt hätten, das Gerichtshaus am Schönberg überfallen. Der einzige Beamte dieses kleinen Postens hatte sich nicht geflüchtet. War die Verwirrung und die Gewalt des geheim gehaltenen Aufstandes zu rasch über ihn hereingebrochen, machte es das Vordringen der Landstürmer aus dem Wippthale, die alle an seiner Wohnung auf der Heerstraße vorüber tobten, unmöglich, oder glaubte er sich sonst sicher, — kurz, am Mittag des 12. April pochte es plötzlich unhöflich laut an seiner Thüre, und ehe er zu öffnen Zeit fand, hatten es die ungeduldigen Besucher in ihrer Weise gethan, nämlich mit einem Schuß auf das versperrte Schloß. Eben so ungeziemend lautete ihr Gruß. „Haben wir Dich aufgefunden in Deinem Fuchsloch?" hieß es; „wart, wir wollen Dich herauskitzeln, wie die Buben die Grillen!" Und dazu fehlte es nicht an einer Litanei von ausgiebigen Ehrennamen, wie sie damals beliebt waren für die Nachbarsleute von jenseits der Scharnitz.

Der Aktuar erkannte in den zudringlichen Gästen fast lauter Leute, welche vor sein Gericht gehörten. Das Stubeier Thalgericht hatte die bayerische Regierung aufgehoben und dafür von Innsbruck aus einen einzelnen Beamten nach Schönberg gesetzt, der mit den Thalleuten auf halbem Weg die dringlichsten Händel abmachen konnte. Es hatte dies Verfahren viel böses Blut erzeugt bei den ungestümen, trutzigen „Stubackern," und weil denn Leute ihres Schlages sich allzeit an das Näherliegende halten und entferntere Ursachen auf sich beruhen lassen, so meinten sie, an dieser Verkümmerung und Verletzung ihrer alten Gerichtsfreiheit sey Niemand schuld als der Aktuari am Schönberg, dem gewiß ihr Thal zu „letz und langweilach," das heißt zu gering und langweilig wäre. Nun, da der Aufstand ausgebrochen war, sollte er dafür büßen.

Obwohl im ersten Augenblick unwillkührlich erschrocken und bestürzt, hatte sich der Beamte bald gesammelt, und entschlossen aus den Fäusten zweier Bursche, die ihn an Brust und Arm gefaßt hatten, sich losreißend, trat er demjenigen unter den Bauern, der ihm der Wortführer zu seyn schien, ganz nahe auf den Leib. „Bist Du auch dabei, Gallhofer!" rief er demselben, einem bejahrten, recht ehrsam aussehenden Manne zu, „schämst Du Dich nicht, mit dem Gesindel Gemeinschaft zu machen? — Was wollt Ihr von mir?" Hatte nun auch der Gallhofer nicht übel Lust, sich von dem rebellirenden Volke los zu machen, so antworteten an seiner Statt uner-

schrockene Bursche: „Wer redet da von Gesindel? Ihr selbst seyd die ärgsten Gaudiebe, und Du bist nicht der faulste darunter gewesen! Wir werden jetzt ein Protokoll aufnehmen und Dir ein Urthel ablesen, kurz und gut: Schlagt ihn todt, den Teufel, hängt ihn auf, schießt ihn nieder."

Die Rotte schien nur noch zu wählen, welcher dieser Vorschläge in Ausführung zu bringen sey. Der Bayer verlor aber den Muth nicht, und laut fragte er die lärmenden Dränger: „Weßhalb vergreift ihr euch an mir? Hab' ich Einem von euch Unrecht gethan, ein falsches Urtheil gesprochen, ja einen in seinem Frieden gestört? Rede einer, wenn er kann!" Sie konnten ihm nicht mit einem ehrlichen Ja antworten, der Aktuar hatte immer seine Pflicht gethan, die Anmaßungen seiner Amtsgenossen abgewehrt, ja sogar den Bauern Manches hingehen lassen, was wider die Neuerung seiner Oberen war. Gerade aber weil sie im Unrecht waren, mochten sie nicht mehr von ihrem meuterischen Vorhaben abstehen. Und hatte er nicht einen nichtsnutzigen Vorgänger gehabt? War er nicht ein Bayer, ein Schreiber, ein Herr? — Also todt geschlagen!

„Das Predigen wollen wir Dir schenken," schrie ihm ein trunkener Bursche entgegen; „richt' Du Dich lieber zum Beichten! Du wirst jetzt erschossen!" Und mit einem Lärmen, bei dem keiner sein eigenes Wort verstand, stürzten sich die Landstürmer alle auf den wehrlosen Mann. Ueber diesen kam nun aber auch die gerechteste Entrüstung; er war noch jung, das kalte Blut erhitzte sich, mit aller Kraft riß er sich los und suchte einem der Bauern die Waffe zu entreißen. „Schändliche Hunde!" rief er, „das ist euer Muth?" Aber schon lag er zur Erde und unter dem Geschrei: „Hinaus mit ihm auf den Anger, — schießt ihn nieder!" ward er aus dem Hause geschleppt.

Eine jener seltsamen Launen, in welchen ein aufgestandenes Volk gerade den niedrigsten Aeußerungen seiner Rache das Siegel eines allgemein gerechtfertigten Urtheilspruchs aufdrücken will, erhielt für diesen Augenblick dem bayerischen Aktuar das Leben. Ein Kolbenschlag hätte der Wuth der Bauern Genüge leisten können, sie meinten aber ihre That zu heiligen, wenn sie den Mann nach soldatischer Rechtsform hinrichteten. Was von Volk am Wege und in den Häusern war, lief zusammen, als sie mit ihrem Gefangenen aus dem Gerichtshause stürmten und ihn nach dem Platze zerrten, den sie zur Vollstreckung ihres Rechtsspruchs gewählt hatten. „Was gibt's?" fragte man. — „Den bayerischen Bauernschinder erschießen wir," hieß es, und da hing sich schnell Alles, was laufen und kriechen konnte, an die Fersen der Landstürmer, Weiber und Kinder, Einheimische und Fremde.

(Schluß folgt.)

Charade.

Zum Erstenmal marschirte
Johann, der Conscribirte,
In's Feld; es kam zum Schlagen,
Mit Zittern und mit Zagen
Hört' er die Stücke knallen,
Sah Freund' und Feinde fallen.
Als Letzt're endlich fliehen,
Die Seinen vorwärts ziehen,
Wohl über tausend Leichen,
Und den zersprengten Schaaren
Stets auf den Ersten waren,
Fing an sein Muth zu steigen.
„Ha!" rief er, „so mußt's enden,
„Ihr seyd in meinen Händen!
„Was half euch euer Prahlen,
„Die Zeche müßt ihr zahlen,
„Und was ich bei euch finde,
„Das nehm' ich ohne Sünde."

Flugs macht' er sich an's Pl...
Der Todten, wer sollt's hindern?
Begann sie — unter Höhnen,
Nicht achtend selbst das Stöhnen
Des Schmerzes, ach des bangen,
Wo Tod und Leben rangen —
Raubgierig zu durchsuchen,
Nahm weg von ihrer Habe,
(Was nützt sie auch dem Grabe?)
Das Beste und die Letzte,
Die er vorzüglich schätzte.

Da hob ergrimmt, mit Fluchen
Und drohender Geberde,
Halb auf sich von der Erde
Ein blutbedeckter Reiter:
„Wart! wart! du Bärenhäuter,
„Gib her, was du gestohlen!"
Rief er, griff nach der Lanze,
Da gab Johann das Ganze.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 106. Freitag, 4. September 1857.

Der gute Engel.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen ging es, so glaubten die Kinder, mit der Kranken schlimmer, denn der Zustand hatte sich in Nichts geändert und man fürchtet leicht, wenn man kein Vorwärts wahrnimmt, ein Rückwärts; doch beruhigte sie Thurn, indem er den Zustand als einen der Krankheit angemessenen erklärte, die wie jede Pflanze, jedes Geschöpf, in welchem Leben pulsire, ihre Entwickelungsphasen durchzumachen habe, denen man nicht hemmend in den Weg treten und die man eben[illegible] [illegible]nigen dürfe.

[illegible] der sonst in diesem Hause geherrscht, hatte [illegible] in jene Stille verwandelt, die wir in großen Räumen anzutreffen gewohnt sind, welche entweder durch den Genius der Kunst oder der Religion geweiht sind und dem Eindringling das Schweigen der Ehrfurcht gebieten. Hier war es der Genius der Liebe, der dieses Schweigen hervorgerufen. Selbst Brutus theilte es, er lag geduldig zu den Füßen seines Herrn, der seit achtundvierzig Stunden das Zimmer nicht verlassen, um frische erquickende Waldesluft einzuathmen.

So still und traurig saßen Herr und Hund, als Klaudia mit einem Briefe in der Hand hereintrat.

„Von Herslilien?“ fragte Iwan erröthend, „und nicht sie selbst?“

Iwan schämte sich vor Klaudia, und doch wollte er, daß ihr Nichts verborgen bleibe.

Klaudia gab ihm das Blatt. Er überflog es rasch, und die Ader des Zornes schwoll ihm während des Lesens, dann zerknitterte er das Blatt zwischen seinen Händen und warf es in die Kaminflamme.

„Schande, Schande für sie,“ murmelte er. Als er aber zu Klaudia aufsah, die noch immer vor ihm stand und seinen Bewegungen mit ihren Blicken gefolgt war, sagte er in sanfterem Tone: „Sie ist nicht so böse, gewiß nicht, sie ist nur verführt, bethört worden, verdammen Sie die Arme nicht!“

„O, wie sollte ich,“ erwiederte Klaudia; „aber was werden Sie thun?“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich hätte eine Bitte an Sie, Iwan.“

„O, — ich thue es — gewiß.“

„Holen Sie Herslilie selbst; ersparen Sie der Unglücklichen das Bittere des Selbstvorwurfs, ersparen Sie ihr die einsame traurige Rückfahrt, das Beschämende derselben, setzen sie das schwache Mädchen nicht zum zweiten Mal den Ueberredungskünsten der Verführung aus; dürfte sie Ihnen auch dies Mal nicht widerstehen, so wäre und bliebe sie doch immer abhängig von dem Willen der Gräfin, die ihre Pferde anderweitig brauchen könnte.“

Iwan hatte Klaudien ohne eine Regung des Körpers oder der Gesichtszüge angehört; als sie schwieg, erhob er sich. „Komm, Brutus,“ rief er, „Du bist lange nicht in der Luft gewesen.“

„Iwan,“ fragte Klaudia, „Sie thun es gern?“

Er sah sie an. „Ich — ach reden Sie nicht so, fragen Sie mich nicht — ich — —“ er hatte ihre Hand ergriffen und sie einen Augenblick in der seinen gehalten; dann war er verschwunden.

* * *

Herslilie fuhr mit Olga zu dem zweiten Ball, etwas unwillig darüber, daß der dunkle Nelkenkranz nicht pünktlich eingetroffen und daß sie genöthigt gewesen, zu dem hellblauen Kleide noch ein Mal die grünen Epheuzweige zu benutzen.

„Du bist reizend,“ sagte Olga, „bunt wie ein Schmetterling, oder weiß, wie eine Taube; man wird immer bemüht seyn, Dich zu fangen, zu locken.“

Herslie zwang sich zu einem zweifelnden Lächeln, doch wohnte der Glaube an die Wahrheit jener Worte in ihrem eitlen Herzen.

„Es muß mit der Mutter doch nicht schlimmer gehen,“ sagte sie nach einer kleinen Pause, denn sie konnte von dem Gedanken an die Kranke nicht recht los kommen, „sonst hätte man mir heut wohl wieder geschrieben —“

„Dir einen zweiten Droh- und Mahnbrief nachgeschickt,“ fiel die Gräfin ein, „ganz gewiß ist es, wie ich Dir gesagt habe: die thränenreiche Verwandte kann kein fröhliches Gesicht sehen und ärgert sich über Dein Vergnügen, daher ergriff sie den ersten besten Vorwand, um dasselbe zu stören.“

Herslie fand, daß sie ein wenig hart geurtheilt, wagte aber Nichts zu erwiedern; Olga imponirte ihr nicht, aber sie fürchtete ihre Spottsucht, und sie wollte Diejenigen, die sie lieb hatte, nicht noch mehr geschmäht hören. Ueberdies hielt der Wagen in der Vorhalle des Schlosses, dessen Fenster in einem hellen Lichtmeere schwammen. Kaum auf der Treppe angelangt, fanden sich auch schon Mackau und Tempkin ein, die Damen hinauf zu begleiten.

Herslie tanzte heute nicht mit jener Vogelleichtigkeit, wie das erste Mal, es schien, als habe ein böser Geist ihr Bleichgewichte an die Füße geheftet. Sie erschrack fast vor sich selbst, als sie ihr lachendes Gesicht, ihre geputzte Gestalt in dem Spiegel erblickte, da sie doch selber gar nicht so froh war und der Putz von ihrer immer ernster werdenden Stimmung so grell abstach. „Wir sollten niemals ein Vergnügen erzwingen wollen,“ dachte sie; „hat Klaudia auch wirklich übertrieben, wie Olga meint, so hat sie mir doch die Unruhe damit in's Herz gejagt, den Zweifel und die Unzufriedenheit mit mir selbst.“ Herslie konnte es endlich in dem Gewühl, umtönt von hohlen Redensarten nicht mehr aushalten; es ward ihr so bange und weh, und sie schlüpfte unbemerkt unter dem Vorwande der Toilettenverbesserung, was den Herren verbot, ihr zu folgen, in ein Nebenkabinet, wo zwei Damen in eifrigem Gespräch auf einem Nischendivan saßen. Sie wurde von ihnen nicht bemerkt und wollte auch nicht bemerkt werden, sie flüchtete darum nach einer zweiten Nische, wo sie sich erschöpft niederließ.

Bald erkannte sie die Stimmen der beiden plaudernden Damen; es war Olga mit einer ihrer weltlichen Freundinnen.

„Ich wundere mich, daß Dein kranker Gatte Dich so geduldig alle Bälle besuchen läßt,“ sagte die fremde Stimme, „daß er nicht Verdacht schöpft, da Mackau und Tempkin doch täglich in Eurem Hause sind.“

„Du weißt, daß ich immer diplomatisch zu Werke gegangen bin,“ lautete die Antwort; „da habe ich jetzt des Medicinalraths zweites Töchterchen bei mir, ein kleines eitles Närrchen, die ist ein guter Ableiter, ein herrlicher Deckmantel. Mein Mann kann nichts dawider haben, wenn ich Herslien mit auf Bälle begleite, er ist dem Medicinalrath verpflichtet und überdies hat er das Närrchen lieb und glaubt mir, wenn ich ihm sage, daß Mackau und Tempkin nur um seinetwegen unser Haus bestürmen, ebenso, wie es der kleine eingebildete Zieraffe selber glaubt. Ich habe doppelten Spaß, indem ich vier Personen zu gleicher Zeit ein X für ein U mache.“ —

Herslie stockte der Athem, sonst hätte sie vor Unwillen laut aufgeschrien.

„Und wie lange denkst Du Dein Spiel so fortzutreiben?“

„Bis ich der ganzen Sache satt und überdrüssig bin, sie fängt mich schon jetzt an zu langweilen; Mackaus tolle Verliebtheit, Tempkins schmachtende Verehrung für mich und dabei ihre Unterwürfigkeit, ihr Gehorsam in Allem, was ich ihnen diktire, immer der Belohnung harrend, die sie niemals empfangen werden, das Alles entbehrt des Pikanten, Reizvollen. Ich muß Dir aufrichtig gestehen, daß mich etwas ganz Anderes beschäftigt, eine ganz andere Persönlichkeit meine Gedanken hinnimmt, aber — es ist noch nicht an der Zeit, das Geheimniß zu enthüllen, und im Verborgenen liegt ja der größte Reiz. Doch komm jetzt, ich dürfte sonst zu aufrichtig werden, komm.“ — Und die beiden Frauen rauschten aus dem Kabinet, in welchem Herslie ein Asyl gehofft und eine Hölle gefunden. Sie vermochte kaum auf ihren Füßen zu stehen, und doch mußte sie zurück in die Gesellschaft, mußte der Gräfin mit einem lächelnden Gesicht begegnen, um nicht eine Scene herbeizuführen, um sich nicht noch lächerlicher zu machen vor den jungen Männern, vor Olga und ihrer saubern Freundin. —

„O Welt, Welt! wie grausam betrügst Du Diejenigen, die sich Deine Lieblinge glauben und Dir an das kalte Herz eilen,“ seufzte Herslie; „o Welt, wie viel Schandthaten verdeckt Dein glänzender Mantel der Falschheit!“

Olga kam Herslien mit dem süßesten Lächeln entgegen, als diese nach dem Saal zurückgekehrt war. „Wo bist Du umhergeflattert, blauer Engel?“ rief sie ihr entgegen, „vermuthlich in Deiner Heimath, im Himmel, ohne an uns arme Erdenkinder zu denken. Mackau und Templin haben mich mit Fragen der Ungeduld seit einer halben Stunde auf die Folter gespannt. — Aber was ist Dir? Du siehst so verstört, so elend aus?“

„Ach, es geht gewiß mit der Mutter schlimmer?“ rief Herslie, in Thränen ausbrechend. Sie hatte zur Verstellung ihre Zuflucht nehmen wollen, aber der Schmerz erster harter Täuschung machte sich in heißen Thränen Luft. „Laß uns den Ball verlassen,“ bat sie, „ich halte es hier nicht aus!“

„Wo denkst Du hin, Närrchen? Um einer hypochondrischen Grille willen darfst Du die Freude Mackaus und Templins nicht stören; siehe da, sie kommen soeben mit vollen Segeln Dir entgegen!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Schutzengel.

(Schluß.)

Unfern dem obern Wirthshause, rechts an der Straße breitete sich die Wiese aus, deren spärlich keimenden Rasen das Blut des Bayers tränken sollte. Der Unglückliche erkannte es mit jedem Schritte, der ihn seiner Richtstätte näher brachte, mehr und mehr, daß es für ihn keine Rettung mehr gab; Flüche und wilder Jubel schlugen betäubend an sein Ohr, seine ganze Besinnung schmolz in dem Einen Gedanken zusammen: „Du mußt sterben.“ Er dachte an seine Heimath, an Vater und Mutter, die in Landsberg, diesem freundlichsten der bayerischen Landstädte, saßen und sich mit der Freude die alten Tage fristeten, den Sohn in Amt und Brod zu wissen. Er meinte vor Schmerz zu vergehen, doch auch dieser Gedanke entwich, seine Sinne verwirrten sich, er mußte jetzt von fremden Händen aufrecht erhalten und fortgeschleppt werden.

Die Tobenden rissen die Umzäunung nieder, um alle zugleich in den Anger dringen zu können, und hier sank nun der Arme in die Kniee; die Todesangst überwältigte seine letzte Kraft. „Da seht,“ spottete ein Bauer, „das Lebenslicht geht ihm aus vor lauter Verzagen und Furcht. Der ist euch keinen Schuß Pulver werth!“ — Diese Worte hörte der Bayer. Gewaltsam raffte er sich auf. „Wo muß ich hintreten?“ fragte er, und die Nächsten bei Seite stoßend, schritt er rasch vorwärts in das Feld und wandte sich auf Schußweite gegen die Landstürmer. Der todesfreudige Muth des jungen Mannes machte diese stutzen. Da stand er mit aufgerissenem Gewande, verächtlich und kühn zugleich sie anblickend und laut rufend: „Nun, warum schießt ihr nicht?“ — Was lähmte ihre Arme? was trübte ihre Augen? Dennoch blitzte jäher Zorn in Etlichen auf, man hörte die Hähne ihrer Büchsen knacken, lautlos blieb das Volk, sie schlugen an, da, mit dem Rufe: „Jesus Maria, — haltet ein! — nicht schießen, nicht!“ stürzte ein Bauernmädchen aus dem Haufen und vor dem Verurtheilten nieder, die gefaltenen Hände den Schützen entgegenstreckend.

„Was ist's? — Zurück! Was willst Du?“ schrien diese durch einander und umringten die Beiden. Die Dirne aber bat mit aller Macht der rührendsten Stimme: „O — thut ihm nichts! — laßt ihn leben! Um Gottes willen, schenkt ihm Pardon!“ — „Was geht Dich der bayerische Herrenteufel an?“ fragte Einer dazwischen. — „Mich? — Alles, alles! Wir haben uns gern — ich bin sein Schatz — er will mich heirathen! O du unsere liebe Frau von Waldrast, hilf mir ihn erretten! Ich sterbe sonst mit ihm!“

Des geängsteten Mädchens Bekenntniß befremdete die Männer nicht; sie hatten oft genug das Liedlein gehört oder gesungen, das damals im Volke umging:

> Die Bayern und die Bauern
> San alleweil im Stritt,
> Die Madaln woll'n bayrisch seyn,
> Die Bub'n aber nit.

Nicht ohne für die aufrichtige Treue und Anhänglichkeit des Mädchens etwas zu empfinden, betrachteten die Bauern das todtbleiche, zitternde Wesen, das sich jetzt dem jungen Bayern an den Hals geworfen und mit ihrem Leibe den seinen decken zu wollen schien. „Die arme Haut zittert wie Espenlaub,“ meinte Einer, ein Zweiter dagegen tobte: „Wenn man die Bayern wollte leben lassen, die ein Tyroler Mädchen haben, kämen sie alle davon!“ Doch seine Rede wirkte eher erheiternd als erhitzend, Einzelne lachten, dazu antwortete die kecke Dirne: „Wenn man dir deinen Schatz schlachten wollt', würdest du wohl auch ein Wort drein reden! Schämt euch! eurer so viele über den Einen! Und den braven Menschen ermorden, der keinem Huhn je ein Leids gethan

hat! — Macht euch fort nach Sprugg und rauft euch mit den Soldaten, wenn ihr etwas nutz seyd! — Laßt meinem Schatz sein Leben, und laßt mir meinen Schatz — Gott wird's euch vergelten! Laßt mich nichts umsonst reden!"

Noch eine Weile zögerten die Bauern, dann riefen Viele: „Recht hat sie — laßt ihn laufen! — 's ist nichts mit dem blutigen Thun und Wüthen." Andere lachten, Einige begehrten nach der Stadt zu ziehen; plötzlich stoben Alle auseinander und zurück nach den Häusern.

Die Wiese war leer, den geretteten Bayer zog das Mädchen mit sich fort nach einem Fußsteig hinter dem Orte. Der fragte jetzt: „Mädchen, bist du von dieser Welt? — Du bist ein Engel! — Wer bist du? Sprich! wie heißt du?" — Die Tyrolerin wies den Drängenden sanft von sich. „Das gilt ja gleich," sagte sie, „Gottlob, daß ich die Gewaltthätigen beredtet habe. — Aber haltet Euch nicht auf! Geht dem Wege nach, Ihr kommt da zum Kerrensteg über die Sill — hinüber nach dem Ellbögen — dort findet Ihr sicher bayerische Soldaten; jedenfalls kennt Euch Niemand und Ihr seyd gut aufgehoben." — „Gott lohn' dir's," entgegnete der Gerettete, „doch sag' mir, wer du bist, ich bitte dich!" — „Ein armes Tyroler Mädchen," lautete die Antwort, und mit schnellem Laufen wandte sich die Jungfrau nach dem Dickicht zur Seite, in welchem sie schnell den Blicken des Bayers entschwand.

Niemals sah dieser seinen Schutzengel wieder, erfuhr auch später nicht das geringste von dem Mädchen, das er früher nie gesehen hatte.

Mannigfaltiges.

Die Schneider haben nun auch ihre Hochschule und studiren. „Deutsche Bekleidungs-Akademie" heißt die neue Anstalt und ist am 22. April in Dresden eröffnet worden. Der Direktor Müller erflehte den Schutz des Himmels für sie und brachte dem anwesenden Minister Beust ein Hoch. Dann hörte man viel von einem unabhängigen deutschen Zuschneide-System. Mit 30 Zöglingen ist die Anstalt eröffnet worden.

Zur Aufbewahrung von Hühnereiern wird auch jetzt das Wasserglas mit dem besten Erfolg in Anwendung gebracht. Man taucht nämlich die Eier in eine Wasserglasauflösung oder bestreicht sie damit; es entsteht bald eine Decke von kieselsaurem Kalk, welche die Poren der Eierschaalen verschließt und hierdurch die Wechselwirkung zwischen dem Sauerstoff der Luft und dem Inhalte des Eies zugleich aufhebt.

Bekanntlich muß jeder wahre Gentleman bei jedem öffentlichen Bankette oder Familienfeste einen „Speeg" halten. Kürzlich entledigte sich ein Gentleman dieser Pflicht in folgender Weise: „Möchten — sagte er — „möchten die Tugenden der Damen so groß seyn wie ihre Unterröcke und ihre Fehler so klein wie ihre Hüte."

Zu keiner Zeit hat man so wenig geglaubt wie in der jetzigen, und doch gab es nie so viele Gläubiger als jetzt. — Zu keiner Zeit gingen so viele Menschen durch wie in der jetzigen, und doch können so wenige fortkommen. — Zu keiner Zeit gab es so viele schwerfällige Stücke wie in der jetzigen, und doch fiel nie so leicht eins durch wie eben jetzt.

Welcher Heilige ist der Trägste? St. Martinus, denn er kommt erst am elften Tage nach Allerheiligen (also hinter allen Uebrigen) und außerdem zu Pferde.

Logogryph.

Lockend anzuschauen,
Nenn' ich ein Gericht,
Leckre Herrn und Frauen
Missens gerne nicht,
Lassen sich es munden,
Kräftig, süß und zart,
Vielgestalt' in bunten
Farben mancher Art
Doch, zur Probe, tauschet
Zweites Zeichen aus —
Wie die Jugend lauschet — !
Fabeln werden draus;
Möchten mehr wir ehren
Ihren tiefen Sinn,
Solche Bilderlehren
Brächten uns Gewinn

Auflösung der Charade in № 105:
Verfengelb.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 107. Sonntag, 6. September 1837.

Der gute Engel.

(Fortsetzung.)

Herslie machte eine Bewegung der Verachtung, sie hatte alle Kraft der Selbstbeherrschung verloren.

„Unsere Kleine hat den Spleen," rief die Gräfin, „zerstreuen Sie ihn, meine Herren," und sie wandte ihrer Pflegbefohlenen den Rücken, um mit Andern zu tändeln, während die jungen Männer, gewohnt zu gehorchen, ihr Amt antraten. Herslie aber hatte kaum eine Antwort für sie, da sie nur ein Gedanke beschäftigte: Wie konnte sie loskommen von dieser falschen Freundin, ohne sich zu verrathen, ohne sich einem doppelten Gespött preiszugeben? Es half ihr Niemand, konnte ihr Niemand helfen, da Olga es nicht wollte, sie mußte mit den entsetzlichsten Empfindungen noch drei Stunden der Lust durchkämpfen, um dann neben Olga, gespeist von den verächtlichen Schmeicheleien, ihren Rückweg zu nehmen.

Diesem Ball aber folgte die schrecklichste Nacht, welche Herslie bis jetzt durchwacht; von ängstigenden Gewissensbildern verfolgt, bald die kranke Mutter, bald die falsche Freundin, bald die mahnende Klaudia vor der Seele, mit Allen ringend, die eine um Verzeihung anflehend, die andere mit Verachtung von sich weisend, bald auf Rache, bald auf Flucht sinnend, die besten Entschlüsse der Besserung und Aenderung fassend, zerfallen mit sich, mit der Welt, alle Menschen hassend, weil Alle falsch seyn mußten, wie Olga, Mackau und Tempkin. Endlich, gegen Morgen, freilich unter andern Empfindungen, als am vergangenen Abend, schlief sie ein, nachdem sie die Stunden der Nacht durchkämpft.

Olga, die von alledem nichts ahnte, hatte sich leichtfertig froh in die Arme des Schlafes geworfen und war ebenso erwacht, hatte ihrem gutmüthigen Kranken von den glänzenden Erfolgen Herstliens erzählt, und war dann nach beendeter reizender Morgentoilette eben im Begriff, ihr süßes Pflegekind zu wecken, als ein Wagen vor das Haus rollte, in welchem Iwan und sein Hund saßen.

Die Gräfin wurde purpurroth. „So kommt er dennoch, so bereut er seine neulichen Rohheiten! Ach, er ist doch ein schöner Mann!" dachte Olga, während sie einen und noch einen Blick in den Spiegel warf und dem unerwarteten Gaste dann mit bezaubernder Anmuth entgegentrat.

Rauhe unverdorbene Naturen, wie die Iwans, haben oft einen feineren Takt, einen schärferen Blick für das Angenommene, für die Schminke der Tugend und Sittlichkeit, als Diejenigen, welche das Studium der menschlichen Seele sich zur Lebensaufgabe machten. So Iwan: er hatte Klaudia in der ersten Stunde lieb gewonnen, und haßte in Olga nicht allein seinen eigenen, auch Herstliens bösen Engel.

„Sie kommen zu früh, Herr von Asten," sagte die Gräfin, „aber dennoch zu spät. Herslie hatte vergebens auf Ihre Gefälligkeiten gerechnet. Sie haben sie warten lassen."

„Ich komme allerdings früh," entgegnete Iwan, dem schmeichelnden Tone der Gräfin seinen härtesten entgegensetzend, „ich komme zwar früh, aber dennoch leider zu spät, um meine leichtsinnige Schwester an ihre Pflicht zu mahnen, da sie selber sich solcher nicht bewußt scheint und von Ihnen nicht daran erinnert worden ist."

„So ist Ihre verehrte Mutter —"

„Dem Sterben nahe, ja Frau Gräfin, indeß ihre Tochter die Nächte auf Bällen durchras't."

Die Gräfin, an diesen Ton Iwans gewohnt und durch seine persönliche Erscheinung bestochen, lachte laut auf: „Sie übertreiben, mein Herr,

übertreiben auf beiden Seiten!" rief sie; „Sie werfen Sich gern zum Mentor und Strafprediger auf, und haben sich wohl noch nicht in dieser Kunst veredelt seit dem Umgange mit Ihrer weisen Cousine."

Die Zornader an Iwans Stirn umringelte sich gleich einer blutigschillernden Schlange zu seinem vollen Lockenhaar hinauf.

Olga bemerkte es; jene Schlange hatte den Giftzahn der Eifersucht in ihr Herz gedrückt, aber gewohnt, sich zu beherrschen und nie an einem Siege verzweifelnd, dem größten Feldherrn ähnlich, immer wieder zum Angriff bereit nach erhaltenen Niederlagen, legte sie ihre weiße sammetweiche Hand auf Iwans Arm und sagte mit verführerischem Lächeln: „Wenn Sie wüßten, wie gut Sie dieser Zorn kleidet, Iwan Herkules, Sie würden zu andern Mitteln Ihre Zuflucht nehmen, um mich zu schrecken."

„O, ich habe durchaus nicht die Absicht," rief Iwan, „und am Allerwenigsten würde mir das bei Ihnen gelingen!"

„Geben Sie mir so viel Muth, oder so viel Vertrauen, Iwan?"

„Ich gebe Ihnen Nichts, was Sie nicht haben," stieß Iwan hervor.

Die junge Frau sah ihn so bittend, so schlau und listig an, daß ihm seltsam genug zu Sinne wurde.

Iwan war wirklich ein Herkules, dem zwei Frauen die Hand boten, und der sich am Scheidewege eines neuen Lebens befand, wenn auch nicht schwankend, doch zuweilen irrend gleich einem Manne und Menschen. Olga verfolgte ihn mit Liebe, sie schmeichelte seiner Eitelkeit, und Klaudia zeigte ihm ein hohes Ziel, zu welchem ungebahnte Wege führten; sie gab ihm Güte, aber auch Strenge, gab ihm Vertrauen, aber mit Vorsicht, mahnte ihn zur Thätigkeit, zur Selbstbeherrschung; Olga ließ ihn auf ihren einstigen Besitz und den ihrer Reichthümer hoffen. Klaudia stand arm und abgeschlossen von der Welt vor ihm, ohne ihn zur leisesten Hoffnung zu ermuntern. Aber sie trug den Magnet für das Bessere im Herzen, und Iwan hatte Muth, arm seyn zu wollen, um frei zu bleiben — frei zu bleiben, um später reich zu werden. Iwan hatte den Stolz eines edlen Charakters.

Olga stand noch immer vor ihm, noch immer ruhte ihre Hand auf seinem Arm: er regte sich nicht.

„Sie zwingen mich zur Härte," sagte sie.

„Und Sie zur Nachsicht," erwiederte er.

„Weil ich Sie kenne."

„Sie sollten mein Betragen aber nicht dulden, das entwürdigt Sie!"

„Iwan!"

„Ja, Frau Gräfin, zu viel Schonung macht frech."

„Das waren Sie noch nie."

„Aber ich könnte es werden."

„Dann hätte ich mich in Ihnen geirrt."

„Der Wärter spielt fünfzig Mal mit dem gefangenen Tiger im Käfig zur Belustigung des Publikums, ein Mal machte er es aber doch zu toll, und der Tiger drückte ihn todt."

„Wie kommen Sie zu diesem Vergleich?"

„Frau Gräfin, Sie sollten nie vergessen, daß ich der Stärkere bin."

„Das eben gebietet dem Manne Mäßigung den Frauen gegenüber."

„Nicht jeder Frau; o, ich will Ihnen noch eine andere Geschichte von einem armen Löwen erzählen, der sich einen Dorn in die Klaue gerannt, und den eine geschickte Hand ihm herauszog und so das Thier von seinen Schmerzen erlöste. Jenem Barmherzigen hat selbst der stolze Löwe gedient, wie ein treuer Hund, diesem gegenüber hat er sich niemals an die Ueberlegenheit seiner Kräfte erinnert, diesem gegenüber war er immer das dankbare gehorsame Geschöpf."

„Charmant!" rief die Gräfin, „man sollte glauben, irgend eine barmherzige Schwester habe Ihnen einen Splitter aus dem Finger kurirt, so rührend sprechen Sie von der Dankbarkeit."

„Man kurirt auch Splitter, ja Balken aus dem Herzen, aus dem Kopfe heraus," sagte Iwan, „nur gibt es wenige dergleichen barmherzige Schwestern, und der Balken und Splitter zu viele."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thüre und Herslilie flog herein, zu Olga's unbeschreiblichem Aerger und Iwan's Erlösung, der zu immer schärferen Waffen seine Zuflucht genommen, nur um sich vor sich selber zu schützen, um seine Ehre, seine Ruhe nicht zu verlieren.

Herslilie stürzte in seine Arme; eine solche Freude hatte sie nicht gehofft nach dieser Schmerzensnacht.

„Du kommst, mich zu holen?" schluchzte sie.

Iwan, wie Olga mißverstanden diese Aufregung.

„Sie sehen, wie schwer es dem Kinde wird, mich zu verlassen!" sagte die Gräfin.

„O nein, nein," stöhnte Herslilie, ehe Iwan noch ein Wort des Staunens hervorbringen konnte, „o nein, er ist mein Helfer aus der Noth. Lie-

der, lieber Iwan, laß mich mit Dir gehen!"

„Ich kam nur, um Dich zu holen," entgegnete der junge Mann, „welcher andere Grund hätte mich herführen können?"

Olga wandte sich gedemüthigt von den Geschwistern. So lange sie mit Iwan allein gewesen, hatte sie sein, wie sie glaubte, erzwungenes Wesen der Gleichgültigkeit ertragen, in Gegenwart einer andern Person aber verwundete es ihre Eitelkeit.

„Man sollte glauben, Tod und Verwüstung seyen durch die Welt gegangen, und jene Beiden feierten ein endliches Wiedersehen nach schwerer Prüfungszeit," sagte sie höhnisch, mehr zu sich selbst, als zu den Geschwistern.

„O, es war auch eine Prüfungszeit," flüsterte Herzlie, „zwar kurz, aber lehrreich genug für mich."

„Und für uns nicht minder," entgegnete der Bruder.

Eine Stunde später verließen die Beiden mit Brutus im kleinen Rollwagen den Hof. Olga blieb in feindseliger Stimmung zurück.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Feier eigenthümlicher Art fand dieser Tage zu Darlington in England statt: Die Legung des Grundsteins für ein Piedestal, auf dem die erste Lokomotive, welche auf der ersten englischen Eisenbahn benutzt worden, aufgestellt werden soll. Diese Bahn von Stockton nach Darlington, die älteste Eisenbahn der Welt, ward eröffnet im September des Jahres 1815 und die Lokomotive Nr. 1. ward von George Stephenson gebaut. Damals als das größte Wunder angestaunt, kommt sie jetzt nur als Curiosum in Betracht, denn der Unterschied in der ganzen Konstruktion ist ungeheuer. In dieser Lokomotive ging nur eine Röhre durch den Kessel und von der einen Seite zog die gewärmte Luft unmittelbar in den Schornstein an der andern Seite; die Hitze wurde dabei so wenig vom Wasser absorbirt, daß der Schornstein bisweilen glühend wurde. Die Cylinder standen senkrecht und befanden sich, wie auch der übrige Apparat, über die Maschine in Bewegung setzte, über dem Kessel. Bei einem Gewichte von acht Tons war ihre Geschwindigkeit so gering, daß der Ausfall einer Wettfahrt, die sie mit einem Wagen zu bestehen hatte, für mehr als zweifelhaft angesehen wurde. Der Hauptunternehmer dieser Bahn, Mr. Wm. Pease, steht noch in Beziehung zu derselben, ließ sich aber seines vorgerückten Alters wegen bei dieser Gelegenheit durch seine Söhne vertreten und so war, da der Erbauer der ersten Eisenbahn, George Stephenson, bereits 1848 gestorben (der berühmte Ingenieur dieses Namens ist sein Sohn), Robert Murraugh, der als Lokomotivführer die erste Lokomotive gefahren, der Held des Tages.

Würzburg. So eben ist dahier erschienen: „Bacheliade" oder wundersame Schicksale und Wanderungen und was Ihme sunsten Abentheuerliches bei seinen Kämpfen aufgestoßen seye, Ihme, dem Bachel. Anitzo von Ihme selbst herausgegeben mit dem glorwürdigstem Privilegio aller mutterlosen Kinder, im Jahre unseres Heils, als man zahlet 1857." In diesem in der Manier der Blumauer'schen Aeneide und der Jobsiade, der es als Seitenstück zugesellt werden muß, bearbeiteten, an Witzen und Humor sehr reichen Heldengedichte hat der älteste Student der hiesigen Universität und der ganzen deutschen Studentenschaft, der Candidat der Medicin M. Schmerbach (er bezog die Universität im Herbste 1843 und steht jetzt in seinem 28 Studiensemester), sein an originellen Jugendstreichen reiches und mitunter sehr romantisch abenteuerliches Lebenunter seinem Spitznamen „Bachel" besungen. Er ist bereits durch ein ähnliches Gedicht: „Tod, wo ist dein Stachel?" worin er seine medicinischen Examina beschrieben, auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Es zerfällt in 6 Bücher und ist mit sehr vielen, vom Verfasser, der auch ein tüchtiger Maler ist, selbst verfertigten Holzschnitten illustrirt.

Erfurt. Die Biertrinker haben den Felsenkeller-Wirthen, die es sich vor einigen Tagen einfallen ließen, den Seidelpreis des Getränkes von 1 Sgr. auf 1 Sgr. 3 Pfennige zu erhöhen, einen wirksamen „passiven Widerstand" entgegengesetzt. Mit seltener Einmüthigkeit ward beschlossen, jene Bierstätten zu meiden, die seitdem in stiller Einsamkeit Zeit und Muße haben, darüber nachzudenken, ob es nicht wohlgethan, durch das Fallenlassen der 3 Pfennige die „schönen Tage von Aranjuez" wieder zurückzuführen.

Aus Paris wird von einem Deutschen geschrieben: Auf den Boulevards entstehen täglich neue Café's, natürlich alle von oben bis unten vergoldet; bald wird man vom Bastilleplatz bis zur

Madeleine nichts mehr sehen als Café's. Diese neuen Etablissements haben einen so ungeheuren Zulauf, daß die Menge Queue machen muß beim Eingang. Es muß doch ganz wunderschön da drinnen seyn, daß sich die Leute so dahin drängen; verrathen kann ich freilich nicht, was da zu sehen, denn ich stellte mich, in billiger Rücksicht auf meine Hühneraugen, nicht mit in die Reihe, sondern ging in das Flamländische Kaffeehaus in der alten Tempelgasse, das „zum lebendigen Schöps" heißt, weil dort allwöchentlich zweimal ein mit Rosen bekränzter lebendiger Schöps ausgespielt wird. Dort hörte ich Flamländische Lieder singen, und morgen gehe ich nach dem Café „zur goldenen Bratwurst" im Faubourg St. Antoine, um mir von deutschen Landsleuten vorsingen zu lassen: ubi bene ibi patria!

Nicht immer war England so eingenommen für den Gesang wie gegenwärtig. Unter Heinrich VIII. existirte eine Verordnung, daß Knaben, die geeignete Stimmen zur Ausübung des Gesanges in den Stiftskirchen besäßen, überall, wie noch heute die Matrosen, gewaltsam gepreßt werden sollten. Im British Museum ist ein ähnlicher Befehl aus der späteren Zeit der Königin Elisabeth vorhanden, der gleichfalls anordnet, daß im ganzen Lande die jungen Sänger nicht allein aufgesucht, sondern auch aufgegriffen werden sollen.

In einigen Städten Nordamerika's stellt man auf folgendem künstlichem Wege Eis dar: Man gräbt eine viereckige Cisterne, deren Wände mit Steinkohlen gefüttert werden, um das Innere von der Temperatur der benachbarten Erde zu isoliren. Darin werden Büchsen von Eisenblech, mit Wasser gefüllt, gestellt, worauf man mit einer starken Dampfluftpumpe luftleeren Raum herstellt. Jetzt läßt man in gußeisernen Rinnen, welche an den Büchsen hinlaufen, gereinigten Weingeist (Aether) einlaufen. Die rasche Verdampfung des Aether im luftleeren Raum bewirkt eine solche Kälte, daß der Thermometer bis auf 9 Grad unter Null sinkt. Das auf diese Weise dargestellte Eis soll auf nur 15 Centimes das Kilogramm, also circa 2 Kreuzer das Pfund zu stehen kommen.

Glauben wir dem „Globe", so ist in Nordamerika der bedeutendste Mann der Welt gestorben, — Herr Miles-Darden, der 7 Fuß und 6 Zoll maß und mehr als 1000 Pfund schwer war. Siebenzehn Mann bedurfte es, um die Leiche in den Sarg zu legen, zu dem 160 Fuß Bretter erforderlich, denn der Riese hatte einen Umfang von 6 Fuß 4 Zoll.

Gemeinnütziges.

Bei dem gegenwärtig sich immer mehr ausbreitenden Umsichgreifen der Ruhr wird es manchem Leser sicherlich von nicht geringem Interesse seyn, ein von einem routinirten Praktikus (würtembergischen Oberamtsarzt Dr. Faber) empfohlenes, in dem Erfahrungs- und Verkehrskreise des Einsenders vielbewährtes sogenanntes Hausmittel kennen zu lernen, das eben so unschädlich, als leicht zu bekommen ist, es ist dies der Same unserer gewöhnlichen Brenn-Nesseln. Man streift denselben nebst den anhangenden trockenen Blumen, Blättchen und Kelchen von dem Gipfel der Pflanze ab und gibt erwachsenen Personen des Morgens, Mittags und Abends je einen mittelmäßigen Eßlöffel voll, Kindern die Hälfte, in einem halben, resp. Viertelsschoppen zuvor stehend gewesenem Wasser, lau zu trinken. Kindern kann man denselben auch in eine passende Portion Suppe thun, die jedoch, damit die ganze Dosis in den Magen kommt, vollständig ausgegessen werden muß. Vor drei Jahren hat dieses Mittel an mehr als hundert Personen sich aufs Vortrefflichste erprobt.

Zweisylbige Charade.

Mein Erstes sah' ein Knabe auf klarem Bächlein schweben,
Es badete sich dorten — schneeweiß war sein Gefieder.
Der lose Junge stunde dem Thierchen nach dem Leben,
Und streckt' es durch mein Zweites — todt auf das Wasser nieder.
Zwei Männer, Augenzeugen — wie dieser Mord geschehen,
Die zeigten augenblicklich der Polizei dieß an,
Und diese macht' alsbald jetzt mein Ganzes — eh' sie gehen —
Zu dem Verbalprozesse, was jener Knab' gethan.
Er — hieß es — dann stand noch mein Wort hintwörderst — d'rauf,
Und so verhielt sich, kurz! — des Anklagpunkt's Verlauf.

Auflösung des Logogryphs in № 106:
Möhrchen — Mährchen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 108. Dienstag, 8. September 1857.

Der gute Engel.

(Fortsetzung.)

Vier bange, schwere Wochen waren langsam vorübergegangen, die fünfte brachte endlich einen kleinen Fortschritt in dem Zustande der Medicinalräthin; sie begann aus ihrem matten Schlafe zu erwachen und das Bewußtseyn, das Erkennungsvermögen wieder zu erhalten. Es war, als ob alle Glieder der Familie mit dem ersten deutlich gesprochenen Worte der Mutter auch die Macht des Gedankens, selbst die der Rede wiedergewonnen hätten, so schwer, so beklemmend hatten Ungewißheit, Furcht und Selbstvorwürfe auf ihnen gelastet.

Die Genesung schritt seit jenem ersten Worte der Theilnahme rasch vorwärts, und die traurige Stille des Hauses wandelte sich in lauten Jubel.

„Sie ist noch nicht zum Himmel gefahren," sagte Paulette, „sie ist auferstanden wie Christus; der schwere Stein, der auf ihr lastete, das war die Krankheit, und Klaudia und Thurn haben ihn fortgetragen."

„Die Menschen sind wie manche Blume, und ganz besonders wie mein Rosenstöckchen," fügte Charlotte hinzu; „zuweilen scheint es, als wollte es eingehen, als wären alle Zweige verdorrt, als wollten die Wurzeln nicht mehr trinken, sondern vertrocknen, und dann mit einem Male kommen die kleinen grünen Keime, die Knospen und die Blüthen wieder hervor."

„Aber solche arme verkümmerte Pflanzen müssen auch eben so sorgsam und treu gepflegt werden, wie die Mutter von Klaudia und Thurn gepflegt worden ist," meinte Paulette.

Ein bekannter Schriftsteller sagt: zum Mitleiden gehört nur ein Mensch, zur Mitfreude aber ein Engel! Klaudia war ein solcher Engel. Sie sah mit Entzücken die Mutter jener Kinder von ihrem Lager erstehen; sie, welche die eigne in's Grab gebettet, sie theilte die stillen, süßen Wonnestunden, welche eine fortschreitende Genesung immer mit sich bringt.

„Du darfst aber noch lange nicht daran denken, Deiner alten Gewohnheit nach zu arbeiten bis zum Erliegen," sagte der Medicinalrath, „ja vielleicht nie mehr; Dein Platz ist einstweilen würdig ausgefüllt."

Die Mutter war damit einverstanden, aber sie bat, wie ein folgsames Kind, sie wenigstens in die gegenwärtigen Interessen des Hauses einzuweihen und sie geistig daran Theil nehmen zu lassen. Klaudia hielt alle Fäden in der Hand, es konnte ihr keiner entschlüpfen, aber auch eben so wenig einer zerreißen; sie regierte mild und streng, Isidore und Herslie hatten sich ihr untergeordnet, zur Verfügung gestellt, und so getheilt, war die Last für jede von ihnen eine leichte.

Isidore malte nicht mehr, auch ihre musikalischen Uebungen hatten während der Krankheit der Mutter eingestellt werden müssen, doch sie entbehrte weder den Flügel, noch den Pinsel. Nachdem sie die Stunde grausamster Enttäuschung überwunden, nachdem sie sich einer anderen Thätigkeit hingegeben und so viel reichern Lohn dadurch erntete, so viel größere Freuden bereitete, nachdem sie zur Klarheit über sich gekommen und die eitle Selbstverblendung abgeworfen hatte, war auch sie, wie die Mutter, eine Genesende. Thurn hatte die Wunde geschlagen, Klaudia sie zu heilen gewußt.

Thurn, der durch die Kur an der Medicinalräthin, durch das Lob, welches ihm der neidlose glückliche College spendete, rasche Schritte vorwärts in der Gunst des Publikums gethan, ihm hatten sich die ersten und glänzendsten Häuser geöffnet. Der junge Mann, der jedoch in allen Le-

bensverhältnissen ein glückliches Gleichgewicht zu behaupten gewußt, sich niemals von einem plötzlichen Glück, von einer bedeutenden Persönlichkeit hatte blenden lassen, immer erst die Tiefe geprüft hatte, ehe er sich in dieselbe hinabgelassen, nie mit einem tollkühnen Luftschiffer in die Höhe gestiegen war, blieb auch bei dem zufälligen Glück, das ihn am Beginn seiner ärztlichen Laufbahn begünstigte, mäßig in seinen Erwartungen und auf Täuschungen vorbereitet. Obgleich von Geschäften überhäuft, kam er fast allabendlich in das Haus des Medicinalraths, nachdem er Wochen lang dessen treuer Bewohner gewesen war. Er las den Frauen vor, er sprach mit dem Zauber seiner Beredtsamkeit von früheren Reisen und Erfahrungen, er nahm an Allem in der Familie Theil, am Größten, wie am Unbedeutendsten, aber ganz besonders wohl an der Umwandlung Isidorens. Diese Umwandlung konnte ihm nicht entgangen seyn, da er Gelegenheit gehabt, sie schrittweise zu verfolgen. Anfangs glaubte er, das junge Mädchen wäre nur von momentanem Unwillen bestimmt worden, ihr liebgewonnenes Steckenpferd zu zerbrechen, aber er änderte später seine Meinung. Er kannte den Einfluß seines Urtheils auf sie, doch eben darum hielt er dasselbe zurück; er liebte nicht blinde Unterwerfung, sondern klare Einsicht. Ein Beweis für Isidorens Besserbefinden bei der geänderten Lebensweise war ihre gleichmäßig heitere Stimmung, die früher in allen Farben gespielt, entweder zum Himmel lodernde Begeisterung war, die von Niemand sich verstanden wähnte, oder kalte verachtende Gleichgültigkeit gegen minder begabte Wesen, als sie.

Einen andern Umschwung hatte das Leben Hersiliens genommen. Aus dem sorglos frohen Kinde war ein ernstes, nachdenkendes Mädchen geworden. Hersilie tanzte wohl noch zuweilen, aber nur mit den Kindern nach Isidorens Musik; sie mochte die Blumen, die Kleider nicht wiedersehen, die sie an Olga, die Falschheit der Welt erinnerten. Sie arbeitete, wie Isidore, unter Klaudias Leitung an dem Glück des Hauses, an dem Ausbau des schönsten Kunstwerkes. — Auch mit Iwan war Etwas vorgegangen, aber es äußerte sich in minder klarer verständlicher Weise, als bei den Schwestern. Wenn Isidore und Hersilie ruhiger geworden, so schien er, der sonst in träger Nachlässigkeit Stunden und Tage auf dem Sopha verträumt oder auf Spaziergängen verschlendert hatte, von rastloser Ungeduld beseelt. Es trieb ihn von einem Ort zum andern, von einer Beschäftigung zur andern; keine konnte ihm genügen, keine seiner aufgestörten Seele Beschwichtigung bringen, die aus dem Schlafe geweckt, zum ersten Mal die Augen aufgethan und von dem fremden Lichte geblendet worden war. Thurns geregeltes Leben, die Freude an seiner Beschäftigung, die Resultate derselben, seine gesicherte und selbstständige Stellung in der Welt, stimmten den so lange Unentschlossenen bitter und wehmüthig. Wer ihn in einsamen Stunden belauscht, hätte ihn die Worte: „Zu spät, zu spät!" aussprechen hören.

Seit der Mutter Genesung sah man ihn selten im Zimmer der Frauen, nur zu den Mahlzeiten, wo er still und nachdenklich erschien, aber immer eine achtungsvolle Aufmerksamkeit für Klaudia behielt.

„Ich glaube, jetzt kommt Iwan an die Reihe," sagte Isidore eines Tages zu Klaudien. „Sieht er nicht ganz verstört aus? Die Nachtwachen bei der Mutter haben ihn doch sehr angegriffen."

„Lassen wir ihn," entgegnete Klaudia, „er ist ein starker Mann, er wird mit sich selber fertig zu werden wissen."

Aber Krankheiten und Leidenschaften pflegen die stärksten und kräftigsten Menschen am Ehesten umzuwerfen, weil sie bei ihnen einen viel gewaltigeren Brenn- und Zehrstoff vorfinden.

Ein ander Mal sprach Klaudia mit Thurn, während Iwan im Zimmer war, unbeschäftigt am Fenster saß und hinausstarrte.

„Vom Manne verlangen wir Thaten," sagte sie, „die Frauen müssen ihre Kraft mehr in Resignation kund thun; eine muthlose Frau hat Anspruch an unser Mitleid, ein muthloser Mann aber verdient unsere Verachtung, wie überhaupt moralische Feigheit das Traurigste, das Entnervendste im Leben ist. Ich habe das an mir empfunden. „Sich selber aufgeben" ist gleich dem geistigen Tode, „stehen bleiben" gleich dem Untergehen."

Iwan erhob sich rasch und verließ das Zimmer.

„Sie haben nicht allein für mich gesprochen," sagte Thurn, „Sie haben die verwundbarste Stelle in Iwans Herz getroffen."

„Ich kann Ihnen nicht sagen, Thurn, wie weh mir beim Anblicke Iwans wird. Das ist der von Kind auf an Ketten gelegte Löwe, der noch niemals sich seiner Kraft bewußt ward, und der untergehen muß, wodurch die Welt um eine Fülle von Resultaten der Kraft und des Muthes beraubt wird, treibt man ihn nicht gewaltsam aus dem Schlafe auf und hinaus in den stärkenden Morgen des Lebens, den Morgen der Jugend und Freiheit. Müßte er nicht Diejenigen später hassen,

die ihn diesen Morgen verträumen ließen? Iwan ist nicht eitel, wäre er es, er gefiele sich wenigstens im Triumphe, den er auf dem Ruhebett des Vergnügens haben könnte; aber er soll es auch nicht seyn, denn die Eitelkeit ringt um den Beifall der Menge und bringt Schmerzen, die uns entwürdigen. Stolz soll er haben! er soll den Stolz des Mannes haben, der sich nicht von Andern tragen lassen mag, sondern selber eine Welt auf die Schultern nimmt; er soll den ewig erneuerten Kampf mit dem Drachen bestehen, er soll ihn wenigstens versuchen. Wie viel kühner und kräftiger steht ihm nicht Isidore gegenüber, die ihren Feind besiegt, indem sie den Ehrgeiz der Künstlerin dem bescheidenen Streben nach häuslichen Vollkommenheiten zum Opfer brachte, wie energisch hat sie dem frühern Irrthum nicht den Rücken gewendet, um der engern Sphäre des Hauses ganz anzugehören. Eben so Hersilie, die noch vor wenigen Monden das flatternde, tändelnde Weltkind war, die keine höheren Genüsse kannte, als die oberflächlichen Huldigungen glänzender Salonerscheinungen. Ist sie nicht jetzt die Thätigste von Allen, und sieht sie nicht glücklich dabei aus, glücklicher als früher, und gesund und frisch? Sollte nun Iwan, er allein der Einzige seyn, der die beengende Schale nicht zu zersprengen vermöchte, um den Kern zur Erscheinung zu bringen?"

„Es ist aber ein viel Leichteres für die Frau," erwiederte Thurn, „den richtigen Weg einzuschlagen, als für den Mann; für jene, weil ihr nur der eine vorgezeichnet ist."

„Bei Iwan aber ist es nicht Besorgniß, eine falsche Wahl zu treffen, sondern die Furcht vor Thätigkeit im Allgemeinen; ihm bangt vor einer jeden, und doch sollte er meiner Ansicht nach ein Bedürfniß haben; ich sollte meinen, er müßte sich überall unnütz und im Wege erscheinen, er müßte sich selber zur Last seyn und im Hause sich zu viel glauben."

Während Klaudia und Thurn so zusammen redeten, rannte Iwan auf's Gerathewohl in den Wald hinaus, nur von einem Gedanken geplagt: „Sie verachtet Dich!" klopfte es in allen seinen Pulsen; „und bist Du so verächtlich? Ja! denn vom Manne verlangt man Thaten, und was hast Du bis jetzt geleistet? Nichts, gar Nichts!"

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Den alten Meidinger, wer kennt ihn nicht? Vor drei, vier Jahrzehnten konnte man sich in Deutschland einen Französischlernenden ohne Meidinger's Grammaire kaum denken. Seitdem ist nun freilich eine Unzahl französischer Sprachlehrbücher aufgetaucht, und Meidinger ward in den Hintergrund gedrängt. Die Meidinger'sche Grammaire ist ein lauter Beleg für das bekannte Wort, daß auch Bücher ihre Schicksale haben. Als Meidinger im Jahre 1783 seine Grammaire verfaßt hatte, suchte er vergebens einen Verleger für dieselbe; er sah sich genöthigt, dieselbe auf seine eigenen Kosten herauszugeben, und legte damit den Grund zu dem bis zur Stunde bestehenden blühenden Verlagsgeschäfte von Meidinger Sohn und Comp. in Frankfurt a. M. Die Grammaire, die keinen Verleger finden konnte, brach sich binnen wenigen Jahren Bahn und nicht weniger als 238,000 Exemplare wurden von ihr in Absatz gebracht. Nach längerer Pause tritt nun eine neue Auflage derselben, die 37., in die Oeffentlichkeit, und es ist wohl nicht zu zweifeln, daß sich die Veteranin der französischen Grammairen neben ihren zahlreichen Rivalinnen immer lebenskräftig erweisen werde.

In Leipzig hat der Direktor Bucher eine neue Feuerlöschung erfunden, die sich durch die angestellten Versuche völlig bewährt haben soll. In voriger Woche hat man das Mittel an einer alten hölzernen Marktbude probirt, die mit Stroh, Hobelspänen und Reisigholz angefüllt wurde, wozu, als dies bereits in vollem Brand war, noch Spiritus, Terpentinöl und ein Pfund Kolophonium geschüttet wurde, damit's recht brennen sollte. Hierauf wurde sodann eine etwa 5 Pfund von dem Mittel enthaltene Dose geworfen, wornach nicht nur das Flammfeuer, sondern auch die Kohlen nach wenigen Sekunden ausgelöscht waren. Ein eigens dazu abgeordneter Ministerialkommissär war von Dresden zu dem Experiment herübergekommen.

Vor einiger Zeit kehrte, nach jahrelangem Ausbleiben, der genuesische Kapitän Tortella in den Hafen von Genua zurück, nachdem er mit seiner kleinen Goelette, nur von drei Matrosen und zwei Schiffsjungen begleitet, die Reise um die Welt gemacht und dabei natürlich Gefahren und Entbehrungen in reichlichem Maße genossen. Das Tagebuch, welches er während dieser gefährlichen Reise führte, ist reich an interessanten Details und

wird wohl dem Druck übergeben werden. Torrella brachte eine Sammlung ungekannter Gegenstände mit sich, die er auf den vielen Eilanden des australischen Riesenarchipels, wo er gelandet, eingehandelt hatte Ueberall, wo dieser neue Marco Polo auf seiner Reise mit europäischen Schiffen zusammenstieß und sein muthiges Unternehmen kund wurde, ward er, sowie seine kleine Mannschaft mit Ehren überhäuft.

Man ahmt jetzt in Paris die chinesischen Uhren nach, welche die Stunden ohne Zeiger und Glockenschlag ankündigen. Durch eine besondere Vorrichtung entsprechen zwölf verschiedene Gerüche den Stunden des Tages, so daß man statt zu sehen, die Zeit riechen kann. Je nachdem die Uhr nach Rosen oder Jasmin duftet, weiß man, was die Glocke geschlagen hat und ob es Mitternacht, oder Mittag ist. — So schreibt der „Figaro“ — eine gute Autorität.

In Wernersdorf, Kreis Schweinitzingen in Preußisch-Schlesien, aß eine Frau Birnen. Eine schöne, recht teig gewordene Birne anbeißend und hinunter schlingend, fühlte sie plötzlich einen heftigen Stich im Halse, der in sofortiger Folge eine schmerzhafte Anschwellung des inneren Halses nach sich zog. Zwar gelang es der rasch herbeigezogenen ärztlichen Hilfe, die Birne wieder herauszuziehen, aber da die Geschwulst nicht vermindert werden konnte, so trat nach etwa einer halben Stunde der Tod der Frau durch Ersticken ein. In der Birne befand sich nämlich eine Wespe und die Frau hatte dieselbe nicht bemerkt, sie mit in den Mund gebracht und auf solche Weise den tödtlichen Stich erhalten.

Einen Bassisten Sesselberg lernte Roger bei seinem letzten Gastspiel in Hamburg kennen, erstaunte über die gewaltige Stimme desselben und nahm ihn mit nach Paris, wo er in der französischen Oper aufgetreten und Furore gemacht. Der Sänger, von dem man dasselbe erzählt, wie vor 40 Jahren von dem in Berlin berühmten Bassisten Fischer, „der im Stande gewesen, mit dem Dröhnen seiner gewaltigen Stimme Fensterscheiben zu zerschmettern,“ ist ebenfalls ein „Berliner Kind.“

Französische Fabrikanten haben zum Beginne der Saison an ihre Wiener Geschäftsfreunde statt der früher üblich gewesenen Abschnitte Daguerreotype verschiedener Manufakturgegenstände gesandt. Die Ausführung ist rein und schön und die Uebersendung minder kostspielig als die von gewöhnlichen Musterartikeln.

Charade.

Theuer bin ich jedem Menschen
In dem großen Weltenraum,
Oft von langer, mächt'ger Dauer,
Und zuweilen merkbar kaum.

In dem hohen Reich der Lüfte,
In der Erde tiefer Nacht
Bin ich, kriegend, angefeindet,
Ueberall vergängl'che Macht.

Häufig bin ich lastend, drückend,
Selten doch zum Ueberdruß,
Will ich Abschied von dir nehmen,
Zitterst du vom Kopf zum Fuß.

Wer mich recht gekannt, geachtet,
Unbekümmert mich verlor,
Ich gewährte, was ich konnte,
Schönes steht ihm noch bevor;

Probe war ich schwerer Rolle,
Oft gegeben ohne Wahl,
Würdig von ihm ausgeführet
Vor der Tadler großer Zahl;

Was er mühsam überwunden,
Schwer erlangte und errang,
Lohnte still ihm Himmelsstimme,
Hohen Trostes süßer Klang;

Und ich war ihm, was ich zeige,
Ohne erstes Zeichen mein:
Bächleins sanfte Freudentöne,
Traurig nie, wenn auch allein;

Was ich rückwärts dir bedeute,
Seine Hoffnung niemals dämpft,
Glaube leuchtet kräftig, milde,
Um den Himmel mit uns kämpft.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 107:

Entwurf.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 110. Sonntag, 13. September **1857.**

Warum die Rebe weint.

Hast Du wohl, froher Zecher,
Dem stets die Freude scheint,
Schon nachgedacht beim Becher,
Warum die Rebe weint?

Sie weint, weil Blüthenwonne
So oft sie bräutlich schmückt,
Doch selten sie die Sonne
An's Herz mit Feuer drückt.

Weil treu ihr dient im Schweiße
Der brave Winzersmann,
Und sie doch seinem Fleiße
So karg nur lohnen kann.

Sie weint, weil nur dem Prasser
Ihr Blut zur Wonne quillt,
Und seinen Durst mit Wasser
Der gute Arme stillt.

Weil ihren Saft ein Schwanker
Hier gießt in Strömen fort,
Und fruchtlos lechzt ein Kranker
Nach einem Tröpfchen dort.

Sie weint, weil bei dem Weine
Der Vater lustig zehrt,
Und, ach, zu Haus das Kleine
Ein Stückchen Brod entbehrt.

Weil heiter beim Pokale
Die Lust dem Gatten winkt,
Derweil des Kummers Schaale
Daheim die Gattin trinkt.

Sie weint, weil bei dem Glase
Man ewig Freundschaft schwört,
Die, eine Seifenblase,
Der nächste Hauch zerstört.

Weil in dem Gold des Weines
Soll laut're Wahrheit seyn,
Und doch sich mischt des Scheines
So bitt're Täuschung ein.

Nur wenn die Fässer gähren
Voll Feuermost einmal,
Dann sind es Freudenzähren,
Die still sie weint in's Thal.

Der gute Engel.

(Fortsetzung.)

Wochen waren darüber vergangen, als Olga unverhohlen mit ihren Absichten hervortrat.

„Es ist mir unmöglich,“ sagte sie, „hier, wo ich mit Bentloff so glücklich war, das erste Jahr meiner Trauer zu verleben, hier, wo mich jede Stelle an seine Güte und meine Verlassenheit erinnert. Ich habe eine Reise nach Deutschland beschlossen und beabsichtige, den Sommer in den sächsischen Weinbergen, den Winter in Oesterreichs Hauptstadt zu verleben, wofern Alles ruhig bleiben sollte; doch bangt mir davor, diese Reise allein zu unternehmen. Nicht, daß ich mich schutzlos fühlte, denn ich kann mich mit Dienern und Wächtern umgeben, aber freundlos in der fremden Welt würde ich seyn. Iwan, Sie haben schon viel, sehr viel für mich gethan, aber ich gehöre zu jenen Unbescheidenen, die nie genug haben, die immer mehr fordern, je mehr man ihnen gibt. Iwan, können Sie mir ein Jahr Ihres Lebens opfern, möchten Sie mich auf jener Reise begleiten?“

Iwan erglühte. Olga sprach von Opfern, und eine solche Reise ohne Unbequemlichkeiten, war sie nicht das Wünschenswertheste für ihn, den jungen Mann, der noch Nichts von der Welt gesehen, noch nicht in ihr sich versucht? Dennoch —

„Antworten Sie mir jetzt nicht," fuhr Olga fort, „ein Entschluß wie dieser bedarf der Ueberlegung. Prüfen Sie erst, ehe Sie entscheiden, aber — entscheiden Sie selbstständig, ohne den Rath Anderer befragt zu haben."

„Sie halten mich für ein Kind," fuhr Iwan auf, „das noch nicht auf eigenen Füßen zu stehen vermag."

Olga lächelte. Iwan war auf gutem Wege.

„Das nicht eben," sagte sie, „aber für den gehorsamen Schüler einer strengen Gouvernante, deren Ruthe er küßt, weil — ihr ernster Mund sich niemals dazu entschließen könnte, den seinen zu berühren."

„Sie irren, Frau Gräfin, ich —"

„O ich weiß Alles. Sie haben Furcht, mein junger Freund, Furcht vor Züchtigung."

„Ich habe Ehrfurcht," stieß Iwan heraus.

Olga lachte laut auf.

„Um so schlimmer!" rief sie; „wenn Sie Ihre Ehre von der Furcht vor einem herrschsüchtigen Weibe abhängig machen, das den Genuß verbietet, weil es selber keinen zu bereiten vermag." Wieder lachte Olga.

Iwan stand halb stolz, halb beschämt vor ihr. Sie war sein böser Engel, aber noch hatte Olga nicht Macht über ihn.

„Also wie gesagt," schloß sie, „morgen höre ich ein selbstständiges Urtheil, ich werde zu unterscheiden wissen."

Iwan wurde von seinen Gedanken hin und her gerissen. Es war in seine Gewalt gegeben, sich ein glänzendes Leben zu verschaffen; er sah Vergnügungen, Reisen, Genüsse aller Art im Schooße seiner Zukunft schlummern, er hatte Nichts weiter zu thun, als das Leben thatlos zu verträumen, wie bisher. Keiner Mühe und Strapatzen, keiner Opfer und Entbehrungen, keines Zwanges, keiner Selbstbeherrschung bedurfte es hier, er brauchte nur zu schwelgen und sich anbeten zu lassen. Aber wie stand es um die Achtung der Welt, um seine eigene und um Klaudia's dabei? Er wußte, was Klaudia und der größte Theil der Menschen, mit denen Olga in Berührung kam, von jener Frau hielten, wußte, wie verwahrlost ihr Herz sey; aber war nicht schon oft ein Menschenleben durch eine ernste wahrhafte Neigung gerettet worden, und konnte Olga sich nicht bessern, konnte er nicht der Urheber ihrer Besserung werden, wogegen sie, wenn er sie fallen ließ, vielleicht ganz zu Grunde ging? — So reflektirte die Selbstsucht in Iwan, sein besseres Ich aber entgegnete: „Toller, wo denkst Du hin! Sie ist zu tief in die Sünde versunken, sie könnte Dich verrathen, betrügen, wenn Du ihr eine Weile zum Spielwerk gedient, wie sie Bentloff verrathen und betrogen."

Von diesem Widerstreite seiner Empfindungen fast zerrieben, stürmte er auf Feld und Flur umher. Er hatte nicht den Muth, ein entschiedenes „Nein" auszusprechen, und wagte es doch ebensowenig, mit dem „Ja" vor die Seinigen zu treten. Er floh sein Haus, seine Familie, er floh wie Johannes in die Wüste, um sich zu prüfen.

* * *

Im Hause des Medicinalraths wartete man vergebens bis in die tiefe Nacht hinein auf Iwan. Klaudia war nicht in das Bett zu bringen. Hundert Mal hatte sie das Fenster auf- und wieder zugemacht, hundert Mal war sie vor die Thüre und ein Stück vor das Thor hinausgelaufen, um nach Iwan zu sehen, und noch kam er nicht.

„Wir können doch das Haus nicht schließen lassen, ehe er da ist," sagte der Medicinalrath; „überdem ist es stürmisches, regnichtes Wetter."

„Ich werde auf ihn warten," entgegnete Klaudia, „lassen Sie die Domestiken zu Bette gehen und legen Sie sich selber nieder."

„Das ist unmöglich!"

„Nein, nein," beharrte Klaudia, „ich bin ein ängstliches Kind und kann nicht eher einschlafen, als bis ich Alles im Hause eingeschlossen weiß."

Die Familie ließ sich endlich, theils von ihrer eigenen Müdigkeit, theils von Klaudia's Zureden, bestimmen, den Schlaf zu suchen, während sie in einem beständigen Auf- und Abgehen blieb; nicht um sich wach zu erhalten, sondern um ihre Unruhe zu bemeistern.

Klaudia hatte so viel Trauriges erlebt, daß sie geneigt war, das Schrecklichste zu glauben; es thürmten sich die Nachtbilder ihrer Phantasie zu gigantischen Schrecknissen.

„O, wenn diese Familie nur kein Unglück träfe, so lange ich hier bin, da sich das Unglück an meine Fersen geheftet zu haben scheint," dachte sie, und wieder öffnete sie das Fenster. Der Regen hatte nachgelassen; unten vor der Thür regte sich Etwas, es war Brutus. Auch er erwartete seinen Herrn. Klaudia kam auf den Gedanken, in Begleitung des Hundes noch ein Mal hinauszugehen bis an den Grenzstein, von wo aus man

den Weg nach Olga's Gut ein Stück zu übersehen vermochte. War Iwan wirklich Etwas zugestoßen, so mußte ihn der Hund entdecken, sie auf die Spur leiten, und sie würde ihm helfen, beistehen können; aber sie mußte das Haus verschließen, und wenn er indeß käme — sie wollte nicht lange bleiben, aber noch ein Mal mußte sie nach ihm aussehen. — — Iwan war trotz seiner Kraft und Stärke in manchen Fällen rathlos wie ein Kind, und hatte sie auch zu Isidoren gesagt: „Er ist ein Mann, wir müssen ihn sich selber überlassen," — so dachte sie in dieser Nacht doch an die Geschichte des Löwen mit dem Dorn in der Klaue und bereitete sich vor, als barmherzige Schwester an ihm zu handeln.

Seit Klaudia so großes Leid erfahren, fürchtete sie wohl Unheil für Andere, war sie des Schlimmsten für Jene gewärtig, die sie liebte, aber ebenso gleichgültig gegen sich selbst. Ihr graute nicht, ihr bangte vor Nichts, sie fühlte Muth, die kühnste That zu leiten, denn was lag an ihrem glücksarmen Leben, wo es das Glück Anderer galt!

„Komm Brutus," sagte sie leise, „wir wollen Iwan suchen," und der Hund folgte ihr gehorsam. So zogen die beiden schwarzen Gestalten durch die Nacht bis hinauf zu dem Grenzstein, der Bentloff's ausgebreitete Güter von Asten's Besitzung trennte. Hier machte Klaudia tief Athem holend Halt; Brutus stand mit gespitzten Ohren neben ihr. Die Natur, die Gegend, die Dörfer glichen jetzt einem großen Grabe, in das die Menschheit sich gebettet und über welches die Nacht ihr Leichentuch ausgespannt; kein Licht am Himmel, keines auf der Erde, Alles todt und düster.

Klaudia hatte eine Weile in unbeweglicher Ruhe gelauscht, da plötzlich schlug Brutus ein helles Gebell auf und flog von Klaudia's Seite hinweg über das Feld. Sie blieb allein zurück und wartete. Sie hörte noch in der Ferne das Gebell des Hundes, es klang lustig und froh, als ob das Thier seine Freude damit auszudrücken suche; Brutus mußte Iwan gefunden haben, aber wo und wie? Klaudia wollte der Richtung, von wannen die Töne kamen, folgen, aber diese Töne näherten sich mehr und mehr, ja sie sah endlich ganz deutlich, wie der Hund immer wieder an einer andern Gestalt hinaufsprang, an ihr herumzerrte und dann nach der Quelle zulief, wo sie selber stand. Es währte nicht fünf Minuten mehr, so befand sie sich Iwan gegenüber. —

In diesem Augenblicke erst ward ihr das Seltsame ihrer Lage klar, jetzt, als Iwan unverletzt und gesund vor ihr stand. So lange sie ihn von Gefahr und Unglück bedroht glaubte, hatte sie nicht Zeit zum Ueberlegen und Prüfen gehabt, jetzt, wo es sich kund gab, daß nur Laune und Lust am einsamen Umherstreichen Iwan bestimmt habe, die Nacht unter freiem Himmel zuzubringen, traten jene zurückgehaltenen Gedanken plötzlich klar vor die Seele.

„Iwan," fragte sie leise, „sind Sie es?"

„Klaudia, Sie, Sie hier?"

„Ja, ich — Sie haben uns sehr geängstigt. Kommen Sie jetzt." — —

Iwan stand unbeweglich. — —

„Klaudia, Sie hier?" wiederholte er; „Sie haben mich gesucht, Sie, die Sie mich verachten?" —

Klaudia antwortete nicht; sie fühlte ihre Gedanken schwinden. War es Freude, Beschämung, Rührung oder von Allem Etwas, sie wußte nicht, wie ihr wurde; sie mußte sich auf Iwan stützen.

„Klaudia, was ist Ihnen? Seyen Sie barmherzig und antworten Sie mir!"

Klaudia aber war ohnmächtig, und Iwan trug sie in seinen Armen nach Hause.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Diebstähle und Diebe à la fourchette kommen in Paris am häufigsten unter allen vor. Diese Taugenichtse haben das Ansehen von sehr anständigen Leuten; mit Hilfe ihrer heuchlerischen Miene, weißer Handschuhe und lackirter Stiefel besuchen sie die elegantesten Cafés und renommirten Restaurants. Dort soupiren oder diniren sie mit einem Appetit, wie ihn ein gutes Gewissen geben sollte. Wenn die Karte bezahlt ist, wenden sie den Rücken. Der Garçon grüßt sie voll Ehrfurcht; wenn er dann nachsieht, bemerkt er plötzlich, daß diese liebenswürdigen Gäste bei einem Diner für 15 Franken 60 oder 80 Franken an Silberzeug escamotirt haben. — Einer von diesen Industriellen, der auf der That ertappt wurde, beichtete seine Heldenthaten und nannte alle Restaurateure, die er ausgebeutet hatte, einen nach dem andern: Very, Les, Frères Provençaux, Café Anglais u. s. w. Als an Vefour die Reihe kam, begann er zu lächeln. Der Schreiber des Polizeikommissärs fragte ihn nach dem Grund dieses Lächelns. „Ach," rief er aus, „der Name von Vefour ruft eine süße Erinnerung in mir zurück. Bei ihm habe ich meine letzte Mahlzeit gehalten, und niemals habe ich in meinem Leben so gut dinirt:

ich habe ganz allein zwei silberne Teller, drei Löffel, vier Gabeln, ein Salzfaß und eine Assiette von Vermeil gegessen!"

Ein kühner Spieler! In einem längeren amüsanten Aufsatz über die Wiesbadener Spielbank erzählt E. Kossak unter Anderem folgende köstliche Anekdote: Ein feiner, fast vornehm aussehender Herr, der im letzten Frühjahr an die Bank trat, gab den Croupiers vor dem Abzuge der Karten einen Wink und sagte: „Un billet — rouge!" Die Beamten betrachteten den Fremden und nahmen nach gewohnter Weise bei distinguirten Fremden durch Wiederholung dieser Worte den Satz an, ohne daß das Geld auf der Farbe stand. Aber Roth verlor und jetzt erlaubten sich die Croupiers ihrerseits ein wenig zu winken und den Fremden zum Zahlen zu begeistern. Da erhob der unbekannte Jüngling seine Stimme und entließ dem Gehege seiner Zähne die denkwürdigen Worte: „Meine Herren, ich habe nichts zu bezahlen; ich bin nur ein Schneidergeselle aus Mainz. Schmeißen Sie mich hinaus!" Wir brauchen wohl nicht ausdrücklich hinzuzufügen, daß dem Kühnen nach seinem Wunsche willfahrt wurde.

Wie die „Patr. Zeitung" berichtet, fand man vor einiger Zeit in einer braunschweigischen Pfarrregistratur, wo ein Pastor Achmet gestanden hatte, die untenstehende Resolution Friedrichs des Großen an einen Dr. Jacmain in Rheinsberg, der sich um die Ausbildung junger Türken (darunter war auch jener Pastor Achmet), die ein braunschweigischer Prinz aus der Türkei mit sich geführt hatte, sehr verdient gemacht, und deßhalb geglaubt hatte, sich zum Lohne einen Titel erbitten zu dürfen. Friedrich der Große ertheilte ihm darauf folgende humoristische Erwiederung: Se. Maj. der König hat aus der unterthänigsten Vorstellung des Dr. Jacmain vom 18 ds. ersehen, daß derselbe trotz seines vorgerückten Alters noch den Titel eines Hofraths zu erhalten wünscht. Da dieses Prädikat zu nichts nützt, empfiehlt Seine Majestät dem Doktor, sich das „eines rechtschaffenen Mannes" zu erhalten, das alle übrigen Titel an Werth übertrifft. Potsdam, den 22. Juni 1753. Friedrich.

Im Sommer 1529 um Laurentii drang das Gerücht von einer wunderlichen Krankheit, die zu Hamburg, Lübeck wüthen sollte, ins Land; bald ergriff sie Bremen und Lüneburg und durchflog ganz Deutschland. Man nannte die Krankheit Schweißseuche; ward Jemand von ihr ergriffen, so mußte er sofort ins Bett und 24 Stunden lang still unter der Decke liegen; konnte er das durchführen, so war er gesund, die meisten von ihr Befallenen starben aber innerhalb der ersten 12 Stunden. Am ersten Tage waren in einer Stadt einer oder zwei befallen, am zweiten Tage waren schon 50 bis 100 befallen, am dritten legten sich 300 bis 400 u. s. f. Die Kranken lagen und schwitzten beständig; weil die Krankheit von England kam, so nannte man sie auch englischer Schweiß.

Zeitungsnachrichten zufolge zahlte der Prinz von Wales für das ihm am Rhein zum Sommeraufenthalt gemiethete Hotel täglich 400 Thaler. Das war früher anders und wohlfeiler. Als Herzog Wilhelm von Sachsen im Jahre 1452 mit einem Gefolge von 30 Personen und 92 Pferden 4 Tage in Saalfeld verweilte, betrugen die ganzen Zehrungskosten, laut der dortigen Amtsrechnung, mit Einrechnung der Trinkgelder und der Anschaffung von 4 Fässer Wein, 90 Schock Broden, 64 Scheffel Hafer und der Besorgung von Fleisch und Fischen rc. nicht mehr und nicht weniger als 7 Thaler 14 Groschen und 7 Pfennige!

In New-York veranstalteten kürzlich einige Damen der Aristokratie eine Soirée zum Besten eines Krankenhauses und verkauften eine neue Waare, die ungemein „zog". Sie verkauften nämlich Küsse an die Herren, nicht etwa Zuckerküsse, sondern wirkliche lebenskräftige Küsse von rosigen Lippen zu einem bis zwei Schilling das Stück. Ein Cavalier kaufte allein für 12 Dollars.

Logogryph.

(?) 2 3 4 5.

Gedanken red' ich dir,
Bin ich nicht gar zu schwer;
Und stelle, glaub' es mir,
Beim Streit oft Frieden her.

(?) 2 3 4 5.

Doch dies muß da stehts seyn,
Sonst wirket jenes nicht;
Es stellt sie stille ein,
Wenn es an dem gebricht.

Auflösung des Räthsels in **No.** 109:
Cacadu.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 111. Dienstag, 15. September 1857.

Der gute Engel.

(Schluß.)

Nicht an Iwan war die Reihe gekommen, aber an Klaudia. Sie lag im heftigsten Fieber.

„Sie ist sehr krank," sagte Thurn, „ich fürchte, wir verlieren sie."

Iwan ging wie ein Verzweifelnder umher. Er redete zu Niemanden, außer mit Thurn über Klaudia's Zustand. Es war ihm, als könne er aus diesem Munde selber den Tod oder das Leben empfangen; er dünkte sich ein Verbrecher und keiner Gnade mehr würdig, darum konnte auch Klaudia nicht genesen. Wohin war er gerathen? Während er mit dem Gedanken gespielt, sich an ein lasterhaftes Weib um schnöden Goldes willen wegzuwerfen, hatte ein Engel ihm am Abgrunde die Hand geboten, um ihn zurückzuführen zum Bewußtseyn, hatte ein Engel für ihn gewacht, um ihn zu schützen vor Selbstverachtung, und nun sollte Diejenige, der er seine moralische Rettung verdankte, sie mit dem Tod bezahlen? Die Strafe wäre zu hart für eine noch nicht begangene Sünde gewesen. —

„Wer ist da?" fragte Klaudia, nach langem Schlafe die Augen aufschlagend.

„Ich bin es!" antwortete Iwan.

„Ach warum schlafen Sie nicht, es ist doch Nacht?"

„Klaudia, wie ist Ihnen?"

„Sehr wohl."

„Nicht wahr, Sie gehen nicht von uns?"

„Ich? Nein, ich will es nicht."

„Sie dürfen nicht, unsere Liebe bindet Sie an die Erde."

Klaudia lächelte. Es war ein himmlisches Lächeln. Ihr hatte das Leben jüngst noch so nichtig gedünkt, daß sie zuweilen gewünscht, es um eines guten Zweckes willen hingeben zu können, — und in diesem Augenblick wäre ihr doch das Scheiden so schwer geworden! Sie wußte jetzt, daß sie zum zweiten Mal Wurzel geschlagen in einem fremden Boden, für den sie Früchte tragen, dem sie Schatten geben müsse. Iwan lag vor ihr auf den Knieen und sah mit seinen großen, treuen Augen bittend zu ihr auf.

„Klaudia," sagte Iwan, „ich will mich bessern, wenn Du leben willst, um Dich darüber zu freuen; Klaudia, ich will ein Mann werden in Deinem Sinne, ich werde Dir einmal von meinen Thaten erzählen können, nur mußt Du Geduld mit mir haben!"

Klaudia genas, und Iwan bereitete Alles zu seiner baldigen Abreise vor; er war jetzt fest entschlossen, zur See zu gehen. Das Schwerste, das Gewagteste wollte er ergreifen, um ihr einen Beweis seiner Selbstüberwindung, seiner Ausdauer zu geben. Klaudia unterstützte ihn in seinem Vorhaben, sie arbeitete für ihn, dachte an Alles, packte Alles für ihn ein und sah ihn mit stolzem Lächeln das Vaterhaus verlassen.

Als er fort war, schien es ihr zwar, als habe sie jetzt Nichts mehr hier zu thun, denn Isidore und Hersilie bedurften ihrer nicht mehr, sie unterstützten die Mutter und genügten den Ansprüchen des Hauses, aber als ein Brief von Iwan aus dem Hafen von Riga an sie einlief, da kam neue Spannkraft in ihre Seele.

„Morgen beginne ich meine erste Probefahrt," schrieb Iwan, „auf dem „Piloten", der mich durch das Meer fremden Welttheilen zuführen soll; ich stecke in einem groben Schifferanzuge, aber ich kann mich meiner Glieder doch frei darin bedienen und ich fühle schon jetzt, daß mich das Handwerk der Marine, denn ein solches ist es für den Schiffsjungen, geschickt und thätig finden wird. Weiß ich zwar noch nicht, was ich mit meinem

Körper beginnen soll, so höre ich mich doch von allen Seiten wegen meines athletischen Baues, meiner Sehnen= und Muskelkraft beneiden! Und dieser Athlet hatte bis jetzt nur auf dem Sopha gelegen." —

* * *

Zwei Tage später.

„Ich habe eine sehr wichtige, sehr erfreuliche Nachricht zu geben; der „Pilot" hat mir Klaudia's Bruder zugeführt. Werner Asten ist unter der betheerten Jacke vor allen Verfolgungen geborgen und dient mit mir von der Picke auf. Ein Brief an die Schwester erzählt nächstens von seinen Abenteuern, Verfolgungen und den Jagden, die man auf ihn gemacht. Er figurirt unter dem Namen Franz Berner; der meine führte eine Entdeckung seiner und meiner Familienverhältnisse und eine Erkennungsscene seltener Art zwischen zwei Menschen herbei, die sich niemals gesehen, niemals von einander gehört, und jetzt durch den Namen Klaudia für immer verbunden sind."

* * *

Wie hätte Klaudia geglaubt, jemals noch ein Gefühl von Seligkeit zu haben, da ihr die Eltern, ein Bruder und der Verlobte gleichzeitig genommen wurden? Sie hatte die Verluste nicht verwunden, aber unendlich viel gewonnen, was sie damals nicht besessen, und sich selber erst kennen gelernt. Niemals mehr, hatte sie einst gewähnt, können Furcht und Hoffnung ihr Blut rascher wallen machen, und nun — ein Jahr, ein langes Jahr lag vor ihr, und sie sollte während dieses Jahres banger Erwartung zwischen Furcht und Hoffnung schweben, denn auf dem Meere gibt es zu unsichere Posten. Briefe von Iwan und Werner konnten ausbleiben oder doch nur selten ihr Kunde von den Entfernten bringen, die sie den trüglichen Wellen überlassen mußte. Klaudia las seitdem die Zeitungen wieder mit neuem Eifer, sie beobachtete die Erscheinungen der Natur und berechnete ihre Wirkungen hin nach jenen Gegenden, wo das Schiff schwimmen mochte, das ihr Theuerstes auf Erden auf schwankenden Brettern trug. Aber dieses Fürchten, Bangen, Hoffen, dieses ungeduldige Entgegenharren eines bestimmten Zeitpunktes, das eben ist die wahre Lebenssphäre der Jugend. Wie Klaudia sich für die wechselnden Empfindungen der Seele abgestorben wähnte, und wie Iwan nie zum Manne geworden wäre, wenn — nicht immer der ewige Kreislauf der Dinge stets aus dem Tode das Leben hervorgehen ließe.

Das lange, bange Jahr war vorüber und hatte zwei junge frische Seeleute in das Heimathshaus zurückgeführt. Das erste Probejahr war glücklich überstanden. Klaudia lag an Werners Herzen, sie sah in Iwans leuchtende Augen; ein Sternenhimmel voll glänzender Hoffnungen schien sich über ihrem Haupte zu wölben, und als sie, an Iwans Hand, sich dem Hochzeitszuge anschloß, der Isidoren und Thurn zur Kirche geleitete, da versprach sie, desselben Weges noch ein Mal mit ihm zu gehen, um sich dann niemals von ihm zu trennen!

Eine Nacht in den Wolken.

Nach dem Französischen des E. Souvestre
von J. Schäfer.

1.

Es war an einem Sonntage des Monats August. Der Tag neigte sich, und die Einwohner der Stadt M. kehrten freudetrunken zu ihren Wohnungen zurück. Alle Gärten, die seit Kurzem die zerstörten Festungswerke verdrängt hatten, wurden öde, still und leer. Nur in einem einzigen ertönte noch der Lärm der Stimmen und der anziehende Ton der Instrumente.

Es war der „Garten zur Hütte", damals durch seine ländlichen Bälle, seine Feuerwerke und die mit einem langen Seile befestigten Luftballons berühmt. Letztere lockten ganz besonders die schaulustige Menge durch ihren Reiz der Neuheit herbei. Obgleich nun deren Erfindung schon alt war, so hatte man doch vorher noch nicht daran gedacht, sie zu Vergnügungen, zu einer Spazierfahrt in der Luft zu verwenden. Der alle Erwartungen übersteigende Erfolg brachte es jedoch bald dahin, daß jeder öffentliche, zur Belustigung bestimmte Ort bald seine Ballons hatte. Eine Luftfahrt war eine so einfache und so wenig gefürchtete Sache geworden, wie zur Jetztzeit eine Lustreise auf dem Rheine.

Diese Luftfahrten waren in der That kurz und boten wenig Gefahr dar. An der Erde, mittelst Seilen befestigt, die man nach Belieben verlängern konnte, erhob sich der Ballon nie höher, als es der Luftschiffer wünschte und überragte in seinen kühnsten Fahrten selten die Wipfel der Bäume.

Die Menge hatte nun so ziemlich die entlegeneren Theile des Gartens verlassen und drängte sich allmälig einem freien Platze zu, auf welchem das Feuerwerk bereitet wurde. Die Lauben waren

schon eine geraume Zeit leer, als ein Mann von ungefähr vierzig Jahren, ein Mädchen am Arme führend, am Ende einer der Alleen sich zeigte. Beide schienen ihre Schritte gegen den freien Platz hinzulenken, aber in so gemessenen Bewegungen, als wenn Beide ein ernster Gedanke beschäftigte.

Nach langem Stillschweigen unterbrach der Mann die beängstigende, beklemmende Stille in lebhaftem Tone:

„Meine Schwester," hub er an, „so lange ich lebe, werde ich diesem Christian Hofmann nie vergeben können, daß er mir die Hinterlassenschaft seines Vetters streitig macht! Gott weiß, daß diese Güter kein Geschenk, sondern eine rechtmäßige Entschädigung für das sind, was der Verblichene mir schuldete."

„Sein Testament hätte dieses erwähnen sollen!" bemerkte das Mädchen.

„Und, weil dies nicht der Fall ist, werde ich beraubt, werde ich um das gebracht, was mir zugehört. Weil ein Hinscheidender vergaß Alles zu sagen, soll Michael Ritter der Hinterlist angeklagt werden!"

„Ach, er kennt uns nicht, Bruder!" sagte leise das junge Mädchen; „man wird Dich bei ihm verläumdet haben, und er wird es glauben, weil sein Interesse erfordert, es zu glauben."

„Also," erwiederte Michael in bitterem Tone, „die Erde, die ich seit zwanzig Jahren bebaue, die ich mit Mühe erworben habe und im Schweiße meines Angesichts zur Fruchtbarkeit nöthigte, wird mir entrissen durch einen Fremden, der kein anderes Recht hat, als den Zufall der Geburt."

„Das Urtheil ist ja noch nicht gefällt," unterbrach Karoline ihren Bruder. — Michael schüttelte nachdenklich den Kopf.

„Ich habe nur einen schwachen Schimmer von Hoffnung; denn dieser Hofmann ist reich, thätig und jung. Er hat Freunde, die sich für ihn verwenden werden. Es fragt sich sehr, ob der endgiltig entscheidende richterliche Ausspruch nicht schon gethan worden ist, — welcher mich zu Grunde richten wird!" — setzte er nach kurzer Pause in wehmüthigem Tone hinzu.

Karoline seufzte. Ritter bemerkte es und fügte deßhalb nicht ohne Anstrengung hinzu:

„Jetzt spreche ich Dir wieder von diesen den gesunden Humor störenden Dingen, während wir doch hierher gekommen sind, um zu vergessen und uns zu zerstreuen. Ich wünschte durch irgend ein ergreifendes Schauspiel, durch eine neue Empfindung mich meiner trübseligen Gedanken zu entledigen."

Wie er diese Worte sprach, kamen Beide an die Wendung der Allee und befanden sich am Eingange eines Platzes, den sie bis dahin noch nicht bemerkt hatten.

Es war dies der Platz, an welchem der Ballon aufsteigen sollte.

Ein großer und prachtvoll gezierter Luftballon wiegte sich majestätisch und graziös einige Fuß über ihren Häuptern, indeß das unten befestigte Schiffchen, den Wogungen des Ballons nachgebend, sich sanft auf dem Rasen hin- und her schaukelte.

Karoline konnte einen Ausruf der Ueberraschung und Bewunderung nicht unterdrücken; denn weit von der Stadt erzogen, war es für sie das Erstemal, einen Luftballon von Nahem mit allen seinen Einzelnheiten betrachten zu können.

Sie näherte sich mit ihrem Bruder.

In demselben Augenblicke schrie der Inhaber des Ballons: „Noch zwei Plätze frei!"

Michael besah sich das Schiff des Ballons, in welchem eben ein Mann in Reisekleidern, einen eisenbeschlagenen Stock in der Hand haltend, deren man sich bei Bergparthien bedient, niedergelassen hatte.

„Noch zwei Plätze sind frei!" sagte Michael mit einem Lächeln auf den Lippen, sich an Karolinen wendend, „hättest Du nicht Lust, Dich einer Spazierfahrt über die Bäume anzuschließen?"

„Ist auch keine Gefahr dabei?" fragte Karoline unentschlossen.

„Nicht im Geringsten," antwortete der Besitzer des Ballons, „ich habe schon mehr als zehntausend Menschen diese Reise machen lassen und es ist bis jetzt noch nichts passirt."

„Kann man jeden Augenblick heruntergelassen werden, wenn es einem beliebt?"

„Sie dürfen nur an der Schelle ziehen, welche in dem Schiffchen des Ballons befestigt ist."

Karoline schien zu zögern. Obschon sie Furcht empfand, so war die Sonderbarkeit einer solchen Spazierfahrt doch zu verführerisch und zu verlockend, als daß sie sich dem Vorschlage ihres Bruders nicht hätte anreihen sollen, der meinte, eine solche Gelegenheit dürfe man nicht unbenützt vorüber gehen lassen.

Sie nahmen die beiden noch unbesetzten Plätze ein, die Seile wurden gelöst und der Ballon begann sich langsam zu heben.

Als sich das junge Mädchen der Erde entführt sah, konnte es sich nicht enthalten, einen Ausruf des Schreckens auszustoßen, worauf es seine Gesichtsfarbe wechselte und sehr blaß wurde.

Der Fremde, welcher ihr gegenüber saß, streckte seine Hand nach dem Schellenzuge aus, und fragte lächelnd: „Wollen wir zur Erde zurückkehren?"

„Tausend Entschuldigungen," stammelte Karoline, deren Normalfarbe augenblicklich wieder ihr Gesicht übergoß; „ich werde mich an diese Himmelfahrt zu gewöhnen suchen."

„Sieh', sieh' doch, Karoline!" unterbrach jetzt Michael, „wir sind schon viel höher, als die Bäume."

Das junge Mädchen bog sich über den Rand des Schiffchens und sah nach der Erde; die Merkwürdigkeiten und das Interessante dieses Schauspiels hatten ihr den Rest aller Furcht geraubt.

Der Garten zur Hütte erschien in seiner ganzen Größe und das Auge konnte alle Theile der Anlagen desselben mit einem Blicke übersehen, es glich dieses Schauspiel einem Plane in Relief, wie man solche häufig in den militärischen Museen findet.

Gleich unter dem Ballon breitete sich der Zuschauerraum aus, auf welchem eine gedrängte Menschenmenge hin- und herwogte und deren Getümmel und verursachter Lärm kaum noch bis zum Ohr unserer Luftreisenden gelangte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein californischer Jüngling bildet gegenwärtig in Paris einen Hauptgegenstand der Unterhaltung. Er wohnt in der Rue Neuve des Mathurins, hält sich zwölf Livréebediente, prächtige Equipagen, gibt kolossale Diners und — die Gäste bleiben aus. Jüngst bestellte er ein Mittagsessen von 10 Couverts, zu 100 Franken das Couvert, ohne den Wein. Um 7 Uhr Abends kommt Niemand, er wird ungeduldig, um halb 8 ist etwa die Hälfte der Gäste da, er läßt serviren und die Thüre schließen. Drei Mann kamen nachträglich an und mußten ungespeister Sache abziehen. Die leeren Plätze ließ er durch fünf bis sechs Bediente in Tressen ausfüllen. Ein Gast erhebt sich, geht hinaus und verschwindet. Der Californier setzt den Kellner auf den leeren Stuhl. Vier hielten aus; diese Märtyrer der Gourmandise waren: ein Advokat, ein Schiffskapitän, ein fremder Consul und der Banquier des Californiers. Dieser seltsame Glückspilz, der kein Französisch, und wie die Franzosen sagen, auch kein Englisch versteht, ist aus Liverpool, von wo er im Jahr 1853 mit drei andern Brauergesellen nach Californien zog. Sie haben große Geldsummen ergraben und den Kontrakt mit einander abgeschlossen, daß alles Gold dem Ueberlebenden gehören solle. Zwei kamen in Californien in einer Feuersbrunst um, der dritte starb auf der Heimfahrt, der vierte ist der Universalerbe von zwei Millionen. Wie lange dieses Gold halten wird, ist vielleicht nicht schwer zu berechnen, wenn man die Lebensweise des Mannes in Anschlag bringt. An Schmarotzern fehlt es nicht, er wollte nur zu hoch hinaus.

Berüchtigt ist der Luxus der Werder'schen Bauern. Die schwersten und kostbarsten Seidenstoffe sind hier bei Festen ganz gewöhnlich. Zu einer Hochzeit wurden die bestellten Kuchen aus Danzig mit einem vierspännigen Wagen abgeholt und an Wein sechshundert Flaschen getrunken. In früheren Zeiten mochte es noch ärger seyn. Ein Bauer in Nickelswalde auf der Danziger Nehrung bewirthete einst den deutschen Hochmeister mit dessen Gefolge und bot ihnen statt der Stühle Bänke an, deren Stützen aus Tonnen bestanden. Die Gäste waren nach beendigtem Mahle nicht wenig erstaunt, elf davon vollständig und eine zur Hälfte mit Gold gefüllt zu sehen. Der Hochmeister schenkte dem Bauern die fehlende Hälfte, um sagen zu können, er habe Bauern, welche eine Last Goldes besäßen. — Noch während des französischen Krieges zu Anfang dieses Jahrhunderts prangten auf den meisten Höfen stark vergoldete Wetterfahnen, deren die Franzosen sich mit großem Geschick bemächtigten. Zu derselben Zeit fragte eine Frau ihren Neffen um Rath, welches Silbergeräth sie sich noch anschaffen könne, da sie bereits Kaffee-, Thee- und Tischgeschirr aus Silber besäße und selbst die Verzierungen ihres Wagens und der Pferdegeschirre aus gleichem Metalle beständen. Da sie keine genügende Antwort bekam, ließ sie sich silberne Spucknäpfe machen.

Palindrom.

Vor- oder rückwärts gelesen, ist's jedem Ehepaar
Sein Glück oder Unglück gewesen.

Auflösung des Logogryphs in No 110:

Junge. — Lunge.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 112. Freitag, 18. September 1857.

Der Emporkömmling.

1.

In dem königlichen Garten zu Stockholm gingen eines Abends im Monate September 1789 zwei Männer in Mäntel gehüllt, auf und ab, während eine dunkle Gestalt an einem Baume lehnte, ohne daß sie von den Spaziergängern bemerkt wurde.

Der Raum, welchen die beiden Männer beschritten, war klein und sie hielten sich für unbelauscht, denn sie sprachen ganz laut, daß der hinter dem Baume Stehende jedes Wort der Unterhaltung vernahm, ohne daß er den geringsten Vorsatz hatte, zu lauschen. Aber es war nicht leicht, seine Stellung zu ändern, denn er hatte nur die Wahl, alles mit anzuhören, oder den Sprechern seine Anwesenheit merken zu lassen und dadurch vielleicht in Unannehmlichkeiten zu gerathen, denn die beiden Herren schienen ziemlich hohen Standes und sprachen von wichtigen Staatsangelegenheiten.

Also wir hätten den Krieg mit Rußland in schönster Form," sagte der eine, — „es ist zum Rasendwerden, wie ein so großer, geistreicher Monarch zu solchen Mitteln seine Zuflucht nehmen kann."

„Ja, ja, Geld ist die Triebfeder der Welt, mein Lieber, und ich würde noch schweigen über den ganzen Hergang dieses Krieges, wenn er geführt würde, wie es nöthig ist; aber so sitzt der König im Lager und schreibt Schauspiele, ist umgeben von Deprez, Kellgreen und weiß Gott, von welchen Künstlern, statt von Kriegsräthen und Generalen, und spricht von Versen, statt von Manövern."

„Mein lieber Armfelt," entgegnete der Erstere, „geben Sie acht, wenn Gustav einige Mal einige empfindliche Verluste erlitten haben wird und wenn er sieht, daß ihn das Volk verläßt, so wird er schon aus seiner stumpfen Ruhe aufgerüttelt werden."

„Die Schlacht bei Hogland beweist, daß die Schweden noch etwas zu leisten im Stande sind, mein Armfelt, und wenn ein besserer General, als der König, das Commando übernimmt, so wird mancher schwedische Jüngling Gelegenheit finden, eine Carriere zu machen."

„Das ist wahr, nur Schade, daß der Ruhm von Hogland nicht in des Königs Händen ist, es wäre besser, als daß der Herzog ihn zu Gustav's Nachtheil mißbraucht; ich wünschte, er wäre mit seinem Schiffe in die Luft geflogen."

„Stille! Stille! General Ruuth, die Bäume haben Ohren, solche Aeußerungen sind gefährlich, kommt, wir wollen den Theil des Gartens verlassen, oder noch besser, kommt in meine Wohnung, da können wir sprechen, was uns beliebt."

Die beiden Männer verließen den Garten und der unfreiwillige Horcher kam aus seinem Verstecke hervor.

Er hatte leicht entdeckt, daß die beiden Herren die Generals Baron Armfelt und der Finanzminister Baron Ruuth waren, und er schrieb sich ihre Reden gehörig hinter das Ohr.

Und mancher schwedische Jüngling wird eine Carriere machen, murmelte er vor sich hin, ja, ja, so sagt Armfelt — ich will Soldat werden, sie haben über den König nicht gar glimpflich gesprochen, aber er ist ein großer Mann, und wenn ich tapfer bin, werde ich schon vorwärts kommen.

Mit diesem Entschlusse verließ der Jüngling den Garten und eilte nach seiner Wohnung, die in einem kleinen Hause am Södermalm war. Nordenskiold studirte und war eine elternlose Waise; sein geringes Vermögen reichte gerade hin, um ihm den nöthigen Unterhalt zu geben, und einige Lektionen, die er in der Musik und im Ge-

sange ertheilte, verschafften ihm eine anständige Existenz; aber die Laufbahn als Rechtsgelehrter sagte ihm nicht zu, es war die Wahl seines Vaters, und er beschloß, bei erster Gelegenheit einen andern Weg einzuschlagen.

Wohl hatte er schon öfters gedacht, in das Heer oder in der Flotte einzutreten, aber es war noch ein kleiner Anstand. — Oskar war verliebt und zwar weit über seinen Stand; er ertheilte einem Fräulein de Geer, welches am Hofe eine große Rolle spielte, Gesangsunterricht, und unglücklicher Weise verliebte er sich in dasselbe. Die Sehnsucht, seine Geliebte so oft als möglich zu sehen, hatte ihn bisher abgehalten, seinem Hange zum Kriegerstande zu folgen; aber es war eine andere Stimme, die ihn stets aufforderte, diesen Lebensweg einzuschlagen, denn er sah, daß dieses vielleicht noch das einzige Mittel seyn dürfte, um ihm wenigstens die Möglichkeit einer Vereinigung mit Christine Ulrike de Geer zu eröffnen. Das Gespräch der beiden hohen Herren im Schloßgarten, welche sich ja selbst äußerten, daß jetzt die Zeit sey, in welcher ein schwedischer Jüngling im Felde sein Glück machen könnte, stellte endlich seinen bisher noch schwankenden Entschluß fest; nach zwei Tagen wollte er abreisen.

Am folgenden Tag ging er zur Baronin de Geere.

„Guten Morgen, Herr Nordenskiold," rief Christine Ulrike, „ich habe eine Menge neuer Lieder, die wir heute versuchen wollen." — „Es thut mir sehr leid," entgegnete Oskar, seine Gefühle so gut maskirend, daß das Fräulein in der That nicht wußte, wie sehr sie geliebt wurde, „aber ich kam eigentlich nur, um von Ihnen Abschied zu nehmen."

„Abschied nehmen," fragte Christine Ulrike verwundert?

„Ja, denn morgen reise ich nach Helsingfort, um in die Armee zu treten," entgegnete Oskar, „vielleicht komme ich dann auch auf die Flotte."

„Aber was fällt Ihnen denn ein," sagte das Fräulein ängstlich, „wer wird mir denn Singlektionen ertheilen?"

Ein weniger bescheidener Mensch hätte unfehlbar Ulrikens Bewegung erkannt und den Grund derselben in einem zärtlichen Gefühle für ihn gesucht, aber Nordenskiold dachte nichts derartiges, er bemühte sich nur, seine Ruhe beizubehalten; denn, obwohl das Fräulein stets liebenswürdig und freundlich gegen ihn war, so besorgte er dennoch, daß er, wenn sie seinen eigentlichen Herzenszustand durchblicken sollte, ein Gegenstand ihres Hohnes und Spottes werden könnte. Von dieser Idee, ohne daß er selbst recht wußte, ganz erfüllt, gab er bei seinem neuen Plane, Soldat zu werden, im Hintergrunde sich doch der stillen Hoffnung hin, daß er durch kühne Waffenthaten sich werde emporschwingen und dann mit kühnem Muthe um Christine Ulrikens Neigung sich werde bewerben können.

Er blieb nur kurze Zeit, und bei den wenigen Liedern, die Christine Ulrike sang, blieb er vollkommen Herr seiner selbst; die Hand zitterte ihm nicht und kein Finger glitt daneben. Schülerin und Lehrer schienen heute die Rollen getauscht zu haben.

Oskar war sonst bei den Lehrstunden bewegt, und oft unruhig, das Fräulein ganz unbefangen; heute schien Oskar ruhig, Christine Ulrike aber beklommen, ihre Stimme bebte, und man hätte beinahe glauben können, das Weinen sey ihr näher, als die Lust zum Gesange.

Oskar ging und eilte nach seiner Wohnung, warf die Maske der Ruhe ab und weinte wie ein Kind, denn er verließ jetzt seine Geliebte, um sie vielleicht nie, oder doch nur nach langer Zeit wieder zu sehen.

Christine Ulrike eilte auf ihr Zimmer und weinte ebenfalls, sie wußte nicht warum, oder wollte es sich doch wenigstens nicht gestehen.

Ich bin nicht verliebt in ihn, wahrlich nicht, dachte sie, aber es thut mir leid um ihn, er war ein guter, stiller Mensch.

Jedoch hätte ich geglaubt, daß er mich liebe, ja sogar, daß er mich sehr liebe, das scheint nun wohl nicht zu seyn, weil er bei'm Abschiede so kalt seyn konnte, und das thut mir sehr leid, denn ich freute mich, daß er Antheil an mir nimmt.

So dachte Christine Ulrike und blieb den ganzen Tag über ziemlich traurig und melancholisch. Nur aus blosem Zufall stellte sie sich Abends an das Fenster, um die Vorübergehenden zu sehen, und nur aus reinem Zufall bemerkte sie eine, in einen weiten Mantel gehüllte Gestalt, in welcher sie Nordenskiold erkannte.

Ich bin ihm doch nicht gleichgiltig, rief sie, im Innern jubelnd, als Nordenskiold beinahe eine Stunde stand und auf die Fenster blickte; gewiß er hat mich lieb, wiederholte sie, und als er ging, sagte sie leise: Gute Nacht, Oskar — Glück auf die Reise.

Die Frauen haben in dieser Beziehung weit mehr Takt, als wir Männer, sie unterscheiden es gar bald, ob sie jemand liebt, während es bei einem Manne oft längerer Zeit und vieler Beweise bedarf, ehe er zur Erkenntniß gelangt, daß er ge-

liebt wird, und Christine Ulrike wußte es schon lange, daß sie Oskar so lieb habe; aber Oskar hatte keine Ahnung, daß er dem Fräulein nicht gleichgiltig war, obwohl sie ihm, mit der dem Weibe angeborenen Koketterie, Zeichen ihrer Zuneigung gab.

Aber der schlichte Oskar Nordenskiold und die vornehme Ulrike de Geer, welcher mächtige Unterschied!

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht in den Wolken.

Nach dem Französischen des E. Souvestre
von J. Schäfer.

(Fortsetzung.)

1.

Die Luft, welche von Augenblick zu Augenblick leichter wurde, hatte sich mit köstlichen Wohlgerüchen angefüllt und eine höchst angenehme Frische angenommen. Karoline wendete sich mit freudestrahlendem Gesichte nach ihrem Bruder:

„Was doch diese ganze Umgebung groß, schön und erhaben ist! Sage Michael, fühlst Du nicht so eine gewisse Trunkenheit und bist Du hier nicht viel ruhiger, viel glücklicher, als vor einem Augenblicke noch?"

„Das ist wahr!" entgegnete Ritter; „die plötzliche Erregung dringt mir bis in die Seele und es scheint mir, daß ich über allen menschlichen Sorgen und Unannehmlichkeiten schwebe, wie dieser Ballon über deren Wohnungen. Aber was geht da unten vor und warum versammelt sich die gaffende Menge auf dem Schaugerüste?"

„Man erwartet die Abbrennung des Feuerwerkes!" belehrte der Fremde.

„Hört, das sind wahrscheinlich die ersten Schüsse!" sagte Karoline.

„Warum geht das aber so langsam; man brennt ja einen Schuß nach dem andern ab."

„Ja, sehen Sie nur, die Pfeiler, welche die Hauptstücke stützten, sind zusammengestürzt. Das Schauspiel ist verfehlt."

„Was ist das für ein Lärmen und Toben!?"

„Gott steh' mir bei!" rief Ritter, „man zerschlägt die Ballustraden, welche das Parterre umgeben."

„Das sind Studenten," sagte der Fremde lächelnd, „sie rächen sich an dem Garten für ihre Unzufriedenheit."

„Welches Glück, daß wir uns nicht inmitten dieses Tumultes befinden!" fügte Karoline bei.

„Bist Du jetzt beruhigt, Schwester!" fragte Michael Ritter in zärtlichem Tone.

„Ganz und gar."

„So können wir noch etwas höher steigen!"

Er gab das übereingekommene Zeichen, die Seile wurden gelockert und der Ballon erhob sich von Neuem einige Minuten lang, und dann stand er wieder still.

Den drei Reisenden entwand sich fast gleichzeitig ein Ausruf der Bewunderung und des Staunens.

Unter ihren Füßen breiteten sich, so viel ihr Blick nur zu übersehen vermochte, herrliche Thäler aus, übersäet mit Wäldern, Wiesen, Feldern und Dörfern, deren verschiedene Farben und Situationen interessante Panorama's bildeten.

Der Schwarzwald auf der Württemberger Seite und der Rhein auf der Seite Frankreichs umrahmten dies liebliche Bild in einer beträchtlichen Sehweite, indeß der Neckar am fernen Horizonte sich schlängelte, um sich in noch etwas größerer Entfernung in dichte Nebel zu verlieren.

„Glückliches Land," sagte der Fremde gleichsam zu sich selber, „glückliches Land, in welchem Gott dem Menschen fruchtbare Felder, schiffbare Flüsse und bewaldete Gebirge gegeben hat."

Michael seufzte und fügte dann mit halblauter Stimme hinzu: „Glücklich ja, wenn Gott nicht Platz gelassen hätte zu Prozessen und Verleumdungen!"

Der Fremde sah ihn betroffen an. „Ach, Niemand weiß das besser, als ich, mein Herr!" fügte er hierauf noch hinzu.

„Sind Sie denn auch verdammt, ihr gutes Recht vor Richtern vertheidigen zu müssen?"

„Und noch obendrein mit einem Gegner, der nichts versäumt, um mich ganz auszuziehen!"

„Da drückt Sie der Schuh ja gerade an derselben Stelle, wo er mich auch drückt," entgegnete Michael; „wenn er seinen Prozeß mit mir gewinnt, verliere ich Alles, was ich mir seit langen Jahren mühsam und mit saurem Schweiße erworben habe."

„Und ich Alles, was mir eine angenehme Zukunft verhieß."

„Die Frucht meiner langjährigen mühsamen Arbeit wird einen gierigen Mann bereichern."

„Alle meine Hoffnungen sind zu Nutz' eines Heuchlers zerstört."

„Und doch befürchte ich, daß sich das Gesetz zu seinen Gunsten ausspricht."

„Bei mir triumphirt die Intrigue über das gute Recht...“

„Ach, ich sehe ein,“ rief Michael plötzlich, „daß unsere Lage so ziemlich eine und dieselbe ist. Ach Herr, Sie plaidiren wahrscheinlich auch gegen so einen Christian Hofmann.“

„Christian Hofmann!“ wiederholte der Fremde, „das ist ja mein Name!“

„Der Ihrige.“

„Und mein Gegner heißt Michael Ritter!“

„Ei, das ist ja auch mein Name.“

Die beiden Männer sahen sich einander überrascht an, und nicht ohne Zorn und Rache im Ausdruck ihrer Gesichtszüge erkennen zu lassen. Karoline fuhr vor Schrecken zusammen.

„Steigen wir abwärts, lieber Bruder,“ hub sie an, ihren Bruder am Arm fassend.

Aber dieser hörte sie nicht.

„Was Herr Hofmann so eben von seinem Gegner gesagt hat, ist eine Verleumdung,“ rief er, den Fremden mit blitzenden Augen messend.

„Und was Herr Ritter von dem seinigen gesagt, ist eine Lüge!“ antwortete der gereizte junge Mann.

„In des Himmels Namen, steigen wir doch abwärts,“ nahm jetzt das zitternde junge Mädchen das Wort.

„Es sey,“ entgegnete Michael; „die Auseinandersetzungen sind auch viel leichter auf der Erde.“

„Und ich hoffe, daß sie genugthuend sind,“ fügte Hofmann mit einem vielsagenden Blicke hinzu.

Er hatte inzwischen den Schellenzug in Bewegung gesetzt, und die drei Reisenden erwarteten einen Augenblick in Stillschweigen die Niederfahrt; allein der Ballon blieb unbeweglich. Der junge Mann schellte zum zweiten-, dritten- und vierten Male, jedoch ohne Erfolg.

„Der Wächter mußte uns doch hören,“ murmelte er, indem er die Schelle auf's Neue zog.

„Aber, ach Gott! Es ist ja kein Wächter mehr da!“ rief erschrocken Karoline, welche inzwischen ihren Kopf zum Schiffchen hinausgestreckt hatte.

„Es ist wirklich wahr!“ entgegnete Michael, nachdem auch er hinausgesehen hatte, „diese Emeute, welche immer noch fortdauert, hat ihm wahrscheinlich Furcht eingeflößt. Seht doch die Freudenfeuer, in die die Menge Tische und Bänke wirft.“

„Und diese Anzahl junger Leute, welche die Alleen durchlaufen und die Laternen und dergleichen mehr kleinschlagen.“

„Da sind sie ja auch unter dem Ballon, mein Gott!“

„Was machen sie?“

„Sie schneiden die Seile durch!“

„Was sagen Sie?“

„Sehen Sie selbst!“

Die drei Reisenden sahen nun gleichzeitig aus dem Schiffchen zur Erde hinab, schrieen, winkten und wedelten mit den weißen Taschentüchern, allein vergebens: es war zu spät.

Die Studenten hatten übrigens nur, um der Wahrheit die Ehre zu geben, die den Ballon festhaltenden Seile durchschnitten, wähnend, er sey unbesetzt. Dieser erhob sich nun mit einer unglaublichen Schnelligkeit und verschwand bald darauf in dem Abendnebel.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eine Zuschrift in der „Times“ warnt Photographen vor dem Gebrauche eines gewissen Salzes, des Cyanid oder Potasium, bei ihren Verrichtungen. Es ist ein sehr starkes Gift, das, wenn es durch irgend eine kleine Verletzung an der Hand mit dem Blute in Berührung kommt, den Tod verursachen kann, wie dies nahezu einem Dr. Atherstone in der Kapstadt begegnet wäre.

Cigarren-Verbrauch. Für das Jahr 1858 sind circa 1200 Millionen Stück Cigarren aller Sorten im ganzen Umfange der österreichischen Monarchie zum Verkaufe präliminirt. Wien allein consumirt jährlich bei 54 Millionen Stück Cigarren.

Charade.

Die erste Sylb' ist eine Pflanze
Zur Nahrung für das Schaf, der Schäferin zum Tanze;
Die zweit' und dritte Sylbe neckt
Im Abendschatten als Insekt
Die Schäferin, die sich im Erlenbusch versteckt,
Wo sich das Ganze schnell von Ast zu Aste schwinget
Und laut des Frühlings Ankunft singet.

Auflösung des Palindroms in № 111:
Ehe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 113. Sonntag, 20. September 1857.

Der Emporkömmling.

(Fortsetzung.)

2.

Gustav III. war zu Karlskrona beim Heere, als Nordenskiold dort anlangte.

Der König empfing Jedermann, und Oskar fand leicht Zutritt.

„Was wünschen Sie, mein Freund," sagte Gustav, der neben dem General Toll und Oberst Magerfeldt stand.

„Ich wünsche in Eurer Majestät Dienste zu kommen und möchte als Freiwilliger beim Heere eintreten," entgegnete Oskar ehrerbietig.

„Wie heißen Sie?" fragte der König.

„Oskar Nordenskiold."

„Von Nordenskiold, der Sohn des ehemaligen Kammer-Rathes?"

„Derselbe, Eure Majestät."

„Hatte Ihr Vater Pension oder Vermögen?" fragte Gustav.

„Er bezog eine geringe Pension und hinterließ mir ein kleines Kapital, von dessen Zinsen und dem Gelde, welches ich durch einige Musiklektionen verdiente, lebte ich bis jetzt."

„Ah, — welches Instrument spielen Sie?"

„Pianoforte höchst mittelmäßig, die Flöte besser!"

„Dort liegt eine Flöte," sagte Gustav, „versuchen Sie diese Variationen von Kraus nach der Oper Gustav Wasa."

Oskar war etwas erstaunt, er wollte als Soldat eintreten und mußte zur Probe Flötenvariationen spielen, gleichwohl ergriff er das Instrument und spielte die Variationen zur vollkommenen Zufriedenheit des Königs. Gustav examinirte ihn hierauf über seine weiteren Kenntnisse, und es fand sich, daß Nordenskiold eine sehr gute Erziehung erhalten habe. — „Ist Ihr Entschluß fest, daß Sie Soldat werden wollen?" fragte der König.

„Ja, Eure Majestät, ich will schnell empor kommen."

„Ah so," lachte der König, „nun, Lieutenant Nordenskiold, leben Sie wohl und gehen Sie, Ihrem Obersten Meldung von Ihrem Eintritt in das Regiment Oestergöthland zu machen, die Equipirung werde ich besorgen."

Oskar war außer sich vor Entzücken; er fand nicht Worte, um seine Freude auszudrücken, aber er sank vor dem König auf die Kniee und küßte ihm stumm die Hand, während seine Thränen Gustavs Rechte benetzten.

Bei einem andern Könige, dessen Geist nicht so bekannt oder geachtet war, würde man eine ähnliche Handlung als Lächerlichkeit oder Tollheit angegeben haben, bei Gustav III. schwieg man, man war es gewohnt, denn bei ihm kamen Musiker, Künstler und Dichter vor den Staatsmännern und Kriegern.

Oskar war Offizier und dankte dieses Glück einer Geschicklichkeit, von der er vorher nie etwas erwartet hatte; vielleicht wäre die Laufbahn als Musiker bei weitem geeigneter gewesen, ihn rasch empor zu bringen, als die von ihm gewählte, aber der Würfel war geworfen und Oskar dachte an gar nichts anders als an Krieg und Schlachten, Lorbeeren und Sieg, aber nie an Tod und Wunden.

Acht Tage später begann Oskar seine Dienste, und es war ersichtlich, daß Gustav III. ein Augenmerk auf den jungen Mann hatte, denn er erkundigte sich öfters bei dem Obersten des Regiments, ja, Nordenskiold hatte einige Mal das Glück, vor den König berufen zu werden, um Flöte zu spielen.

Dies ereignete sich kurz vor der Einschiffung des Königs, worauf denn jene Reihe von Seeschlachten folgte, die den kurzen russisch-schwedischen Krieg auszeichnete. Auf Befehl des Königs wurden

mehrere Regimenter Infanterie eingeschifft, auch das Regiment Oestergöthland, bei welchem Nordenskiold Lieutenant war.

Wir lassen unsern Held gegen Wind und Wetter kämpfen und kehren nach Stockholm zu Fräulein Christine Ulrike de Geer zurück.

Am Morgen nach jenem im vorigen Abschnitte beschriebenen Abende waren Ulrikens Augen etwas trübe und geröthet, und ihr Antlitz blässer, als gewöhnlich; ihre Mutter bemerkte es, erhielt aber natürlich eine vollkommen unwahre Antwort. Es fiel etwas auf, daß Christine Ulrike eine Zeit lang schweigsamer und beinahe melancholisch war, aber Niemand ahnte den wahren Grund, und man staunte, als sie plötzlich wie umgewandelt beinahe ihre vorige fröhliche Laune bekam; wir wissen den Grund: Nordenskiold's Ernennung zum Lieutenant stand in der Zeitung. Dieser nachmals berühmte Admiral sagte: jetzt habe ich den Fuß auf der ersten Sprosse der Leiter, und mein ist die Schuld, wenn ich sie nicht ganz erklimme. Nordenskiold hielt auch Wort, aber er vermied es stets, die Geschichte von seinem ersten Avancement zu erzählen, denn es däuchte ihm unwürdig, durch ein Flöten-Solo sein Glück als Soldat zu machen.

Ulrike de Geer und ein anderes Hoffräulein trafen sich eines Abends in der Oper.

„Apropos, Ulrike," fragte das Fräulein eifrig, „wie hieß Ihr Singmeister, der Soldat wurde?"

„Nordenskiold," sagte Ulrike, und ihr Gesicht erröthete, aber die Beleuchtung war so, daß man es nicht bemerkte. „Was ist es mit ihm?"

„Der König hat ihn zum Lieutenant erhoben, weil er Flöten-Variationen von Kraus trefflich vortrug. Ich bitte Dich, so bekommt Schweden seine Krieger, und mit diesen Männern will er Siege über Rußland erringen."

Wenn auch Ulrike gerade keine Freude über den Grund von Oskars Avancement hatte, so freute sie sich doch über das Avancement selbst, und die zuletzt geäußerte politische Meinung ihrer Nachbarin machte sie das Flöten-Solo vergessen. Noch ehe sie aber den Mund zur Vertheidigung des Flöten-Lieutenants öffnen konnte, sprach eine tiefe Stimme: Schwedische Männer kämpfen gleich tapfer, mögen sie auf was immer für eine Art in den Kriegerstand gekommen seyn.

Die beiden Fräulein wandten sich rasch um, General Baron Armfelt, Gustavs III. allmächtiger Günstling, stand hinter ihnen.

„Nicht wahr," rief Ulrike, erfreut über den unverhofften Beistand, „Nordenskiold wird gewiß keinem anderen Manne nachstehen."

„Warum sind gerade Sie für diesen Nordenskiold eingenommen, mein Fräulein?" fragte Armfelt scharf.

„Weil er mein Singmeister war," entgegnete Ulrike und glaubte völlig unbefangen zu scheinen, aber Armfelt beugte sich herab und sagte ihr in's Ohr:

„Genug Verstellung, ich durchschaue Sie, mein Fräulein, und wenn sich der Mensch halbwegs gut benimmt, so soll Sie nach Verlauf eines Jahres nichts mehr hindern, Frau von Nordenskiold zu werden."

Christine Ulrike kam aus der Fassung und erröthete heftig, während Armfelts fixirender Blick auf ihr ruhte.

„Sie irren sich, Baron Armfelt," stotterte Ulrike, „er ist —" „seyen Sie froh, mein Fräulein, daß ich es bin, der Ihr Geheimniß errieth, bei mir ist es wohl aufgehoben." Armfelt wandte sich jetzt weg und sprach mit Jemand andern, so gleichgiltig, als ob er dem Fräulein nur eine Bemerkung über die Oper in's Ohr geflüstert hätte.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht in den Wolken.

(Fortsetzung.)

2.

Unsere drei Reisenden erschöpften sich nun zuerst in unerquicklichem Schreien und hülfebittenden Zeichen der Verzweiflung, als sie jedoch den „Garten zur Hütte" und bald darauf auch den Erdboden aus dem Bereiche ihrer Sehweite entrückt sahen, bemächtigte sich ihrer gewisse, der Verzweiflung entsprossene Ruhe, mehr hervorgerufen durch die anstrengende Ermüdung, als durch ihre Beruhigung.

Alle drei saßen stumm und starr und wehrten nicht mehr das wilde Lustgeschrei der sich unter ihnen befindlichen, frohen Schaar.

Ihre fatale Lage konnte wirklich auch nicht leicht mit einer andern verglichen werden. In den meisten Fällen kann ein Mann die ihm drohenden Gefahren vorauserblicken, sich vorbereiten durch seine Vermuthungen, durch gelesene Beschreibungen u. s. w., jedoch hier war alles unvorhergesehen, so daß man selbst von der eigenen Geistesgegenwart nichts erwarten und noch viel weniger auf fremde Hülfe rechnen konnte. Unsere nunmehr unfreiwilligen Reisenden befanden sich jetzt dem Bereiche der den Menschen möglichen Hülfe

entrückt und verdammt zu dem schwankenden Muthe, mit welchem man den sicheren, indeß ungewiß wann eintretenden Tod erwartet.

Karoline, halb ohnmächtig vor Furcht und Schrecken, schmiegte ihr Gesicht in banger Angst an die Brust ihres, der Verzweiflung anheimgefallenen Bruders, welcher nicht einmal ein Wort zu ihrer Beruhigung und Schmerzenslinderung auszusprechen vermochte.

Christian Hofmann, der am anderen Ende des Schiffchens saß, schien weniger von der Verzweiflung besessen; denn er warf von Zeit zu Zeit einen mitleidigen Blick auf Michael Ritter und seine Schwester. Jedoch das Andenken an ihre Feindschaft und die gegenseitig zugefügten Beleidigungen erfüllte beider Seelen noch zu sehr, als daß sie sich, selbst in dieser gemeinschaftlichen Gefahr, einander zu nähern vermocht hätten.

Mittlerweile stieg der losgeschnittene, den Winden der Nacht preisgegebene Luftballon, seinem guten Glücksstern folgend, den himmlischen Regionen zu, bisweilen in aller Raschheit die Luft durchschneidend, wie eine Nachtigall, welche ihr Nest wieder aufsucht, manchmal über den Gebirgen sich aufhaltend, wie ein Vampyr, der auf seine Beute lauert.

Bisweilen streckte Ritter oder Hofmann seinen Kopf aus dem Schiffchen, aber sie bemerkten nichts, als im Hintergrunde dieser undurchdringlichen Dunkelheit einige flackernde Lichter, die Boten aus einem daselbst liegenden Dörfchen oder Städtchen.

Nach und nach verloren sie selbst diese letzten Spuren der mütterlichen Erde, denn der Ballon stieg in immer höhere Regionen, und die Luft wurde mit jedem Augenblick dünner und zum Athmen untauglicher. Unsere gefahrlaufenden Reisenden fingen schon an, Beklemmungen zu verspüren, ein dumpfer Zusammenstoß einiger Wolken drang an ihr aufmerksam lauschendes Ohr und ein fröstelnder Schmerz durchlief ihren ganzen Körper. Die Luft, welche von Augenblick zu Augenblick immer kälter wurde, bewirkte eine völlige Erstarrung in den schon an sich eingeschlafenen Gliedern.

Karoline, deren Kräfte völlig erschöpft waren, ließ sich zu den Füßen ihres Bruders hingleiten.

„Was machst Du?" rief dieser in Verzweiflung.

„Ich will schlafen!" lispelte das junge Mädchen.

„Erhalte Dich um Gotteswillen wach!" schrie der erschrockene Bruder; „schlafen ist Dein gewisser Tod! Erhebe Dich und suche Dich munter zu erhalten, liebe Karoline, ich bitte Dich bei Allem, was uns heilig ist!"

Das junge Mädchen blieb unbeweglich.

„Karoline!" rief nun Michael verzweiflungsvoll, „ach, mein Gott, sie hört mich nicht mehr, und hier gibt's auch kein einziges Mittel, um sie wieder zu erwärmen."

„Nehmen Sie diesen Mantel!" rief da eine Stimme.

Er erhob den Kopf und gewahrte Hofmann, welcher sich einer Art Pelzmantel entledigte, den er übergezogen hatte.

„Aber Sie selbst?" fragte Ritter voll Verwunderung und gleichzeitiger Rührung.

„Ist es nicht an dem Stärksten zu leiden?" antwortete Christian, indem er seinen Mantel ausbreitete.

Michael half ihm seine Schwester gehörig einhüllen, und bei dieser Gelegenheit begegnete ihm die Hand des jungen Mannes, die er schnell erfaßte und herzlich drückte.

„Was Sie da thun," sagte er zu Christian, „erkauft den Rest, und ich bedauere Reden gegen sie geführt zu haben, welche Sie nur im höchsten Grade beleidigen konnten."

„Bedauere sie nicht," versetzte Hofmann gerührt, „denn ich hatte am Ende nicht weniger Unrecht."

„Seyen wir deßhalb nachsichtig gegen einander, denn ein Jeder von uns wird sich bald vor Gott zu rechtfertigen haben über seine Gefühle und seine Handlungen auf dieser Erde. Legen wir deßhalb, ehe wir vor demselben erscheinen, Haß und Rache bei Seite."

„Ich hasse Sie schon lange nicht mehr, Herr Ritter!" ließ sich Hofmann vernehmen, „hier meine Hand, die Hand eines Freundes."

„Ich nehme sie als solche an," entgegnete er rasch, und fuhr dann fort: „Wir sind Beide betrogen worden; Jeder von uns hat geglaubt, der andere sei ein schlechter Mensch, und nur deßhalb, weil er entgegengesetzte Interessen zu vertheidigen hatte. Wir haben uns gegenseitig verleumdet, weil wir uns nicht gekannt haben. Leider ist dies nur zu oft unter der Menschheit der Fall, ihr Haß entspringt gewöhnlich aus Unwissenheit, oder Neid, oder aus Mißgunst, bisweilen, und nicht selten aus Unverstand. Danken wir Beide der allwaltenden Vorsehung, welche uns zu dieser Stunde vereinigt, um uns vor unserem Schöpfer ohne Haß im Herzen zeigen zu können."

„Ach, ich will hier mit Euch danken, lieber Bruder," rief Karoline, die sich inzwischen wieder erholt und die letzten Worte ihres Bruders mit angehört hatte. „So beten wir denn zusammen, damit Gott uns vergeben möge, wie wir uns unter einander vergeben haben."

Bei diesen Worten entblößten Michael und Christian sich das Haupt und alle drei verrichteten dann ein gemeinschaftliches, inbrünstiges Gebet.

Als sie es eben beendet hatten, bedeckte ein schwacher Lichtschein den Osten und dies war der Anbruch des Tages.

Der Wind, welcher sie bisher den höheren Regionen zugetrieben hatte, schien plötzlich verschwunden zu seyn, und der Ballon fing, anstatt zu steigen, langsam zu fallen an, was wieder einige belebende Hoffnungen in ihrem Herzen Wurzel fassen ließ.

Die Wiedervereinigung hatte übrigens ihren Muth auch wieder bedeutend gehoben, denn isolirt durch gegenseitigen Haß, hatte sich Jeder nur selbst als Tröster und Stütze gehabt, während sie zu dreien waren in Bezug auf Ermuthigung und Unterstützung in dieser gliederlosen, starren Ewigkeit, als welche ihnen dieser Luftaufenthalt erschien.

Die Sonne war nun völlig aufgegangen und nicht ohne einige Freude erkannten unsere Reisenden die heimischen Felder unter sich.

Es war dieser Anblick ein wirkliches Wiederaufleben, denn sie sahen jetzt nicht mehr in diesen Abgrund von Nebel und Dunkelheit, worin sie sich die ganze Nacht befanden. Die Sonne schien, die Erde bestand noch, sie sahen sie unter ihren Füßen mit ihren Bergen, Städten und Flüssen. Da waren ihnen ähnliche Menschen, deren Blicke sie vielleicht in den Wolken erspähten und deren Wünsche sie zu sich herabriefen.

Der Ballon sank noch immer. Endlich konnten sie die Felder, die Häuser, ja sogar die Personen unterscheiden. Plötzlich entfloh Ritter ein Freudenruf; denn er hatte die Stadt L. und etwas weiter am Abhange eines nahe gelegenen Hügels sein Dorf und seine Besitzungen erkannt. Der Wind trug sie nach dieser Seite hin und bald waren sie über den Wiesen angelangt, die, zu seiner Besitzung gehörig, sich an den Hügel anreihten.

Karolina weinte aus Rührung, als sie das Dach ihrer Wohnung, die Gruppen Eichen, unter denen sie gewöhnlich zu sitzen und zu arbeiten pflegte, so wie den sich zwischen Felsen hinschlängelnden kleinen Bach genau wieder zu unterscheiden vermochte.

Auch Michael weinte vor Freude; aber in diesem Augenblick fing der Ballon, von einem leichten Winde begünstigt, wieder zu steigen an.

„Ach, gibt es denn, lieber Gott, gar kein Mittel, wieder herunter zu kommen!“ schluchzte Karolina in ihrer Verzweiflung.

„Es gibt wohl eines, allein ein sehr gefahrvolles,“ antwortete Hofmann.

„Mag es auch seyn, welches es wolle,“ versetzte Ritter lebhaft, „lieber gleich in den Tod, als in dieser schrecklichen Ungewißheit, denken Sie nur an die verflossene Nacht.“

„Am Ende ist es doch nur unser letzter Rettungsanker,“ versetzte der junge Mann nachdenklich, „legen wir denn lieber gleich Hand ans Werk, also in Gottes Namen!“

Vorsichtig erhob er nun den mit sich geführten eisenbeschlagenen Stock und stieß in den Oberkörper des Ballons einige Löcher.

Kaum war das geschehen, so vernahm man einen Seufzer, gleich dem eines lebenden Wesens, und der Ballon fing sich zu krümmen an, wie ein lebendes Geschöpf, das eine Wunde erhalten hat.

Dies war ein schrecklicher Augenblick schauderhafter Ungewißheit!

Der Füllungsstoff entfernte sich nach und nach durch die gemachte Oeffnung und der Ballon begann mit einer entsetzlichen Schnelligkeit zu fallen.

Unsere Reisenden schlossen vor Schrecken und Betäubung die Augen.

Plötzlich vernahmen sie ein langanhaltendes Krachen, von einem heftig erschütternden Stoße begleitet. Der Ballon war von den untern Aesten einer Fichte angehalten worden und das Schiffchen schaukelte nur wenige Fuß über der Erdoberfläche.

(Schluß folgt.)

Charade.

(Viersylbig.)

Wem meine Letzten im Herzen glüh'n,
Muthig sieht er vorüber zieh'n
Alle die Stürme des Lebens;
Selbst der Zweifler mächtige Schaar
Müht sich mit meinem ersten Paar
Jene zu trüben vergebens,
Und das Ganze, wie Luft und Wind,
Schwindet in Nichts, das alberne Kind
Lächerlich eitelen Strebens.

Auflösung der Charade in № 112:

Grasmücke.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 114. Dienstag, 22. September 1857.

Der Emporkömmling.

(Fortsetzung.)

3.

Christine Ulrike de Geer lag auf dem Divan in ihrem Zimmer und bemühte sich, dem Kammermädchen einen Anzug für den nächsten Hofzirkel anzugeben; da öffnete sich die Thüre und General Armfelt trat ein.

„Störe ich Sie," fragte der stolze, aber einnehmende Günstling Gustav III., „so will ich mich entfernen, störe ich Sie nicht, renvoyez votre femme de chambre."

Ulrike that das letztere, und als das Mädchen das Zimmer verlassen hatte, zog Armfelt ein Zeitungsblatt aus der Tasche, setzte sich mit größter Ruhe und entfaltete das Blatt, einen Artikel suchend.

„Die schwedische Flotte ist bei Wiborg von dem Prinzen von Nassau geschlagen worden," sagte er, kalt in seiner Arbeit fortfahrend, „doch ist in diesem Zeitungsartikel etwas enthalten, was Sie interessiren wird.

„Das Schiff, welches den König trug, war von feindlichen Schiffen umringt und hatte ein mörderisches Feuer auszuhalten. Ueber die Hälfte der Bemannung war getödtet oder verwundet, darunter alle Offiziere, mit Ausnahme des Lieutenants Nordenskiold vom Regiment Oestergöthland." Armfelt warf einen durchbohrenden Blick auf das Fräulein. „Dieser junge Mann, obwohl ohne die geringste Kenntniß vom Seewesen, half die Befehle des Königs und des Capitäns Sir William Sidney Smith so eifrig erfüllen, und zeigte sich so klug in seinen Vorkehrungen, daß die Galeere Seraphine bald aus dem Feuer gebracht werden konnte.

„Nordenskiold soll wie ein Löwe gekämpft haben und der König übertrug ihm alsogleich die Capitänsstelle, welche während der Schlacht frei wurde.

„Das Uebrige können Sie selbst lesen," sagte Armfelt, „ich wollte nur sehen, wie stark Ihre Leidenschaft ist, um darnach zu beurtheilen, ob es der Mühe werth sey, den Menschen empor zu bringen."

„Baron Armfelt," sagte Ulrike, „ich weiß wahrlich nicht, soll ich mich für Ihre Versprechungen bedanken, oder soll ich wegen der Freiheit, die Sie sich nehmen, zürnen."

„Thun Sie keines von beiden," meinte Armfelt, „es ist bequemer. Ich gehe morgen zur Armee und will mich etwas um Ihren hübschen Singmeister-Capitän umsehen. Ist er ein Mensch, der verdient, emporgebracht zu werden, so gebe ich Ihnen mein Wort, daß er empor kommen soll; ist er aber ein gewöhnlicher Mensch, der nur einem ungeheuren Glücke seine bisherigen Schritte zu danken hatte, dann schlagen Sie sich ihn aus dem Sinne, denn dann kommt er gewiß nicht mehr weiter. Leben Sie wohl."

Armfelt küßte dem Fräulein die Hand und ging.

Ulrike ließ ihrer Freude freien Lauf, sobald der General die Thüre zugemacht; sie las das Zeitungsblatt zu wiederholten Malen und küßte den Namen Nordenskiold und weinte zum Schlusse aus vollem Herzen. Es geschah hier, wie es so oft im Leben geschieht. Ulrike interessirte sich sehr für Oskar, als er von ihr schied, allein der Arme wäre wahrscheinlich bald vergessen gewesen, hätte ihn das Glück nicht die ersten Stufen so rasch hinansteigen lassen. Das etwas schwärmerische Fräulein sah in ihm einen Helden, einen kühnen unbezwinglichen Mann, und liebte ihn von diesem Augenblicke mit dem ganzen Feuer ihres Herzens. Gleichwohl war diesmal Fortunas Augenmerk auf keinen Unwürdigen gefallen, denn obwohl Oskars

kriegerische Eigenschaften in den ruhigen Friedenszeiten geschlafen hatten und vielleicht ohne den plötzlichen Friedensbruch zwischen Schweden und Rußland immer ungeweckt geblieben wären, so wurden sie doch jetzt durch die sich darbietenden ungewöhnlichen Ereignisse rasch in's Leben gerufen und entfalteten sich herrlich. Wer nach Verlauf weniger Wochen den ehemaligen Singmeister gesehen hätte, würde ihn nicht erkannt haben; er war ganz Soldat und man sah, daß er zum Soldaten geboren war. Gustav III. beobachtete das Benehmen aller seiner Offiziere, und wenn er an irgend einem vorzügliche Eigenschaften bemerkte, ließ er ihn nicht aus den Augen. Nordenskjold hatte Gustav's Aufmerksamkeit erregt, und dieser besaß das Glück, auch schon in der nächsten Zukunft die Erwartungen seines Königs nicht zu täuschen. Der Krieg von 1790 war kurz, aber lange genug für Gustav, um der Welt zu zeigen, daß er auch als Krieger und Feldherr ausgezeichnet sey, denn obwohl die Schlacht bei Wiburg für Schweden verloren ging, so ersetzten doch die nachfolgenden Siege jeden erlittenen Verlust. Nie gab es einen König, der ein so seltsames Gemisch der widersprechendsten Eigenschaften in sich vereinigte und der es so wohl verstand, sich die Liebe seines Volkes zu sichern, und nie stand Schweden auf einer so hohen Stufe des Ansehens vor ganz Europa, als unter Gustav III.

4.

Die schwedische Flotte lag hart an der Küste beim Cap Musalo vor Anker in einem engen Canal zwischen kleinen Inseln. Gustav III. stand mit seinem Admirale Modée und dem englischen Capitän Sir William Sidney Smith auf dem Verdeck der Galeere Seraphine.

In einiger Entfernung befand sich der Infanteriecapitän Nordenskiold, der mit großem Eifer durch ein Fernrohr blickte. Die knappe Uniform stand seiner hohen, schlanken Gestalt vortrefflich, und wenn ihn Christine Ulrike in dem Augenblicke gesehen hätte, wie er mit geröthetem Gesichte durch das Fernrohr blickte, während der Morgenwind mit seinen langen, blonden Locken spielte, unfehlbar wäre ihre geheime Leidenschaft für den Helden ihrer Einbildung und ihres Herzens noch gesteigert worden. Oskar schien bei weitem mehr Zuneigung für den See- als für den Landkrieg zu haben; denn als das Regiment Oestergöthland ausgeschifft wurde, bat Nordenskiold, daß man ihn dem Stabe des Königs zutheilen möge, damit er das Schiff nicht verlassen dürfe. Gustav hatte dieses erfahren, und es ist wahrscheinlich, daß er da den Entschluß faßte, Nordenskiold in die Marine zu übersetzen, ein Vorsatz, der unstreitig der zweite Schritt zu Oskars schnellem Emporkommen war.

„Was meinen Sie," sagte der König zu dem Admiral Modée, „warum Nordenskiold so eifrig nach jener Gegend blickt? Sollten die Russen im Anzuge seyn?"

„Der Mann taugt besser zu einem Seemanne und auf das Quarterdeck eines Schiffes, als auf den Exercierplatz," sagte der schlichte Seemann, „und ich wollte zehn gegen eines wetten, daß keiner meiner jungen Offiziere denkt, die Russen können nahen, während dieser junge Flötist wachsam wie Argus ist."

„Nennt ihn nicht den Flötisten, Modée," sagte Gustav lächelnd, „er hat uns allen gezeigt, daß er den Russen eine sehr mißtönende Musik mit seinem — Hurrah Gustav für immer! — machen kann, aber wenn Ihr glaubt, daß er gut zum Seemann taugt, so wollen wir ihn Euch überlassen. Er soll Euer Adjutant werden."

„Hauptmann Nordenskiold!" rief der König.

Im Augenblick war Oskar vor dem Könige und blickte ihn ehrerbietig, aber fest in's Auge.

„Admiral Modée braucht einen Adjutanten; wenn Sie nicht ungerne auf dem Schiffe bleiben, um theilweise See-Offizierdienste zu thun, so ernenne ich Sie augenblicklich dazu."

„Eure Majestät machen mich unendlich glücklich, um so mehr, da ich bei weitem mehr Sympathie für die See, als für das Land fühle."

„Bravo! Betrachten Sie sich jetzt als See-Offizier und gehen Sie wieder auf Ihre Lauer, denn ich hege starken Verdacht, daß Sie in der Richtung dort bald etwas Interessantes erblicken werden."

„Ich habe es schon erblickt, Majestät, die russische Flotte ist mit vollen Segeln im Anzuge."

„Potzwetter, warum sagten Sie das nicht früher," rief der König. „Herr Admiral, auf Ihren Posten, und Sie, Capitän, geben Signal zum Anker lichten."

Gustav wandte sich dann zu einem kleinen, schwarzlockigen Manne, dessen ausdrucksvolle Gesichtszüge und lebhaftes Benehmen einen regen, schöpferischen Geist beurkundeten. Der Mann war noch jung, vielleicht zwei- bis dreiundzwanzig Jahre alt, aber die Ruhe und Sicherheit, mit der er dem Könige seine Meinung über die stattzuhabende Bewegung der Flotte sagte, zeigte, daß er bereits viele Erfahrungen und Kenntnisse ge-

sammelt habe. Es war der englische Flottencapitän Sir William Sidney Smith, nachmals der ritterlichste und kühnste Seemann seiner Zeit.

„Es wäre nicht übel, wenn uns die Russen in dem Canal auf den Hals kämen,„ meinte Sir Sidney, „sie könnten in dem Fall ihre Ueberzahl nicht gebrauchen, weil sie nicht Raum haben, sich auszubreiten, und wenn auch einige Schiffe den Weg in das Labyrinth finden, so finden sie ihn doch nicht zurück.

„Was sagen Majestät dazu, die Orlogsschiffe vorzusenden, und so die Einfahrt in den Canal zu bestreiten."

„Vollkommen gut, Capitän," sagte der König, der sich mehr auf die seemännischen Kenntnisse seines Gefährten, als auf sein theoretisch Erlerntes verließ. „Capitän Nordenskiold, geben Sie Signal, die Orlogsschiffe vorrücken zu lassen." Der Befehl wurde augenblicklich erfüllt und der Engländer wendete sich mit ironischer Ruhe zum Könige und sagte: „Wollen Majestät den Posten rückwärts der Flotte behalten, oder an die Spitze der Schlachtlinie steuern, wie es unsere Admirale zu halten pflegen."

„Sir William," sagte der König lachend, „dies ist eine naive Frage, ich müßte entweder ein Dummkopf seyn, und Eure Ironie und den verstellten Wunsch an die Spitze zu kommen, nicht einsehen, oder ein Hasenfuß, der sich vor Pulverdampf fürchtet. Vorwärts mit der Seraphine, laßt ihr einige Segel mehr ansetzen, nehmt den ersten Platz in der Schlachtlinie ein, Capitän Ehrenswärd," rief Gustav dem Commandanten der Seraphine zu und das edle Schiff brach sich durch die Wogen Bahn.

(Fortsetzung folgt.)

Eine Nacht in den Wolken.

(Schluß.)

3.

Als sich der nämliche Tag zu neigen begann, sahen Hofmann und Ritter vereint aus dem Fenster eines am mehrerwähnten Hügel neuerbauten Hauses. Es war Michaels Eigenthum, in das er seinen Gefährten gleich nach ihrer gemeinschaftlichen Befreiung geführt hatte. Anfangs dachten sie nur daran, sich nun gemeinschaftlich über die glückliche Rettung zu freuen, aber da stellten sich bei Ritter bald wieder die Sorgen für sein Interesse ein. Gegen die Holzballustrade gelehnt, welche einen Balkon ersetzen sollte, blieb er einige Zeit ruhig und in sich gekehrt, ohne auch nur ein Wort zu sprechen, als Christian, dem die auf der ihn umgebenden Landschaft schweifenden Blicke seines Nachbars nicht entgingen, mit einem gewissen Mitleiden fragte:

„Bis wohin erstrecken sich ihre Besitzungen, mein lieber Herr Ritter?"

Dieser erzitterte, denn er glaubte aus dieser Frage die geheimen Gedanken seines Gastes herausgefunden zu haben.

„Aha! Sie wünschen den Strich Land kennen zu lernen, welchen Ihnen der Ausgang Ihres Prozesses verbürgt," versetzte Ritter mit Bitterkeit.

„Bei meiner Ehre," entgegnete Hofmann etwas verblüfft, „hieran habe ich nicht gedacht."

„Sie müssen sich deßhalb nicht erzürnen," beschwichtigte nun wieder Ritter, „Jeder hat Vertrauen auf sein Recht. Ich werde Ihnen die Grenzen meiner Besitzung zeigen."

Und er fing sogleich an, ihm nach einander die Wälder, Felder und Wiesen, welche dieselbe in sich begriff, zu bezeichnen.

„Wie mir's scheint, ist diese Besitzung auf das Vorzüglichste bebaut und gepflegt?" bemerkte Hofmann.

„Ich habe auch," beantwortete der Pächter, „alle meine Zeit und Intelligenz darauf verwendet, ich hatte sogar mir vorgenommen, noch weitere Verbesserungen anzubringen, allein, wer weiß, wie lange ich jetzt noch hier zu verweilen habe? Vielleicht ist diese Besitzung in diesem Augenblick nicht mehr die meinige!"

Da trat Karolina ein, mit einem Briefe in der Hand, worauf der Poststempel M. figurirte.

„Ist dieser Brief von Herrn Litoff?" rief Michael erbleichend.

„Von ihm!" bedeutete Karoline.

„Nun dann ist's das Urtheil! Laß mich sehen!...."

Er streckte die zitternde Hand aus, um den Brief in Empfang zu nehmen, aber Karolina erfaßte diese Hand, drückte sie herzlich und mit einem bescheidenen Blicke sich zu Hofmann wendend, sagte sie:

„Mag kommen, was da will, vergessen Sie nicht, daß Sie dem gegenseitigen Haß entsagt haben...."

„Den Brief! Gib mir den Brief!" unterbrach sie Michael gereizt.

Karolina machte einen Schritt rückwärts.

„Versprechen Sie mir zuerst," rief sie, an Beide sich wendend, „daß Sie sich der Entscheidung dieses Urtheils ohne Murren und ohne irgend welche Rache nehmen zu wollen, unterziehen." Und mit dem Finger nach dem Hügel deutend, woselbst an einem Fichtenaste noch die Reste des zerrissenen Ballons hingen, fügte sie bei:

„Erinnern Sie sich der vergangenen Nacht!"

Ritter und Hofmann betrachteten sich. Eine gewisse Zurückhaltung hatte sich bei Beiden eingestellt und bemerkbar gemacht; doch plötzlich reichten sie sich die Hand.

„Ja," sprach endlich Michael, nach Beendigung eines merklichen Kampfes mit sich selbst, „ja, es soll nicht die Gefahr allein unsere Herzen zur Verzeihung geneigt gemacht und gereift haben; gerettet durch Gottes Güte, wollen wir ihm nun auch unsere Dankbarkeit durch Unterwerfung beweisen. Wir haben unsere Feindschaft da oben gelassen und lassen nun auch nicht wieder Raum zum Aufsprießen eines neuen ähnlichen Unkrautes. Was dieser Brief auch enthalten mag, ich versichere hiermit, daß ich es mit Ruhe und Gelassenheit hinnehme!"

„Und ich segne ihn, mir einen Freund geschenkt zu haben," fügte Christian Hofmann hinzu, „und sollte er mir auch die schönsten Hoffnungen meines Lebens in Trümmer legen!"

Karolina gab sodann den Brief ihrem Bruder, der ihn mit fester Hand erbrach, mit einem geübten Auge überblickte und dann leicht erblaßte.

„Sie sind in Ihrem Eigenthum, Herr Hofmann," sagte er sodann zu demselben gewendet, jedoch nicht ohne einiges Zittern in der Stimme.

„Die Richter haben demnach zu meinen Gunsten entschieden!" rief dieser mit freudestrahlendem Gesichte.

„Hier lesen Sie selbst das Urtheil."

Christian erfaßte das Papier, welches ihm Michael hinhielt.

„Von nun an besitzen Sie das, was ehedem Ihrem Vetter gehörte!" fügte der Pächter hinzu....

„Eine Besitzung ist nicht so viel werth, als das Glück, einen wahren Freund zu besitzen!" unterbrach ihn Hofmann und zerriß das Urtheil.

Ritter sah ihn erstaunt an und Karolina faltete die Hände.

„Ja," nahm der junge Mann das Wort, „ich bin zu Ihnen als Gast und Freund gekommen, ich bleibe nicht als Feind. Derjenige, welcher mich mit so viel Freundschaft und Freigebigkeit aufgenommen, soll selbst einen Arbiträr wählen, der unser Recht taxirt und entscheidet."

„Ja," rief Ritter erheitert, „wen könnte ich dazu wählen?"

Hofmann sandte Karoline einen liebevollen und zärtlichen Blick, die es bemerkte und die Augen niederschlug; dann ergriff er die Hand des Pächters, indem er versetzte:

„Sie hat unsere Freundschaft bewerkstelligt, überlassen wir auch ihr das Schiedsrichteramt über unsere Theilung."

„Und wie das?" fragte Ritter.

„Sie kann uns aus Freunden zu Brüdern machen!"

Michael Ritter sah lächelnd zu Karolina hinüber, als wollte er sie durch seinen Blick ausfragen, das junge Mädchen aber warf sich verwirrt an die Brust ihres Bruders und reichte Christian Hofmann ihre Hand dar.

Gemeinnütziges.

*Zwetschen mittelst Dampf zu dörren. Man nimmt einen großen eisernen Hafen, in den man eine Seihe, mit Zwetschen gefüllt, auf drei Steinchen stellen kann, und schüttet höchstens einen halben Schoppen Wasser in denselben; ist dies geschehen, so wird der Deckel, der passend seyn muß, auf den Hafen gethan und die Zwetschen so lange gekocht, bis sie weich sind, dann werden dieselben auf Horten gelegt und getrocknet.

Zwetschen auf diese Methode gedörrt kochen sich schnell weich, und nimmt man reife, sind dieselben auch sehr gut. Diese einfache und sicher gute Dörr-Methode ist eigentlich dem Erfinder der Dampfnudeln zu verdanken, weil es fast dasselbe Verfahren ist.

Charade.

Mein Erstes irrt, verwirrt und trügt,
Mein Zweites, weder leer noch schwer,
Trifft, überrascht, belehrt, vergnügt;
Allein du bist, und bist nicht mehr,
Wenn ach! mein Ganzes dich besiegt.

Auflösung der viersylbigen Charade in No. 113:
Aberglaube.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 115. Freitag, 25. September 1857.

Der Emporkömmling.

(Fortsetzung.)

4.

Es begann jetzt die allgemein bekannte Seeschlacht am 9. Juli 1790, in welcher Gustav III. glänzend siegte. Seeschlachten sind einander so ähnlich, daß man sich ein Bild von allen entwerfen kann, wenn man die Beschreibung einer einzigen gelesen hat. Nur die Zahl der Schiffe, die Schlachtordnung, und geschieht die Schlacht nächst einer Küste, die Stellung des Landes, ist verschieden. Bei jeder Seeschlacht geht es mörderisch her, und es bleibt uns daher wenig von der Schlacht am 9. Juli zu erzählen übrig.

Die Russen segelten gegen die Einfahrt des Kanals und wurden von den schwedischen Orlogsschiffen mit großer Heftigkeit beschossen, aber die ganze Kälte des Nordens schien sich diesmal in das Blut der Kämpfenden gemischt zu haben, denn mit derselben Kaltblütigkeit, mit der die Russen angriffen, wurden sie von den Schweden empfangen. Gustav III. selbst kämpfte an der Spitze der Flotte, die Seraphine wurde zum Wrack geschossen, und der König verließ die Fregatte in einem Boote und begab sich an Bord des Linienschiffes „Kikel Stander.“ Die Seraphine sank bald in die schaurige Tiefe der Fluthen, nachdem der letzte Mann ihre Flanken verlassen hatte.

„Dort liegt eine russische Brigg,“ sagte Sir Sidney Smith, „man sollte sie nehmen, wenn Eure Majestät einen Offizier besitzt, der sich getraut, das Schiff zu nehmen.“

„Mein junger Flötist,“ rief der König, „es ist zwar ein Dienst für einen Seeoffizier, aber er wird so in die Marine übersetzt und ich will, daß er sich auszeichnet; Armfelt hat mir sogar über ihn geschrieben.“

„Capitän Nordenskiold, nehmen Sie drei Boote und sechzig Mann und erobern Sie die russische Brigg dort; wenn es geschehen ist, bringen Sie sie in's Feuer.“

Ohne ein Wort zu erwidern, verbeugte sich der junge Capitän, ließ die Boote bemannen und nahm noch einen Steuermann mit, der die Bewegung der Brigg leiten sollte, wenn sie erobert war. Hat ein Mann den festen Vorsatz, daß eine Unternehmung gelingen soll, so wird sie selten mißlingen; wer aber mit Zagen an den möglichen üblen Ausgang eines Unternehmens denkt, wird nichts Großes ausrichten. Nordenskiold dachte gar nicht daran, daß er die Brigg vielleicht nicht nehmen könne, sondern steuerte hin, griff das Schiff rasch an, enterte unter dem Hurrahgeschrei der schwedischen Matrosen und zehn Minuten später, wehte die schwedische Orlogsflagge auf dem Mastbaume der eroberten Brigg.

Die englische Admiralität würde von der Wegnahme der Brigg keine weitere Notiz genommen haben und namentlich in den letzten englisch-französischen Seekriegen kamen derlei Ereignisse so häufig vor, daß man sie als gar nichts Besonderes betrachtete; aber Nordenskiold hatte zwei wichtige Umstände für sich; er kämpfte unter den Augen Gustav's III. und nahm die Brigg unter dem Feuer der zwei kämpfenden Flotten. Ueberdieß gefiel sich Gustav zuweilen sehr in theatralischen Scenen, ja ein sehr geistreicher Geschichtsschreiber nennt Gustav's Leben eine Kette von theatralischen Vorstellungen, deren Herold stets er war.

Nordenskiold betrat das Verdeck des „Gustav Wasa“ mit vom Pulverdampf geschwärztem und blutigem Antlitz, zerrissener Uniform und verbundener Hand. Gustav III. hatte den ganzen Hergang mit angesehen, denn er verließ während der Schlacht nicht einen Moment das Verdeck. Nordenskiold schritt auf ihn zu und überreichte ihm

mit gebeugtem Knie den Degen des russischen Capitäns, der von seiner Hand gefallen war. Der König nahm ihn mit dem ihm eigenen Anstande, und sagte: „Stehen Sie auf, Major Nordenskiold, und treten Sie näher."

Zugleich löste er das Kreuz des Thurm- und Schwertordens von seiner Brust und heftete es an Nordenskiold's Brust.

Aehnliche Scenen mögen sich oft im Laufe einer bewegten Zeit ereignet haben und werden vielleicht noch manchmal vorkommen, allein sicher niemals war der damit Betheiligte so ergriffen und unter der Last der Ehren, mit welchen ihn der König überhäufte, beinahe darnieder gedrückt, als der bescheidene Nordenskiold. Er fühlte, daß er nichts mehr als seine Pflicht gethan habe und der König belohnte ihn so übermäßig, ja zog ihn, so zu sagen, mit Sturmeseile empor, denn in der nur kurzen Zeit von fünf Monaten hatte sich der arme Musikmeister in einen Major und Thurm- und Schwertordensritter verwandelt.

Gustav betrachtete mit vergnügtem Gesichte den jungen Mann und befahl ihm dann freundlich, seine Wunden verbinden zu lassen.

„Majestät," sagte Sir Sidney Smith mit seiner gewöhnlichen lakonischen Sprachweise, „Sie werden dem jungen Mann den Kopf verdrehen und ihn zu Allem untauglich machen; wenn das so fortgeht, ist er über's Jahr Großadmiral von Schweden."

„Und hat er es nicht verdient," fragte Gustav, der es nicht liebte, Widerspruch zu hören.

„In England wäre er noch Cadett," entgegnete Sir Sidney, „und ich selbst, der ich eine unglaublich schnelle Carriere machte, bin nichts gegen diesen Menschen."

„Dafür müssen aber auch Eure Admirale Methusalems Alter erreichen, wenn sie zum Ziele gelangen wollen," sagte der König „und sind meistens schon steif und zu alt, wenn ihnen diese Rangstufe nach vieljähriger und ausgezeichneter Dienstleistung zu Theil wird und kaum mehr tauglich zu einem so angestrengten Leben. Ich habe junge Admirale in der Flotte."

„Und darum sind Eure Majestät genöthigt, in Kriegszeiten ausländische Offiziere in Ihre Dienste zu nehmen, weil die jungen Admirale nicht einmal eine Lustjacht, geschweige eine Flotte zu commandiren im Stande sind," sprach Sir Sidney etwas gereizt.

„Jetzt habt Ihr's mir tüchtig gegeben, Capitän" sagte Gustav gutmüthig lachend, „aber Ihr sollt Euch sicher überzeugen, der Mann macht mir keine Schande."

„Das glaub' ich selbst nicht," meinte der Engländer, „denn der Ton, mit dem er sein Hurrah rief und die Art, wie er angriff, gefiel mir und ich möchte fast gestehen, dieser junge Mann focht wie ein Engländer."

Der König war höchst belustigt über Sir Sidney's grenzenlosen Nationalstolz, aber er sah sich genöthigt, seine und seines Begleiters Aufmerksamkeit auf die Bewegung der Flotte zu leiten. So war Gustav zwar oft leichtsinnig bis zum Uebermaß und jeder Gefahr vergessend, aber dieser außerordentliche Mann zeigte in dem kurzen heftigen Kriege, welcher während seiner Regierung gekämpft ward, klar und kräftig, daß er unter andern Umständen ein eben so großer Feldherr geworden wäre, als er jetzt Dichter und Kunstkenner war. Die Flotten befanden sich noch im Feuer und der König mußte seine ganze Aufmerksamkeit auf die Bewegung derselben verwenden. Sir Sidney Smith leistete ihm treffliche Dienste und der Tag ist als einer der glänzendsten in der Geschichte der schwedischen Marine bekannt. Die Russen wurden besiegt und ihnen eine größere Zahl Schiffe genommen, als sie im Laufe des Krieges erobert hatten. Gustav III. war Sieger.

(Fortsetzung folgt.)

Die prophetischen Porträts.

Von N. Hawthorne, übersetzt von A. G.

„Dieser Maler!" rief Walter Ludlow mit Erregung. „Nicht allein ist er ausgezeichnet in seiner eigentlichen Kunst, sondern er besitzt auch einen umfassenden Schatz an jedem andern gelehrten Wissen. Er spricht hebräisch mit Doctor Mather und gibt Doctor Boylston Vorlesungen über Anatomie. Mit einem Wort: er kann sich in jedem besondern Fache mit den bestunterrichteten Männern unter uns messen. Ueberdies ist er ein vollendeter Gentleman — ein Weltbürger — ja, ein ächter Kosmopolit; denn er kann wie ein Eingeborner von jedem Klima und Lande des Erdballs reden, unsere eigenen Wälder ausgenommen, wohin zu gehen er im Begriffe ist. Aber dies ist noch nicht Alles, was ich an ihm bewundere."

„Wirklich!" sagte Elinor, welche mit weiblicher Theilnahme der Beschreibung eines solchen Mannes zugehört hatte. „Dennoch ist schon dies bewunderungswürdig genug."

„Gewiß ist es," erwiederte ihr Verlobter, „aber immerhin weit weniger, als seine natürliche Gabe, sich so sehr jeder Art von Charakter anzufügen, daß alle Männer — und auch alle

Frauen, Elinor — ihr eigenes Spiegelbild in diesem merkwürdigen Künstler finden. Das größte Wunder aber ist noch nicht erzählt."

„Nun," sagte Elinor lachend, „wenn er noch mehr wunderbare Eigenschaften besitzt, als die genannten, so ist Boston ein gefährlicher Aufenthalt für den armen Mann. Sprichst Du von einem Maler oder einem Hexenmeister?"

„In Wahrheit," antwortete er, „diese Frage könnte in ernsterem Sinne gethan werden, als Du vermuthest. Man sagt, er male nicht allein des Menschen Gesichtszüge, sondern zugleich Herz und Sinn desselben. Er erfaßt die geheimsten Empfindungen und Leidenschaften und wirft sie auf die Leinwand, wie Sonnenschein — oder vielleicht, in den Bildern von Menschen mit dunkler Seele, wie einen Schimmer höllischen Feuers. Es ist eine entsetzensvolle Gabe," fügte Walter hinzu, indem der Enthusiasmus in seiner Stimme sich dämpfte; „ich werde mich fast fürchten, ihm zu sitzen."

„Walter, sprichst Du im Ernst?" rief Elinor aus.

„Um's Himmels willen, theuerste Elinor, laß ihn nicht den Blick malen, den Du jetzt zeigst," sagte ihr Geliebter, lächelnd aber doch bestürzt. „Da! er verliert sich jetzt, aber als Du sprachst, schienst Du zu Tode erschreckt und tieftraurig dabei. Woran dachtest Du?"

„Nichts, nichts," antwortete hastig Elinor. „Du malst mein Gesicht mit Deinen eigenen Phantasien. Komm' morgen mich abzuholen und dann wollen wir diesen wunderbaren Künstler besuchen."

Als aber der junge Mann sich entfernt hatte, war unläugbar ein bemerkenswerther Ausdruck wiederum auf dem schönen und jugendlichen Antlitz seiner Geliebten sichtbar. Es war ein trauriger und ängstlicher Blick, wenig in Uebereinstimmung mit den Gefühlen eines Mädchens nahe ihrer Verheirathung. Dennoch war Walter Ludlow der Erwählte ihres Herzens.

„Ein Blick!" sagte Elinor zu sich selbst. „Wenn er ausdrückte, was ich zuweilen fühle, kein Wunder dann, daß er ihn erschreckte. Ich weiß aus eigener Erfahrung, wie entsetzlich ein Blick seyn kann. Aber es war Alles nur Einbildung. Ich dachte damals nichts dabei — ich sah seitdem nichts mehr davon — ich träumte es nur."

Und sie beschäftigte sich mit der Stickerei einer Halskrause, in welcher sie gedachte sich malen zu lassen.

Der Maler, von welchem die Rede war, zählte nicht zu den einheimischen Künstlern, welche, selbst in einer spätern Zeit, von den Indianern ihre Farben borgten und ihre Pinsel aus dem Pelz wilder Thiere verfertigten. Vielleicht, hätte er sein Leben zurückrufen und sein Schicksal im Voraus bestimmen können, würde er gewählt haben, zu dieser Schule ohne Meister zu gehören, in der Hoffnung, wenigstens originell zu werden, da keine Kunstwerke nachzuahmen und keine Regeln zu befolgen waren. Aber er war in Europa geboren und erzogen. Die Leute sagten, daß er die Größe und Schönheit des Gedankens und jeden Strich von Meisterhand in den berühmtesten Gemälden, in Kabineten und Gallerien wie auf Kirchenwänden, studirt hatte, bis nichts mehr übrig blieb, woran sein mächtiger Geist sich lehnen konnte. Die Kunst vermochte ihren Lehren nichts hinzuzufügen, von der Natur allein war es noch zu hoffen. Dennoch begab er sich in eine Welt, welche Keiner seiner Kunstgenossen vor ihm besucht hatte; er wollte dort sein Auge an Bildern ergötzen, die edel und malerisch und dennoch nie auf die Leinwand übertragen waren. Amerika war zu arm, um einem Künstler von Bedeutung andere Lockungen zu bieten, obwohl bei des Malers Ankunft viele der höher gestellten Kolonisten den Wunsch äußerten, mit Hilfe seiner Geschicklichkeit ihre Züge der Nachwelt überliefern zu können. Sobald solche Anerbietungen ihm gemacht wurden, heftete er seine durchdringenden Augen auf den Besucher und schien ihn durch und durch blicken zu wollen. Sah er dann nur ein glattes, behäbiges Gesicht, so lehnte er, rücksichtslos für den goldverbrämten Rock, das Gemälde zu zieren und die goldenen Guineen, es zu bezahlen, höflich Aufgabe und Belohnung ab. Trug das Antlitz aber den Stempel von etwas Ungewöhnlichem, in Gedanken, Empfindung oder Erfahrung; begegnete er einem Bettler auf der Straße mit weißem Bart und gefurchter Stirn, oder einem Kinde, aufblickend und lächelnd, so liebte er, auf Solche all die Kunst zu erschöpfen, die er dem Reichthum versagt hatte.

Da Kunst in der Malerei in den Kolonien etwas so Seltenes war, so wurde der Maler natürlich ein Gegenstand allgemeiner Neugierde. Konnten auch Wenige oder Niemand das technische Verdienst seiner Werke würdigen, so gab es doch Punkte, bei welchen die Meinung der Menge ebenso schätzbar war, als das verfeinerte Urtheil der Kenner. Er beobachtete den Eindruck, den jedes Gemälde auf solche ungeschulte Beschauer ausübte und zog Nutzen aus ihren Bemerkungen, während diese ebenso wenig gedacht haben würden, die Natur zu belehren, als Den, welcher mit ihr

zu wetteifern schien. Es muß indeß eingestanden werden, daß ihre Bewunderung stark mit den Vorurtheilen des Zeitalters und Landes gefärbt war. Einige erachteten es eine Beleidigung gegen die Religion und sogar eine anmaßende Nachahmung des Schöpfers, solche lebendige Abbilder seiner Schöpfungen hervorzubringen. Andere, erschreckt über die Kunst, welche nach Belieben Fantasiegebilde entstehen lassen und die Gestalt der Todten unter den Lebenden erhalten konnte, waren geneigt, den Maler als einen Zauberer zu betrachten, oder als den berüchtigten „schwarzen Mann" aus alten Hexenzeiten, welcher in neuer Form Unheil brütete. Diese Ideen waren mehr als zur Hälfte vom Pöbel geglaubt. Sogar in höhern Kreisen erregte sein Name eine unbestimmte, ängstliche Scheu, welche theilweise wie Rauchwolken dem Volksaberglauben entstieg, aber hauptsächlich in den verschiedenen Wissenschaften und Talenten ihren Grund hatte, die er seiner Kunst dienstbar machte.

Walter Ludlow und Elinor, im Begriff sich zu verbinden, wünschten eifrig ihre Porträts zu erhalten, welche, wie sie denken mochten, die Ersten einer Reihe von Familienbildnissen seyn würden. Den Tag nach der mitgetheilten Unterredung besuchten sie des Malers Atelier. Ein Diener führte sie in ein Gemach, worin, obwohl der Künstler selbst nicht sichtbar war, sich Personen befanden, die sie kaum unterlassen konnten, mit Achtung zu grüßen. Sie wußten in der That, daß es blos Gemälde waren; dennoch schien es ihnen unmöglich, den Begriff von Leben und Geist von diesen entsprechenden Aehnlichkeiten zu trennen. Mehrere der Portraits waren ihnen bekannt, entweder als ausgezeichnete Persönlichkeiten des Tages, oder als nähere Bekannte. Da war Governor Burnelt, aussehend als wenn er gerade eine pflichtwidrige Mittheilung vom Hause der Repräsentanten erhalten habe und eine äußerst scharfe Antwort entwürfe. Mr. Cooke hing neben dem Oberhaupte, dem er opponirte, hartnäckig und puritanisch, wie es einem Wortführer geziemt. Die bejahrte Gattin von Sir William Printer blickte von der Wand, in Halskrause und Reifrock, eine gebieterische Dame, nicht unverdächtig der Hexerei. John Winslow, damals ein sehr junger Mann, trug den Ausdruck des kriegerischen Unternehmungsgeistes, der ihn lang nachher zu einem ausgezeichneten General machte. Ihre persönlichen Freunde erkannten sie auf den ersten Blick. In den meisten der Bilder waren der ganze Sinn und Charakter in den Gesichtszügen blosgelegt und in einen einzigen Blick zusammengefaßt; so daß, parodox gesprochen, die Originale sich selbst kaum so ähnlich sahen, als diese treffenden Porträts.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ueber das Bändigen der Pferde bringt die „Landw. Dorfz." folgende Mittheilung: „Sonst wußte man die unbändigsten Rosse gehorsam zu machen. Das Pferd wurde in seinem Stande verkehrt angebunden, mit dem Schweife nach der Raufe zu und achtundvierzig Stunden lang bekam es weder Futter, noch durfte es sich legen. Leute, die einander ablösten, standen an seinem Kopfe und neckten es, sobald es schlafen zu wollen schien. Nach achtundvierzig Stunden solcher Behandlung ließ es Alles mit sich machen. Ein anderes, viel vernünftigeres Verfahren, das etwas Wunderbares hat, ist einfacher und von den Indianern in den großen Prairien entlehnt. Sobald dort ein Eingeborner ein wildes Pferd gefangen hat, hält er ihm vor allen Dingen die Augen zu und athmet ihm in die Nüstern. Von diesem Augenblicke an kann es für gezähmt angesehen werden. Dieses Verfahren ist durch den bekannten Reisenden Catlin bekannt gemacht und in England vielfach versucht worden, stets mit dem wunderbarsten Erfolge. Nur wenn man dem Thiere in die Nüstern bläst, bleibt das Verfahren wirkungslos; man muß hinein athmen. Es scheint dies dem Pferde ein eigenthümliches Behagen zu erregen, denn manche so behandelten Thiere strecken, nach dem ersten Versuche verlangend, selbst die Nüstern empor.

Räthsel.

Man setzt die Wörter est ille und se,
Daß jedes gehörig der Ordnung nach steh';
So sind auch zwei Wörter im Deutschen entstanden
Bei deren Bedeutung die Schiffer gern landen.

Auflösung der Charade in № 114:

Wahnwitz.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.



Mannigfaltiges.

—

as Bändigen der Pferde bringt d
Torf." folgende Mittheilung: „Earl
die unbändigsten Rosse gehorsam z
as Pferd wurde in seinem Stande a
bunden, mit dem Schweife nach d
und achtundvierzig Stunden lang kein
utter, noch durfte es sich legen. Zwei
r ablösten, standen an seinem Kopf
es, sobald es schlafen zu wollen schien.
undvierzig Stunden solcher Behandlung
es mit sich machen. Ein anderes, vi
res Verfahren, das etwas Wunderbares
nfacher und von den Indianern in de
airien entlehnt. Sobald dort ein Ein
n wildes Pferd gefangen hat, ...
llen Dingen die Augen zu und ...



// Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 117. Dienstag, 29. September 1857.

Der Emporkömmling.

(Schluß.)

Nordenskiold war ein feingebildeter Mensch und wenn er auch vorhin seiner dürftigen Lage wegen keinen solchen Zirkel besuchte, in welchem sich seine Bildung geltend machen konnte, so fühlte er sich doch doppelt glücklich und erkannte den Werth dessen, was er gelernt hatte. Die Zeit verstrich windesschnell, am nächsten Morgen schon sollte er zur Flotte zurückkehren, er mußte daher die Zeit klug benutzen, denn es war möglich, daß er das ihm theure Wesen nach Monden, vielleicht nach Jahren nicht wieder sehen würde. Nordenskiold tanzte mit der Prinzessin Sophie, er tanzte mit der Gräfin Cederström und er tanzte mit Fräulein de Geer, das war ihm mehr werth, als alles Uebrige.

Der Umstand, daß er von einer alt=adeligen geachteten Familie abstammte, kam ihm sehr zu statten, denn die jungen Cavaliere wären dem parvenu, wie man ihn allgemein nannte, zuverlässig höchst hochmüthig begegnet. So fand er allgemein eine gute Aufnahme. Nordenskiold's klarer Geist gab ihm einen richtigen Takt im Benehmen, daß er gegen Niemanden einen Verstoß beging und als der Ball zu Ende war, erklärten die Damen, der Major sey ein sehr hübscher, liebenswürdiger Mann und die Herren gaben den Ausspruch, Nordenskiold sey viel vernünftiger, als man je unter diesen Umständen erwarten konnte. Oskar und Christine Ulrike waren mit sich selbst vollkommen zufrieden, denn obwohl sie nicht ein Wort von Liebe sprachen, wußten doch beide, wie theuer sie sich waren. Es fiel zwar auf, daß Christine Ulrike, die sonst so stolz war, mit ihrem ehemaligen Musikmeister so viel sprach und ihn offenbar bevorzugte, aber Niemand errieth beider Herzenszustand, Niemand dachte daran, daß zwischen beiden irgend ein anderes Verhältniß, als das der Herablassung von Seite Christinen's, das der größten Ehrfurcht von Seite Nordenskiold's bestehe.

Vielleicht würde dann der Major von den jungen Cavalieren nicht so günstig beurtheilt worden seyn, denn Fräulein de Geer zählte viele Anbeter.

Der Ball war zu Ende, — ein Blick beim Abschiede sagte unserm Helden mehr, als eine halbstündige Unterredung und überselig eilte er nach dem Gasthofe, in welchem er abgestiegen war, um einige Stunden Schlaf zu genießen, da er mit Tagesanbruch mit Eilpost wieder nach Wästerwik mußte.

6.

„Nun, Major, wie steht's in Stockholm?" fragte Baron Armfelt, als Oskar wenige Tage später in dessen Gemach trat. „Was macht Fräulein de Geer?" — „Sie trug mir auf, Euerer Excellenz ihren Gruß zu vermelden," entgegnete der junge Mann, „und ihren Dank für das Versprechen, welches ihr Euere Excellenz machten."

„Aha, sagte sie Euch, welcher Art das Versprechen war?"

„Dieselbe Frage that auch Fräulein de Geer an mich, aber ich mußte ihr, wie jetzt Euerer Excellenz antworten, daß ich keine Ahnung davon hätte!"

„Nun gut, Sie haben vermuthlich viel mit ihr getanzt?"

„Sie war so gnädig, mir zwei Tänze zu schenken," entgegnete Oskar erröthend.

Da trat der König ein und fragte, warum der Major so roth sey?

„Ich spielte etwas den Quästionarius," sagte Armfelt lächelnd, „und darüber erröthete der Major."

Oskar wurde entlassen und Armfelt erzählte dem Könige das Geheimniß von Nordenskiold's Liebe.

„Foi de gentilhomme," rief Gustav lachend, „Du treibst schöne Sachen, Armfelt, indeß, ich habe einmal eine Vorliebe für diesen parvenu und verspreche Dir, daß er sie haben soll, aber ma foi, das hätte ich nicht von der kleinen de Geer erwartet; sie ist ja sonst ein wahres Kieselherz. Wer hat sich denn je rühmen können, vollkommen mit den Weibern bekannt zu seyn; die Weiberherzen sind von einem ganz anderen Stoffe geformt, als unsere und ich glaube, man findet nicht zwei, die sich gleichen."

Nordenskiold war in jeder Beziehung ein Glückskind. Der Kronprinz Gustav hatte den jungen Mann bei seiner Anwesenheit in Stockholm zu sehen gewünscht. Oskar wurde ihm vorgestellt und das Kind fand Wohlgefallen an ihm. Ebenso der Herzog von Südermannland, nach dem Könige die wichtigste Person im Lande und Herzog Karl nahm ihn sogar in den Freimaurer-Orden auf, (der Herzog von Südermannland war bekanntlich ein großer Liebhaber der geheimen Orden und errichtete selbst einen, der jedoch keinen Bestand hatte,) wogegen Oskar natürlich, ohne den Herzog zu beleidigen, nichts einwenden konnte.

Wir müssen uns, wenn wir nicht die glänzende, in den Jahrbüchern der Geschichte Schwedens genau verzeichnete Laufbahn unseres Helden, welcher bis zur Stufe des Admirals emporstieg, Schritt vor Schritt verfolgen wollen, was die uns vorgesetzten Grenzen dieser Erzählung zu weit überschreiten würde, erlauben, einen längeren Zeitraum, nämlich bis zum Friedensschlusse von Werelee, zu überspringen.

Die Schweden erlitten bedeutende Verluste durch diesen Frieden und das Volk, von dem Herzoge von Südermannland und seinen Günstlingen, den bekannten Baron Reuterholm an der Spitze, aufgestachelt, begann seine Gunst dem Könige zu entziehen, allein kaum war Gustav III. wieder in Stockholm's Mauern eingezogen, kaum begannen wieder Feste auf Feste, so war Gustav wieder der Götze seines Volks und wurde mehr verehrt, denn vorhin.

Nordenskiold war in dem weiteren Verlaufe des Krieges nicht vergessen worden, oder besser gesagt, er ließ sich nicht vergessen, denn in jeder Schlacht, in jedem Gefechte zeichnete er sich durch irgend eine kühne That aus und in der Schlacht am 15. Juli, in welcher Gustav geschlagen und selbst zur Flucht genöthigt ward, gelang es nur durch die Kaltblütigkeit Oskars, den König ungefährdet fortzubringen.

Am Ende des Feldzugs war Oskar Oberst und Linienschiffs-Capitän und überdieß erhielt er den schwedischen Freiherrnstand mit dem Prädikate Gustavshort.

Bald nach der Ankunft des Königs in Stockholm wurde ein glänzender Ball im Schauspielhause abgehalten, welchem auch natürlich der Oberst Baron Nordenskiold beiwohnte. Gustav trat auf Fräulein de Geer zu und bat sie, mit ihm eine Polonaise zu tanzen.

„Sind Sie mit Armfelt zufrieden?" fragte er sie lächelnd.

„Inwieferne, Euere Majestät?" entgegnete Christine Ulrike.

„In Bezug auf meinen tapferen Baron Nordenskiold."

„Sire, Euere Majestät," stotterte das Fräulein ganz erschrocken bei der Idee, daß ihr Herzensgeheimniß dem König verrathen sey.

„Nur ruhig, meine Liebe, ich weiß alles und will für ihn den Freiwerber machen, denn sonst möchte die stolze Baronin de Geer, die den Grafen von Horn nicht ihrer Hand würdig fand, dem armen Baron Nordenskiold gleichfalls einen Korb geben. Beantworten Sie mir nur eine einzige Frage: Sind Sie geneigt, meinem jungen Freunde Ihre Hand zu reichen?"

„Ob ich will," — entgegnete Christine Ulrike. Die Polonaise war zu Ende und Gustav rief den jungen Obersten bei Seite.

„Ich habe Sie eben verlobt, Nordenskiold," sagte er zu ihm.

„Euere Majestät," rief Oskar erschrocken, „ich—"

„Still, still," — sagte der Monarch, „dort steht ihre holde Braut."

„Beim Jupiter, wir haben Wort gehalten," rief Baron Armfelt hinzutretend, indem er sich die Hände rieb und freundlich lächelte.

Die prophetischen Porträts.

(Fortsetzung.)

„Elinor," rief Walter voll Erstaunen aus, „welcher Wechsel ist über Dich gekommen?"

Sie hörte ihn nicht, und wandte auch nicht ihren gefesselten Blick, bis er ihre Hand ergriff

und so ihre Aufmerksamkeit erregte; dann mit einem plötzlichen Zittern, blickte sie von dem Gemälde in das Antlitz des Originals.

„Siehst Du keinen Wechsel in Deinem Porträt?" fragte sie.

„In dem Meinen? — Nein!" erwiederte Walter, es prüfend. „Aber laß mich sehen! Ja; es ist ein leichter Wechsel — eine Verbesserung, ich denke, in dem Gemälde, obwohl nicht in der Aehnlichkeit. Es hat einen lebhafteren Ausdruck als gestern, als ob ein heiterer Gedanke aus den Augen leuchte und von den Lippen fließen wolle. Nun da ich den Blick aufgefangen habe, wird er immer entschiedener."

Während er sich in diesen Bemerkungen erging, wandte sich Elinor zu dem Maler. Sie betrachtete ihn mit Kummer und Scheu und fühlte, daß er ihr mit Theilnahme und Mitleid vergalt, obwohl sie die Ursache nur unbestimmt errathen konnte.

„Dieser Blick!" flüsterte sie schaudernd. „Wie kam er dahin?"

„Fräulein," sagte der Maler, sie traurig bei der Hand nehmend und seitwärts leitend, „in beiden Bildern malte ich was ich sah. Der Künstler — der wahre Künstler — muß unter das Aeußere blicken. Es ist seine Gabe — seine stolzeste, wenn oft auch traurigste — die innerste Seele herauszufinden, und, durch eine, sogar ihm selbst unerklärliche Macht, — in Blicken, welche Gedanken und Empfindungen von Jahren ausdrücken, sie die Leinwand erleuchten oder verdunkeln zu lassen. Wie gerne wollte ich in vorliegendem Falle mich des Irrthums überzeugen!"

Sie hatten sich nun dem Tische genähert, auf welchem in Kreide gezeichnete Köpfe lagen, Hände beinahe so ausdrucksvoll als gewöhnliche Gesichter, epheubewachsene Kirchthüren, strohgedeckte Hütten, alte, blitzgespaltene Bäume, orientalische und antike Kostüme, und alle die malerischen Einfälle der müßigen Augenblicke eines Künstlers. Beim scheinbar nachlässigen Umwenden derselben kam eine Bleistift-Skizze zweier Gestalten zum Vorschein.

„Wenn ich mich täuschte," fuhr er fort, — „wenn Ihr Herz sich nicht selbst in Ihrem Bilde wieder sieht, wenn Sie keine geheime Ursache haben, an meine Darstellung des Andern zu glauben — so ist es jetzt noch nicht zu spät, sie zu ändern. Ich möchte dasselbe auch mit der Handlung dieser beiden Figuren thun. Aber würde es auf das Ereigniß einwirken?"

Er richtete ihre Aufmerksamkeit auf die Zeichnung. Ein Beben lief durch Elinor's Gestalt; ein Schrei war auf ihren Lippen, aber sie erstickte ihn mit der Selbstbeherrschung, welche allen Denen eigen wird, die Gedanken der Angst und Besorgniß im Busen verbergen. Als sie sich vom Tische wandte, bemerkte sie, daß Walter nahe genug herbeigekommen war, um die Skizze gesehen zu haben, obwohl sie nicht entscheiden konnte, ob sein Blick darauf gefallen war.

„Wir wollen die Bilder nicht geändert haben," sagte sie hastig. „Wenn das meine traurig ist, so werde ich durch den Kontrast um so heiterer aussehen."

„Sey es so," antwortete der Künstler sich verneigend. „Mögen Ihre Sorgen so leicht seyn, daß nur Ihr Bild drum trauern dürfe. Ihre Freuden aber, seyen sie so tief und wahr, daß sie sich selbst auf diesem lieblichen Antlitz malen und zuletzt meine Kunst ganz Lügen strafen mögen!"

Nach der Heirath von Elinor und Walter bildeten die zwei Gemälde den prächtigsten Schmuck ihrer Wohnung. Sie hingen nebeneinander, nur von einer schmalen Füllung getrennt, scheinbar sich beständig ansehend und doch immer dem Blick des Beschauers begegnend. Reisende, welche sich als Kenner socher Werke vorstellten, rechneten sie unter die bewunderungswürdigsten Erzeugnisse moderner Porträtmalerei; während gewöhnliche Beobachter sie Zug für Zug mit den Originalen verglichen und entzücktes Lob über die Aehnlichkeit ertheilten. Aber es war auf eine dritte Klasse, — weder Kunstkenner, noch gewöhnliche Beobachter, sondern Leute von natürlichem Gefühl, — daß die Bilder ihren stärksten Eindruck ausübten. Solche Personen pflegten wohl zuerst nur oberflächlich darauf hinzublicken, aber dann mit wachsendem Interesse Tag für Tag wiederzukehren und diese gemalten Züge wie die Blätter eines mystischen Buches zu studiren. Walter Ludlow's Porträt erregte zuerst ihre Aufmerksamkeit. In seiner und seiner jungen Frau Abwesenheit stritten sie zuweilen über den Ausdruck, den der Maler über seine Züge zu verbreiten beabsichtigt haben mochte; Alle kamen aber überein, daß es ein Blick der ernstesten Bedeutung sey, obwohl nicht Zwei unter ihnen ihn gleichartig deuteten. Weniger Meinungsverschiedenheit waltete in Bezug auf Elinors Bild ob. War man gleich von einander abweichend, indem man die Art und Tiefe des Trübsinns zu enträthseln suchte, der auf Elinor's Antlitz weilte, so bestritt doch Niemand, daß es Tiefsinn sey und dem natürlichen Temperament ihrer jugendlichen Freundin widerstrebend. Eine mit besonderer Fantasie begabte Person ver-

kündete als das Resultat genauer Prüfung, daß beide Gemälde Theile eines Entwurfes wären und daß die melancholische Gefühlstärke in Elinor's Zügen in Beziehung zu der lebhafteren Empfindung oder, wie man sich ausdrückte, wilden Leidenschaft in Walter's Antlitz zu setzen sey. Der Letztere, obwohl nicht geübt in der Kunst, begann sogar eine Skizze, in welcher die Handlung der beiden Gestalten mit ihrem beiderseitigen Gesichtsausdruck in Einklang gebracht werden sollte.

Unter Freunden flüsterte man sich zu, daß Elinor mit jedem Tage in tieferes Nachdenken verfiele, welches drohte, sie in Kurzem zu einem nur zu treuen Abglanz ihres melancholischen Porträts umzuwandeln. Walter dagegen, anstatt den lebhaften Blick anzunehmen, den der Maler ihm auf der Leinwand gegeben hatte, wurde zurückhaltend und niedergeschlagen und zeigte niemals Ausbrüche von Gemüthserregung, wie sehr solche auch in seinem Innern glühen mochte. Im Laufe der Zeit hing Elinor einen reichen Vorhang von Purpurseide, mit Blumen durchwirkt und schweren goldenen Quasten verziert, vor das Bild, unter dem Vorwande, daß der Staub die Farben trübe oder das Licht dieselben bleiche. Dies war genug. Ihre Besucher fühlten, daß die schweren Damastfalten nicht weggezogen und die Porträts in ihrer Gegenwart nicht genannt werden durften.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

„Wie kommt es nur," fragte der Herzog Karl August eines Tages Göthe, „daß es jetzt weit weniger gute Schauspieler gibt als früher?" — „Das kommt daher," antwortete Goethe, „weil unsere Universitäten so gut geworden sind. Sonst mißriethen viel mehr Studenten, die gingen zum Theater und hier kam ihnen wie der Bühne überhaupt ihre wissenschaftliche Vorbildung zu gute. Jetzt laufen nur noch wenig verdorbene Studenten, aber desto mehr verdorbene Professionisten und Commis unter die Schauspieler. Wo soll da die Bildung herkommen?"

Auch Arad hat seine Crinolinen! Eine sorgsame Arader Hausfrau bemerkte eines Tages, daß von dem zum Auffangen des Regenwassers unter der Dachrinne befindlichen Fasse ein eiserner Reif fehle. Sie theilte diese Bemerkung dem Hausgesinde mit, doch Niemand konnte über das Verschwinden des Reifes eine befriedigende Auskunft geben und es mußte angenommen werden, daß derselbe durch ruchlose Hände entwendet worden sey. Am nächsten Sonntag, wo die Köchin ihren Ausgang hat und in ihrem Sonntagsstaate eben ihre Wanderung nach Thaliens Tempel antreten will, fällt der Hausfrau eine sonderbare Veränderung in dem Umfange der Gewandung ihrer Köchin auf, sie forscht nach und entdeckt den fehlenden Faßreif — als Crinolinensurrogat!

Originelle Art, Besuch zu empfangen. Der unlängst verstorbene Berliner Stadtverordnetenvorsteher Fähndrich war eine durch offenes und biederes Wesen viel gekannte und beliebte Persönlichkeit. Es war vor ein paar Jahren, als Humboldt zum Ehrenbürger ernannt, bei den Danksagungsvisiten an die Väter der Stadt auch bei Fähndrich vorfuhr. Dieser, die Meldung empfangend, eilt im Schlafrock die paar Treppen seiner Wohnung hinunter, empfängt am Wagenschlage seinen berühmten Gast mit der Erklärung, wie er nie zugeben werde, daß der verehrte Greis seinetwegen sich die Mühe des Treppensteigens mache, wie er aber ebensowenig der Ehre dieser Unterhaltung zu entsagen gedenke, klettert damit in den Wagen hinein, sagt Humboldt eine Viertelstunde lang die üblichen Artigkeiten und entläßt die Visite, indem er, vergnügt wieder in seine Hausthür schlüpfend, dem verdutzten königlichen Kutscher das „Fort!" zuruft.

Räthsel.

Zwei holde Schwestern denket euch,
An Bau, Gestalt und Farbe gleich,
Und ohne Kunst an Schönheit reich.
Durch frischen Glanz gefallen sie;
Nahm eine schon für sich allein
Den höhern Platz auf immer ein,
So stören ihre Harmonie
Doch Eifersucht und Mißgunst nie;
Sie küssen still und schwesterlich
In unschuldvollem Bunde sich,
Bis, wie gewöhnlich ein Moment,
Ein Wort, ein Seufzer, beide trennt;
Doch jede kehrt im Augenblick
Zum alten Bündniß gern zurück.

Auflösung der Charade in № 116:

Vielleicht.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 118. Freitag, 2. Oktober 1857.

Die prophetischen Porträts.

(Schluß.)

Die Zeit verfloß und der Maler kam zurück. Er war weit genug vorgeschritten, um die Silberkaskade der Krystallhügel zu sehen und von dem Gipfel von Neu-Englands höchsten Bergen in weiter Runde Wolken und Wälder zu überblicken. Aber er entweihte nicht solche Scenen durch die Nachahmung seiner Kunst. Er hatte sich auch in einem Kanoe auf den Wellen des George-See's geschaukelt und seine Seele so sehr zum Spiegel von dessen Lieblichkeit und Erhabenheit gemacht, daß kein Gemälde im Vatican lebendiger war, als seine Erinnerung. Er war mit indianischen Streifjägern zum Niagara gegangen und hatte hier im Gefühl seiner Ohnmacht seinen Pinsel in den schäumenden Abgrund geworfen, wohl fühlend, daß er ebenso gut das Brausen, als die Farbenpracht und Majestät des wunderbaren Kataraktes malen könne. In Wahrheit fühlte er sich selten geneigt, Naturscenen anders zu copiren, als zum Rahmen für menschliche, mit Gedanken, Leidenschaften und Schmerzen erfüllte Gestalten und Züge. Mit den Letzteren aber hatte sein abenteuernder Streifzug ihn vielfältig bereichert; die strenge Würde indianischer Häuptlinge; die dunkle Lieblichkeit eingeborner Mädchen; das häusliche Leben der Wigwam's; der heimliche Marsch; die Schlacht unter düstern Fichtenbäumen; die Grenzfestung mit ihrer Garnison; der Ueberrest alter französischer Befehlshaber, an Höfen erzogen und in rauhen Wüsten ergraut; — dies waren die von ihm aufgezeichneten Scenen und Bilder. Die düstere Gluth der Gefahr, — das Aufleuchten heftigen Gefühls, — Kämpfe erzürnter Gewalten, — Liebe, Haß, Kummer und Wahnsinn — in einem Wort, das ganze durchwühlte Herz der alten Erde, hatte sich ihm unter neuer Form offenbart. Seine Mappe war mit malerischen Illustrationen aus dem Buche seines Gedächtnisses gefüllt, auf welche der Genius sein Gepräge drückte und die er mit Unsterblichkeit begabte. Der Künstler aber fühlte, daß er die so lange gesuchte Weisheit der Kunst nunmehr gefunden habe.

Aber inmitten ernster oder lieblicher Natur, in den Gefahren der Wälder wie ihrer bewältigenden Friedlichkeit, hatten zwei Gebilde sich seinem Wege als Begleiter zugesellt. Wie alle Menschen, die einem sich stets vergrößernden Zwecke leben, war er in der Masse sterblicher Wesen vereinsamt. Er hatte kein Ziel, kein Vergnügen, keine Sympathie, — welche er nicht zuletzt mit seiner Kunst in Verbindung brachte. Obwohl sanft im Benehmen und rechtschaffen in Absicht und Handlung, besaß er doch keine Güte des Gefühls; sein Herz war kalt und kein lebendes Wesen vermochte ihm nahe genug zu treten, um es zu erwärmen. Für diese zwei Gestalten aber hatte er in größtmöglichster Ausdehnung den Antheil empfunden, der ihn immer mit den Gegenständen seiner wiedergebenden Kunst verband. Er hatte den schärfsten Späherblick in ihr Inneres gesandt und das Erforschte mit einem Geschick ihren Zügen eingeprägt, welches nur seine eigene, strenge Anforderung unbefriedigt ließ. Dem Dunkel der Zukunft — so glaubte er wenigstens — hatte er ein schreckliches Geheimniß entrungen und es auf dem Bilde enthüllt. Er hatte soviel von sich selbst — seine Einbildungskraft und andere mannigfachen Gaben — auf das Studium von Walter und Elinor verschwendet, daß er sie fast als seine eigenen Geschöpfe betrachtete, gleich den Tausenden, mit denen er das Reich der Malerei bevölkert hatte. Deßhalb schwebten sie vor ihm im Zwielicht der Wälder, lagerten sie auf dem Schaum des Wasserfalles, oder verschwammen in der Abendsonne.

Sie spuckten in seiner künstlerischen Einbildung, nicht als Nachahmungen des Lebens oder bleiche Gespenster des Todes, sondern in Porträtgestalt, Jedes mit dem unveränderlichen Ausdrucke, welchen seine Zaubergewalt aus den Tiefen der Seele heraufbeschworen hatte. Er konnte nicht über das Meer zurückeilen, ohne nochmals die Originale dieser Luftgestalten erblickt zu haben.

„O, glorreiche Kunst!" so grübelte der enthusiastische Maler, als er die Straße betrat. „Du bist das Ebenbild von des Schöpfers Macht. Unzählige Gestalten, die sich im Nichts bewegen, treten hervor auf Deinen Ruf. Die Todten leben von Neuem. Du erneuerst längst vergessene Scenen und gibst ihrem grauen Schatten den Glanz eines bessern, zugleich irdischen und unsterblichen Daseyns. Du fesselst die fliehenden Momente der Geschichte. Bei Dir ist keine Vergangenheit, denn bei Deiner Berührung bleibt alles Große für ewig gegenwärtig; und berühmte Menschen leben durch Jahrhunderte in der sichtbaren Darstellung der Thaten, welche sie zu dem machten, was sie waren. O, allmächtige Kunst! wenn Du die dunkelnde Vergangenheit zwingen kannst, in dem schmalen Sonnenstreifen zu stehen, den wir Jetzt nennen, vermagst Du nicht auch die verhüllte Zukunft auf denselben lichten Punkt herbeizurufen? Habe ich es nicht vollbracht? Bin ich nicht Dein Prophet?

So rief er mit stolzer, doch trauriger Inbrunst fast hörbar, als er durch die arbeitsame Menge hinschritt, welche seine Träumereien nicht kannte und auch nichts davon verstanden hätte. Es ist dem Menschen nicht gut, einen vereinzelten Ehrgeiz zu hegen. Wenn nicht von Solchen umgeben, deren Beispiel ihn zurechtweisen könnte, werden seine Gedanken, Wünsche und Hoffnungen ausschweifen und ihn in Abbild oder Wirklichkeit zu einem Wahnsinnigen machen. Mit fast übernatürlicher Genauigkeit in fremden Herzen lesend, sah der Maler nicht die Zerstörtheit seines eigenen.

„Und dies ist also das Haus," sagte er, dasselbe überblickend, ehe er klopfte. „Der Himmel stehe mir bei! Dieses Gemälde! Es scheint nimmer verschwinden zu wollen. Ob ich auf die Fenster oder die Thüre blicke, überall sehe ich eingerahmt, kräftig gemalt und in den reichsten Tönen schimmernd — die Gesichter der Porträts — die Gestalten und Handlung der Skizze!"

Er klopfte.

„Die Porträts! Sind sie hier?" fragte er den Bediensteten; dann sich sammelnd — „Ihre Herrschaft? ist sie zu Hause?"

„Sie ist es, mein Herr," sagte der Diener und als er die malerische Erscheinung bemerkte, deren sich der Künstler niemals entkleiden konnte, fügte er hinzu, — „und die Porträts ebenfalls!"

Der Besuch wurde in ein Empfangzimmer eingelassen, welches durch eine Zwischenthüre mit einem innern Raum von derselben Größe in Verbindung stand. Da das erste Gemach leer war, schritt er gegen den Eingang des zweiten, in welchem seine Augen auf die lebenden Personen sowohl, als ihre gemalten Stellvertreter fielen, welche so lange der Gegenstand eines so seltsamen Interesses gewesen waren. Unwillkürlich hielt er auf der Schwelle an.

Sie hatten seine Annäherung nicht bemerkt. Walter und Elinor standen vor ihren Bildern, von welchen der Erstere gerade die reichen, weiten Falten des Damast-Vorhanges zurückgeschlagen hatte und mit einer Hand die goldenen Schnüre haltend, mit der andern die seiner jungen Frau umklammerte. Die Gemälde, seit Monden verhüllt, strahlten in unvermindertem Glanze und schienen eher eine dunkle Gluth durch den Raum zu gießen, als in geborgtem Lichte zu leuchten. Elinor's Bild war fast prophetisch geworden. Eine Nachdenklichkeit, gefolgt von sanfter Trauer, hatten nacheinander auf ihren Mienen geweilt und waren mit der Zeit in den Ausdruck stiller Angst übergegangen. Eine Beimischung des Schreckens würde nun die Aehnlichkeit vollkommen gemacht haben. Walter's Antlitz war mürrisch und trüb, nur von Zeit zu Zeit durch plötzliches Aufflackern belebt, welches durch sein kurzes Leuchten die Düsterheit, welche folgte, nur schwerer machte. Er blickte von Elinor auf ihr Bild und von diesem auf das seine, in dessen Betrachtung er zuletzt vertieft dastand.

Dem Maler war es, als höre er den Schritt des Schicksals sich seinen Opfern nähernd. Ein seltsamer Gedanke fuhr durch seinen Sinn. War er nicht selbst das verkörperte Schicksal und die Haupttriebfeder des kommenden Unglücks, das er schon im Voraus angedeutet hatte?

Walter stand noch schweigend vor dem Gemälde, Zwiesprache haltend wie es schien mit seinem eigenen Herzen und sich dem Zauber des bösen Einflusses überlassend, den der Maler auf seine Züge geworfen hatte. Allmälig belebten sich seine Augen, während Elinor's Antlitz, die zunehmende Wildniß des seinigen beobachtend, den Ausdruck des Entsetzens annahm und als er zuletzt sich gegen sie wandte, war die Aehnlichkeit beider Porträts vollständig.

„Unser Schicksal hat uns erreicht!“ heulte Walter; „stirb!“

Ein Messer ziehend, fing er sie im Niedersinken auf und zielte nach ihrem Busen. In Handlung, Blick und Stellung Beider gewahrte der Maler die Gestalten seiner Skizze, das Bild in all' seiner schrecklichen Färbung war vollendet.

„Halt, Wahnsinniger!“ rief er streng.

Er war von der Thüre vorwärts geschritten und trat zwischen die unglücklichen Wesen, mit demselben Gefühl der Macht ihr Schicksal zu regeln, als eine Scene auf der Leinwand zu ändern. Er stand da wie ein Zauberer, die Gespenster beherrschend, welche er selbst heraufbeschworen hatte.

„Wie!“ murmelte Walter Ludlow, als er von der wilden Erregung in plötzlichen Trübsinn versank. „Tritt das Fatum seinem eigenen Urtheilsspruch entgegen?“

„Unglückliche Frau!“ sagte der Maler, „warnte ich Sie nicht?“

„Sie thaten es,“ erwiederte Elinor ruhig, indem ihr Schrecken dem stillen Kummer, den er unterbrochen hatte, Platz machte; „aber — ich liebe ihn!“

Liegt nicht eine tiefe Moral in dieser Erzählung? Könnten die Folgen einer oder all' unserer Handlungen vorher verkündigt und unserm Blick offenbart werden, — Einige würden es Schicksal nennen und vorwärts treiben, Andere blindlings ihrem leidenschaftlichem Begehren folgen, aber Keines sich zur Umkehr bewegen lassen durch die prophetischen Gemälde.

Mannigfaltiges.

Eine naturhistorische Wahrnehmung überraschendster Art macht man in Bajanowo. Von den im Bereiche der Flammen dort befindlich gewesenen Obstbäumen, die nicht vollständig vom Feuer verzehrt worden, haben fast alle ihre Früchte, viele auch das Laub verloren. An manchen Bäumen hängen die Früchte gebacken noch an den Zweigen. Eine Anzahl dieser Aepfel- und Birnbäume stehen nun im frischesten Maigrün und mit Blüthen bedeckt, während dazwischen die verdorrten Früchte zu sehen.

Angeregt von Jenenser Studenten geht man in Thüringen damit um, dem bekanntlich in Freiburg a. d. U. verstorbenen und auf dem dasigen Gottesacker begrabenen „Erwecker der Turnkunst“, Friedrich Ludwig Jahn, in gedachter Stadt ein würdiges Denkmal zu setzen.

Ein französisches Blatt berichtet: „Vor 17 Jahren ward der Oberst Ulrich, der damals das 8. Bataillon Fußjäger commandirte, in Afrika am Hügel Muzaïa von einer Kugel getroffen, welche ins Auge drang und sich im Kopfe festsetzte. Die Jünger Aeskulaps bemühten sich vergeblich, die Ausziehung dieser Kugel zu bewerkstelligen und der Oberst mußte auf die Hoffnung, die unangenehme Gesellschafterin wieder los zu werden, verzichten. Er hatte von derselben wenig zu leiden. Wenn er ging, namentlich aber wenn er ritt, ward dadurch der Kugel eine Bewegung mitgetheilt, welche den ganzen Kopf erschütterte. Seit einigen Monaten wurde dieser Zustand beunruhigend und die Aerzte riethen dem Obersten, einmal das Bad in Allevard im Isère-Departement zu versuchen. Dort wurde er von einer Gehirncongestion befallen, welche jedoch glücklich bekämpft wurde. Indessen deutete Alles darauf hin, daß der Augenblick der Krisis herannahe. In der That ward der Oberst einige Tage nachher plötzlich aus dem Schlafe aufgeschreckt durch ein Gefühl des Erstickens oder vielmehr des Erwürgtwerdens, welches von einem fremden Körper herrührte, der in die Kehle gerathen war. Nach heftigen Anstrengungen gelang es ihm, diesen Gegenstand von sich zu geben: es war seine Kugel, welche durch den Nasenkanal in den Schlund sich herabgesenkt hatte. Dies Ereigniß hat in Allevard großes Aufsehen gemacht und Oberst Ulrich ist der Löwe der Saison geworden. Die Kugel wog trotz der langen Corrodation noch 25 Grammen. Uebrigens hatte der General Trézel, der auf die nämliche Weise verwundet und erlöst wurde, dem Obersten die Art seiner Genesung vorhergesagt.“

Geschichten aus Sandreczki's Reise nach Mosul ꝛc. Einst saßen mehrere vornehme Türken in einem Kiosk beisammen. Da bemerkten sie einen griechischen Priester, und da sie ihn zu plagen Lust verspürten, so hießen sie ihn herankommen. „Sage uns, Pappa,“ redete ihn der Vornehmste aus der Gesellschaft an, „sage uns, ist Mohamed im Himmel oder in der Hölle?“ Der Priester, den Ernst des argen Spasses wohl erkennend und von Furcht und Schrecken erfüllt, bat seine Peiniger flehentlich, ihn als einen armen unwissenden Mann, der seinen Weg in aller Stille wandle und sich seinen schwachen Kopf an vorwitzigen

Fragen nicht zerbrechen wolle, der Antwort zu entbinden. Allein alles Bitten und Flehen half nichts; „wie," sagte man, „Du, ein Priester, willst Unwissenheit in solchen Dingen vorschützen? Auf der Stelle antworte, oder es soll Dir schlimm ergehen." Da begann der Priester ruhig erzählend folgendermaßen: „Ob es kein Traumgesicht war, ihr Herren, oder Offenbarung, kann ich nicht sagen, aber es war als hörte und sähe ich, was ich nun mittheilen will. Allah hatte, ich weiß nicht wie, seine Papusch in der Hölle gelassen, da begegnete ihm Abraham und sofort trug er ihm auf, dieselbe zu holen. Abraham beugte sich tief und sagte: „Herr, ich bin zwar bereit, aber ich heiße Dein Freund" — und der Herr ließ den Einwand gelten. Nun kam Moses, und obwohl er des Herrn Knecht zu seyn erklärte, bemerkte er doch, daß er als der Sanfte des Herrn einiges Bedenken wegen des Ganges zur Hölle trage. Allah ließ auch das gelten. Da kam Mohamed herzu und der Herr gab auch diesem den Befehl. „Allah, ich bin Dein Bote," erwiederte der und machte sich sogleich auf den Weg zur Hölle. Hier endete mein Traumgesicht; ob Mohamed zurückgekommen oder nicht, davon habe ich keine Kunde." — Ein übermüthiger junger Türke saß in einem Kaffeehause, seine Pfeife schmauchend. Da trat ein Grieche ein, der sich demüthig in einer Ecke niederkauerte. Der Türke, verächtlich von seinem erhöhten, mit Polster und Teppichen versehenen Sitze herabblickend, fuhr den armen Griechen barsch an und auf einen Hund deutend, befahl er ihm, auf der Stelle zu erklären, ob der Hund ein Christ sey oder ein Mohamedaner? Der Grieche antwortete: „Wir Christen haben heute Fasttag, und so läßt sich die Sache leicht und schnell entscheiden. Laß ein Stückchen Fleisch bringen und gib es dem Hunde. Nimmt er es nicht, so muß ich einräumen, daß er ein Christ ist; frißt er es aber, nun, dann muß er wohl ein Mohamedaner seyn."

Die österreichische Staats-Eisenbahn-Gesellschaft hat den neuen amerikanischen Beleuchtungsapparat, der im Industriepalaste ausgestellt war, kommen lassen, um mit selbem Versuche zu machen. Vorne an der Lokomotive angebracht, verbreitet dieser Apparat ein weithin sichtbares Licht und beleuchtet die Schienen auf sehr große Entfernung. — Im kommenden Winter wird die Einrichtung getroffen werden, daß Wärmapparate bei jedem Eisenbahnzuge zur unentgeltlichen Verabfolgung an die Reisenden vorhanden sind.

In Sibirien ist eine seltsame Epidemie ausgebrochen. Ein Schlag im Unterleib wie mit einem scharfen Instrument ist das erste Symptom, dann folgt Fieber, Halsanschwellung, Bluterguß im Gesicht und im Gehirn. Es sind Fälle vorgekommen, wo die von diesem Leiden Befallenen nach dem Schlage im Unterleib unmittelbar starben; auch stellte sich häufig Gallerbrechen ein.

Vor einigen Tagen wurde dem damals auf einer Vergnügungsreise begriffenen Bierbrauer B. in Köln eine Summe Geldes von ungefähr 18—1900 Thalern gestohlen. Der Urheber dieses Diebstahls scheint reumüthig geworden zu seyn, denn er hat dem Bestohlenen durch Vermittlung eines auswärtigen Geistlichen den Betrag von 1000 Thalern zustellen lassen und dabei versprochen, daß er den noch fehlenden Theil des Geldes ebenfalls und in möglichst kurzer Zeit erstatten werde.

Die Chinesen sind durch außerordentliche Zärtlichkeit gegen ihre Eltern berühmt. — Ein vierzigjähriger Sohn erhielt von seiner alten, sehr heftigen Mutter noch öfters derbe Schläge, ertrug sie aber jederzeit mit musterhafter Geduld. — Um desto mehr wunderte sich ein Freund desselben, als er ihn eines Tages in Thränen schwimmend und ganz trostlos erblickte, nachdem auch wieder einmal ein Hagel von Püffen über ihn gekommen war. „Was weinst Du denn so über alle Maßen?" fragte er den Schluchzenden. — „Ach!" erwiederte dieser, „das ging heute nicht wie sonst. Die gute Mutter schlug nicht halb so fest, wie zeither; ihre Kräfte nehmen ab; ich fürchte, sie wird nicht lange mehr leben."

Worträthsel.

(Viersylbig.)

Die Mythe von den Ersten spricht,
Die Zweiten leben im Gedichte;
Das Ganze aber haut und sticht,
Und alle drei nennt die Geschichte.

Auflösung des Räthsels in № 117:

Lippen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 119. Sonntag, 4. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

Familiengeschichte von Otfrid Mylius.

1.

Seit Jahrhunderten galten die beiden Rittergüter Weidenbach und Liebfrauenau für die schönsten am ganzen Flusse. Das gesegnete Thal verengte sich hier plötzlich; die rebengekrönten Hügel traten beinahe hart an das Ufer heran und spiegelten ihre Häupter mit den malerischen Felsenstirnen und den uralten Bäumen darüber in des Stromes rasch vorüberfliehenden Wellen. Das Thal beschrieb vor dem engen Defilee, welches das Flußbett zwischen den Hügeln bildete, einen weiten Bogen, dessen Sehne der Fluß bildete. Am jenseitigen Ende der Sehne, beinahe eine Meile entfernt, lag die Provinzialhauptstadt mit ihren weiten Straßen und umfangreichen Promenaden, und zu beiden Seiten des Flusses reichten die Besitzungen der beiden Rittergüter auf halbem Wege bis zur Stadt hin. Die Wiesen, Felder, Gärten und Weinberge auf dem rechten Ufer gehörten zu dem alten Lehengute Weidenbach, dessen Schloß und Burgtrümmer sich noch auf halber Höhe des Hügels am Flusse stattlich dem Auge darboten; die Besitzungen auf dem linken Ufer, mit ihren Mühlen, Hammerwerken, Ziegelbrennereien, Kalköfen und andern gewerblichen Unternehmungen, welche beinahe ein Dorf für sich bildeten, gehörten zu dem ehemaligen Frauenstifte Liebfrauenau, dessen klösterliche Gebäude von der Stirne des höhern Hügels auf dem linken Ufer aus einem Kranze stattlicher Ulmen und Nußbäume blickten.

Diese beiden Güter, welche zusammen nun Ein herrliches Ganzes bilden und gewissermaßen von der Natur schon zu Einem Ganzen bestimmt erscheinen, gehörten vor ungefähr dreißig Jahren zwei verschiedenen Besitzern, welche sich in einer ebenso unbegreiflichen als erbitterten Fehde gegenüberstanden. Jeder von Beiden war ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes, und dennoch boten Beide Allem auf, um sich gegenseitig das Leben so sauer wie möglich zu machen. Statt freundnachbarlicher Bezüge herrschten zwischen Beiden endlose Prozesse; statt freundlicher Grüße riefen sie einander Verwünschungen zu, und längst wäre sicherlich der Eine oder der Andere von Beiden in einem Duell diesem Hasse zum Opfer gefallen, wenn nicht der damalige Landesherr, der Beiden gleich gewogen war, ihnen das Ehrenwort abgenommen hätte, sich nicht mit einander zu schlagen. Der Baron St. Cleur auf Weidenbach war Aristokrat aus der alten Schule; er hatte die staatlichen und gesellschaftlichen Umwälzungen mitgemacht, welche die erste französische Revolution über Europa hereingebracht, aber durchaus keine Lehre und keinen andern Vortheil gezogen, als daß er gegen Erlegung einer bedeutenden Summe an den bedrängten Landesherrn sein Lehen Weidenbach in ein ritterliches Freigut mit allen am Boden haftenden grundherrlichen und Bannrechten umzuwandeln gewußt hatte. Er hatte in der Armee gedient, zuerst unter dem großen Napoleon, dann gegen denselben und nach dem zweiten Pariser Frieden seine Entlassung mit größter Auszeichnung genommen, um sein väterliches Erbe zu übernehmen und fortan selbst zu bewirthschaften. Dabei war er Stimmführer der Ritterschaft des Kantons auf dem Landtage, und einer der zähesten Anhänger des Absolutismus, der Kern der „äußersten Rechten“, wie man heutzutage sagen würde; starrer Katholik und Monarchist. —

Liebfrauenau dagegen war das freie Eigenthum eines Herrn v. Wilmar, eines neugeadelten Bürgerlichen, welcher, der Sohn eines reichen Kaufmanns, wider seinen Willen dem Studium der Rechte bestimmt worden und diese Wissenschaft

später zu Gunsten des selbständigen Besitzes dieses erheiratheten Freiguts an den Nagel gehängt hatte. Umfassende Studien und weite Reisen hatten seinen reichen Geist ausgebildet und ihm so freisinnige und kosmopolitische Ansichten gegeben, daß er seiner Zeit in der That um ein halbes Jahrhundert vorausgeeilt und im Schooße des Landtages, worin er als Vertreter einer der gewerbsamsten Provinzialhauptstädte des Landes gewählt worden war, gänzlich über den Parteien und isolirt stand, aber in allen entscheidenden Fragen durch seine Betheiligung an der Diskussion und durch seine motivirten Abstimmungen den Ausschlag gab. Mehrmals hatte ihm der Landesherr ein Ministerportefeuille anbieten lassen, und jedes Mal hatte Herr Georg v. Wilmar es ausgeschlagen, ohne dafür einen andern Grund anzugeben, als seinen Mangel an Ehrgeiz und die dringende Nothwendigkeit, sich seinen eigenen Geschäften allzu emsig widmen zu müssen. Und vielseitig waren diese Geschäfte allerdings, denn seit Liebfrauenau in seine Hände gekommen war, hatte der hochadelige Nachbar jenseits des Flusses Jahr um Jahr neue Gebäude am Flusse entstehen sehen, um die prächtigen Wasserkräfte dieser Stelle des Flußbettes auszubeuten, — lauter Etablissements, welche vortrefflich gediehen, weil Herr v. Wilmar es verstand, die Leute geschickt zu wählen, denen er die Leitung der Sägemühle, der Getreidemühlen, der Papierfabrik, der Ziegelbrennereien anvertraute, und deren Eifer er dadurch rege zu halten wußte, daß er sie freigebig am Gewinn der von ihnen geleiteten Etablissements betheiligte. Hieraus entstand vielleicht gerade die Feindschaft des Barons St. Cleur. Seine Bannmühlen standen still, bald aus Mangel an Beschäftigung, bald aus Mangel an Wasser, oder wegen Beschädigungen, und die kolossale amerikanische Mühle des Nachbars klapperte Tag und Nacht. Die St. Cleur'schen Lehnholden durften ihr Getreide nirgend anders mahlen lassen, als in den Bannmühlen des Grundherrn, aber Niemand konnte ihnen wehren, ihr Getreide an Herrn Wilmar's Kunstmühle zu verkaufen und von hier ihren Bedarf an Mehl zu beziehen. Die Fischerei ward unergiebig durch die Wilmar'schen Mühlwerke und Wasserbauten; die Schleien hielten sich nicht mehr, seit die Altwasser trocken gelegt und die Ufer eingedämmt wurden und die Flößerei, die der Nachbar auf Liebfrauenau auf diesem Theile des Flusses wieder in's Leben gerufen, verbot das Einlegen von Rechen und den Einbau von Fischröhren. Die Lehnholden des alten Edelmanns waren herzlich froh, bei dem neuen Emporkömmling drüben Beschäftigung im Tagelohn zu finden, und der Versuch, sie hieran zu verhindern, war dem Herrn v. St. Cleur mißlungen und hatte ihn lächerlich und verhaßt gemacht. Hinter dem alten Edelmann stand als böser Genius ein Amtmann, ein verkommener Advokat, welcher den Schwächen und Grillen des alten Herrn schmeichelte und sich am Besten bei dem Schlendrian befand, welcher in der ganzen Verwaltung seines Vermögens und der Bewirthschaftung des Gutes eingerissen war, und da der Baron ein sehr ansehnliches Haus führte, Winters in der Residenz und Sommers in Bädern lebte oder während seines Landaufenthalts das Haus voller Gäste hatte, so konnte es nicht fehlen, daß er seine Revenuen erst bis auf den letzten Pfennig aufzehrte und später sogar noch weit überschritt. Auf diese Weise kam er in seinen Verhältnissen zurück, während sein Nachbar Wilmar zusehends gedieh, sich von Jahr zu Jahr weiter ausdehnte und am Ende den alten adelsstolzen Major und dessen Rittergut allseitig einschloß und einengte, wie die Spinne ihre Beute mit einem Netze umzieht. Dies wurmte dem stolzen Herrn, und er wollte sich durch Quängeleien und Chikanen rächen, die er unter den Eingebungen seines Amtmannes dem Nachbar bereitete; aber Wilmar gewann die Prozesse und lachte sich in's Fäustchen, denn diese Anfeindung kostete den Baron nur sein schönes Geld. Der Haß und Groll aber scheint die Eigenschaft zu haben, manche Leute nur dick zu machen; wenigstens schien dies bei Herrn v. St. Cleur der Fall zu seyn, welcher alle Jahre um einen Stein an Gewicht zulegte, bis er eines Abends nach einem Bankett der Ritterschaft von einem Schlagflusse befallen ward und auf offener Landstraße starb, ehe er noch Schloß Weidenbach erreichte. Da seine Wittwe gemüthskrank und seine einzige Tochter noch sehr jung war, so bemächtigte sich die waisengerichtliche Behörde des Appellhofs in der benachbarten Kreisstadt der Verwaltung des Vermögens und übertrug dieselbe einem Gerichtsrath Weber, einem überaus tüchtigen und erfahrenen Geschäftsmann, welcher die damals eilfjährige Freiin Adeline v. St. Cleur in eine auswärtige Erziehungsanstalt und ihre Mutter bei einem Landarzte unterbrachte, wo diese nach wenigen Jahren durch einen sanften Tod von ihren Leiden erlöst wurde. Hofgerichtsrath Weber jagte den schuftigen Amtmann davon, verpachtete die Güter und Mühlen, brachte Ordnung in die Verhältnisse und sistirte die vielen erfolglosen Prozesse, so daß nach vier oder fünf

Jahren das Vermögen der jungen Erbin vollkommen geordnet und solid begründet ward.

Mittlerweile hatte Herr Wilmar seine wackere Gattin, eine musterhafte Hausfrau, ebenfalls verloren, seinen erwachsenen Sohn auf Schulen, Universitäten und Reisen geschickt und die Leere seines Herzens und seines Hauswesens dadurch auszufüllen gesucht, daß er sich mit noch größerm Fleiße und zäherer Ausdauer den Geschäften widmete. Diese Beschäftigung aber machte sehr einseitig, und so glaubte der alte Herr, er könne seine Liebe zu dem einzigen Sohne nicht anders beweisen, als indem er für denselben eine möglichst große Reihe lukrativer gewerblicher Unternehmungen gründe, die dann Georg nur beaufsichtigen und verwalten dürfe. Er bedachte nicht, daß derartige Neigungen sich nicht erwerben lassen und daß eigene Studien und innere Fortbildung jedem begabten Menschen einen besondern Kreis der Thätigkeit und der Lieblingsbeschäftigungen anweisen. Der Vater bemerkte und hörte mit Vergnügen, daß Georg mit entschiedenem Nutzen Schulen und Universitäten besuchte, daß er ein ebenso tüchtiger Ingenieur als Naturforscher war, und er hoffte mit Zuversicht, daß spätere Reisen in England, Holland, Belgien, Frankreich und in Amerika in Georg den Sinn für die merkantile Bedeutung seiner Kenntnisse und ihre national-ökonomische Seite so ausbilden würden, daß er des Vaters schöpferisches Talent als Geschäftsmann mit der Ueberlegenheit des Genies überragen und die vorgefundenen Keime einer großartigen Wirksamkeit zu einem imposanten Ganzen entwickeln würde.

Aber der Mensch denkt, Gott lenkt! Georg las mit tiefer Rührung in jedem Briefe seines Vaters diese Ideen und Pläne, welche der alte Herr mit ihm vor hatte. Er erkannte darin eine Fülle von Liebe, von Zärtlichkeit, von Konsequenz und Ausdauer für einen erwählten Lebensplan; aber es schnürte ihm auch das Herz zusammen, daß er sich dem Berufe nicht ganz gewachsen fühlte, zu welchem der Vater ihn bestimmt hatte. Ihm fehlte gerade das Zähe, das Strenge, Ausdauernde, was des Vaters Unternehmungen stets zu einem glücklichen Ende führte. Er fühlte, daß er nicht genug Eisen im Blut habe, um mit solch konsequentem, eisern-ruhigem, maschinenmäßigem Schritte auf Ein vorgestrecktes Ziel loszugehen. Sein Geist war lebhaft, erregbar, empfänglich, aber schweifte gern in's Weite; ihn interessirte mehr der innere Zusammenhang und die Ursache der Dinge, als deren gemeinnützige Anwendung und materielle Ausbeutung. Er besichtigte mit genialem Scharfblick und tiefer Einsicht all die großen industriellen Etablissements, in Belgien, Frankreich und England, deren Besuch der Vater ihm geboten hatte; er lieferte Berichte darüber, welche den alten Herrn Wilmar in Ekstase versetzten; aber er hätte nicht einen Tag lang die geringste Werkstätte leiten können und wenn seine Zeichnungen und Schilderungen vollendet, seine theoretischen Studien darüber erschöpft waren, wenn er da und dort einen genialen Wink gegeben, wozu diese oder jene Vorrichtung mit Nutzen daheim zu verwenden seyn würde, wandte er dem ganzen Etablissement voll Uebersättigung den Rücken und eilte zu einem andern, wo sich dieselben Erscheinungen wiederholten. Der Vater war hierüber entzückt und nannte dies „einen genialen Flug“, denn der Stolz und die Liebe des Vaters machten ihn blind. Er setzte in's Werk, was Georg angedeutet hatte; er freute sich über den Kapitalsjungen, der ein Abgrund von Gelehrsamkeit und vielseitigem Wissen sey; aber er ahnte nicht, daß dieses Wissen nur nutzbar seyn konnte, wo dem schöpferischen Kopfe auch die sichere ruhige Hand dienstbar war, wie er selbst sie hatte, wie sie aber Georg fehlte. Er wußte nicht, in welchem Maße Georg sich aus Pietät gegen den Vater Zwang anthat, um diesen Pflichten zu genügen, und wie er sich nächtelang den Schlaf abbrach, um einem andern Beruf zu leben, welcher mit jener praktischen Beschäftigung in schneidendem Widerspruche stand: nämlich dem Berufe des Dichters! wenn er gewußt hätte, mit welcher Glut, mit welchem Entzücken sich Georg in die Meisterwerke der ersten Dichter aller Zeiten und Völker zu versenken, wie er sie zu studiren, in ihre innersten Feinheiten und Erhabenheiten und Intentionen einzugehen versuchte, wie ihn die Schönheiten Milton's mehr interessirten, als die größten Töpfereien in Staffordshire, und wie er sich über ein gelungenes Sonnett mehr freute, als über die deutlichste Zeichnung einer Hochdruckdampfmaschine, die er entworfen — es hätte dem alten Herrn das Herz abgedrückt. Allein Georg wußte dies und eben deßhalb verschloß er diesen innern Beruf auch in's tiefste Geheimniß, namentlich vor dem Vater.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Von dem berühmten Cedernwald auf dem Libanon, in welchen Salomo seine Knechte schickte,

um das Holz zu holen, erzählt der Reisende Karl Clauß im „Magazin für die Literatur des Auslandes" Folgendes: Wenn man majestätisch hohe und schlanke Bäume zu finden hoffe, sieht man sich in seinen Erwartungen getäuscht. Am Saume des Waldes sind die Cedern strauchartig, wie unsere Wachholderbüsche, und erst nach der Mitte des Waldes zu werden sie höher und stattlicher, vermögen sie Bäume genannt zu werden. Für die ältesten hält man fünf Bäume, deren bemooste Stämme gegen 9 Fuß im Durchmesser haben, und deren Aeste, 10 oder 20 Fuß über dem Boden, zackig und knorrig auslaufen. Die jüngern Stämme unterscheiden sich einzig in dem Muster des Nadelschmucks von der gewöhnlichen italienischen Pinie. Die Nadeln setzen sich sternförmig um den Stamm und ihre Zeichnung ist am Stamme heller, als nach der Spitze zu. Wir fühlen uns nicht berufen, zu untersuchen, ob Salomo wirklich das Cedernholz zum Tempelbau benutzte; schon oft ist die Meinung aufgestellt worden, daß man doch wohl Fichten dazu verwendete, welche in Menge auf dem Libanon wachsen und treffliches Bauholz liefern. Die erwähnten fünf ältesten Cedern stehen auf einem freien Platz in der Mitte des Haines. Eine derselben, an welcher ein steinerner Altar errichtet wurde, bezeichnet man als einen Zeitgenossen Salomo's. Der ehrwürdige Stamm ist bis auf die Wurzeln mit Inschriften und eingeschnittenen Namen bedeckt. Die Gesammtzahl der Bäume beläuft sich auf ungefähr 200. Dieser Hain wurde lange Zeit für den einzigen Ueberrest der alten Cedern des Libanon gehalten, bis Seetzen im Jahr 1805 zwei andere Haine von größerem Umfange entdeckte. Auch Clauß sah auf späteren Streifereien durch das Gebirge noch anderwärts Cedern; sie waren aber noch unbedeutender als die geschilderten. Am untern Ende jenes ersteren Haines stand ein plumpes, zum Theil zerfallenes Haus, das unbewohnt zu seyn schien. Früher soll es einem von Ibrahim Pascha angestellten Wächter zum Aufenthalt gedient haben. Eine Stunde von dem Haine entfernt liegt am Adischa das Dorf Mischeri, dessen Gemeinde der Cedernberg eigenthümlich zugehört. Dies hat vielleicht die Existenz der Bäume bis jetzt allein geschützt; denn, obgleich die hier weidenden Ziegenheerden den jungen Wuchs nicht aufkommen lassen, hat die Gemeinde doch wegen des Vortheils, den ihr die Fremden gewähren, welche bei dem Besuch der Cedern meist in Mischeri ihr Nachtquartier nehmen, schon seit langer Zeit darauf gehalten, daß wenigstens keine Bäume mehr gefällt werden.

Ein interessanter Gast wird in Paris erwartet, das gegenwärtige Haupt der Mormonen, Brigham-Young. Sein Vorgänger Jos. Smith hatte schon einmal die Absicht, über das Meer, und zwar im eigentlichsten Wortsinne, zu gehen. In Begleitung der Gläubigen, welche Zeugen des Wunders seyn sollten, kam er an das Ufer der See. Hier machte er Halt und fragte seine Gemeinde, ob sie ihm wohl die Kraft zutrauten, gleich dem Heiland trockenen Fußes den Ocean zu durchschreiten. Natürlich antworteten seine Anhänger einstimmig „Ja!" „Wenn das der Fall ist," entgegnete das würdige Haupt, „dann bin ich zufrieden, und es wäre sündhaft, Gott erst zu versuchen." Somit unterblieb die beabsichtigte Reise, welche jetzt sein Nachfolger zu Schiffe anzutreten gedenkt.

Aus Waadt wird berichtet: Als der Marschall Pelissier sich jüngst bei der Post befand, kam ein Angestellter, von einem Kameraden gerufen, herangerannt, um den Berühmten zu sehen. Pelissier hatte den Ruf gehört und begrüßte den Herbeigerufenen mit den Worten: „Geben Sie mir ein wenig Feuer von Ihrer Cigarre; Sie sehen mich dann um so besser."

Charade.

(Viersylbig.)

Der Ersten Namen führten schon
So Herr als Knecht in deutschen Gauen;
Und Herrscher auch auf Deutschlands Thron,
Des Landes Stolz, der Feinde Grauen.

Die Dritt' und Vierte, abgeschieden
Sind sie der Erde Lust und Schmerz;
Heimsucht sie in Elysien's Frieden
Voll Sehnsucht das verwaiste Herz.

Ein Völkerstamm, den fortzutreiben
Die Christenheit einst Sorge trug,
Und rüstig dann für sein Verbleiben
Mit jeder Waffenart sich schlug,
Begrüßet euch im ganzen Worte
Und öffnet selber euch die Pforte.

Auflösung des viersylbigen Worträthsels in № 118:
Hellebarde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 120. Dienstag, 6. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

2.

Georg Wilmar hatte Nordamerika durchstreift, den Lärm seiner Seehäfen und Fabrikdistrikte, wie das hehre Schweigen seiner Urwälder und die unaussprechliche Majestät seiner gewaltigen Seen und Ströme kennen gelernt, und wollte nun, nachdem er den Wünschen des Vaters genügt hatte, eine mehrwöchentliche Idylle auf einem einsamen Gehöfte an den Gestaden des Reissees mitten in den Urwäldern Canada's verleben, bevor er sich zur Rückkehr nach Europa anschickte, als ihn hier plötzlich die Nachricht vom Tode seines Vaters überraschte. Der rastlos schaffende Geist des alten Herrn war, mitten aus der von ihm gegründeten Welt und Sphäre von vielseitiger Thätigkeit heraus, durch eine kurze Nervenkrankheit jählings in das Land der ewigen Ruhe, der unermüdliche Körper in ein enges Gelaß von sechs Eichenbohlen und ein Grab in kühler Erde versetzt worden. Die Briefe seiner Oheime heischten dringend Georg's rasche Heimkehr. Die Zeiten waren ernst, ereignißschwanger, denn es war im Spätherbste 1830. Die Folgen der Julirevolution lagen bereits schwer auf dem Gewerbe- und Handelsstand, und man befürchtete eine allgemeine Erschütterung des ganzen kontinentalen Europa. Dieser Schicksalsschlag gab Georg plötzlich eine ungemeine Spannkraft und Stärke. Das Andenken an einen solchen Vater und dessen Liebe paarte sich mit dem Bewußtseyn der Pflichten gegen ihn und die von ihm hinterlassenen Schöpfungen, der schweren Verantwortlichkeiten aller Art, welche so jäh auf das Haupt des Sohnes gelegt wurden. Georg war jetzt achtundzwanzig Jahre alt; das Alter der Illusionen lag nun hinter ihm, und wenn er sich auch noch nicht für so weit gereift fühlte, daß er des Vaters Stelle vertreten konnte, so begriff er doch, daß ihm die Entschuldigung einer allzu großen Jugend nicht mehr zustehe, um sich dem Kampfe mit dem Ernst des Lebens zu entziehen. Dies gab ihm eine gediegene Ruhe, eine Zuversicht und einen Muth, welche er noch vor wenigen Wochen sich selber nicht zugetraut haben würde. Unsere Bedürfnisse sind ja auch unsere Kräfte!

Georg Wilmar's erste Erscheinung auf dem Schauplatze der Thätigkeit seines Vaters war eine entschieden günstige, imposante. Ein hoch aufgeschossener Jüngling war er geschieden. Ein kräftiger, breitschulteriger Mann von voller entwickelter Brust, männlich-ernsten regelmäßigen Zügen, denen das reiche, krause, schwarze Haar und der volle Bart, die großen durchdringenden schwarzen Augen und die kühne römische Nase noch mehr Ausdruck gaben, trat er unter seinen Leuten wieder auf. Eine metallreiche wohltönende Stimme lieh seiner freundlichen bescheidenen Rede einen zum Herzen sprechenden Klang und gewann ihm Aller Wohlwollen. Er fand die Verhältnisse seines Vaters nicht ganz so, wie er sie erwartet hatte. Der alte Herr Wilmar hatte seit einigen Jahren eine Menge Verbesserungen in seinen Etablissements eingeführt, neue Maschinen beschafft, Kunstbauten und kostspielige Anlagen unternommen, und dazu seinen ungemessenen Kredit stark in Anspruch genommen. Die Passiven waren ziemlich beträchtlich und konnten sogar gefährlich werden, wenn äußere politische Ereignisse den Werth des Grundeigenthums herunterdrückten oder den Stand des Geldmarktes beeinflußten. Es kam Alles darauf an, wie Georg die Zügel des Regiments in die Hand nahm, um den Gläubigern Vertrauen einzuflößen oder Furcht zu verursachen. In letzterm Falle standen der größte Theil seines

Vermögens, die Ehre seines verewigten Vaters und seine eigene auf dem Spiel. Dies begriff er vollkommen, denn er strebte sich hierüber klar zu werden. Und er fand in sich die Festigkeit, darnach zu handeln. Wohl wissend, daß ihm aller höhere kaufmännische Sinn abging, sicherte er sich zunächst die Mitwirkung eines tüchtigen Kaufmanns, welchen sein Vater schon sich an die Seite genommen hatte, und den Beirath des erfahrnen Hofgerichtspräsidenten Weber, der auch des Vaters Freund gewesen war. Aber trotzdem dauerte der Kampf über Seyn oder Nichtseyn drei volle Jahre, — Jahre, während deren ihn die rauhe Wirklichkeit allzu sehr beschäftigte, als daß er sich auch nur auf Stunden der Musen hätte erfreuen dürfen. Aber der feste Wille, den die Stimme der Pflicht noch gestählt hatte, die Geduld, der Fleiß Georg's siegten! Die kritische Periode jener Zeit war überstanden, der gute Name und die Schöpfungen seines Vaters waren gerettet, ein Theil der Schulden — die gefährdendstens wenigstens, die Ansprüche der Banken — waren befriedigt, die übrigen in einem geregelten Abkommen einem leicht ausführbaren Tilgungsplan unterworfen! Welche Freude für Georg! Wie leicht erschien ihm hiegegen das Opfer der erschütterten Gesundheit, das er diesen unausgesetzten Bemühungen, diesen peinigenden Sorgen, dieser rastlosen Thätigkeit hatte bringen müssen! Mit welcher innern Befriedigung trat er die kleine Erholungsreise an, die ihm der Arzt verordnet hatte! Nun durfte er ja wieder den Musen, den Wissenschaften leben! Mit diesen Gedanken und einem kleinen Säckchen voll seiner Lieblingsdichter reiste er nach der Schweiz und vergrub sich auf zwei Monate in die Einsamkeit einer Sennhütte im Val des Ormonds, um sich hier an den Schönheiten einer großartigen Natur und an den erhabensten Schöpfungen der Dichtkunst zu laben.

Die Einsamkeit in den Bergen und das Nachdenken, die Selbstprüfung, welche dadurch in ihm geweckt wurden, brachten aber nicht nur seine verlorene Gesundheit wieder, sondern auch noch einen andern Entschluß zuwege, mit welchem Georg sich schon lange getragen hatte. Wohl hatte er ein Mal in sich die Kraft gefunden, sein Vermögen und seines Vaters guten Namen aus den Klippen und Stürmen des Geschäftlebens zu retten. Aber er gestand sich, daß er hiebei Glück gehabt habe und daß er nicht zum zweiten Male diese furchtbare Prüfung zu bestehen im Stande seyn würde. Er war sich klar, daß er überhaupt nicht aus demjenigen zähen Holze geschnitzt war, aus welchem die reichen Emporkömmlinge der Industrie und des Handels: die Girard's, Astor's, Ouvrard's, Peel's, Cockerill's, Escher's u. A. m. gefertigt sind. Er hatte einsehen gelernt, wie wenig von äußeren Zufällen nothwendig war, um ein durch jahrelangen Fleiß und geduldige Ausdauer und Entsagung erworbenes Vermögen in Frage zu stellen, so lange es in industriellen Unternehmungen steckte; und er war sich schließlich bewußt, daß das Ganze der von seinem Vater geschaffenen Etablissements allzu vielseitig und umfassend war, um von einem einzigen Kopfe und Willen erfolgreich und mit nachhaltigem Gedeihen gelenkt werden zu können. Daher hatte er sich fest vorgenommen, nur eine oder zwei der gewerblichen Unternehmungen zu behalten und mit den übrigen den Versuch zu machen, sich ihrer durch eine möglichst günstige Veräußerung zu entledigen. Dann hoffte er reich genug zu bleiben, um, vor allen Lebensstürmen und Kalamitäten gesichert, ein Daseyn führen zu können, worin die Musen ihren duftenden Blüthenkranz zwischen die Palmen und Dornen des Geschäftlebens winden möchten. Diese Aussicht lockte ihn besonders, und mit dem bestimmt vorgezeichneten Plane jener Veräußerung kehrte er zu Ende des festgesetzten Urlaubs in die Heimath zurück.

An einem Herbstabend trat Wilmar in das Studierzimmer des Präsidenten Weber und legte diesem seinen Plan, die einzelnen Etablissements, deren er sich entäußern wollte, in Gestalt von Aktienunternehmungen der öffentlichen Betheiligung preiszugeben, zur Prüfung vor. Dieser Plan war mit großer Umsicht und Besonnenheit und mit jener Klarheit ausgearbeitet, welche Georg von seinem Vater geerbt hatte. Aktienunternehmungen waren damals in Deutschland noch ziemlich selten, kamen aber in die Mode. Der Präsident war im höchsten Grade entzückt über diesen Plan, umarmte seinen jungen Freund und rief: „Mensch, woher haben Sie diese kapitale Idee? sie ist ausgezeichnet, äußerst leicht auszuführen und sichert Ihnen nicht nur einen bedeutenden Gewinn, sondern entlastet Sie im Nu aller Passiven und gewährt Ihnen eine ruhigere Zukunft!"

„Das ist der Zweck, den ich dabei zunächst im Auge habe!" entgegnete Georg; „ich bin in einem Alter, wo man billig an die Gründung einer Familie denken darf!"

„Ah, Sie wollen heirathen!" rief der Präsident, der selber mehrere erwachsene Töchter hatte.

„Vielleicht, — wenn ich nämlich eine Frau finde, die mir in allen Stücken gefällt! Bis jetzt habe ich aber hiezu noch wenig Aussicht!"

„Suchet, so werdet Ihr finden!" sagte der Präsident sententiös; „vermuthlich haben Sie bisher noch nicht gesucht!"

„Ich hatte an andere Dinge zu denken, als an Herzens-Angelegenheiten!" sagte Georg. „Also Sie halten diesen Plan mit den Aktienunternehmungen für ausführbar?"

„Gewiß! die rechtliche Seite dieser Frage ist schon so gut wie erledigt; die Ergebnisse der letzten Jahre sind lockend, Ihr Name eine treffliche Garantie; man weiß, daß Sie diese Etablissements nicht verkaufen müssen, und wenn Sie selbst gleich vornweg mit der Zeichnung einer gewissen Summe von Aktien auftreten, so hoffe ich so viel Erfolg, daß ich selber mein kleines Vermögen in diesen Unternehmungen anlege!"

„Wohlan, so stehen Sie sogleich mit mir bei dem ganzen Geschäfte an!" rief Georg und drückte ihm mit Wärme die Hand, während die aufrichtigste Freude ihm aus den Augen leuchtete. „Ich bin wie neugeboren!"

„Aber ich bedauere beinahe, daß Sie sich dieser Etablissements begeben, deren Betrieb nun so gesichert und gewinnbringend ist, daß er Ihnen in wenigen Jahren das stattlichste Vermögen bringen müßte!"

„Ich fühle mich hiezu nicht stark, nicht rührig genug. . . ."

„Bah, Sie spassen, mein Lieber!" rief der Präsident; „der Kopf, der diese Ideen ausheckte, die Hand, welche seit drei Jahren das Steuer führte, um diese schwierigen Verhältnisse zu bewältigen, könnte auch fürder . . . ."

„Lassen wir das, Herr Präsident! Sie scheinen mir Artigkeiten, Schmeicheleien sagen zu wollen, die ich nicht liebe! — Mein Entschluß ist ein sorgsam erwogener. Ich bin vielleicht in anderen Dingen ein Träumer, aber die letzten Jahre waren eine tief eindringliche Lehre für mich! Sie wissen, was das Sprichwort heißt: „Wer zu viel umspannt, kann Nichts festhalten." Und gesetzt auch, ich wäre der Mann, um den ganzen Komplex, den mein seliger Vater geschaffen, zu erhalten und zu leiten, so ist ein Menschenleben und seine geistige und körperliche Gesundheit am Ende nur eine gewagte Karte, die der Hazardspieler pointirt, und ich wäre ein Schwindler, ein frecher Glücksspieler, wenn ich die Existenz von Hunderten von Familien, die aus diesen Etablissements ihren Unterhalt ziehen, das Vermögen meiner Gläubiger, die Ehre meines Lebens und meiner Gesundheit setzen wollte, die das Bersten eines winzigen Blutgefäßes, ein kalter Luftzug, ein Hauch von einem Zufall in Frage stellen können! — Darum fort mit den goldenen Fesseln und zurück in einfachere Verhältnisse!"

Ein stummer Händedruck des Präsidenten zollte Georg für diese Ansichten Beifall und Bewunderung, und er nahm gerne die Einladung des Herrn Weber an, den Abend in seinem Familienzirkel zu verbringen, da sie vielleicht doch noch Mancherlei zu besprechen hätten. —

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Paris wird geschrieben, daß der persische Gesandte Feruk Khan in der dortigen Gesellschaft Furore machte. Er wird als ein sehr schöner Mann geschildert und ist erst 42 Jahre alt. Manche behaupten, daß er die klassischen Sprachen, besonders die Griechische, gründlich studirt habe. Unter seinem Gefolge befanden sich zwei Schriftsteller, welche mit der Aufzeichnung aller merkwürdigen Erlebnisse auf ihrer Reise durch Europa beauftragt sind. Diese zwei persischen Literaten werden gewiß das Pariser Leben von einem eigenthümlichen Gesichtspunkte auffassen. Die persischen Gäste selbst waren der Gegenstand tiefer Forschungen von Seiten der Friseure. Die Mitglieder der persischen Gesandtschaft sollen nämlich, wie die Sachkenner versichern, die glänzend schwarze Farbe ihres Haares einem kosmetischen Mittel verdanken, das bisher den berühmtesten der Pariser Haarkünstler noch immer ein Geheimniß ist. Diese wollten à tout prix der persischen Diplomatie das Geheimniß entlocken und eine wohlthätige Revolution in der Toilette hervorrufen.

Die vier prachtvollen Pferde, welche der Schah von Persien dem Kaiser Napoleon zum Geschenk gemacht, entspringen dem Stamme Tehi, der an Schönheit nur dem arabischen Stamme Nedsi nachsteht, dagegen an Kraft, Feuer und Muth alle andern Pferderacen übertrifft. Insbesondere wird ihre Rüstigkeit, Ausdauer und wunderbare Schnelligkeit gerühmt. Als Beispiel für die letztere erzählt man sich noch gegenwärtig in Teheran, daß Feth-Ali-Schah, der sich bei dem Ableben seines Vorgängers in Schiras befand und allen Grund hatte, nach Ispahan zu eilen, um die Krone nicht in die Hände eines Usurpators über-

gehen zu sehen, die Entfernung von 96 Meilen, welche Schiras von Ispahan trennt, in der fabelhaft kurzen Zeit von 24 Stunden mit einem und demselben Pferde zurückgelegt habe. Dieser Race gehören auch die beiden Pferde an, die im Stalle des Mufti von Ispahan gesattelt und gezäumt für Jesus Christus und den Propheten Abdallah fortwährend in Bereitschaft stehen. Nach den mohamedanischen Traditionen steht nämlich das Erscheinen einer Ausgeburt der Hölle auf Erden bevor; gleichzeitig mit dieser werden jedoch Christus und der Prophet Abdallah auf die Erde herabsteigen, den Dämon mit verhängten Zügeln verfolgen und wieder in den Abgrund der Hölle hinabstürzen.

Am 12. März wurden in Montfaucon Versuche mit einer neuen von Devisme erfundenen und namentlich zur Jagd auf große Raubthiere bestimmten Büchsenkugel angestellt. Dieselbe ist eine 8 Centimeter lange kupferne, mit Pulver gefüllte Hohlspitzkugel, am Grunde mit einer Hülle von Blei versehen, welche in die Züge des Gewehres genau einpaßt. Die Spitze bildet ein Piston, worauf ein Zündhütchen aufgesetzt wird. In den Körper des getroffenen Thieres eingedrungen, explodirt die Kugel, wie die erwähnten Versuche gezeigt haben, mit einer fast stets augenblicklich tödtlichen Wirkung.

Als Fenelon noch Almosenier bei Ludwig XIV. war, verwunderte sich der König an einem Sonntage nicht wenig, daß er anstatt einer zahlreichen Versammlung nur sich selber und den Prediger in der Kirche sah. — „Was soll dies bedeuten?" fragte der König. — „Ich ließ das Gerücht verbreiten, Sire," erwiederte Fenelon, „Euere Majestät besuchten heute die Kirche nicht, um Ihnen zu zeigen, wer hierher kommt, um seinem Gott zu dienen, und wer, um blos dem König zu schmeicheln!"

(Merkwürdige Jagd.) Lord Blington lud eine Gesellschaft zu einer Jagd, die in der Nähe von Florenz, wo bekanntlich kein Wild vorhanden ist, stattfinden sollte. Groß war die Ueberraschung der Erschienenen, als sie auf ein gegebenes Zeichen eine Menge kleinerer und größerer Aerostaten in verschiedenen Formen, als Hasen, Hirsche, Krokodile, Adler, Drachen ꝛc., sich in die Luft erheben sahen, und der Festgeber selbe als das zu erlegende Wild bezeichnete. Unter allgemeinem Gelächter begann das seltene Schußspiel, die getroffenen Flugstücke stürzten, da die ihnen beigebrachten Oeffnungen sie des Füllgases entleerten, herab und wurden von den zahlreichen Zuschauern aufgelesen. Ein Diner und Ball beschlossen die bizarre Belustigung.

Gemeinnütziges.

Leim erhält eine erhöhte Bindekraft, wenn man beim Kochen etwas gewöhnlichen Alaun oder venetianischen Terpentin zusetzt, ungefähr 1 Loth für 1 Pfund. Er verträgt dann eine größere Beimischung von Wasser. Da Leim binnen Jahresfrist um 100 pCt. gestiegen und voraussichtlich noch theurer wird, verdient dieses Material vollkommen eine aufmerksame ökonomische Behandlung.

(Aufbewahrung der Eier im Salzwasser.) Dr. Schubert legte im Sept. 1846 ein Ei in eine Auflösung von 1 Theil Kochsalz und 10 Theilen Wasser und öffnete es im April 1848, also nach 19 Monaten. Es unterschied sich im Aussehen, Geruch und Geschmack durchaus nicht von einem frischen Ei. Der Salzgehalt war kaum durch den Geschmack zu erkennen.

Worträthsel.

Hoch schreitet mein Erstes, und stolz einher,
Als wenn es der Herrscher auf Erden wär',
Es weiß seine Stimme den Donner zu wecken,
Und wo es weilet, da weilen die Schrecken.
Wollt ihr meines Zweiten Bedeutung entsiegeln?
Denkt euch eine Pforte von Lilien umblüht,
Mit purpurnen Angeln und elfernen Riegeln,
Aus welcher Wahres und Falsches zieht —
Wie ist es so gut zu mancher Frist,
Wenn diese Pforte geschlossen ist.
Begehrt ihr mit Ehren mein Ganzes hienieden,
So handelt gerecht, und lebet in Frieden.

Auflösung der viersylbigen Charade in № 119:

Ottomanen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 121. Freitag, 9. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Als Georg um acht Uhr in den Salon des Präsidenten trat, fand er hier außer der Familie noch zwei Damen: eine zarte, wunderschöne, ätherische Blondine von höchstens neunzehn Jahren, und deren Ehrendame, eine lebhafte Frau in den Fünfzigen mit markirten Zügen und einem leichten Hang zum Embonpoint, welcher ihre Ansprüche auf das Prädikat einer „noch immer hübschen Frau" sehr unterstützte.

„Fräulein Adeline von St. Cleur auf Weidenbach; Baronin Weiland. — Herr Georg v. Wilmar zu Liebfrauenau!" lautete die gegenseitige Vorstellung, welche die beiden jungen Leute betreten machte; denn obschon Nachbarskinder, schienen sie doch durch den blinden Haß ihrer Väter ebenso geschieden, wie ihre beiderseitigen Güter durch den Fluß.

Gleichwohl fand Georg einige schlichte, herzliche Worte zur Begrüßung der Nachbarin, in welchen zugleich die Hoffnung auf künftiges freundliches Einvernehmen sich aussprach. Adeline erwiederte bescheiden und herzlich, daß sie ihrer Seits gewiß hiezu aufrichtig die Hand biete.

„Wohlan denn, mein Fräulein!" sagte Georg mit seinem treuherzigen, offenen Wesen und bot ihr seine Rechte; „erfüllen Sie Ihr Versprechen buchstäblich und lassen Sie uns mit einem Händedruck den alten Groll unserer guten Väter begraben, deren Irrthum wir nur beklagen, nicht richten wollen! lassen Sie uns die freundnachbarlichen Bezüge für jetzt und künftig besiegeln. Gute Nachbarschaft gehört ja, wie unsere Voreltern zu sagen pflegten, ebenfalls mit zum täglichen Brod!"

„Ich schlage von ganzem Herzen ein!" entgegnete Adeline mit leichtem Erröthen und einem verklärten Lächeln und wagte jungfräulich scheu und züchtig dem Nachbar in die Augen zu sehen. Dieser Blick färbte ihre Wangen höher, und sie senkte das blaue Auge rasch wieder vor dem schwarzen, durchdringlich blickenden Georg's, dem sich auf ein Mal tausend Reize erschlossen, welche er nie so vereint gesehen zu haben wähnte.

Das Eis war gebrochen. Nach einer Stunde war es Adelinen wie Georg zu Muthe, als ob sie sich schon seit Jahren kennten, obwohl es ihre erste Begegnung war.

Die Baronin Weiland, Adelinens Duenna, war weit gereist und sprach gerne von sich und ihren Reisen. Sie war daher seelenvergnügt darüber, in Georg Jemanden zu treffen, mit welchem sie über ihre Anschauungen und Erfahrungen sich unterhalten und ihre Erinnerungen austauschen konnte. Georg hatte eine besondere Gabe, in solchen Fällen mit Anmuth zu hören und durch einige wenige anregende Bemerkungen, welche er einstreute, den Redefluß derartiger Ergüsse zu beleben und interessanter zu gestalten. Und die Baronin, welche, wie alle Damen von einem gewissen Alter, durch geistige Vorzüge glänzen wollte, verdankte ihm entzückt diese Gelegenheit, vor dem Präsidenten und seiner Familie ihre Vorzüge in's hellste Licht zu setzen. Georg selbst sprach, wie gesagt, nicht viel, aber dies Wenige war um so trefflicher, und seine bescheidene Weise entbehrte doch nicht jener Sicherheit und Gediegenheit, welche das Wesen und Wissen des Mannes vor dem der Frau auszeichnet. So oft er aber sprach, hatte er an Adelinen die aufmerksamste Zuhörerin, und ihr Blick hing so ganz voll Spannung an seinem Munde, daß sie ein Mal selbst über ihre Kühnheit erschrack, als ihr Auge demjenigen Georg's begegnete; sie senkte den Blick rasch und erglühte wie eine Dijonrose. Georg aber fühlte eine unsägliche Freude und ein stilles Behagen, als er diese stumme Hul-

digung bemerkte, und er suchte nun mehrmals Adelinen in die Unterhaltung hereinzuziehen, ohne jedoch die Baronin Weiland dies allzu sehr merken zu lassen. Seine gewinnende, bescheidene Weise ermuthigte das schüchterne junge Mädchen, und Adeline überwand rasch ihre Befangenheit und antwortete verständig auf die an sie gerichteten Fragen. Der Abend schwand nur allzu rasch für vier Personen: für die Baronin und Adelinen einer- und für den Präsidenten und Georg anderseits. Frau von Weiland und der Präsident gaben sich beim Abschied durch einen bedeutsamen Blick zu verstehen, daß sich hier ein in jeder Hinsicht einander ebenbürtiges Paar gefunden habe, daß diese beiden jungen Leutchen die trefflichste Parthie geben würden, die man land-auf land-ab finden könnte. Adeline gestand sich offen, daß ihr noch kein Mann so sehr gefallen und auf solch ungesuchte Weise imponirt habe, und der Zweifel, ob Georg schon vermählt sey oder nicht, verursachte ihr Herzweh. Georg dagegen wollte sich nicht verhehlen, daß Fräulein v. St. Cleur dem Ideale am Nächsten komme, dessen Bild oft die wachen Träume seiner Mußestunden erfüllt habe.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zwiebelkuchen.

Humoreske von A. v. Breitschwert.

Vor dem Thore des Städtchens T. liegt ein freundliches Häuschen in der Mitte eines von einer Mauer eingeschlossenen Gartens. Das Häuschen, an dessen schneeweißer Außenseite ein üppiger Weinstock bis unter den Vorsprung des Daches hinaufrankt, sieht in seiner Umgebung von Blumen und Gesträuchen so friedlich über die Gartenmauer zu den stolzen Häusern der Stadt und den beiden hohen Kirchthürmen empor, daß Jedermann glauben muß, es diene einem Philemon und einer Baucis zum glückseligen Aufenthaltsort. Dem ist aber nicht ganz so. Es ist von dem quiescirten Stadtaccisor Weidenbach und seiner Ehehälfte bewohnt. Wenn auch Ersterer sich vermöge seines sanftmüthigen Charakters zu einem Philemon eignete, so ist doch Letztere ganz und gar keine Baucis.

So schlimm, wie die selige Xantippe, ist sie gerade nicht. Ihr Hauptfehler ist eine gewisse Sparsamkeit, die nahe an Geiz gränzt, und diese Eigenschaft ruft hie und da kleine Auftritte hervor, die den sonst so glatten Strom ihres ehelichen Lebens zu unruhigen Wogen bringen.

Der Grund dieser Auftritte ist eine Liebhaberei ihres Ehemanns, der sich mit ihrem Sparsamkeitssinn nicht vertragen will, die Liebhaberei zur Blumenzucht. Die theuersten Blumen und Gesträuche schafft er sich an, Blumen, deren eine oft mehr werth ist, als ein ganzer Sack voll Kartoffeln, und das ist denn doch zu arg.

„Es ist eine Sünde," kann sie sagen, „jetzt, da Alles so theuer ist, noch Rosenstöcke zu kaufen, das Stück zu einem Kleinen, und Hyazinthenzwiebeln, das Stück zu einem preußischen Thaler."

„Laß mir doch meine Freude," versetzt er und zupft die dürren Blätter einer halbwelken Theerose ab, „die einzige Freude in meinen alten Tagen. Die Blumen sind meine Kinder."

„Das sind theure Kinder!" meint sie. „Sie essen nicht, sie trinken nicht, sie brauchen keine Kleider und doch kosten sie so vieles Geld."

„Aber sie riechen," erwiedert er rasch und hält ihr eine Rose dicht unter die Nase.

„Ach geh'!" ruft sie, sich wegwendend, „da gibt es wohlfeilere Wohlgerüche. Wenn ich für drei Kreuzer Rauchkerzchen kaufe und anzünde, habe ich mehr Wohlgeruch in meinem Zimmer, als Du in Deinem ganzen Garten."

„Sieh' nur, wie schön diese Kamellie da blüht!" erwiedert er, ihre Antwort ignorirend, „und diese Fuchsia."

„Sie wird Dich auch Deine Füchse gekostet haben."

„Es freut mich, daß Du zu Wortspielen aufgelegt bist, Friederike. Das beweist mir, daß Du es nicht so böse meinst. Brauchst Du nicht eine neue Haube?"

„Eine neue Haube? Nein — doch ja. Ich habe neulich eine bei der Putzmacherin gesehen, die gerade für mich paßt. Sie kostet nur zwei Thaler."

„Zwei Thaler — viel Geld. Doch kaufe ich sie Dir."

Und er kauft ihr die Haube und stellt damit den Frieden auf längere Zeit wieder her.

Eines Morgens, als Friederike in die Stadt gegangen war, um Einkäufe auf dem Wochenmarkt zu machen, trat ein fremder Samenhändler in die Wohnung des Stadtaccisers und bot ihm seine Waare zum Kaufe an. Der Händler hatte eine gar geschmeidige Zunge und war schon weit und breit in der Welt herumgekommen. Zwar schienen es nur gewöhnliche Zwiebeln zu seyn, die er aus seinem Packe herausnahm, aber er wußte die

Farbenpracht der Blüthen, die daraus entstehen würden, und ihre Wohlgerüche so herrlich zu schildern, daß dem Stadtacciser der Mund wässerte.

„Diese hier," sprach er, „blüht violett. Wie am Regenbogen das Blaue mit dem Rothen in tiefster Gluth verschmilzt, so, nur noch schöner, ist die Farbe dieser Blume. Diese hier ist schneeweiß und himmelblau, blau wie der sizilianische Himmel, diese orange, ihr Geruch gleicht dem Veilchengeruch in tausendfacher Potenz. Diese hier ist röthlich, wie die Wangen eines schönen Mädchens, diese kirschroth, wie ihre Lippen, diese goldgelb, wie das feinste kalifornische Gold."

Ehe sich's der Stadtacciser versah, hatte ihm der schlaue Samenhändler für fünfzig Thaler Zwiebeln angeschwätzt.

„Aber kann ich mich auf Ihre Worte verlassen?" fragte er ihn.

„Mein Herr, ich zahle Ihnen tausend Gulden Konventionsmünze für jedes Wort, das sich als unwahr herausstellt. Belieben Sie übrigens meine Papiere durchzusehen. Noch überall war man mit meiner Waare auf's Beste zufrieden."

Hiemit überreichte der Samenhändler seine Papiere. Der Acciser sah, daß sie in Ordnung waren, ließ sich die Zwiebeln sorgfältig in ein Körbchen thun und stellte dieses auf die Kommode. Dann öffnete er dieselbe, um das Geld zur Bezahlung des Samenhändlers daraus zu nehmen, bemerkte aber zu seinem Schrecken, daß in seiner Kasse vollständige Ebbe war. — Was beginnen? Das Schmuckkästchen seiner Frau, das in einer Schublade der Kommode bewahrt war, fiel ihm in die Augen und damit kam ihm der Gedanke, den Schmuck zu versetzen, um die Blumen bezahlen zu können.

„Meine Frau braucht den Schmuck doch nicht," dachte er, „und wenn ich wieder bei Kasse bin, löse ich ihn aus."

Er bat den Samenhändler, ihn zu dem Handelsmann Isaak Bär, der nicht weit entfernt in der Vorstadt wohnte, zu begleiten, steckte den Schmuck ein und sie machten sich auf den Weg.

Eben hatten sie die Thüre, welche aus dem Garten führte, hinter sich, als Frau Friederike mit ihrem Dienstmädchen, das einen Korb mit allerlei Vorrath trug, vom Wochenmarkt aus der Stadt zurückkehrte.

„Wo gehst Du hin?" fragte sie ihren Mann, der sonst nie zu dieser Tageszeit ausging.

„Ich muß geschwind einen Ausgang machen, komme bald wieder," sagte der Acciser, in einige Verlegenheit gerathend, denn der Schmuck in seiner linken Rocktasche zog in diesem Augenblick wie ein Centnerstein hinab.

„Nun, darf ich's nicht wissen wohin?" fragte Friederike.

„Nein."

„Wie, Du hast geheime Gänge?"

Einen Augenblick war der Acciser im Zweifel, ob er gestehen sollte. Aber der Gedanke, daß das ganze Kaufsgeschäft rückgängig und er der kostbaren Blumenzwiebeln verlustig werden könne, überwog.

Er sagte daher schnell: „Du wirst's später erfahren, jetzt habe ich keine Zeit," und entfernte sich mit dem Samenhändler. Bei Isaak Bär wurde der Schmuck um 50 Thaler versetzt und der Samenhändler ausbezahlt.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Wenn der Fremde von jenseits der Alpen nach Rom kommt, so erstaunt er über die Unzahl von Glocken und Glöcklein, welche an Sonn- und Festtagen von den Thürmen zur Kirche laden. Findet man sich zufällig zur Mittagsstunde auf dem Pincio oder in einem andern höher gelegenen Stadttheil, da ist's als würde die Luftschichte über Rom plötzlich zu einer ungeheuren Schallwelle voll klingender und summender Resonanzen. Doch nirgends versteht man die Glocken ihrer Bestimmung unwürdiger zu handhaben. Die meisten werden mit dem Hammer geschlagen, nicht geläutet, und dies in einer Weise, welche alles Ebenmaß, alle Harmonie zerstört. Bei dem großen Bedarf sieht man auch nicht so sehr auf eine den Wohllaut hebende Mischung beim Guß, so daß jene Wunderklänge, wie sie von alten gothischen Domen in Deutschland heruntersteigen, hier nie vernommen werden. Wie das Glockengeläute jetzt ist, nimmt es jedenfalls mehr als es gibt, denn es ist eine Spielerei, öfters ein wildes, tumultuarisches Durcheinander, das eher einem Sturm gleicht als einem Ruf zur Andacht. Nachdem vor Kurzem die Musik innerhalb der Kirchen vom Kardinalgeneralvikar auf die Liste der Reformanda gesetzt worden, soll nun auch die Reihe an die Glocken kommen, was nur ein Fortschritt wäre. Unser Schiller aber müßte ihnen vorher sagen, wozu die Glocke da ist. Und die

Italiener besitzen jetzt von einem Unbekannten eine ganz erträgliche Uebersetzung seines bezüglichen Liedes.

Zeichen der Zeit! Bei den deutschen Theaterdirektoren kommt es gegenwärtig in Gebrauch, daß sie sich gelegentlich der Korrespondenz mit Liebhabern, Liebhaberinnen, Soubretten, Tänzerinnen ꝛc. die Photographieen derselben beilegen lassen. Es wird also weder Kater, noch Katze im Sack gekauft und aus dem naturgetreuen Abklatsch der zu Engagirenden läßt sich ermessen, ob sie für die Verhältnisse des Ortes „taugen". Ein kluger Direktor wird immerhin gut thun auch noch ein bischen Retouche abzurechnen. Vielleicht stellt man die Photographieen noch öffentlich aus und heißt die Abonnenten abstimmen. Von Verstand und Talent lassen sich freilich keine Lichtbilder machen, dieselben würden auch häufig dunkel genug ausfallen; aber die Hauptsache ist beim Theater heutzutage ja doch die Aeußerlichkeit. „Formensinn" ist auch Bildung, sagt Herr v. Bock.

Großes Aufsehen erregt eine dieser Tage in Paris angekommene Bäurin aus dem Departement Seine und Marne, welche der Akademie der Wissenschaften vorgestellt werden soll. Dieselbe hütete vor einigen Tagen auf dem Felde eine Kuh, als ein Gewitter ausbrach, in Folge dessen sie unter einem Baum vor dem Regen Schutz suchte. Kaum befand sie sich unter demselben, als ein fürchterlicher Schlag erfolgte und der Blitz die Kuh erschlug, sie selbst aber betäubt zu Boden warf. Sie erholte sich wieder; allein als man sie entkleidete, zeigte sich auf ihrer Brust das vollkommene Bild der erschlagenen Kuh. Es kann dies nur die Folge einer Art von natürlicher Photographie gewesen seyn.

Petersburg. Der Helsingfors'schen Universität ist neulich ein „Student" gestorben, welcher wohl der älteste seines Standes in Europa war. Er zählte nicht weniger als 71 Jahre, lebte als Hagestolz und konnte sich nicht zum Abgange von der Hochschule entschließen.

In einem Stadtviertel Londons soll jetzt die Einrichtung getroffen werden, alle Lampen auf Straßen und Plätzen gleichzeitig anzuzünden, ohne daß ein Lampenanzünder nöthig ist. Es soll dieses durch Elektrizität bewirkt werden, die durch einen Draht geleitet wird, der mit jeder Lampe in Verbindung steht. — London wird jetzt von über 360,000 Gasflammen erleuchtet und sämmtliche Leitungsröhren haben eine Länge von 400 Wegstunden. Die Unterhaltung der Flammen erfordert jährlich nebst dem andern Brennmaterial 60 Millionen Centner Steinkohlen.

Gemeinnütziges.

(Reinigung der Fußböden, Fensterbekleidungen ꝛc.) Man pflegt gefirnißte Fußböden und mit Oelfarbe angestrichene Thüren, Fensterbekleidungen ꝛc. mit einem mit Seife eingeriebenen Lappen zu reinigen. Hiedurch wird zwar aller Schmutz hinweggenommen, aber zugleich Oelfarbe und Firniß angegriffen. Harte Seife und Soda sind in dieser Beziehung von gleicher Wirkung, und es ist zu bewundern, daß ein Mittel, welches so vorzügliche Eigenschaften besitzt, wie der Salmiakgeist, zu den angeführten Zwecken noch so wenig Anwendung gefunden hat. Verdünnt man den gewöhnlichen Salmiakgeist mit der sechs-, acht- oder zehnfachen Menge Regen- oder Flußwasser, je nachdem der Gegenstand oder seine Farbe mehr oder weniger Werth hat, und putzt mittelst eines Schwammes oder einer Bürste die angeführten Gegenstände ab, so erreicht man in kurzer Zeit eine vollständige Beseitigung des Schmutzes, ohne daß im Geringsten Firniß oder Farbe beschädigt würden. Selbst die feinsten Oelgemälde, wenn sie von Fliegen beschmutzt sind, kann man mit dem zehnfach verdünnten Salmiakgeist reinigen.

Buchstabenräthsel.

In einem Wort versammeln sich acht Brüder,
Durch deren erste Vier Gott in der heil'gen Schrift
Die Wahrheit offenbart, die unser Herz betrifft;
Auch singt nie ohne sie die Muse ihre Lieder.
Wer um Gewerb und Amt der Leute sich befragt,
Erfahret, was der letzten Fünfe Sinn besagt.
Die letzten Vier schenkt man dem Frauenzimmer
Als Flitterstaat zum Blendwerk — eiteln Schimmer.
Fern sey von uns, das Ganze jemand abzusprechen!
Doch sollt' es uns'rer Brüder einem je gebrechen,
(Man kennt ja die Gebrechlichkeit vom Menschenleben)
Ach! dann bedauert nur, daß Gott ihm dieses nicht gegeben.

Auflösung des Worträthsels in № 120:

Leumund.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 122. Sonntag, 11. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

3.

Wenn zwei junge Leute von unabhängigem Vermögen und geselliger Stellung einmal so weit sind, so gibt es dienstfertige Freunde genug, welche sich bemühen, alle Hindernisse einer ehelichen Verbindung aus dem Wege zu räumen und jenen unsichtbaren, magischen Kreis immer enger zu ziehen, in welchem jene Personen sich gleichsam um einander bewegen. Die Baronin fand plötzlich die Lage von Weidenbach so lieblich und den Spätherbst so schön, daß sie nicht nach der Residenz zurückkehren wollte, und Adeline bestärkte sie hierin und fühlte sich auf dem Lande weit gesünder. Der Präsident Weber hatte nun wegen der gemeinsamen Unternehmungen mit Georg so viel zu berathen und zu verkehren, daß er mindestens zwei Mal in der Woche nach Liebfrauenau hinausfuhr, und da er nun einmal in der Nähe war, konnte er doch Schloß Weidenbach und seine Bewohnerinnen nicht unbesucht lassen, und Georg mußte seinen Gast dorthin begleiten. Daraus erfolgten Gegenbesuche, gemeinsame Spaziergänge, um den beiden Damen die schönsten Punkte der Umgebung zu zeigen, Besichtigungen der verschiedenen Fabriken und Etablissements, welche die Damen unter Georg's Führung zu sehen wünschten, Zusammentreffen bei Nachbarn u. dergl. m. Kurzum, wie sich dies so macht: Zu Neujahr waren Georg v. Wilmar und Adeline v. St. Cleur ein glückliches verlobtes Paar. Jedermann freute sich über dieses Ereigniß, denn reine Neigungsheirathen sind ja in diesem Stande so selten, und was die Vorfahren Adelinens nicht zu erzielen gewußt hatten: die Wiedervereinigung der Herrschaften Weidenbach und Liebfrauenau, die einst ein Ganzes waren, das war jetzt, wenn auch in andrer Weise, zu Stande gekommen.

„Ich habe ein merkwürdiges Glück, meine süße Adeline!" sagte Georg zu seiner Verlobten. „Alle meine Unternehmungen gelangen mir seither, aber der größte Erfolg meines Lebens ist Dein Besitz! Ihn verdanke ich nur Fortunen, denn ich bin Deiner nicht würdig!"

„Ach frevle nicht, Georg!" erwiederte Adeline und warf sich an seinen Hals, „ich bin nicht werth, Dir die Schuhriemen aufzulösen; Du hast mich zu Dir erhoben, denn Du stehst himmelhoch über mir armem, einfachem Geschöpf, das Dir für all Deinen Geist, Deine Gediegenheit, Deinen edlen, hohen Sinn Nichts zu bieten vermag, als eine wahre, warme Liebe, die ..... für Dich sterben möchte, nur um Dir zu beweisen, wie theuer Du mir bist und wie dankbar ich Dir bin!"

Es lagen eine Innigkeit, ein Enthusiasmus in dieser gegenseitigen Verehrung, ein Wetteifer in diesem Ueberströmen der einen Seele in die andre, welche oft dem unbefangenen, tief ergriffenen Zuschauer eine bange Ahnung erweckte, eine derartige Leidenschaft sey zu rein, zu ideal für diese Welt.

„Gott gebe, daß es immer so bleibe!" sagte die Baronin eines Tages zu dem Präsidenten, als sie von ferne einem solchen Gespräche der Verlobten unter vier Augen, mit unverwandter Aufmerksamkeit unwillkürlich folgten, — „ich kenne Adelinen; wenn es je anders würde, es bräche ihr das Herz, und darum kann ich mich jetzt trotz aller Freuden der Thränen kaum erwehren!"

„Sie haben Recht," erwiederte Herr Weber; „auch mir macht es Grauen, diese unaussprechliche und doch so edle Leidenschaft zweier solchen Menschen zu sehen. Wäre Georg nicht so, wie ich ihn kenne, — müßte ich fürchten, daß seine ideale Verehrung nachlassen könnte, — so würde ich ihm

offen die Hand des Fräuleins versagt haben. Aber gerade weil ich von ihm keine Sinnesänderung erwarte, so bangt mir noch mehr: in dieser Liebe liegt etwas Verhängnißvolles, ein berauschendes verzehrendes Gift; ihre Fortdauer wird eher tödten, als ihr Aufhören!"

„Sie erschrecken mich noch mehr, anstatt mich zu beruhigen!" sagte die Baronin. „Leider fühle ich, daß Sie Recht haben: eine solche Schwärmerei für einander ist nicht für diese Welt! Und dieses zarte, ätherische, schwächliche Wesen Adeline — sie wird zuerst unterliegen!"

„Seltsamer Widerspruch, aber doch vielleicht wahr: Fräulein v. St. Cleur würde vielleicht durch eine andere Heirath, eine geistige oder moralische Mesalliance, glücklicher geworden seyn, als durch diese auf die reinste und uneigennützigste Neigung gegründete Verbindung!" sagte Herr Weber. — „Indeß, wer weiß, ob wir nicht aus lauter Zärtlichkeit und Fürsorge zu trüb sehen? Brautstand ist ja kein Ehestand! Mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt oft der schöne Wahn entzwei!"

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zwiebelkuchen.

(Fortsetzung.)

Friederike betrat ihre Wohnung mit grübelnden Gedanken über den geheimnißvollen Gang ihres Mannes. Sollte etwa eine heimliche Liebschaft im Spiele seyn? Eine solche Liebhaberei wäre doch noch ärger, als die mit den Blumen!

Indessen wurden die Zweifel an der Treue ihres Mannes durch einen andern Gedanken verdrängt, der sie lebhaft beschäftigte.

Sie hatte auf dem Wochenmarkt die Frau Stadträthin Knopf getroffen.

Diese erzählte ihr, daß heute Abend Unterhaltung und Tanz bei gutbesetzter Trompetermusik im Gasthof zum Kreuz stattfinden und daß die Frau Stadtzinkenistin Ohrenschmaus und die Frau Rathschreiberin Gänsekiel auch erscheinen werden.

Plötzlich erwachte in der Frau Stadtacciserin der jugendliche Wunsch, auch einmal wieder einen Ball zu besuchen, freilich nicht um zu tanzen, sondern nur um zu sehen und gesehen zu werden, und sie versprach der Frau Stadträthin Knopf in der sichern Hoffnung, daß ihr Alter Nichts dagegen haben werde, auch hinzukommen.

Dieser angenehme Gedanke beschäftigte die Frau Stadtaccisserin, als sie nach Hause zurückgekehrt war. Ein Hauptmotiv ihres Vorhabens war der Wunsch, mit der schönen Haube zu paradiren, die sie der Freigebigkeit ihres Gemahls verdankte.

„Ich bin zwar nicht mehr die Jüngste," dachte sie, „aber wenn ich mein neues Kleid anziehe, meine neue Haube aufsetze und meinen Schmuck anlege, dann getraue ich mir doch die Frau Stadträthin und die Frau Rathschreiberin und die Frau Stadtzinkenistin zu überstrahlen."

Das Erste war nun, ihren Schmuck aus der Kommode zu holen, um zu sehen, ob er noch in gutem Stande sey. Der Schmuck war aber, wie wir wissen, nicht in der Kommodschublade.

Sie öffnete nach und nach alle Schubladen und Fächer der Kommode, der Schmuck war nirgends zu finden.

Sie stieg auf einen Stuhl und sah nach, ob er nicht etwa oben auf der Kommode liege. Da war Nichts, als ein Korb mit Zwiebeln, wie ihr schien, ganz ordinären Zwiebeln.

„Wie kommen die Zwiebeln da herauf?" sagte sie zu sich selbst. „Das gehört doch nicht auf eine Kommode. Gewiß hat sie die dumme Magd hierher gestellt."

Sie nahm den Korb mit Zwiebeln und trug ihn in die Speisekammer, nach ihrer Meinung der passendste Ort für solche Küchenutensilien.

Der Acciser kehrte inzwischen nach Hause zurück, und die erste Frage seiner Ehehälfte war: „Weißt Du Nichts von meinem Schmuck? In der Kommode ist er nicht."

Beinahe hätte den Acciser ein Schlag getroffen. War er schon verrathen?

Kaum vermochte er die Worte hervorzubringen: „Nun, verloren wird er nicht seyn."

„Das hoffe ich auch," sagte sie, „aber verlegt ist er. Du weißt also Nichts von meinem Schmuck?"

Der Acciser suchte auszuweichen. „Warum fragst Du denn plötzlich nach Deinem Schmuck?" sagte er.

„Ach," sagte sie, mit ihrem Anliegen hervorrückend, „auf dem Wochenmarkt habe ich die Frau Stadträthin Knopf getroffen. Die erzählte mir, heute Abend sey Ball im Kreuz und sie komme hin und die Frau Rathschreiberin und die Frau Stadtzinkenistin, ob ich nicht auch komme? So gut die auf den Ball gehen können, dachte ich, kann ich es auch, und ich sagte zu. Du gehst mit, Alter, nicht wahr?"

Der Acciser zuckte die Achseln, was eine stillschweigende, wenn auch unfreiwillige Einwilligung bedeutete.

„Aber ohne meinen Schmuck gehe ich nicht!" fuhr sie fort. „Der Schmuck muß herbei, und

wenn ich das ganze Haus von unterst zu oberst kehren müßte. Apropos, wo bist Du so eben gewesen?"

Der Acciser schwieg verlegen.

„Hast Du Geheimnisse vor mir?" fragte seine Gattin.

„Ach nein — Du sollst später Alles erfahren, aber —"

„Was soll dieses Aber?"

Ein Klopfen an der Thüre erlöste den Acciser aus seiner tödtlichen Verlegenheit.

Der wohlgenährte Schulmeister Blaumann aus L. trat freundlich lachend herein und begrüßte den Acciser. Der Schulmeister war ein leidenschaftlicher und geschickter Blumist, der den Acciser hie und da in Blumenangelegenheiten besuchte. Daneben war der Schulmeister, wie schon sein vollkommenes rothes Gesicht zeigte, ein Freund der Genüsse des Gaumens, und es verstand sich ganz von selbst, daß ihm der Acciser jedes Mal, so oft er ihn besuchte, mit einem tüchtigen Imbiß aufwartete. — Die letzten Worte seiner Frau absichtlich überhörend, eilte ihm der Acciser sichtlich erfreut entgegen, bewillkommnete ihn und bat ihn, ihm sogleich in den Garten zu folgen und seine herrlich blühenden Rhododendren, Azaleen und Kamellien anzustaunen. Seine Frau ersuchte er im Abgehen, ein gutes Frühstück für den Schulmeister zu bereiten.

Eine gute Stunde lang hatten sich die Blumisten im Garten aufgehalten und an den Blumen satt gesehen, satt gerochen und satt gesprochen, da ermahnte den Schulmeister ein Knurren seines Magens daran, daß auch dieser das Bedürfniß der Sättigung fühlte. Er machte den Acciser darauf aufmerksam, und dieser führte ihn in die Wohnstube, wo ein Tisch mit blankem Tischtuch bedeckt war. Zwei Flaschen rothen Weines standen darauf und blinkten den Schulmeister freundlich an, der diesen Gruß seinerseits mit wohlgefälligem Blinzeln erwiederte. Man setzte sich und die Frau des Hauses trug auf: ein Paar gebratene Täubchen, einen tüchtigen Schinken nebst Zugehör, zuletzt einen Zwiebelkuchen, denn das war des Schulmeisters Lieblingsgericht.

Dem Schulmeister mundete Alles vortrefflich. Es war lustig zuzusehen, wie seine Kauwerkzeuge arbeiteten. Der Mund zog sich bald zusammen, bald erweiterte er sich, bald näherte er sich dem rechten, bald dem linken Ohr, bald der Nase, bald dem Kinn. Die Zunge drang hie und da schnalzend aus demselben hervor und machte nach jedem kräftigen Schluck aus dem Glase einen zweimaligen Kreislauf im Cirkus seines Gaumens, um den Geschmack so lange als möglich festzuhalten.

So war es kein Wunder, daß der Schulmeister und der Acciser heute etwas mehr als gewöhnlich tranken, bald recht heiter und guter Dinge wurden und sich aus den Zeiten ihrer Jugend manchen Schwank zum Besten gaben.

Friederike schien sich an den Späßen des Schulmeisters höchlich zu ergötzen, indem sie die sonst so strengen Falten ihres Gesichtes häufig zu einem Lächeln verzog und dem Acciser schien jetzt der geeignete Zeitpunkt gekommen, mit seinem Geständniß, daß er ihren Schmuck versetzt, herauszurücken, denn gestehen mußte er es ihr doch einmal.

Er hustete und fing an: „Liebe Frau, ich habe nun einen Spaß zu erzählen, der Dich ganz speciell angeht."

„Nun?"

„Während Du heute Deinen Schmuck in der Kommode gesucht hast, habe ich ihn bei dem Juden Isaak Bär um fünfzig Thaler versetzt."

Der Acciser nahm nach diesen Worten schnell das Glas an den Mund, that einen langen Zug und betrachtete dabei ängstlich die Gesichtszüge seiner Gattin.

„Meinen Schmuck versetzt? und dazu noch bei einem Juden? das ist wirklich im höchsten Grad unartig!" rief Friederike aus.

„Verzeihe," fuhr der Acciser fort, „ich will Dir den ganzen Hergang erzählen." Und nun erzählte er ihr den ganzen Zwiebelhandel von A bis Z.

„Aber fünfzig Thaler für Blumenzwiebeln auszugeben, warst Du von Sinnen?"

„Ganz nicht, aber halb," antwortete der Acciser „Wer sollte denn da nicht von Sinnen kommen, wenn man von Hyazinthen hört, die violett wie der Regenbogen, blau wie der sicilianische Himmel, goldgelb wie das kalifornische Gold, roth wie die Wangen eines schönen Mädchens blühen?"

„Bst — schweig, ich will nichts mehr hören. Wo sind die Zwiebeln?"

„Ich habe sie in einen Korb gethan und diesen auf die Kommode gestellt —" sagte der Acciser mit einem Blick auf die Kommode. „Der Korb steht nicht mehr oben. Hast Du ihn vielleicht weggeräumt, Friederike?"

Sie erblaßte.

„Der Korb? die Zwiebeln? auf der Kommode? das wäre ja schrecklich!"

„Was kommt Dich denn an, liebe Friederike? Du bist blaß, zitterst, bist Du unwohl?" fragte der Acciser.

„Mensch!" rief sie, „Bösewicht! Deiner Unthat ist die Strafe auf dem Fuße gefolgt. Ich habe

jene Zwiebeln, die auf der Kommode standen, wo sie gar nicht hingehörten, in die Speisekammer gebracht, da ich sie für ganz ordinäre Zwiebeln hielt und —"

„Und?"

„Und habe den Zwiebelkuchen davon gemacht, den wir soeben verzehrten."

„Aus meinen Blumenzwiebeln einen Kuchen gemacht! Alle Teufel!"

Friederike gab sich stiller Verzweiflung hin.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Aus Boston, 6. August, wird gemeldet: Vor wenigen Tagen erlebten wir hier einen der außerordentlichsten Rechtsstreite, von welchem wir je gehört haben. Eine modisch-gekleidete Dame wurde von einem Polizei-Offizianten in der Straße verhaftet und vor Gericht geführt, weil sie mit ihrer Kleidung die Seitengänge der Straße (Trottoir) sperre. Der Richter wollte nicht erlauben, daß die Sitzung hinter verschlossenen Thüren gehalten wurde, vielmehr die Sache öffentlich behandelt wissen. Die Angeklagte mußte zur Hauptpforte gerade vor den Richter geführt werden, da ihr Anzug den Seitenweg, wie den Sitz im Behälter des Angeklagten unmöglich machte. Der Gerichtshof erklärte, daß es kein Gesetz über die Ausdehnung der Crinoline-Kleider gäbe, daß aber die Zeugenaussagen über die Sperrung des Weges maßgebend und zur Warnung einstweilen die Strafe von 5 Dollars auferlegt sey. Die Dame zahlte diese Strafe und entfernte sich mit dem Lächeln der Verachtung auf den Lippen.

In Lyon stieß Abends auf dem Trottoir des Präfekturplatzes ein Seminarist an eine Dame, die in Stahl und Fischbein ging und bedeutenden Raum einnahm. Als die Dame laute Klage über ihr beschädigtes Kleid erhob, entgegnete der junge Mann trocken: „Ich habe blos an den Käfig gestoßen und hätte nicht geglaubt, daß ich den Vogel dadurch so laut zum Schreien bringen würde." — Allgemeines Gelächter unter den zahlreichen Spaziergängern.

Hr. Prof. Hoffmann in Gießen hört das Gras wachsen. Er mißt in möglichst kleinen Zeitabständen den Umfang der Blätter, die Stengel, merkt sich das Oeffnen der Knospen und Blüthen, das Reifen der Früchte, das Welken des Laubes an und entwirft hierüber große und genaue Tabellen, aus denen sich ziemlich und deutlich ersehen läßt, wie Licht, Wärme, Feuchtigkeit ꝛc. auf das Wachsthum einwirken. Den Haupteinfluß auf die Entwicklung der Pflanzen haben nach ihm Wärme und Feuchtigkeit, weniger das Licht. Kühlt sich die Temperatur unter Null ab, so steht das Wachsthum für einige Tage still, wenn nämlich die Pflanze nicht ganz erfriert. Er hat auch gefunden, daß in keinem Jahre, welches weniger als 34 Sonnentage zählt, ein guter Wein erzeugt werden kann.

In der Propaganda Fide zu Rom wird jedes Jahr von den Schülern, welche aus allen Theilen der bewohnten Erde dort zusammen kommen, um sich für die Verbreitung des Glaubens vorzubereiten, ein Sprachen-Fest gefeiert, welches von großem Interesse ist. Musik und eine lateinische Ansprache eröffnete heuer die Feier. Dann sprachen oder sangen (am 11. Januar) 49 Alumnen ihre religiösen Lobreden. Man hörte Hebräisch, Chaldäisch, Syrisch, Arabisch, Armenisch, Chinesisch, Georgisch, Persisch, die Sprache der Kopten von Theben und Memphis in Aegypten, Sudanisch, Alt- und Neugriechisch, Latein, Französisch, Deutsch, Spanisch, Portugiesisch, Italienisch, Englisch, Schottisch, Irisch, Räthisch, Holländisch, Isländisch, Dänisch, Illyrisch, Albanesisch, Polnisch, Ungarisch, Walachisch, Ruthenisch, endlich aus Oceanien (den Inseln der Südsee) die Dialekte von Uvea und Fortuna.

Charade.

(Viersylbig.)

Wo die Ersten froh erschallen,
Wird es dir gar wohl gefallen.
Wo die Letzten sich entfalten,
Wirst du gerne Sitzung halten.
Und das Ganze weiß die Freuden
Zu vereinen von den Beiden.

Auflösung des Buchstabenräthsels in № 121:
Verstand.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 123. Dienstag, 13. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Im darauffolgenden Juni war die Hochzeit; Georg verschmähte es, der allgemeinen Mode folgend, eine Hochzeitsreise zu machen. Er verbrachte seinen Honigmond auf Weidenbach und erst im Hochsommer führte er seine junge Frau auf Liebfrauenau ein und erschloß ihr hier ein Paradies. In aller Stille war hier das Herrenhaus umgebaut und so verschönert worden, daß es der herrlichste Landsitz der ganzen Provinz war. Die alten Klostergebäude waren in der ursprünglichen Reinheit ihres gothischen Baustyls wieder hergestellt und von jedem störenden An- und Einbau befreit worden; zwischen ihnen und dem Herrenhaus prangte ein herrlicher Garten; vor dem Herrenhause erstreckte sich über die ganze Hochfläche des Hügels ein schöner Park, und die Terrassen des Hügelhanges zeigten die seltensten erotischen Pflanzen. Ein geräumiger Pavillon von zwei Stockwerken, welcher mit dem Herrenhause durch einen bedeckten Gang mit Glasdach in Verbindung stand, enthielt einen Gartensalon und ein zum Weingarten umgeschaffenes Gewächshaus. Pumpwerke hoben eine bedeutende Wassermasse aus dem Flusse auf die Höhe, um die Fontainen und Wasserkünste zu speisen — kurzum, Alles, was nur das Raffinement eines feinen ästhetischen Sinnes und einer reichen Phantasie ersinnen und eine blinde Freigebigkeit ausführen konnte, war hier aufgewendet worden, um ein kleines Eden für ein einziges Menschenpaar zu schaffen, welches hier nur sich selber leben wollte.

Wenn Adeline ihren Gatten nicht zuvor schon mit so viel Schwärmerei geliebt hätte — der Anblick dieser Herrlichkeiten, die er für sie geschaffen, wäre im Stande gewesen, ein dankbares, eindrucksfähiges Gemüth zu solcher Schwärmerei zu begeistern! Und bildsam und eindrucksfähig war Adelinens weiches Wesen. Ihre körperliche Zartheit war nur ein Abglanz ihrer geistigen. Sie hatte keinen eigenen Willen; sie konnte sich aber mit ganzer Hingabe einem fremden Willen unterordnen und anbequemen. Sie war einer prachtvollen Pflanze zu vergleichen, welche sich jedoch um einen starken Stamm winden muß, um recht zu gedeihen — die ihre Schönheit desto mehr entfaltet, je höher der Stamm ist, welcher sie trägt und stützt. Aber gerade diese Gefügigkeit, dieses Anschmiegen an Georg, seine Ansichten, Beschäftigungen ꝛc. waren es, was sie selbst in solch schönem, seltenem Lichte erscheinen ließ. Das Doppelleben des Geistes, welches Georg führen mußte, hätte eine energischere Natur, als diejenige Adelinens war, nicht so zu theilen gewußt, sie müßte denn ihm ganz ebenbürtig und gleich begabt gewesen seyn. Die Morgenfrühe gehörte ihm unverkümmert, und er lebte dann den Musen; was er las, das las er laut, und dieser Genuß, den Adeline mit ihm theilte, zu dessen vollem Werth er durch Beantwortung ihrer Fragen und Erkundigungen sie erheben mußte, war für ihn ein doppelter. Was er dichtete und schuf, das las er Adelinen vor, und in dem Eindruck, welchen es auf sie machte, genoß er vornweg seinen schönsten Lohn. Dann aber, nach dem Frühstück, trat des Lebens Prosa an ihn heran; er vertauschte das trauliche Studierstübchen hinter den blumenumrankten Fenstern mit dem Geschäftszimmer; er mußte den weichen Jünger der Musen ausziehen oder unter dem Harnisch des Geschäftsmannes bergen, Berichte anhören, Rath ertheilen, anordnen, leiten, loben, tadeln, anregen, Briefe lesen und beantworten, die Beziehungen nach Außen verfolgen und erweitern. Aber seine ernste, oft krause Stirne war Adelinen nicht minder lieb, als seine heitre, vom Widerschein eines geistigen

Genusses verklärte Miene, und sie ließ es sich nicht nehmen, schon vom ersten Tage ihres Einzuges auf Liebfrauenau an ihm auch hier zur Seite zu seyn; sie ruhte nicht, bis er ihr erlaubte, ihm dort und da zu helfen, die erledigten Briefe zu registriren, die Ausfertigungen zu vertheilen, seine abgehenden Antworten mit ihrer wunderschönen kupferstichfeinen Hand zu kopiren und ihm die eintreffenden Briefe zu öffnen. Diese geräuschlose, demüthige, unausdringliche Geschäftigkeit, über welche Georg Anfangs im Stillen nicht minder gelächelt hatte, als seine Buchhalter und Bureaugehülfen, übte aber schon nach wenigen Tagen einen so anmuthigen Zauber, daß es die Personen in Adelinens Nähe unwillkührlich bedünken wollte, als sey sie eine Art guten Genius, der Aller Wirken eigentlich erst rechten Segen und Weihe geben müsse.

„Ach, bitte, laß mich doch gewähren!“ sprach sie, wenn Georg, Ermüdung für sie fürchtend, sie vom Schreibtische wegschicken wollte; „bin ich nicht bei Dir, so sterbe ich vor Langeweile, und der heiterste Sonnenhimmel erscheint mir von Wolken umhangen. Wenn Du mich liebst, so laß mich um Dich seyn!“

Und so hielt sie denn bei ihm aus, bis die Geschäfte des Tages erledigt waren, was oft bis zur Tischzeit um fünf Uhr währte. Wenn alsdann sein Pult zuklappte, so hüpfte Adeline zur Thüre, die in die große Geschäftsstube hinausführte und verschloß sie. Und er küßte dann die kleinen Tintenspuren an den winzigen Fingerspitzen und scherzte und schäckerte mit ihr, wenn sie zum Lavoir eilte und mit ihm die Spuren nützlicher Thätigkeit von den Fingern entfernen wollte. — Auch auf den Rundgängen in den beiden Fabriken, welche Georg noch für sich behalten hatte, und auf dem Landgute, das er selbst bewirthschaftete, kam Adeline nicht von seiner Seite und merkte mit gelehrigem Fleiße auf Alles. Ueberall machte ihr Erscheinen den wohlthuendsten Eindruck, und das Personal der Arbeiter und Gehülfen war von dieser Frau nicht minder entzückt, als der kleine Kreis von Gästen und Freunden, welche sich von Zeit zu Zeit auf dem Schlosse einfanden. Alles, was sie von Georg hörte und lernte, das bewahrte ihr treues Gedächtniß. Was ihrem Geist überhaupt durch Gespräch oder Lektüre zugeführt wurde, das hatte nur Werth für sie, wenn es ihr so zu sagen durch Georg's Interesse oder Bewilligung bewährt wurde. Die botanische Terminologie der Schätze ihres Gartens und Gewächshauses ward ihr, durch Georg's Beantwortung ihrer Fragen, eben so vertraut, wie die Praxis und Terminologie der technischen Gewerbe, mit welchen sie an seiner Seite in Berührung kam.

So ward Adeline das Wunder der ganzen Gegend, und es machte manchem adeligen Herrn und mancher exklusiven Châtelaine der Provinz Spaß, gelegentlich einmal Vormittags im Geschäftszimmer auf Liebfrauenau vorzusprechen, um einen Lieferungsakkord über Runkelrüben für Georg's Fabrik abzuschließen, oder eine Garnitur Tapeten zu bestellen, nur um die kleine Frau Wilmar, wie sie sich jetzt nach Georg's Beispiel (der seinen leonischen Adel nie geltend machte) nannte, im einfachen schwarzen Seidenkleid mit den Schreibärmeln in Georg's Kabinet sitzen zu sehen.

(Fortsetzung folgt.)

Ein Zwiebelkuchen.

(Fortsetzung.)

„Einen Zwiebelkuchen für fünfzig Thaler haben wir verzehrt, Herr Schulmeister,“ sagte der Acciser mit bittrem Lachen. „Nun, wie hat er Ihnen geschmeckt?“

Der Schulmeister blickte schmunzelnd auf das letzte Stück des verhängnißvollen Kuchens, das vor ihm auf dem Teller lag.

„Ausgezeichnet, vorzüglich,“ sagte er, „einen Kuchen aus Blumenzwiebeln, der fünfzig Thaler kostet, bekommt man nicht alle Tage. Der römische Kaiser Heliogabalus“ — bei diesem Worte arbeitete seine Zunge noch heftiger, als wenn er einen Schluck Wein nahm — „hat zwar Pfauenzungen, Hahnenkämme und Kameelsfersen in großen Quantitäten verzehrt, aber daß er auch Zwiebelkuchen von kostbaren Blumenzwiebeln gegessen habe, lehrt die Geschichte nicht. Wir haben also heute gewissermaßen üppiger gelebt, als der römische Kaiser Heliogabalus.“

Er schnalzte mit der Zunge, biß ein Stückchen von dem Rest des Zwiebelkuchens ab, aß es, wie man sagt, mit Verstand und setzte dann einen tüchtigen Schluck Wein darauf.

„Der Teufel hole die Geschichte!“ polterte der Acciser. „Mir kommt es schon vor, als ob die Hyacinthen mir im Magen aufgingen und wüchsen mir zum Mund, zu der Nase und zu den Ohren heraus, violett, himmelblau, schneeweiß, goldgelb und rosa.“

„Mich ärgert nichts," sagte Friederike, „als daß wir nun nicht auf den Ball gehen können, denn erstens ist mein Schmuck versetzt und ohne Schmuck gehe ich nicht auf den Ball, und zweitens sind fünfzig Thaler zum Fenster hinausgeworfen. Dafür hätten wir auf fünfzig Bälle gehen können."

„Wer hat sie hinausgeworfen? Du oder ich?" fuhr sie der Acciser an.

„Du, denn Du hast ganz unnöthiger Weise die Zwiebeln gekauft."

„Und Du hast sie ganz unnöthiger Weise von der Kommode, wo sie gut standen, weggenommen und zu einem Kuchen verbacken. Hättest Du das bleiben lassen, dann wären die fünfzig Thaler nicht zum Fenster hinaus- oder vielmehr in unsere Mägen hinabgeworfen worden."

Bei diesen Worten that der Schulmeister wieder einen kräftigen Biß in den Zwiebelkuchen.

Der Acciser und seine Frau stritten noch eine Zeit lang so fort. Da klopfte es an der Thüre und herein trat ein Polizeicommissär.

Nach kurzem Gruße fragte er: „Ist heute nicht ein fremder Samenhändler hier gewesen?"

„Ja."

„Hat er Samen an Sie verkauft?"

„Ja, für fünfzig Thaler Zwiebeln."

„Der Samenhändler wurde als Betrüger gefänglich eingebracht," fuhr der Commissär fort, „da er im Verdacht ist, ganz gewöhnliche Gartenzwiebeln für echte holländische Blumenzwiebeln verkauft zu haben."

„Er hat mich betrogen? Gott sey Dank! dann werde ich also meine fünfzig Thaler wieder bekommen?" sagte der Acciser.

„Und ich meinen Schmuck!" rief die Acciserin.

„Die fünfzig Thaler waren noch in seinem Besitz," sagte der Commissär, „und ihre Rückerstattung wird keinem Anstand unterliegen, wenn der Beweis des Betrugs hergestellt ist. Hiezu bedarf ich der Zwiebeln, die er an Sie verkaufte. Wo sind sie?"

„Sie wollen die Zwiebeln, Herr Commissär?"

„Ja doch."

„Da kann ich leider nicht dienen. Es ist mir unmöglich, sie herzugeben."

„Wo sind sie denn?"

„Sie sind besorgt und aufgehoben."

„Haben Sie sie vielleicht schon gesteckt?"

„Ja, so tief, als es vom Mund in den Magen ist."

„Dann muß man sie wieder ausgraben."

„Dafür danke ich. Das würde uns Allen das Leben kosten."

„Sie scheinen scherzen zu wollen. Hiezu habe ich keine Zeit. In allem Ernste sage ich Ihnen, geben Sie die Zwiebeln heraus, oder —"

„Wie kann ich sie denn herausgeben? Wir haben sie ja so eben erst verspeist."

„Wie, Sie haben für fünfzig Thaler Zwiebeln verspeist? Mein Herr, ich sage Ihnen wiederholt, daß ich nicht hier bin, um schlechte Witze anzuhören."

„Auf Ehre, meine Frau hat einen Kuchen daraus gemacht, und wir haben ihn mit unserm Gast hier, Herrn Schulmeister Blaumann, verzehrt. Er war recht gut. Nicht wahr, Herr Schulmeister?"

„Ausgezeichnet, vortrefflich," sagte der Schulmeister, nahm einen Bissen und that einen Schluck.

„Mein Herr," sagte der Commissär, „ich habe des Spasses satt. Geben Sie die Zwiebeln heraus."

„Ich kann nicht."

„Da weiß ich Rath zu schaffen," sagte der Commissär, öffnete die Thüre und rief einen Gensdarmen herein.

„Führen Sie diesen Herrn auf die Wache. Er ist mein Gefangener wegen beharrlichen Ungehorsams und Mißachtung des obrigkeitlichen Ansehens."

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Als Bonaparte — erzählt Marschall Marmont im ersten Bande seiner vielfach angefochtenen Denkwürdigkeiten — sich nach Toulon begeben wollte, um den Oberbefehl über die nach Aegypten bestimmte Armee zu übernehmen, reiste er mit Madame Bonaparte, Bourrienne, Duroc und Lavalette in einer sehr großen und hohen Berline, auf der sich oben eine Wache befand. Um Marseille nicht zu berühren, wo er wahrscheinlich aufgehalten worden wäre, schlug er von Aix einen nähern Weg über Roquevaire ein, auch eine Hauptstraße, aber minder frequent als die andere. Die Reise ging die ganze Nacht hindurch. Plötzlich wird der Wagen auf einem Abhange, den er mit reißender Geschwindigkeit hinunterfährt, durch einen heftigen Stoß aufgehalten. Alle darin Sitzenden erwachen davon; man beeilt sich auszusteigen, um die Veranlassung dieses Vorfalls zu untersuchen

und findet, daß ein in gleicher Höhe mit der Decke des Wagens über die Straße hereinragender starker Baumast die Veranlassung des unerwarteten Aufenthalts geworden. Zehn Schritte weiter hin am Fuße des Abhangs war den Tag zuvor die Brücke über einen tiefen Bergstrom, den man passiren mußte, eingestürzt, wovon noch kein Mensch wußte, und der Wagen wäre unfehlbar hinabgestürzt, hätte jener Ast ihn nicht am Rande des Abgrunds zurückgehalten. Zeigt sich da nicht die Vorsehung? sagt Marmont; war es Bonaparte nicht erlaubt zu glauben, daß sie über ihn wache? Und was wäre ohne diesen Baumast, der so eigenthümlich gewachsen und dabei von hinreichender Stärke, um Widerstand zu leisten, aus dem Eroberer Aegyptens, aus dem Besieger Europas, aus dem Manne geworden, dessen Macht sich fünfzehn Jahre lang über die ganze Welt verbreitete?

Ein geniales Mittel, Kunden anzuziehen. Ein junger Belgier, Namens Louis Vanden Dale, etablirte in der Rue du Faubourg St. Antoine, dem volkreichsten Viertel von Paris und gewissermaßen dem Centrum der belgischen Kolonie, ein großes den Brüsseler Faro-Bier-Liebhabern bestimmtes Etablissement. Um sich sogleich eine zahlreiche Kundschaft zu sichern, verfiel der junge Belgier auf ein sehr sinnreiches Mittel. Er nannte sein Etablissement „zur goldenen Wurst" und verfährt dem Namen seines Schildes genau entsprechend. In der That befindet sich unter 50 Würsten, welche in der Bierschenke verabreicht werden, Eine, worin ein 5-Frank-Gold-Stück eingefüllt ist. Man kann sich keine Vorstellung von der Menge von Bratwürsten machen, die in dem Etablissement verzehrt und à domicile geholt werden, in der Hoffnung, die Goldspendende zu erwischen, wobei es sich von selbst versteht, daß die Würste mit einer verhältnißmäßigen Zahl Kannen Bier hinabgespült werden. Kurzum seit Eröffnung der „goldenen Wurst" ist der Zudrang so groß, daß zur Aufrechterhaltung der Ordnung ein Polizei-Sergeant anwesend seyn muß und die Konsumation von einer Woche ergab mehr als 1000 Litres Faro-Bier pr. Tag. Der erfinderische Belgier denkt bereits an Errichtung einer Sukkursale.

Marschall Canrobert wurde, wie Fama erzählt, auf einem der Tuilerienfeste von einer Dame gefragt, wie sie ihm in der Crinoline gefalle, welche sie an jenem Abend trug. „Ganz vortrefflich, Madame," erwiederte lächelnd der Marschall; „für mich hat diese Tracht etwas ganz besonders Anziehendes. Sie erweckt in mir die Erinnerung an einen Gegenstand, der mir einst sehr werth gewesen und das Ziel meines irdischen Strebens umschloß." — „Halten Sie ein!" fiel ihm die Dame in das Wort; „oder kommen Sie schnell zum Schluß Ihrer Rede: Sie stellen meine Neugier auf eine zu harte Probe. Ich brenne darauf, den Gegenstand zu kennen, der Sie mit solchem Feuer zu erfüllen vermag und durch meine unschuldige Crinoline in Ihr Gedächtniß zurückgerufen wird. Geschwind, Herr Marschall, nennen Sie den Gegenstand!" — Der Marschall lächelte wieder und sagte dann trocken: „Es ist mein ehemaliges Zelt als Oberbefehlshaber in der Krim. Einer Dame in der Crinoline darf nur noch ein Fähnlein auf das Haupt gesetzt werden und ich würde glauben, mein Zelt sey lebendig geworden und zu mir hergewandelt nach Paris."

Unlängst hat in London eine Auktion von 243 Ballen Faserstoffe stattgefunden, welche die ostindische Kompagnie versuchsweise importirt hat. Nach dem Geschäftsbericht von Robinson und Flemming kommt der Hanf vom Himalaya beinahe dem russischen an Güte gleich. Auch zeigten die Proben von chinesischem Gras starke Konsistenz. Doch müßten die verschiedenen Faserstoffe aus Indien erst als Taue oder Tuch verbraucht werden, bevor man sie zu Papier verarbeitet, weil sie sonst nicht die Kosten lohnen würden. Ueberhaupt scheint die Hoffnung, ein Papiermaterial von derselben Wohlfeilheit wie Lumpen aufzufinden, ganz chimärisch.

Charade.

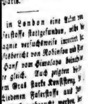
Die erste Sylbe trennt,
Die zweite Sylbe höhnet;
Doch wer das Ganze kennt,
Vereinet und versöhnet
Zwar nur im Morgenland
Das Höchste aller Wesen
Mit sich. Und wer es fand,
Kann es auch rückwärts lesen.

Auflösung der viersylbigen Charade in № 122:

Liedertafel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

nag und durch meine unab…
r Gedächtniß zurückgerufen …
Marschall, nennen Sie den …
Der Marschall lächelte wieder …
en: „Es ist mein ehemaliger …
aber in der Krim. Einer …
darf nur noch ein Fähnlein …
t werden und ich würde gleich…
endig geworden und zu mir …
Paris."



in London eine …
serstoffe stattgefunden, …
agnie versuchsweise …
ftsbericht von Robinson und …
Hanf vom Himalaya …
e gleich. Auch zeigten …
m Grad starke Konsistenz …
iedenen Faserstoffe und …
r Tuch verbraucht werden, …



Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 125. Sonntag, 18. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Georg führte seine Frau wieder in die Heimath; die kleine Georgine, welche gerade in dem Maßstabe gedieh, wie die Mutter ihre Kräfte schwinden sah, beschäftigte Adelinens Gedanken sehr. Es ward eine Bonne für die Kleine gesucht; eine gebildete, gemüthreiche Frau, deren Kinder der unerbittliche Tod hinweggerissen bis auf einen einzigen Sohn, trug unter einer Menge von Bewerbern den Sieg davon und trat die Stelle an. Frau Hind war mehrere Wochen lang um ihre kranke Gebieterin, welche ihr Kind nicht von sich lassen wollte im Vorgefühl der baldigen Trennung für ein ganzes Leben, und Adeline schien sich zu überzeugen, daß die kleine Georgine in guten Händen sey.

Der Hochsommer kam, die Ernte. Keinerlei beunruhigende Symptome ließen auf eine Verschlimmerung der Krankheit bei Adelinen schließen; Georg wagte sogar auf's Neue zu hoffen. Eines Mittags kehrte er zu Pferde vom Felde zurück, wo er das Einbringen der frisch gebundenen Garben beschleunigt hatte, weil er einen raschen Witterungswechsel befürchtete. Wie er den Hügel nach dem Schlosse hinanritt, kam ihm die Bonne mit der kleinen Georgine entgegen, um den Papa zu bewillkommnen. Er stieg ab, hob das muntere Kind in den Sattel seines frommen Vollblutpferdes und ließ es unter Scherz und Schäckern reiten. Noch war aber die Hälfte des Weges nicht zurückgelegt, als ihm der alte Jakob entgegen kam, so schnell ihn seine Füße trugen und mit dem Widerschein einer Schreckensbotschaft in den Zügen.

„Was gibt es, Alter?" rief Georg erschreckend.

„Beeilen Sie sich, Herr v. Wilmar, die gnädige Frau ist am Sterben!"

„Madame Hind, nehmen Sie Georginen einen Augenblick!" rief er und sprang in den Sattel; „so! nun geben Sie die Kleine mir auf den Schooß!" und fort flog er, so rasch der Renner ihn tragen konnte. Die Kleine, in des Vaters Arm geschmiegt, jauchzte laut auf über der raschen schaukelnden Bewegung, und die Freude des unschuldigen Kindes bildete einen schneidenden Kontrast zu der Seelenangst und dem Schmerz des Vaters.

Kaum fünf Minuten waren vergangen, so trat er mit Georginen auf dem Arme in das Zimmer seiner Frau, deren Anblick ihn mit einer eisigen Kälte der Furcht durchschauerte. „Adeline, armes Kind, wie ist Dir?" fragte er sanft und beugte sich über die Sterbende, welche mit halbgeschlossenen Augen dalag; aber sie gab keine Antwort, obschon ihre feinen marmorweißen Hände auf der Bettdecke herumtastend nach den seinigen suchten und der kalte Todesschweiß noch nicht auf ihrer Stirne stand. „Adeline, mein süßes Herz! erkennst Du mich denn nicht mehr?" fuhr er mit einem Kusse fort.

„Mama! liebe Mama! ich bin geritten!" stammelte die Kleine und haschte nach der Hand der Mutter.

Adeline schien erst von diesen Worten und diesem Kuß zu erwachen, denn sie öffnete ihre blauen Augen und sagte sehr schwach: „Bist Du es, liebster Georg? Ach, ich kann Dich nicht sehen!.... Komm', erhebe mir den Kopf ein wenig und laß mich an Deiner Brust ruhen! Ich bin so schwach! — Georg, die Scheidestunde ist da; halt' unsere Tochter lieb und bewahre mir ein wohlwollendes Andenken!" Ihre Augen schlossen sich wieder, sie schien einzuschlummern, aber es war jener Schlummer, aus welchem noch Keiner wieder erwachte. Adeline war an der Brust ihres Gatten verschieden!

Während Georg auf dem Felde war, hatte sie den Pfarrer aus dem Dorfe drüben rufen lassen,

welcher ihr einst die erste Kommunion gereicht, und war von ihm mit den heiligen Sterbsakramenten versehen worden. Es war ihr Wunsch gewesen, den angebeteten Gatten nicht durch ihren Todeskampf zu erschüttern und ihm die Schauer eines Abschiedes zu ersparen, — ein Entschluß, welcher bewies, daß es ihr nicht an Seelenstärke gebrach, wo sie nur solche zeigen wollte. Allein trotz ihrer Weisung, daß der Blutsturz, welcher sie sogleich nach dem Empfang des Sakraments befallen hatte, geheim gehalten werden sollte, war die Kunde davon doch dem alten Leibdiener zu Ohren gekommen und er hatte es nicht über sich gewinnen können, zuzugeben, daß seiner Herrin das brechende Auge von fremden Händen zugedrückt würde.

Es waren für Georg furchtbare Tage, welche der Trennung von der theuren Leiche vorangingen und folgten. Sein Schmerz war thränenlos, aber um so inniger, und machte ihn beinahe wahnwitzig. Er hatte noch bis zur letzten Stunde gehofft, Adeline werde ihm erhalten werden, denn ihre Liebe zu ihm war so rein und aufopfernd gewesen, daß sie ihm ihre Leiden und Schmerzen verhehlt und seine Hoffnungen noch belebt hatte. Er fühlte, daß dieses Ereigniß auf sein ganzes künftiges Leben einen schwarzen Schatten warf und die mäßige Energie seines Charakters und Willens bedeutend verringerte.

Mehrere Monate vergingen, bevor Georg es über sich gewinnen konnte, die Zimmer der theuren Verstorbenen wieder zu betreten und ihren Nachlaß zu ordnen. Als er es endlich auf Andringen der vormundschaftlichen Behörde thun mußte, brach die alte Wunde wieder auf, und er mußte einen Stellvertreter senden, welcher der Aufnahme der Verlassenschaft anwohne. Dieser übergab ihm zwei Briefe von der Hand Adelinens, den einen für Frau Hind, den andern an ihn selbst bestimmt. Letzterer enthielt zugleich ein Codicill, durch welches Adeline der Frau Hind ihren ganzen Nachlaß an Garderobe, Leibwäsche und Baarem, so wie den Genuß einer kleinen Rente vermachte; Schmuck, Möbeln und Bücher sollten Georginen verbleiben, dem Gatten vermachte sie ihren größten Schatz; ihre Tochter.

„Unser Glück war zu rein, um von Dauer zu seyn, lieber Georg!“ schrieb sie an diesen; „der Himmel hat uns jene Leiden und Mühsale erspart, welche unsern innern Blick nach Oben leiten. Er legte uns daher dieses Opfer einer Trennung von Dem auf, was uns das Theuerste auf Erden war, — mir wenigstens warest Du, war unsere Tochter das Werthvollste. Ich habe in den mir auferlegten Leiden die Hand Gottes kennen gelernt und mich in Demuth in diese Schickung ergeben. Ich bete, so lange mir die Vorsehung noch dieses schwache Leben fristet, zu dem Allmächtigen, daß er Dich zu gleicher Erkenntniß seines Willens erwecke, damit Du in diesem Sinne unser Kind erziehest, denn ich fühle es hier an der Schwelle des Grabes: Frömmigkeit des Herzens ist das herrlichste Besitzthum.

„Du bist zu jung, lieber Georg, um unvermählt zu bleiben. Deine Stellung, dein Vermögen, Dein geistiges Wesen werden Dich über kurz oder lang nöthigen, eine neue Wahl zu treffen, und ich wünsche es sogar, sowohl um Deinetwillen als wegen unserer Tochter! Deine lebhafte Phantasie und Dein sanguinisches Temperament würden Dich auf Abwege führen, wenn Du meinem Andenken und Deinem Kinde das Opfer eines einsamen Lebens bringen wolltest, und ich wünsche nicht, daß dadurch Deine Seele Schaden nähme und wir in einer bessern Welt getrennt würden. Eine andere Ehe wird Dir hoffentlich den Sohn schenken, welchen Du Dir so sehnlich gewünscht. Ich will Deine Wahl nicht beschränken, nicht leiten; ich fühle nicht Seelengröße und Uneigennützigkeit genug in mir. Aber wenn Du wieder freiest, mein lieber Georg, so wähle mit Gott und bevorzuge eine Frau, die eine stärkere Seele hat, als ich, denn es könnten Momente im Leben kommen, wo selbst Du einer sichern Hand und eines starken Herzens bedarfst. Wähle bald, damit Georgine noch nicht unterscheiden kann zwischen der ersten Mutter und deren Stellvertreterin und behalte vor Allem Frau Hind für unsere Tochter, damit jene Deiner künftigen Gattin die kleinen Sorgen und Mühen der Erziehung abnehme, welche oft die schwere Pflicht der Selbstverleugnung von einer — Stiefmutter heischen! Vergib mir dieses Wort, Georg! Aber es war nicht zu vermeiden, wenn es gleich sogar in meinem Herzen so schaurig klingt, daß ich nicht weiter schreiben kann!

„Lebe wohl, Du edler, süßer, geliebter Mann! Meine Dankbarkeit für das Glück, das ich Dir danke, überdauert das Zeitliche und soll vor dem Throne des Ewigen für Dich zeugen! Und wenn es kein schöner Traum ist, daß unser unsterbliches Ich auch nach dem Tode noch unsern auf Erden zurückgelassenen Lieben nahe seyn könne, so wird mein unvergängliches Theil Dich und das Kind immer geistig umschweben!“

Wer vermöchte in Georg's Lage ein derartiges Vermächtniß ohne die innerste Erschütterung zu

lesen! Es erweckte in ihm je länger desto mehr das Bewußtseyn der Größe seines Verlustes. Es entzündete in ihm einen wahren Kultus für das Andenken dieser Frau, welche er sich gleichsam erzogen und herangebildet hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache.

1.

Regungslose Stille herrscht im dunklen Fichtenwald und auf der weiten hügelichen Haide. Die Sonne ist längst hinab, und der Septemberhauch weht kühl von dem nebelumhüllten fernen Wiesenthal herüber, das den Hochwald gegen Norden begrenzt. Das freundliche Licht, welches aus dem kleinen Försterhause hervorschimmert, ist weit und breit das einzige Zeichen, daß Menschenherzen in dieser tiefen Einsamkeit schlagen.

Da tritt plötzlich eine dunkle Gestalt aus dem düstern Forst, schreitet lautlos dem hellen Lichte zu, stellt sich an's Fenster und späht in das niedere Stübchen hinein. Der Schein der Lampe beleuchtet das scharf markirte, finst're Gesicht eines Fünfzigers in einfacher dunkler Tracht mit Flinte und Jagdtasche.

Drinnen saß der Förster Ellmann mit seiner Frau und seiner zwanzigjährigen Tochter Johanna bei der frugalen Abendmahlzeit, und plauderte und scherzte auf's Fröhlichste mit ihnen. Zu seinen Füßen lagen seine treuen Hunde und schauten ihn unverwandt an, gleich als ob sie seinen Worten lauschten.

Plötzlich aber sprangen die beiden klugen Thiere empor, gingen unruhig im Zimmer hin und her und stießen ein drohendes Knurren aus. Auf den strengen Befehl des Försters legten sie sich wieder zu seinen Füßen nieder, blickten jedoch fort und fort scharf zum Fenster hinüber.

„Ihr könnt es wohl nicht erwarten, bis ich in den Wald gehe!" sagte der Förster mit verweisendem Ton zu ihnen. „Aber heute sollt ihr zu Hause bleiben: ihr habt gestern Abend durch euer unvernünftiges Bellen die Holzdiebe im Tannenschlage von meiner Ankunft benachrichtigt — als ich an Ort und Stelle gelangte, waren die Schurken fort."

„Du solltest im Herbst und Winter nur nicht so streng seyn, lieber Vater," sagte Johanna; „die armen Häuslinge kommen bei der Kälte gewiß manchmal in Noth und werden gezwungen, wenn sie nicht erfrieren wollen, sich dürre Zweige aus dem Walde zu holen."

„Die hab' ich ihnen niemals verweigert, wenn sie mich darum gebeten haben," versetzte der Förster; „aber daß sie die jungen Tannen dutzendweise abhauen, das kann ich ihnen nicht hingehen lassen. Ertappe ich einen der Frevler, so muß er dafür büßen — er wird ohne Gnade angezeigt. Ich bin so milde, als sich mit meiner Pflicht vereinigen läßt; aber wo die Gesetze auf's Frechste verhöhnt werden, da ist Nachsicht nur verderblich. Wer Bäume pflanzt, dessen Eigenthum sind sie. Ich habe die jungen Tannen für den Landesherrn gepflanzt, und so muß ich für deren Erhaltung sorgen; dafür bin ich Förster."

„Wenn man Dir nur nicht einmal ein Leides thut, lieber Vater!" erwiederte das Mädchen ängstlich. „Die Holz- und Wilddiebe aus dem Kirchdorf sind gar zu verwegen!"

„So wie ich mein Gewehr nie dazu gebrauchen werde, auf einen Frevler zu schießen, so lange derselbe mich nicht angreift, ebenso wenig werd' ich zaudern, mich auf's Nachdrücklichste zur Wehr zu setzen, wenn es Jemand wagen sollte, mir feindlich gegenüber zu treten," antwortete Ellmann. „Dahin wird es aber, so Gott will, wohl nicht kommen. Heutzutage ist die Strafe, welche auf Holz- und Wilddiebstahl steht, nicht so groß mehr, daß einer deßhalb dem Förster, der ihn anzeigt, zu Leibe gehen sollte. Darum sey nur ganz ruhig, liebe Johanna — mir wird nichts Böses wiederfahren."

Nach diesen Worten erhob er sich, hing Flinte und Jagdtasche über die Schulter, scheuchte die unruhigen Hunde zurück, wünschte Frau und Tochter eine gute Nacht, verließ sein kleines Häuschen und schritt langsam dem Saum des Waldes zu.

Der Späher am Fenster hatte sich beim Aufbruch des Försters sogleich in einem dichten Gebüsch des Gartens versteckt; als der Letztere aber den zum Südende des Waldes führenden Pfad einschlug, trat er rasch aus seinem Schlupfwinkel hervor, schlich ihm leise nach und murmelte ingrimmig vor sich hin:

„Du sollst mir heute nicht entgehen!"

Einige Augenblicke später waren Beide im Herbstabenddunkel verschwunden, und weit und breit herrschte wieder regungslose Stille.

Die Försterin und ihre Tochter hatten etwa eine Viertelstunde allein im traulichen Stübchen gesessen, da öffnete sich plötzlich die Thür und

ein stattlicher junger Mann mit frischen rothen Wangen und blondem Lockenhaar trat freundlich grüßend herein. Johanna eilte ihm mit einem Freudenruf entgegen, und auch die Försterin bewillkommte ihn auf's Herzlichste.

Es war der Sohn des reichen Müllers Rohrfeld, dessen Mühle in dem oben erwähnten kleinen Wiesenthal eine halbe Stunde vom Forsthaus entfernt lag. Er war seit einigen Monaten heimlich mit Johanna verlobt und pflegte des Abends, wenn ihr Vater im Wald herumwanderte, dann und wann auf ein Stündchen herüber zu kommen.

„Wo bist Du denn so lange gewesen, lieber Karl?" fragte das Mädchen. „Ich habe Dich ja seit acht Tagen nicht gesehen!"

„Johanna meinte schon, Sie wären ihr untreu geworden!" fügte die Försterin scherzend hinzu.

Der junge Mann schien durch die Frage Johanna's in einige Verlegenheit zu gerathen. Er drückte dem schönen Mädchen einen Kuß auf die rosigen Lippen, nahm dann neben ihr am Tische Platz und erwiederte nach einigem Besinnen:

„Ich habe in der vorigen Woche sehr viele Geschäfte gehabt. Mein Vater war nach der Stadt gefahren, und da mußte ich drei Tage lang den Hausherrn spielen."

„Nun, Uebung kann Ihnen nicht schaden!" meinte die Försterin. „Ueber kurz oder lang wird Ihr Vater Ihnen ja doch das ganze Hauswesen übergeben."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Walter Scott wurde einst von einem irischen Bettler um einen halben Schilling gebeten. Da ihm kleine Münze fehlte, und der Bettler nicht aufhörte, ihn mit Bitten zu bestürmen, so gab er ihm endlich einen ganzen Schilling mit den Worten: „Vergiß aber nicht, daß Du mir jetzt einen halben Schilling schuldig bist." — „Gewiß nicht," erwiederte der Irländer. „Möge Gott Euch so lange leben lassen: bis ich die Schuld abtrage.

Ein Weinwirth stand in dem Verdacht, daß er seinen Gästen nicht immer reinen Wein einschenke und in des Kellers düstern Gründen mitunter einen kleinen Mischmasch vornehme. Ein Gast hing deßhalb eines Tages über den Eingang zur Weinstube eine Tafel, auf welcher geschrieben stand: „Des Lebens ungemischte Freude wird keinem Sterblichen zu Theil."

Die Gewohnheit des Rauchens verbreitet sich mehr und mehr und der häufige Gebrauch der Zündhölzchen ist, in der Hand unvernünftiger Raucher, Ursache täglicher Unfälle. Vor einigen Tagen gingen 2 Damen, Mutter und Tochter, durch eine der lebhaftesten Straßen von Paris; ein kleiner 6jähriger Knabe, Moritz von L...., ihr Sohn und Enkel, folgte ihnen an der Hand der Bonne. Plötzlich wirft ein Raucher, welcher seine Cigarre angezündet hatte, das noch brennende Zündhölzchen unachtsamerweise auf das Kleid einer dieser Damen. Schon fing der leichte Stoff zu brennen an, als das kluge Kind sich auf seine Großmutter stürzte und mit seinen — glücklicherweise mit Handschuhen bekleideten — kleinen Händchen das Feuer erstickt. Und der Herr? Der Raucher stand da und schaute mit dummen Blicken d'rein, als der Knabe zu ihm sagte: „Ich, an Ihrer Stelle, mein Herr, hätte mich entschuldigt." Da die Betroffenheit des Rauchers durch diese Apostrophe nicht abnahm, so gingen die Damen lachend weiter. Möglich, daß das Herrchen ihnen noch nachsteht!

Die Crinoline besteuert. Nach einer Verfügung des preuß. Generalsteuerdirektors werden „fertige Unterziehkleider aus baumwollenen Stoffen, mit Reifen und Federn durchzogen," als fertige Kleider zum Satze von 110 Thlr. nach Position II. 18 des Tarifs verzollt.

Räthsel.

Nichts, Menschen, ist mir gleich,
Ich herrschte lang vor euch.
Ihr könnt mich nie versteh'n.
Mich kann Gott selbst nicht seh'n.

Auflösung des Logogryphs in № 124:
Treue.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 126. Dienstag, 20. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Drei Jahre vergingen, ohne daß Herr v. Wilmar entfernt Miene machte, sich wieder zu vermählen. Liebfrauenau war einsam und sah nur selten Gäste. Dem reichen Besitzer genügte die kleine Welt, die er sich geschaffen hatte und mit den Erinnerungen an verschwundene Zeiten bevölkerte. Er bewachte ängstlich Georginens geistige und körperliche Entfaltung, denn in seiner Seele lag eine bange Furcht, das Kind könnte den Keim der Krankheit geerbt haben, welche der Mutter das Leben gekostet. Aber diese Befürchtung war glücklicherweise grundlos. Georgine hatte von der Mutter die zarten, feinen Züge und das blaue Auge, vom Vater den brünetten Teint, das reiche dunkle Haar, das frische Kolorit. Im Geistigen war sie eher der Mutter als dem Vater ähnlich, begriff rasch und behielt leicht, was sie lernte; aber sie hatte keine große Freude am Lernen; tummelte sich lieber im Park und ritt den Pony, den ihr der Vater gegeben und freute sich kindlich, wenn Robert Hind in den Ferien oder an den Sonntagen aus der Stadt herauskam, wo er auf Papa's Kosten in einer Pension untergebracht war, um Ingenieur zu werden. Der kecke, muthige Junge konnte mit dem unschuldigen Muthwillen der Kleinen am Besten fertig werden.

Herrn v. Wilmar's Laufbahn nahm auf Einmal eine andere Wendung, als eines Tages eine Deputation aus jener Handels- und Fabrikstadt bei ihm erschien, deren Abgeordneter auf dem Landtage sein Vater viele Jahre hindurch gewesen war, und ihm das Mandat antrug. Obschon seither niemals auch nur vorübergehend von politischem Ehrgeiz gequält, hatte Georg doch innere und äußere Gründe, jetzt einem solchen Rufe zu folgen, zumal da er von einer Korporation ausging, mit welcher ihn gleiche Interessen verbanden. Er hielt es für Pflicht, individuelle wie allgemein bürgerliche, den Beschränkungen entgegenzuarbeiten, welche ein verkehrtes, von den großen Grundbesitzern insluirtes Regierungssystem der zeitgemäßen freiern Entwickelung von Handel und Industrie auferlegte. Er ward daher mit einer überaus schmeichelhaften Majorität gewählt, und sein Eintritt in die Abgeordnetenkammer verstärkte die Oppositionspartei um ein einflußreiches Mitglied. Er ward zwar nicht der Führer derselben, aber Derjenige, dessen Votum in allen entscheidenden Fragen den Ausschlag gab. Die Minister und die Höflinge ärgerten sich, daß sie diesen Mann seither vergessen hatten, weil er selber sich nicht vorgedrängt, und man strebte vergebens, ihn zu gewinnen. Das geräumige Haus in der Residenz, welches unter dem frühern Besitzer, dem Major v. St. Cleur, der Sammelplatz der aristokratischen Partei gewesen, öffnete nun seine Salons der Opposition. Von diesem Hauptquartier aus erfolgten die sieghaften Schläge, durch welche man in erbittertem parlamentarischem Kampfe die nöthigen Zugeständnisse der Regierung an den Geist der neuern Zeit erzielte und binnen Kurzem die Opposition noch um manchen einflußreichen Mann verstärkte. Unter diesen war namentlich ein Herr Falkenberg, ein reicher Grundbesitzer, den man nur den „Pillenmillionär“ nannte, weil sein Vater sich durch den Vertrieb eines einzigen Hausmittels über die ganze Welt ein großes Vermögen gesammelt hatte. Dieser Herr Falkenberg war ein Schul- und Universitätsfreund Georg's gewesen und ganz unter der Jugend der hohen Aristokratie aufgewachsen, hatte junkerhaft gelebt und geschwelgt und wenig Ernstes gelernt, denn er wußte ja, welches Vermögen ihm zufallen werde. Sein Vater hatte diese Existenz nie gebilligt und daher fortwährend

mit seinem Sohne krumm gestanden. Man hatte ihm mehrfach den Adelsbrief vergebens angeboten, besonders auf Anstiften seines Sohnes, der gar zu gerne ein Wappen an seinem Wagenschlage und eine Freiherrnkrone auf den Köpfen seiner Dienerschaft gesehen hätte; allein der alte Apotheker sagte: „Daß ich ein Narr wäre, mich auch den Pillen-Baron schelten zu lassen! Das Wörtchen von kostet nur Geld und trägt nur Spott ein! Ich will, daß meine Kinder und Enkel selber verdienen, nicht den sauren Erwerb der Vorfahren verprassen!" An dieser Erklärung hielt er unerschütterlich fest und verordnete sogar in seinem Testament, daß sein Albert oder dessen Söhne des ganzen Fidsicommißvermögens verlustig gehen sollten, wofern sie den Adel annähmen. Hierdurch verbitterte er allerdings seinem Sohne die besten Jahre seiner Jugend, denn Albert liebte eine schöne kokette junge Gräfin, von welcher er sich wieder geliebt glaubte, und holte sich bei dem alten Grafen einen runden Korb in bester Form, als er um Comtesse Pauline warb. „Wären Sie Offizier oder von Adel, so würde ich Sie gerne zum Eidam nehmen!" sagte der alte Graf; „ich achte Ihre Persönlichkeit und Charakter und bin Ihnen gewogen, aber ich schulde meinem Stande und Namen, an dem Prinzip festzuhalten, daß meine Kinder nur standesgemäße Verbindungen eingehen!" — Albert hatte der Comtesse den Vorschlag gemacht, sie zu entführen und gegen den Willen ihres Vaters zu heirathen; allein sie schrieb ihm nach erbetener Bedenkzeit artig ab. Albert ging auf Reisen und brachte nach etlichen Jahren eine sehr liebenswürdige junge Dame als Gattin nach Hause, die er im Ausland kennen gelernt und die einen tadellosen Stammbaum von sechszehn Ahnen hatte. Seither war er politisch indifferent geblieben, aber das Beispiel seines Freundes Wilmar hatte ihn auch in die Reihen der Opposition getrieben, wo er der bevorzugten Kaste die Bitterkeit empfinden lassen wollte, die er gegen sie hegte. Falkenberg's Leben und Stellung waren verfehlt, denn er war getrennt von denen, unter und mit welchen er aufgewachsen und durch Gleichartigkeit der Neigungen u. s. w. verbunden war, und er hatte im neuen Boden noch nicht Wurzel schlagen können; er hatte weder für sich selbst noch für seine Frau am Hofe vorgestellt werden können, und dies hatte beide Gatten verbittert, und sie füllten ihre Salons jetzt mit anderen Gästen, welche zwar nicht so viel Feinheit und Glätte in den Manieren, aber im Grunde weit mehr Geist und Gediegenheit mitbrachten, so daß namentlich Frau Falkenberg, die selbst viel Geist hatte, sich mit dem Tausche rascher versöhnte, als ihr Gatte.

Für Frau Falkenberg war ein Mann wie Georg Wilmar ordentlich eine Eroberung. Sie zeichnete ihn auf eine Weise aus, welche ihren Gatten hätte eifersüchtig machen können, würde er hiezu Anlage gehabt haben. Die Anziehung war eine gegenseitige; Georg schenkte dieser Frau bald die aufrichtigste Freundschaft, ein rückhaltsloses Vertrauen, das sich sogar bis auf seinen Herzenszustand erstreckte. Sie sah mit dem Scharfblick gebildeter Frauen, woran es Georg fehle, nämlich an einer Frau, die er lieben und die ihn durch eine holde Gegenwart den Zauber vergessen lassen könnte, welchen die Erinnerungen an vergangenes Glück noch auf ihn ausübten. Auf ihre Veranstaltung geschah es, daß er eines Abends in ihrer Loge im Theater eine Dame sah, deren Anblick ihn im hohen Grade frappirte. Eine Fülle rabenschwarzen Haars umgab ein Oval von der schönsten Regelmäßigkeit der Züge, welchem ein wunderbar leuchtendes Auge mit langen Wimpern und dichten Braunen und ein feingeschnittener Mund mit schmalen Lippen einen eigenthümlichen Ausdruck verliehen. Ein herrlicher voller Nacken und eine majestätische Büste machten in der Umrahmung einer schwarzen Sammtrobe noch mehr Effekt, und Mienenspiel und Geberden verriethen durch Anmuth und Adel eine Frau von seltenen Geistesgaben.

Georg eilte zu Falkenberg, der auf der andern Seite des Parquets an einer Säule lehnte. „Wer ist die Dame, die neben Deiner Frau sitzt, Albert?" fragte er hastig.

„Eine Freundin Sophien's, seit heute unser Gast!" erwiederte dieser und fixirte Georg; „Amalie Traumann."

„Ist sie Wittwe oder unvermählt? . . . Oder ist vielleicht der Herr, welcher hinter ihr steht, ihr Gatte?"

„Sie scheint Eindruck auf Dich zu machen, diese Frau!" sagte Falkenberg lauernd.

„Frau!" wiederholte Wilmar und war selbst von der Angst überrascht, die unwillkürlich in seinem Tone sich kundgegeben; „also verheirathet?"

„Ich weiß es wahrlich nicht, Wilmar, denn ich habe sie selber noch nicht begrüßt; aber komm, wir wollen zu den Damen hinauf, das Finale des Aktes ist vor der Thüre und meine Frau scheint aufbrechen zu wollen!"

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Jener erwiederte nichts auf diese Bemerkung; sein Blick ruhte mit einem Ausdruck der Wehmuth auf dem lieblichen Angesicht des neben ihm sitzenden Mädchens. Der Letzteren entging seine gedrückte Stimmung nicht, und bekümmert fragte sie ihn, weßhalb er heute so traurig sey.

„Als ich vorhin über die einsame, dunkle Haide schritt, kamen mir mancherlei trübe Gedanken in den Kopf," erwiederte Karl nach einigem Zögern. „Mein Vater weiß nicht um unsere Liebe, und da er mitunter ganz entsetzlich eigen ist und manchmal auf das bischen Geld pocht, das er besitzt, so könnte es leicht seyn, daß er aus Verdruß über unsere heimliche Verlobung sich weigerte, mir die Mühle zu übergeben. Auf diese Weise würden wir vielleicht noch manches Jahr warten müssen; ehe —"

„Ach, Du stellst Dir immer das Schlimmste vor, lieber Karl!" unterbrach ihn Johanna mit tröstendem Ton. „Wenn Dein Vater Dir nur kein anderes Mädchen ausgesucht hat, so bin ich ganz ruhig."

„Das würde er aus Trotz dann vielleicht gerade thun," versetzte Jener. „Einmal aufgebracht, ist er sehr schwer wieder zu besänftigen."

„Ich werde meinen Mann bitten, daß er demnächst einmal recht offenherzig mit Ihrem Vater redet, lieber Karl," sagte die Försterin. „Kommen Sie nur einmal um die Mittagszeit hierher, wenn mein Mann daheim ist, und theilen Sie ihm Alles mit, was Sie auf dem Herzen haben, dann wird die Sache gewiß ein gutes Ende gewinnen."

Bei diesen freundlichen Worten verdüsterte sich das Gesicht des jungen Mannes noch mehr. Er senkte sein Haupt und schaute gedankenvoll vor sich nieder.

„Wart', wenn Du nicht gleich eine fröhliche Miene machst, so erschieß ich Dich und mich!" rief Johanna scherzend, indem sie aufsprang und eine an der Wand hängende Flinte ergriff.

„Laß die gefährlichen Späße, Johanna!" gebot die Mutter. „Weißt Du nicht mehr, daß Du vor acht Jahren Deinen Bruder August im Scherz beinahe erschossen hättest?"

Das Mädchen hing das Gewehr wieder an das Hirschgeweih neben der Thür; in demselben Augenblick fiel in der Ferne ein Schuß.

„Horch! fiel da nicht ein Schuß im Walde?" rief da die Försterin, mit gespannter Aufmerksamkeit lauschend.

„Der Vater hat versprochen, mir heute oder morgen ein Stück Wild zu schießen," sagte Johanna ruhig. „Uebermorgen ist mein Geburtstag, und da ich nichts Besseres habe, so muß der auf unserm Tisch eben nicht seltene Wildbraten wieder das Hauptgericht abgeben."

„Ist übermorgen Dein Geburtstag?" fragte Karl, freudig überrascht.

„Das hättest Du billig längst wissen müssen!" lautete die scherzhaft drohende Antwort.

„Dann werde ich gleich nach Mittag hierher kommen und Deinem Vater mein ganzes Herz ausschütten," versetzte Jener, indem sich seine Züge bedeutend erheiterten. „An dem fröhlichen Tage wird er mir meine Bitte um Deine Hand gewiß nicht abschlagen und — und vielleicht läßt er sich dann auch bewegen, ein herzliches Wort mit meinem Vater zu reden."

Dieser Vorschlag ward mit dem lebhaftesten Beifall von Mutter und Tochter aufgenommen, und alle drei entwarfen die schönsten Pläne für die Zukunft.

2.

Unterdessen war der Förster Ellmann langsam wandernd bis zum Eichengrund gelangt, von wo aus er die Holzdiebe zu ertappen gedachte, welche in den vorhergehenden Nächten in der Nähe desselben einem jungen Tannenschlage bedeutenden Schaden zugefügt hatten. Am Saum des Forstes, wo die große Landstraße vorüberführte, war er lange von einem Bauern aus dem Kirchdorf aufgehalten worden, dem er dort zufällig begegnet war und mit dem er Mancherlei über einen kürzlich stattgefundenen Holzverkauf geredet hatte. Nachdem er dem Bauern gute Nacht gewünscht, war er waldeinwärts gegangen und hatte dann nach einem Fehlschuß auf einen vorbeistreichenden Rehbock den nächsten Weg nach dem Eichengrund eingeschlagen.

Als er nun so langsam auf dem schmalen Pfade unter den von dichtem Unterholz umgebenen Tannen dahinwanderte, trat plötzlich hinter ihm eine dunkle Gestalt aus dem wildverwachsenen Gebüsch und schlich ihm mit gehobenem Gewehr in einiger Entfernung leisen Schrittes nach. Es war der finster blickende Fünfziger, der vorhin am Fenster gelauscht hatte.

Der Förster, welcher sonst ein scharfes Ohr hatte, vernahm die schleichenden Schritte und das

jeweilige Rauschen der Zweige hinter ihm nicht — er sang mit halblauter Stimme vor sich hin:

„Ueb' immer Treu und Redlichkeit
Bis an Dein kühles Grab,
Und weiche keinen Finger breit
Von Gottes Wegen ab!
Dann wirst Du wie auf grünen Au'n
Durch's Pilgerleben geh'n,
Dann kannst Du sonder Furcht und Grau'n
Dem Tod in's Auge seh'n."

Dies einfache, allbekannte Lied, gesungen in dem todtenstillen nächtlichen Walde, brachte eine eigenthümliche Wirkung auf den Verfolger des Försters hervor. Er ließ die Flinte langsam sinken, fuhr mit der Hand über die Stirn und blieb eine Weile stehen, gleich als ob er in seinem Entschluß wankend geworden sey. Dann aber richtete er sich plötzlich stolz empor, umklammerte seine Flinte und eilte dem Förster von Neuem nach.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Zu Cincinnati sind am 22. Juli in der hauptsächlich von Deutschen bewohnten Buckeye Street 20 Kinder durch den Genuß von Caramellen vergiftet worden, die ein Mann und zwei Knaben auf der Straße ausgestreut hatten. Zwei der Kinder starben und man glaubt, daß manche der anderen das gleiche Geschick ereilen wird. Man kennt weder die Ursache des Verbrechens, noch den Thäter. Die Caramellen bestanden zu gleichen Theilen aus Mehl, Zucker und Arsenik.

Die Orientalen messen die Zeit nach der Länge ihres Schattens. Wenn man Jemanden fragt, ob er nicht sagen kann, wie viel Uhr es ist, so stellt er sich in die Sonne, richtet sich gerade in die Höhe, merkt sich den Punkt, bis zu welchem sein Schatten reicht und mißt darauf mit den Füßen die Länge desselben; so vermag er dann mit ziemlicher Genauigkeit anzugeben, welche Stunde es ist. Deßhalb sehnen sich die Arbeiter danach, „daß ihr Schatten ankommt," was so viel heißt: bis er die Länge erreicht hat, daß sie Feierabend machen können. Ein müder Mann sagt: Wie lange wird es noch dauern, bis mein Schatten da ist? — Fragt man Jemanden: Warum sind Sie nicht früher gekommen? — Weil ich meinen Schatten erwarten mußte! ist die Antwort.

Im Laufe der vorigen Woche fand in einer geschlossenen Gesellschaft in Düsseldorf eine originelle Kegelpartbie statt. Neun Herren nämlich waren bis zur Brust in Säcke gewickelt und stellten sich auf den Rasen in mathematisch richtiger Kegelparade auf. Natürlich wurden diese riesigen Kegel von zwei ziemlich starken korpulenten Kegeljungen bedient. Die Kugeln bestanden aus Gutta-Percha, um wenigstens keine Beinbrüche und Quetschungen zu verursachen. Die getroffenen Kegel mußten sich fallen lassen und liegen bleiben, bis sie wieder aufgestellt wurden; denn sie selbst konnten es aus eigener Machtvollkommenheit nicht. Einmal fielen sie alle neun, und brillantes bengalisches Feuer verschönerte das Schlachtfeld, neben welchem die Kegeljungen, in Staunen versunken, als stumme Zuschauer standen.

Breetenb. Wie mag es nur kommen, daß jetzt alle Häuser so überfüllt, daß man bald nich mehr wissen wärd, wo man sein Haupt hinlegen kann?

Nudelm. J da is ke Mensch weiter schuld als de Frauenzimmer, welche in ihren Krinolinen so viel Raum brauchen. Wo soll's denn am Ende herkommen!

Räthsel.

Es ist kein Körper, ist kein Geist,
Und doch erscheint es deinen Blicken;
Du fühlst es selber mit Entzücken,
Wo sich der Raum dem Strahl entreißt.

Licht ist es nicht, doch durch das Licht
Erhält es Daseyn erst und Leben,
Und nie kann dies Gestalt ihm geben,
Sobald's an Körpern ganz gebricht.

Leicht, wie ein Geist, oft riesengroß,
Ist es, dem Urbild gleich gestaltet,
Und wo Aides Zweizack waltet,
Weilt es, ein Geist in Orkus Schooß.

Scheu flieht das Trugbild stets den Tag,
Und liebt die Nacht geheimer Wälder;
Doch gehst du manchmal durch die Felder,
So folgt es deinen Tritten nach.

Auflösung des Räthsels in № 125:
Nichts.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 127. Freitag, 23. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Georg fiel es wie ein Stein vom Herzen, als Frau Falkenberg ihm ihre Freundin als Fräulein v. Traumann vorstellte und Wilmar'n sogleich für den ganzen Abend in Beschlag nahm. Als Falkenberg dem Fräulein, Wilmar der Frau Falkenberg den Arm reichte, um sie zum Wagen zu führen, und Georg hinter jenem Paare herschritt, mußte er unwillkürlich den herrlichen junonischen Wuchs, den imponirenden Anstand, die unbeschreibliche Anmuth und den dabei doch königlich stolzen Gang der Fremden bewundern, und er ertappte sich auf einer Schwäche, welche ihm vordem unverzeiblich erschienen wäre: er beneidete beinahe seinen Freund um den von ihm übernommenen Ritterdienst. Frau Falkenberg war eine mehr als hübsche, sehr anmuthige, feine Frau, aber neben ihrem Gast sank sie ganz zur Unbedeutendheit herab.

Das Souper verlängerte sich bis nach Mitternacht, und Georg war wie an dieses Gemach gefesselt, worin Amalie weilte. Ihre Schönheit hatte etwas Antikes und Orientalisches zugleich, ein Gemisch von Ernst und Ueppigkeit, von sinnlichen Reizen und einer stählernen Willenskraft der Selbstbeherrschung, einer für Frauen seltenen Intelligenz, die sich mehr in ihrem belebten Auge, als in Worten kund gab, denn sie sprach nur wenig, aber dann „Perlen der Klugheit." Sie suchte nicht zu gefallen; die schwellende, leichte, wellenförmige Anmuth ihrer Bewegungen, die stolze Sicherheit ihrer Haltung erschienen an ihr so instinktiv, so unbewußt und ungekünstelt, daß sie um so bezaubernder wirkten. Sie paarte seltenen Geist mit gründlichen Kenntnissen und verstand dieselben ohne Gepränge geltend zu machen. Alles an ihr war für Georg, der seither nur für Adelinen's Wesen geschwärmt und in den jüngsten Jahren es verschmäht hatte, durch Vergleichung mit anderen Frauen die Probehaltigkeit der Vorzüge der Verewigten zu prüfen, so neu, so anziehend, so bewältigend, daß er ganz gedankenvoll das Haus seines Freundes verließ und beinahe den Morgen nahen sah, bevor er den Schlummer fand.

Georg hatte Frau Falkenberg versprechen müssen, sie und ihre Freundin am andern Tage in den verschiedenen Sammlungen der Residenz umherzuführen, welche Sophie Falkenberg selber noch nie besichtigt, weil ihr Gatte keinen Sinn für derlei Dinge hatte. Georg betrachtete es für eine Auszeichnung, diesen beiden Damen den Cicerone bei allen Sehenswürdigkeiten der Stadt und Umgebung machen zu dürfen. Gab ihm doch diese Rundschau Gelegenheit, recht häufig an Fräulein v. Traumann das Wort zu richten und sie in ein Gespräch zu verwickeln. Er fand, daß Amalien's Ansichten und Geschmacksrichtungen in vielen Dingen mit den seinigen übereinstimmten und daß selbst da, wo dieselben auseinander liefen, eine Vermittlung möglich war. Zudem war dieses Zusammenseyn mit beiden Damen so traulich, so frei von allem Zwang der Etikette, daß es das beste Mittel werden mußte, eine gegenseitige Annäherung anzubahnen. Es war — wie Georg sich mit stiller Freude einreden wollte — nach einigen Tagen schon zu einer Art geheimnißvoller gegenseitiger Anziehung zwischen Amalien und Georg gekommen, obschon Erstere sich wohl hütete, Etwas hievon an die Erscheinung treten zu lassen.

Die Sitzungen des Landtags, welche nach den kurzen Pfingstferien wieder aufgenommen wurden, störten dieses Zusammenleben und fesselten Georg an den Ständesaal und die Sitzungszimmer der Commissionen. Am ersten Nachmittage, wo er sich frei sah, eilte er daher zu Sophie Falkenberg,

welche er in ihrem Gartensalon mit ihren beiden Kindern und deren Gouvernante antraf. Sein Blick suchte vergebens nach Fräulein v. Traumann. Sophie errieth es.

„Amalie sendet Ihnen noch die freundlichsten dankbarsten Grüße zum Abschied, mein Freund!" sagte Frau Falkenberg.

„Abschied? — Sie ist also abgereist?" rief Georg, sich unwillkürlich entfärbend.

„Nicht für immer," entgegnete Sophie und ihre Stimme verrieth eine innige, wehmüthige Theilnahme. „Ich hoffe, ihr ein Asyl in meinem Hause bieten und das stolze Mädchen bewegen zu können, daß sie es annimmt!"

„Asyl? Braucht denn das Fräulein v. Traumann ein Asyl?" rief Georg lebhaft ergriffen.

„Die Natur hat das arme Kind reicher mit persönlichen Vorzügen, als mit äußern Schätzen ausgestattet — Amalie ist arm . . . und eine Waise!" sagte Sophie. Vielleicht interessirt es Sie, die Schicksale und Lebensverhältnisse meiner theuren Freundin kennen zu lernen!"

„Bitte, beste Freundin! erzählen Sie!" rief Georg voll Interesse.

„Sie wissen, daß wir Beide uns in der Pension kennen lernten, wo ich mich von Amalien so angezogen fühlte, daß wir bald nicht mehr ohne einander leben konnten!" hub Frau Falkenberg an; „wir hatten bald auch nicht das mindeste Geheimniß mehr vor einander, und ich sah in ihr, die mir an Geist und Verstand, wie an Reife des Urtheils überlegen war, eine Art ältere Schwester und Berathерin. Sie dagegen ergoß all ihre Leiden und Sorgen, woran ihre Jugend so reich war, in mein Herz, und so kenne ich dieses herrliche Wesen beinahe so genau, als Amalie sich selber kennt. Ihr Vater war ein Pole von einer der ältesten Adelsfamilien und als politisch Compromittirter schon vor vielen Jahren aus seinem Vaterland verbannt worden, hatte dann unter einem andern Namen im —schen Heere Dienst genommen und sich zu einer bedeutenden Charge emporgeschwungen, als ihn ein Zufall mit einer Sängerin zusammenführte, die für eine Italienerin galt und mehr durch Schönheit als Talent Aufsehen erregte. Der Oberstlieutenant heirathete sie und lebte einige Jahre mit ihr in einer Ehe, die so wenig glücklich gewesen zu seyn scheint, daß jene Frau eines Morgens sich von einem andern Polen entführen ließ und dem Gatten eine zweijährige Tochter zurückließ, in welcher sich später die Schönheit der beiden Völkerstämme vereinigte, von denen sie herstammte. Der Oberstlieutenant übergab die Erziehung seiner Tochter fremden Händen und scheint von da an wieder eine Art Junggesellenleben geführt zu haben, das damit endete, daß er eines Tages von einem frühern Bekannten, welchen er der Hülfsleistung bei der Entführung seiner Frau beschuldigte, im Duell erschossen wurde. Amalie war damals kaum sechs Jahre alt. Die Regimentskameraden ihres Vaters nahmen sich ihrer an, und da der Nachlaß ihres Vaters gerade hinreichte, der armen Waise eine gute Erziehung angedeihen zu lassen, so ward sie mit der Absicht, daß sie später durch eigene Thätigkeit ihre Existenz sichern müsse, hinlänglich ausgebildet, um Gouvernante werden zu können. Anfangs widmete sich Amalie mit allem Fleiße denjenigen Studien, welche sie zu dem künftigen Berufe einer Erzieherin befähigen sollten; allein je älter sie wurde, je mehr sie sich selber kennen lernte, desto deutlicher erkannte sie, daß sie zur Ausübung dieses Berufes am allerwenigsten geschaffen sey. Sie hatte vom Vater den polnischen Stolz, die kräftige geistige Organisation, von der Mutter die südliche Lebhaftigkeit und Leidenschaftlichkeit geerbt, und Sie werden mir beipflichten, Herr v. Wilmar, daß dies schlechte Mitgaben für die demüthige Stellung einer Erzieherin sind . . . ."

„Armes Kind!" sagte Georg gedankenvoll und nickte zustimmend.

„Amalie spricht und schreibt vier Sprachen, zeichnet und malt mit einem Talent, wie es bei Frauen wohl selten getroffen wird, ist eine Virtuosin im Klavierspiel, eine Meisterin im Gesang, wetteifert an Belesenheit und richtigem Urtheil mit mancherlei begabten Männern . . . . Sie begreifen, daß eine solche Natur nicht die Geduld hat, die Schulmeisterin verzogener kleiner Fräulein zu werden! So geschah es, daß, als ihr Vermögen erschöpft war, als sie um des lieben Brodes willen in der Pension, wo sie ihre Erziehung erhalten, das Amt einer Lehrerin versehen mußte, ihre Unfähigkeit bald an den Tag kam und man ihr bedeutete, sich ein anderweitiges Unterkommen zu suchen. Schon damals bot ich ihr ein Asyl in unserm Hause an; Albert unterstützte meine Einladung, denn er wußte sich Amalien verpflichtet, weil ihr Rath mich endlich zu dieser Heirath bestimmt, welcher meine Verwandten lange opponirt hatten. Aber ihr Stolz verbot ihr, dieses „Almosen der Freundschaft" anzunehmen, wie sie es nannte, weil sie keine Gegenleistungen dafür zu bieten vermöchte. So zog sie es vor, als Gesellschafterin in die Dienste einer reichen russischen Dame zu treten und diese

auf Reisen zu begleiten, und ich bewundere die Selbstverläugnung, welche dieses stolze Herz an den Tag legte, indem sie sich lieber fünf lange Jahre in eine solche Knechtschaft ergab, als im Hause einer Freundin eine Zufluchtsstätte annahm."

„Ein edles Selbstgefühl und ein Beweis von seltener Uneigennützigkeit und wirklichem Seelenadel!" sagte Georg bewundernd.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache.

(Fortsetzung.)

Der Förster war unterdessen in die Nähe des Eichengrundes gelangt und trat jetzt ebenfalls so leise als möglich auf, um jedes nahe und ferne Geräusch im Wald vernehmen zu können. Bei dem ungewissen Licht des von düstern Wolken verhüllten Halbmondes spähte er fort und fort scharf nach dem Tannenschlag hinüber, ob sich etwa schon einer der ungebetenen Gäste dort eingefunden habe.

Ein Rauschen hinter ihm in den Zweigen erregte seine Aufmerksamkeit. Er wandte sich um und sah seinen bewaffneten Verfolger in einer Entfernung von zehn Schritten in drohender Haltung vor sich stehen. Sogleich riß er die Doppelflinte empor, ging ihm entgegen und rief mit gebietender Stimme:

„Steh, Schurke, und liefere mir auf der Stelle Dein Gewehr ab!"

Statt der Antwort krachte ein Schuß durch den schweigenden Hochwald, und der Förster sank getroffen zu Boden.

Jener lachte wild und höhnisch auf, warf sich in das dichte Gebüsch und eilte dem Ausgang des Waldes zu.

„Der kann heut' einmal im Eichengrund übernachten!" sprach er ingrimmig vor sich hin. „Eines lumpigen Rehbocks wegen hat der Kerl mich beim Gericht angezeigt und mich vor aller Welt zu Schanden gemacht — Tod und Teufel! dafür mußte er büßen."

Als er aus den leise sausenden Tannen des Waldes auf die weite todtenstille Haide trat, traf das helle Licht des Försterhauses sein Auge.

„Ich will doch einmal sehen, ob sie drinnen noch so lustig sind wie vorhin!" murmelte er höhnisch zwischen den Zähnen. „Sie können lange warten, bis Der aus dem Eichengrund heim kommt!"

Damit warf er die Flinte nachlässig über die Schulter und lenkte die Schritte dem Försterhause zu.

„Eigentlich hätt' ich erst zusehen sollen, ob ich dem Ellmann den Garaus gemacht oder nicht," sprach er nach einer Weile bei sich selbst. „Einen Mord möcht' ich doch nicht gern auf der Seele haben — ich wollt' ihm nur einen tüchtigen Denkzettel geben. — Hm! das ist am Ende doch einerlei," fuhr er nach einer Pause fort — „ich werde nicht in Verdacht kommen — ich hatte ja gestern allen Leuten gesagt, ich hätte heut' Geschäfte in der Stadt."

Als er das Försterhaus fast erreicht hatte, blieb er stehen und lauschte athemlos in die Nacht hinein: es war ihm, als schreite Jemand leise hinter ihm her.

„Nein — es ist nur der Wind, der durch die Wachholdersträuche saust!" sprach er beruhigt, indem er seinen Weg fortsetzte. Und während er so langsam weiter schritt, fielen ihm plötzlich die Worte des Liedes ein, das der Förster vorhin gesungen hatte:

„Der Wind im Hain, das Laub am Baum
Saust ihm Entsetzen zu,
Er findet nach des Lebens Traum
Im Grabe keine Ruh'."

„Ich wollte, ich hätte nicht auf den Ellmann geschossen!" stieß er da plötzlich hervor, indem er abermals stehen blieb und sich auf sein Gewehr stützte. „Er hat doch eigentlich nur seine Pflicht gethan, daß er mich angezeigt — und außerdem hat er mich mehrmals heimlich warnen lassen! — Eh' ich das verdammte Wilddieben anfing, waren wir Freunde — liebe Freunde!"

Kaum wissend, was er that, hing er die Flinte wieder über die Schulter und wanderte mechanisch auf das helle Licht zu, das ihn mit Zaubergewalt anzulocken schien. Leise trat er an's Fenster und schaute in das trauliche Stübchen. Kaum aber hatte er einen Blick hineingeworfen, als ein unwillkürlicher Schrei seinen Lippen entfuhr. Das Gewehr sank ihm aus der Hand, und regungslos starrte er die beiden Liebenden an, welche Arm in Arm inmitten des Zimmers neben dem Tische saßen und scherzten und lachten. Mit einem Ausdruck wilden Schmerzes schlug er sich mit der geballten Faust vor die Stirn und lehnte sich wie vernichtet gegen die Wand des Hauses.

Plötzlich aber raffte er sich auf, stürzte, wie von einem guten Geist beseelt, in's Haus, riß die Zimmerthür auf und schrie:

„Um Gottes willen! kommt schnell mit mir zum Eichengrunde!"

Bei seinem unerwarteten Eintritt fuhren Alle erschrocken empor; und der Verlobte Johanna's rief erbleichend:

„Mein Vater!"

„Was ist geschehen?! Was ist geschehen?!" riefen die Försterin und Johanna, indem sie angstvoll auf den Unglücksboten zueilten.

„Kommt nur, kommt!" erwiederte der Müller, die Letzteren und seinen Sohn ungestüm mit sich fortziehend. „Ein Wilddieb hat auf Ellmann geschossen!"

In Karls Seele blitzte eine schreckliche Ahnung auf. Er wußte, daß Ellmann seinen Vater kürzlich angezeigt hatte, und in der Voraussetzung, daß die Försterin und Johanna von Allem unterrichtet seyen, war er acht Tage lang nicht nach dem Forsthaus gegangen, um einer peinlichen Scene auszuweichen. Da Ellmann jedoch beiden kein Wort von dem Vorgefallenen gesagt, so hatte er sich allgemach der Hoffnung überlassen, daß es ihm gelingen werde, seinen Vater mit dem Förster wieder auszusöhnen. Jetzt aber gab er Alles verloren — er kannte seines Vaters wilden Sinn — nur Dieser konnte der Wilddieb seyn, der auf Ellmann geschossen hatte.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

Von Amerika ist das Tischrücken und die Geisterklopferei ausgegangen und eben daselbst hat denn die neue Zauberkunst auch ihre erste großartige Niederlage erlitten. „Der Kompaß" schildert den Hergang also: Ein Professor in Boston Namens Felton, der seit längerer Zeit vergeblich gegen den spiritualistischen Unfug polemisirt hatte, erbot sich vor Kurzem, demjenigen Spiritualisten einen Preis von 500 Dollars auszuzahlen, der ihn oder vielmehr ein von ihm niedergesetztes Comite überzeugen werde: „daß ein Medium dasjenige auszusagen vermag, was Professor Felton in einem Nebenzimmer den Geistern zuflüstert; oder daß dasselbe ein Wort zu lesen vermag, das der Professor auf einen Bogen Papier geschrieben und dann in beliebiger Weise verdeckt hat, oder endlich, daß es — wie die Spiritualisten behaupten, daß sie es können — Klavier spiele, ohne die Tasten zu berühren, einen Stuhl von der Stelle rücke, ohne in dessen Nähe zu kommen." Das Comite ward aus Professoren der Harward-University gebildet; auch der berühmte Naturforscher Agassiz nahm daran Theil. Dreizehn der berühmtesten Media, darunter Mr. Redmann, Mrs. Brown, Miß Fox erschienen vor diesem Comite in Boston. Aber keines erhielt den Preis; sämmtliche Kunststücke mißlangen. Das erwählte Comite hat dies Resultat veröffentlicht und mit Hinweisung darauf das Publikum ernsthaft vor dem spiritualistischen Unwesen, das die Sittlichkeit verderbe, gewarnt.

Ein neuer Hans Sachs ist in Wien aufgetaucht in der Person eines Schusters am Schottenfelde, der ein Theaterstück halb-ernsten Inhalts: „Papier und Leder" betitelt, geschrieben hat, welches ein bedeutendes poetisches Talent verrathen soll, und im Josephstädter Theater zur Aufführung angenommen wurde.

Charade.

Das Erste trug die Flur der Hesperiden
Vorzüglich schön, vom Drachen scharf bewacht;
Es mordete bei Göttern selbst den Frieden,
Auch hat's den Menschen früh zum Fall gebracht,
In ihm den Tacht der Lüste angefacht,
Und jener freyle Tritt gebar uns Eumeniden.

Mit farbenreichem Schimmer prangt das Letzte,
Des Lenzes Zier, in Gärten, Saat und Au;
Auf ihm, das stets der Immen Kuß benetzte,
Nährt sich der Kolibri vom Nectarthau.
Wie Sylphen leicht, und prächtig gleich dem Pfau,
War's Cypris Knabe einst, der sich daran ergötzte.

Und in dem Ganzen ruht des ersten Bild,
Noch zarte Jugendhülle, tief verborgen,
Und wie der Kindheit hoffnungsvollem Morgen
Des Lebens mystisches Geschick entquillt,
Wenn sich die Zukunft unserm Tritt enthüllt:
So folgt Entwicklung ihm, auch ohne unser Sorgen.

Auflösung des Räthsels in № 126:
Schatten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 128. Sonntag, 25. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Der Tod der Fürstin hat vor Kurzem dies Verhältniß aufgelöst," fuhr Frau Falkenberg fort. „Amalie hat meine Einladung angenommen, in unserm Hause den Augenblick abzuwarten, wo sich eine neue Stelle als Gesellschafterin für sie bietet, um die sie sich bewirbt . . ."

„Und die sie etwa schon gefunden hat?"

„Noch nicht," erwiederte Sophie.

„Aber diese Reise?" rief Georg.

„Hat einen andern Zweck! Amalie hat erfahren, daß in Stuttgart eine alte polnische Dame wohnt, welche seit Jahren gichtbrüchig und an's Bett gefesselt ist, deren Name mit dem eigentlichen Familiennamen ihres Vaters übereinstimmt und auf verwandtschaftliche Beziehungen hinweist. Sie hat sich brieflich an diese Dame gewendet, um hierüber Aufschluß zu erhalten, und ist von derselben zu einem Besuche eingeladen worden. Amalie will den letzten Versuch machen, von den Verwandten ihres Vaters anerkannt zu werden; allein mein Mann hat ihr wenig Aussicht auf Erfolg gemacht: vornehme Verwandte, sagt er, ziehen nur dann ihre minder vornehmen Verwandten zu sich empor, wenn diese reich sind und Vortheile bieten; aber arme Sprößlinge einer Mesalliance werden wo möglich zu verläugnen gesucht!"

„Ich fürchte, Albert hat in diesem Falle Recht," sagte Georg; „ich bin so selbstsüchtig, sogar zu wünschen, Fräulein von Traumann möge unverrichteter Dinge wiederkehren!"

„Wirklich?" rief Sophie lebhaft; „und darf ich fragen, weßhalb?"

„Sie wissen es bereits, meine Freundin!" versetzte Wilmar; „Amalie Traumann hatte schon zuvor Bedeutung für mich, für mein Leben gewonnen, die ich mir kaum zu gestehen wagte. Die Nachricht von ihrer Abreise, die Befürchtung, sie verlieren zu müssen, hat mir erst gezeigt, wie werth, ja wie unentbehrlich sie für mich ist. Und nun ich erst vollends weiß, wie grausam das Schicksal diesem herrlichen Wesen mitgespielt hat, ist mein Entschluß gefaßt, um Amaliens Hand zu werben!"

„Im Ernste?" rief Sophie; „ist die Eisrinde um Ihr Herz geschmolzen, Herr von Wilmar?"

„Amalie ist das einzige Weib, nach dessen Besitz ich trachte! Sie ist die Einzige, welche mir meine theure Adeline ersetzen kann, obschon sie das entschiedene Widerspiel der Verewigten ist, die mir so werth war! Und glauben Sie mir Hoffnung geben zu können, daß jenes stolze Herz noch frei ist?"

„Ich hoffe es, ich weiß es nicht anders. Wenn ich indiskret seyn wollte, so könnte ich Ihnen vielleicht noch mehr sagen!"

„Sie liebt mich? . . . ."

„Nicht doch, so weit ist Amalie noch nicht; aber sie gefiel sich in Ihrer Nähe ungemein; sie unterhielt sich beinahe mit keinem andern Herrn außer Ihnen, sie seufzte sogar einmal darüber, daß sie so erschrecklich reich seyen!"

„Ist es möglich?" rief Georg. „O meine Freundin, Sie eröffnen mir Aussichten auf ein Glück, dessen Vereitelung ich kaum ertragen könnte! Sie müssen nun meine Partei nehmen und Amalien für mich zu gewinnen suchen! Sie haben mir diesen Himmel gezeigt, Sie müssen mir ihn auch erschließen helfen!"

Welche Frau würde eine solche dankbare Rolle ablehnen, zumal wenn es zwei Menschen gilt, denen man so aufrichtig wohl will, wie es bei Frau Falkenberg gegenüber von Amalien und Georg der Fall war? Sie lieh seinen Wünschen das ganze Gewicht ihrer Unterstützung, denn seine

jetzigen Absichten waren ja das ursprüngliche Ziel gewesen, welches sie für Amalien im Auge gehabt.

Sophie schrieb noch am selben Abend an ihre Freundin nach Stuttgart und meldete ihr das Vorgefallene. Amalien's Schritte bei der alten polnischen Gräfin versprachen keinen Erfolg; diese ermittelte erst nach langer Untersuchung aller Papiere, auf welche Amalie ihre Ansprüche stützte, daß deren Vater nur ein Verwandter vierten oder fünften Grades gewesen sey, den sie nur einmal in ihrem Leben flüchtig gesehen; sie bezeugte gar keine Lust, sich in dem jungen Mädchen eine dankbare Pflegerin zu werben — ihr genügte das polnische Dienstmädchen, welches ihr im Jahre 1831 in's Exil gefolgt war. Auch über die übrigen nähern Verwandten väterlicherseits wollte oder konnte die Kranke keine Auskunft geben, da sie mit den Landsleuten daheim und denen von der Emigration in keinerlei Verkehr stehe. Die Nachricht von der werthvollen Eroberung, welche sie gemacht, erfüllte daher Amalien mit einer wilden, triumphirenden Freude; sie hatte sich von der ersten Minute an, da sie Georg's Wittwerschaft und Vermögensumstände kennen gelernt, vorgenommen, seine Eroberung zu machen; aber sie besaß so viel Geist und Weltkenntniß, daß sie diesen Vorsatz im tiefsten Grunde ihrer Seele barg und nur in aller Stille mit der stärksten Kraft ihres Willens eine Art mesmerischen Einflusses auf ihn ausübte, jenen magischen Kreis um ihn wob, welcher um so unwiderstehlicher bannt, jemehr er für das Auge Dritter unsichtbar ist. Was ist denn am Ende alle Liebe anders, als eine Art mesmerischen Rapports zwischen zwei Seelen, deren eine aktiv wirkend die Erscheinungen des positiven Pols, die andere mehr passiv diejenigen des negativen Pols bildend, die Kette schließt! — Wie einst Adeline unter der Einwirkung von Georg's Persönlichkeit zu ihm, so ward er jetzt vom stärkern Wesen und Willen der schönen Amalie zu ihr hingezogen.

„Deine Nachrichten haben mich überrascht," schrieb Amalie an Falkenberg zurück. „Du eröffnest mir Aussichten, so glänzend, so betäubend, wie ich sie nie zu ahnen gewagt hätte. Aber Du kannst auch ermessen, wie groß die Kluft ist, welche mich von diesem edlen, hochbegabten Manne trennt, wenn ich Dir melde, daß ich jetzt froh bin, eine temporäre Zufluchtsstätte bei Dir zu finden, denn ich reise ärmer an Hoffnungen wie an Hülfsquellen zu Dir zurück. Verdenke mir daher nicht, daß ich es noch gar nicht recht über mich vermag, Deine Botschaften auf mich wirken zu lassen. Es wird geraume Zeit erfordern, um mich vergessen zu lassen, wie arm und verlassen ich bin!"

Acht Tage darauf kam sie, und die „temporäre Zufluchtsstätte" des Falkenberg'schen Hauses beherbergte sie achtzehn Monate. Diese ganze Zeit über war Georg ihr andächtiger Anbeter, warb um sie mit einer Aufmerksamkeit, mit einer Hingebung, welche bei jedem andern Mädchen in ebenso viel Tagen zum Ziel geführt haben würde. Sie schmiedete ihn immer fester an ihren Triumphwagen, zeichnete ihn nur im Stillen aus, räumte ihm aber vor der Welt um kein Haar breit mehr Rechte und Vergünstigungen ein, als der ganzen Schaar ihrer übrigen Anbeter. Sie benahm ihm durch ihre stille Majestät sogar den Muth, ihr schriftlich oder mündlich ein Geständniß zu machen; er mußte sich mit dem Bewußtseyn begnügen, daß sie um seine Liebe wußte und sie nicht mißbilligte. Sie mochte irgend einen Zweck dabei haben, den sie hiedurch erreichen wollte. Ihr Einfluß, der Zauber ihrer Nähe hielten ihn in der Residenz fest. Kaum daß er alle Monate oder in noch längeren Pausen auf seine Güter zurückkehrte, um hastig die Geschäfte zu überschauen und zu kontroliren, die ihm nun weniger Freude machten, als vordem. Amalie hätte seinen Ehrgeiz, sein Streben auf andere Bahnen zu lenken gewußt: er war ein öffentlicher Charakter geworden, der in allen neugegründeten Vereinen an der Spitze stehen, in allen Angelegenheiten des öffentlichen Lebens sein Wort mitreden mußte: ein Mäcen der Künste, ein ostensibler Förderer aller zeitgemäßen Bestrebungen und Neuerungen, ein angehender Staatsmann, der populärste Name im Vaterlande.

(Fortsetzung folgt.)

Die Rache.

(Schluß.)

In schrecklichem Schweigen eilten alle vier durch den düstern Fichtenwald dahin, welchen hie und da der Dämmerstrahl des Halbmondes erhellte. Der kurze Weg zum Eichengrund war bald zurückgelegt. Der Müller war den Uebrigen stets eine Strecke voraus, und schon von Weitem rief er mit markerschütternder Stimme in den Hochwald hinein:

„Ellmann! Ellmann! Wo bist Du?!"

Alles blieb todtenstill ringsum — nur das Echo wiederholte wie zum Hohn den verzweiflungsvollen Ruf des Müllers.

Im Eichengrund angelangt, erhoben Alle die Stimme und spähten beim Schein des Mondes nach allen Seiten umher, da der Müller die Stelle nicht anzugeben vermochte, wo der Schuß den Förster getroffen.

„Wer hat Euch denn hierher geschickt?" rief da plötzlich eine kräftige Baßstimme seitwärts neben einer Gruppe von jungen Eichen.

„Herr Gott! ich danke Dir aus Herzensgrunde! Er lebt — ich bin kein Mörder!" schrie da plötzlich der Müller mit wildem Jubel, indem er mit den Uebrigen auf den Förster zustürzte, der auf einem abgehauenen Baum neben den jungen Eichen saß.

„Nein Rohrfeld — von Deinem Schuß haben mich nur zwei oder drei Schrotkörner in's linke Bein getroffen," versetzte Ellmann ruhig; „das wird in ein paar Tagen wieder heil sein. Ich erkannte Dich vorhin gleich an Deinem wilden, höhnischen Lachen, dachte aber nicht, daß ich Dich heute Abend noch einmal wiedersehen werde. Du scheinst Deine rasche That zu bereuen — es sollte mich von Herzensgrunde freuen, wenn Du von jetzt an Deine unglückliche Leidenschaft bezähmtest. Deinen Groll hab' ich übrigens nicht verdient — ich habe Dich oft genug gewarnt. Hätt' ich Dich nicht angezeigt, so würden es and're Forstbeamte gethan haben, die Dich im Walde gesehen und die mir Vorwürfe machten, daß ich meine Freunde ruhig wilddieben lasse."

Der Müller war vor Reue und vor Freude so außer sich, daß er kein Wort hervorzubringen vermochte; das Entzücken seines Sohnes, der Försterin und Johanna's äußerte sich dafür um so lauter. Sie bestürmten den Förster mit Fragen und Liebkosungen, suchten nach seinen Wunden und jubelten laut auf, als sie dieselben kaum bemerken konnten.

„Geleitet mich jetzt nur nach Hause und unterstützt mich etwas — das Gehen fällt mir sauer," sagte Ellmann. „Es ist mir lieb, daß Ihr gekommen seyd; allein würd' ich den Weg nicht unter zwei Stunden haben machen können. Aber die leichten Schramme werden schon heilen; dafür, daß ich einen alten Freund wieder gewonnen habe, will ich den kleinen Schmerz gern ertragen."

Von seiner Frau und dem Sohn des Müllers unterstützt, schritt er darauf langsam seinem Häuschen zu. Johanna lief in ihrer Freude, den Vater gerettet zu sehen, eilig voraus; der Müller ging stumm und gesenkten Hauptes hinterdrein.

Als der kleine Zug aber bei dem Försterhaus anlangte, und Letzterer seine Flinte erblickte, die noch neben dem Fenster lag, sprang er plötzlich auf dieselbe los, packte sie oben beim Lauf und rief, indem er sie mit wilder Freude auf einem großen Stein in tausend Stücke zerschlug:

„Du hast mir heut' zum letztenmale gedient! Lebendigen Leibes will ich zur Hölle fahren, wenn ich jemals wieder einen Schuß thue!"

Mit dieser leidenschaftlichen Aeußerung seiner Reue hatte er gleichsam sein Bewußtseyn wieder erlangt, und als er dann mit den Uebrigen das trauliche Stübchen betrat, worin die Lampe noch so ruhig brannte, als ob nichts geschehen sey, fiel er dem Förster um den Hals und flehte ihn in den rührendsten Worten um Verzeihung an.

„Ich habe Dir längst vergeben, Rohrfeld," sagte der Letztere mit bewegter Stimme. „Du hast mehr gelitten als ich und wirst diesen Abend hoffentlich niemals vergessen."

Nach diesen Worten ließ er sich von seiner Frau und Tochter das feierliche Versprechen geben, in Betreff des Vorgefallenen ein ewiges Stillschweigen zu bewahren; daß der Müller und sein Sohn nichts verrathen, war wohl gewiß.

Als sich die Gemüther einigermaßen beruhigt hatten, da kamen auch der Besuch des Letztern im Forsthause und seine Liebe zu Johanna zur Sprache, und der Müller war überglücklich, daß sich ihm so bald eine Gelegenheit darbot, seinem alten Freunde einen Beweis seiner Reue und seiner veränderten Gesinnungen gegen ihn geben zu können. Er willigte nicht nur mit Freuden in die Verbindung seines Sohnes mit Johanna, sondern versprach auch, dem Erstern mit Beginn des neuen Jahres seine Mühle mit Allem, was dazu gehörte, abtreten zu wollen — ein Versprechen, welches das junge Paar mit lautem Jubel begrüßte.

Und als er dann lange nach Mitternacht von dem Förster und dessen Familie Abschied nahm und mit seinem Sohn über die mondbeleuchtete, schweigende Haide dem fernen Wiesenthale zuschritt, in welchem die Mühle lag, da rief er tiefaufathmend aus:

„Das ist der schrecklichste und zugleich der glücklichste Tag meines ganzen Lebens gewesen!"

Mannigfaltiges.

Ein Geschenk wider Willen. „Meine Liebe," sagte der polnische Fürst *** zu der lieblichsten aller Tänzerinnen, welche seinen Aufenthalt in Paris erheitert hatten, „meine Liebe, übermorgen verlasse ich Paris. Ich möchte Ihnen ein kleines Geschenk machen. Was würde Ihnen gefallen?" — Man begibt sich zu einem Juwelier. — Was kosten diese Ohrgehänge? — 4500 Fr. — Teufel, sagte der Pole, das ist etwas theuer. — Unmöglich, sie billiger zu lassen. — Nun, wir werden sehen. Bei diesen Worten öffnet der Fürst die Thüre des Magazins, um fort zu gehen; die Tänzerin aber neigt ihr allerliebstes Köpfchen nach dem Juwelier und lispelt: Legen Sie die Ohrringe auf die Seite, ich komme wieder. — Am nächsten Tage fand sie sich wirklich ein. — Man fand, sagte sie, den Schmuck um 1000 Fr. zu theuer. Hier sind 1000 Fr., wenn der Fürst kommt, lassen Sie ihm die Ohrgehänge um 3500 Fr. — Kaum war die Tänzerin aus dem Laden gehüpft, als der Pole eintrat. — Nun, haben Sie sichs überlegt? Wollen Sie mir die Dinger um 3500 Fr. lassen? — In Gottes Namen, mein Herr. Was soll ich machen! Ich will Sie Ihnen lassen, obwohl ich daran verliere. — Der Fürst bezahlt und nimmt den Schmuck mit. Zu Hause betrachtet er seinen Kauf. Wunderschön, sagte er, wahrhaftig zu schön für die Tänzerin. Ich verlasse Paris, kehre nach Polen zurück! Ich werde ihn meiner Frau mitbringen. — Mittlerweile wurde der Tänzerin die Zeit lange und sie begab sich zu dem Juwelier. — Nun, die Ohrringe? — Sie sind verkauft, Madame, an den Herrn, der Sie gestern begleitete. — Sie läuft in's Hotel du Louvre, wo der vornehme Fremde wohnte. Sie findet den Bedienten beschäftigt einen Koffer zu packen; die Ohrgehänge lagen noch auf dem Tische. — Was ist das für ein schöner Schmuck? fragte sie. — Es ist ein Geschenk des Fürsten für die Frau Fürstin, seine Gemahlin. Bitte, geben Sie her Madame, daß ich es in den Koffer lege. Es ist die höchste Zeit. — Abends war der Fürst auf dem Wege nach Warschau und mit ihm die Ohrringe. Mlle. B. aber bleibt die Befriedigung, zum Schmucke einer poln. Prinzessin 1000 Fr beigetragen zu haben.

Volkspoesie. Professor Heis und Herr von Martels haben ihre Meinungen über die Ursache des angeblich mit einer Erderschütterung verbundenen donnerähnlichen Schlages geäußert, der am 16. Februar, etwas nach 4 Uhr Nachmittags, weithin im Münsterlande gehört wurde. Der Eine leitet ihn von dem Sturz der Paulusglocke her, der Andere meint, es sei ein Meteor geplatzt. Unter unsern Landleuten macht sich nun, nach dem Westf. Merkur, eine dritte Ansicht geltend. Sie meinen und behaupten, Jupiter und Venus, die lange annähernde Bewegungen machten, seyen plötzlich gegen einander geprallt und dann, betäubt von dem gewaltigen Stoße, wieder zurückgefahren. Daher der furchtbare Schall, der auf der tellus schauerlich wiederhallte.

Räthsel.

Auf wunderbare Art und Weise —
Wer hat ihr wohl die Kunst verlieh'n?
Macht eine Dame ihre Reise,
Beschirmt von schönem Baldachin.
Noch nie ist sie zu Fuß gegangen,
Noch hat sie keiner reiten sehn,
Auch fuhr sie nie den Weg, den langen,
Und blieb doch nimmer stille stehn!
Der Kinder hat sie viel geboren
Und an der treuen Brust genährt,
Doch nie hat sie ein Kind verloren,
Das nicht zu ihr zurückgekehrt.
Wohl wechselt öfters sie die Kleider,
Bald putzt sie sich recht jugendlich,
Bald ist sie reich, geschmückt und heiter,
Bald zeigt sie als Matrone sich.
Als Greisin selbst kannst du sie schauen,
Des Todes mahnend Ebenbild,
Ein Ding, in dem aus Nacht und Grauen
Gewobnen Schleier eingehüllt;
Und doch, als ob sie nie erlahme,
Tanzt sie in abgemessner Zeit
Behend um eine andre Dame,
Die Anmuth ihr und Reize leiht.
Sie braucht nichts auf den fernen Reisen,
Da die Umtanzte sie verpflegt,
Nun saget an: wie mag sie heißen,
Die keine Nacht sich schlafen legt?

Auflösung der Charade in № 127:

Apfelblüthe.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№. 129. Dienstag, 27. Oktober 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

So weit war Wilmar, als er eines Abends die heißersehnte Gelegenheit fand, Amalien von einem Ball auf einem Landhause in seinem Wagen nach Hause bringen zu dürfen. Er war aufgeregt vom Tanze, von der Nähe dieses herrlichen Mädchens, das jetzt, obschon bereits über die erste Blüthe der Jugend hinaus und schon volle sechsundzwanzig Jahre alt, die Schönheit einer Statue des Phidias mit den seltensten geistigen Reizen paarte. Niemals war sie so weich, so liebevoll gegen ihn gewesen, als an diesem Abend. Dies gab ihm den Muth zu einer Erklärung, und seine Werbung ward angenommen. Als er aber darauf drang, daß ihre Verbindung bald stattfinden sollte, entgegnete das seltsame Mädchen entschieden: „Nein, noch nicht! wir müssen uns erst als Verlobte noch näher kennen lernen!“ und es währte beinahe vier Monate, bis Amalie endlich den Tag bestimmte, wo die Hochzeit stattfinden sollte.

Nun verließ Georg Wilmar die Residenz und eilte nach Liebfrauenau, um dort zur Aufnahme seiner jungen Gattin alles erforderliche vorzubereiten. Amalie sollte ein neu eingerichtetes Haus vorfinden, ausgestattet mit Allem, was nur dazu beitragen konnte, sie dort zu fesseln und ihr ein trautes Daheim zu bereiten.

Der Anblick der kleinen Georgine, die in den zwei Jahren, seit Papa sie nur selten und flüchtig gesehen hatte, so lieblich und schön geworden war, daß sie ihn mit einer unsäglichen Wehmuth an ihre Mutter erinnerte, — der Anblick all dieser Stätten einer einst so glücklichen, leider aber so kurzen Ehe, — stimmten Georg eigenthümlich feierlich, ja beinahe traurig. Es entspann sich ein Kampf in seiner Seele zwischen der alten und der neuen Liebe, zwischen den heiligen Erinnerungen der Vergangenheit und den wonnigen Ahnungen der Zukunft, welcher ihn im höchsten Grade erschütterte. Dazu kam noch das Gefühl für Georginen, dies theure Pfand der alten Liebe, welches deren Werth erhöhte und in die holden ahnungsvollen Träume der Zukunft auch Wolkenschatten der Befürchtung warf, ob Georgine an der erwählten Braut ihres Vaters auch eine rechte Mutter finden würde. In den Becher der Ideale und Illusionen träufelte der Zweifel sein schmerzweckendes Gift. Hieran hatte Georg seither noch nicht gedacht, und dieser Gedanke beschäftigte ihn Tage lang und trieb ihn auf einsamen Spaziergängen in der Gegend umher.

Auf diesen einsamen Wanderungen stellte er Vergleichungen an zwischen Adelinen und Amalien. Beide hatten vieles unter sich gemein, aber noch mehr war an ihnen widersprechend, entgegengesetzt, ja sogar diametral entgegen. Wenn er in kleinen Dingen Parallelen fand, so ergab es sich doch, daß die Linien, sobald er sie länger zog, in immer größerm Winkel auseinander liefen. Endlich aber kam der Sophismus der Liebe, der Leidenschaft, und wischte alle derartigen Vergleiche auf der Tafel seiner Reflexion aus, und wollte ihn überreden, der Blick durch das Medium der Hoffnung in die Zukunft sey treuer, als der durch das Medium der Erinnerung in die Vergangenheit.

Was Georgine anlangt, so war sie noch so vollkommen ein argloses Kind, daß der Gedanke, wieder eine Mama zu bekommen, sie mit unbeschreiblicher Freude erfüllte, zumal sie hörte, daß sie die gute Frau Hind dabei noch behalten dürfe. Sie ward nicht müde, den Papa und Frau Hind nach dem Aussehen der neuen Mama zu fragen, und sich zu erkundigen, ob dieselbe der Mama gleiche, deren Bild drüben in den verschlossenen

Zimmern hinter dem grauseidenen Vorhange aus der Goldrahme hervortreten zu wollen schien. Und wenn dann Georgine so plauderte, daß Frau Hind Mühe hatte, ihre aufquellenden Thränen zu unterdrücken, dann rief eine innere Stimme in Georg: Amalie müsse diesem Kinde gewogen seyn und es lieben lernen!

Dies beschwichtigte einigermaßen den peinlichen Zweifel und Amaliens eigene Aeußerung: sie hoffe das Kind durch Liebe an sich fesseln zu können, belebte seine Erwartung. Mit dieser Hoffnung und dem regen Eingreifen in das Ordnen und Beschaffen der neuen Einrichtung übertäubte er vorübergehend alle etwa aufdämmernde leise Befürchtungen. Endlich nahte der Vorabend seiner Rückreise nach der Residenz. Es war ein wundervoller Herbsttag. Eine warme Sonne glühte auf den reichen Tinten der Landschaft, und die prachtvollen seltenen Blumen, welche den Garten vor dem Herrenhause schmückten, schienen ihren Farbenschmelz noch gesteigert zu haben unter dieser vollen Beleuchtung. Georg stand auf dem Balkon des Hauses und weidete sich sowohl an dem Anblick auf die ganze Umgebung nah und ferne, als an dem lieblichen Schauspiele, das ihm Georginens harmloses Spiel mit einem zahmen Reh zum Besten gab, mit welchem sie sich drunten auf dem Rasenplatze herumtummelte. Des Mädchens fröhliches und unschuldiges Lachen tönte zu ihm herauf und erinnerte ihn an das süße Lächeln Adelinens; die anmuthigen, leichten Bewegungen Georginens dünkten ihm ein Conterfei der Verstorbenen und er wollte sich überreden: kein Mensch auf Erden könnte einem so unschuldigen, holden Wesen anders als herzlich gut seyn; also müsse auch Amalie die Kleine lieben und ihr eine treue, zärtliche Mutter werden. Und weil er sich hieraus im Stillen vielleicht ein Verdienst machte, sprach er leise und tief ergriffen vor sich hin, während sein feuchtes Auge überquoll: „Armes Kind, in acht Tagen wirst Du wieder eine Mutter haben!"

Sophie und Falkenberg hatten es sich als besondere Gunst ausgebeten, die Hochzeit Georg's v. Wilmar mit Amalie Traumann ausrichten zu dürfen, und die getroffenen Vorbereitungen deuteten auf eine sehr glänzende Festlichkeit hin. Es war Sommers Anfang, und die Natur prangte in ihrem reichsten Schmucke. Die goldene Fluth einer herrlichen Mittagssonne strömte in das Gemach, wo Sophie ihre Freundin Amalie bräutlich schmücken half. Das volle Licht, welches durch die rothen Vorhänge und Draperien schien, warf einen rosigen Widerschein auf das prachtvolle Brautkleid aus weißem Moire mit kostbaren Spitzen, welches die Braut trug. Amalie saß auf einem niedrigen Tabouret vor dem großen Ankleidespiegel und prüfte mit Bedacht und Spannung die Wirkung ihrer Toilette, deren Anordnung sie und Sophien schon seit Wochen beschäftigt hatte. Sophie wollte, wie sie sagte, „mit der Freundin alle Ehre einlegen;" die Männer alle sollten sie bewundern und ebenso beneiden, wie die Frauenwelt der Residenz Amalien um diesen Gatten beneiden mußte. Und fürwahr! dieser Zweck war auch vollkommen erreicht worden, denn die Braut war in ihrem Ehrenschmucke eine Erscheinung, wie man sie nur selten sehen kann. Die tief ausgeschnittene Robe enthüllte den anmuthigen Schwung der Formen und die Fülle ihres herrlich geformten Nackens und ihrer Schultern, welche eine leichte Bedeckung von Spitzen eher ahnen ließ als bedeckte; die schöngerundeten symmetrischen Arme waren entblößt bis auf einen Halbärmel von reichen Brüsseler Spitzen; die rabenschwarzen Haare mit dem purpurnen Reflexe waren in breiten Flechten um Schläfe und Hinterhaupt gewunden, und Sophie, vor Freude strahlend über ihr gelungenes Werk, befestigte soeben den langen kostbaren Schleier und den Myrthenkranz in ihrer Freundin Haar.

„So, meine schöne, meine königliche Amalie!" rief sie, als ihre Arbeit vollendet war, „nun bist Du fertig und in der That reizend, bezaubernd! Komm, beschaue Dich nur einmal selbst!"

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

In dem Hause des Stadtschreibers A. zu B. war in der obern Etage ein kleines, zierlich eingerichtetes, sehr wohnliches Zimmer, dessen Fenster nach der Straße gingen; in diesem befanden sich zwei junge Mädchen von fast gleichem Alter, doch sehr verschiedenen körperlichen Reizen, denn beide waren reizend, wie sich dies wohl von selbst versteht. Die etwas ältere lehnte ihr blasses lebhaftes Gesicht an die Schulter ihrer Freundin, welche sich auf ein weiches Polster niedergelassen hatte, um zu lesen, dann es über dieselbe vorbeugend, sahen ihre großen funkelnden Augen in deren blühende, regelmäßig schönen, von Anmuth

und Liebreiz strahlenden Gesichtszüge. Tiefe Stille herrschte eine kurze Weile in dem freundlichen Gemache, Bertha schien in ihre Lektüre vertieft und die blasse Antonie so recht des Anblickes der geliebten schönen Freundin sich zu erfreuen; doch nicht allzu lange konnten ihre lebhaften Gefühle dieses stille Entzücken ertragen und bald brannte ein Kuß auf Bertha's Wange. Diese blickte hold lachend empor, ließ ihr Buch aus den Händen gleiten und umschlang liebevoll den zu ihr herabgebeugten Nacken Antoniens, mit einem Ruck die leichte Gestalt auf ihren Schooß ziehend. Beide Mädchen sahen sich schwärmerisch liebevoll an, und man mußte leicht errathen, daß zwischen ihnen ein Freundschaftsband geschlossen war, wie es in dieser Gluth und Zartheit nur im poetischen Dufte der ersten Jugend erblüht, ein Sonnenblick von Oben, den edle, tieffühlende Naturen auch in den Oberflächlichkeiten und Wirrnissen späterer Jahre treu bewahren, der aber meistens auch mit den Träumen der Jugend erlischt.

Antonie sah ihre Freundin prüfend an und fand, daß ihr blaues Auge heute minder klar als der unbewölkte Himmel und ihre Stirne etwas düster sey.

„Was ist Dir?" fragte sie besorgt.

Bertha athmete tief und beklommen und ihren Blick auf eine mächtige Blumenguirlande heftend, welche das Zimmer ringsum schmückte und deren aromatische Düfte den beschränkten Raum überfüllten, sagte sie: „Ach, die Blumen! sie duften so sehr, daß es mich wahrhaft betäubt — und wenn ich nicht fürchtete, die gute Pauline zu kränken, so würde ich diese bitten, sie wieder herunter zu nehmen."

„Seit wann leidest Du an schwachen Nerven?" rief erstaunt Antonie. „Du, das starke Landmädchen, kann Blumendüfte nicht ertragen? Was wird es erst geben, wenn Du in unsere Salons kommst — da wirst Du an den vielen Odeurs gewiß ersticken."

„O, das sind nicht schwache Nerven," eiferte Bertha, „Gott bewahre mich vor solcher Modekrankheit! Aber sieh, ich bin so an die frische, freie Luft gewöhnt und athme Blumendüfte nur im Freien ein, daß mich ihr starker Duft im engen Zimmer beengt, wahrhaft betäubt. Bei uns kommen Blumen niemals in die Zimmer, denn ich kann mich nicht entschließen, irgend eine Blume abzubrechen und ihr ohnehin kurzes Leben dadurch vorschnell noch abzukürzen. Darum überfiel mich auch ein leises Weh, schon bei dem ersten Anblick dieser vielen Blüthen, welche Paulinens Gutmüthigkeit zu Kränzen gewunden, um unsere Ankunft zu feiern. Wenn ich sehe, wie sie ermattend das Haupt neigen und vorschnell zu welken beginnen, so ist mir gerade, als fühlten sie selbst ihr trauriges Geschick, nach kurzem Glanze und so flüchtiger Bewunderung schnell dahin sterben zu müssen."

Kaum hatte die etwas erbleichte Freundin diese Worte gesprochen, als Antonie an das Fenster sprang und es rasch öffnete, dann riß sie schnell die zierlichen Blumengewinde von den Wänden, und noch ehe Bertha es hindern konnte, flogen sie zum Fenster hinaus hinunter auf die Straße.

Ein Ausruf des Erstaunens, dem ein heiteres Lachen folgte, ließ sich von unten hören. Antonie sah mit flüchtigem Blicke zum Fenster hinaus, zog aber schnell den Kopf wieder zurück und sagte zu der erstaunten Freundin: „Es sind zwei Offiziere, denen die Blumen auf die Köpfe fielen. Am Ende glauben wohl die Narren, ich hätte absichtlich die Blumen ihnen zugeworfen, — eitel genug wären sie wohl — und Stoff genug läge auch in diesem Zufalle, um mein Renommé als Kokette zu vergrößern."

„Wie konntest Du aber auch so unvorsichtig seyn," schalt liebevoll die jüngere, aber besonnenere Freundin, „und was wird Pauline dazu sagen, wenn sie sieht, wie ihre Blumen mißhandelt wurden? Gewiß hat sie gestern den ganzen Tag dazu verwendet, um unser Zimmer so schön zu schmücken — und nun liegt Alles auf der Straße."

„Pauline hat," entgegnete Antonie, „die Kränze wegen Dir gewunden, und da sie Dir unangenehm sind und Dich unwohl machen, so ist es doch sehr billig, daß sie weggeschafft werden."

„Man hätte es ihr aber erst sagen sollen; auch hätte man damit unten ein Zimmer schmücken, oder die schönsten Blumen auswählen und in Vasen bewahren können. Pauline wird sich sehr gekränkt fühlen — uns undankbar schelten — und ganz mit Recht — und . . ."

„Und" — fiel rasch Antonie ein — „und unzähliche Thränen vergießen, die ihren schmachtenden Augen so schön stehen. Wer so viel weint," fuhr sie mit einem Anfluge von Spott fort, „bei dem kommt es auch auf ein paar Thränenströme mehr oder weniger gar nicht an. Du hast überdies gar keine Schuld bei dieser meiner — wenn Du willst — Ungezogenheit — darum beruhige Dich — und gestehe einmal aufrichtig, liebe Bertha, ist es nicht am klügsten, schnell wegzuwerfen, was uns genirt?"

„Du wenigstens befolgst diesen Grundsatz ganz genau,“ erwiederte Bertha halb scherzend, halb vorwurfsvoll; „denke nur an die Uhr.“

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Was bedeutet K. M. In einer Restauration in Danzig saß unlängst ganz harmlos einer unserer Marinesoldaten, ein Glas Bier trinkend, und hatte seine Dienstmütze, bekanntlich mit den Buchstaben K. M. bezeichnet, auf dem Tische vor sich liegen. Ein Paar junge Leute saßen am Nebentische, machten ihre Glossen über seine seemännischen Manieren und der Eine fragte den Andern ziemlich laut, was wohl die Buchstaben an der Mütze zu bedeuten hätten? worauf der Andere erwiederte: „Kuh-Mist!“ Der Matrose, ein kräftiger Seemann, ging hierauf zu dem Witzbold und entgegnet: „Mein Herr, Sie haben falsch gelesen! K. M. heißt Königliche Maulschelle!“ und applizirte ihm eine solche sogleich kräftigst. Die jungen Herren verließen unter dem Gelächter der Anwesenden eiligst die Gaststube, und werden sich vor dergleichen Witzen wahrscheinlich in Zukunft in Acht nehmen.

Landwirthschaftliches.

Herr Dr. Börner empfiehlt in der „Nass. Ztg.“ folgendes höchst wirksame Mittel zur Vertilgung der Feldmäuse: an die Mündung eines Handblasebalgs wird eine Hohlkugel oder ein Kasten von Blech von 1/2 Fuß Durchmesser geschraubt, welcher hier an der Seite eine verschließbare Oeffnung zum Füllen mit Wolle, Haaren, Lumpen, feuchten Sägspänen und einigen Schwefelstücken hat. Unten ist die Kugel mit einem Schnabel zum Einstecken in die Maushöhle versehen, durch welchen die Gasdämpfe in die Löcher getrieben werden. Sobald die Füllungsmasse mittelst einer glühenden Kohle angezündet und jene Oeffnung wieder geschlossen ist, beginnt durch die Bewegungen des Blasebalges ein Verglimmungsprozeß, in Folge dessen sich ein starker Gasstrom von schweflicher Säure, Kohlenoxyd, Ammoniack- und Kohlenwasserstoffgasen (lauter irrespirable Stoffe), entwickelt und durch den Schnabel in die Gänge der Mäuse dringt. Wählt man ein frisches, möglichst tiefgehendes Mausloch, so wird man bemerken, daß aus den meisten umliegenden Höhlen Rauch aufsteigt. Diese müssen zugetreten werden und es wird dann ein großer Bezirk durch das Verfahren mit erstickenden Gasen gefüllt. Sind alle von dem gewählten Loche ausgehenden Kanäle gesättigt, was der Fall ist, wenn hier der Dampf zurückstaut, so tritt man auch diese Oeffnung zu und in 10 Minuten sind sämmtliche Bewohner des ganzen Gebietes getödtet. Und so fährt man weiter fort. Ganze Schaaren todter Mäuse hat ein Oekonom herausgeackert, als er kurz nachher das Feld pflügte, wo er dieses Mittel angewandt hatte. Es ist keinem Zweifel unterworfen, daß sich dasselbe besonders auch an den Wegen, Chausseegräben und Rainen (Eisenbahndämmen!) bewährt, wo das Ungeziefer seine festesten Sitze hat und seine Zufluchtsstätte, wenn ihm der Pflug die höher liegenden Gänge zerstört. Daß die Kosten dieses Verfahrens kaum nennenswerth sind, und die Arbeit gering, braucht kaum erwähnt zu werden. Wenige Personen können so in wenig Tagen das größte Feld säubern. (Neuerdings in Altenburg mit dieser Erstickungsmethode angestellte Versuche haben dieselbe als gänzlich unpraktisch erscheinen lassen.)

Charade.

1. Sylbe.

Vielseitig werde ich im Sprachgebrauch verwendet,
Doch zeig' ich immerdar der Sache Ursprung an;
Nur zart beginnt mein Seyn, stark wachse ich heran;
Und jene Deutung wird erst meiner Kraft gespendet.

2. Sylbe.

Vom erst benannten Theil' mach' ich das Ganze aus;
Groß ist der Brüder Schaar, die Gattung doch verschieden,
Als unentbehrlich bin dem Menschen ich beschieden,
Zur Zierde stellt man mich oft in ein eignes Haus.

Beide.

Im fürstlichen Gemach pflanz' ich mich kräftig fort,
Denn stattlich prange ich in hohen Bildern dort.
Nicht selten sprosse ich aus grauem Alterthum,
Und mit des Alters Grau vergrößert sich mein Ruhm.
Mein Leben danke ich dem Stolz, der mich geboren,
Der für die Nachwelt selbst mich hat erkoren.
In meinem Todtenreich lebt die Vergangenheit,
Und, der Vernichtung Trotz, nährt sorgsam mich die Zeit.

Auflösung des Räthsels in № 128:

Erde.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 130. Freitag, 30. Oktober 1857.

Zwei nächtliche Gäste.

Schon hat in dunkelm Schleier
Genaht die heil'ge Nacht;
Es hat zu ihrer Feier
Der Mond sich aufgemacht.

Da liegt auf seinem Pfühle
Ein Mann, sehnt sich nach Ruh';
Es weht des Abends Kühle
Ihm süße Labung zu.

Und draußen schleicht es stille,
Es springet auf die Thür,
In geisterhafter Hülle
Tritt schnell ein Paar herfür.

Ein Engel scheint der Eine,
Der And're ein Dämon,
Sie haben im Vereine
Genaht dem Lager schon.

Und Schlummer heißt der Eine,
Der Zweit' wird Schmerz genannt:
Sie steh'n im Sternenscheine
Nun vor des Bettes Rand.

„Mein ist er!“ ruft der Schlummer;
„Mein ist er!“ ruft der Schmerz,
Und schickt ihm Qual und Kummer
In's halb gebroch'ne Herz.

Die Schlummerkörner fallen;
Doch fängt der Schmerz sie auf,
Daß kein's von ihnen allen
Zum Auge nehm' den Lauf.

Der Schlummer spricht den Segen,
Und schickt der Träume Lust;
Da schleicht auf Geisterwegen
Der Schmerz zur tiefsten Brust.

Und auf die Augenlieder
Senkt schnell der Schlummer sich,
Da kömmt der Schmerz schon wieder
Und ruft: „Ich zwinge dich!“

Da kämpfen sie und fassen
Die arme Beute nun;
Denn keiner will sie lassen
Und von dem Streite ruh'n.

Doch bei des Morgens Grauen
Entweichet jeder scheu;
Sind wieder Nachts zu schauen,
Daß sich der Kampf erneu'.

So streiten sie und ringen
Wohl manches liebe Jahr,
Bis sie den Armen bringen
Auf eine Todtenbahr!

Denn einst, bei ihrem Kämpfen,
Trat schnell der Tod herein
Und rief, den Streit zu dämpfen:
„Nicht Euer, er ist mein!“

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Amalie stand auf und betrachtete sich eine Weile schweigend im Spiegel. Erst flog ein Strahl innerer Befriedigung über ihre schönen, regelmäßigen Züge hin, dann aber lagerte sich gleichgültige Ruhe über das Antlitz, welcher abermals ein Aufleuchten befriedigten Stolzes über die eigene Schönheit und Anmuth folgte. Alsdann aber wandte sie sich zu Sophien um, als sie bemerkte, daß diese die Kammerjungfer hinweggeschickt hatte und sagte mit einem Anflug von Spott in Ton und

Miene: „Ich danke Dir, liebe Sophie! Du hast mich allerdings herrlich geschmückt; und doch erscheine ich mir wie ein Opfer, das geschmückt zum Altar geht!“

„Amalie! was meinst Du damit?“ rief Frau Falkenberg erschrocken.

„Nichts, gar Nichts, meine Liebe!“ erwiederte die Braut; „aber der Ernst des Augenblicks macht mich wehmüthig. Glaube mir, meine gute, theure Sophie, ich bin nicht undankbar; ich fühle innig, wie hoch ich Dir verpflichtet bin; — o glaube mir, Sophie, daß ich Dich inniger liebe, als irgend Jemand sonst in der Welt,“ setzte sie hinzu, und eine Thräne hing in ihren langen schwarzen Wimpern, während sie Sophien umarmte.

„Nicht doch, Amalie! Einen liebst Du doch noch mehr als mich — Georg Wilmar, nicht wahr?“ erwiederte Sophie mit sanftem Vorwurf.

„Nun ja — freilich; so meinte ich es auch! Nächst dem edlen, ehrenhaften und so gescheidten Georg v. Wilmar bist Du Diejenige, die mir auf der ganzen Welt das Liebste ist!“ sagte die Braut und wieder umzog ein flüchtiger, bitterer Spott ihren schöngeschnittenen Mund. „Allein nun laß uns in den kleinen Salon gehen! — Georg wird uns ungeduldig erwarten!“

Herr v. Wilmar verschlang die Erscheinung Amalien's mit glühendem, gierigem Auge, als sie scheu, befangen und mit einem schüchternen Lächeln aus der Portiere des Nebenzimmers in den kleinen Salon trat, wo er mit Georginen sie erwartete. „Amalie, süße Amalie! Du bist himmlisch schön!“ flüsterte er mit trunkenem Entzücken; „Du bist eine Peri, aus dem Paradiese herniedergestiegen, die leise Wehmuth des Scheidens von der Heimath noch in den Augen!“

„Zu gütig, Georg! Ihre Liebe verklärt Ihnen Alles! Ich habe ja keine Heimath zu verlassen, — ich erhalte sie erst aus Ihrer lieben, milden Hand!“ erwiederte sie in ihrem gewinnendsten Tone. — „Und dies ist also unsere theure Georgine?“ setzte sie hinzu und beugte sich zu dem Kinde herab, welches die ihm neue Erscheinung halb schüchtern, halb forschend, aber mit großer Aufmerksamkeit und gedankenvoll betrachtete. „Sprich, mein liebes Kind, kannst Du mir gut seyn?“

„O gewiß, Mama! Du bist viel schöner und größer, als meine gemalte Mama zu Hause! Du wirst mich auch lieb haben, nicht wahr?“

„Gewiß, meine liebe Georgine! — Wer könnte einem solchen Engel böse seyn?“ wandte sie sich zu Georg und Sophien. „Komm', mein Herzchen, laß Dich küssen!“

„Liebe, schöne Mama!“ rief Georgine und stürzte wild und von einem unerklärlichen Ungestüm erfaßt, an den Hals Amaliens und bedeckte ihre Wange mit Küssen. Aber die Bewegungen des Kindes waren so ungezügelt gewesen, daß seine linke Hand sich in den Schleier verwickelte und diesen der Braut sammt dem Myrthenkranze vom Haupte riß. Amalie stieß einen leisen Schrei aus und entledigte sich mit einer Geberde zürnender Ungeduld des liebkosenden Kindes. Georg selbst umschlang Georginen und riß sie von Amalien hinweg.

„Amalie, vergib dem Kinde!“ sagte er; „es war nicht böse von der Kleinen gemeint! Sie ist noch so linkisch! — — Gewiß hast Du der Mama Schmerz verursacht, ungeschicktes Kind!“ setzte er tadelnd hinzu und blickte Georginen verweisend an. Auf diese Weise entging ihm das plötzliche Erblassen der Braut, der verstörte Ausdruck ihres Gesichts und der Blick voll jähem Entsetzen, welchen Amalie auf den am Boden liegenden Brautkranz und Schleier warf, als sie sich darnach herabbeugte, ihn mit bebender Hand wieder aufzuheben, worauf sie in einen Lehnstuhl sank.

„Amalie, was ist Dir? Du wankst?“ rief Georg besorgt und eilte herbei.

„Nichts — es ist schon gut! Der Schmerz ist schon vorüber!“ erwiederte sie und versuchte zu lächeln, aber die heiteren Curven des Mundes wurden durch den verstörten Blick Lügen gestraft. „Ein Glas ... Wasser!“ stammelte sie und hielt Sophien bei der Hand fest, als diese hinwegeilen wollte. Georg ging, das Gewünschte zu holen.

„Amalie, sey nicht abergläubisch! es ist nur ein Zufall, kein böses Omen!“ flüsterte Sophie, welche in der Seele der Freundin gelesen zu haben glaubte.

Die Braut warf der Freundin einen raschen forschenden Blick zu und sagte: „Ich bin nicht abergläubisch, meine Liebe! wenn es aber mehr als Zufall wäre — wenn irgend Jemand die Kleine darauf dressirt hätte? . . . . Doch nein,“ fügte sie schnell hinzu, als bereute sie es, diesen Gedanken geäußert zu haben; „das Kind ist zu ungeschickt, zu linkisch dazu — es war nur ein Zufall! Komm her, Du Kleine und sieh, was Du angerichtet hast!“

„Vergib, liebe Mama! ich will es nicht wieder thun! ich habe es nicht mit Absicht gethan!“ stammelte Georgine und trat schüchtern näher. „Ich wollte Dich nur lieb haben, weil Du schön bist, und ich dachte, Du müssest auch so gut seyn,

aber Du hast mich so fürchterlich angeblickt, daß ich ganz erschrocken bin! . . . ."

„Ich, mein Kind? . . . . jenun, ich erschrack und mein Kopf schmerzte mich!" sagte Amalie. „Aber es ist nun vorüber und ich vergebe Dir. Was hältst Du denn hier in jener Düte?"

„Einen Strauß für Dich, liebe Mama!" versetzte Georgine, freier aufathmend. „Frau Hind sagte mir, ich solle Dir aus meinen schönsten Blumen einen Strauß winden und Dir überreichen!"

„Aus diesen — Stiefmütterchen?" rief Amalie, und aus ihrem dunklen Auge flammte wieder ein dunkler Zornesblick; „das hat Dir Deine Erzieherin befohlen?"

„Ja . . . . nein . . . . Nämlich diese Blumen verbot sie mir in den Strauß zu nehmen; aber es waren meine schönsten, diese großen Pensées, darum nahm ich sie doch, denn ich wollte Dir mein Schönstes bringen!"

„Abscheulich! ein Epigramm im Munde der Unschuld!" flüsterte Amalie.

„Nein, meine Liebe! Du gehst zu weit!" sagte Sophie leise, welche das eigenthümliche Spiel des Zufalls ebenso sehr frappirte, wie ihre Freundin; „ich bin überzeugt, Georgine hat unwissend gefehlt!"

„Sie ist ein albernes, schlecht gezogenes Kind!" sagte Amalie und stieß den Strauß unmuthig von sich.

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

„Ach die einfältige Uhr! Als ob sich solch ein Verlust nicht ersetzen ließe! Was hat doch Pauline um diese geweint, als ich sie zerstörte — und doch trug sie allein alle Schuld! Wer hieß sie auch die Uhr an mein Bett hängen, da sie weiß, daß ich dies einförmige Picken einer Uhr nicht leiden kann. Da erwache ich des Nachts und pick, pick, pick, und ewig dasselbe pick tönt in mein Ohr — und dies ist in einer stillen Nacht vollends ganz unerträglich — ich springe auf und ehe ich noch ganz zur Besinnung komme, liegt die Uhr zerschmettert auf dem Vorplatz. Ich erschrack selbst ein wenig, als ich es so klingeln hörte, — aber komisch, höchst komisch war Paulinens Schmerz, als sie am Morgen die Trümmer ihres vergötterten, Gott weiß durch welche sentimentale Erinnerung vergötterten Schmuckes fand. Sie weinte so lange, bis mein Bruder Theodor sie versicherte, daß, obgleich ein thränenfeuchter Blick sie sehr schön mache, doch unter zu vielen Thränen der Schmelz ihres Auges leide und dadurch ihre Schönheit beeinträchtigt werde. Diese Bemerkung trocknete zwar ihre Thränen, aber von dieser Zeit an ist sie mir nicht mehr recht gut geworden."

„O, Deine Schwester denkt jetzt nicht mehr daran, wie hätte sie sonst Dein Zimmer so schön geschmückt?"

„Das geschah auch nur wegen Dir, denn für Dich schwärmt sie; sie hält Dich wie sich selbst für eine unglücklich Liebende."

Bertha sah ihre Freundin erstaunt und fragend an, welche lachend erwiederte:

„Nicht wahr, das ist romantisch, und Du hast bis jetzt noch keine Ahnung davon gehabt, das glaube ich wohl. Theodor ist sterblich in Dich verliebt, und wenn Du wie seine widerwärtige Braut zwanzigtausend Thaler hättest, so würde er wohl diese aufgeben und Dich im Sturme zu erobern trachten. Pauline weiß dies Geheimniß, denn sie ist Theodors Vertraute in Herzenssachen, und nun bedauert sie Dich gerade so sehr wie meinen Bruder, denn sie bezweifelt keinen Augenblick, daß Du dessen Schwärmerei für Dich ahnest, und einer unglücklichen Liebesschwärmerei zu widerstehen, geht über ihren Horizont, denn sie selbst wurde noch nie von einem Manne angeschmachtet, dem sie nicht augenblicklich ihr Herz geschenkt hätte."

Bertha sah Antonie betroffen an und sagte: Was Du nicht alles schwatzest! Liebt denn Theodor Anna wirklich nicht?" fragte sie, durch der Freundin Gespräch unangenehm berührt. „Er ist doch seit längerer Zeit schon mit ihr verlobt."

„Mit ihrem Gelde doch eigentlich nur," erwiederte in etwas verächtlichem, doch ziemlich gleichgiltigem Tone Antonie, „denn dieses braucht er ebenso nöthig, als er ihre liebenswürdige Person entbehren könnte. Er hat auf der Universität große Schulden gemacht, die sich nun während seines fünfjährigen Aufenthaltes auf Papa's und mehrerer Advokaten Schreibstube noch bedeutend vermehrt haben; Mama kann nicht mehr bezahlen, denn Karl, welcher jetzt studirt, oder vielmehr sein Leben genießt, nimmt alle Geldquellen in Anspruch. Theodor und Mama sind sehr arg in der Klemme, denn Papa weiß von allen diesen Geschichten nichts; und da Niemand mehr creditiren will, so verlobte er sich mit der reichen, unabhängigen Erbin, die er heim-

führen wird, sobald er seine Ernennung zum Advokaten hat, auf die er eben wartet."

„Aber das ist nicht recht, daß Theodor ein Mädchen nur ihres Geldes wegen heirathet," warf Bertha mißbilligend ein, „da wird die arme Anna recht unglücklich werden."

„Glaube dies ja nicht. Anna ist ein wenig gebildetes, wenig befähigtes Wesen, das, in kleinbürgerlichen Verhältnissen und Vorurtheilen aufgewachsen, sein Bischen äußere Erziehung nur seinem Reichthum verdankt. Sie fühlt sich durch die Verbindung mit uns geschmeichelt und ihre Liebe zu Theodor ist so eine gewöhnliche Alltagsliebe, die an den Geliebten nur sehr bescheidene Ansprüche macht. Sie will seine Frau heißen, nach ihrem Gutdünken in ihrem Haushalte schalten und walten, von Morgens bis Abends kochen, nähen und stricken, ein sogenanntes gutes Zimmer haben, in welchem alles Elegante, was das Haus besitzt, bis zum Ekel aufgespeichert wird und in das nur bevorzugte Gäste geführt werden, um alle diese Herrlichkeiten zu bewundern, dann will sie jeden schönen Sonntag irgend wohin geführt werden, ebenso aufgeputzt, wie ihr gutes Zimmer, um auch sich, wie dieses, ausnahmsweise zu zeigen, ebenso steif, ebenso geschmacklos, ebenso langweilig. Nach diesem schönen Loose strebt Anna wie so viele Mädchen, und dies wird ihr werden — warum sollte daher ihre Zukunft unglücklich seyn?"

Bertha erwiederte nichts — ein trübes Lächeln zog über ihr schönes, ernstes Gesicht und ihr mildes Auge schimmerte in feuchtem Glanz, als sie nach einer Weile Antoniens Hand ergriff und innig an ihr Herz drückte. Diese mochte ahnen, was die reine Seele ihrer Freundin bewegte, denn liebevoll schlang sie den Arm um sie und sagte mit weichem Tone:

„Du bist traurig, weil ich hier immer von andern Dingen mit Dir rede, als draußen in Deiner stillen Heimath. O, ich weiß es wohl, dort bin ich ein anderes Wesen, ein viel besseres. Drum komme ich ja auch gleich zu Dir, wenn das wirre, gehaltlose Treiben hier mich anwidert; — Dein reines Herz ist der Zufluchtsort für meine Seele, wenn sie leidet, — der Friede Eurer Häuslichkeit, Eure Liebe die Erholung für Geist und Herz, wenn beide zu verflachen drohen. Es muß anders mit mir werden! Diese Geldheirath meines Bruders, die ja nur geschlossen wird, um die verworrenen Verhältnisse unseres Hauses wieder zu ordnen, muß auch meinem Leben eine bestimmte Richtung geben. Mein Bruder hat mir versprochen, mich in eine Pension nach Paris zu bringen; dort will ich arbeiten und lernen Tag und Nacht, um die mir von der Natur verliehenen Talente auszubilden, und es soll mir gelingen, das unstete Umherflackern meines Geistes in einen bestimmten Wirkungskreis zu fesseln und die schlimmen Regungen meiner Eitelkeit zu verdrängen — ich werde eine Selbstständigkeit erringen, denn nur in dieser kann ich mich glücklich fühlen. O, wie wohl wird es mir seyn, aus dem bedeutungslosen Treiben dieses Hauses herauszukommen."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Berliner Blätter empfehlen eine von A. Früh erfundene Vorrichtung für Gesangsschulen, die den Ton der sichtbar werdenden Note zugleich hörbar macht: eine Harmonika mit einer Tafel, auf welcher zwei Sopranoktaven dargestellt sind, deren Notenköpfe sich verschieben lassen. Mittelst dieser Vorrichtung soll die Violine des Lehrers entbehrlich werden und derselbe seine Stimme schonen können. Die Spener'sche Zeitung fügt hinzu, daß der Musikdirektor Neithart die Früh'sche Erfindung beim Unterrichte der Domchorzöglinge in Anwendung bringen wolle.

Homonyme.

(Einsylbig.)

Fehl' ich in der Musik,
So ertönt sie hohl und leer.
Fehl' ich dem Reisenden,
So läuft er ohnstreitig sehr
Gefahr, daß man ihn auf der Reise
Aufhalte, und in seine Heimath weise.
Nur die Verschiedenheit des ersten Buchstabe
verändert meine Bedeutung, meinen Sinn,
Sagt dir ganz deutlich, daß ich der Musik und
dem Reisenden sehr nöthig bin.

Auflösung der Charade in № 129:

Stammbaum.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 131. Sonntag, 1. November 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

In diesem Augenblicke trat Georg mit dem Glase Wasser wieder ein; die Braut nippte davon und kehrte dann, auf den Arm der Freundin gestützt, in Sophien's Boudoir zurück, um den Brautschleier und Myrthenkranz wieder befestigen zu lassen. Georgine weinte still am Fenster, ihr Vater starrte gedankenvoll vor sich hin — es waren fünf peinliche Minuten, die ihm bis zur Rückkehr der Braut unsäglich langsam verstrichen; dann führte er Amalien am Arme in den großen Salon hinab, wo die gebetenen Gäste harrten, welche sich alsbald glückwünschend um das Brautpaar schaarten. Amalie lächelte wieder, und von der vorangegangenen tiefen Gemüthsbewegung war nichts mehr zurückgeblieben, als ein gewisser feuchter Glanz im Auge, welchen die Mehrzahl der Gäste für den Widerschein bräutlicher Rührung und züchtiger Scheu hielt.

Es war eine überaus festliche und prunkvolle Hochzeit, bei welcher eine fast stürmische Fröhlichkeit vorherrschte. Nur drei Personen an der langen Tafel theilten diese nicht: Frau Hind, die von der neuen Herrin noch keines Blickes gewürdigt worden, ihr Sohn Robert, welcher seit einigen Monaten Georg's Sekretär und als solcher zum Ehrentage seines Gebieters mit eingeladen war, und Georgine, die sich in dem großen Kreise der festlich geputzten Damen und Herren um so mehr einsam und fremd fühlte, als Papa an der Seite seiner Neuvermählten kaum einen flüchtigen Blick für das arme Kind hatte, und weil in dem unschuldigen Gemüthe desselben die bange Ahnung aufsteigen mochte, es werde nun — anstatt wieder eine Mama zu erhalten — am Ende sogar den Papa verlieren. Nur gegen Abend, als der Reisewagen im Hofe hielt und Robert Hind mit Georginen an der Hand noch einmal hinunterging, um aus des Gebieters Mund die nöthigen Weisungen zu erhalten, umarmte Herr von Wilmar stürmisch die Kleine und führte sie dann Amalien zu, die in einem gewählten Reiseanzuge schon am Wagenschlage stand, sich beinahe gleichgiltig zu Georginen wandte und ihr einen kalten Kuß auf die Stirne drückte.

„Adieu, mein Kind!" sagte sie dann; „sey hübsch artig und folgsam, dann werden Papa und ich Dir schöne Sachen von der Reise mitbringen!" — So schieden die Eltern von dem verlassenen Kinde.

6.

Einen Monat später kehrten die Neuvermählten von ihrer Hochzeitsreise in die Residenz zurück. Das ganze geräumige Haus war neu eingerichtet, und Georg hatte sich auf den Augenblick gefreut, wo es ihm vergönnt seyn würde, Amalien die Schätze zu zeigen, womit er ihren künftigen Wohnort verschönert und behaglich gemacht hatte. Aber merkwürdigerweise entlockten der jungen Frau weder die Pracht des Mobillars, noch die reichen Geschenke, die ihrer harrten, ein Wort der lauten Freude. Sie nahm sie mit freundlichem Blicke hin, als Tribute, die ihr gleichsam selbstverständlich zukämen. Georg war hierüber betroffen; es hatte ihm so viele Freude gemacht, in dieser Weise für Amalien zu sorgen, ihr seine begeisterte Liebe, seine aufopfernde Zärtlichkeit in Allem sichtbar zu machen, was sie irgend betraf, und er hatte gehofft, daß sie schon aus Dankbarkeit seine Freude theilen werde. Allein hierin hatte er sich verrechnet. Sie, deren Auge einem dunklen See von Lava glich, war gewöhnlich so kalt, so marmorn und gemessen, daß er darob erstaunte, daß er es gar nicht zusammenreimen konnte mit der Atmosphäre von Leidenschaft, von Sinnlichkeit

welche dieses herrliche Frauenbild umgab. Trotzdem aber, daß er hierin seine Erwartung getäuscht sah, war dieser Umstand nicht vermögend, seine enthusiastische Verehrung für Amalien und deren wahrhaft mesmerischen Einfluß auch nur im Mindesten zu beeinträchtigen. Sein Gehirn war erfinderisch in Sophismen und Schlüssen aller Art, um dieses eigenthümliche Verhalten Amaliens irgend etwas anderem beizumessen, als seiner wirklichen Ursache: einer unbeschreiblichen Entnüchterung und Kälte des Herzens, einem unbeugsamen Stolze und einer starren Selbstsucht, worin sie durch den gewonnenen Erfolg über Georg v. Wilmar und ihre Heirath mit ihm noch bestätigt worden war. — „Die Genüsse des Reichthums üben keinen Reiz auf ihre große Seele," sagte sich Georg, um seiner Bewunderung für sie einen desto regern Aufschwung geben zu können; „sie ahnt instinktmäßig, daß ihre Vorzüge keiner äußern Hebung bedürfen, um zu glänzen, zu strahlen; was braucht die Sonne fremden Glanz zu borgen?" Dabei war er überzeugt, daß Amalie ihn liebe, und wenn er in ihrem Benehmen auch jene Hingebung, jene unbeschreibliche Innigkeit vermißte, welche ihn an Adelinen einst so sehr bezaubert hatte, so dachte er eben: „Sie ist von stärkerm Stoffe, als Adeline, aber sie wird noch zutraulicher und hingebender werden, wenn wir einander erst besser kennen!"

Unter solchen Umständen war es dem jungen Ehepaar sehr erwünscht, den lästigen Besuchen von Freunden und Bekannten zu entgehen, welche anzunehmen und abzustatten waren, und schon am andern Tage nach der Ankunft verließen Georg und Amalie wieder ihr hübsches Hotel, um nach Liebfrauenau zu reisen. Es war Amalien's besonderer Wunsch gewesen, einen Theil der Honigmonde auf den Gütern zuzubringen. Georg hatte ihr die Schönheiten der Landschaft, die Reize des Parks und der Gärten, die Behaglichkeiten des Schlößchens so sehr gerühmt, daß sie ein gerechtes Verlangen darnach trug, sich von all diesen Herrlichkeiten durch eigene Anschauung zu überzeugen. Um seiner Gattin eine Ueberraschung zu bereiten, wollte Georg ihre beiden Besitzungen zumal vom günstigsten Standpunkte aus zeigen und hieß den Kutscher, als man in die Nachbarschaft von Weidenbach kam, hinter einem niedrigen Hügelkamme hinfahren, der auf dem linken Ufer des Flusses sich hinzog und dem Flußufer parallel lief. Dann fuhr der Reisewagen den Hügel hinan bis zu einer hohen Eiche, die Leheneiche genannt, und trat bei derselben plötzlich aus dem schönen Laubwalde hervor auf eine freie Platte auf der Anhöhe, von wo das Auge das Flußthal nach Südwesten hin und die Hügel beherrschte, welche nach Nordosten sich zu jenem engen Passe zusammen schoben, durch welchen der Fluß gerade zwischen Weidenbach und Liebfrauenau hindurch bricht.

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Antonien's Blick fiel auf Bertha's thränenfeuchtes Auge, und diese zärtlich umarmend rief sie in dem liebevollsten Tone:

„Von Dir fort zu müssen, das ist Schmerz, o glaube es mir, tiefer Schmerz für mich! Wäre ich reich, so solltest Du mich nie mehr verlassen — ist es mir doch, als verliere ich in Dir den Schutzengel meiner Jugend."

„Vor was könnte ich Dich schützen, ich, das einfache Landmädchen, das in jeder Beziehung unter Dir steht?" fragte sanft und ruhig Bertha.

„Vor dem Teufel, der in mir wohnt, den man dem Kinde nicht ausgetrieben hat und der nun mit mir groß geworden ist," rief mit äußerster Heftigkeit Antonie.

Bertha ergriff beide Hände der theuern Freundin, neigte etwas ihr Haupt, mit einem unaussprechlich ruhigen besänftigenden Blick in deren unstät funkelndes Auge sehend. „O sey ruhig, sprach sie mit bewegter Stimme, „ich sah Dich so noch nie, so sollst Du nicht seyn, dies ist nicht gut und schmerzt mich tief, so tief, daß ich darüber bitter weinen könnte."

Antonie verbarg ihr Gesicht an Bertha's Brust, welche sie liebevoll umfing und diese schon beruhigt glaubte, als sie auf einmal in ein heftiges Schluchzen ausbrach, das sich bis zu konvulsivischer Heftigkeit steigerte. Bertha bebte erschrocken zurück, sie fand keine Worte des Trostes, denn obgleich sie den Schmerz der Freundin tief mitfühlte, so war ihr doch dieser so heftige Ausbruch desselben nicht klar, ihrem einfachen Sinn das so vielfältig bewegte Innere derselben nicht verständlich. Sie strich ihr besänftigend über die brennende Stirne, da richtete sie rasch ihr Gesicht empor, strich die verworrenen umherflatternden Locken zurück und rief in wild lustigem Tone:

„O, das war doch närrisch von mir, recht närrisch. Vergib, liebe Bertha, vergib, daß ich Dich mit solchen Launen quäle und Deinen kurzen Aufenthalt hier trübe; — aber siehe, es ist immer so bei mir in den ersten Tagen, wenn ich in die Stadt und — in dieses Haus zurückkehre; ich fühle mich niemals recht heimisch hier, obgleich es das Haus meiner Eltern ist, in dem ich, so lange ich denken kann, lebe; — aber seit ich nun vollends Euer häusliches Leben kennen lernte, da kocht und schäumt es in meinem Innern und peinigt mich immer einige Zeit, bis ich mich wieder an das hiesige Leben gewöhnt habe und mich dabei unterhalte, so gut es geht."

„Aber Deine Eltern und Geschwister sind alle so gut; wie ist es nur möglich, daß Du bei ihnen so Vieles vermissest? Es fiel mir wohl schon auf, daß kein rechtes Liebesleben bei Euch ist und so vieles ganz anders als bei uns; aber ich kann mir nicht erklären, wie das bei Euch gekommen, warum es so und nicht anders ist."

„Warum? Ja warum," sagte Antonie und legte nachdenkend ihre kleine Hand an ihre weiße Stirne, „das habe ich mich auch schon gefragt, seit ich Dich gefunden und die Deinen kennen lernte. Was in früherer Vergangenheit liegt, weiß ich nicht — ich bin ja das jüngste Kind. Seit ich denken kann, war es nie anders als es jetzt ist. Der Vater ist anhaltend so beschäftigt und so vertieft in seine Geschäfte, daß er keinen klaren Begriff von irgend etwas hat, was außer dem Bereiche seiner Akten liegt. Um unsere Erziehung hat er sich gar nicht bekümmert, ebenso wenig wie um alle andern häuslichen Einrichtungen. Die Mutter, welcher alles überlassen blieb, hat ein sehr gutes Herz und einen äußerst lebhaften Geist, — sie ist wohlthätig, gefällig, gastfrei — doch alles dies im höchsten Uebermaß. Sie theilt ihre Gaben ohne alle Untersuchung an Jeden aus, der sie darum bittet; die Gesellschaften nehmen kein Ende, denn die Mutter unterhält gerne und ist gern unterhalten, und ebenso ist das Haus das ganze Jahr voll Gäste, denn sogar fremde, oft kaum gekannte Leute nehmen der Mutter Gastfreundschaft nicht selten wochenlang in Anspruch; dadurch findest Du bei uns eine stete Verwirrung, ein nothwendiges Durcheinander. Ich habe dies alles früher nicht so bemerkt, denn ich lebte ja stets darin; — erst seit ich aus den vielen Besuchen, welche täglich zu uns kommen, Dich herausgefunden — Du mich lieb gewonnen und mich mit in Deine Heimath zogst, erst seitdem sehe ich die grellen Mißverhältnisse, die in unserm Hause täglich schroffer hervortreten. Das nicht unbedeutende Vermögen meiner Eltern ist längst dahin, die Einnahmen des Vaters vielleicht nicht mehr so bedeutend als früher, die Ausgaben aber größer, denn der Haushalt und die innern Verhältnisse desselben bleiben stets die nämlichen. Mein Bruder Theodor hat auf der Universität viel verschwendet und Karl macht es nicht besser; dieser braucht auf der Hochschule noch mehr als jener und lernt weniger. Theodor muß den Leichtsinn seiner Jugend jetzt schon theuer büßen in dem Anblick einer ungeliebten Braut, — dem Karl geht es vielleicht noch schlimmer. Der Vater altert sehr und wird täglich stumpfer, wer weiß, wie lange er noch seinen Geschäften vorstehen kann, die Mutter kämpft mit tausend Verlegenheiten, die sich stets noch mehren und von denen der Vater auch nicht die entfernteste Ahnung hat und die man ihm darum auch nicht mittheilen kann und will. Theodors Verheirathung wird einige Hilfe schaffen, doch keine durchgreifende, keine dauernde, darum hält die Mutter so fest an der Hoffnung einer Verbindung Paulinens mit Herrn von Klinger, der einiges Wohlgefallen an ihr fand. Dieser widerwärtige alte Junggeselle strotzt von allen mir nur denkbaren Unausstehlichkeiten, aber er besitzt eine Million und Pauline wird ihn lieben, sobald er sie nur ernstlich anschmachtet. Einem schmachtenden Blick kann ihr weiches Herz nicht wiederstehen und einem schmachtenden Auge, umstrahlt vom Nimbus einer Million, wird sie ohne Zweifel sogleich erliegen, wenn es wirklich auf sie gerichtet wird."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein unfehlbares Mittel gegen Wassersucht will ein Dr. Trinkowsky in Ungarn gefunden haben, nämlich die — Citrone. Ueber einen speziellen Fall lesen wir Folgendes von einer Frau, bei der alle anderen Heilmittel erfolglos geblieben waren: Die Patientin, eine Frau von dreißig Jahren, verzehrte nach ärztlicher Anordnung in den ersten drei Tagen je eine geschälte und mit Zucker bestreute Citrone; in den weiter folgenden drei Tagen je zwei, sodann drei Stücke dieser Frucht, bis sie es auf 18 Stück an einem Tage brachte, worauf sie in demselben Verhältnisse wieder bis auf ein Stück herabging. Sie aß wäh-

rend dieser Zeit kein Fleisch. Schon am sechsten Tage zeigte sich eine gute Wirkung, und in dritthalb Monaten war die Krankheit vollkommen geheilt. Der genannte Arzt soll sich schon mit großem Erfolg seit 17 Jahren dieser Heilmethode bedienen und veröffentlicht sie uneigennützig zum Heile der Leidenden.

Letzthin Abends wurde in Frankfurt in einem Hause vor dem Eschenheimer Thor Lärm und ein Hülferuf gehört. Anfangs glaubte man, es sey ein Einbruch verübt worden. Als aber das Polizeipersonal in das Haus drang, fand es sich, daß ein Dienstmädchen in Abwesenheit ihrer Herrschaft eine Soirée gegeben und, im Zustand höchster Trunkenheit befindlich, um Hülfe gerufen hatte, als ihre Gäste etwas zu zudringlich wurden.

Bei einer Beleuchtung in Magdeburg hatte ein Bürger sein kleines Häuschen in völliger Dunkelheit gelassen und nur die Worte illuminirt:

„Ein treues Herz für's Vaterland
Ist besser, als viel Licht verbrannt.“

Der Siwwenunnfuffziger.

's Vorschpiel.

E Schöppche Neue! Heut iss mer so wuhl,
Mit der ganze Welt möcht' ich a(n)klinge!
E Schöppche vumm Beschte! Heut will ich e Lied
'm Siwwen unn fuffziger singe,
E Lied, so feurig wie heuriger Moscht,
Unn wann's mich die letzschte drei Batze kosch't.

Horr'm heu'r aach in Nirr'rkirchen, Deir'sem unn Forscht
E Hahelschlah gewwe forr's Knorre,
Wer weeß, öbb der Hahelschlah kee(n) Glücksfall war,
Dann der wär' zu u(n)gattig worre.
Der hätt', wammer's näher beim Licht betracht't,
Die Alte unn Junge meschucke gemacht.

Mer müßt sich jo schämme, e Pälzer zu sey(n),
Wammer's üwwig's Herz könnt' bringe,
'm Siww'n unn fuffz'ger, dem Ausschtichwei(n),
Kee(n) feurig Loblied zu singe!
Noch e Schöppche vumm Beschte! Erscht wammer den schpürt,
Gelingt eem e Liedche, wie sich's aach gebührt.

's Liedche vumm Siwwenunnfuffziger.

Nooch ere beliebige Melodie.

Kratzt ab mit eurer Meddezin,
Ehr Dockter unn ehr Helfershelfer,
Gebt de Patiente denn do ei(n),
Der kunnkerirt jo mirrem Elfer!
Der reetzt Kunntrakte zu'me Schprung,
Mächt alte Schtecher frisch unn jung.

Däss Weinche do iss e Deemant,
Mächt Alles hell unn klor, wie's dunkelt!
Däss Weinche do iss gummisoo —
Hei! guckt nor, guckt, wie's perlt unn funkelt!
Die Gläser hoch! Bei so'me Wei(n)
Loßt mer de Himmel Himmel sey(n)!

Der Dockter Gall unn Cumpenie
Die söll'n uns den do nitt berühre,
Dann der iss schunn vunn Haus aus süß,
Do braucht kee(n) Dockter dra(n) zu schmiere
Unn aach kee(n) Appelherkersknecht,
Der iss aach uhne Zuthat recht.

Iss Eener aach noch so bornirt,
Noch so e wort- unn witzarm Tröppche,
Klingt, wass er vorbringt, eebsch, kunnfus,
Vunn deem hol er sich nor e Zöppche!
So Eener zündt' em dümmschte Tropp
's Laternche a(n) im dunkle Kopp.

Wann Eener vor'me Mädche schteht
In gröschte Aengschte, Weltsmannschette,
Wie e Flöhpeter vorr em schteht
Unn gacks't unn weeß kee(n) Wort zu redde,
Verschtohle berrscht' er vunn deem Wei(n),
Der blost em die Gedanke ei(n).

E Weinche, wie däss Weinche do,
Däss werkt als kleener Bub schunn Wunner,
E Weinche, wie däss Weinche do,
Werft Riese unn'g die Bank enunner!
Die Allerschtärkschte basch't sei(n) Kuff,
's weckt awwer aach Halbtodte uff.

Doch wann ich Alles singe wollt',
Wass so e Weinche kann präschtire,
Nitt lange thät e Rieß Papier,
Ich müßt' mich krumm unn bucklich schmiere!
O weh, o weh, do schpringt e Sait
Ann meiner Lei'r! Genungk forr heut!

Auflösung der Homonyme in № 130:
Baß — Paß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 132. Dienstag, 3. November 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Willst Du nicht einen Augenblick aussteigen, meine süße Amalie?“ fragte Georg; „man genießt die Aussicht von diesem Punkte aus sehr!“

Amalie willfahrte und hatte kaum den Rasen betreten, so rief sie plötzlich überrascht: „Ah, das ist herrlich! Das ist wunderschön!“

„Wir sind zu Hause, meine Theure! Das Schloß hier vor uns ist Weidenbach, meiner Tochter Eigenthum, und jenes Schlößchen mit dem weißen Perron und dem Schieferdach dort drüben auf dem Hügel ist Liebfrauenau, und all jene ausgedehnten Gebäude, die sich dort hinten um des Hügels Fuß ziehen, sind Dein, sind mein Eigenthum!“

„Wie schön ist's hier, mein Georg! wie hast Du mich so glücklich gemacht!“ flüsterte sie ihm in's Ohr und neigte ihr Haupt auf seine Schulter herab; „fürwahr, Deine Heimath ist ein kleines Paradies! — Dieses Schloß Weidenbach zwischen seinen Reben, mit den hohen Fenstern, die im Abendlichte so golden zu uns heraufschimmern, muß ein reizender Aufenthalt seyn!“

„O ja,“ erwiederte Georg; „aber ich ziehe mein Liebfrauenau vor, obschon es nicht so aristokratisch sich präsentirt. Es liegt höher und beherrscht eine prachtvolle Rundsicht. Selbst Adeline gefiel sich einst besser dort drüben, obschon Weidenbach ihr Vaterhaus war!“

„Aber nicht wahr, wir wohnen einige Zeit in Weidenbach, Georg?“

„Du hast zu gebieten, Amalie!“

„Wohlan denn, so laß uns eilen, das Schloß zu erreichen!“ sagte sie und schritt zum Reisewagen zurück. Es war das erste Mal, daß sie ihren Gemahl bei seinem Taufnamen nannte; es durchbebte ihn mit Entzücken, als er zu ihr in den Wagen stieg, und er wollte ihr einen Kuß auf ihre schöne Stirne drücken, aber sie wehrte ihm mit einem Blick voll stolzer Ungeduld ab, bog das Haupt aus dem Wagenschlage und betrachtete das Schloß, zu welchem sie hinabfuhren.

Als der Wagen die Allee entlang rollte, erschien ein Kind im weißen Kleidchen auf dem Perron und winkte mit dem Taschentuche. „Georgine, mein Kind!“ rief Wilmar hocherfreut, und die Wonne des Wiedersehens verklärte sein Gesicht. Das Kind eilte mit Freudenthränen im Auge herbei und stürzte, als der Wagen hielt, dem Vater um den Hals. „Liebes, liebes Kind!“ flüsterte er und küßte die Tochter mit tiefster Rührung; „Du hast mich wohl recht vermißt? Aber nun werden wir uns auch nicht mehr trennen! Ich bringe Dir wieder eine Mama und wir werden fortan immer beisammen seyn!“ Dann hob er Amalien aus dem Wagen, schlang seinen Arm um sie und sagte: „Nun sind wir zu Hause, meine liebe, süße Frau! Willkommen in der neuen Heimath! Möge sie Dir viel Glück und Segen bringen, wie Du ihr!“ Hierauf nahm er Georginen auf den Arm, küßte sie nochmals zärtlich, und brachte sie zu Amalien: „Hier ist unsre Tochter, meine süße Amalie! Liebe das arme Wesen um meinetwillen, es dürstet nach Liebe! Denn um Deinetwillen habe ich es seit Jahren vergessen und vernachlässigt! Seyd einander gut: Ihr werdet Euch jetzt um meinetwillen lieben und später um Eurer selbst willen!“

Dies Mal beugte sich Amalie zu dem Kinde herab und küßte es; aber es geschah so eilig und kalt, als ob sie sich dabei Zwang auferlege. Dann eilte sie die Freitreppe hinan und trat in das Schlößchen.

„Aber willst Du denn mit der schönen Mama hier bleiben, Papa?“ rief Georgine; „drüben in

Liebfrauenau wartet man ja auf Dich! Die Leute haben alle ihren Sonntagsputz angethan und auf der Terrasse am Kalkbruch stehen Böller, womit geschossen werden soll, wenn Du kommst! Robert hat mir Alles gesagt!"

„Geh', sag' es Mama, mein liebes Kind! wir müssen freilich hinüber, denn der festliche Empfang gilt ja ihr!" sagte Georg und gab Befehl, den Reisewagen nicht abzuladen. Dann folgte er Amalien und seiner Tochter in's Schloß.

„Wir werden also nicht hier bleiben?" fragte Amalie, als er zu ihr in den großen Salon trat, von dessen Fenstern aus sie sich umgesehen hatte.

„Wir werden heute Nacht oder morgen hieher zurückkehren, meine Theure!" erwiederte Georg; „es sind ja noch Vorbereitungen zu Deiner Aufnahme hier zu treffen, denn drüben in Liebfrauenau sind Dir Deine Zimmer eingerichtet! Was Du hier siehst, ist Georginens Eigenthum. Das Gut mit Schloß und Liegenschaften, die Möbeln, Schiff und Geschirr und die gesammte Fahrniß bildeten das Vermögen und die Mitgift ihrer Mutter. Es war mir Gewissenssache, daß das ganze Erbe meiner unvergeßlichen Adeline auf unser Kind übergehe. Ich bin ja gottlob reich genug, um es missen zu können, und Du wirst damit einverstanden seyn!"

Amalie schwieg und verrieth durch kein Zucken einer Muskel die tiefe leidenschaftliche Bewegung, welche in diesem Augenblick ihr Inneres erschütterte. Dieses adelige Schloß von wirklich aristokratischem Aussehen, mit den ausgedehnten Grundstücken war also dem einfältigen, linkischen Kinde verfallen, und Amalie mußte darauf verzichten, hier die Châtelaine zu spielen, wie sie sich bereits mit den schönsten Illusionen vergegenwärtigt hatte. Der Gedanke: „wäre das alberne Kind nicht, so wäre ich um ein schönes Rittergut reicher!" wollte ihr nicht aus dem Sinne.

„Laß uns gehen, wenn wir drüben erwartet werden!" sagte sie zu Wilmar und lehnte sich auf seinen Arm. Er führte sie zum Wagen und hob sie und Georginen hinein, die der neuen Mutter gegenüber saß und keinen Blick von ihrem Antlitz verwenden konnte, solch seltsamen Zauber übte die majestätische Schönheit dieses Weibes auf das arglose Kind. Auch Frau Hind, die bescheiden abseits stund, mußte einsteigen und erhielt von Amalien nur einen kalten Gruß; dann fuhr man bis an's Ufer, wo bereits die Fähre des Reisewagens harrte und ihn sanft und rasch an das jenseitige Ufer trug.

Kaum hatten die Pferde die Allee betreten und zogen der ansteigenden Straße nach Liebfrauenau entgegen, so trat unter den Bäumen ein festlicher Zug von Männern im Sonntagsputze mit Fahnen und Musik hervor und bewillkommte die Ankömmlinge. Laute Vivatrufe weckten das Echo, Böllerschüsse knallten und von den Wegen des Parks aus, die im Zickzack an der Hügellehne hinaufführten, grüßten Hunderte von Menschen mit Jubelruf und Hüteschwenken.

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

„Pauline ist aber doch so schwärmerisch, so gefühlvoll," warf Bertha ein, „wie kann sie da —"

„Ein solches altes Ungethüm lieben?" lächelte Antonie. „Weßhalb nicht? Sie ist so vollgepfropft von Empfindsamkeit und romanhafter Schwärmerei, daß ihre durch verkehrte Lektüre ausgebildete Phantasie, so bald sie nur will, in Herrn von Klinger einen Adonis sieht. Es ist schade um ihr von Natur gutes und weiches Herz, daß es durch zu vieles Lesen krankhaft sentimentaler Romane verschroben wurde und ihr Geist eine einseitige falsche Richtung bekam. Für die Ausbildung ihrer freilich nicht sehr hervorragenden Talente wurde nichts gethan, ebenso wenig als für die meinigen; — hätte ich doch das Wenige nicht gelernt, was ich weiß, wenn ich mir nicht eigenmächtig dazu die Lehrer bestellt hätte, welche ich nach augenblicklicher Laune annahm und auch wieder abschaffte. Meine Mutter kümmerte sich darum wenig; wo hätte sie auch in dem grenzenlosen Wirrwarr unseres Hauses die Zeit dazu finden sollen? Einige Scheltworte, wenn die Stunden bezahlt werden mußten, waren alles, was ich darüber hörte. Wenn ich nicht krank war, kümmerte man sich überhaupt wenig um mein Thun und Treiben, und erst als ich aus einem häßlichen Kinde ein passabel hübsches Mädchen geworden war, mußte ich zu meiner Qual die Fremden mit unterhalten helfen. Es war mir dieses anfänglich doppelt peinlich, denn meine Freiheit wurde dadurch beschränkt und dann mußte ich häufig Vergleiche hören über mein blasses unschönes Gesicht gegen die blühende, überraschende Schönheit meiner älteren Schwester. Endlich beschloß ich zu versuchen, was Geist und

Witz gegen blose Schönheit vermöchten, und bald hatte ich den Triumph, mich meiner schönen Schwester vorgezogen zu sehen und mich hübsch und interessant nennen zu hören. Ich wurde grenzenlos eitel, weit mehr als es gewöhnlich Mädchen von 15 Jahren zu seyn pflegen; mit Entzücken erfüllten mich die Huldigungen, welche man mir allenthalben brachte; ich wollte glänzen und wurde gefallsüchtig, und bald hatte ich erreicht, wonach ich strebte, die Königin der Feste zu seyn. So ist seit drei Jahren meine Stellung in der hiesigen Welt, sie beglückte mich nicht immer — ein besserer Keim liegt hier tief in meiner Seele — Dein Anblick, meine Bertha, weckte ihn; die sanfte ruhige Klarheit Deiner Seele ließ mich die Schaalheit meines Treibens schmerzlich empfinden; o ich fühlte gleich bei Deinem ersten Begegnen, daß ich mich an Dich anlehnen müsse, um nicht in diesem Leben unterzugehen."

Antonie war während dieser Auseinandersetzung ihres seitherigen Lebens anhaltend im Zimmer auf und ab gegangen, bei den letzten Worten blieb sie vor der Freundin stehen, lebhaft deren Hände ergreifend und sie an ihre Lippen drückend.

Bertha hatte ihr ängstlich zugehört — die Verhältnisse in dem Hause des Stadtschreibers hatte ihr einfacher Sinn bis jetzt nicht besonders beachtet, gar nicht gewagt, darüber nachzudenken, — sie war auch viel zu schüchtern, die Lebensweise einer Familie beurtheilen zu wollen, die mit ihren Eltern von Jugend auf befreundet war und diese Freundschaft nach einer Reihe von Jahren wieder erneuert hatte, als ihr Vater in der Nähe von B. Pfarrer geworden. Antonie hatte sich ihrer gleich mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Temperamentes bemächtigt; das bescheidene Mädchen mit dem so ernsten Wesen und den reinen, klaren Augen voll Unschuld und Anmuth hatte sie auf den ersten Blick angezogen. Sie hatte das Bedürfniß nach einer Freundin, welche sie bis jetzt noch nicht finden konnte, und schuf sich ihre Phantasie aus Bertha ein ideales Wesen, dem sie sich ganz hinzugeben beschloß. Bertha hätte sich wohl schüchtern von der eleganten Stadtdame zurückgezogen, ohne zu untersuchen, ob hinter dieser prunkenden Hülle nicht eine von Natur große und edle Seele verborgen liege, wenn nicht gleich nach ihrem ersten Erscheinen in des Stadtschreibers Hause Antonie mit der ganzen Gluth ihrer feurigen Seele sich ihr angeschlossen hätte. Schon wenige Tage nachher mußte Theodor seine Schwester und Braut in das stille Pfarrhaus begleiten, wo Antonie sich gleich heimisch fühlte und einige Wochen bei Bertha blieb. Einige Wochen sind eine Ewigkeit, um ein Freundschaftsbündniß zwischen zwei jungen Mädchen zu stiften, und ehe Antonie in die Stadt zurückkehrte, hatten sie sich in einer mondhellen sternglänzenden Nacht, auf zwei Felsenspitzen stehend, welche eine enge, dunkle Kluft trennte, die Hände darüber zum ewigen Freundschaftsbunde gereicht. Antonie hatte freudig dabei aufgejauchzt und ihr Entzücken laut hinausgejubelt, daß das Echo der Berge davon wiederhallte, während Bertha still selig das Auge zum Himmel aufschlug und eine feierliche Stimmung ihr ganzes Wesen beherrschte.

Antonie wurde bald der geliebteste Gast im Pfarrhause; ihrem liebenswürdigen Benehmen gelang es leicht, den Pfarrer und seine Frau ganz für sich zu gewinnen. Von Bertha löste sie die schüchterne Rinde, die ihren Geist und Herz allzu fest umfangen hielt. Bald fanden die Mädchen im Austausche ihrer Gefühle und Ansichten einen so hohen Genuß, ein so höchstes Glück, daß sie darüber die ganze übrige Welt vergessen konnten und ihnen oft Tage, die sie an einsamen, romantischen Orten zubrachten, wie ein schnell vorübergehender, glückseliger Traum erschien. Dies schöne und gute Element, das die Natur in Antonie gelegt, und das bei einer verkehrten oder vielmehr ganz vernachlässigten Erziehung nicht nur sich nicht entwickeln konnte, sondern bei ihrem excentrischen Wesen, ihrer allzu lebhaften, glühenden Phantasie und ihrem unruhigen, unstäten Geist in Selbsttäuschungen, verkehrte Lebensansichten, Eitelkeit und einen Hang zu Intriguen ausgeartet war, strömte in Bertha's reiner Nähe wie eine frische, eben erst entdeckte Lebensquelle freudig sprudelnd aus ihrer Brust. In der wohlthätigen Umgebung ländlicher Stille, häuslichen Friedens, in dem früher ihr fremd gebliebenen Glücke, das Wahrheit, Liebe und Vertrauen den guten Menschen gewährt, erwachte ihr besseres Selbst zum Bewußtseyn. Von Bertha lernte sie erst die Schönheiten der Natur begreifen und ihren mächtigen Zauber auf ein jugendlich warmes Gemüth empfinden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Unter den Merkwürdigkeiten Mexiko's gehören vorzüglich die schwimmenden Gärten. Nur die Natur konnte dieser Hauptstadt einen so über-

reichenden Vorzug geben. Sie stammen gerade aus der traurigsten Zeit des Landes. Als die Mexikaner nämlich zu Anfang des vierzehnten Jahrhunderts von den Völkern aus Kolhuan und Tepanekan unterjocht wurden und, auf ihren See eingeschränkt, gezwungen waren, sich künstliches Kulturland zum Unterhalt zu verschaffen, da schuf man diese Gärten. Weiden und zähe Wurzeln von Sumpfpflanzen wurden zu einer großen Hürde geflochten, durch leichtes Gesträuch verbunden und dies Alles mit fruchtbarem Erdreich bedeckt. Dies Ganze übergab man nun dem Wasser, bepflanzte es mit Mais, großem Pfeffer und Küchenkräutern. Dies waren die ersten Felder, die auf dem See schwimmend dem Mexikaner seine dürftige Nahrung gewährten. Als Mexiko in der Folge mächtig und groß ward, verwandelten sich die schwimmenden Ackerfelder in Lust- und Blumengärten, als welche sie noch jetzt dem Vornehmen dienen. Mit den schönsten, wohlriechendsten Blumen bepflanzt, treiben diese Lustgefilde auf dem weiten See mit wunderbarer Leichtigkeit und Anmuth dahin. Die größern Gärten dieser Art haben in der Mitte einen schattenreichen Baum oder eine Hütte, um gegen Regen oder Sturm zu schützen. Will der Eigenthümer der „Chinampa" sie fortbewegen, dann wirft er sich allein, oder wenn die Masse zu groß ist, mit Mehreren in ein kleines Boot und stößt den Garten nach seinem Belieben fort. Täglich kommt eine Anzahl Fahrzeuge mit den herrlichsten Blumen und Kräutern, die auf den schwimmenden Gärten gezogen worden sind, durch den Kanal in die Stadt zum Markte; denn alle Pflanzen gedeihen auf diesem fruchtbaren, stets hinreichend befeuchteten Boden unter dem milden Himmel vorzüglich.

Der erste Präsident des kaiserlichen Gerichtshofes zu Nancy hat bei dem Schulrath dieser Stadt einen interessanten Bericht über den Stand des Elementar-Unterrichts in den Departements der Meurthe, der Meuse, der Mosel und der Vogesen eingegeben, worin er die Hindernisse darlegt, welche die Eltern gewissen Fächern des Elementar-Unterrichts in den Weg legen. Stickerei und Spitzen-Klöppeln sind in letzterer Zeit eine wahre Ausbeutungsquelle der armen Kinder durch ihre Familien geworden. Im zartesten Alter schon werden die kleinen Mädchen, oft sogar die Knaben, zum Sticken verwendet, wo sie, für geringen Lohn, 12 Stunden täglich arbeiten müssen. Da der Ertrag der Arbeit den Eltern gehört, so sehen diese jede andere Beschäftigung als einen Schaden bringenden Zeitverlust an. So wird die Schule zur Werkstätte; diese Eltern schicken ihre Kinder nur unter der Bedingung in die Schule, daß sie weder lesen noch schreiben zu lernen brauchen und in ihrer Arbeit nicht gestört werden. Beharrt die Lehrerin, so bleibt die Schule verödet und die Kinder arbeiten in den Privat-Werkstätten ohne alle Aufsicht und in einem Herz und Geist verderbenden Zustande. Der Berichterstatter fügt bei, daß es nicht möglich seyn wird, diesem Uebelstande zu steuern, ehe das Gesetz die Präfekten ermächtigt haben wird, je nach Ort und Umständen zum Schutze dieser unglücklichen Kinder gegen die Habgier der Eltern einschreiten zu können.

In Lille wohnten im Quartier Saint Sauveur zwei Arbeiter, treue Freunde, beide Wittwer und jeder Vater einer einzigen Tochter. Die beiden Väter gewannen die Herzen der gegenseitigen Töchter und heiratheten sie an demselben Tage, so daß diese jetzt die Schwiegermütter ihrer Väter sind und, werden die Ehen mit Kindern gesegnet, die Großmütter der Kinder ihrer Väter werden, während letztere nicht aufhören, die Väter ihrer Schwiegermütter zu seyn.

In Bremen sind die alten Zunftnarrheiten noch in schönster Blüthe. Wer z. B. eine Lorgnette kauft, bekommt am gleichen Orte kein Band daran, weil dies in ein anderes Geschäft einschlägt. Am gleichen Ort kann man sich nicht zugleich rasiren und die Haare schneiden lassen, weil ersteres dem Barbier, letzteres dem Friseur zukommt. Im Papierladen bekommt man kein Notizbuch, weil dies den Buchbinder angeht ꝛc.

Zweisylbiges Logogryph.

Trennst du das Letzte, so bin ich Mann,
Scheid'st du das Erste, bin ich alsdann,
Von vornen so wie von hinten gelesen,
Immer geblieben ein weibliches Wesen.
Das Ganze schickt einst der Himmel als Brod
Zur Rettung der Menschen vom Hungertod.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 133. Freitag, 6. November 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Es gilt Dir, meine Theure!" flüsterte Wilmar; „ist es nicht schön, so geliebt zu werden?" Er drückte ihr die Hand, aber sie erwiederte es kaum. War sie verlegen wegen der Nähe von Frau Hind, oder schmeichelte dieser Empfang ihrem Selbstgefühle wirklich nicht?

Beim Zusammentreffen mit den Entgegenkommenden stieg das junge Ehepaar aus und mit einem gewinnenden Lächeln und dem Anstande einer Königin ging Amalie am Arm ihres Gemahls zu den Leuten und dankte ihnen in freundlichen gewählten Worten für ihre Aufmerksamkeit. Dann legte sie den Rest des Weges bis zum Herrenhause droben vollends zu Fuße zurück. Georg standen die Thränen in den Augen, so gewaltig erschütterte ihn dieser Augenblick. Seine geliebte Gattin am Arme, sein Kind an der andern Hand, die Hufe eigenen Landes unter den Füßen, umringt vom herzlichen Jubel Derer, die für ihn arbeiteten, die in seinen Diensten standen, die von ihm ihren Unterhalt bezogen, begrüßt von Nachbarn und Bekannten, bewundert von den Einen, beneidet von den Andern — war dies nicht ein Moment der tiefsten innern Befriedigung, der überwältigendsten Aufregung? Ein Theil dieser tief ergreifenden Gemüthsbewegung ging auch auf Amalie über; ihr dunkles Auge schwamm in einem eigenthümlichen Glanz, ihr Mund lächelte, ihr Antlitz strahlte — vergessen war der unangenehme Auftritt von vorhin........ Allein als die Empfangsfeierlichkeiten vorüber waren, als sie sich in dem prächtigen Salon des Herrenhauses von Liebfrauenau auf einen kostbaren Divan warf und von dieser Aufregung ausruhte, als das Kind ihr gegenüber saß auf einem niedrigen Tabouret und unverwandt auf der neuen Mutter Züge blickte, als ob es sich an dieser seltenen stolzen Schönheit gar nicht satt sehen könnte — da erwachte der Dämon auf's Neue in Amaliens Busen. Wohl triumphirte sie insgeheim, daß sie hier auftrat als Herrin, daß ihr, der Armen, Verlassenen, solch eine Heimath eröffnet worden war, um darin zu herrschen; aber der Gedanke an den Verlust von Weidenbach goß bittre Galle in diesen Siegesbecher.

„Was hast Du, Kind? warum stierst Du mich so sehr an?" fragte sie Georginen.

Das Kind kam schüchtern herzu, streckte ihr die Arme entgegen und sagte leise und wehmüthig, aber in einem Tone, der doch wohltönend und zum Herzen dringend klang: „O Mutter! süße liebe Mutter, wie bist Du so schön! Weit schöner, als meine verstorbene Mutter, die drüben in Papa's Studierzimmer hängt! Habe mich lieb, schöne Mutter und küsse mich, wie mich meine verstorbene Mutter geherzt haben würde!"

Allein des Kindes Sehnen nach einer Liebkosung blieb unbefriedigt. Amalie blickte Georginen lange forschend, wiewohl ohne Theilnahme an, da sie nicht begreifen konnte, wie das Kind so magisch sich zu ihr hingezogen fühlte, welche doch gar Nichts von Liebe und Zärtlichkeit für die Kleine empfand. Dann aber sagte sie mit kaltem, beinahe ernstem Tone: „Geh', mein Kind, und kehre zu Deinem Spiel zurück! Ich fühle mich angegriffen und wünsche allein zu seyn! Zudem kenne ich Dich ja kaum, und Deine Erzieherin kann Dich besser versorgen, als ich!" Die kleine Georgine wandte sich ab und zerdrückte dabei mit der zarten Hand eine stille Thräne; dann setzte sie sich stumm in eine Ecke und beobachtete von da aus unverwandt die schöne Mutter.

Kurz darauf kehrte Wilmar, — welcher sich seither im Hause umgesehen und die nöthigen

Befehle ertheilt hatte, um seinen Arbeitern und Allen, die an dem Zuge Theil genommen hatten, eine Festlichkeit zu bereiten, — in den Salon zurück. „Georg, lieber Georg!" rief ihm Amalie schmachtend zu. Er erbebte vor Entzücken, denn sie hatte noch nie diesen Ton angeschlagen; daher eilte er auf sie zu, setzte sich neben sie auf das niedrige Tabouret und fragte: „Was ist Dir, mein Engel?"

„Nichts, mein Theurer!" erwiederte sie. „Aber sieh' nur, was die Kleine hat! Sie betrachtet mich unverwandt mit starrem Blicke und einem leeren Ausdrucke, daß es mich ordentlich erschreckt! Ich werde ganz nervös von diesem rastlosen leeren Anstieren! — Kannst Du Georginen nicht hinwegschicken?"

„Liebe Georgine, es ist schon spät!" wandte sich Georg zu seiner Tochter; „es ist Schlafenszeit für Dich! Geh' zu Frau Hind und laß Dich zu Bette bringen!" — Das Kind gehorchte schweigend und wagte nicht einmal dem Papa die Hand zu küssen; sein armes Herzchen wollte beinahe bersten vor Schmerz über die unbefriedigte wilde Sehnsucht nach einer mütterlichen Liebkosung.

„Süße Amalie," sagte Wilmar nach einer Weile zu seiner Frau, „ich habe die Nachbarn, welche heute an unserem Empfang Theil nahmen, so wie meine Verwalter und Buchhalter und die Beamten der Dörfer zu einem Souper eingeladen. Würdest Du wohl die Freundlichkeit haben, die Honneurs dabei zu machen?"

„Wie Du befiehlst, mein Georg!" erwiederte Amalie; „ich werde mir alle Mühe geben, Deine Gäste mit auszeichnender Aufmerksamkeit zu empfangen! Komm', mein Theurer! zeige mir meine Zimmer, damit ich meine Toilette machen kann!"

Eine Stunde später erschien sie wieder unter ihren Gästen. Eine Robe von weißem Damast, eine Spenser von karmoisinrothem Seidensammt darüber, eine Parure von Rubinen und Perlen im dunklen Haar, hoben alle Reize ihrer Erscheinung wunderbar hervor, und ihre Schönheit und Anmuth machten den tiefsten Eindruck auf die Gäste. Das gewinnende Lächeln um den feinen Mund, der heitre Glanz ihres schönen Auges verriethen keine Spur mehr von jener Kälte, womit sie das angetretene Kind, dem sie Mutter seyn sollte, kurz zuvor so schnöde von sich gewiesen hatte, und Wilmar's Blicke hingen unverwandt an Amaliens herrlicher Gestalt. Unter all den Gästen war nur Einer, welcher die allgemeine Bewunderung nicht theilte — Robert Hind, Wilmar's Sekretär. Robert hatte von seiner Mutter erfahren, auf wie kalte Weise die junge Gemahlin seines Herrn die arme verwaiste Georgine empfangen, ja wie sie die zutraulich-kindliche hingebende Annäherung der Kleinen beinahe unmuthig von sich gewiesen hatte. Das hatte ihn in tiefster Seele geschmerzt und ihm ein instinktmäßiges Vorurtheil gegen die schöne Frau eingeflößt, obschon es ihn einigen Kampf gekostet hatte, diese Schatten des Charakters mit so augenfälligen reichen äußeren Vorzügen zusammenzureimen. Vielleicht mengte sich ein wenig gekränkte Eigenliebe in dieses Gefühl, denn Robert war nur ein Jüngling, der jüngste in dem ganzen Kreise der Gäste, und kam bei den verbindlichen Aufmerksamkeiten, womit Amalie die Eingeladenen überhäufte, sehr zu kurz. Die stolze Frau sah in ihm wohl nur eine Art Domestiken ihres Gatten und mißachtete ihn deßhalb so sehr. Allein der ungünstige Eindruck muß ein sehr nachtheiliger gewesen seyn, denn am andern Morgen erklärte Robert seiner Mutter, daß er fest entschlossen sey, seine Stelle bei Herrn von Wilmar aufzugeben und sich auf einem Comptoir in irgend einer größern Handelsstadt zu verdingen, wo er Gelegenheit haben würde, seine Kenntnisse zu bereichern und sich eine Stellung für's Leben zu erringen, weil der halbe Müßiggang, wozu ihn sein jetziger Posten verurtheile, seinem ganzen rührigen und strebsamen Wesen zuwider sey. Die Mutter verkannte das Löbliche dieser Motive nicht, obschon sie ihn nur ungern ziehen ließ. Sie ahnte auch halb und halb den rechten Grund und unterstützte selber sein Gesuch bei Herrn von Wilmar. Dieser ließ Robert nicht nur gewähren, sondern versah ihn noch mit gewichtigen Empfehlungen an einige reiche Kaufhäuser jener Handelsstadt und versicherte ihn beim Abschiede seiner steten Theilnahme und Gönnerschaft. Robert's Abschied von der Gebieterin ließ ihm das Scheiden nicht schwer werden: sie hatte zwar einige freundliche, fast ceremoniöse Worte für ihn, aber ihre Züge blieben stolz und starr wie Marmor, kein freundlicher Blick leuchtete aus den dunklen Augen; sie schien es ganz in der Ordnung zu finden, daß die alten Diener gingen, um neuen Platz zu machen.

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Mit Entzücken lauschte sie dem muntern Schlag der Wachteln, den fröhlichen Trillern der Lerchen,

welche die weite grüne Fläche hoher schlanker Halmen belebte; mit Wonne erfüllte sie der melodisch klagende Ton der Nachtigall, der in der Stille der Nacht aus dem nahen Walde zu ihr drang, oder sie lachte auch hell auf, wenn sie beim heißen Sonnenstrahl ein dunkles, schattiges Plätzchen zu gemüthlicher Ruhe gefunden und der gellende, einförmige Ton des Kukuks sie erschreckte. Wald und Feld, Berg und Thal, der heitere blaue Himmel, die sternenhelle Nacht, das drohende Gewitter, alles hatte für sie einen neuen, eigenthümlichen Reiz, denn sie hatte allen diesen Naturerscheinungen früher nie die geringste Aufmerksamkeit geschenkt; jetzt erfreute, entzückte, unterhielt es sie oft Wochen lang und sie konnte ganz darüber die Freuden der Stadt vergessen, bis ein mahnender Ruf ihres Bruders kam, der die geistreiche Schwester nicht gerne lange vermißte, und sie wieder verlockend in die Welt ihrer eitlen Triumphe zog. Dann entführte Antonie auch wohl Bertha auf einige Zeit ihrem einfachen ländlichen Leben und suchte ihr Geschmack an den leichten Freuden der Stadt beizubringen; sie mußte tanzen lernen, Bälle und Gesellschaften besuchen, und sie erfreute sich auch dabei. Ihr allzu ernstes Wesen gewann dadurch etwas Anmuthigeres, Gefälligeres, und sie bewegte sich bald ziemlich frei und unbefangen in den ihr so lang fremd gebliebenen gesellschaftlichen Formen. Auch machte sie Antonie mit den Erzeugnissen der neueren Literatur bekannt, denn außer den Uebersetzungen der Dichter des Alterthums und einigen Geschichtswerken hatte sie bis jetzt wenig gelesen. Mit der höchsten Wonne verlor sie sich in das Reich idealer Dichtungen, die der hohe Genius Schillers ihr vorführte, und kehrte mit Begeisterung von allen andern Dichtern immer wieder vorzugsweise zu ihm zurück. Die einseitige Richtung ihrer Ansichten und Gefühle wurde durch den Einfluß von Antoniens so vielseitig angeregtem Naturell sehr gemildert, und mit inniger Freude sahen Bertha's Eltern den wohlthätigen Einfluß, welchen die Freundschaft Antoniens auf ihr Kind ausübte, und es war deßhalb auch sehr erklärlich, daß ihr Besuch im Pfarrhause stets mit Jubel begrüßt wurde.

Dieses innige Verhältniß der beiden Mädchen hatte ungefähr ein Jahr bestanden, als die angeführte Unterredung in Antoniens Zimmer stattfand.

Es war Frühling. Das Stadtkind hatte auf einige Tage die kalten Mauern verlassen und war zu der Freundin geeilt, um an ihrer Seite der wiedererwachten, frischen, grünen, blüthengeschmückten Natur sich zu erfreuen. Sie waren Arm in Arm durch Fluren und Wälder gestreift, hatten mit den Schmetterlingen die süßen Kinder Flora's geküßt und mit den fröhlichen Sängern auf den blühenden Zweigen um die Wette gejubelt; dann war Bertha der Freundin in die Stadt gefolgt, um ihr den Abschied von der Natur zu erleichtern.

Pauline, Antoniens ältere Schwester, welche für „die Rose vom Lande", wie sie Bertha nannte, die innigste Zuneigung hegte, hatte alle Blumen, deren sie habhaft werden konnte, aufgekauft, um damit das Zimmer der Mädchen zu schmücken. Da lagen nun die schönen Guirlanden, unbarmherzig zum Fenster hinausgeworfen, auseinandergerissen und zertreten auf der Straße. Die beiden Offiziere, denen sie auf die Köpfe gefallen, waren Anbeter Antoniens und hatten sich einige Blumen daraus gewählt, um sie als eine Spende der gefeiertsten Dame in B. zu bewahren.

Pauline, welche eben nach Hause zurückkehrte, traute ihren Augen kaum, als sie auf das Haus zukam und vor demselben die Trümmer ihres mühsamen Werkes auf der Straße fand. Entrüstet über solche Barbarei eilte sie in dem schmerzlichsten Gefühle ihres beleidigten Herzens die Treppen hinauf, um dem gefühllosen Mädchen eine Strafpredigt zu halten, als auf dem Corridor der ersten Etage ihr Bruder Georg mit verstörter Miene ihr entgegentrat und sie mit sich in sein Zimmer zog. Dort warf er sich verzweiflungsvoll in die weichen Polster eines Divans, indem er in höchstem Verdruß ausrief:

„Ich habe soeben meine Ernennung zum Advokaten erhalten!"

Pauline sah ihn erstaunt an und sagte:

„Das sollte Dich ja freuen, Theodor. Was ist Dir? Wissen es die Eltern und Anna schon?"

„Nein!" war seine kurze Antwort, indem er aufsprang und unruhig umherging.

Er war sehr bleich, und sein hübsches Gesicht drückte Unwillen und Schmerz aus.

„Was ist dir denn begegnet, Bruder?" fragte ängstlich Pauline.

„Nichts, was Du nicht schon wüßtest," antwortete mit herbem Tone Theodor. „Ich muß nun heirathen und liebe Bertha zum Rasendwerden. Dies ist alles. In wenig Worten ist es gesagt, und doch liegt darin ein Leben voll Qual und Widerwärtigkeiten."

Er bedeckte sein Gesicht mit beiden Händen und seufzte schmerzlich — nach einer Weile fuhr er heftig fort:

„Warum mußtet Ihr mir auch immer wieder dieses kalte, schöne Wesen vorführen und mir stündlich von seinen Vorzügen erzählen, bis die wilde Leidenschaft mich um allen Verstand brachte!"

Pauline brach in Thränen aus.

„Armer Bruder!" rief sie schluchzend; „o, ich verstehe Deinen Schmerz — ich weiß es, wie unglückliche Liebe das tiefste Seelenweh ist. Ich habe sie empfunden, diese Herzensqualen!"

Theodors Lippen umspielte ein spöttisches Lächeln bei der Theilnahme seiner thränenreichen Schwester.

„Klagen und Seufzer helfen nichts!" sagte er beinahe rauh. „Hilfe will ich, und zwar von Dir."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Graf N. v. Saint-V . . . kehrte vorige Woche per Extrapost von seinem Schlosse Saint-V . . . nach Paris zurück; aus Liebhaberei hatte er die Post und nicht die Eisenbahn genommen. Er hatte seine Frau, sein 5jähriges Söhnchen bei sich im Wagen; ein Bedienter und das Kammermädchen saßen auf dem Bocke. Bei Senlis steigt der Graf aus und geht das Gehölz entlang, während die Equipage vorausfährt, um ihn auf der Höhe des Berges zu erwarten. Mittlerweile war der Graf etwas tiefer in das Gehölz eingedrungen, als plötzlich ein Mann von sehr verdächtigem Aussehen vor ihm steht, ihm den Lauf einer Pistole entgegenhält und Börse, Uhr, Nadel, Ring und eine Rolle mit 100 Napoleonsd'or verlangt. Der so ausgeplünderte Graf wollte sich entfernen, als der Räuber ihm noch befiehlt, seinen weiten, warmen Paletot auszuziehen und denselben gegen seine Jacke zu vertauschen. Der Lauf des Pistols gestattet keinen Widerstand. Der Räuber zieht den Rock des Grafen an, wirft ihm die Jacke hin und macht sich hurtig davon. Graf v. St. V. zieht das ihm gelassene Kleidungsstück an und läuft seinem Wagen nach. Die Gräfin, welche unterdessen über das lange Ausbleiben ihres Gemahls besorgt ward, guckte zum Wagenfenster hinaus und sah einen Mann in einer Jacke gekleidet der Equipage nachlaufen und eifrig winken, anzuhalten. Dies geschah und bald hatte der Mann die Equipage eingeholt, und mit nicht geringem Staunen erkannte man den Grafen selbst. Nachdem derselbe sich einigermaßen vom Schrecken und Laufen erholt hatte, erzählte er sein Abenteuer, und da der Schweiß ihm von der Stirne rannte, so greift er unwillkürlich nach der Tasche, um sein Sacktuch herauszunehmen. Aber, o abermaliges Staunen, in seiner Tasche spürt er einen sonderbaren Gegenstand, er zieht — seine Uhr, seine eigne Uhr heraus. Er langt nochmals hinein und findet seinen Ring, seine Börse, seine Rolle Gold. Aber das ist noch nicht Alles; in der andern Tasche der Jacke findet er eine goldene Dose und ein Portemonnaie, welche man ihm nicht gestohlen hatte. Als der ungeschickte Räuber mit dem Grafen die Garderobe wechselte, hatte er in der Eile vergessen, daß er seine ganze Beute in die Taschen seiner Jacke schob und dieselbe so, sehr wider Willen, dem Grafen zurückgab. Ein auf der Dose eingravirter Name machte es dem Grafen möglich, Dose und Portemonnaie dem rechtmäßigen Besitzer zurückzugeben. Die Tabatiere war das Geschenk eines Souverains an einen Künstler.

Ein Berliner Bankier fragte seinen Collegen: „Gehen Sie dieses Jahr wieder nach Ostende?" — „Nein," antwortete dieser, „aber ich habe meine Frau zu meiner Erholung hingeschickt."

Dreisylbige Charade.

Es schwinden meine Leiden,
Wenn deine ersten beiden
Sich liebend zu mir wenden
Und mir die dritte senden.

Erreichte ich mein Streben,
Mit Dir vereint zu leben:
Mein Leben, ohne Pein,
Das Ganze würde seyn.

Auflösung des zweisylbigen Logogryphs in № 132:

Manna — Anna.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 134. Sonntag, 8. November 1857.

Gretchen in der Stadt.

Ich freue mich herzinniglich,
Daß ich die Stadt gesehen,
Doch um dort froh zu werden, muß
Man ihre Sprach verstehen.
Sie reden ja so kauderwälsch
Und so vertrackte Sachen,
Daß ich nicht wußte, ob sie deutsch,
Ob sie chinesisch sprachen.

Der Eine sagte: Im Gesicht
Seh' er mir Rosen blühen,
Der And're sah in meinem Kopf
Zwei große Sterne glühen,
Der Dritte jammerte sogar,
Ich schlüg' ihm eine Wunde,
Und sprach, ich hätte Pfeil' im Aug'
Und Elfenbein im Munde.

Die närr'schen Leute glauben auch,
Ich hätte seid'ne Haare,
Von Alabaster sey mein Hals,
Wovor mich Gott bewahre!
Ein alter kupfernas'ger Herr,
Der wollte gar beweisen:
Ich sey — weil ich ihn ausgelacht —
Durchaus von Stahl und Eisen.

Ein Dicker sprach: er säh' mir's an,
Ich hätt' ein Herz von Butter,
Ein Mag'rer sprach: Cupido heiß' ich,
Und Venus meine Mutter.
Ach Gott! was das für Lügen sind,
Das weiß ja doch ein Jeder,
Daß ich 'ne Waise bin und steh'
Im Dienst beim langen Peter.

Der Eine hätte — hielt' ich still —
Mich in die Hand gebissen,
Der Andre trat mich unterm Tisch
Beständig mit den Füßen;
Der Dritte zwickte mich in's Kinn
Und hieß das arme Gretchen —
Wohl spottend nur — die Königin
Von allen andern Mädchen.

Und Manche knieten gar vor mir
Und sagten mir zur Ehre,
Daß ich gar eine Göttin sey
Und anzubeten wäre.
Die Leute freveln lästerlich,
Denn wie ich das verstünde,
So müßt' ich Gottes Weib ja seyn,
Verzeih' mir Gott die Sünde!

Kurzum sie reden solches Zeug,
Es ist wohl Spott und Schande,
Und seh'n auch Alles anders, als
Wir Leute auf dem Lande.
Was schuld d'ran sey, daß falsch sie seh'n,
Das will ich euch wohl sagen:
Die Augengläser machen's, die
Sie auf den Nasen tragen.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Wem aber Robert's Scheiden nächst seiner Mutter am Meisten zu Herzen ging, das war die kleine Georgine. Das schüchterne alleinstehende Kind hatte in dem Sohne ihrer Erzieherin nur einen Bruder, einen lieben Gespielen gesehen, der sich herabließ, mit ihr harmlose Spiele zu treiben, sich mit ihr im Park und Garten herumzutummeln und sie unmerklich unter Scherz und Lachen und Spiel zu belehren. Schluchzend hing

das Kind an seinem Halse und wollte ihn nicht ziehen lassen; Georginens Schmerz steigerte noch die Wehmuth, welche Robert's Scheiden in der Mutterbrust geweckt, und unwillkürlich entfuhren Frau Hind die Worte: „O meine Kinder, wie fürchterlich ist für mich diese Stunde! Du, meine liebe kleine Georgine, ahnst noch nicht, was für ein Wendepunkt in Deinem Leben mit dem Eintritt Deiner neuen Mutter in dieses Haus eingetreten ist; aber Du, mein Robert, darfst nie vergessen, was wir der edlen Frau verdanken, die unsere Georgine unter dem Herzen getragen hat. Um der Erinnerung willen an die vielen Wohlthaten, welche wir ihr verdanken, mußt Du mir versprechen, meiner lieben Georgine stets ein treuer Bruder zu seyn, auch wenn ich nicht mehr leben sollte! Wer weiß, ob dieses schwache Wesen trotz Reichthum und Ansehen nicht dereinst Deines Rathes und Schutzes bedarf?! Um des Andenkens Deiner und ihrer Mutter willen entzieh' ihr niemals Deine uneigennützige Hülfe!" — Robert gelobte es mit feuchten Augen, und es kostete ihn Mühe, sich von dem weinenden Kinde zu trennen.

Drei Jahre dieser zweiten Ehe waren vergangen und Georg Wilmar hing noch immer mit einer wahren Abgötterei an Amalien. Es war eine wahrhaft enthusiastische Verehrung für diese Frau, in welcher gleichsam alle anderen Kräfte seines Wesens und Willens aufgingen — es war eher die leidenschaftliche Anbetung eines Liebhabers, als die zärtliche, hingebende Liebe eines Gatten. Diese lange Zeit des Zusammenlebens hatte seinem Enthusiasmus nicht den mindesten Eintrag gethan, obschon Amaliens Benehmen wenig genug dazu beitrug, diese Abgötterei zu rechtfertigen. Ihr Betragen gegen Georg war immer freundlich, aber beinahe gemessen; ihr Stolz verbot ihr gleichsam, seine Zärtlichkeit zu erwiedern, und hatte ihn so weit gebracht, daß der Wink ihres Auges Befehl für ihn ward. Ihr stolzer Mund erwiederte nie seine glühenden Küsse, ihre Hand strich nie liebkosend über seine dunklen Locken, sie hatte nicht ein einzigesmal Freude geäußert, wenn er ihr nahe trat; kein Lächeln lohnte jemals seinen fügsamen Gehorsam. Wir müssen übrigens, um gerecht zu sein, sagen, daß Amaliens Selbstgefühl es nicht über sich gewann, Gefühle zu heucheln, die ihrem Herzen fremd waren. Sie versäumte nie eine Gelegenheit, ihres Gatten Vorzüge laut zu preisen, sie im Kreise ihrer Bekannten gebührend hervorzuheben und all seinen guten Eigenschaften die vollste Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Manche seiner Freunde, welche ihn so ganz verändert fanden, wunderten sich darüber und konnten nicht begreifen, wie er, der mit eines Dichterherzens höchster Gluth und Begeisterung an diesem Weibe hing, welches einen räthselhaften, mesmerischen Einfluß auf ihn ausübte, sich mit dieser passiven Neigung, dieser halben Erwiederung seiner Liebe von Seiten Amaliens begnügen konnte. Seine Lebensweise war unter dem Einflusse dieser Frau ebenfalls eine ganz andere geworden. Georg war weder der umsichtige Geschäftsmann mehr, als welcher er sich aus den Schwierigkeiten herausgearbeitet, die ihm sein Vater hinterlassen hatte, — noch der Führer der Opposition, der feurige Redner, der besonnene Staatsmann, auf welchen das ganze Land mit kühnen Hoffnungen und stillem Danke blickte. Wilmar war vielmehr jetzt behaglich und genußliebend geworden: seine Salons, worin die schöne Frau mit unnachahmlicher Grazie präsidirte, waren nicht mehr der Sammelplatz der freisinnigen Partei der Residenz, sondern der der schönen Welt, der Künstler, Dichter, Gelehrten, der hervorragendsten Persönlichkeiten des In- und Auslandes, welche die Residenz berührten. Man speiste nirgends feiner und reichlicher, als im Wilmar'schen Hause; man unterhielt sich nirgends trefflicher; fremde Sänger und Sängerinnen und Virtuosen mußten erst in diesem Hause gewissermaßen die Feuerprobe bestanden haben, bevor sie im Publikum auf Erfolg rechnen durften. Dabei herrschte die größte Gastlichkeit neben dem unbedingtesten Freisinn in diesem Hause; es galt hier keine Aristokratie, als die des Geistes und darum fand sich in Kurzem auch die der Geburt und des Ranges und Goldes bewogen, in diesen Salons Zutritt zu begehren. Seit Georg sein Mandat als Volksabgeordneter niedergelegt hatte, sah man sogar den Erbprinzen von Zeit zu Zeit in den Salons der Frau v. Wilmar, und diese kam sammt ihrem Gemahl zu Hofe. Das machte Herrn v. Wilmar allerdings unpopulär; aber Befriedigung seiner Eigenliebe durch Huldigungen von Seiten der Menge hatte er ohnedem niemals gesucht. Die Gebildeten drängten sich wetteifernd um ihn, und der Beifall der Menge klang nie in seinem Ohre so süß, denn er wußte, daß man ihn stets nur mit Opfern an seinem Charakter erkauft. Zu edeldenkend, um Eifersucht zu hegen, freute er sich über die Bewunderung, welche man Amaliens Geist und Schönheit zollte, freute sich darüber, daß sie seinen Namen trug und wußte, daß er vor jeder Kränkung seiner Ehre und Gattenrechte von ihrer Seite sicher sey, denn weder daheim, noch am

Hofe, noch in den vornehmen Bädern, welche er Sommers mit seiner Gattin besuchte, sah er Amalien jemals gegen einen andern Mann, wie hoch auch dessen Stellung oder persönliche Vorzüge waren, auch nur um ein Atom mehr Wärme oder Entgegenkommen äußern, als sie gegen ihn an den Tag gelegt hatte.

Dieses reine Genußleben mochte zwar sehr angenehm seyn, aber es hatte Einen großen Nachtheil: es kostete enorme Summen. Sowohl in der Residenz, wie auf dem Lande war das Haus nie von Gästen leer, und Georg sah, daß er hiedurch seiner Frau Vergnügen machte und rechnete nicht, wie ängstlich und ökonomisch er früher auch gewesen war. Amalie verfügte uneingeschränkt über die Kasse seines Bankiers, und Georg ließ sie gewähren. Erst die Andeutungen des alten Buchhalters Wagner in dessen vertraulichen Briefen schreckten Georg etwas aus seiner Sorglosigkeit auf und öffneten ihm die Augen. Wagner warnte ihn endlich mit dürren Worten vor dem rasenden Aufwand. „Ich beschwöre Sie, mein verehrter Herr v. Wilmar," schrieb er eines Tages, „thun Sie doch der thörichten Verschwendung Einhalt, welche Sie ruiniren muß! Sie haben in den verwichenen drei Jahren über hunderttausend Thaler zu viel verausgabt; das ist fast um die Hälfte mehr, als alle Ihre Güter und Besitzungen unter obwaltenden Verhältnissen eintragen, seit wir auf die Erträgnisse von Weidenbach verzichten müssen, um solche für Fräulein Georginen anzulegen. Die Gelder, welche ich als Birne für den Durst in der —schen Bank niedergelegt hatte, wie es Ihr eigener Wunsch gewesen, sind aufgebraucht. Ein einziges Jahr mehr in dieser tollen Wirthschaft, und Sie werden genöthigt seyn, Ihre Fabriken zu veräußern oder mit fremden Kapitalien zu betreiben — so fortgefahren, müssen Sie in zwölf Jahren an den Bettelstab kommen! Verdenken Sie einem beinahe vierzigjährigen Diener Ihres Hauses diese offene Sprache nicht, wie mißtönig sie auch in Ihren Ohren klingen mag! Es ist ein Nothschrei meines geängsteten Herzens und meines bedrängten Gewissens, den ich hiemit Ihnen zusende. Können Sie aber oder wollen Sie nicht darauf hören, so thun Sie mir den einzigen Gefallen und entlassen Sie mich meiner Dienste! Ich kann in meinen alten Tagen nicht mehr Zeuge Ihres Verderbens seyn; mein graues Haupt vermag es nicht über sich, Ihr Lebensglück zu Grabe tragen zu helfen!"

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

„Was soll ich thun?" entgegnete gespannt Pauline. „Sprich! was vermag ich in dieser unglückseligen Liebesgeschichte zu thun? Du bist verlobt mit . . ."

„Schweige!" fiel Theodor rasch ein; „mir graut vor dem Namen meiner Verlobten — hilf mir von ihr mich freimachen! Du kannst es, wenn Du klug seyn und mir unbedingt folgen willst."

„Sprich, Bruder, ich bin zu jedem Opfer bereit!"

„Es ist kein Opfer!" sagte Theodor etwas barsch. „O nein, Du selbst kommst dabei an das Ziel Deiner heißesten Wünsche — Du sollst so bald wie möglich Frau v. Klinger werden."

„O mein Gott!" stammelte Pauline; „dies ist unmöglich! Er ist so kalt, so steif, so ceremoniell — ich habe bereits alle Hoffnung aufgegeben, daß er mich lieben werde."

„Es ist auch hier von Liebe nicht die Rede," warf etwas ungeduldig Theodor ein. „Werde mir nur um Gotteswillen in dieser Sache nicht sentimental — es ist ja von keiner Heirath aus Liebe die Rede — es handelt sich um den Reichthum Klingers. Er will heirathen, dies weiß ich gewiß, und er will eine schöne Frau, mit der er wie mit seinen andern schönen Sachen prunken kann. Sein Auge ist auf Dich gefallen und wenn Du es klug anfängst, soll er sich bald erklären. Ist eine Verbindung zwischen Dir und ihm fest beschlossen, so hebe ich die meine mit Anna auf. Klingers Million wird uns mehr Kredit verschaffen als Anna's Vermögen, das ohnehin nicht groß genug ist, unsern völlig zerrütteten Verhältnissen aufzuhelfen."

„Aber Herr v. Klinger soll ganz unmenschlich geizig seyn?" bemerkte schüchtern Pauline.

„Das ist dann Deine Sache, ihn von dem Geize zu kuriren. Du bist schön, sehr schön! Und wie arg er auch ein wunderlicher Junggeselle seyn mag, so müßte er kein Mann seyn, wenn Deine Reize ihn nicht besiegten, sobald Du nur erst seine Frau geworden."

Pauline schlug beschämt das schmachtende blaue Auge zu Boden, dann seufzte sie tief auf:

„Aber Theodor, es ist doch ein schweres Opfer, was Du forderst. Du weißt, wie sehr Dein Freund Haller und ich uns lieben. Ach, mein Herz wird brechen."

Theodor lachte laut auf — aber schnell hielt er inne, als seine Schwester tief gekränkt ihm den Rücken kehrte; er drehte sie scherzend herum, indem er in schmeichelndem Tone bat:

„Vergib, Pauline, daß ich lachen konnte, wo es einen Schmerz Deines Herzens gilt! Aber Du mußt doch wohl einsehen, daß Haller, ein armer Maler, nie eine Partie für Dich seyn könnte, die Du durch Deine Schönheit in der großen Welt zu glänzen berufen bist — auch betet Dich mein Freund nur sehr geistig an, — er schwärmt für Dein Madonnengesicht, das er gern auf der Leinwand haben möchte — seine irdische Liebe streicht sonst allerwärts herum. Drum sey vernünftig und biete Alles auf, Klinger schnell, recht schnell zu einer Erklärung zu bringen, dann ist uns Allen geholfen."

„Wenn er nur öfter in unser Haus käme," warf Pauline ein, ihre Thränen trocknend, „ich wollte ja gern das Opfer werden für unser Aller Glück."

„Dafür will ich schon sorgen. In einigen Tagen geben wir eine große Fete aus Anlaß meiner Ernennung; — Du, Mama und Antonie machen die liebenswürdigen Wirthinnen — Klinger wird an Deine Seite festgebannt — man trinkt, man scherzt, man lacht — es werden bei dem schönen Frühlingswetter Landpartieen verabredet, er dabei stets in Deiner Nähe — und ich wette, ehe einige Wochen vergehen, bist Du eine beneidete, glückliche Braut — ich schüttle dann meine drückenden Fesseln ab — Bertha wird mein — die reiche Frau v. Klinger richtet mein Haus ein, bezahlt meine und Mama's Schulden — Antonie wird dann auch eine reiche Partie machen — kurz, wir werden Alle froh und glücklich werden."

„Ja," rief die leichtbewegte Schwester, „das wird herrlich werden, — und welche schöne, liebenswürdige Schwägerin wird Bertha seyn, statt der mürrischen ungebildeten Anna!"

„Bist Du denn auch vollkommen gewiß, daß Bertha mich liebt?" frug in etwas zweifelndem Tone Theodor.

„Weßhalb sollte sie Dich nicht lieben?" eiferte Pauline. „Wie wäre es möglich, einen so schönen, geistreichen Mann nicht anzubeten, besonders wenn seine Blicke in Liebesgluth strahlen?"

„Es kommt mir oft vor, als ob Bertha meine Liebe noch gar nicht bemerkt und selbst dieses Gefühl noch gar nicht empfunden hätte."

„Ach!" seufzte Pauline, „die Liebe quält sich doch immer selbst mit Zweifel — es ist dies ein süßer Schmerz, ich habe ihn oft empfunden, — aber Du, glücklicher Bruder, Du darfst Dich nur freuen, denn Bertha liebt Dich — ich täusche mich nicht. Ich kenne diese zarten Nüancen, in welchen sich ein liebendes Herz bewegt und ich bedauerte bis jetzt nur die Arme, weil ich keine Hoffnung für sie sah und manche Thräne habe ich in die Kränze mit eingeflochten, welche ich ihr zu Liebe gestern gewunden."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In Paris hat man ein neues Couvert erfunden, welches im Falle der Zurückweisung des Briefes durch den Adressaten oder wenn dieser nicht aufzufinden, das übliche Oeffnen des Briefes durch die Post zur Ermittlung des Absenders unnöthig machen soll. Der obere anzusiegelnde Deckel des Couverts bildet vom Siegelwinkel aus noch eine Verlängerung von entsprechender Form, auf deren Rückseite der Absender seinen Namen einschreibt und die mittelst des aufgestrichenen Gummi (wie bei den Postcouverts) aufgeklebt, von der Post ohne Verletzung des wirklichen Siegels abgelöst, beziehungsweise abgeschnitten werden kann, um die Adresse des Absenders zu ersehen.

(Arges Gebet.) Ein Herzog von Würtemberg fragte einst die Badehalter in Göppingen: „Was macht Ihr im Winter, wenn keine Badegäste hier sind?" — Sie antworteten: „Wir beten, daß es recht viele Kranke, Krumme und Lahme geben soll, damit wir im Sommer wieder reichliche Nahrung haben mögen."

Räthsel.

Großen Vorzug ich genieße,
Den Nichts mit mir theilt;
Bitterkeit ich nicht versüße,
Denn nur Wahrheit heilt! —
Mag ich noch so derb sie sagen,
Frauenzimmer stets mich fragen.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 133:

Augenblick.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 135. Dienstag, 10. November 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Dieser Brief erschütterte Herrn v. Wilmar in hohem Grade. Weit entfernt, dem Greise zu zürnen, reiste er sogleich mit Postpferden nach Liebfrauenau und fiel dem Alten gerührt um den Hals. Dann hatte er eine lange Conferenz mit ihm, gestützt auf alle Papiere, Geschäftsbücher und Rechnungen, welche ihn über seinen Besitzstand in's Klare setzten. Er setzte sich sodann eine Kompetenz von zwölftausend Thalern jährlich aus und gab Herrn Wagner ein unter Beobachtung aller rechtlichen und gesetzlichen Formen ausgestelltes Dokument, welches dem Buchhalter auf's Strengste verbot, jemals mehr als diese Summe an seinen Gebieter verabfolgen zu lassen. Nachdem er dies erledigt, kehrte er in die Residenz zurück, um Amalien auf diese Wendung ihres äußern Schicksals vorzubereiten und ihr die Nothwendigkeit gewisser Einschränkungen zu predigen. Die Aufgabe war nicht leicht; dem weichen begeisterten Georg fiel sie doppelt schwer, denn schon der Gedanke, ihr einen wenn auch nur flüchtigen Schmerz verursachen zu müssen, schnitt ihm tief in die Seele. Er hätte für sie ja alles mit Freuden hingegeben, nur nicht die Ehre und das Pflichtgefühl: diese beiden Tugendgesetze standen ihm selbst über dem Leben.

Es war spät am Abend, als Georg in seinem palastähnlichen Hause in der Residenz anlangte. Ein schwerer Kampf gährte in ihm: Pflicht und Neigung. Es war ihm nicht unangenehm zu erfahren, daß Amalie abwesend sey — in einer Soiree beim russischen Gesandten, Fürsten H., dessen Salon zu den exclusivsten gehörte. „Die Arme!" murmelte er; „sie ahnt nicht, daß ihr erstes Erscheinen in jenem Kreise wohl auch ihr letztes seyn wird!" Georg erwartete sie in ihrem kleinen chinesischen Salon, einer launenhaften Schöpfung, zu welcher sich Amalie, wenn ich nicht irre, durch eine Schilderung in den Memoiren der Frau v. Créquy hatte hinreißen lassen. Der Blick auf diese Umgebung, wo das Licht der beiden prächtigen Carcel-Lampen und der Kerzen auf den Girandolen sich in tausenderlei Flächen und Facetten von Perlmutter, Silber, Spiegelglas, kostbarem Marmor und harten Steinen brach, — gemahnte Georg zum erstenmale wie eine schneidende Dissonanz, die in sein Leben hereintönte, und öffnete ihm gleichsam auch das physische Auge für den übertriebenen Luxus in seinem Hause. Er gedachte der spartanischen Einfachheit seines Vaters, der in seinem Leben wie in der Erziehung, welche er dem Sohne gegeben, alle Ostentation vermieden und sein Augenmerk nur auf das Praktische gerichtet hatte, und er erschrack ob dem Kontraste. Auch der Rückblick in die Vergangenheit Amalien's hob diesen Kontrast auf's Augenfälligste hervor. Er dachte an den Unterschied, den ein deutscher Schriftsteller einst aufgestellt zwischen der Aristokratie der Geburt und der des Verdienstes: daß nämlich jene mit dem ererbten Gelde kopfloser wirthschafte, als diese mit dem erworbenen. Er gedachte unwillkürlich Adelinens und ihrer Einfachheit und Bescheidenheit! Ihr würde vor einem solchen zwecklosen Luxus gegraut haben. Sein Herz ward zusammengeschnürt von einem bittern Selbstvorwurf: er sah ein, daß dieser Luxus, diese prunkhafte Verschwendung auch Georginen, sein Kind, berauben müsse, die, davon ausgeschlossen, Jahr-aus Jahr-ein in Weidenbach oder Liebfrauenau lebte, ohne andern Umgang als Frau Hind und Mademoiselle Mauclerc, die Gouvernante. Zum erstenmale fielen ihm die Schuppen von den Augen

und er mußte sich gestehen, daß er mit dieser Gattin seinem Kinde keine Mutter gegeben.....

Aus diesem Ideengang störte ihn plötzlich das Erscheinen Amaliens, welche unbemerkt eintrat. Eine stolze Genugthuung leuchtete aus ihrem Auge; sie war offenbar höchlich zufrieden mit ihrem Abend, mit dem Eindruck, den sie in jenem Kreise hervorgebracht hatte, denn auf die Absicht, dort zu gefallen, deutete ihre sehr einfache, aber dabei mit dem feinsten Geschmack gewählte Toilette. Mit stillem Entzücken hing sein Auge an diesen tadellos edlen Formen, die, züchtig begrenzt durch die kostbaren Blonden und den schweren Damast, in ihrer Erscheinung ihm entgegentraten. Sie erschien ihm jetzt minder schuldig und ihre Reize strahlender nach der mehrtägigen Entbehrung ihres Anblicks. Eine solche Frau, sagte er sich entschuldigend, darf nicht mit dem gewöhnlichen Maßstabe gemessen werden.

„Ah, schon zurück, Wilmar?" rief sie ihm lächelnd entgegen und reichte ihm mit mehr Majestät als Grazie die Hand zum Kusse. „Dein Brief ließ Dich erst morgen erwarten. — Du bist blaß und verstört! Was ist Dir?"

Es kostete ihn Ueberwindung, Amalien die unvermeidliche Mittheilung zu machen; aber es mußte geschehen. Zögernd und mit Umwegen that er es. Ueberraschung, Staunen, Betroffenheit, sogar Schreck spiegelten ihre Züge ab; aber sie schwieg. Mit halb abgewandtem Gesichte starrte sie in die verglimmenden Kohlen im Kamin, während sein Auge mit einer mehr als ängstlichen Gier an ihrem Antlitz hing und darin den Abglanz ihres innern Gefühls, ihrer Seelenzustände zu lesen suchte.

Georg hatte längst geendet, ohne daß sie eine Silbe erwiederte oder nur mit einem Seufzer dem gepreßten Herzen Luft zu machen suchte. Leise rückte er ihr näher und ergriff ihre Hand, — sie fühlte sich kalt an unter dem weichen Handschuh. — „Amalie," sagte er, „zürnst Du mir denn? Fühlst Du nicht, daß es mir beinahe das Herz zerreißt, Dir diese Mittheilungen machen zu müssen, die Deine Freuden so jäh zerstören! Du wirst es kaum ertragen können, von der Höhe herunterzusteigen, auf welche Du Dich emporgeschwungen hast!"

„Du irrst, Wilmar," erwiederte sie rasch und entzog ihm ihre Hand, während sie aufstand und sich zu ihrer ganzen Höhe aufrichtete. „Es wäre schwach von mir, mit dem Schicksal zu rechten. Jeder Fall muß schmerzen, aber man kann diesen Schmerz ertragen, wenn man den Fall nicht selbst verschuldet hat. Nicht als ob ich mich von jeder Schuld entlasten wollte, denn ich habe allerdings diesen Aufwand veranlaßt; aber ich kannte Deine Verhältnisse nicht genau, ich wußte nicht, daß Dein Vermögen ein Leben auf solchem Fuß nicht gestatte. Es war Deine Pflicht, mich bei Zeiten zu verwarnen und so dem Fluche der Lächerlichkeit vorzubeugen, der uns beide trifft, wenn wir jetzt von unserer Position an der Spitze der Gesellschaft wieder hinuntersteigen zu einer prosaisch-bürgerlichen Existenz!"

„Amalie, vergib mir! werde nicht bitter!" sagte Georg sanft und versöhnlich; „begreife nur, wie schwer es meiner Liebe wurde, Dir auch nur Einen Wunsch zu versagen! Ich bin freilich schuldig, denn ich war wie in einem schönen berauschenden Traum befangen, aus welchem mich erst eines Freundes rasches Zugreifen erweckte. Aber bedenke, mein süßer Engel, noch bleibt uns eine Rente, wie sie mancher Fürst, mancher Diplomat nicht besitzt! Wohnen wir auf meinen Gütern, so haben wir sogar die Mittel zu einem kleinen Hofhalt! Und das Landleben hat gewiß auch seine Genüsse und Schönheiten," fügte er wärmer hinzu, — „wir werden mehr auf uns beschränkt seyn, unser häusliches Leben wird immer reicher werden, und wer weiß, ob nicht mein höchster Wunsch: ein männlicher Erbe, mir dort eher gewährt wird, als in dem rauschenden Strudel von Vergnügungen, der am Ende Deine Gesundheit untergraben würde! Amalie, bedenke: in Liebfrauenau bist Du so zu sagen Königin auf Deiner Hufe!"

„Der Einäugige ist im Reiche der Blinden König," erwiederte sie mit einem bittern Lächeln. „Dieser Sophistereien bedarf es übrigens nicht, Wilmar, um mich an meine Pflicht zu erinnern: ich werde derselben freiwillig und ohne Murren genügen. Ich werde für die Welt krank werden; wir reisen in ein entferntes Bad, bis der erste Eindruck vorüber ist, welchen die Beschränkung unserer seitherigen Lebensweise hervorrufen wird. In einigen Monaten, in einem halben Jahre ist es passender, auf Deine Güter zu gehen!"

Sie gelobte sich aber dabei fast im Stillen, nie dort zu leben. Der Gedanke, ohne die Hinausgabe von Georginen's Erbtheil könnten wir auf dem seitherigen Fuße fortleben, mußte bei jedem Blicke aus den Fenstern ihrer Gemächer in Liebfrauenau auf das gegenüberliegende Ufer des Flusses und Gut Weidenbach wieder vor ihre Seele treten und ihr den Genuß verbittern.

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Bei diesem Gedanken fielen Paulinen die mißhandelten Blumen wieder ein, und sie klagte Theodor ihre Empörung darüber, welche sie Antonien, der sie solche Barbarei allein zutraute, entgelten lassen wollte; doch Theodor besänftigte sie und bat, heute keine Verstimmung mehr herbeizuführen, da er am Abend Bertha und Antonien bei Tische zu sehen wünschte und zwar beide in heiterer Laune.

Pauline verließ den Bruder, vergaß ihre Liebe zu dem armen Maler, vergaß auch den Verdruß über die Blumen in dem seligen Brautgedanken an Herrn von Klinger.

Theodor warf sich in seinen Divan und träumte von erfüllten Liebeswünschen in den Armen seiner angebeteten Bertha.

Das Abendessen brachte heute ausnahmsweise die Familie des Stadtschreibers zusammen, denn da gar keine bestimmte Ordnung im Hause herrschte, so nahmen gewöhnlich die verschiedenen Glieder derselben ihr Mahl zu verschiedenen Zeiten, in verschiedenen Zimmern ein, je nach Laune und Bequemlichkeit. Eine Ausnahme von dieser Unordnung fand nur statt, wenn ein vornehmer Besuch zugegen war, auf den man Rücksicht nehmen mußte.

Theodors sehnlichst erwartete Ernennung zum Advokaten hatte die Stadtschreiberin in die glücklichste Laune versetzt, und auf ihren ausdrücklichen Wunsch war sogar der Stadtschreiber heute Abend nicht auf das Kasino gegangen, wo er, seine einzige Erholung, allabendlich zwei Stunden zubrachte, um Zeitungen zu lesen. Es wurde schnell ein splendides Mahl bereitet, Theodor mußte seine Braut holen, auch Bertha und Antonie erhielten die Weisung, dabei zu erscheinen. Die Stadtschreiberin, eine kleine, runde, dicke Frau mit ungemein feurigen Augen und beweglichen Zügen schwelgte in Wonne. Sie war in der glücklichsten Stimmung, denn in der nun möglich gewordenen Heirath ihres Sohnes mit Anna sah sie so manche Sorge schwinden, welche in den letzten Jahren selbst ihr leichter Sinn nicht mehr bewältigen konnte. Ihr Mann, der außer seinem Geschäfte für nichts Sinn hatte, lebte seit beinahe dreißig Jahren in dem glücklichen Wahne, daß die Angelegenheiten seines Hauses die geordnetsten von der Welt seyen. Er hatte zu seiner Frau ein ganz unbedingtes Vertrauen, denn sie war ihm von seiner Mutter, ehe diese starb, zur Gattin empfohlen worden. Sie war die Tochter einer Freundin derselben, jung, schön, lebhaft, doch ohne Vermögen, und deßhalb zögerte auch ihr leichter Sinn nicht lange, die Hand eines Mannes anzunehmen, der Geld und eine angesehene Stellung hatte. Doch bald quälte sie an der Seite dieses trockenen Geschäftsmannes die peinlichste Langeweile. Ihre Jugend, ihr lebhafter Geist verlangten Unterhaltung, und wenn sie nicht von Natur alles Niedere und Gemeine verabscheut hätte und nicht sehr empfänglich für bessere Empfindungen gewesen wäre, so würde sie bald das verachtete Loos mancher leichtsinnigen Frau getheilt haben. So aber fand sie andere Auswege, sich die Langeweile zu vertreiben und sich das Leben angenehm zu gestalten. Sie machte ein Haus, gab Gesellschaften, lud Bekannte von nah und fern zu sich ein, und die Gastfreundschaft im Hause des Stadtschreibers war bald weit und breit berühmt. Sie gründete Vereine für das allgemeine Beste und scheute kein persönliches Opfer, um das durchzusetzen, was sie für edel und gut erkannt hatte. Sie machte größere und kleinere Reisen und kehrte nie zurück, ohne neue Bekanntschaften gemacht, neue Freundschaften geschlossen zu haben. Mit ihrem leicht erregbaren Temperamente fand sie alles schön, gut und edel, und wurde furchtbar mißbraucht, ihr Wohlthätigkeitssinn, die wirkliche Güte ihres Herzens bis zur Unverschämtheit ausgebeutet. Auf diese Weise verschwanden die bedeutenden Einnahmen ihres Mannes unter ihren Händen wie Rauch, und sein nicht unbeträchtliches Vermögen war ganz unbemerkt durch ihre Finger gelaufen.

In dieser Unordnung des ganzen Hauswesens, diesem ewigen Durcheinander litt am meisten die Erziehung der Kinder. Sie waren ganz den öffentlichen Erziehungsanstalten überlassen. Der Vater saß fortwährend unter seinen Akten und die Mutter hatte keine Zeit mehr übrig für ihre Kinder; sie waren sich größtentheils selbst überlassen. Theodor machte tolle Streiche; Pauline las Romane fast so frühe, als sie überhaupt nur lesen konnte; Karl nahm in allen Stücken ein Beispiel an dem ältern Bruder; und wie dies verkehrte Hauswesen auf Antonien, das bei weitem begabteste von den Kindern, wirkte, haben wir bereits gesehen. Die Verwirrung im Hause nahm mit jedem Jahre zu, besonders seit Theodor die Universität bezogen und Schulden auf Schulden machte; doch störte dies den guten Humor der Stadtschreiberin nicht. Sie benutzte alle

Quellen, welche sich ihr öffnen wollten, wußte sogar ihren völlig unpraktischen Mann zu manchem zu überreden, was er als kundiger Geschäftsmann nicht hätte bewilligen sollen — und so verwirrte sich die gute Frau immer tiefer in ein Labyrinth, aus dem sie zuletzt keinen Ausweg mehr zu finden vermochte.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Kalifornischer Champagner. Täglich befreit sich unser junger Staat mehr und mehr von den Importen und wären wir in allen Zweigen der Industrie so weit vorgeschritten, als auf dem Felde des Weinbaues, so dürfte Kalifornien bald der unabhängigste Staat der Union seyn. Herr Sainsevain hat so eben 50,000 Flaschen mit Kalifornischem Champagner gefüllt, die in 8 bis 10 Monaten auf unseren Markt gebracht werden können. Derselbe ist von letztjährigem Wein fabrizirt und soll von sehr guter Qualität seyn.

Man erzählt sich von einem Professor der juristischen Fakultät in Berlin, daß er ziemlich streng den regelmäßigen Besuch seiner Collegien Seitens der Studirenden vigilire. Jüngst meldete sich ein Zuhörer und verlangte die im Sommersemester gehörte Vorlesung auf einem Bogen testirt zu erhalten. „Wo haben Sie gesessen?" fragte der ihn scharf musternde Legens. Der angehende Jünger der Themis bezeichnete einen der hintersten Plätze, den er natürlich nie, jeden andern aber höchst selten eingenommen hatte. „So, so!" sagte der Professor und unterschrieb. Der Herr Studiosus war nicht sehr erbaut, als er auf der Treppe einen Blick auf das Testimonium warf und den Calembourg entdeckte: „Mit nie gesehenem Fleiß."

Aus Würzburg wird ein nettes Stückchen berichtet: dort war das Glacis vor dem Pleufacher Thor eines schönen Morgens förmlich in einen **Milchsee** verwandelt und als man die Sache näher untersuchte, ergab sich, daß an diesem Tage die in die Stadt fahrenden Milchverkäuferinnen behufs einer genaueren Ueberwachung derselben an verschiedenen Thoren aufgezeichnet werden sollten. Diese Kunde verursachte unter einem großen Theil der Späterkommenden einen argen Schrecken, weil sie in der Meinung waren, daß es auf eine **Milchvisitation** abgesehen sey. Auf das Höchste bestürzt, eilten sie in die nächsten Glacisanlagen und ließen aus Furcht vor Strafe die nicht Probe haltende Milch auslaufen. Der Menge nach könnte man beinahe glauben, daß die Würzburger mehr für Wasser als Milch ihr Geld zahlen.

Gemeinnütziges.

Nach dem Journal de Chimie Medikale wird in Amerika gegen Brandwunden ein einfaches Mittel angewandt, nämlich Brennessel- (Urtica urens) Tinktur. Man läßt zerschnittene Brennesseln einige Tage in Weingeist stehen und benetzt mit dieser Flüssigkeit die Brandwunden, indem man in derselben angefeuchtete Compressen auflegt. Diese heilende Wirkung soll überraschend seyn.

(**Gegen den Wurm am Finger.**) Man zerquetsche eine Knoblauchzwiebel und nehme eine gleiche Quantität Schweinsgalle, menge Beides gut durcheinander und lege diese Salbe auf. Nach einiger Wiederholung wird das Uebel verschwunden seyn.

Dreisylbige Charade.

In des Busens tiefen Falten,
Da belebt die **erste** sich;
Mög' sie nimmer dir veralten,
O so lebst du wonniglich;
Laß sie nicht in Freiheit walten,
Sonst führt sie zur Sünde dich.

Durch die **letzten** lernt man Sitten,
Sammelt Kenntniß, Wissenschaft;
Mancher Irrthum — lang bestritten —
Wird dadurch hinweggeschafft;
Viele, die an Krankheit litten,
Fanden durch sie neue Kraft.

Und wenn Frühlingslüfte wehen,
Ich das **Ganze** froh begann';
Durch es wird für mich entstehen
Ein gar herrlicher Gewinn;
Dann hoff' ich auch dich zu sehen
In vergnügtem frohem Sinn.

Auflösung des Räthsels in № 134:
Spiegel.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 136. Freitag, 13. November 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Georg billigte den Entschluß Amaliens nicht, aber er ergab sich in den Plan zu reisen in der stillen Hoffnung, Amalie werde, wenn der erste Schmerz über diesen Umschlag ihres Geschickes verwunden sey, freiwillig das trauliche Daheim in dem schönen Liebfrauenau aufsuchen. — „Wohlan denn, wir reisen," sagte er; „wir nehmen den ganzen Hausstand mit und entlassen die entbehrliche Dienerschaft, verkaufen die überflüssigen Equipagen im Auslande. Aber Georgine geht natürlich mit uns!"

„Das scheue Kind, das weder an mich, noch an die Welt gewöhnt ist?" fragte Amalie. „Ich halte es für natürlicher und passender, daß sie nicht mitgeht. Georgine ist nun mehr als zehn Jahre alt; ihre seitherige Erziehung ist mangelhaft, frömmelnd, einseitig gewesen. Es ist hohe Zeit, sie einem regelmäßigen systematischen Erziehungsplane zu unterwerfen, damit sie sich dereinst mit Menschen und unter Menschen zu bewegen lerne. Ueberdies würde ein Kind von diesem Alter mit seiner Gouvernante uns auf der Reise nur eine Bürde seyn und in dem Wenigen, was es weiß, nur Rückschritte machen. Ich verlange, daß Georgine uns nicht folge; willst Du sie mitnehmen, so lasse mich zu Hause!"

„Du magst im Einen und Andern Recht haben, Amalie!" sagte Wilmar gedankenvoll. „Es ist in der That an der Zeit, Georginens Erziehung zu beginnen. Aber sage mir nur, wie dies anzugreifen seyn wird?"

„Warum soll ich hiefür Vorschläge machen?" versetzte Amalie. „Georgine ist nicht mein Kind. Ihre Mutter hat ja ihren Bildungsgang vorgezeichnet, wenn derselbe auch im Allgemeinen ein verfehlter, falsch aufgefaßter ist. Wollte ich mich ihrer Erziehung annehmen, so gäbe dies der Baronin Weiland und anderen müßigen Zungen nur Stoff, mich unlauterer, stiefmütterlicher Absichten oder einer gewissen Härte anzuklagen. Besser wäre es, Frau Hind zur Schließerin auf Weidenbach zu machen und Georginen in irgend einem vornehmen Pensionat einer größern Stadt unterzubringen. Fünf oder sechs Jahre eines derartigen Aufenthalts werden ihre Erziehung vollenden."

Dieser Vorschlag ward ohne Mühe durchgesetzt. Frau Hind rieth ihrem Pfleglinge selbst hiezu, denn sie fühlte recht wohl, daß sie Frau v. Wilmar ein Dorn im Auge sey und daß nur das arme Kind unter den Folgen leiden müßte, wenn sie sich auf die Bestimmungen des letzten Willens der Frau Adeline v. Wilmar beriefe. Sie begleitete daher ihre theure Pflegbefohlene selbst in die Erziehungsanstalt, welche der Vater gewählt hatte, blieb noch einige Wochen bei Georginen, bis diese sich in die neuen Verhältnisse finden gelernt hatte und zog sich dann in die freundliche kleine Wohnung auf dem Erbgute ihrer Pflegetochter zurück, während deren Vater, von dem Zauber der Nähe seines Weibes noch immer beherrscht, mit dieser in die Ferne zog und unstät bald da-, bald dorthin reiste, wie es die wandelbare Laune und der innere unruhige Wandertrieb Amalien's eben mit sich brachten.

Abermals waren sechs Jahre vergangen, während deren Georg und Amalie nur selten und stets auf kurze Zeit die Heimath gesehen hatten, da rief sie plötzlich ein Unfall in die Heimath zurück. Der alte Buchhalter Wagner war plötzlich gestorben; er hatte seither mit unumschränkter Vollmacht das ganze Geschäft geleitet und selbst unter den schwierigen Verhältnissen der Bewegung von 1848 dasselbe bestmöglich aufrecht zu erhal-

ten gewußt. Allein die Sorgen und Aufregung dieser Jahre, das Bewußtseyn seiner Verantwortlichkeit und der Kampf mit den wilden Elementen und Leidenschaften, welche ihn umtobten, waren zu viel gewesen für den Greis — sie hatten seine Lebenskraft rasch aufgezehrt, und die straffgespannten Nerven rissen eines Tages plötzlich in einem Schlagflusse. „Er hat sich zu Tode gearbeitet," sagten die Leute seiner Umgebung; „er ist ein Opfer seiner Pflichttreue geworden und hat doch nur Undank geerntet!"

Leider waren diese Anklagen nicht ungegründet. Man preist in Lied und Sage, in Dramen und Geschichte die hochherzige Vasallentreue ritterlicher Helden, die ihren Herrn den Lehenseid unter den größten Opfern hielten und Land und Herrschaft retteten. Aber auf die Bahre dieses Greises fielen nur wenige Thränen und doch hätten seine Thaten diejenigen von manchen solchen ritterlichen Vasallen aufgewogen. Sechs Jahre lang hatte er, jenes Dokument seines Herrn in der Hand, gegen diesen selber einen Kampf bestanden. Die Ehre des Hauses zu retten und das Vermögen beisammenzuhalten, verweigerte er Georg hartnäckig jeden Thaler über die bedungene Sustentation und prozessirte sogar mit seinem Herrn, den er in diesem Streit besiegte. Georg v. Wilmar war nicht mehr der Alte. Der beinahe dämonische Einfluß, welchen seine Frau über ihn geltend machte, ließ ihn in Allem inconsequent werden. Er vermochte Amalien Nichts mehr zu versagen und ihrem Hang zu Prunk und unstätem Umherreisen nicht mehr Einhalt zu thun. Sie glänzte, er war gleichsam nur ihr Ehrenhüter; aber er fühlte nicht einmal das Falsche und Demüthigende einer solchen Stellung. So führte er sie, die keine Heimath zu kennen und kein Daheim zu lieben schien, von einer Stadt zur andern, bald auf kürzere, bald auf längere Frist da und dort zu verweilen, bis Amalie die Menschen, in deren geselligen Kreis sie trat, entweder auswendig gelernt hatte (wozu nicht eben viel Geist und Scharfblick gehörte), oder sich aus Uebersättigung und unstäter Wanderlust weiter getrieben fühlte. Ihm selbst war auf diese Weise das innere Bedürfniß der Heimath abhanden gekommen, oder es beschränkte sich sein Heimweh nur auf die Sehnsucht nach seiner Tochter Georgine, die er noch immer zärtlich liebte. Wenn sie erst ihre Erziehung im Pensionat vollendet haben würde, dann wollte er mit ihr und um ihretwillen auf seine Güter zurückkehren und dort seßhaft werden. Diesen Plan hatte er sich längst im Stillen vorgesetzt; allein wer weiß, ob er seine Ausführung durchzusetzen vermocht haben würde? Jene Erhebung des deutschen Volkes, welche in ihrem Beginne alle edlen, feurigen Gemüther hinriß und ergriff, hatte auch ihn aus dem ruhigen England in sein Vaterland zurücklocken wollen; allein die ersten blutigen Auftritte in Berlin, der erste Aufruhr in Baden verrückten ihm den Gesichtspunkt einigermaßen, zumal er die ersten krampfhaften Zuckungen des Thierischen, welches sich in jede Entfesselung der rohen Massen und Leidenschaften mengt, nur durch die Brille torystischer Zeitungen ansah oder aus Mittheilungen von Attaché's und Sekretären der Gesandtschaften kleinerer deutschen Höfe in London kennen lernte. Amalie stand auf der Seite der äußersten Rechten und übertrug ihre Sympathien und Antipathien auch auf ihren Gatten. Sie beschwor ihn, dem Heimathlande fern zu bleiben, bis sich der Sturm ausgetobt haben, bis die Pöbelherrschaft durch Bajonette niedergeworfen seyn würde; und er — ließ Amalien gewähren und blieb bei ihr — wohl nicht zum Nachtheil des Vaterlandes, denn bei der Energielosigkeit, worein er verfallen war, hätte er weder hüben noch drüben im Kampf der Parteien seinem Vaterland und dessen Wohlfahrt irgend erheblich zu nützen vermocht. Zudem war er leidend — vielleicht am Heimweh, das er unbewußt hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Theodor, der nun seit einigen Jahren sein Examen gemacht hatte und auf eine Anstellung hoffte, drückten seine Gläubiger nicht weniger, als sie auch anfingen, sich der Stadtschreiberin drohend gegenüberzustellen. Mutter und Tochter befürchteten den Ausbruch eines öffentlichen Skandals. Jeder Tag konnte dem Stadtschreiber seine wahre Lage enthüllen und dieselbe an die Oeffentlichkeit bringen. In dieser grenzenlosen Verlegenheit griff die Stadtschreiberin zu einem letzten Rettungsmittel, welches sie in der Person einer reichen Waise fand, die bei einer alten, ihr aus früheren Jahren bekannten Muhme lebte. Es gelang ihr bald, ihren Sohn mit diesem sehr wenig begabten Mädchen zu verloben und die Gläubiger mit der Aussicht auf die reiche Heirath zu beschwichtigen. Es hatte sie zwar manche

Stunde der Ueberredung gekostet, ihren Sohn zu dieser Heirath zu bestimmen, doch willigte er endlich, selbst rathlos, ein. Er gewöhnte sich nach und nach an die unliebenswürdige, ihm gegenüber aber ganz willenlose Braut und schien sich mit der Nothwendigkeit seines Geschickes ausgesöhnt zu haben; da kam das schöne Kind vom Lande in sein elterliches Haus und wurde die Freundin seiner Schwester. Welch ein Unterschied zwischen ihr und Anna! Seine Braut wurde ihm täglich unangenehmer — und je weniger er auf den Besitz Bertha's hoffen konnte, desto wünschenswerther, desto unentbehrlicher erschien er ihm.

Paulinen entging die Leidenschaft ihres Bruders für Bertha nicht; — sie drängte sich in das Geheimniß seines Herzens, denn die Vertraute einer unglücklichen Liebe zu seyn, hatte einen unwiderstehlichen Reiz für sie, und sie that alles, um die unbefangene Bertha in das Liebesnetz ihres Bruders zu verlocken. Ein solches Verhältniß war so romantisch, so rührend, und es wäre eine wahre Wonne für sie gewesen, auch von Bertha's Lippen das Geständniß einer hoffnungslosen Liebe zu hören, — denn, daß Bertha und Theodor sich je verbinden könnten, daran hatte sie nie gedacht. Wußte sie doch, daß das Kind des einfachen Landpfarrers seinem künftigen Gatten nichts zubringen könne, als seine Jugend und Schönheit und ein reiches Herz voll der edelsten Empfindungen. Diese so großen Güter haben aber nur wenig Werth in den jetzigen geschraubten socialen Verhältnissen — selten sind sie mehr ausreichend zur Schließung eines ehelichen Bundes. Das Geld allein bedingt den Werth der Braut — nur nach diesem sehen die sehnsüchtigen Blicke der prosaischen Männer, weil es leider auch beginnt eine Nothwendigkeit zum Glücke zu werden. Unter dem äußern Prunke, nach dem jetzt die ganze Welt hascht, verflacht Herz und Gemüth immer mehr und Liebesglück und häusliche Familienfreuden fangen nachgerade an, zu den Lächerlichkeiten des Lebens gezählt zu werden.

Theodor war eine ziemlich bevorzugte Natur mit leicht zu bessernden Fehlern, — eine sorgfältige Erziehung hätte einen edlen, guten Menschen aus ihm machen können, so wurde aber alles Bessere in ihm nur flüchtige Aufwallung, welche momentan hervorgerufen werden konnte, dann aber wieder erlosch, ohne von ihrem Daseyn eine Spur zu hinterlassen. Das Gefühl der Liebe, welches Betha's liebenswürdige Erscheinung hervorrief, machte zuweilen die bessern Saiten seines Innern erklingen, deren Ton jedoch schnell wieder verhallte. Er war keines tiefen edlen Gefühles fähig, für das der Mensch alles zu wagen im Stande ist, er hatte nur den Muth, für Bertha's Besitz, seinen höchsten Wunsch, zu intriguiren. Der Gedanke, die von seiner Mutter längst projectirte Heirath Paulinens mit Herrn von Klinger so bald wie möglich zu Stande zu bringen und mit dem Gelde seines Schwagers dann auch seine Wünsche zu erreichen, beschäftigte ihn so sehr, daß er während der Abendmahlzeit, welche die ganze Familie versammelt hatte, ungemein zerstreut war und seiner Braut, welche ihm zur Seite saß, keine Aufmerksamkeit schenkte, sie beinahe völlig unbeachtet ließ. Auf Bertha fielen zuweilen seine glühenden Blicke, welche, so oft sie dies bemerkte, tief erröthete und sichtlich verlegen wegsah. Dem einfachen Mädchen war die Idee sehr peinlich, welche Antonie in ihr geweckt hatte, daß sie von Theodor geliebt werde. Der Anblick der armen Braut quälte sie wahrhaft und rief eine Befangenheit in ihrem Benehmen hervor, welche Theodor zu seinen Gunsten auslegte.

Der Champagner, den die glückliche Stadtschreiberin zum Besten gab, regte Theodor immer mehr auf und seine liebeverlangenden Blicke hefteten sich immer glühender auf Bertha, welche ganz still geworden war und sich weit fort sehnte.

Es schlug 10 Uhr, die gewohnte Stunde, wo der Stadtschreiber sich von seinem Stuhle zu erheben pflegte und das Kasino verließ, um sich zur Ruhe zu begeben. Auch heute, obgleich er zu Hause war, rückte er mit dem ersten Glockenschlage den Stuhl, wünschte ceremoniell „gute Nacht“ und ging in sein Schlafzimmer.

Theodor führte gleich darauf seine Braut nach Hause und auch Bertha verfügte sich auf ihr Zimmer, sobald er sich mit Anna entfernt hatte. Antonie wollte ihr folgen, da fielen Paulinen die unglücklichen Blumen wieder ein und sie hielt ihre Schwester mit Vorwürfen und empfindlichen Reden zurück. Diese, muthwillig aufgeregt, spottete darüber, persiflirte Pauline, welche alsbald zu ihrem gewöhnlichen Mittel, den Thränen, ihre Zuflucht nahm. Antonie wurde dadurch nur heiterer, machte Witze, die bis zur derben Lustigkeit ausarteten, und diese Scene schwesterlichen Zerwürfnisses wollte kein Ende nehmen.

Unterdessen war Theodor nach Hause zurückgekehrt und wollte eben, in der Hoffnung, Bertha noch zu finden, in das Zimmer stürzen, da hörte er die streitenden Stimmen seiner Schwestern, Antoniens Lachen und Paulinens empfindliche Seufzer — und er wußte, daß dabei Bertha nicht seyn könne.

„Sie ist oben auf ihrem Zimmer und allein!“ sagte er zu sich und mit ein paar Sprüngen stand er vor der angelehnten Thüre. Hier aber blieb er stehen, von banger Scheu gefesselt, und wäre die Thür zu gewesen, er hätte vielleicht nicht gewagt, sie zu öffnen — so aber sah er durch die offene Spalte Bertha's weißes Gewand; hörte einen leichten Seufzer — und ehe er selbst es recht wollte — stand er vor ihr.

Sie sah ihn staunend an und fragte den vor ihr stehenden jungen Mann, der keines Wortes fähig schien, in ruhigem Tone:

„Was wollen Sie hier, Theodor? Antonie ist noch unten.“

Ihre einfache Frage gab ihm seine Fassung wieder. Jetzt konnte er ihr seine Liebe gestehen — in wenigen Minuten war es vielleicht zu spät, konnte seine Schwester kommen, — der Augenblick drängte. Jetzt oder nie, rief es in ihm und er stürzte zu ihren Füßen, ergriff ihre Hände, sie mit heißen Küssen bedeckend.

„Ich liebe Dich, Bertha! Dich allein!“ rief er aus. „Sage, daß Du mein seyn willst, und ich werde alle Hindernisse besiegen, welche sich unserer Verbindung entgegenstellen — sage mir nur, daß Du mich liebst!“

Bertha stand überrascht, in ziemlicher Verlegenheit, sprachlos. Darauf war sie nicht gefaßt. Sie traute nicht ihren Ohren. Sie wollte ihm ihre Hände entziehen und forteilen, doch er, in höchster Leidenschaft, sprang auf und schloß sie in seine Arme.

„Du liebst mich, ich weiß es, was sträubst Du Dich! Lasse uns glücklich seyn! Was kümmert uns alles Andere!“ strömte es von seinen Lippen — er preßte sie fester an sich, er wollte das vor Schrecken todtenbleich gewordene Mädchen mit in seinen Liebestaumel hineinreißen — da fühlte er sich mit unwiderstehlicher Gewalt zurückgeschleudert. Bertha hatte ihre Fassung wieder — sie stand gebietend vor ihm, ihr ganzes Gesicht überströmte die hohe Röthe tiefster Entrüstung.

„Gehen Sie!“ sagte sie eifrig. „Ich liebte Sie nie, jetzt aber verachte ich Sie! Gehen Sie! Fort! fort! Hinaus!“

Er versuchte, ihren Blick zu ertragen — Zorn und Leidenschaft geboten zu bleiben, — aber er bebte zusammen unter dem Strahle ihres zornflammenden klaren Auges.

„Also meine Liebe willst Du nicht,“ stammelte er zähneknirschend, „Du kaltes Wesen! Aber Du sollst es entgelten an dem einzigen warmen Gefühle, das Du in Deinem Herzen trägst!“

Er stürzte hinaus und indem er auf sein Zimmer eilte, murmelte er vor sich hin:

„Entreißen will ich sie Dir, Deinem Einflusse, Deiner Freundschaft — meinem Zwecke soll sie fortan nur leben; — und Du sollst bald von ihr vergessen seyn!“ (Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Es sagte Jemand zu Voltaire: „Ach, Sie müssen sehr zufrieden mit ihren Werken seyn!“ — „Ich gleiche dem Manne einer Kokette,“ entgegnete der Dichter; „alle Welt ist von ihr entzückt, nur er selbst nicht.“

Liebesgram.

An seinem Schreibepulte steht
Der Jüngling, denkt vergang'ner Stunden;
In Händen hält er ein Paquet
Mit Briefen, zierlich eingebunden.
Sie waren ihm von schöner Hand
Mit Blümchen und mit zarten Küssen
Aus weiter Ferne zugesandt —
Doch hat er jetzt entsagen müssen.
Ein böser Dämon riß das Band,
Das ihre Herzen treu verbunden,
Und ach! im fernen Heimathland
Hat sie ein and'res Lieb gefunden.
„O wüßtest Du, mein Lieb, wie sehr
Ich Dich geliebt, mit welchen Gluthen —
Fürwahr, Du ließest nimmermehr
Mein Herz in bitterm Gram verbluten.
O süße Pfänder, ruht denn hier,
Erinn'rungsblättchen, theure Briefe,
Ach, daß mein armes Herz, wie ihr,
So still in kühler Erde schliefe!
Mein Herz ja ewig Dein verblieb,
Und doch vergissest Du die Schwüre —
Leb' ewig wohl, mein süßes Lieb!!!“ —
Da öffnet rasch sein Freund die Thüre:
„„Vergiß — so ruft er — Deine Qual,
Und laß Dein Herz auf's Neu' erstarken!““
„Ach,“ seufzt er, „hätt' ich noch einmal
Das Geld für all die **Frankomarken**!!“

St. Ingbert. —

Auflösung der dreisylbigen Charade in No. 135:
Lustreise.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 137. Sonntag, 15. November 1857.

Die stille Kanonade.

Es gibt wohl Kanonaden,
Da geht es Blitz auf Blitz,
Mit Schießbaumwoll' geladen
Ist jegliches Geschütz.

Darum hört man nicht knallen,
Sieht keinen Pulverdampf;
Doch muß gar Mancher fallen
In diesem stillen Kampf.

Die Augen sind Kanonen,
Natur gab uns zwei Stück'
In hohen Bastionen;
Ein Schuß ist jeder Blick.

Doch gibt's auch neues Leben,
Geht's einmal Schuß auf Schuß,
Ich sehe Manchen streben,
Daß er recht bluten muß.

Die Köpfe ringsum fliegen,
Zerschossen wird das Herz,
Es zahlt, trotz allen Siegen,
Kriegskosten unser Schmerz.

Auch gibt es Niederlagen
Und großes Herzeleid,
Weßhalb ich Jedem rathe:
„Die Kanonade meid'!"

Vollkugeln und Granaten,
Kartätschen, Shrapnels auch,
Die werden frisch geladen,
Nach altem Kriegsgebrauch.

Rothkugeln und Raketen,
Die sprühen Tag und Nacht
Und haben in den Fehden
Gezündet, umgebracht.

Wenn man hinein nur blicket
In's blinkende Geschoß,
Gleich Schuß auf Schuß es schicket,
Und gehet selbst dann los.

Wirst keine Schlagröhr' finden
Bei solcherlei Geschütz;
Es kann sich selbst entzünden
Von lau'rem Wetterblitz.

Gefürchteter als Wunden
Die alten Lunten sind:
Riecht Einer einmal Lunten,
So reißt er aus geschwind.

Es haben die Kanonen
Der Farben vielerlei:
Die schwarzen nie verschonen,
Daß Gott uns gnädig sey!

Die blauen schwächer schießen:
Ausdauer macht ihr Glück;
Sie haben's schon bewiesen
Durch manchen Siegesblick.

Gar kurz sind die Distanzen,
Gar nah man rücken muß;
Nicht weiter als die Lanzen
Reicht so ein stiller Schuß.

Doch hat er erst getroffen,
So brennt er immerdar,
Und läßt nicht Heilung hoffen:
O fliehet die Gefahr.

Es werden die Patronen
Vom Herzen laborirt,
Man braucht sie nicht zu schonen;
Denn stets wird nachgeführt.

Statt dicken Pulverdampfes
Gibt's eitel blauen Dunst,

Das End' des langen Kampfes
Ist kurzer Liebe Gunst.

Eh' man darf avanciren
Vor solch ein schlimm Geschütz,
Muß man es demontiren
Durch seinen eig'nen Blitz.

Doch rath' ich dem Soldaten,
Der jetzt darüber lacht:
Vor stillen Kanonaden
Nehm' er sich ja in Acht!

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

So standen die Sachen, als Wilmar zu Ende des Jahres 1849 der jähe Tod des wackern Greises, dem er so viel verdankte, zur Heimkehr zwang. Er fand, daß Wagner's kluge Führung nicht alle Verluste, die jene Zeiten mit sich gebracht, von ihm abzuwenden vermocht hatte und daß er wieder mit Ernst sich mit seinen eigenen Angelegenheiten befassen mußte, wenn in den kritischen Zuständen jener Tage nicht noch mehr von seinem Vermögen auf's Spiel gesetzt werden sollte. Aber er fühlte auch, daß er nicht mehr die nöthige Spannkraft des Geistes, nicht mehr jene Arbeitsamkeit und jenen Ueberblick besaß, welche seine Lage und die seines Geschäftes erforderte. Er war in den letzten sechs Jahren sehr gealtert. Sowohl Georgine, als seine übrigen näheren Bekannten erschracken über sein ergrautes Haar, das matte Auge und die faltengefurchten, abgemagerten Züge, noch mehr aber über seine gebeugte Haltung, die vorwärts gedrückten Schultern und die eingesunkene Brust, — lauter unverkennbare Symptome einer schleichenden Krankheit oder eines frühen Alters. Er war beinahe nur noch die Ruine von dem einstigen „schönen Wilmar", wie man ihn zur Zeit seiner ersten Ehe genannt hatte. Ein Glück für ihn, daß er Amalien nicht mit nach Liebfrauenau gebracht hatte — ihr blühendes Aussehen hätte ihn noch welker und entkräfteter erscheinen lassen. Sie war aber in England zurückgeblieben, weil ihr angeblich die deutschen Winter zu rauh und die Zustände in der Heimath noch nicht hinlänglich geklärt und gesichert waren, — ihr Hauptmotiv aber mochte wohl der Widerwille vor dem eintönigen Landleben seyn. — —

Georgine v. Wilmar war noch in der Pension, ihr Aufenthalt daselbst sollte noch bis zum Frühling dauern, wo sie alsdann zum Vater heimkehren wollte. Aus dem Kinde war eine Jungfrau geworden, die mehr durch stille innere Eigenschaften und Vorzüge, als durch äußere Reize bestach. Die Züge des Kindes, einst so schön und lieblich, waren zwar ebenmäßig und fein, allein wenig markirt und vor Allem nicht belebt genug, um auf den ersten Blick anzuziehen und einen augenfälligen Eindruck zu machen. In ihren Augen lag etwas eigenthümliches Scheues, eine sanfte Wehmuth, — die Wirkung eines Gefühls der Einsamkeit, des Alleinstehens, des unbefriedigten Sehnens nach einer Neigung, die aufregend und emporrichtend in ihr Leben hereinragte, des Bedürfnisses eines treu und uneigennützig mitfühlenden Herzens. Ihr Wuchs war unscheinbar, wiewohl symetrisch, und die Formen entbehrten jener leichten Fülle, welche selbst zarte Gestalten lieblich macht. Allein trotz dieser ungünstigen Erscheinung war Georgine doch der Liebling der Madame Depays, der Vorsteherin jenes Pensionats, und — was wohl ein seltener Fall seyn dürfte — auch der Liebling ihrer Mitschülerinnen. Sie hatte einen aufgeweckten, durch Nachdenken ausgebildeten Verstand, der um so mehr zu schätzen war, da er sich mit einem lebendigen Gefühl für alles Schöne und Erhabene und mit einem reichen empfänglichen Gemüthe paarte. Ihre Briefe rührten den Vater immer zu Thränen, und er las sie stets allein in stiller Nacht, damit ja keine äußeren Störungen die Weihe trübten, welche sie in ihm hervorriefen. Georgine las nur wenig, dann aber nur das Trefflichste; sie dachte aber desto mehr, und dies lieh ihr früher schon eine gewisse Gemüthstiefe, die weniger in Worten als im schriftlichen Verkehr an die Oberfläche trat, sich aber namentlich im meisterhaften Klavierspiel, in ihren Phantasien auf dem Klavier kundgab.

Diese Georgine, eine Perle in grauer Schale, führen wir unseren Lesern jetzt wieder vor. Ein bedeutender musikalischer Künstler gab in M. eine öffentliche Soirée. Der gerechte Ruf, welcher ihm voranging, veranlaßte Madame Depays, auch ihre ältesten Zöglinge in dieses Konzert zu führen. Der Saal war frühe schon überfüllt, es fehlte an Stühlen, mehrere der jungen Damen mußten stehen und wurden im Gedränge der zuströmenden Zuhörer hin- und hergeschoben, bis da und dort die Artigkeit eines Herrn, welche der heutigen selbstsüchtigen Jugend leider immer mehr abhanden kommt, den geängsteten und verlegenen Mädchen

das Opfer des eigenen Sessels brachte. Georgine schien allein zum Stehen verurtheilt zu seyn! ihr schlichter Aufzug, ihr unscheinbares Aeußere ließen sie lange unbeachtet. Da machte sich endlich ein Herr eine Pause zwischen zwei Musikstücken zu Nutze. „Mein Fräulein, Sie scheinen angegriffen," sagte er; „geruhen Sie, meinen Sessel anzunehmen!"

Diese einfachen Worte durchzuckten Georgine elektrisch. Scheu und erröthend blickte sie zu dem Herrn auf — es war ein bildschöner Mann, den Dreißigen nahe, freundliche, verständige Augen ruhten mit sanfter Bitte auf ihr, — dann malte sich Ueberraschung in seinen Zügen, hohe Freude leuchtete in ihnen auf und: „Ist es möglich? Georgine? . . . Fräulein v. Wilmar?" stammelte er.

„Robert . . . Herr Hind! Sie sind hier?" stammelte Georgine mit einem so frohen Lächeln, wie es nur selten ihr Antlitz verklärte, und unbewußt bot sie ihm die Hand und nahm sein Anerbieten an.

„Ja, mein Fräulein; seit drei Tagen bin ich hier, ich habe eine Anstellung bei einer Handelsgesellschaft gefunden! Fürwahr, das ist ein merkwürdiges, unerwartetes Zusammentreffen. Ich glaubte Sie längst in Liebfrauenau oder Weidenbach beim Papa!"

„Zu Ostern kehre ich zu ihm zurück. Ich bin ganz ergriffen von der Freude, wieder einen lieben Bekannten aus alter Zeit zu sehen . . . ." Georgine hielt plötzlich inne und fürchtete, sie habe bereits zu viel gesagt und eine Betise begangen. Im Pensionat der Madame Depays hatte man so ganz eigenthümliche Begriffe von Schicklichkeit . . . .

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Bertha verließ am andern Tage das gastfreundliche Haus, indem sie sich nun nicht mehr wohl fühlte. So schonend wie möglich hatte sie Antonien den Auftritt mit Theodor mitgetheilt; diese suchte den Bruder möglichst zu entschuldigen, indem sie die Freundin bat, diese Scene seiner Leidenschaft für sie und dem aufregenden Weine zu verzeihen. Theodor machte sie ernste Vorwürfe darüber, dieser aber behauptete, Bertha gebe der ganzen Sache eine viel zu ernste Bedeutung, was jedoch in ihrem ganzen Wesen liege.

Antonie sah ihre Freundin lange Zeit nicht mehr; Feste, Landpartien und die vielfältigsten Zerstreuungen nahmen sie in Anspruch, sowie die Vorbereitungen zu Theodors Hochzeit mit Anna, an deren Lösung er jetzt nicht mehr dachte — auch wäre diese nicht wohl möglich geworden, da Herr von Klinger trotz allen schmachtenden Blicken Paulinens und aller Aufmerksamkeiten von Seiten ihrer Familie sich noch immer nicht erklären wollte.

Nach einigen Monaten vermählte sich Theodor mit Anna, bezahlte seine Schulden, ordnete so viel wie möglich die Verhältnisse seiner Mutter und wollte nun Antonie in eine höhere Pension nach Paris bringen; dort sollte sie zwei Jahre bleiben, ihre Talente ausbilden, um dann eine glänzende Rolle in der Welt zu spielen. Nachdem Theodor seine Liebe zu Bertha überwunden hatte, dachte er nur noch an die äußere Stellung seiner Familie und wurde zu diesem Zwecke sehr spekulativ. Daß Pauline endlich noch Frau von Klinger werden würde, daran zweifelte er nicht, doch auch Antonie sollte ein glänzendes äußeres Loos haben. Minder schön als ihre Schwester und in dem nachtheiligen Renommée einer Kokette stehend, mußte sie auf einem außergewöhnlichen Wege sich eine Stellung in der Welt erobern. Ihre interessante Erscheinung sollte durch die Ausbildung ihrer hervorragenden Talente Aufsehen erregen und sie einst in den großen Zirkeln der Frau von Klinger glänzen. Er sah sie in Gedanken schon durch ihren Geist und Witz als hochgestellte, einflußreiche Dame der großen Welt und zögerte nicht, den Rest von Anna's Vermögen solchen phantastischen Aussichten zu opfern. Leichtsinnig wie seine Mutter, phantasiereich wie seine Schwester, gab er sich chimärischen Hoffnungen wie einer Gewißheit hin; auch war seine Stellung von der Art, daß das Glück seiner Zukunft nur auf Hoffnungen und Plänen beruhte. Was von dem Vermögen seiner Frau noch übrig war, reichte nicht hin, um damit noch lange ein comfortables Leben zu führen, und seine Praxis als Advokat versprach vorerst noch keine reiche Ernte. Dies alles sah er wohl ein und wollte auch deßhalb alle Hebel in Bewegung setzen, um durch seine Schwestern Glanz und Reichthum über sich und seine Familie zu verbreiten. Pauline mußte Frau von Klinger werden und Antonie sich für eine brillante, hohe Stellung ausbilden. Das große persönliche Opfer, welches er für die ganze Familie

durch seine Verbindung mit Anna brachte, sollte nicht nur eine momentane Hilfe seyn, sie sollte auch das Mittel werden, ihn in der Zukunft dafür zu entschädigen. Er weihte Antonien theilweise in seine Pläne ein. Seinen glänzenden Vorspiegelungen gelang es gar bald, den bessern Zweck, welchen sie selbst bei der Ausbildung ihrer Talente im Auge gehabt, in den Hintergrund zu drängen, und er bemerkte noch mit besonderem Vergnügen, daß sie Bertha gegenüber unwahr wurde, welcher sie nichts von diesen Plänen mitzutheilen wagte. Er glaubte darin den ersten Schritt zur Lösung einer Freundschaft finden zu dürfen, welche ihn genirte, die er sogar haßte. Doch Antonie wurde nur noch zärtlicher gegen Bertha im Gefühle einer geheimen Schuld, welche sie sich auch mit allen Scheingründen nicht wegraisonniren konnte, und die selbst durch den festen Vorsatz nicht beschwichtigt wurde, Bertha, die geliebte Freundin, so glücklich wie möglich zu machen, wenn Theodors Pläne in Erfüllung gegangen. Zuweilen lachte sie wohl über ihres Bruders Luftschlösser, tröstete sich jedoch schnell mit dem Gedanken, daß sie dadurch eine gediegene Ausbildung und in dieser das Mittel zu einer freien Selbstständigkeit finde. Allein eine Selbstständigkeit, wie sie sich solche früher geträumt, hatte keinen Reiz mehr für sie; — ihre Phantasie gefiel sich jetzt so sehr in dem prächtigen Weltleben, das ihr Theodor in Aussicht gestellt, daß jeder Zweifel an der Erfüllung dieser glänzenden Aussichten ihr schmerzlich war.

Der Tag ihrer Abreise nach Paris nahte heran und kaum fand sie noch Zeit, von Bertha Abschied zu nehmen.

Es war nahezu Abend geworden, als sie leichten Schrittes durch ein romantisches Thal eilte, den nächsten Weg zu dem Dörfchen, das auf einer Anhöhe am Ende desselben, versteckt hinter Obstbäumen, seinen friedlichen Platz gefunden hatte und, in welchem Bertha wohnte. Als sie die letzte Krümmung des schmalen Fußpfades, der auf die Höhe führte, umschritten hatte, tönte ein Freudenschrei ihr entgegen und Bertha stürzte in ihre Arme. Seit mehreren Tagen erwartete diese die Freundin und war oft hinausgegangen, sie zu empfangen. Jetzt war sie da — gekommen zum langen Abschiede. Nach der ersten Freude des Wiedersehens füllten sich die Augen der Mädchen mit Thränen der Trauer, denn es war dies ja das letzte Zusammenseyn vor der bangen Trennung.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Eines der merkwürdigsten Journale der Welt ist der „Sun" zu New-York. Jede Nummer des täglich erscheinenden Blattes kostet nur einen Cent, so daß die Expedition eine Abonnentenzahl von 40,000 bedarf, um auf die Kosten zu kommen. Die Auflage schwankt aber zwischen 43 bis 45,000. Die Redaktion besitzt ein Gebäude, das 125,000 Thlr. gekostet hat, und als der Besitzer Mr. Benjamin Day genug erworben hatte, verkaufte er das Blatt für die Summe von 350,000 Thlr. Das Hauptgeschäft wird natürlich, wie stets bei solchen Blättern, durch die Anzeigen gemacht, deren der „Sun" täglich für 400 Thlr. aufnimmt.

Wie das „Pays" meldet, haben die bedeutendsten „modeangebenden" Schneiderinnen von Paris in einer vor einigen Tagen abgehaltenen Versammlung beschlossen, vom nächsten Frühjahr an die Reifröcke abzuschaffen und den Kleidern wieder eine menschlichere Form zu geben. Die Damen sind wegen dieses Beschlusses nicht minder zu beglückwünschen als die Männer; erstere werden von einer wahren Plage, letztere von einem häßlichen Anblick befreit.

Buchstabenräthsel.

Mit B ist's oft der Weiber Zier,
Die Bürde böser Ehe.
Mit H ertönet das Klavier,
Auch schafft es manches Wehe.
Mit L erwirbt der Bauer Geld;
Hoch schallt des Seemanns Freude,
Erblickt er's an dem Himmelszelt
In unermeß'ner Weite.
Und hat nach Mühe, Angst und Noth,
Er's nun durch's R erhalten,
Sieht er nichts als den bittren Tod
Sich durch das S entfalten.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.



„Sun“ zu New-York. Jede Nummer
lich erscheinenden Blattes kostet nur
so daß die Expedition eine Abonnenten
000 bedarf, um auf die Kosten zu
Die Auflage schwankt aber zwischen 43
Die Redaktion besitzt ein Gebäude,
Thlr. gekostet hat, und als der
njamin Day genug erworben hatte,
das Blatt für die Summe von 350,000 Thlr.
uptgeschäft wird natürlich, wie
Blättern, durch die Anzeigen
er „Sun“ täglich für 400 Thlr.

---

das „Pays“ meldet, haben die
odeangebenden“ Schneiderinnen von
vor einigen Tagen abgehaltenen
schlossen, vom nächsten Frühjahr
abzuschaffen und den Kleidern
Form zu geben. Die



№ 139.

Die

(Fo

Es war nur weni
punkte, wo Herr v.
wollte, als Robert ei
paps und ihre Zögli
begleitete, dessen Ziel
der Nähe der Stad
die Eichen und Bu
schmückt und den Ra
Blumen aller Art
Blättern auf, welch
linde Lüfte wehten
in denen muntrer

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 139. Freitag, 20. November 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Es war nur wenige Wochen vor dem Zeitpunkte, wo Herr v. Wilmar seine Tochter abholen wollte, als Robert eines Sonntags Madame Depapá und ihre Zöglinge auf einem Spaziergange begleitete, dessen Ziel eine schöne Waldparthie in der Nähe der Stadt war. Der Frühling hatte Eichen und Buchen mit frischem Laube geschmückt und den Rasen mit jungem Grün bedeckt. Blumen aller Art sproßten zwischen den dürren Blättern auf, welche den Boden bedeckten; laue linde Lüfte wehten durch die Hallen des Forstes, in denen muntrer Vogelruf und Sang ertönte, und eine herrliche Sonne überfluthete die Landschaft und warf durch die jungen Blätter allerhand magische Streiflichter und Lichteffekte. Es war einer jener Frühlingstage, wo das Gemüth jedes guten Menschen von frischer Lust, von Leben und Wärme durchglüht wird, wo alle Pforten unserer Seele gierig geöffnet stehen, damit der Abglanz der wiedererwachten Schönheit der Natur darin einziehe. Dieser Eindruck machte sich besonders bei den jungen Mädchen geltend, die hier im Grünen, am Herzen der Natur, froh waren, die strenge Etikette und die conventionellen Fesseln abwerfen zu dürfen, welche sie daheim im Pensionate umgaben und dem heitern Muthwillen und der Jugendlust Schranken setzten. So wurden denn Hüte und Shawls abgelegt, um Taille und Arme gebunden, und die Zöglinge zerstreuten sich lachend und schäckernd im Wald, suchten Blumen, wanden Laubkränze, womit sie sich schmückten und ließen dem glücklichen ansteckenden Frohsinn ihrer Jahre kecklich den Zügel schießen. Selbst Madame Depapá ward davon angesteckt und ließ die Mädchen nicht nur gewähren, sondern wehrte sogar den Lehrerinnen, welche hie und da durch Ermahnungen der lauten Lust steuern wollten. Robert war ganz ergriffen von diesem lustigen Treiben, begleitete den Gesang der jungen Schaar mit seinem wohltönenden Baß und mengte sich kindlich froh in die Spiele, die man auf einer Hochfläche unter uralten Föhren veranstaltete. In der allgemeinen Heiterkeit gab er sich dies Mal weniger ausschließlich mit Georginen ab, und diese vergaß in der Aufregung ebenfalls die Befangenheit und Scheu, welche sie seit wenigen Wochen gegen ihn an den Tag gelegt hatte. Dies entging ihm nicht, und als er auf dem Heimweg, wie schon der Abend dunkelte und der Mond über die Hügel emporstieg, Georginen den Arm reichte, um sie einen abschüssigen Waldpfad hinunterzuführen, stellte er sie zur Rede über das veränderte Benehmen. — „Was habe ich Ihnen denn gethan, mein Fräulein, daß Sie mir in jüngster Zeit stets so geflissentlich ausweichen?" fragte er. „Zürnen Sie mir denn? Habe ich Ihnen in irgend einer Weise unbewußt wehe gethan?"

„Sie? O nein, Herr Hind! Nicht im Mindesten!" entgegnete sie und ihre Stimme bebte wie der Arm, der auf dem seinigen lag.

„Aber Sie sind nicht mehr so offen und zutraulich gegen mich wie früher, Georgine!" fuhr Robert fort; womit habe ich denn Ihr Vertrauen verscherzt?"

„Sie besitzen es noch," stammelte sie; „fürwahr, Robert, Sie besaßen es nie in höherem Grade!"

„Und doch diese Kälte, diese Scheu, die mich ordentlich schmerzt, Georgine?"

„Robert, wie konnten Sie glauben, daß ich Ihnen wehe thun wollte?" erwiederte Georgine und blickte zu ihm empor. Er sah Thränen in ihrem Auge, und als er seinen Blick in den ihrigen tauchte und sie mit zärtlichem Vorwurf anschaute

flog ein tiefer Purpur bis an die Schläfe über ihr Antlitz und sie barg rasch das Gesicht an seiner Brust. Ihre Hand zitterte, ihre Kniee wankten, sie schluchzte leise. — „Ich bin ein thörichtes unerfahrenes Mädchen," fuhr sie flüsternd fort; „ich habe nicht Ihre Welterfahrung und Bildung, Robert; aber ich möchte fast behaupten, daß Sie nicht so warm und aufrichtig für mich fühlen, wie ich für Sie! — Es gibt keinen Menschen mehr auf Erden, der mir nächst meinem Vater theurer wäre, als Sie!"

„O Georgine, Sie machen mich stolz!" erwiederte er; „und doch sind Sie mir ein kleines Räthsel! Sie geben ja beinahe das Gegentheil von dem zu erkennen, was Sie fühlen."

„That ich das? o dann möcht' ich meine Unerfahrenheit und mein linkisches Wesen verwünschen! Aber ist es denn ein Wunder? Was bin ich denn, ich unbeholfenes und unbedeutendes Kind neben Ihrem Geist, Ihrer Bildung, Ihrem ritterlichen männlichen Wesen? . . ."

„Sie sind ein Engel an Liebreiz, an Gemüth, an innerm Werth, Georgine!" erwiederte Hind. „Sie sind ein kostbarer Edelstein unter einem Haufen Kieseln versteckt!"

„Nicht doch, Robert! keine Schmeicheleien!" sagte Georgine verlegen. „Von einem Andern könnt' ich sie gleichgiltig hinnehmen, — von Ihnen würden sie mir Schmerz verursachen . . ."

„Georgine, es ist mein Ernst! ich denke und fühle nicht anders von Ihnen!"

Georginen's Arm erbebte in dem seinigen; der aufrichtige Ton seiner Worte durchzuckte sie mit einer Art schmerzlicher Wonne. Aber sie wollte nicht zu ihm aufschauen, obschon sie seinen warmen Händedruck nicht abwehrte. In diesem Augenblick mündete der zurückgelegte Pfad auf eine freie Lichtung im Walde. Der Mond schaute hinter ihnen über die Baumkronen, und als sie aus dem Schatten derselben heraustraten, warf das holde Mondlicht ihre eigenen Schatten lang und bestimmt auf den moosigen Rasen.

„Sehen Sie unsere Schatten hier an!" sagte Georgine träumerisch; „wie der Ihrige den meinigen um das Doppelte überragt, so überragen Sie mich in der Wirklichkeit nach allen Seiten Ihres Wesens? Ist es da nicht begreiflich, daß ich vor Ihnen schüchtern und befangen seyn mußte, wenn ich mich mit Ihnen verglich? Muß ich mich nicht, namentlich vor Andern, so unendlich klein fühlen neben Ihnen? . . ."

Georgine verstummte plötzlich.

„Und das war also der Grund Ihrer Zurückhaltung und Verlegenheit?" fragte Robert lebhaft und bewegt, denn ein unbeschreiblich süßes, schmeichelhaftes Geheimniß ging plötzlich in seiner Seele auf wie eine Sonne hinter falben Wolkenschleiern. „O Georgine! das ist ja nur die relative Werthschätzung! Die Liebe aber kennt diese nicht; — sie glaubt und mißt nicht, denn der absolute Werth läßt sich nur im gläubigen Herzen ahnen, nicht ermitteln. Ihren absoluten Werth, theure Georgine, kennt Niemand besser als ich, und ich würde es für Entweihung halten, mich mit Ihnen oder Sie mit einer Andern vergleichen zu wollen! . . ."

„Robert?" flüsterte sie fragend und blickte ihm in's Auge. Dieser Blick sagte mehr, als eine Million Worte. Ihr Köpfchen sank an seine Brust, ihre Linke drückte seine Hand, und ihre heißen Thränen fielen auf dieselbe.

Jetzt stieß man wieder zur Gesellschaft. Georgine ließ seinen Arm los und trat in den Schatten der Bäume, setzte den Hut auf und ließ den Schleier herab, um die tiefe Bewegung in ihren Zügen nicht zu verrathen. Sie war so selig, daß sie hätte sterben mögen, und doch würde sie ein Fürstenthum dafür hingegeben haben, jetzt mit Robert nur noch fünf Minuten allein seyn zu dürfen! — —

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Bei Antonien rief Bertha's Verheirathung sehr widerstreitende Gefühle hervor — das Glück ihres Herzens, das ihr diese so innig und rührend schilderte, konnte sie nicht ganz befriedigen. In den reichen Gebilden ihrer erregten Phantasie, welche das nächste Leben verwirklichen sollte, war auch Bertha bereits ein sehr bestimmter Platz angewiesen — und nun trat diese plötzlich selbstständig aus dem Rahmen heraus und griff störend ein in ihre schönen Luftschlösser. Ihr Bruder, der sie durch ihren längeren Aufenthalt in Paris für seine Pläne gereift hielt, theilte ihr jetzt auch die Gewißheit mit, daß die Verlobung Paulinens mit Herrn von Klinger nächstens zu Stande kommen würde. Die Aussicht auf den demnächstigen Reichthum der Schwester machte sie übermüthig und trug viel dazu bei, daß sie den verlockenden Einladungen einer jungen Französin folgte, welche

sie in der Pension kennen gelernt und die sich nun an einen alten Marquis verheirathet hatte. Antonie brachte die meiste Zeit bei ihr zu und spielte bald eine Rolle in den glänzenden Zirkeln der Frau Marquise. Ihre Studien wurden nur sehr oberflächlich betrieben. Sie sah, wie man glänzen konnte mit Aeußerlichkeiten, und im Triumphe geschmeichelter Eitelkeit, in verführerischen Zerstreuungen wurden ihre edlen und besseren Anlagen nur allzu sehr unterdrückt. Bertha's Bild, das deren liebevolle Briefe ihr oft lebhaft vor die Seele führten, fing an ihr peinlich zu werden — sie schrieb ihr daher nur selten und sehr verworren. Wahr konnte sie nicht seyn — und die Lüge wurde ihr der Freundin gegenüber schwer. Sie mischte in ihren Briefen Träume und Wirklichkeit bunt und unklar durcheinander, und dies steigerte sich noch, als sie, durch die Aufmerksamkeiten eines jungen Mannes veranlaßt, den Gedanken faßte, nicht erst von Paulinen unterstützt in ihrer Heimath ihr Glück zu suchen, sondern schon in vollem Glanze desselben dort einzuziehen.

Arthur Lesbourn, schön, jung und geistreich, galt für den ältesten Sohn eines sehr vornehmen Hauses in England. Antonie lernte denselben bei der Marquise kennen und bemerkte, daß er sich für sie interessire; bald wich er nicht mehr von ihrer Seite und nach kurzer Zeit lag er zu ihren Füßen, um ihre Liebe flehend. In dem Taumel des Glückes, alle ihre Wünsche so schnell und so glänzend erfüllt zu sehen, glaubte sie vorschnell süßen Worten und Betheuerungen; im Rausche der Lust und Freuden lebte sie nur noch in den verführerischen Zerstreuungen, denen sie sich an der Seite Arthurs und ihrer leichtfertigen Freundin hingab. Bald war der junge, frivole Engländer ganz im Besitz seiner Geliebten, welche in dem schönen Traume lebte, bald in A. als Lady Lesbourn aufzutreten. In ihren Briefen an Theodor sprach sie von einem zauberhaften Glück, mit dem sie ihn und alle bei ihrer Heimkehr überraschen wollte; sie sprach mit einer solchen Gewißheit davon, daß ihr Bruder alle ihre Wünsche, obgleich diese ihre Verhältnisse bei weitem überschritten, möglichst zu befriedigen suchte und ihr, wenn auch mit Opfern, die für ihre immer größer werdenden Bedürfnisse nöthigen Gelder schickte. In dem Grade, als ihr eigner Glaube an ihre künftige hohe Stellung sich mehr und mehr befestigte, wuchsen auch ihre Ansprüche, ihre Bedürfnisse.

Endlich kam die erwünschte Nachricht von Paulinens glücklicher Verlobung und der Bruder drang auf baldige Rückkehr. Jetzt mußte sich auch ihr Glück erfüllen. Sie sprach mit Arthur von ihrer Heimkehr. Er flehte sie an, noch zu bleiben, — das süße Glück, in welchem sie schwelgten, nicht zu unterbrechen.

„Du wirst mich begleiten als mein Bräutigam und meine Eltern werden uns beide segnen," sagte sie zuversichtlich.

Arthur senkte den Blick zu Boden und schwieg.

Eine Regung des Mißtrauens fuhr durch ihre Seele.

„Sprich! willst Du nicht?" frug sie heftig.

Er suchte mit schönen Worten ihre Frage zu umgehen — da erfaßte sie eine namenlose Angst — und es kam zu einer sie völlig vernichtenden Erklärung.

Sie, ihres Sieges über Arthur so sicher, seiner Liebe gewiß, hatte noch nie den leisesten Zweifel gehegt, daß ihr zärtliches Verhältniß in eine baldige Heirath übergehen werde. Die Aussicht auf eine brillante Stellung in der Welt beherrschte sie so gänzlich, daß diese mit der persönlichen Neigung zu dem schönen Manne eins geworden war. Als er ihr nun die Unmöglichkeit auseinandersetzte, ihr jemals eine solche verschaffen zu können, da er der jüngere Sohn und völlig abhängig von seinem Bruder sey, und dieser nie die Einwilligung zu einer Verbindung mit ihr geben würde, und sie nur im gegenseitigen Austausche geheimer Liebe glücklich seyn könnten, da erfüllte sie grenzenloser Haß gegen den Verführer. Voll Entsetzen und Vernichtung wandte sie sich von ihm — entstellt und halb wahnsinnig suchte sie Trost und Hilfe bei der Marquise, welcher sie in einer Schrecken erregenden Aufregung alles enthüllte.

Die frivole, vornehme Dame zuckte die Achseln.

„Was ist hier zu machen?" sagte sie leichtsinnig. „Ihr Deutsche mit Euern weichen Herzen nehmt solche Liebesgeschichten viel zu ernsthaft! Lasse es als Amüsement gelten, was es war, dann bleibt Dir auch noch die Erinnerung daran heiter und glücklich. Ich sehe keinen Grund zur Verzweiflung. Wie konntest Du auch nur an eine Heirath mit Arthur denken? Ich wußte es längst, daß er keine Reichthümer besitzt, allein dies schien mir für Eure Liebe ganz gleichgiltig. Tröste Dich! In Deiner Heimath wird es Dir leicht werden, einen gemüthlichen, reichen, deutschen Freiherrn zu erobern — und wird es Dir zu langweilig dort, so kommst Du mit ihm hierher

und freuest Dich Deiner Freiheit und Jugend gleich mir."

Antonie sprach nichts mehr, kalt und scheinbar ruhig verließ sie das Haus der Marquise, um es nie mehr zu betreten. Als sie in ihr kleines Gemach in der Pension zurückgekehrt war, überließ sie sich mit der ganzen Lebhaftigkeit ihres Temperamentes den Ausbrüchen ihrer verzweiflungsvollen Empfindungen. Gänzliche Vernichtung ihrer selbst erfüllte sie und der Gedanke, sich das Leben zu nehmen, stand ihr sehr nahe. Da kamen Briefe von Theodor, voll Jubel über Paulinens Glück, voll glänzender Hoffnungen, gegründet auf die Mission des Schwagers. Und sie sollte elend, gedemüthigt, vernichtet zurückkehren? — Mit Entsetzen sah sie im Spiegel ihre entstellten, verzerrten Züge, die glanzlosen, verweinten Augen.

„Nein, nein!" rief sie mit fieberhafter Heftigkeit, „ich will an dieser unseligen Geschichte nicht zu Grunde gehen — diesen Triumph soll er nicht haben — ich will fort, sogleich — Niemand in der Heimath soll meine Schuld ahnen — und rächen will ich mich durch Koketterie an der ganzen Männerwelt."

Doch dieser Vorsatz hielt sie nicht aufrecht, — sie brach immer wieder zusammen unter den Vorwürfen ihres besseren Selbst, und als vollends ein Liebe athmender Brief Bertha's kam, welche in ergreifenden, gefühlvollen Worten ihr schönes häusliches Leben an der Seite ihres geliebten Gatten schilderte und dringend bat, bei ihrer nun baldigen Zurückkunft erst eine kurze Zeit zu ihr zu kommen, um ihr Glück anzusehen und vollkommen zu machen, da brach ihre künstlich erhaltene Kraft gänzlich zusammen und ihr wilder Schmerz bahnte sich einen Ausweg in heißen Thränenströmen und löste sich in unnennbares Weh auf.

„Fort, an das treue Herz der Freundin!" rief es in ihr. Sie beschleunigte ihre Abreise, ließ ihre prachtvolle Garderobe zur Deckung mancher Schulden, welche sie im Leichtsinne gemacht hatte, zurück und kam nach kurzer Zeit krank bei Bertha an.

An Theodor schrieb sie, daß sie nicht zu Paulinens Hochzeit kommen würde, daß sie krank sey und nicht, wie er es wünsche und sie es gehofft, prunkend in A. erscheinen könne.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Den Taschendieben will ein praktischer Engländer das Handwerk legen, denn er hat nach dem „Practikal Mechanics Journal" ein Patent für einen dahin zielenden, ziemlich einfachen Apparat genommen. Derselbe besteht in einer wagerechten Blendung von sehr starkem Tuch im Innern der Tasche angenäht, in der Mitte ein rundes Loch, das mit einem Kautschukband besetzt ist, versehen. Durch diese Falle kommt die Hand sehr leicht, hat man aber dieselbe mit dem genommenen Gegenstand geschlossen, so ist es nur durch starke Anstrengung, bei welcher der zu Bestehlende aufmerksam werden muß, möglich, herauszukommen. „Nur praktisch, 's hat weiter keinen Zweck!" möchten wir mit Robert und Bertram ausrufen.

In der letzten Sitzung der **British Association** sind interessante Bemerkungen über die Lichtstärke der Sonne gemacht worden. Aus einer Vergleichung des Sonnen-, Mond- und des künstlichen Lichtes ergibt sich nach den Bestimmungen Eulers und Wollastons, daß die Sonnenstrahlen eine Leuchtkraft haben gleich der von 14,000 Kerzen in der Entfernung von einem Fuß, oder von 3500 Quadrillionen Kerzen in einer Entfernung von 95 Millionen (englischen) Meilen. Hieraus folgt, daß die Lichtmasse, welche der Sonnenscheibe entströmt, sich durch die tägliche Verbrennung von 100 Talgkugeln, deren jede der Erde an Größe gleich wäre, kaum hervorbringen ließe. Eine Kugel brennbaren Stoffs, viel größer als die Sonne selbst, würde bei Unterhaltung ihres wundervollen Glanzes alle zehn Jahre aufgezehrt werden und ihre Atmosphäre, wäre sie reines Oxygen (Sauerstoff), sich binnen wenigen Tagen bei einem so großen Brande verbrauchen.

Buchstabenräthsel.

Mit B ist's anverwandt,
Mit N dir wohlbekannt,
Mit H läuft's über's Land.

Auflösung des dreisylbigen Logogryphs in No. 138:

Tintenfaß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 140. Sonntag, 22. November 1857.

Einem Ehrenmanne!

Am Tage seines 25jährigen Amtsjubiläums.

O selig, wer der mütterlichen Erde,
Die ihn geboren und ihn großgepflegt,
Die fromme Schuld bezahlt und Arbeit und Beschwerde
In ihren Diensten unermüdet trägt;

Wer, aller Neurungssucht gerechter Hasser,
Sich ihrem Andrang fest entgegen stemmt,
Der Sitten Fäulniß wehrt, der Frechheit wilde Wasser
In enggezog'ne Ufer sorgsam dämmt;

Wer so durch manche arbeitvolle Jahre
Des Wohlthuns Lust in vollen Zügen trinkt,
Und endlich thatensatt und froh, im greisen Haare,
Dem Todesengel in die Arme sinkt.

So stand, umschwemmt von der Verderbniß Fluthen,
Gleich fern von Stolz und niedrer Kriecherei,
Roms Cato, fest und stark, dem Wahren und dem Guten
Und seiner Väter hoher Tugend treu.

So standest Du in ernster Zeit, wo Mancher
Rathlos geschwankt, fest, ohne Wank und Scheu,
Dem angestammten Fürstenhaus', dem Recht und Deiner
Beschwornen Pflicht und Ueberzeugung treu.

So standest Du, dieweil ein halb Jahrhundert
Sanftgleitend über Deine Scheitel floß,
Gefürchtet und geliebt, getadelt und bewundert,
Dir selbst genügend, edel, schlicht und groß.

So stehst Du noch, mit unverdroß'nem Muthe
Dein Tagwerk fördernd, — ein geheiligt Pfand
In treuer Brust: die alte heil'ge Liebe
Für König, Gott, Gesetz und Vaterland.

Es huldigt Dir die Unschuld, die Du schützest,
Es feiert Dich das niegebogne Recht,
Als seiner Wohlfahrt, des Gemeinwohls treuen Wächter
Ehrt Dich der Staat, der Bürger recht und schlecht.

Der bunten Thorheit gaukelndes Gepränge
Zerstiebt beschämt vor Deinem ernsten Blick;
Und wuthergrimmt vor Deines Spruches Strenge
Bebt die Verleumdung in ihr Nichts zurück.

Im Felsengrund auf erz'nen Säulen baute
In Deiner Brust sich einen güldnen Thron
Der Menschheit Trösterin, der Edleren Vertraute,
Die ewige, die keusche Religion.

Hoch stehst Du nun auf Deiner Ehrenwarte
Und blickst hinab in's lange Lebensthal;
Da liegt vor Deinem Blick, wie eine Länderkarte,
All' Deiner Werke ruhmbekränzte Zahl.

O möchtest Du noch lang hinunterschauen,
Von Enkelkindern jubelvoll umringt,
Hinunter in die grünen, sonnerhellten Auen,
Durch die sich der Erinn'rung Sinnbild schlingt!

Denn wer, wie Du, auf des Gewissens Wage
Stets wog und that, was gut und rechtlich war,
Dem bietet jeder Geist verlebter Erdentage
Der Seelenruh' balsam'sche Blüthen dar.

O möchtest Du noch lang in Glück und Segen
Hienieden wirken bis zur spätsten Zeit!
Ein redender Ruin erloschner Ahnensitte,
Gesunkner Treu' und Väterherrlichkeit!

Es messe sich des Vaterlandes Jugend
Mit Deinem Starkmuth, Deinem graden Sinn,
Und geb' Empfindsamkeit für feste Männertugend
Und Wortgeräusch für Männerthaten hin. —

In einer Zeit, wo man der Vorwelt Sitten
Verlacht, verhöhnt, wo hier und allerwärts
Zwar Kunst und Industrie vorangeschritten,
Doch was der Kopf gewann, verlor das Herz.

Waldfischbach. —



Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Zehn Tage später langte Herr v. Wilmar an, um seine Tochter abzuholen und mit ihr Amalien bis Brüssel entgegenzureisen. Er suchte Robert Hind auf, welcher förmlich erschrack, als er seinen ehemaligen Gönner so stark gealtert, so verdüstert und augenscheinlich von Sorgen heimgesucht vor sich sah. Es war eine tiefe Wehmuth, welche sich bei ihm in die Freude des Wiedersehens mengte. Herr v. Wilmar dagegen war sehr erfreut über die bedeutende ehrenvolle Stellung, zu welcher Robert sich aufgeschwungen hatte und mußte nach einer längern Unterredung mit ihm über Handel und Wandel, Verkehr, Geldmarkt, Weltlage, Handelspolitik und Industrie gestehen, daß Hind seinem Amt vollauf gewachsen und ein ausgezeichneter Kaufmann, eine durch und durch bedeutende Persönlichkeit sey. Er theilte ihm daher auch mancherlei Andeutungen über seine eigenen Geschäfte mit und ließ Winke fallen, daß er mit dem Gedanken umgehe, seine Papierfabrik und die übrigen industriellen Unternehmungen zu veräußern.

Robert widerrieth es. „Um Gottes willen, Herr v. Wilmar, thun Sie das nicht! Sie würden es schwer bereuen!" sagte er. „In diesem Augenblicke mögen Ihre Geschäfte wenig rentabel und gedrückt seyn; aber es gilt jetzt abzuwarten, zu temporisiren! Man muß sich begnügen, zu conserviren; man muß auf Erwerb verzichten, ja sogar mit Opfern zu erhalten suchen. Die gegenwärtige Zeit ist ein Uebergangszustand; sie kann nicht lange währen. Jetzt kauft nur der Spekulant, der mit Wagen gewinnen will. Sie würden bei einem Verkauf kaum die Hälfte des wahren Werths Ihres Eigenthums erzielen, Ihr halbes Vermögen wegschenken und nach einigen Jahren die bitterste Reue darüber empfinden! Bedenken Sie doch, Herr v. Wilmar, als Gatte und Vater dürfen Sie das nicht thun!"

Ein tiefer Schmerz zuckte um den Mund Wilmar's. „Ach, lieber Hind, ich bin unglücklich; mein Kind, mein armes Kind! Georginen darf ich allerdings nicht verkürzen. Aber ich bin zu früh gealtert; das müßige Leben hat mich erschlafft; ich habe alle Zähigkeit und Spannkraft verloren, und meine treuen Gehülfen haben mich verlassen! Ich bin nicht mehr, der ich vordem war."

Robert tröstete ihn, so gut er konnte und machte ihm Vorschläge, gab ihm Winke an die Hand, wie er die Geschäfte fortführen sollte. Während der zwei Tage, welche Herr v. Wilmar in M. zubrachte, hatte er noch mehrere Unterredungen mit Robert und ging wirklich gefaßter. Bei der Abreise begleiteten Madame Depays und Robert Hind den Herrn v. Wilmar und seine Tochter bis zur Eisenbahn. Georgine weinte schmerzlich, ihre Hand zitterte in der ihres brüderlichen Freundes, und der Blick, welchen sie mit ihm tauschte, bezeugte wunderbar beredt, wie furchtbar ihr der Gedanke an den Abschied war.

„Auf baldiges Wiedersehen, mein Freund!" sagte Herr v. Wilmar. „Auf der Rückreise werde ich M. wieder berühren und hoffe dann, noch einen Tag mit Ihnen verbringen zu können!" Es lag eine ganz bestimmte Bezüglichkeit, ein hoffnungsvolles Anliegen in dieser Zusage.

Robert begleitete Madame Depays nach Hause. Beide hatte der Abschied von Georginen tief ergriffen und sie wechselten nur wenige Worte, die sich alle auf das liebe Geschöpf bezogen, das ihnen nun entrissen ward. Als Robert dem Hause der Dame den Rücken wandte, eilte ihm eines der Dienstmädchen nach und übergab ihm rasch und verstohlen ein Brieschen. „Von Fräulein Georginen," flüsterte sie. — Robert erbrach es unterwegs und las:

„Lieber, theurer Freund! Mein Herz blutet mir ob dieser Trennung. Mir ist, als vertauschte ich den Aufenthalt unter einem heitern, lachenden Himmel mit einer rauhen, froststarren Schneewüste, und doch ist mein Reiseziel das Vaterhaus. Lieber Robert! wenn ich dem Heimweh nicht erliegen soll, so schreiben Sie bald

Ihrer armen Georgine!"

9.

Wie wir erfahrungsmäßig den Werth eines Gutes erst dann recht zu schätzen vermögen, wenn uns dasselbe verloren gegangen ist oder dessen Verlust uns bedroht, so überschaute auch Robert nach Georginen's Abreise immer deutlicher die glänzenden inneren Eigenschaften dieses unscheinbaren Mädchens. Es war Robert, als fehle ihm irgend Etwas zum frohern Genusse seines Da-

seyns, es war eine Art Leere in sein Leben eingezogen. Er fühlte, daß ihm die Geselligkeit und der Menschenverkehr keinen Ersatz für seinen Verlust zu bieten vermöchte und floh daher gesellige Kreise. Spaziergänge in der Natur sollten ihm Zerstreuung bieten, und er belebte sie mit Erinnerungen an die Stunden, welche er mit Georginen verbracht hatte, und mit Hoffnungen auf das verheißene baldige Wiedersehen auf der Heimreise von Brüssel. In diese Tage fiel ein Erlebniß, welches Robert plötzlich seinen Gedanken an Georginen entriß und das auch im weitern Verlauf unserer Geschichte noch seine Folgen geltend machen wird, weßhalb wir es in Kürze aufführen.

Eines Mittags ward Herrn Hind ein Empfehlungsschreiben von einem der Geschäftsfreunde der Handlungsgesellschaft, einem bedeutenden Exporter in einer norddeutschen Seestadt, überreicht, welches einen Oberstlieutenant van Waalen betraf und demselben einen Kredit von ein- bis zweitausend Thalern auf die Gefahr und Rechnung des Briefschreibers einzuräumen bat. Diesem Empfehlungsschreiben war eine Karte des Oberstlieutenants beigefügt, worauf dieser bemerkte, er werde gegen Abend die Ehre haben, sich dem Direktor der Handelsgesellschaft vorzustellen. Der Direktor aber war zeitweilig abwesend. Robert steckte Brief und Karte gleichgültig zu sich und ging zu Tische in seinen Gasthof. Hier traf er unter den fremden Gästen einen Herrn, dessen Physiognomie ihn auf den ersten Blick frappirte. Es war ein hochgewachsener hagerer Mann mit groben Zügen, niedriger Stirn, eigenthümlich hervorragenden stechenden Augen, dunklem sonnverbranntem Teint, und einem dichten Barte um Mund und Kinn, in dessen Schwarz sich bereits eine ansehnliche Portion weißer Haare mischte, obschon der Fremde kaum vierzig Jahre zu zählen schien. Seine Haltung hatte etwas militärisch Straffes, namentlich trug er den Kopf sehr steif, zwischen hohen englischen Halskragen, deren blendendes Weiß um so auffallender mit der dunklen Hautfarbe, dem dicken eisengrauen Bart und dem kurzgeschnittenen bürstenartigen schwarzen Haar kontrastirte. Seine Stimme war etwas heiser, seine Rede langsam, und er sprach sein Deutsch mit dem unverkennbaren schleppenden Accent der Gegend von Köln, unterhielt sich aber in diesem Augenblick bald in gutem Französisch mit einem ihm gegenübersitzenden Herrn, bald in reinem Castilianisch mit seiner Nachbarin, einer Kreolin aus Havannah, welche seit einigen Tagen in M. war, um zwei Töchter bei Madame Depavs unterzubringen. Dieser Fremde war eine Erscheinung, deren Bild sich nicht so leicht aus dem Gedächtniß des Beschauers verliert.

„Wer ist dieser Herr, der echte Typus eines Kondottiere?“ fragte Hind seinen Tischnachbar.

„Ein Oberst van Waalen, der aus Südamerika kommt — aus Peru oder Brasilien, — und gestern Abend die ganze Tafel bis nach Mitternacht durch Schilderung seiner Fahrten und Abenteuer zu unterhalten und zu fesseln wußte!“

„Ah! dacht' ich es doch gleich, er werde es seyn!“ sagte Hind.

„Sie kennen ihn also?“

„Noch nicht, aber ich erwarte seine Bekanntschaft zu machen; er ist uns von H. aus empfohlen.“

Als Hind auf sein Bureau zurückkehrte, fand er dort auch einen inzwischen eingetroffenen Brief jenes Exporters vor, welcher im Wesentlichen den Inhalt des Empfehlungsschreibens bestätigte. Bald darauf stellte sich auch der Fremde selbst ein und ward von Herrn Hind artig aufgenommen, welcher Herrn van Waalen an des Direktors Stelle empfing. Der erste Besuch endete, ohne daß Herr van Waalen die Rede auf den Zweck seines Empfehlungsschreibens gebracht hätte; der Oberstlieutenant bat vielmehr nur um die Gefälligkeit, ihn in eine geschlossene Gesellschaft, den Bürgerverein, einzuführen, in deren Lesezimmern er französische, englische und holländische Zeitungen zu finden hoffte. „Ich muß mich nach der Ankunft einiger Schiffe umsehen, mittelst welcher ich einen Theil meiner Habseligkeiten aus Südamerika erwarte,“ sagte er, um dieses Gesuch zu motiviren. „Könnten Sie mir gelegentlich Lloyd's Liste und einige ähnliche Zeitungen zum Durchblättern mittheilen, so wäre ich Ihnen hiefür sehr verbunden!“ Hind sagte die Erfüllung seiner Bitten zu und führte noch am selben Abend Herrn van Waalen in jener Ressource ein, wo die Conversation des Fremden bald einen großen Kreis aufmerksamer Zuhörer um ihn sammelte. Er hatte fünfzehn Jahre in Südamerika verlebt und wußte gut zu erzählen. Hierauf beschränkte sich aber Hind's Verkehr mit dem Oberstlieutenant, obschon er ihn täglich bei Tische sah. Er erfuhr, daß van Waalen als Käufer für ein hübsches Landgut in der Nähe der Stadt aufgetreten sey, und erst nach acht Tagen erschien derselbe bei Hind und brachte die Rede auf den Kreditbrief. Robert bedauerte, in diesem Falle nicht gefällig seyn zu können. „Wir sind nicht zu Bankgeschäften be-

fugt und solche auch nur gelegentlich zu machen, liegt außer dem Rahmen unserer Statuten," sagte er. „Ich zweifle, ob der Direktor, wenn er anwesend wäre, in diesem konkreten Falle eine Ausnahme zu machen bereit wäre, so sehr uns auch die Garantie unseres Korrespondenten genügt. Ich aber bin völlig außer Stande, hierin auf meine Verantwortung Etwas für Sie zu thun!", sagte Herr Hind höflich, aber bestimmt.

„Ich sehe dies auch ein, und es war somit ein Irrthum von Seiten meines Bekannten in H., der mich allerdings etwas in Verlegenheit bringt," versetzte van Waalen ziemlich kaltblütig. „Allein es hat nichts zu sagen: ich habe Wechsel im Betrage von hunderttausend Thalern bei mir. Können Sie mir behülflich seyn, einige gute Papiere umzusetzen? Nicht? Wohlan, so haben Sie wenigstens die Güte, mir einen rührigen und zuverlässigen Wechsel-Agenten oder Sensal auf hiesigem Platze zu bezeichnen!"

Dies geschah und schon eine Stunde später erlaubte sich derselbe, bei Hind anzufragen, was für eine Bewandtniß es mit dem Herrn van Waalen habe, der sich auf ihn berufe. Dieser Agent war zufällig jener Nachbar von der Table-d'hote, mit welchem Hind damals die ersten Bemerkungen über den Oberstlieutenant ausgetauscht hatte. Robert legte ihm die beiden Briefe des Exporters in H. vor und bestätigte die Aechtheit derselben. Der Sensal schien befriedigt und ging.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein römischer Gerichtssaal. Der „Voss. Ztg." wird aus Rom geschrieben: Ein Deutscher hatte kürzlich ein Verhör bei einem römischen Gerichte. Während er vernommen wurde, erschienen die Kinder des Präsidenten in dem nämlichen Zimmer, spielten Soldat, hörten zu und gingen; neugierige Unterbeamte kamen, hörten zu und gingen, bis am Ende auch noch die Wäscherin mit einem großen Korbe voll Wäsche das Verhörzimmer passirte.

Zur Charakteristik der Berliner Zustände entnehmen wir der wöchentlichen Rundschau der „Nat.-Ztg." folgende Stelle: „Die Zahl derjenigen Dinge, welche man im gewöhnlichen Leben nicht nur kauft, sondern auch leiht, ist Legion, und das Register wächst in dem Maße, als die meisten Zustände an innerer Solidität verlieren und an äußerem Firniß gewinnen. Man kann behaupten, daß die rechtliche Existenz so vieler problematischer und lakirter Kreise der Hauptsache nach auf Leihverträgen beruht, welche häufig sogar neben den Erzeugnissen der Industrie menschliche Wesen zum Gegenstand haben, wie beispielsweise Onkel und Tanten, Brüder und Cousins; ja, wir erinnern uns sogar aus einer Gerichtsverhandlung, einen geborgten Großvater kennen gelernt zu haben, welcher sich für ein Billiges dazu hergab, sich von einem jungen Schwindler Großvater nennen zu lassen, um hinterher als Erbgroßvater bei einer zu bethörenden Heirathslustigen in Scene gesetzt zu werden. So gibt es auch unter den Lotteriespielern Leute, welche ein Loos nicht als Eigenthümer desselben spielen, sondern als Miether. Man miethet das Loos gegen einen verabredeten Preis auf einen bestimmten Tag, — gewinnt es an diesem Tage, so gehört der Gewinn dem Miether. Dieser Modus ist häufiger, als man glauben sollte, und es gäbe eine hübsche Preisaufgabe für einen Mathematiker, die Chance eines solchen Geschäfts nach der Wahrscheinlichkeitsrechnung vorher zu berechnen."

Herr Bernhard Schick hat ein österreichisches Privilegium erhalten auf die Erfindung einer Vorrichtung, um mittelst des elektrischen Stromes eine größere Zahl von Klavieren gleichzeitig ertönen zu lassen. Es dürfte sonach demnächst ein elektrisches Konzert zu erwarten seyn.

Anagramm.

Und gieße ich Ströme auf das, was rückwärts in mir du erblickest,
Vergebliche Mühe! es wird kein Bischen weißer davon.

Auflösung des Buchstabenräthsels in № 139:
Base — Nase — Hase.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 141. Dienstag, 24. November 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Am andern Morgen suchte der Sensal Robert schon in aller Frühe in seiner Wohnung auf; ein Advokat und ein höherer Polizeibeamter begleiteten ihn.

„Was gibt es?" fragte Robert erstaunt.

„Herr van Waalen scheint ein Schwindler zu seyn," hub der Sensal nach den ersten Entschuldigungen an. „Ich verkaufte gestern noch Wechsel für ihn im Betrage von 1200 Thalern, erfuhr aber am Abend zufällig, daß er heute mit dem Frühesten abreisen wolle. Ein dringender Verdacht stieg in mir auf — ich konnte mir keine Rechenschaft geben, weßhalb. Allein es drängte mich, zu dem Bankier zu gehen, der die Wechsel gekauft hatte und ihm meinen Argwohn mitzutheilen, als ob die Wechsel falsch seyen. Wir untersuchten sie genauer und fanden nichts Verdächtiges; aber der Verdacht war einmal erweckt, und wir gingen sogleich auf das Telegraphen-Bureau und fragten bei einem der Vormänner des van Waalen, einem geachteten Fabrikanten in Aachen, an, ob die Papiere in Ordnung seyen. Hier ist die Antwort: er kennt die fraglichen Papiere nicht; sein Giro ist gefälscht. Auf unsern Antrag ist der Oberstlieutenant einstweilen als verdächtig verhaftet und wird in seinem Zimmer im Gasthofe bewacht. Bei Untersuchung seiner Papiere und Effekten fanden sich weder die übrigen Wechsel vor, die er mir gestern gezeigt hatte, noch das Geld, welches er auf den falschen Wechsel erhoben. Er verweigert beharrlich, zu sagen, wohin beides gekommen, betheuert seine Unschuld und verlangt Sie zu sprechen und einen Advokaten, deßhalb habe ich Herrn Dr. Klee mitgebracht und bitte Sie nun sowohl im Namen des Verdächtigen als aus eigenem Antriebe, uns zu dem sogenannten Herrn van Waalen zu begleiten!"

Hind ward durch diesen Vorfall natürlich sehr unangenehm berührt, hielt es aber für seine Pflicht, sich den Anforderungen des Sensals zu fügen. Man traf Herrn van Waalen ruhig, gefaßt und heiter auf seinem Zimmer beim Frühstück, bewacht von zwei Polizisten. Er begrüßte Robert höflich und bat ihn um Entschuldigung, daß er ihn mit seinen verdrießlichen Angelegenheiten behelligen müsse. „Ich erwarte ruhig alle Schritte, welche gegen mich gethan werden wollen," sagte er. „Ich werde mich zu rechtfertigen wissen und zu beweisen im Stande seyn, daß ich selbst das Opfer eines Betruges bin, wenn ein solcher vorliegt. Inzwischen muß ich darauf bestehen, zu erfahren, was man mit mir vor hat!"

„Nichts anderes, als Sie so lange in Verwahrung zu behalten, bis die Summe herausgegeben wird, welche Herr Meyer Ihnen gestern auf Ihren Wechsel einhändigte," erwiederte ihm der Polizeibeamte. „Es liegt kein Antrag auf Untersuchung oder Bestrafung vor, sondern es ist nur darauf abgesehen, sich Ihrer Person einstweilen zu versichern. Geben Sie das Geld heraus und bezahlen Sie die Kosten, so steht Ihrer Abreise nichts im Wege."

Van Waalen zuckte die Achseln und sagte: „Ich kann Ihnen nur wiederholen, meine Herren, daß mir die gewichtigsten Rücksichten auf eine andere Person, der ich unbedingte Diskretion schuldig bin, ein unverbrüchliches Stillschweigen über die Verwendung dieser 1200 Thaler und das Verschwinden meiner Brieftasche auferlegen. Wie sehr mich dies auch in Ihren Augen compromittiren mag, so wird mich jedoch nichts bestimmen, auch noch die Ehre einer zweiten Person der Verunglimpfung preiszugeben. An Sie, Herr Hind, habe

ich nur Eine Frage zu richten: Wollen Sie mich losbürgen auf Grund jenes Kreditbriefes, den Sie in Händen haben? Ich bedinge mir acht Tage Freiheit und einen Gensdarm zur Begleitung, dann werde ich den ganzen Handel in Minne beilegen; dazu bedarf es aber einer kleinen Reise in einen Nachbarstaat!"

„Ich bedauere, Herr van Waalen, auch dieses Anliegen abschläglich bescheiden zu müssen," erwiederte Robert, „allein es scheint mir mit meiner Stellung unverträglich, in dieser Sache einzuschreiten. Dagegen werde ich gerne einen Brief von Ihnen an unsern Geschäftsfreund in H. befördern und mit einigen Zeilen begleiten. In vier Tagen kann eine Antwort zurück seyn und dann . . ."

„Ich danke Ihnen," versetzte van Waalen kalt. „Geben Sie mir lieber den Kreditbrief zurück!"

„Unmöglich, mein Herr," sagte Hind; „der Brief ist nicht an mich, sondern an die Handelsgesellschaft gerichtet und in deren Papieren reponirt! ich kann denselben nicht auf meine eigene Verantwortung ausliefern!" — Der Oberstlieutenant runzelte die Stirn und schoß einen giftigen, halb geringschätzigen Blick auf Hind. — „Zweifeln Sie nicht, daß ich Ihnen gern helfen werde, wo es mein persönlicher freier Wille mir gestattet," fuhr Robert fort. „Ich beklage diese Unannehmlichkeit und werde vor Allem dafür sorgen, daß Sie hier in anständigem Zimmerarrest bleiben und nicht auf die Polizei abgeführt werden; es wird daher nur an Ihnen liegen, durch geeignete Schritte diese peinliche Haft abzukürzen."

„Ich danke Ihnen für diese humane Rücksicht und wünsche nun mit einem Rechtsanwalt mich zu berathen," sagte van Waalen und biß sich zornig in die Lippen. „Situationen dieser Art sind mir noch nie begegnet!"

„Nun denn, hier der Advokat Dr. Klee, den ich Ihnen als einen höchst zuverlässigen Mann empfehlen darf, wird Sie mit Vergnügen unterstützen," entgegnete Robert. „Bedürfen Sie meiner in irgend welcher Weise, wo ich Ihnen als Privatmann und persönlich nützen kann, so verfügen Sie über mich." —

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Theodor schrieb an die Vorsteherin der Pension, um Näheres über die Geschichte seiner Schwester zu erfahren; diese wies ihn jedoch an die Marquise, bei welcher Antonie den größten Theil ihrer Zeit zugebracht. Von dieser erfuhr er theilweise die unglückliche Liebesgeschichte seiner Schwester und es war ihm darum recht, daß sie vorerst bei Bertha blieb. Sobald Pauline Frau v. Klinger geworden, hoffte er, sollten seine Pläne mit der Schwester sich dennoch erfüllen; er gab ihr deßhalb nebst einer Zurechtweisung über ihre Unvorsichtigkeit den brüderlichen Rath, ihre Gesundheit zu pflegen und an ihre Schönheit zu denken, damit sie wenigstens reizend bei ihrem ersten Auftreten in A. erscheinen könne; er theilte ihr ferner mit, daß er Herrn v. Klinger bestimmen wolle, seine Hochzeitsreise über M. zu machen, wo sie sich jetzt aufhielt, und sie dort abzuholen. Sie sollte dann Pauline nach Klingers reizendem Landgute am Bodensee begleiten und dort in Gemeinschaft mit der Schwester den Geiz desselben bekämpfen helfen. Für den nächsten Winter versprach er sich mit ihr schöne Tage in A. Im Augenblick, erzählte er ihr, sey auch seine Lage nicht beneidenswerth. Das Vermögen seiner Frau war verschwunden. Paulinens Brautschaft hatte viele Summen gekostet, und er und Mama waren jetzt in steter Geldverlegenheit — er eröffnete ihr ferner, wie nothwendig es sey, daß auch sie bald eine reiche Heirath mache, da ihr Vater täglich stumpfer werde, seine Geschäfte aller Wahrscheinlichkeit nach nur noch kurze Zeit besorgen könne und sich dann mit einer unbedeutenden Pension begnügen müsse, — Klingers Geiz würde erst nach und nach so weit zu überwinden seyn, daß er die Familie, wie es nöthig, unterstütze, und daß sie nur dann ein Haus, wie sie es wünschten, machen könnten, wenn auch sie recht bald eine reiche Parthie fände.

Antonie wurde von diesen Nachrichten höchst unangenehm berührt — sie weckten sie aus dem traurig süßen Glück, in das sie sich durch Bertha's Liebe wiegen ließ, und riefen ihr die ganze Vergangenheit ins Gedächtniß zurück. Sie sah sich dadurch einer Zukunft verfallen, gegen welche ihre bessern Gefühle ankämpften. Oft wollte sie Rath und Trost bei Bertha suchen und in den schlaflosen Stunden der Nacht siegte stets der Vorsatz, alles der Freundin zu gestehen! doch wenn der Morgen kam und sie in deren klares Auge sah, schnürte sich krampfhaft ihr Herz zusammen und sie fand keine Worte, ihre Schuld dieser reinen Seele zu offenbaren. Ihre Gesundheit wollte nicht wiederkehren, sie war anhaltend leidend, und die besorgte Freundin fand darin

den Grund ihrer trüben Stimmung; sie pflegte sie mit wahrhaft mütterlicher Sorgfalt und suchte sie auf alle mögliche Weise zu erheitern.

Nach mehreren Wochen kam Herr von Klinger mit seiner schönen Frau nach M., um Antonien abzuholen. Pauline kam allein in Bertha's Haus, um erst alles vorher mit ihrer Schwester zu verabreden, ehe ihr etwas wunderlicher Eheherr sich einmischte. Antonie gerieth bei dem Anblicke der Schwester in eine sehr herbe, üble Laune und konnte sich zu nichts entschließen; verdrießlich schweigend setzte sie sich in eine Ecke des Zimmers, Bertha die Unterhaltung Paulinens überlassend, deren saure Mienen wenig von einem süßen Ehestande verriethen. Nach einigen theilnehmenden Fragen Bertha's fiel ihr die junge Frau um den Hals und weinte bitterlich, indem sie schmerzlich klagte:

„O mein Gott! wie bin ich unglücklich; denke Dir nur, Bertha, der Millionär hat mir nicht einmal Brillanten zum Hochzeitsschmuck geschenkt! Eine schlechte goldene Kette war alles, was er mir gab! — Du hättest die spöttischen Blicke sehen sollen, als ich damit vor dem Altare stand! — Doch hätte ich dies alles verschmerzt, wenn ich dafür durch Liebe und Zärtlichkeit entschädigt worden wäre — aber auch davon keine Spur — kalt und steif bewegt er sich neben mir — kein Kuß, kein schmachtender Blick, keine, gar keine Zärtlichkeit — wie er als Bräutigam war, ist er als Ehemann noch."

Antonie brach plötzlich bei diesen Klagen in ein lautes verächtliches Lachen aus.

„Das ist wahrhaft komisch, daß Du Dich darüber beklagst," rief sie; „ich meine, dies wäre der größte Vortheil bei dieser Heirath, wenn diese personifizirte Widerwärtigkeit von Ehemann Dich mit Liebesäußerungen verschonte — mit seinem Geize wollen wir später schon fertig werden — ich will Dir dabei helfen, doch ist es dafür noch zu frühe — reise erst noch ein bischen mit ihm herum, und wenn Ihr am Bodensee angekommen seyd, folge ich Euch nach. Jetzt bleibe ich noch hier — noch so lange als thunlich," setzte sie seufzend hinzu — „wir werden schon später noch Zeit finden, Klinger auf die Ausgaben des nächsten Winters vorzubereiten, denn in A. wird es lustig hergehen, wie Theodor schreibt — und ich werde die Königin der Lustbarkeiten seyn! O, das wird schön, sehr schön werden! Meinst Du nicht auch, Schwester? Ich werde Dein Haus zum Tummelplatz der ausgesuchtesten Freuden machen."

Bertha blickte traurig auf Antonie. Das Wesen der Freundin fing an, ihr räthselhaft zu werden und ängstigte sie.

„Könntest Du denn nicht hier, nicht für immer bei mir bleiben? Es wäre vielleicht besser für Dich," sagte sie schüchtern.

Antonie schüttelte heftig das Haupt.

„Sprich davon nichts — dies ist unmöglich — was sollte ich auch hier — ich bei Dir? Dein Leben trüben mit der Pein des meinen? Nein, nein! — Lasse mich nur noch eine kleine Weile an Deinem Herzen — dann folge ich dem Rufe Theodors — und in dem Strudel des Lebens will ich zu vergessen suchen — und — mich betäuben."

Sie verließ nach diesen heftig ausgestoßenen Worten das Zimmer.

„Was ist das?" rief Bertha erschreckt.

Pauline jammerte: „Ach, ihr leidenschaftliches exaltirtes Wesen hat mir immer Kummer gemacht — sie hat kein tiefes Gefühl — wäre sie Frau von Klinger geworden, sie würde die Liebe nicht vermissen, wie mein weiches Herz."

Pauline sprach noch lange und gar mancherlei mit Bertha, allein diese hörte nur halb auf ihre Worte, ihre Gedanken waren bei Antonien.

Nach einer Stunde kam diese wieder zum Vorschein und war ruhig.

„Macht Euch nur keine Sorgen über meine Launenhaftigkeit," sagte sie in heiterem Tone, „das liegt in meinen reizbaren Nerven — die stärkende Luft, welche von den Schweizer Alpen herüber auf Dein Landgut weht, wird mich stärken. Ich komme bald dahin, Pauline. Jetzt aber ist es Zeit, daß Du wieder zu Deinem zärtlichen Gatten gehst — ich werde Dich begleiten und dann stellen wir diesen Adonis unserer Bertha und ihrem Manne vor."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In den Hochgebirgen des romantischen Siebenbürgens finden sich einzelne wallachische Ortschaften, deren Häuser in so weiter Entfernung von einander liegen, daß der Geistliche und seine Gläubigen, wenn sie zur Kirche gehen, im vollen Sinne des Wortes ihre Schnappsäcke mit Lebensmitteln anfüllen; eine solche weitgestreckte Ortschaft ist auch das Dorf Kalota=Szeg, von wo dem „M. Népl." folgende dort herrschende, nicht üble Mode geschrieben wird: Die männliche Be=

völkerung der Walachen beschäftigt sich ausschließlich mit der Anfertigung von Holzschindeln und hölzernen Gefäßen, welchem Geschäfte sie ihre ganze Zeit widmen, während das schöne Geschlecht auf den Alpen das Vieh hütet und besorgt; so kommt es denn, daß die Burschen niemals Gelegenheit haben, mit den Mädchen verkehren zu können; heirathen möchten aber doch beide Theile, was geschieht also? An einem bestimmten Tage des Monats August kommen alle Mädchen und Burschen der Gegend mit ihren Eltern und ihrer tragbaren Habe an einem gewissen Orte zusammen und nun beginnt der „Jungfernmarkt"; man sieht sich, man ißt und trinkt, und unter den Klängen der beliebten Schnapsflaschen werden Verbindungen für die „Ewigkeit" geschlossen.

Ein muthiger Trompeter! Leute, die das Seebad an der ostpreußischen Küste genießen, von dort Ausflüge in das preußische Samland machen, finden dort in der Kirche des romantisch gelegenen Kirchdorfes Pobethe eine Trompete aufbewahrt, an die sich folgende Sage knüpft. Ein Pobethener Bauerssohn diente zur Zeit der Schwedenkriege als Trompeter unter dem großen Kurfürsten, wurde aber gefangen und nach Schweden transportirt. Hier überfiel ihn nun ein schweres Heimweh, welches so zunahm, daß er sein Leben daran wagte. Er umgürtete sich mit seinem Schwerte, nahm die Trompete zur Hand, bestieg sein Roß und ritt zum Meeresstrande hin. Große Eisschollen trieben auf der Ostsee, und kühnen Muthes setzte der Heimwehkranke zu Pferde auf einer der größten hinüber. Die Strömung war günstig und trieb die Scholle glücklich ans heimische Ufer. Mit vollem Trompetengeschmetter landete er und weihte Schwert und Trompete aus Dank für seine wunderbare Lebenerettung der Kirche seines Geburtsortes.

's Liedche
vunn de Vatterlandsvertheidiger.

> Nur ein Knöllchen eingesteckt
> Und mit Erde zugedeckt!
> Unten treibt dann Gott sein Wesen!
> Kaum sind Hände g'nug zum Lesen,
> Wie es unten wühlt und heckt.
> Joh. Heinr. Voß.

Hoch die Kartoffle, dreimal hoch!
Der U(n)dank nor kann se verachte.
E Mißerrn vumm e eenz'ge Johr,
Unn halb Europa thät verschmachte.
Vor allem Ann're uff der Welt
G'hört die Kartoffel hochgeschtellt.

E Mißerrn vumm e eenz'ge Johr
Brächt' Hunger, Elenn unn Verderbe,
Wanns e(n)mol an en fehle thät,
Am Heemweh noch en thät mer schterbe;
Thät's Manna reh'ne druff unn druff —:
Nix, nix wiegt die Kartoffle uff.

Wammer nor lebhaft an se denkt,
Gebt, wass mer a(n)greift, noch so wacker,
's Herz lacht eem hell vor Freed im Leib
Vor'm blühende Kartoffelacker,
Unn mächt mer se im Schpotjohr aus,
Iss Kerwe alle Tah' im Haus.

Mer werd jo noch im grohe Hoor,
Een Fuß im Grab schunn, halb zum Schote,
Denkt an die Kindheet mer zurück
Unn an's Kartoffelküchelbrote.
Ganz warm unn wuhl werd's eem um's Herz
Vor Freed vergißt mer Leed unn Schmerz.

Wie koschber e Kartoffelsupp,
Wie koschber vunn en Pfannekuche!
Könnt' ich die zwä im Eltrehaus
Nor ee(n)mol ee(n)mol noch versuche!
Unn Herrgott, wass e Leckerei
Kartoffelknöpp, Kartoffelbrei!

Gebrühtene Kartoffelknöpp,
Uff die mei Mutter viel gehalte,
Die leuchten mer heut noch nit ei(n),
Die loß ich heut noch meiner Alte.
No, Alti, schneid' nor kee(n) Gesicht,
Sie sinn jo doch dei(n) Leibgericht!

Gebrötelte Kartöffelcher,
Geröscht'te, gut geröscht't mit Zwiwwle,
Wie fei(n), wie delekat sinn die!
Wass Fein'res loßt sich nit ergriwwle;
Aach vunn Kartöffelcher Salat,
Heringsalat, wie delekat!

Wann ich zu kummedire hätt',
's thät Kenner Schtärkmehl fabrezire!
For so Een hätt ich gar kee(n) Gnad,
Den ließ ich schnurstracks schtrangelire.
Däss elenn Zeug, wass früh'r nit war,
Mächt se so sünnlich theu'r, nit rar!

Wühlt's Plaschter uff! Zum Land enaus
Mit de Kartoffelschpekelante!
Wie all däss noch nit Mode war,
Wie grü(n) horr unser Palz geschtande!
Loßt die Kartoffel Grumbeer sei(n)
Unn macht aus Quetsche Branntewei(n)!

Auflösung des Anagramms in № 140:

Regen — Neger.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 142. Freitag, 27. November 1857.

Der Herbst.

Braun ist schon das Laub der Eichen
An des Waldes lichtem Saum,
Dichte Nebeldämpfe steigen
In der Thäler niederm Raum.
Süßer Sang der Nachtigallen
Tönt nicht mehr im Abendschein,
Muntrer Finken Chöre schallen
Nicht mehr in dem Buchenhain.

Lauer Weste leises Wehen
Lispelt nicht am Hügel hin,
Wo die Linden traurig stehen,
Halb entblättert ohne Grün.
Boreas durchsaust die Wälder,
Kühlt die einst beblümte Flur,
Und von Saat entblößte Felder
Zeigen der Verwüstung Spur.

Im verwaisten Garten prangen
Keine Blüthenzweige mehr,
Flora's Kinder sind vergangen,
Alle Beete stehen leer,
Fort sind Nelken, Balsaminen,
Schmucklos steht der Rosenstrauch,
Späte Astern und Georginen
Drückte schon des Eurus Hauch.

Dünner wird der Bäume Schatten
Auf dem laubbedeckten Plan,
Herbstzeitlosen auf den Matten
Zeigen schon den Winter an.
Im Gelände voller Reben
Tönte jüngst noch Winzerlied,
Doch die Lust und jedes Leben
Von dem kahlen Weinberg flieht.

Bild des Lebens! ach, so schwindet
Jede Wonne schnell dahin!
Kränze, die die Freude windet,
Welken mit dem Jugendsinn.
Zu den stillern Lebenshöhen
Führt die wechselvolle Bahn;
Minder laue Winde wehen
Dort den müden Pilger an.

Ungetrübte Lebenswonne
Blüht dem Erdbewohner nicht,
Doch die oft umwölkte Sonne
Sendet bald erneutes Licht.
Lasset, Freunde, uns nicht trauern,
Wenn die schön're Zeit vergeht;
Nicht fort kann der Sommer dauern,
Der zur andern Zone geht.

Nicht erglänzen die Gefilde
In des Lenzes Lieblichkeit,
Doch erfreuen die Gebilde
Segensreicher Fruchtbarkeit.
Wenn der Frühling Rosenlauben,
Blumenreiche Auen zeigt,
Bringt der Herbst den Saft der Trauben,
Der den düstern Gram verscheucht.

Leuchten in bebauten Räumen,
In den Tiefen und auf Höh'n
Gold'ne Früchte auf den Bäumen,
O, dann ist der Herbst auch schön!
Seht der Vorsicht weises Walten
In den Gaben auf der Flur;
Um die Menschen zu erhalten,
Gab sie Segen der Natur.

Bangte uns in trüben Tagen
Vor des Mangels Schreckenbild;
Da entfernte Furcht und Plagen
Bald die Vorsicht freundlich, mild.
Thaubenetzte volle Aehren
Reifen in dem Sonnenlicht;

Fülle soll dem Mangel wehren;
Darum, Freunde, zaget nicht.

Wir auch sollen Früchte bringen,
Streu'n des Guten goldne Saat;
Mög' dies Wirken stets gelingen
Als Ergebniß edler That.
Mögen Thoren ihren Lüsten
Fröhnen, und die Eigensucht
Sich in Ueberschätzung brüsten —
Taube Blüthen — ohne Frucht!

Werden, Blühen und Entschweben
Wechselt mit dem Flug der Zeit,
Schnell vergeht das Blüthenleben,
Das uns Lust und Freude beut!
Wenn die schön're Zeit verschwindet,
Wenn die dunkle Locke bleicht,
Glücklich, wer die Früchte findet,
Die ein edles Daseyn reicht!

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Einige Tage später brachte Dr. Klee Herrn Hind ein kleines Kästchen mit einem schönen Brillantschmuck und erzählte ihm: eine vornehme Dame, deren Ankunft in M. der Verhaftete durch das Tagblatt erfahren, habe ihm, dem Advokaten, am gestrigen Abende diesen Schmuck zugesandt nebst einigen Zeilen, worin sie ihm melde, sie verbürge sich persönlich für den Gefangenen und biete einstweilen diese werthvolle Parüre hier als Faustpfand für den Betrag der Schuld an, welchen sie alsbald nach ihrer Heimkehr einsenden werde. — „Was ist nun zu thun?" fragte Dr. Klee. „Bankier Meyer will diesen Schmuck nicht als Depositum, obschon er mehr als das Doppelte werth ist. Er besteht darauf, sein Geld zurückzuerhalten und will mit allen weiteren Accomodationen Nichts zu thun haben!"

„Wer ist diese vornehme Dame?" fragte Robert; „darf ich ihren Brief lesen?"

„Mit Vergnügen! Hier ist er, aber er trägt keine Unterschrift und die Handschrift ist verstellt. Ich habe Herrn van Waalen mein Ehrenwort gegeben, ihren Namen Niemanden zu nennen; aber ich darf zu Ihrer wie zu meiner Beruhigung anfügen, daß ich die Dame noch gesprochen und ihre mündliche Zusage empfangen habe, spätestens binnen acht Tagen das Geld an mich einzusenden und diese Parüre wieder auszulösen!"

Robert betrachtete den Schmuck bewundernd; er war von ausgezeichneter Arbeit und einem vortrefflichen Geschmack, obschon Rococco. Namentlich das Collier und die Broche waren Meisterwerke der Zeichnung und Joaillerie. Auf der Broche war eine schön verschlungene Chiffre A und G aus Rubinen und Smaragden angebracht, die sämmtlich von tadelloser Schönheit und seltenem Wasser waren. — „Seltsam!" sagte Robert nachdenklich, „diese Parüre ist offenbar ein Weihgeschenk und dient jetzt vielleicht dazu, die Folgen eines Verbrechens abzuwenden!"

„Dann gilt von ihr mit Recht der Spruch: Liebe deckt auch der Sünden Mängel!" erwiederte Klee. „Uebrigens ersehen wir daraus, daß der Fall des Oberstlieutenants van Waalen kein so hoffnungsloser ist, dagegen mit der größten Diskretion behandelt seyn will. Ich komme deßhalb zu Ihnen, mir Ihren Rath zu erbitten: wie und wo sollen wir diese Parüre gegen die Summe deponiren, welche zur Freilassung des Gefangenen nothwendig ist? Ich selbst kann weder auf dem Leihhause, noch bei Privaten oder Wechslern die nöthigen Schritte thun, ohne die ganze klatschhafte Stadt auf die Spur der hülfreichen Freundin des Verhafteten zu bringen. Es ist bereits stadtkundig, daß ich sein Anwalt bin. Wollen und können Sie nicht helfen?"

Robert besann sich eine Weile, dann sagte er: „Sie haben Recht; diese Angelegenheit muß mit größter Schonung vollends erledigt werden. Ich werde Ihnen das Geld zustellen und den Brillantschmuck einstweilen gegen Legschein verwahren. Aber ich knüpfe eine **Bedingung** daran: weder der Oberstlieutenant, noch die betreffende Dame, noch irgend Jemand sonst darf erfahren, daß ich geholfen habe! Ich will meinen Namen durchaus nicht in die Sache verwickelt sehen. Schreiben Sie gefälligst einstweilen den Legschein, während ich Ihnen die nöthigen Werthpapiere richte!"

10.

Dieses Geschäft war kaum erledigt und das Kästchen mit dem Schmuck verwahrt, als Herr v. Wilmar in's Zimmer trat und Robert auf's Herzlichste begrüßte. „Ich bin seit vorgestern Abend hier, allein es war mir unmöglich, Sie aufzusuchen, mein Freund," sagte er; „meine Frau ward plötzlich unwohl und konnte keinen Fuß aus dem Zimmer setzen und ich selbst hatte nothwendige und unaufschiebbare Verhandlungen mit Bankiers und Geschäftsleuten. Aber heute ist meine Frau wieder ganz hergestellt und läßt

Sie auf's Herzlichste einladen, ihr zu erlauben, daß sie die alte Bekanntschaft mit Ihnen erneuere. Ich habe ihr nämlich seit drei Wochen so viel von Ihnen und Ihrer außerordentlichen Umsicht und Geschäftstüchtigkeit erzählt und ihr auseinandergesetzt, wie viel sie und ich Ihrem Rathe verdanken und auf welche Weise Sie mir plötzlich wieder Vertrauen zu meinen Unternehmungen eingeflößt haben, daß es meine theure Amalie drängt, Ihnen zu danken. Also kommen Sie, mein Freund! auch Georgine wird sich freuen, ihren lieben Bekannten wieder zu sehen!"

Robert fand sich namentlich durch die letztere Bemerkung bestimmt, noch ein wenig Toilette zu machen, bevor er Herrn v. Wilmar nach seiner Wohnung im ersten Hotel der Stadt folgte. Frau v. Wilmar schien ihn zu erwarten und bereitete ihm einen in der That auszeichnenden Empfang. Es war ein Wiedersehen, das auf beiden Seiten überraschte. Frau v. Wilmar war nicht wenig verwundert, den einst schüchternen und etwas linkisch-blöden Jüngling nun als einen Mann wiederzufinden, mit dem an kräftiger, ausdrucksvoller Schönheit sich nur Wenige messen konnten, und dessen Benehmen den gewiegten, lebenserfahrenen, gebildeten und weitgereisten Weltmann verrieth. Robert dagegen war betreten von der seltenen sinnlichen Schönheit dieser Frau; ein leichter Hang zum Embonpoint lieh der kräftigen Gestalt noch mehr Imposantes, ohne die Grazie zu verwischen, die jede ihrer runden Bewegungen, ihrer wellenförmigen Linien athmete. Das volle Gesicht hatte mehr Farbe als früher und das Auge lag etwas tiefer, aber es blitzte und strahlte noch feuriger als ehedem und auf der klaren Stirne lag nicht mehr der alte Stolz, sondern etwas halb Melancholisches, Nachdenkliches, während das zitternde Ebben und Fluthen der feinen Nasenflügel ein mysteriöses Verlangen und Begehren, eine versteckte Leidenschaft verrieth, um Mund und Kinn aber alle Grazien und Liebesgötter gelagert schienen.

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Nach der Abreise des Klinger'schen Ehepaares, welche am andern Tage erfolgte, blieb Antonie in scheinbar froher Stimmung; nicht ganz konnte sie jedoch das scharfsichtige Auge besorgter Freundschaft täuschen. Bertha's Besorgnisse um sie mehrten sich — doch bald glaubte sie Gründe gefunden zu haben, welche ihr Herz beruhigten. Ein Freund ihres Hauses, ein vortrefflicher, liebenswürdiger Mann interessirte sich lebhaft für Antonie, und sie glaubte bemerkt zu haben, daß auch deren Blicke mit ganz besonderer Theilnahme an ihm hingen. Sollte sie wohl Liebe für ihn empfinden und bei der bescheidenen äußeren Stellung, welche er einnahm, mit sich und den Wünschen ihres Bruders in Widerspruch stehen? Sollte sich dadurch nicht so manches Auffallende in ihrem Benehmen erklären lassen? — Bertha sprach mit ihrem Manne darüber, der ebenfalls überzeugt war, daß sein Freund Antonien liebe, doch nicht, daß sie dasselbe Gefühl für ihn theile. Bertha aber glaubte daran, und da sie selbst das höchste Glück ihres Lebens in ihrer Liebe fand, so war sie überzeugt, daß auch ihre Freundin dem Glück einer stillen, wahren Liebe mit Freuden allen künftigen Glanz zum Opfer bringen würde. Sie täuschte sich auch nicht. In Antoniens innerstem Herzen sprach es deutlich, daß sie an der Seite eines Mannes, den sie wahrhaft lieben und achten könnte, beglückter seyn würde als in äußerer Pracht und Reichthum; sie fühlte sich zu dem Hausfreunde Bertha's mächtig hingezogen. Der ernste, männliche und dabei so gefühlvolle, edle Mann fesselte sie und erfüllte sie mit hoher Achtung und Liebe für ihn; jetzt erst wurde ihr das Nichtige, ja das Niedrige ihrer Leidenschaft für Arthur ganz klar und das Bewußtseyn dieses getrübten unseligen Verhältnisses wurde die unversiegbare Quelle namenloser Scham und Reue. Wie gerne hätte sie alle ihre hohen Träume von einer glänzenden Zukunft hingegeben, um damit diese Vergangenheit vergessen zu machen, welche sich wie ein hämisches Gespenst zwischen sie und ihr besseres Selbst drängte und störend Gegenwart und Zukunft verdunkelte.

So schied sie endlich, innerlich mit sich selbst zerfallen, von Bertha, die sich nicht mehr in sie finden, nicht mehr ihr Thun und Lassen begreifen konnte. Mit der schmerzlichsten Besorgniß sah sie die theure Freundin scheiden; — ihr Mann, welcher Antonien mehr durchschaut und errathen hatte, mochte ihr das Räthsel nicht lösen, auf diese Jugendfreundschaft, die im Sonnenglanze in ihrem Herzen strahlte, keinen trüben unvertilgbaren Schatten werfen.

Antonie reiste nach Schloß Rosenfeld, ohne vorher U. zu berühren. Sie fand ihre Schwester als schönen trauernden Vogel im goldenen Käfig.

Mit verschwenderischer, aber steifer geschmackloser Pracht hatte Herr von Klinger seinen Landsitz ausgestattet, dessen reizende Lage die schönsten und herrlichsten Naturgenüsse darbot. Ein widerlicher Junggeselle ohne Geist und Herz hatte Herr von Klinger bis jetzt nur Freude gefunden an seinem kalten Reichthume, in dessen Vergrößerung er den Stolz seines Lebens fand; kleinlich eitel überwand er sich zuweilen und verwendete bedeutende Summen auf den Ausputz seiner Besitzungen, und je theurer dieser war, je werthvoller und befriedigter erschien er ihm, gleichviel, ob dem schönen Geschmacke dabei Hohn gesprochen wurde oder nicht. Geizig, wie er war, hütete er mit pedantischer ängstlicher Sorgfalt seine Schätze, und diese waren nur da, um der Welt zu zeigen, wie reich er sey, nicht aber, um sie zu einem komfortablen Leben zu benutzen.

In dem prachtvollen Schlosse Rosenfeld bewohnte er in der zweiten Etage einige unbedeutende Zimmer und seine Frau mußte sich mit solchen im Erdgeschosse begnügen; dagegen ging er jeden Tag mit ihr durch die geschmückten Räume des ersten Stockes, um sie anzustaunen und zu wachen, daß nicht die Nachlässigkeit der Diener irgend ein Stäubchen oder gar eine Fliege darin dulde. Er strich forschend mit den hageren Fingern über die reichen Möbeln, er suchte ängstlich in den Falten der schweren seidenen Vorhänge, ob er keine Spur davon entdecke — und wehe dem dienenden Personale, wenn es sich etwas hatte zu Schulden kommen lassen. Ebenso ging er, seine Gattin am Arme, täglich einige Stunden durch den Park, welcher das Schloß umgab, umherspähend, ob nicht hin und wieder ein Gräschen im Wege wachse, krittelte da und dort an Kleinigkeiten herum, und freute sich weder des Anblickes der herrlichen Natur noch der Kunst, welche in reizenden Bosquets, in prachtvollen Baumgruppen, in wundervoll schön arrangirten Blumenbeeten, in Fontänen und Wasserfällen ihr anmuthig bezauberndes Spiel mit dieser trieb. Nichts von allen diesen Herrlichkeiten konnte ihn entzücken — es fiel ihm dabei nur ein, was es koste und wie reich er sey, daß er so viel dafür ausgeben konnte. Nur diese Gedanken beschäftigten und erschreckten zugleich seine goldene Phantasie. Nicht anders betrachtete er auch seine schöne Frau — es war ihm ein schönes Möbel, das er an sich gebracht, um es besehen und bewundern zu lassen. Mit der größten Zuvorkommenheit wurden den Fremden, welche diese Gegend besuchten, das Schloß Rosenfeld und seine Herrlichkeiten gezeigt, und wenn diese in laute Lobeserhebungen und Verwunderung ausbrachen, dann feierte seine kalte, trockene Hoffarth süße Triumphe, dann nahm er auch seine stets prachtvoll herausgeputzte Frau an den Arm und führte sie, wie zufällig, den Besuchern zur Schau vor, und wenn auch diese durch ihre Schönheit allgemeine Bewunderung erregte, war er mit seiner Verheirathung zufrieden.

(Fortsetzung folgt.)

Zweibrücken.

Sonntag, den 29. November 1857

Vocal- und Instrumental-Concert

im Casino-Saale,

gegeben von

Jos. Heß

mit seinen beiden Kindern **Moritz** und **Rudolph** und unter gefälligen Mitwirkung hiesiger musikalischer Kräfte.

PROGRAMM.

Erste Abtheilung.

1) Ouverture zu „Figaro's Hochzeit" von W. A. Mozart.
2) Introduction und Variationen in A dur für die Violine von C. de Beriot, gespielt von **Rudolph Heß**.
3) Duett aus der „Jüdin" von Halevy.
4) Introduction und Variationen für die Violine, über das Thema „Ich bin der kleine Tambour" ꝛc. ꝛc. von Ferd. David, gespielt von **Moritz Heß**.

Zweite Abtheilung.

5) Sonate für das Violoncello von B. Romberg.
6) Männerchor.
7) Concert für 2 Violinen von Ch. Dancla, gespielt von **Moritz** und **Rudolph Heß**.

Anfang 7 Uhr Abends.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 143. Sonntag, 29. November 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Die Aufnahme, welche Robert von Seiten der Frau von Wilmar fand, war eine höchst schmeichelhafte. Sie behandelte ihn wie einen lieben alten Bekannten, welchen man nach jahrelanger Trennung um so herzlicher, liebevoller begrüßt, je mehr man sich über die günstige Veränderung freut, die während dieser Abwesenheit innerlich wie äußerlich mit ihm vor sich gegangen ist. Frau von Wilmar wußte in ihre Freundlichkeit so viel Verehrung und ausgezeichnende Hochachtung zu legen, fragte mit so viel Wärme und Bewunderung nach den Reisen, welche Robert gemacht hatte, sprach von dem allgemeinsten Rufe einer seltenen Tüchtigkeit, der ihm voranging, von der innigsten Hochschätzung, die eine solche selbsterrungene Stellung im Leben für deren Eigenthümer heische, daß Roberts stilles Erstaunen immer höher stieg und er sich betroffen fragte: ob denn dies wirklich die kalte, stolze, selbstsüchtige Frau von ehedem sey, gegen welche er und seine Mutter einst ein wahres Vorurtheil gehegt habe. Die ganze Unterhaltung, welche sie mit ihm führte, war geeignet, seine geistigen Vorzüge, seine seltenen Kenntnisse und Erfahrungen an's Licht zu ziehen, wie bescheiden und anspruchslos Robert auch alle ihre Fragen beantwortete, wie sehr ihn auch der beinahe unverwandt auf ihm haftende Blick der Frau von Wilmar, der übrigens nur wohlwollendes Interesse verrieth, beinahe verlegen machte.

Georgine saß stumm etwas abseits und betrachtete mit einer fast ängstlichen Spannung die ganze Scene. Ihr Ohr verlor kein Wort von der gesammten Unterhaltung; aber während sie auf der einen Seite stolz darauf war, daß Robert dieses Examen auf solch glänzende Weise bestand, überkam sie andrerseits eine vage Unruhe darüber, was denn wohl der Zweck einer derartigen Katechisation seyn könne. Was will nur Mama von Robert? fragte sich Georgine mißtrauisch; weßhalb diese Wärme gegen ihn, diese Vertrauen erweckende Herzlichkeit, welche sie bis jetzt noch gegen Niemand gezeigt hat? Es war Georginen, als läge diesem Wohlwollen irgend ein geheimes, jedenfalls selbstsüchtiges Motiv zu Grunde, um so mehr, als auch Papa mit aller Aufmerksamkeit und sichtlichem Vergnügen dieser Unterhaltung folgte und ein Interesse dafür zu haben schien, daß Robert die Prüfung mit Erfolg bestehe. Wie? sollte Papa geahnt haben, wie werth Robert ihr war? sollte Mama ihm nur darum auf den Zahn fühlen wollen, um zu erfahren, ob Robert ihrer auch würdig sey? Dieser plötzliche Gedanke durchzuckte Georginen mit einem gewissen Schrecken; wie sie sich auch in der Verwirklichung dieser Idee glücklich gefühlt haben würde, so erbebte sie doch vor der Möglichkeit, daß die Mama dieses ihr holdes Geheimniß ermittelt haben könnte, auf dessen Verwahrung ihre jungfräuliche keusche Seele noch so eifersüchtig war. Je länger sie darüber nachdachte, desto stärker schwollen Schreck und Unruhe an, welche sie darüber empfand. Sie vermochte der Unterhaltung nicht mehr zu folgen und hörte nicht, daß Mama Herrn Hind freundlich bat, ihnen die Kunstschätze und Merkwürdigkeiten von M. zu zeigen, und auf Robert's bejahende Antwort sich nur auf einige Minuten beurlaubte, um ihren Anzug zu ordnen. Herr von Wilmar geleitete seine Frau in ein Nebenzimmer. Georgine und Robert blieben für eine Weile allein. Er erfaßte ihre Hand, zog sie an sein Herz, an seine Lippen und schwelgte im Genusse dieses kurzen Wiedersehens unter vier Augen.

Während dem fragte Herr v. Wilmar drinnen seine Frau: „Nun, meine süße Amalie! wie findest Du Herrn Hind? Habe ich etwa zu viel von ihm gesagt?"

„Keineswegs, mein Lieber! er ist bedeutend; er ist sogar weit mehr, als Du von ihm rühmtest. Mich dünkt, er ist ganz der Mann, welchen Du zu Deinem Faktotum brauchst, und es handelt sich nur darum, ihn zu gewinnen!"

„Das wird allerdings nicht leicht seyn, mein Engel," erwiederte Herr von Wilmar; „seine jetzige Stellung ist nicht nur sehr einträglich, sondern verleiht ihm auch in der Handelswelt ein gewisses Relief, eine Autorität, welche ihm die großartigste Laufbahn sichert. Wenn Du jedoch die Freundlichkeit haben wolltest, meine theure Mali, Deine diplomatischen Künste gegen ihn geltend zu machen," setzte er schmeichelnd hinzu und küßte ihr die Hand, — „ihr Frauen vermögt ja alles . . . ."

„Ueberlaßt ihn nur mir, mein Lieber!" erwiderte Frau von Wilmar und lächelte ihrem Gatten sonnig zu; „ich hoffe, wir werden ihn zu werben vermögen. Habe ich Dir nicht soeben den Beweis geliefert, daß ich Deinen Wünschen und unserem Familien-Interesse die größten Opfer bringen kann?"

„Ja fürwahr, Du bist eine Fee, eine Zauberin," sagte Herr von Wilmar.

„Herr Hind wird mit uns speisen und nach Tisch suchen wir ihn zu gewinnen. Es wird Deine Sorge seyn, mein Lieber, daß Georgine uns alsdann auf eine Stunde mit ihm allein läßt!"

Wenige Minuten später kehrten Frau und Herr v. Wilmar wieder zu Robert und Georginen zurück. „Georgine, hole Deinen Hut und Schleier, wenn Du uns begleiten willst," sagte die Mama. „Darf ich um Ihren Arm bitten, Herr Hind?"

Robert erröthete ob dieser unerwarteten Auszeichnung; das ganze Benehmen dieser Frau gegen ihn schien gleichsam bemerkbar machen zu wollen, daß sie die früher ihm angethane kränkende Mißachtung durch die zuvorkommendste Auszeichnung vergessen machen wolle, und dies zerstörte beinahe alle Vorurtheile, die er früher gegen sie gehegt hatte. Georginen schnitt es ordentlich in's Herz, als sie gewahrte, wie z. B. in den schönsten Kirchen der Stadt und in der Gemäldegallerie die Leute sich umwandten oder stehen blieben, um bewundernd dieses schöne Paar zu betrachten; und ihr däuchte es, als ob die Mama ihr den Freund, den Geliebten rauben wollte.

Als nach dem gemeinsam eingenommenen Diner der Papa Georginen auf ihr Zimmer führte und ihr die Wahl ließ, ob sie einen Besuch bei Madame Depays machen oder allein bleiben wolle, weil Mama und er auf ein Stündchen eine wichtige Unterredung mit Herrn Hind zu führen haben, an deren Erfolg auch sie mittelbar betheiligt seyn würde, da erfaßte Georginen eine namenlose Unruhe. Sollte Robert um sie geworben haben? sollten die Eltern gewillt seyn, ihn zum Schwiegersohne zu gewinnen? fragte sie sich unter den peinlichsten Zweifeln, die ihr beinahe ein Fieber verursachten.

Mittlerweile ward Herrn Hind durch seinen Gönner einfach der Vorschlag gemacht, als Chef seiner sämmtlichen industriellen Unternehmungen und Verwalter seines gesammten Vermögens in seine Dienste zu treten; jede Forderung und Bedingung, die er stellen werde, sey ihm zum voraus gewährt.

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Pauline fühlte sich unglücklich und mehr noch gelangweilt — selbst die kostbarste Garderobe, welche ihr Mann angeschafft, und der endlich nach vielen dringenden Vorstellungen angekaufte Brillantschmuck machten ihr nur kurze Freude, denn sie mußte sich nach seiner Vorschrift, nach seinem Geschmack kleiden und mit grausamer Pedanterie bewachte er die kostbaren Kleider, um sie vor jedem Flecken, vor jedem Fältchen zu bewahren. Zärtlicher wurde er auch nicht, selbst Paulinens schmachtende Blicke, mit denen sie ihre langweiligen Stunden zu verkürzen versuchte, schien er nicht zu verstehen und es ihm nicht möglich zu werden, aus seinem pedantischen, kalten, formellen Wesen herauszukommen.

Antonie kam an. Mit der leichten Beweglichkeit ihres Wesens versuchte sie die Pein ihres Innern abzuschütteln, und es gelang ihr wenigstens so weit, daß diese der äußeren Welt verschlossen blieb. Schnell übersah sie die ganze Lage ihrer Schwester und es bedurfte deren Klagen nicht, um sie in alle Widerwärtigkeiten ihrer Verhältnisse einzuweihen. Sie fing damit an, ihrem Schwager sein Leben und seine Einrichtungen

lächerlich zu machen und suchte mit Witz und Verstand bei ihm durchzubringen. Doch bald mußte sie einsehen, wie schwer es ist, gegen eingewurzelte Gewohnheiten, Geiz und Dummheit anzukämpfen. Large vermochte sie gar nichts zu ändern; endlich gelang es dem Zufall, die lächerlichste Einrichtung des Hauses anders zu gestalten — und damit war viel gewonnen. Es befand sich nämlich in der prachtvollen ersten Etage auch ein luxuriös ausgestattetes Schlafgemach, welches den Fremden als dasjenige der gnädigen Herrschaft bezeichnet werden mußte. Eine etwas neugierige Französin brachte den sie begleitenden Diener zum Plaudern und erfuhr, daß dies nur ein Prunkgemach sey und der gnädige Herr in seinem sehr einfachen Kabinette der zweiten Etage, die gnädige, schöne Frau aber in dem ihren im Erdgeschosse schlafe. Dieser komische Umstand verbreitete sich bald in der ganzen Umgegend und gab zu sehr lächerlichen Gerüchten Anlaß. Antonie säumte nicht, diese ihrem Schwager wieder zu erzählen und bewirkte dadurch, daß seine verletzte Eitelkeit den Sieg über seinen Geiz errang. Mit schwerem Herzen entschloß er sich, mit seiner reizenden Gattin hinter den schweren, kostbaren Damastvorhängen zu schlafen — und Pauline durfte sich an der reichen, silbernen Toilette aus- und ankleiden. Von dieser Zeit an gewann die schöne Frau nach und nach mehr Gewalt über ihren Eheherrn.

Da nun einmal die Pforten des verschlossenen Paradieses geöffnet waren, benutzte Antonie schnell diesen Umstand und nistete sich in der Belle-Etage ein, welche sie bald mit ihrer Schwester ganz im Besitz hatte. Es kostete zwar den armen Klinger manchen Seufzer, als er so die Entweihung seines Heiligthums mit ansehen mußte, und er berechnete Tag und Nacht, wie viel alle diese kostbarsten Gegenstände durch ihre tägliche Benutzung an Werth verlieren müßten. Allein es half nichts — Antonie und Pauline ließen sich nicht mehr aus dem angenehmen Besitz vertreiben. Es war dies der erste Schritt, dem die andern folgen sollten. Damit aber ging es sehr langsam und selbst in den zärtlichsten Stunden forderte ihn seine schöne Frau vergebens zu Geldspenden auf — und weder Theodors noch ihrer Mutter Verlegenheiten wurde abgeholfen.

Antoniens Geduld ging zu Ende. Sie wollte mit Gewalt die vollen Geldkisten sprengen und das todte Metall für sich und ihre Familie in Umlauf setzen. Vergebens — sie überwarf sich durch diese Versuche ganz mit ihrem Schwager und mußte bald einsehen, daß sie in ihren Hoffnungen auf äußeres Glück sich ebenso getäuscht hatte, wie für sie kein inneres mehr zu finden war. Sie blieb allein auf Rosenfeld zurück, als v. Klinger mit seiner reizenden Frau nach U. ging, um den Winter dort zuzubringen.

Theodor war über diesen Entschluß Antoniens ganz außer sich; er hatte noch immer gehofft, den Geiz seines Schwagers zu besiegen, Paulinen ein Haus machen zu sehen und für Antonien eine reiche Heirath zu Stande zu bringen — und nun blieb diese auf Schloß Rosenfeld zurück und jene seufzte und weinte nur, daß sie nichts über ihren Gatten vermochte. Sie hätte mit ihren Reichthümern sehr gerne geprunkt und fühlte sich nun unglücklich, daß sie es nicht so konnte, wie sie es gerne gewollt; doch als sie endlich ihren Mann vermochte, etwas für ihre Familie zu thun, beruhigte sie sich einigermaßen und da Unglück und Thränen ein Lebensbedürfniß für sie waren, so wurde sie unter ihrem Einflusse immer schöner und blühender.

Antonie brütete indessen in den einsamen Stunden, welche ihr in den prachtvollen Räumen, welche sie allein bewohnte, langsam hinschlichen, über Vergangenheit und Zukunft. Beide erschienen ihr immer unheilvoller und sie gab sich einem wilden, verzweiflungsvollen Schmerze hin über ihre getäuschten Lebenshoffnungen; — oft auch suchte sie wieder Trost in phantastischen Bildern, mit denen sie die Zukunft auszuschmücken suchte — peinigende Selbstanklagen wechselten mit großen, edlen Vorsätzen in der wunden Brust oder mit völliger Erschlaffung und Niedergeschlagenheit. An Bertha schrieb sie zuweilen lange Briefe voll sonderbarem, unerklärbarem Inhalt, die diese mit unsäglicher Angst erfüllten. Wie gerne wäre sie zu ihr geeilt, um den Schleier zu lüften, welcher ihr das so befreundete, innig geliebte Wesen trübe und geheimnißvoll erscheinen ließ, aber die besorgte und mächtig gebietende Mutterliebe hielt sie an der Wiege ihres erstgeborenen Kindes fest und sie konnte nur liebende und beruhigende Worte der Freundin senden.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Ein wohlhabender Landmann ging mit seiner Frau und zwei Kindern auf den Triumphbogen in Paris; wie sie eben die Treppe hinaufstiegen, stürzte ein Mann mit verstörtem Antlitz an ihnen vorüber und stieg die Stufen hinauf. Wenige

Minuten später erreichten sie selbst die Höhe, hatten aber kaum Zeit Athem zu schöpfen, als sie Jemanden bitterlich schluchzen hörten und eben noch bemerkten, wie der Fremde Augen und Hände wie betend zum Himmel hob und sich dann von der Höhe hinunterstürzen wollte. Mit einem Angstruf warf sich ihm der gutmüthige Mann aus der Provinz entgegen und hielt ihn fest. „Laßt mich sterben," flehte der Andere, „laßt mich mein Elend enden." „Das werde ich wohl bleiben lassen," erwiederte ihm sein Retter. „Erinnert Euch nur, Mann, Ihr zerstört ja Leib und Seele zu gleicher Zeit." Die ganze Familie bemühte sich jetzt, den Unglücklichen zu trösten, der sich denn auch endlich ihren freundlichen Vorstellungen hingab. Seine Leidensgeschichte war kurz: vor drei Monaten sah er sein Weib, sein Alles sterben und begraben; fürchterlicher Schmerz über den Verlust des ihm nur zu theuren Wesens raubte ihm auf kurze Zeit die Vernunft, bübische Hausgenossen benutzten sein Elend und bestahlen ihn um alles, was er noch besaß. Die einzigen Verwandten, die er hatte, lebten in Brasilien und konnten ihn nicht unterstützen — ihm blieb keine andere Wahl, als zu sterben. Der Mann aus der Provinz, gerührt von dem Unglück des Fremden, führte ihn bei seinem Freund, einem Professor, ein; alle Versuche aber, ihn aufzuheitern, blieben umsonst. Schweigend ließ er sich in das für ihn bestimmte Schlafgemach führen, und am andern Morgen war — weder er noch das Silberzeug und verschiedene andere Kostbarkeiten des ehrlichen Professors mehr zu finden. Allen Nachstellungen ungeachtet blieb er spurlos verschwunden.

Im „Constitutionnel" gibt Herr Granier aus Cassagnac eine chronologische Uebersicht der 84 Mißjahre, welche Frankreich seit 1515 betrafen, was 84 Nothjahre in 441 Jahren oder durchschnittlich 18 per Jahrhundert, beinahe eins alle sechs Jahre, ergibt. „Es wäre ungegründet, sich mit dem Gedanken zu ängstigen, daß Frankreich die zu seinem Bedarf nöthige Quantität Getreide nicht regelmäßig produzirt. Nur die armen, mittelmäßig bevölkerten Länder wie Polen, die Ukraine, die Donaufürstenthümer, Ungarn, die Türkei, Egypten, Spanien, Algier und die Vereinigten Staaten haben Getreide übrig. Die reichen bevölkerten Länder verkaufen kein Getreide, weil sie es selbst verzehren."

Charade.

Von des Lebens Müh' entbunden,
Wallt der fromme Pilger heut'
In den Gott geweihten Stunden
Andachtsvoll und hocherfreut
Zu des Ersten heil'ger Schwelle,
Schöpfend aus des Lebens Quelle.

König, Bettler, Greis und Knabe,
Hier nicht mehr getrennt durch Tand,
Von der Wiege bis zum Grabe
All' umschlungen durch ein Band,
Sich dem Herrn des Hauses nahen,
Heil und Segen zu empfahen.

Und sey arm, sey reich hienieden,
Sey hier König oder Knecht,
Nur im Herzen wohne Frieden,
Und du bist dem Hausherrn recht;
Gleich und recht, ob Purpur, Seide,
Ob der Kittel dich umkleide.

Ordensband und Purpur, Seide,
Oeffnet nur mein Zweites dir,
Und im kostbaren Geschmeide
Siehst du alles glänzen hier;
Hier erhebt nicht Tugend-Würde,
Nur der Hoheit schwere Bürde.

Und der letzte von den Wegen,
Der durch's Erdenleben geht,
Führt dem Ganzen dich entgegen,
Wo der Täuschung Traum vergeht;
Wo der König — Bettler wieder
Alle gleich sind — alle Brüder.

Wo der Erdenmensch erbebet,
Trag' er Kron und Ordensband —
Vor dem Blicke, welcher schwebet
An der Gräber düsterm Rand,
Wo der Hoheit Glanz verschwindet
Und nur Tugend Kränze windet.

Wo die Liebe heiß beweinet
Den zu früh verlornen Freund,
Wo auf Nacht der Tag erscheinet,
Wo der Dulder nicht mehr weinet;
Wo der Adel nur der Seele —
Ahnen nicht — Verdienste zählen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 144. Dienstag, 1. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Robert ward von diesem Anerbieten im höchsten Grade überrascht, ja überwältigt, daß er beinahe um eine Antwort verlegen war. „Ich weiß in der That nicht, Herr v. Wilmar, wie ich zu einer solchen Ehre komme!" stammelte er. „Ich fürchte nur, Sie überschätzen meine Fähigkeiten! Ich bin beinahe noch zu jung für eine Stellung, die so große Umsicht und Ausdauer erfordert, aber auch eine so hohe Verantwortlichkeit mit sich bringt. Ich habe nicht Herrn Wagner's lymphatische Ruhe, an der sich alle äußeren Angriffe brachen . . . . ."

Herr v. Wilmar und Amalie bestürmten ihn mit Bitten, mit Schmeicheleien, Liebkosungen, versicherten ihm ihres unbedingten Vertrauens, welches ihm gewiß ein wesentlicher Sporn sey, und ihrer Bereitwilligkeit zu jedem Geständnisse, die ihm seine Anordnungen erleichtern werde; allein Robert schien je länger desto mehr Bedenken zu hegen.

„Ich durchschaue nun, was Sie befürchten, mein lieber Herr Hind!" sagte Herr v. Wilmar endlich; „Sie wähnen entweder, der Stand meiner Angelegenheiten sey ein nahezu hoffnungsloser, oder aber: Ihre künftige Stellung werde Sie in die Unannehmlichkeit versetzen, mir Einschränkungen auferlegen zu müssen, welche mir nicht willkommen seyn könnten! Sie haben ohne Zweifel von den Mißhelligkeiten gehört, welche zwischen dem seligen Herrn Wagner und mir obgewaltet haben und worin ich — zu meiner Schande sey es gesagt, — im Unrecht war und die Bemühungen dieses Ehrenmannes mit Undank lohnte . . . . . Nein, nein! leugnen Sie es nicht, Sie haben davon gehört. Aber ich verpfände Ihnen mein heiliges Ehrenwort, daß Sie niemals derlei Widerwärtigkeiten zu befürchten, sondern in Allem freie Vollmacht haben sollen . . . ."

„Und wenn Ihnen eine Zusage von meiner Seite einige Beruhigung gewähren kann, Herr Hind," fügte Frau v. Wilmar hinzu, „so gebe ich Ihnen aus freiem Antriebe die Versicherung, daß ich aufrichtig bereue und beklage, aus Unkenntniß über den eigentlichen Stand der Verhältnisse meines Gatten früher durch allzu großen Aufwand seine Ruhe beeinträchtigt und die Existenz seiner Unternehmungen wie seiner kaufmännischen Stellung untergraben zu haben! Ich betheure Ihnen, daß es mein fester Entschluß ist, so lange in möglichster Einfachheit und Einschränkung auf unserm Gute zu leben, bis die Wunden geheilt seyn werden, welche die jüngsten Umwälzungen und unruhigen Zustände dem Wohlstande unsers Hauses geschlagen haben. Es soll eine Art Sühne seyn, durch die ich frühere Verirrungen verbüßen will!"

„Gnädige Frau! . . . Amalie!" riefen Robert und Herr v. Wilmar ebenso überrascht als bewundernd wie aus Einem Munde, denn beide begriffen, was es der stolzen Frau kosten mußte, dieses Geständniß gethan zu haben. Beide erblickten darin einen anerkennenswerthen ehrenden Beweis von Edelmuth und erhabener Denkweise.

„Gnädige Frau! Herr von Wilmar!" entgegnete Robert bescheiden, „Sie verkennen die Beweggründe meines Zögerns! Meine hiesige Stellung ist es zunächst, welche meinen raschen Entschluß hemmt. Mein Verhältniß zur Handelsgesellschaft kann nur nach sechsmonatlicher Kündigung gelöst werden. Auch kenne ich ja noch nicht entfernt den Umfang meiner künftigen Thätigkeit an der Spitze Ihrer Geschäfte! . . . ."

Kurzum, am Ende einigte man sich dahin: Robert solle so rasch wie möglich einen Urlaub

on einigen Wochen nachsuchen und zu einem Besuche in Liebfrauenau verwenden, um sowohl Herrn v. Wilmar selbst zu einer klaren Uebersicht über seine Verhältnisse zu verhelfen, als auch sich mit der angebotenen Stellung vertraut zu machen, und erst dann bleibe ihm anheimgegeben, seinen Entschluß über Annahme oder Nichtannahme zu fassen und allfällig sein jetziges Verhältniß zu lösen. Wir brauchen kaum wohl erst hervorzuheben, daß der Gedanke an Georginen nicht das unwirksamste Motiv war, Robert für die Idee der Uebersiedelung nach Liebfrauenau zu gewinnen.

11.

Am Tage, nachdem Herr v. Wilmar Robert den Antrag gemacht hatte, die Stelle eines Chefs seiner industriellen Etablissements zu übernehmen, reiste die Familie Wilmar nach Hause. Robert hatte noch Zeit gefunden, Georginen zuzuflüstern, daß er sie binnen Kurzem in der Heimath wieder zu sehen hoffe und das holde Kind sah bei dieser Versicherung all seine Unruhe und Zweifel schwinden, und fühlte in seinem Gemüthe wieder neue Hoffnungen aufsprießen. Die unverkennbare Hochachtung, welche ihre Eltern Robert zollten, war ihr wohlthuend und bestärkte noch ihre Hingebung für ihn. Robert seinerseits sah mit Sehnsucht der Rückkehr seines Vorgesetzten von der Reise entgegen, um, der Einladung der Familie Wilmar folgend, einige Tage in Liebfrauenau verbringen zu dürfen. Allein vorerst nahmen ihn andere Geschäfte in Anspruch. Ungefähr acht Tage nach der Abreise der Wilmar's brachte ihm der Advokat Klee das Geld zu Auslösung des Brillantschmuckes, und Robert behändigte ihm denselben, nachdem er ihn, wie seither mehrfach, noch einmal mit besonderem Interesse betrachtet und sich über die Schönheit der Steine wie der geschmackvollen Fassung gefreut hatte; und da noch am selben Tage der Direktor der Handelsgesellschaft zurückkehrte, so nahm Robert Veranlassung, demselben gelegentlich und mehr anekdotisch den Vorfall mit dem sogenannten Oberstlieutenant van Waalen zu erzählen. Den Direktor schien die Sache sehr zu interessiren und Robert holte sowohl das Schreiben des Geschäftsfreundes H. herbei, welches in dieser Angelegenheit eingelaufen war, als auch das von Herrn van Waalen abgegebene, welches halb Empfehlung, halb Kreditbrief war.

„Ich bin sehr froh und Ihnen zu Dank verbunden, mein lieber Herr Hind, daß Sie so und nicht anders gehandelt haben," erwiederte der Direktor. „Die Sache mag zwar auf den ersten Blick sehr unverdächtig erscheinen, wenn ich sie aber mit mehreren Schwindeleien zusammenhalte, die erst seit Kurzem in verschiedenen Handelsstädten des Binnenlandes vorgefallen und mir unterwegs aus guter Quelle erzählt worden sind, so möchte ich beinahe behaupten: wir haben es nur Ihrem Takt zu verdanken, daß wir einem geschickt angelegten Betruge entgangen sind. Haben Sie schon an unsern Geschäftsfreund in H. darüber geschrieben?"

„Bis jetzt noch nicht," erwiederte Robert; „Herrn van Waalen's Abreise von hier und die befriedigende Beilegung seines unangenehmen Handels durch fremde Vermittelung schienen es mir überflüssig zu machen. Ueberdem war die Sache auch kitzlich und ich fand noch keine Gelegenheit, diesen Gegenstand bei anderweitiger Veranlassung zu berühren."

„So schreiben Sie mir gefälligst sogleich den ganzen Hergang nieder, lassen Sie diese beiden Briefe autographiren oder photographiren und legen Sie die künstlichen Kopien Ihrem Schreiben bei. Ich werde dann ebenfalls noch einige Zeilen dazu legen, damit unser Geschäftsfreund vor diesem Herrn gewarnt wird, wenn er ihn etwa kennt, oder sich selbst und Andere vor Schaden verwarnt, wenn hier wirklich Betrug und Fälschung mit unterlaufen sollte. Sobald wir sodann von H. einen beruhigenden Bescheid erhalten haben, steht dem Antritt Ihres Urlaubs nichts mehr entgegen."

So unlieb Herrn Hind die hiedurch herbeigeführte Verzögerung auch war, so ergab er sich doch darein. Er fühlte selber eine gewisse Spannung und Neugier, von dem verdächtigen van Waalen mehr zu erfahren, denn er hatte eine undeutliche Ahnung, dieser Mann werde ihm später noch einmal auf seinem Lebenswege begegnen.

Robert brauchte übrigens nicht lange auf Bescheid zu warten, denn schon die umgehende Post brachte die Nachricht, daß die beiden Schreiben in van Waalens Angelegenheit nur geschickte Fälschungen, dieser selbst aber unter seinem jetzigen Namen dem Kaufherrn ganz unbekannt sey, dagegen die erhaltene Personalschilderung auf einen früheren Commis seines Hauses passen würde, welcher vor Jahren wegen Veruntreuungen weggejagt worden sey. Der Kaufherr forderte den Direktor auf, den Schwindler und Fälscher sogleich mittels der Polizei verfolgen und zur Haft bringen zu lassen; allein diese Schritte blieben

trotz der versprochenen Belohnung, die auf die Beiführung des Betrügers gesetzt worden war, erfolglos; — van Waalen schien verschollen.

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Fortsetzung.)

Alle Bitten und Vorstellungen Theodors, seine Schwester in die Stadt zu locken, blieben erfolglos, selbst die Nachricht, daß ihre Mutter erkrankt sey, vermochte nicht, sie dazu zu bestimmen. Sie konnte unter ihren Selbstquälereien zu keinem Entschlusse kommen, krankhaft schwankte ihre regellose Phantasie hin und her und verleitete sie zu sonderbaren excentrischen Dingen. Die Dienerschaft wich ihr scheu aus dem Wege, wenn sie in langen weißen Gewändern, mit aufgelösten, flatternden Locken und den dunkeln funkelnden Augen unheimlich wie ein Gespenst in der langen Reihe menschenleerer Gemächer umherwandelte, und wenn sie in den eisig-kalten Winternächten hinaustrat auf den Balkon des Schlosses und klagende, verworrene Melodien sang, oder ihren wilden Schmerz in phantastische Worte hinausrief in die stille Landschaft, da bekreuzte sich der Vorübergehende und floh entsetzt von dannen. Ihre Gesundheit litt merklich, ihre äußeren Reize verschwanden — sie bemerkte es nicht — ihr Verstand lag erschöpft und gebrochen unter der Wucht ihrer sich immer mehr verwirrenden Phantasie. Alle Nachrichten von U. ließen sie kalt und selbst Bertha's liebreiche Worte verschafften ihrem bitteren Weh kaum mehr einige Erleichterung. Da kam die Nachricht von dem Tode ihrer Mutter und berührte sie wie ein elektrischer Schlag. Obgleich sie nie in einem innigen kindlichen Verhältnisse zu derselben gestanden, nie mit besonderer Liebe und Anhänglichkeit ihr ergeben war, so erschütterte sie doch die Kunde von ihrem Tode auf eine furchtbare Weise. Die Natur behauptete ihre Rechte, und das Kind, das in der Trennung von der Mutter nichts vermißt hatte, schrie in wildem Schmerze laut auf bei dem Gedanken an ihren Tod. Bittere Reue über die Lieblosigkeit, welche sie von dem Krankenlager der Mutter entfernt gehalten hatte, zerstörten vollends ihr krankes Gemüth.

Sie eilte nach U. und fand die Leiche der Mutter im noch offenen Sarge, den bald blödsinnigen Vater daneben, gleichgiltig die todte Gattin betrachtend, deren Vorzüge er ebenso wenig gekannt hatte als deren noch größere Fehler. In seinem trockenen Geschäftsleben waren frühzeitig alle warmen Gefühle untergegangen, wie nach und nach auch sein Verstand. Er hatte sein mechanisches Schaffen und Wirken abgelebt ohne Freude, ohne Schmerzen — er hatte weder Thränen noch ein Lächeln für Vergangenheit und Gegenwart, noch irgend einen Gedanken mehr für die Zukunft.

Antonie kniete verzweiflungsvoll neben der Mutter Leiche und wollte sich nicht von ihr trennen.

Der Tod reinigt und verklärt die Dahingeschiedenen und das Andenken an sie wird selten getrübt durch die Erinnerung an ihre Fehler, — nur das Gute und Schöne lebt fort in uns, das wir möglichst zu verherrlichen trachten; so stand auch jetzt das Bild ihrer Mutter vor Antoniens geistigem Auge und ihr Herz durchglühte eine im Leben nie empfundene Liebe und Verehrung für sie. Krankhaft exaltirt wie sie war, gab sie sich einem maßlosen Jammer hin, dem ihre Körperkräfte vollends zu unterliegen drohten.

Theodor suchte vergebens sie aufzurichten — doch als Pauline sie trösten wollte, indem sie ihr und dem Vater reiche Unterstützungen von Klinger anbot und sie auf ein künftiges angenehmes Leben vertröstete, gaben Stolz und Entrüstung ihr wieder momentane Kraft. Sie selbst wollte dem Vater durch Fleiß verschaffen, was ihm zu einem behaglichen Leben fehlte, sie wollte arbeiten für ihn — und nie, nie mehr an Reichthum und Glück gemahnt seyn. Mit nervöser Heftigkeit suchte sie ihren Entschluß durchzuführen; aber schon nach mehreren Wochen waren die Kräfte völlig erschöpft, welche ihre überreizte Phantasie künstlich gesteigert hatte, und Körper und Geist waren einer völligen Zerstörung nahe.

Schmerzerfüllt rief sie oft den Namen der entfernten Freundin — und Theodor, geängstigt durch den Besorgnisse ernster Art erregenden Zustand der Schwester und sich selbst im Geheimen Vorwürfe machend, schrieb nach einigem Zögern an Bertha, sie bittend, zu der Unglücklichen zu kommen. Er theilte ihr nur oberflächlich ihren Zustand mit, mehr ein Seelen- als Körperleiden schildernd. Bertha verließ auf diese Nachricht Gatten und Kind, um die arme Freundin zu sich zu holen, damit sie an dem treuen Herzen gesunde. Sie reiste zuerst nach dem kleinen Dorfe, dem Schauplatze ihrer frohen Jugendtage, — hier wollte sie Antonie zuerst wiedersehen, hier, wo ihre Freundschaft aus jeder Blume, jedem Baume, jedem traulichen Plätzchen einen

poetischen Hauch einathmete; hier hoffte sie den umflorten Geist am schnellsten lichten zu können. Sie unterrichtete Theodor von ihrem Plane und bat Antonie in einigen kurzen Zeilen, zu ihr in das liebe stille Dörfchen zu kommen.

Antonie sprang rasch empor, als sie die Worte der Freundin gelesen, ergriff Hut und Shawl, den wohlbekannten Weg durch das Thal einschlagend. Theodor, welcher sie beobachtet hatte, folgte ihr besorgt nach; er hatte nicht gedacht, daß sie der Einladung Bertha's so plötzlich, so unbedachtsam folgen würde, ohne vorher nur etwas zu sagen — wußte er doch, daß ihr geschwächter Körper solche Anstrengung nur mit der größten Vorsicht auszuführen im Stande war. Er traute kaum seinen Augen, als er sie so leicht und flüchtig dahin eilen sah, wie sie es früher kaum im jugendlichen Uebermuthe vermocht hatte. In den Krümmungen des Thales verlor er sie aus den Augen und sah sie erst wieder, als sie rasch den steilen Fußpfad hinanschritt. Sie hatte die beengende Kopfbedeckung weggeworfen, das lange dunkle Haar flatterte wild um das von der Anstrengung mit Purpurröthe übergossene Gesicht, der schwere Shawl, den sie nachlässig umgeworfen, fiel ab und blieb an einem Busche hängen, dessen zarte Frühlingsknospen zerdrückend.

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In Neiße ist in diesen Tagen ein Müller der vermeintlich erschossen und zweimal begraben worden ist, aus Amerika frisch und munter eingetroffen. Im vorigen Winter wurde nämlich im Walde zwischen Brieg und Löwen eine männliche Leiche, durch einen Schuß am Kopfe verstümmelt, vorgefunden. Die Person des Verunglückten kannte man nicht, auch blieb unermittelt, ob ein Selbstmord oder Todtschlag stattgefunden habe. Etwa sechs Wochen, nachdem die Leiche beerdigt worden war, verbreitete sich das Gerücht, es sey der aus Amerika Geschäfte halber hierher zurückgekehrte Müller J., welcher auf seiner neuerdings nach Amerika angetretenen Reise in jenem Walde seinen Tod gefunden. Auf den Antrag der Verwandten fand die Ausgrabung der Leiche statt und es wurde solche nunmehr von den vernommenen Zeugen als diejenige des Müllers J. anerkannt. Die Frau desselben, die wegen böswilliger Verlassung gegen ihren Mann auf Ehescheidung geklagt hatte, war nun Wittwe; der Scheidungsprozeß wurde durch den Tod erledigt und es bedurfte daher jetzt nur noch der Nachlaßregulirung. Da erschien, um neue Verwickelungen herbeizuführen, auf einmal der Todtgeglaubte. Eine seltene Aehnlichkeit des Letzteren mit jener Leiche hat übrigens stattgefunden und es ist durchaus nicht zu bezweifeln, daß die vernommenen Zeugen damals von der Wahrheit ihrer Behauptung vollkommen überzeugt waren.

In dem berühmten Seebade Dieppe besteht eine eigene Polizeiwache, um die Badegäste gegen das Ertrinken zu schützen. Dieser Polizei kam neulich eine Zuschrift zu, folgenden Inhaltes: „Die Badepolizei wird gebeten, wenn eine Dame in Gefahr ist, zu ertrinken, sie am Kleide zu fassen und nicht am Haar, welches oft dem Zugreifenden in der Hand bleibt. Auch Neufundländer Hunde haben sich hiernach zu richten!"

Sonett.

Oh voller Blick der dunkelschwarzen Augen,
So klar, so endlos tief! Oh Zauberfluth,
In deren süßen Thau, voll trunknem Muth,
Die Seele sich auf ewig möchte tauchen.

Es ist, als sprächt ihr, wunderbare Augen,
Von einem Hain, wo Glück an Quellen ruht
Voll Nachtigallenschlag und Rosengluth
Und süßem Duft und leisem Wonnehauchen,

Von einer seligen verscholl'nen Küste,
Wo Herzen in gluthathmendem Umarmen
Zu einer Götterewigkeit erwarmen.

Glücklicher Schiffer, der den Strand begrüßte.
Doch weglos noch, mit ausgestreckten Armen,
Irrt er im Sturm auf weiter Meereswüste.

Y.

Auflösung der Charade in № 143:

Kirchhof.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 145. Freitag, 4. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Nachdem nun Robert's Abreise nach Liebfrauenau nichts mehr im Wege stand, eilte er dorthin und fand eine höchst schmeichelhafte Aufnahme. Herr v. Wilmar empfing ihn wie einen Sohn, Amalie wie einen lieben Freund, dem sie ihr unbegrenztes Vertrauen schenkte, Georgine wie ihren zärtlich geliebten Bruder. Der Haushalt war ganz still und einfach, in auffallendem Widerspruch zu dem, was er früher gewesen war, und Robert sah sich meist nur als der einzige Gast im Schlößchen. Er bemerkte die ungeduldige Spannung und Unruhe, mit welcher Herr v. Wilmar der Erhebung seines richtigen Vermögensstandes und der Gewinnung eines erschöpfenden Einblicks in seine Verhältnisse entgegensah, und machte sich sogleich mit größtem Eifer und der ihm eigenen Umsicht an die Stellung der Bilanz der einzelnen Geschäfte wie des gesammten Vermögens. Es störte ihn zwar einigermaßen, daß Herr von Wilmar dabei beständig um ihn war, allein da Amalie ihrem Gemahl dabei niemals von der Seite ging und sich mit einem so zarten Interesse, mit einer so besorgten Hingebung um den ganzen Zweck von Roberts Vornehmen bekümmerte, da sie es sich auf's Emsigste angelegen seyn ließ, ihn den innigsten Dank dafür ahnen zu lassen, so war dies am Ende nur ein Sporn mehr für ihn, dieses Geschäft einem raschen und befriedigenden Schlusse entgegen zu führen.

Ueberhaupt gewann Frau v. Wilmar sehr schnell einen Einfluß auf Robert, welcher diesen um so mehr überraschte, je weniger er sich denselben zu erklären vermochte. Bin ich selber verändert oder ist mit dieser Frau eine gänzliche Umwälzung vor sich gegangen? mußte er sich oft erstaunt im Stillen fragen. Man hat mir diese Frau seither als eine maßlos stolze, egoistische Person geschildert, nur darauf bedacht, Triumphe zu feiern und in einem glänzenden Kreise zu prunken, und hier finde ich sie einfach, häuslich, freundlich und zuvorkommend gegen ihren Gemahl und mich, jedem kleinen Geschäfte, das sie verrichtet, jeder geringen Handreichung einen unnennbaren Zauber leihend. Und wenn sie sich mit mir unterhält, wie unbeschreiblich warm und sanft und gewinnend ist alsdann der Ausdruck, womit ihr Auge auf mir ruht, wie weich und bezaubernd der Ton ihrer Stimme! Sie ist ein Wesen, zu dem man immer wieder mit Blick und Gedanken zurückkehren muß, wie oft man sich auch von ihr abwendet!

Dies sagte er sich namentlich in den wenigen Stunden der Muße, die er sich gönnte, wenn er im bequemen Fauteuil ruhend zu dem herrlichen Winterhalter'schen Portrait aufblickte, das über dem Schreibtisch hing und Amalien in der ersten Zeit ihres Ehestandes lebensgroß als Kniestück darstellte, umwallt von einem gewandigen Reitkleide von grünem Sammt, einen kleinen Kastorhut mit Federn leicht und kokett auf den dunklen Locken, mit der einen Hand, die eine zierliche Reitpeitsche mit Silberknauf von getriebener Arbeit trug, die reichen Falten ihres Gewandes emporhebend, die andere auf den Hals eines prächtigen edlen Renners gelegt, welchen sie anscheinend so eben besteigen wollte. Es war eines der trefflichsten Bildnisse, die je von diesem herrlichen Modell gemalt worden waren. Die stattliche Gestalt zeigte sich im vortheilhaftesten Lichte, die Wangen glühten wie vor Aufregung; das Wunderbarste an diesem Gemälde aber waren die Augen, diese durchdringenden unwiderstehlichen Augen, denen der Künstler theilweise jenen naturgetreuen Ausdruck halb unterdrückter Melancholie gegeben hatte, durch welche doch ein geheimes Feuer hindurch-

glühte, — ein Feuer, das auch dem Kältesten gefährlich werden konnte.

Das Zimmer, welches Herrn Hind angewiesen worden, war ehedem eins der Studierzimmer des Hausherrn gewesen; aber es lag im Parterre und nach Norden und war ihm bei seinen jetzigen Gesundheitszuständen, seinen heftigen Brustleiden zu kühl und zu feucht. Auf Robert aber übte es einen ungemeinen Zauber, denn es war überaus traulich eingerichtet — abgesehen von dem sprechend ähnlichen Bilde, dem das Original noch jetzt auf ein Haar glich, denn diese schönen Formen waren nur etwas voller, die Farbe etwas satter, die Umrisse etwas bestimmter, und doch nirgends ein allzu tiefer störender Schatten in ihnen. So oft Robert nur konnte, mußte er zu diesem Bilde hinaufblicken, das zu ihm hinunterschaute so lebensvoll und täuschend, daß er oft unwillkürlich erwartete, es müsse zu ihm sprechen. Und wenn er dann von diesem Bilde hinweggerufen wurde vor das Antlitz des Originals, da war's ihm erst als wüßte dieses, wie lange er zerstreut und träumend vor der leblosen Kopie gesessen sey.

Robert arbeitete gewöhnlich vom frühen Morgen bis zum Gabelfrühstück; dann stand ein Pferd für ihn bereit, um ihn nach einer der Fabriken zu tragen, um dort selber zu besichtigen, anzuordnen, ja selbst praktisch zu studiren. Herr v. Wilmar war zu leidend, um ihn zu begleiten; das Reiten reizte ihn zum Husten. Daher erbot sich Frau v. Wilmar, ihm Gesellschaft zu leisten oder sie schickte Georgine mit, welche freilich noch eine etwas schüchterne und ungeübte Reiterin war. Und wenn Robert dann so neben ihr herritt und sie von ihrem stolzen Engländer herab mit ihm plauderte und ihr Auge auf ihm ruhte mit jenem unvermeidlichen tiefdringenden Blicke, dann vergaß Robert über der schönen Stiefmutter ganz die sinnige, liebe Georgine, die ihm mehr wie eine Schwester erschien, als wie ein Mädchen, deren Herz ein würdiges Ziel seiner Sehnsucht wäre.

Ritt er dagegen mit Georginen, so war er oft gedankenvoll und zerstreut, und seine Stimmung übte auch auf die Jungfrau einen ansteckenden Einfluß aus. Das Gespräch stockte dann, schweigend ritten sie Seite an Seite, bis plötzlich Beider Blicke sich begegneten, sich in einander versenkten und Robert rasch ihre Hand ergriff und an seine Lippen drückte. Es war, als wollte er ihr einen geheimen Frevel abbitten, und als heische sie ebenfalls von ihm Vergebung, daß sie ihn vielleicht im Stillen ungerecht beschuldigt, ihm selbst ein kleines Unrecht angethan habe. Dann erst kam das Gespräch in Gang und schlug den frühern Ton geschwisterlicher Vertraulichkeit und Innigkeit wieder an.

„O Robert," hub Georgine eines Tages auf einem solchen Spazierritte an, „wie sehr wünschte ich, Sie blieben bei uns! Mama ist ganz verändert, seit Sie hier sind. Sie begegnet Papa viel wärmer und hingebender, sie sorgt weit geflissentlicher und mit einer rührenden Aengstlichkeit für alle seine Bedürfnisse, sie ermahnt ihn zur Ruhe und Schonung seiner angegriffenen Gesundheit und scheint unermüdlich erfinderisch, ihm Behaglichkeit zu verschaffen und seine trübe Stimmung aufzuheitern. Und selbst gegen mich ist sie freundlicher; sie scheint nun erst zu bemerken, daß ich ebenfalls hier bin und würdigt mich einiger Beachtung. Ich bin nicht mehr eine Fremde für sie, wie anfangs. Können Sie es denn nicht möglich machen, bei uns zu bleiben, Robert?"

„Es ist ja mein eigener sehnlichster Wunsch, Georgine," erwiederte Robert. „Aber ich kämpfe noch mit mir selber — mir ahnt gewissermaßen, es werde nicht zu meinem Heile seyn, wenn ich hier verweile."

„Und weßhalb denn?" fragte Georgine arglos; „ist Liebfrauenau nicht eine halbe Heimath für Sie?"

„Eine ganze, Georgine!" flüsterte er, sie unterbrechend; „Sie sind ja hier! . . . ."

(Fortsetzung folgt.)

Vernachlässigte Erziehung.

(Schluß.)

Bertha saß oben auf der verwitterten Moosbank in Erinnerungen verloren und mit tiefem Schmerze an die Freundin denkend, da rauschte es in den Zweigen und keuchende Athemzüge drangen in ihr Ohr. Mit banger Ahnung beugte sie sich vorwärts, die Zweige theilten sich, sie fuhr empor und Antonie sank erschöpft in ihre ausgebreiteten Arme. Sie leitete oder trug vielmehr die zerbrechliche Gestalt nach der Bank, wo sie sich mit ihr niederließ und sie mit Küssen und Liebkosungen zum Bewußtseyn zurückzurufen versuchte. Doch der Freundin Auge blieb geschlossen und die hohe Röthe, welche ihr Gesicht bedeckt hatte, war einer fahlen Todtenblässe gewichen.

Mit namenloser Angst sah Bertha in die zerstörten Züge, die einst so reizend, so froh und belebt waren. Endlich schlug sie langsam das große Auge auf, sie lächelte kaum merklich und eine schöne Verklärung zog über ihr Gesicht.

„Vergib, Du vergibst," flüsterte sie leise, „daß ich Dir untreu geworden! Als ich Dir nicht mehr wahr seyn konnte, da war ich verloren, ich fiel von Verirrung in Verirrung, von einer Täuschung in die andere, und mein böser Genius siegte. Nun bin ich aber bei Dir, nun ist Alles gut!"

Sie schmiegte ihr Haupt wie ein liebesuchendes, liebebedürftiges Kind an Bertha's Brust und müde schloß sie wieder ihr Auge wie zu tiefem Schlafe.

Theodor stand unbemerkt zur Seite, die rührende Gruppe beobachtend. In seiner Seele kämpften düstere Gedanken, er fühlte die Schuld, die ihn traf an dem Loose der Schwester, er grollte mit der Vergangenheit, die ihn so falsche Wege gehen hieß, er zürnte auf die Verhältnisse in seiner Eltern Hause, welche so schlimm auf ihn und sein Leben eingewirkt, flüchtig zog das Bild häuslichen Glückes an Bertha's Seite vor seiner Seele vorüber, und jetzt sah er in ihren liebevollen Armen die zerstörte Schwester, deren Geist und Liebreiz ein so schönes Loos verdient hätte. Er seufzte tief und schmerzlich — Bertha drehte sich nach ihm hin und rief ihn mit einer leichten Bewegung näher. Sie bat ihn leise, in das Dorf zu gehen und für die kranke Antonie eine weiche Tragbahre zu besorgen, damit man sie dorthin bringen könne.

Mit Entsetzen erkannte sie immer deutlicher Antoniens gefährlichen Zustand, sie machte sich Vorwürfe, sie zu sich gerufen zu haben, aber sie hatte ja nicht gewußt, daß sie auch körperlich so leidend war und hatte nur daran gedacht, ihre gestörte Gedankenwelt wieder licht und klar zu machen, ihr den inneren Frieden wieder gewinnen zu helfen, sie wollte sie heilen von den künstlich geschraubten Ansprüchen an das Leben, sie sollte ihr besseres Selbst wieder finden, an ihrer Hand zur Wahrheit und Natur zurückkehren.

Es war zu spät. Da lag sie, dem Tode nahe, diese duftende Blume, geschaffen zur Freude, von der Natur so reich ausgestattet, um Alles um sich her beglücken zu können — rettungslos verloren für dieses Leben, weil sie nicht gewartet und gepflegt worden war und angeweht wurde vom giftigen Hauche, der ihr schönes Element nicht selbstständig zur Entwicklung kommen ließ.

„Armes, armes Mädchen!" jammerte leise Bertha.

Es wurde ihr immer klarer, welchen Ursachen Antoniens ursprünglich so gutes, edles Naturell unterlegen, und in ihre Liebe für sie mischte sich bitterer Schmerz und tiefes Mitleid. Trostlos senkte sie ihr Haupt und ihre Lippen berührten die bleiche, heiße Stirn Antoniens.

Bei dieser Berührung öffnete sich das geschlossene Auge Antoniens und blickte Bertha an.

„Es ist vorbei!" sagte sie in kurzen, abgebrochenen Sätzen und sehr beengten Athemzügen. „Es ist vorbei! — O der schwere Traum! — Weßhalb ließest Du mich so lange träumen? — Ich will Dir Alles erzählen, was ich geträumt — doch erst heute Abend in Deinem Stübchen — wenn die Eltern schlafen — und uns Niemand mehr stört — Du wirst glücklich — ängstige Dich nicht — aber ich — ich — wurde wahnsinnig."

Sie hielt inne, fuhr sich mit der Hand über die Stirne, dann richtete sie sich empor und sah ängstlich forschend umher. Da lag vor ihr das liebe Thal im frischen, grünen Frühlingsschmuck, dort das Dorf, freundlich und anmuthig unter den blühenden Bäumen hervorsehend, und auch die Abendglocke tönte mit demselben Tone wie vor ein paar Jahren friedlich aus dem Thale herauf.

Antonie schien beruhigt, sie legte die Hand auf das Herz und blickte dankerfüllt zum Himmel empor. Da nahte Theodor — sie sah ihn, bebte zusammen, schrie auf — und ein Blutstrom entquoll ihrem Munde — leblos sank sie zusammen.

Man brachte die Sterbende behutsam nach dem Dorfe, in das Haus des Pfarrers, wo Bertha wohnte. Theodor eilte zur Stadt, um ärztliche Hilfe zu holen. Sie kam zu spät.

Antonie, nachdem sie noch einmal flüchtig zum Bewußtseyn zurückgekehrt war, unterlag einem erneuten Blutsturze und hauchte ihren letzten Athemzug am Herzen ihrer treuen Freundin aus.

Sie fand ihr Grab an der Seite von Bertha's Vater, der sie wie sein eigenes Kind geliebt hatte.

Bertha pflanzte die ersten Frühlingsblumen auf die theuren Hügel, die so viel Liebes bedeckten, dann eilte sie in die Arme ihres Gatten, an die Wiege ihres Kindes, die einzigen Stellen, wo sie Trost für so großes Leid finden und zur Freude zurückkehren konnte.

Theodor suchte vergebens sich zu zerstreuen, selbst die reichen Mittel, welche ihm jetzt Pauline bieten konnte, indem der Geiz ihres Gatten von ihren Thränen nach und nach überwunden worden war, vermochten nicht, ihn heiter zu stimmen. Er konnte das Bild der todten Schwester nicht

vergessen — und an der Seite seiner ungeliebten Gattin ebenso wenig das der lebenden, blühenden Bertha.

Pauline konnte den Bruder nicht recht begreifen, den sie mit dem Luxus des Lebens zu überschütten bemüht war und der dennoch nur selten eine frohe Miene zeigte. Es kann nur eine unglückliche Liebe seyn, tröstete sie sich — und dieses Leiden schien ihr nicht allzu groß. Sie selbst fühlte sich bald wieder ganz behaglich. Nachdem sie die Schwester und den Vater, welcher dieser bald nachgefolgt war, mit unzähligen Thränen beweint hatte, tröstete sie sich über ihren Verlust. Sie dachte nicht weiter darüber nach, wie dies alles so gekommen — das Schicksal hatte es so und nicht anders gewollt. An die Unausstehlichkeit ihres Mannes hatte sie sich theils gewöhnt, theils auch ihn von manchem entwöhnt, was sie früher unglücklich gemacht hatte. Sie fühlte keine Entbehrung — nur als sie nach Jahren einmal Bertha besuchte und deren Liebesleben im Kreise ihrer lieben Kinder, an der Seite ihres vortrefflichen Mannes sah, regte sich in ihrem von Natur so weichen, liebebedürftigen Herzen eine Ahnung, daß ihr Leben ein verfehltes sey und daß sie unendlich viel glücklicher seyn könnte, als sie es jetzt war.

Mannigfaltiges.

Das „Ausland" bringt einen interessanten Aufsatz über das Theater der Chinesen. Bei den Chinesen gibt es Stücke, welche bereits 600 Jahre auf dem Repertoire sind und sogar immer noch dieselben Couplets enthalten, welche einst Ma-tschi-yuen, ihr geschicktester Dramatiker, dazu gedichtet hat. — Das dürfte unsern heutigen „Possen" doch nicht passiren!

Eine seltene Hochzeit, seit 30 Jahren die dritte dieser Art, welche in Brüssel vollzogen wird, wurde kürzlich in der genannten Stadt im Hotel de Ville gefeiert. Die Brautleute waren Taubstumme aus sehr guten Familien und die Zeugen gehörten den besten Kreisen der Handelswelt an. Das Ceremoniell war bei dem Trauungsakte folgendes: Zuerst wurde den Brautleuten das Kapitel über die Pflichten der Ehe vorgelesen, wobei ein Dolmetsch den von dem anwesenden Regierungsbeamten mit lauter Stimme verlesenen Text den Taubstummen in der Zeichensprache wiederholte; hierauf schrieben diese ihr „Ja" unter eine Urkunde, welche ihre gegenseitige Erklärung, sich als Gatten betrachten zu wollen, enthielt. Sodann wurde der Trauungsakt vollzogen und publizirt, worauf die Neuvermählten noch eine zweite Urkunde zu unterzeichnen hatten, durch welche sie erklärten, daß sie von allen ihren zukünftigen Pflichten Kenntniß genommen und denselben nach dem Sinne der Gesetze nachleben wollten.

Geheimer Herzenskummer.

(Eine schreckliche Geschichte.)

So bleich sind heute Mina's Wangen,
So trüb ihr schönes Auge blickt;
Ihr munt'res Lächeln ist vergangen,
Geheimer Kummer schwer sie drückt.
O komm', schenk' Dein Vertrauen mir,
Sag', armes Kind, was fehlet Dir?

Mit einer Freundin jetzt sie flüstert,
Und trüber immer wird ihr Blick;
Der Schwermuth Fittig ihn umdüstert,
Nach Hause kehrt sie schnell zurück.
O armes Kind, sey wieder froh,
Antworte mir: Was quält Dich so?

Nacht wird's, doch kennt sie keinen Schlummer,
Durchseufzt die liebe lange Nacht,
Wacht todtenblaß in tiefstem Kummer,
Es freut sie nicht des Morgens Pracht.
Sie ächzt so schwer jetzt himmelwärts:
O armes Kind, was ist Dein Schmerz?

Sie will nicht Speis', nicht Trank mehr nehmen,
In allen Büchern schlägt sie nach;
Zu Tode wird sie sich noch grämen,
Gewiß ist, daß das Herz ihr brach.
Ihr hilft kein »Aber« und kein »Wenn«:
Ach, armes Kind, was fehlt Dir denn?

Und länger hab' ich's nicht ertragen,
Ich fasse Muth, tret' hin zu ihr:
»Mein Kind, Du mußt mir offen sagen,
Was Dich so quälet, glaube mir,
Ich helfe Dir mit meinem Blut!« —
Da spricht der Engel, sanft und gut:

»Ach, denken Sie doch nur, da soll ich Bertha, einer guten Freundin von mir, etwas in's Stammbuch schreiben, und weiß nicht was!«

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 146. Sonntag, 6. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Georgine erglühte und schwieg eine Weile. Aber ihr freudenfeuchter Blick dankte Robert für diese Versicherung. „Wie gut Sie sind, Robert, mich über der schönen Frau v. Wilmar nicht zu vergessen!" sagte sie endlich. „Ich bemerke mit einer großen Freude, wie sehr meine.... meine Mutter Sie bewundert und doch mengte sich in dieses Gefühl auch eine gewisse Bitterkeit. Ich bin so thöricht zu wähnen, Sie sollten eigentlich auf der ganzen Welt Niemand so gefallen als mir!"

„Wenigstens ist seit meiner Mutter Tode Niemand mehr auf Erden, an dem ich mit solch aufrichtiger Liebe hänge, als Sie, liebe schwesterliche Freundin Georgine!" erwiederte Robert.

„Guter Bruder!.... das soll Ihnen nie vergessen werden!" sagte Georgine. „Allein sehen Sie, oft wenn ich allein bin und im Stillen Vergleichungen anstelle zwischen mir und Ihnen, da komme ich auf gar seltsame Gedanken: „Wie schön und klug, wie geistvoll und bedeutend ist Robert!" sage ich mir. „Er wird einmal noch eine ansehnliche Carrière in der Welt machen; er wird ein großer Fabrikant, ein reicher Kaufmann, ein angesehener Bankier werden; er wird ein Haus machen in einer großen Stadt, wird alle bedeutenden Personen um sich sehen! Da braucht er eine Frau, die schön und geistreich und weltgewandt ist, — eine Frau, welcher alle Herzen auf den ersten Augenblick zufliegen, wie meiner .... wie Frau v. Wilmar! Sie muß eine Art magnetischen Einfluß ausüben, sowohl auf Sie als auf Andere, sie muß Ihren Ehrgeiz befeuern, muß Ihnen Freunde werben, muß Sie selber für alles Große und Erhabene begeistern.... sie muß alt genug seyn, um ihr eigenes Herz zu kennen, um Sie nicht mit jener kindischen Neigung und Inbrunst zu lieben, welche auf jede fremde Huldigung eifersüchtig ist, — sondern sie muß ihre ganze Seele hingeben, um an der Größe und dem Adel der Ihrigen sich zu weiden. Sie muß eine stattliche imposante Figur und wunderbare Reize und Gaben und Talente und Schönheiten haben, welche den Blick der Menge auf sie lenken, und doch muß sie wieder so kalt und verständig seyn, daß sie Niemand sonst liebt außer Ihnen.... Kurzum, mein lieber Bruder Robert, je mehr ich mich mit dem Ideal Derjenigen vergleiche, welche einst Ihr Herz und Ihre Hand besitzen soll, desto mehr werde ich mir klar, daß nur eine Frau wie Amalie, wie meine Stiefmutter, für Sie paßt, und ich würde sie für gefährlich halten, wenn sie noch unvermählt wäre!"

Robert war ganz betroffen über das Geständniß Georginens; es war, als ob eine Hellseherin in den Gedanken und Träumen gelesen habe, denen er sich bisweilen in einsamen Stunden vor dem Bilde der schönen Frau hingegeben. — „Sie sind eine kleine Schwärmerin, Georgine!" sagte er und versuchte die ernste Sorge wegzulächeln, welche der Jungfrau reine Stirne verdunkelt hatte; „ich gestehe, daß ich für die Vorzüge Ihrer Mutter nicht blind bin, aber ich bin zu bescheiden, um jemals Wünsche zu hegen, wie Sie mir solche unterschieben. Frau v. Wilmar ist als Gattin Ihres Vaters vielleicht ganz an ihrem Platze; allein was sollte sie einem bescheidenen Manne in meiner Lage frommen? Mir paßt eher ein schlichtes, treues Gemüth, an dessen Seite ich mich von den Mühen und Sorgen des Kampfes erholen könnte, welchen ich zu bestehen haben werde, um mir eine Stellung zu erringen. Ich bin ja arm und habe Nichts, um mich emporzuarbeiten, als dieses Herz und diesen Kopf und ein bescheidenes Maß von Ehrgeiz!"

„O, Ihnen steht noch ein großes Ziel bevor!" rief Georgine. „Wenn ich erst mündig bin, lege ich mein ganzes Vermögen vertrauensvoll in Ihre Hände; es wird in Ihrer Verwaltung goldene Früchte tragen!"

„Ein schmeichelhaftes Vertrauen!" sagte Robert. „Aber werden Sie diesen Vorsatz auch durchführen können? Wird der Gemahl, welchen Ihnen die Wahl Ihrer Eltern oder die Ihres Herzens geben wird, hiemit einverstanden seyn?"

„Der Gemahl?" rief Georgine erglühend, als träte dieser Gedanke zum ersten Mal vor ihre Seele. „Ich werde mich nie ohne Neigung verheirathen, und wenn mich der Mann meiner Wahl seiner werth hält, wird meine Verfügung ihn nicht verletzen!" Damit trieb sie ihr Pferd rasch an und sprengte in das Wäldchen hinein, dessen Saume sie sich so eben näherten. Eine schwere Thräne entquoll ihren trauerumflorten Augen und perlte über die glühenden Wangen herab und fiel auf ihren hochwogenden Busen. Robert war tief ergriffen und folgte ihr, vergebens nach Worten suchend, um das Gespräch fortzusetzen oder ihm eine andere Wendung zu geben. Er getraute sich kaum, an die Ahnung zu glauben, welche sich in seiner Seele erschloß.

* * *

Einige Tage später hatte Robert seine Arbeiten beendet und entbot Herrn v. Wilmar, der noch immer leidend war, und dessen Frau und Tochter zu einer Konferenz. Er zeigte ihm jetzt klar und mittelst des überzeugendsten, nämlich des mathematischen Beweises, seinen Vermögensstand. Dieser war allerdings nicht mehr so glänzend als früher, aber keineswegs ungünstig. Der Aktivstand der Landgüter, Meiereien, Fabriken ꝛc. war mit keinerlei Schulden belastet; nur das Betriebskapital war theilweise zu lästigen Bedingungen von Fremden erborgt und nicht hinreichend. „Sie sind noch immer ein reicher Mann, Herr v. Wilmar," sagte Robert zu diesem; „eine mehrjährige Einschränkung im Haushalt, ein umsichtiger Betrieb der verschiedenen Etablissements und ein genügendes Betriebskapital zu billigem Zinsfuße, und Sie stehen binnen wenigen Jahren wieder auf der frühern Höhe! Herr Wagner hat ganz in Ihrem Interesse gewirkt und die Zeit begriffen!"

„Lieber Freund," sagte Herr v. Wilmar und drückte dem jungen Manne warm die Hand, während die dankbarste Rührung aus seinem feuchten Auge glänzte, „ich danke Ihnen von Herzen für den Trost, den Sie mir geben. Er ist mir doppelt willkommen, da ich mich schon seit einiger Zeit des bangen Vorgefühls nicht entschlagen kann, daß meine Tage gezählt seyen. Aber Ihr Werk ist nur halb gethan, wenn Sie mich jetzt verlassen. Nur Ihnen vertraue ich die Leitung meiner Geschäfte und die Verwaltung meines Vermögens mit Ruhe an: sprechen Sie, Herr Hind! wollen Sie nun in meine Dienste treten?"

„Nicht als Diener! nein, als unser Freund!" setzte Frau v. Wilmar hinzu.

„Lassen Sie mir noch Bedenkzeit bis morgen!" bat Robert; „ich bin mit meinem Vortrag noch nicht zu Ende: Sie müssen erst noch meinen Betriebsplan hören, den ich Ihnen jetzt vorlesen will, und dann meinen Vorschlag, wie mit Umgehung aller Banken und alles fremden Kredits ein reichlich genügendes Betriebskapital beschafft werden kann!"

Niemand folgte seiner Vorlesung mit größerm Interesse und mit athemloserer Spannung, als Frau v. Wilmar. Es tagte auf Einmal in ihr, daß nicht der König, nicht der adelige Grundbesitzer, nicht der gewaltige Minister oder hohe Militär der wahre Herr der Welt sey, sondern nur allein der tüchtige Geschäftsmann, der umsichtige reiche Kaufherr. Besitz und Vermögen gewannen auf Einmal in ihrer Schätzung einen höhern Werth; sie sah nun mehr in ihnen, als ein bloses Mittel zu üppigem Leben und zur Befriedigung selbstsüchtigen Stolzes. Ein neuer Drang, eine neue Leidenschaft zog in ihre Seele ein und zeigte ihr, wie verkehrt und kopflos sie seither gelebt und in wahrem Uebermuth Summen vergeudet, deren Besitz sie jetzt zu einer weit bedeutendern Höhe erhoben haben würde. Mit stummer Bewunderung hing ihr Auge an Robert's Lippen.

(Fortsetzung folgt.)

Das Tschiflik bei Zweibrücken.*)

Der schönste Punkt in der Nähe von Zweibrücken ist die Fasanerie oder das Tschiflik, wo der König Stanislaus Lesczynski im zweiten Jahrzehent des vorigen Jahrhunderts eine Zeit lang wohnte. König Karl XII. von Schweden, sein Freund, der ihn auf den polnischen Thron gehoben hatte, gewährte ihm nach seiner Vertreibung

---

*) Aus dem Abendblatte der „N. M. Ztg."

nicht allein einen anständigen Sitz in Zweibrücken, sondern auch die Einkünfte dieses Herzogthumes, aus welchem Karl selbst stammte. Stanislaus schuf aus dem an dieser Stelle befindlichen Walde einen anmuthigen Park und erbaute sich daselbst ein Lustschloß, wo er in philosophischer Ruhe mit seiner Familie glücklicher lebte, als während jener stürmischen Zeit, da er auf dem polnischen Throne saß. Er war als ein weiser, kenntnißreicher, fein gebildeter, sehr humaner und wohlthätiger Fürst gekannt und hoch geehrt. Da Karl XII. bei seinem Aufenthalte in Bender einen kleinen Landsitz, wohin er öfters ritt, mit dem Namen Tschiflik belegt hatte, gab Stanislaus seinem Asyle diesen Namen. Eigentlich bezeichnet Tschiflik im Türkischen nur eine Meierei. Nach dem Tode seines Beschützers endeten seine Verhältnisse mit dem zweibrückischen Hofe. Er wandte sich nun an den König Ludwig XV. von Frankreich, der ihm das Hofgut St. Remy bei Weissenburg im Elsaß zum Aufenthalte anwies. Hier lebte er sehr einfach, bis im Jahre 1725 der gedachte König sich mit seiner Tochter, der Prinzessin Marie, vermählte. Der Versuch, ihn wieder auf den polnischen Thron zu bringen, mißlang, doch ward ihm der königliche Titel, so wie auf Lebenszeit der souveräne Besitz der Herzogthümer Lothringen und Bar zuerkannt, mit dem Vorbehalt, daß diese nach seinem Tode wieder an Frankreich fallen sollten. Die Sage behauptet, daß besagte Prinzessin in den Gartenanlagen des Tschiflik die schönsten Blumen zog, auch ein Kirschbäumchen gepflanzt hatte, das prächtig gedieh. Traurig war der Abschied von ihren Eltern und von ihrem Rosenhaine, da sie nach Paris zog; nur der Gedanke, daß vielleicht durch Frankreichs Macht ihr Vater wieder die Krone von Polen erlangen könnte, tröstete sie in etwas. Eines Tages, als der junge König mit seiner Gemahlin an der Tafel saß, trat ein fremder Kammerherr mit einem Teller voll herrlicher Kirschen herein, überreichte ihn ehrfurchtsvollst der Königin und sprach: „Dies, Eure Majestät, sendet Ihr Herr Vater. Er hat den Teller selbst aus den Binsen gefertiget, welche in dem Bache des Tschiflik wachsen und ihn mit Kirschen von Ihrem Lieblingsbaume gefüllt.“ Als die Ueberraschung vorüber, sagte der König: „Nimm diese Feder, meine Liebe, und tauche sie in den schwarzen Saft dieser Kirsche. Schreibe damit Deinem Vater, daß ich ihm — da Rußland und Oesterreich nebst anderen im Bunde gegen mich waren — das Scepter Polens nicht wieder gewinnen, doch aber erlangen konnte, daß ihm die königliche Würde bleibt, mit welcher zugleich dem edlen Fürsten die Herzogthümer Lothringen und Bar übergeben sind.“ Aus den Stielen der Kirschen flocht die Königin ein Tellerchen, legte dieses Schreiben darauf und übergab es dem abgesandten Kammerherrn, um es ihrem Vater zuzustellen. So brachte der Kirschbaum, den Lesczynski's Tochter gepflanzt, dem lothringischen Lande Heil und Segen. Denn Stanislaus regierte mit väterlicher Güte, war von jedem seiner Unterthanen geliebt, und Wohlstand und fröhlicher Muth blühten unter seiner Herrschaft. Aber desto tiefer sanken selbe in dem königlichen Frankreich. Ludwig XV., von ursprünglich gutem Gemüthe, jedoch verführbar, erkaltete nach und nach für die holde Königin, ließ sich von den Fesseln der Pompadur umgarnen und sein üppiger Hof verschwendete das Mark des Landes. Traurig begab sich die tugendreiche Königin nach dem Schlosse ihrer Eltern zu Lüneville, wo sie in kindlicher Liebe das ihrem Herzen widerfahrene Leid zu vergessen suchte.

Hochbejahrt schon, that Stanislaus, der älteste Monarch Europa's, in bewegter Stunde einen Rückblick auf sein sturmvolles Leben; es war am 23. Dezember 1765, er überzählte die Gefahren, denen er zur See, im Kriege, auf der Flucht u. s. w. entgangen war und sagte endlich: „Um Alles erfahren zu haben, fehlt nur noch, daß ich verbrenne.“ Am 5. Februar 1766 las er, am Kamine sitzend, dann stand er auf, um nach der Uhr zu sehen, die sich auf der Platte befand; da ergriff das Feuer den dünnen Schlafrock, im Nu stand er in Flammen und nach langen Qualen starb der greise, aufgeklärte Wohlthäter Lothringens in einem Alter von mehr als 88 Jahren am 23. Februar. Eine Platte am Kamine erinnerte den fremden Besucher an das Unglück, bis endlich in Folge des Brandes, der am 23. November 1849 das im Jahr 1700 erbaute Schloß von Lüneville zerstörte, auch Kamin und Platte verschwand. Der 23. verschiedener Monate war offenbar ein Unglückstag für Lüneville und Stanislaus Lesczynski. Vom Tschiflik steht nur noch altes Gemäuer. Gerne weilt der Wanderer in dem stillen wildromantischen Haine, der sich in den Thalgrund hinabzieht. So vergeht eine Schöpfung der Menschen um die andere, kaum daß ihrer nach Jahrzehnten noch gedacht wird.

H. W.......r.

Mannigfaltiges.

In Amerika wird oft auf eine höchst eigenthümliche Art „Geld gemacht". Vor einiger Zeit begab sich ein Wirth in einem kleinen Städtchen am Missouri zu einem Maler, der dort für einige Zeit seinen Wohnsitz aufgeschlagen hatte, und fragte ihn, wie viel er für ein Wirthshausschild verlange, auf dem ein hübscher Bär abgebildet sey. „Vierzig Dollars," erwiederte der Maler. — „Das ist zu viel," sagte der Wirth. „Tom Larkins thut es für 25 Dollars." Der Maler besann sich einen Augenblick. Er wollte nicht, daß sein Konkurrent etwas verdiene und fragte Jenen: „Soll es ein zahmer oder ein wilder Bär seyn?" — „Natürlicherweise ein wilder," entgegnete der Wirth. „An einer Kette liegend?" — „Nein, eine Kette ist unnöthig." — „Nun, dann will ich Euch einen wilden Bären ohne Kette für 25 Dollars malen," sagte der Künstler mit listigem Lächeln. Der Wirth ging fröhlich nach Hause und erhielt zur bestimmten Zeit das Schild, auf welchem ein großer brauner Bär abgebildet war, welcher schrecklich wild aussah. Das neue Schild lockte viele Leute an; des Wirthes Fässer wurden leer und seine Taschen voll. Er freute sich täglich über seinen grimmigen Bären und über die Schlauheit, womit er sich denselben verschafft hatte. Einige Zeit darauf brach Nachts ein furchtbares, von starken Regengüssen begleitetes Gewitter los, welches mehrere Stunden tobte. Voll Besorgniß blickte der Wirth am folgenden Morgen nach seinem Schilde, um zu sehen, ob sein Bär keinen Schaden genommen. O Schreck! das Schild schwankte noch lustig im frischen Morgenwinde hin und her, aber der Bär war verschwunden. Voll Wuth lief der Wirth zum Maler und überhäufte ihn mit Vorwürfen wegen seiner schlechten Sudelei. Der Letztere, welcher den Bären mit Wasserfarbe gemalt hatte, um eine zweite Bestellung auf ein „Oelgemälde" zu erhalten, schaute ruhig von seiner Staffelei auf und fragte den Wirth: „War es ein wilder oder ein zahmer Bär?" — „Ein wilder." — „Lag er an einer Kette?" — „Nein." — „Nun, wie könnt Ihr Euch denn einbilden, daß ein wilder Bär, der nicht an einer Kette lag, in einer solchen Nacht wie die vorige nicht weglaufen würde?" — Der geprellte Wirth mußte gute Miene zum bösen Spiel machen und um seine Kunden zu behalten, bestellte er für 25 Dollars einen wilden an einer Kette liegenden Bären, der Sturm und Regen Trotz bieten konnte.

Ein Holzmacher von Sachsenhausen, welcher vor einigen Tagen in erhitztem Zustande sich in einen mit gährendem Wein angefüllten Keller begab und daselbst zwei Gläser Federweißen zu sich nahm, fühlte, kaum aus dem Keller wieder herausgekommen, seine bisher so scharfe Sehkraft fast gänzlich verschwunden und liegt jetzt, fast gänzlich erblindet, unter augenärztlicher Behandlung im Hospitale.

Das „Stuttg. N. Tagbl." enthält Folgendes: Wie ein Hr. Professor seine Schüler in die Ferien entließ. „Vakanzaufgaben," sagte er, „habt ihr nicht zu machen. Soll ein Acker gut tragen, muß man ihn einmal auch brach liegen lassen. Dasselbe meine ich, darf auch mit dem Geiste des Menschen geschehen. Dafür aber soll der Körper recht gestreckt und gereckt werden. Und wollt ihr doch eine Vakanzaufgabe haben, so laufet alle Tage sechs bis 8 Stunden in den Feldern, Wäldern und auf den Bergen herum, oder sägt und spaltet Holz." Die Rede wurde mit großem Jubel vernommen und auch weidlich beherzigt.

Dreisylbige Charade.

Die Erste trat mit hehrem Glanze
Verjüngt empor aus dunkler Nacht;
Als aus dem Schlafe war das Ganze,
Und aus dem schönsten Traum erwacht.
Ha! rief es, seh' ich schon die Zweite,
Ich schlummerte so sanft, so süß,
Und sah' als Dritte mich im Kleide
Der Unschuld in dem Paradies.
Drauf läuteten die Kirchenglocken
Und zeigten Erst' und Zweite an,
Das Ganze ordnete die Locken
Und schickte sich zum Gehen an.
Da kam ein Bot', mit einem Briefe
Vom Wirth, zur Ersteren genannt,
Der ihn zur nächsten Zweit' beriefe,
Weil er als Dritte ihn gekannt.
Und angelangt zur firen Stunde,
Reicht ihm der Wirth die Nachricht dar,
Wodurch Es nun die sich're Kunde
Erhielt, daß Es das Ganze war.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 147. Dienstag, 8. Dezember **1857.**

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Roberts Vorschlag wegen Beschaffung des Betriebskapitals ging dahin: das bedeutende Kapitalvermögen Georginens, welches sich während der Minderjährigkeit derselben angesammelt hatte, in die Geschäfte des Vaters hereinzuziehen, höchstmöglich zu verzinsen und nach einem bestimmten Tilgungsplane in Raten abzutragen.

Dieser Vorschlag, so einfach er war, leuchtete den Eltern Georginens und ihr selbst sehr ein; namentlich Georgine war entzückt, Etwas für ihren großmüthigen Vater thun zu können.

„Aber wie ist das zu bewerkstelligen?" fragte Frau v. Wilmar begierig.

„Auf zweierlei Weise," entgegnete Robert. „Das Kapitalvermögen des Fräuleins ist in Staatspapieren angelegt und wird unter Aufsicht des Pupillensenats am Hofgerichte M. verwaltet. Wir brauchen also nur entweder der Vormundschaft des Fräuleins Hypotheken auf Liegenschaften in doppeltem Betrage der Summe zu bestellen und den Plan des Anlehens einer rechtlichen Prüfung jener vormundschaftlichen Behörde zu unterwerfen, oder aber: man läßt das Fräulein um Entbindung von der Vormundschaft, um Volljährigkeits-Erklärung bitten, und dann genügt des Fräuleins einfache schriftliche Zustimmung zu dieser Anordnung!"

„Und welcher von beiden Modalitäten wäre der Vorzug zu geben?" fragte Frau v. Wilmar gespannt.

„Wählen Sie die letztere, Herr Hind!" rief Georgine lebhaft; „wie wenig ich auch von solchen Dingen verstehe, so ahne ich doch, daß der letztere Weg am ehesten die Schonung und Diskretion mit sich bringt, welche dem guten Papa wünschenswerth seyn müssen!"

„Ich würde einer Verbindung beider Wege den Vorzug geben," sagte Robert; „es gilt hier nicht bloß diskret, es gilt auch vorsichtig und gerecht zu seyn und heilige Rechte zu wahren!"

„Bitte, Herr Hind, leiten Sie Alles so ein, wie Sie es für das Beste halten! Ich willige unbedingt in Alles, was Sie vorschlagen!" rief Georgine lebhaft. „Bereiten Sie Alles so vor, daß ich nur unterschreiben darf!"

Diese Wendung der Dinge übertraf Aller Erwartungen, und Alle überhäuften Robert mit Lobeserhebungen und Dankesbezeugungen; eine Freude, wie sie selten noch in diesem Familienkreis erschienen war, herrschte unter den Eltern und der liebevollen Tochter, und Robert, der sich dabei für überflüssig hielt und dem enthusiastischen Dank ausweichen wollte, beurlaubte sich auf eine Stunde, angeblich um die nöthigen Schritte für Georginens Mündigerklärung einzuleiten, — thatsächlich aber, um eine Weile mit seinen Gedanken allein zu seyn.

Robert selbst war überaus zufrieden mit seinem Werke. Es war ihm gelungen, seinem Wohlthäter Wilmar die Schuld der Dankbarkeit abzutragen, deren er sich noch gegen diesen bewußt war; er hatte feurige Kohlen auf Amaliens Haupt gesammelt und sich Georginen zu Dank verbunden. Was wollte er mehr? Wohl reizte die ihm angebotene Stellung seinen Ehrgeiz; aber er fürchtete beinahe, um Georginens willen nicht hier weilen, nicht diese Stelle annehmen zu können. Setzte er sich dadurch doch dem Vorwurfe aus, Alles nur aus eigennützigen Absichten auf Georginens Hand und Vermögen gethan zu haben. In wildem Kampfe mit sich selber, unter peinlichen Zweifeln schwankend, ging er in seinem Zimmer auf und nieder; da erschien plötzlich die Kammerjungfer der Frau v. Wilmar und meldete ihm, daß ihn diese ohne Aufsehen zu sprechen verlange,

und bat ihn, sie zu ihrer Herrin zu begleiten. Robert folgte der Zofe und fand Amalien in ihrem Boudoir, einem kleinen, aber mit beinahe orientalischer Pracht möblirten Gemache, wo sie vor jeder ungelegenen Störung sicher waren. Amalie ließ sich nachlässig auf einem Ruhebette nieder und wies Robert einen Lehnstuhl sich gegenüber an.

„Vergeben Sie mir, daß ich Sie hierher beschieden habe, mein lieber Herr Hind," hub sie mit dem Ausdruck des wärmsten Wohlwollens an, und in ihren Zügen lag eine eigenthümliche Schwermuth und Sorge. „Allein ich muß Sie sprechen: meine künftige Existenz, mein Lebensglück hängen von dem Entschlusse ab, welchen mein Gatte und ich von Ihnen erwarten. Sie wissen, wie eigenthümlich meine Lage ist; die Gesundheits-Umstände meines Gemahls sind nicht ungeeignet, Besorgnisse seinetwegen einzuflößen. Sein plötzlicher Tod könnte mich aus einer Lebenssphäre herauswerfen, welche mir zur Gewohnheit, zum Bedürfnisse geworden ist und von welcher ich mich nicht zu trennen vermöchte. Der Himmel hat meiner Ehe den Segen eines Kindes versagt, und dieser Fall, der in unserm Ehevertrag gar nicht vorgesehen ist, gewährt mir nur einen mäßigen Antheil an dem Vermögen meines Gemahls. Der eigenthümliche Bestand desselben aber, welchen ich mit dem Kinde erster Ehe theilen muß, ist wenig zu meinen Gunsten. Und wenn ich auch von Georginens gutem Herzen Nichts zu fürchten habe, so könnten doch in gewissen Fällen Ereignisse eintreten, welche meine Interessen bedeutend bedrohen würden. Je nachdem ein Mann an die Spitze der Verwaltung dieses Vermögens träte, wäre ich vielleicht ein Opfer der Wohldienerei und des allgemeinen Vorurtheils gegen Stiefmütter. Ich bitte, ich beschwöre Sie daher, mein lieber Herr Hind! nehmen Sie diese Stelle an! Ich kenne Sie, Ihre Umsicht, Ihre strenge Rechtlichkeit, Ihren wackern Charakter! Zu Ihnen allein habe ich Vertrauen; Ihnen und Ihrer Wahrung meiner Interessen will ich mich ganz hingeben!.... O ich beschwöre Sie, bringen Sie mir dies Opfer!.... mir, einer armen, von Kindheit an vom Schicksale verfolgten Frau, deren Herz bis auf diesen Augenblick so leer und unbefriedigt geblieben ist!.... Rechnen Sie auf meine innigste, ewige Dankbarkeit!" Sie ergriff zitternd seine beiden Hände und drückte sie an ihre hochwogende Brust, während ihre heißen Thränen darauf niederfielen.

Robert ward ganz seltsam bewegt; ihm war wie im Traume; aber Amalie ließ ihm gar nicht Zeit sich zu erholen. Sie erzählte ihm von ihrer verwaisten freudenlosen Jugend, von den langen Jahren, wo kein befreundetes Herz in Worten der Zärtlichkeit zu ihr gesprochen, wo sie vergebens nach Liebe geschmachtet — und dabei glänzte ihr Auge, erglühte ihre Stirne, bis Robert's stürmisch pochende Pulse ihn ahnen ließen, wie glühend, wie tief leidenschaftlich dieses Weib lieben könnte! Dann schilderte sie ihr eheliches Leben: wie sie sich in ihrem Gatten getäuscht, wie er ihrem Ideal eines Mannes niemals auch nur entfernt nahe gekommen sey, — wie sie deßhalb thörichter und vermessener Weise in rauschenden Vergnügungen, in Befriedigung ihres Ehrgeizes und ihrer Eitelkeit Ersatz für ein vermißtes Glück und Befriedigung für ein unerfülltes Herz gesucht und wie sie am Ende auch von diesen hohlen nichtigen Freuden übersättigt und enttäuscht und nüchtern gemacht worden sey. Dabei wich alle Farbe von ihren blühenden Wangen, ihr Busen wogte unter den Falten von Atlas und kostbaren Spitzen, ihre langen Wimpern wurden länger und schwerer von Thränen, bis sie zuletzt schluchzend die Augen schloß und zusammensinkend ihr thränengebadetes Antlitz auf den gefalteten Händen in die Kissen barg.

(Fortsetzung folgt.)

Gheel, eine Colonie Irrsinniger.

Mitten im belgischen „Kempen-Lande", welches eine große Landesstrecke in den Provinzen Antwerpen, Brabant und Limburg einnimmt, befindet sich in unfruchtbarer Gegend der Hauptort des belgischen Kempenlandes, nämlich „Gheel". Man sieht in weitem Umkreise nur spärliche Meiereien, die, von kleinen Feldern umgeben, auf die Armuth ihrer Bewohner gleich schließen lassen, welche aber immer häufiger werden, je mehr man sich dem Orte nähert. In diesem Städtchen, welches im Ganzen ungefähr 10,000 Einwohner zählt, nimmt man eine merkwürdige Erscheinung wahr, welche bisher von Gelehrten und Ungelehrten kaum beachtet wurde. Es befinden sich dort nämlich über 700 Wahnsinnige, welche aber nicht in einer eigenen Anstalt unter Aufsicht von Aerzten, sondern zerstreut unter den andern Insassen in friedlichem Verkehr mit denselben wohnen. Nicht ohne Interesse ist die Sage, welche über die Gründung dieser Kolonie im Umlaufe ist. In den ersten Zeiten des Christenthums soll dort eine Kapelle, die dem heiligen Martin (dem Apostel der Gallier) geweiht war, wohin eine

britische Prinzessin Namens Dymphne vor der verbrecherischen Liebe ihres Vaters, in Begleitung eines Priesters (Gerrebert mit Namen), der sie zum Christenthume bekehrt hatte, Zuflucht nahm. Allein ihr königlicher Vater folgte ihr nach, ließ Gerrebert enthaupten und ermordete sie mit eigner Hand. Auf ihrem Grabe nun sollen Wahnsinnige Heilung gefunden haben, und seit dieser Zeit strömten Personen, die irrsinnige Angehörige mitbrachten, aus allen Gegenden herbei. Auf diese Weise bildete sich allmälig eine kleine Ortschaft, wo Gesunde und Kranke im geselligen Verkehr zusammen lebten, und die Ortsbewohner steigerten durch den Ruf ihrer Wohlthätigkeit den Zuspruch von Tag zu Tag. Wiewohl aber die Verwandten für die dorthin gebrachten Geistesabwesenden zahlten, sah man ein, daß man so nicht auskommen könne, da die Kranken immer bewacht werden mußten. Man erwog daher, ob es nicht ersprießlicher wäre, die Irrsinnigen mit auf's Feld zu nehmen, um so fortwährend die Aufsicht über dieselben selbst zu führen. In der That verhielten sich dieselben nicht nur ganz ruhig, sondern halfen auch bei den ländlichen Arbeiten und bewährten sich so als nützliche Mitglieder der Gemeinde. Als Belgien im Jahre 1795 von den Franzosen erobert und im Jahre 1801 in französische Departements abgetheilt worden, erregte die Niederlassung die Aufmerksamkeit des Herrn von Pontecoulant, Präfekten des Departements von Dyle, welcher die Geisteskranken verschiedener Spitäler Belgiens nach Gheel übertragen ließ, da der Aufenthalt an diesem Ort sich als so heilsam bewährt hatte. Der berühmte Professor der Universität von Gent, Doktor Guislain, welcher 1825 die Anstalten und den Ort zuerst wissenschaftlich untersuchte, führte über die Kolonie Beschwerde bei der Regierung. Freilich richtete er sein Augenmerk nur auf die Mißbräuche, ließ die damit verbundenen großen Vortheile gänzlich außer Acht und verdammte so durchaus das Prinzip der Kolonie. Dessenungeachtet hatte seine Klage heilbringende Veränderungen im Gefolge. Im Jahre 1838 erließ die Regierung ein Gesetz, dem zufolge ein Arzt und permanenter Aufseher in der Kolonie angestellt und den Pflegern Strafen und Belohnungen nach Verdienst ertheilt werden sollten.

Diese Bestimmungen traten jedoch bald in den Hintergrund. Eine Verordnung vom Jahre 1852 regelte auf's Neue die Verhältnisse der Kolonie. Der Staat übernahm die Verwaltung derselben und setzte eine ärztliche Kommission ein, die aus drei Aerzten und einem Inspektor bestand. Mit letzterem Amte ward Doktor Parigo betraut, welcher sehr wohlthätig für die Kolonie wirkte. So viel über die Geschichte von Gheel, einem Ort, der sicher keine Hölle, sondern gleichsam ein Reich der Thoren ist. An der Stelle der einstigen Kapelle zum heiligen Martin erhebt sich nun die Pfarrkirche zum heiligen Amand, und nicht weit davon in einer Seitenstraße die Kirche der Irrsinnigen zur heiligen Dymphne, der Schutzpatronin derselben, und zwischen diesen beiden Gebäuden das Gemeindehospitium. Die Pfarrkirche ist im Innern sehr reich geschmückt, wenn sie auch nicht Meisterwerke enthält; merkwürdiger aber ist die Kirche zur heiligen Dymphne, deren Entstehung ihrer Bauart und ihren Archiven nach bis in's zwölfte Jahrhundert hinauf reicht. Der Hauptaltar derselben ist nach dem schlechten Geschmacke des achtzehnten Jahrhunderts erbaut, und dabei ist nur eine allegorische Gruppe erwähnenswerth, welche die heilige Dymphne auf einer Wolke schwebend und die göttliche Barmherzigkeit für ihre Schutzbefohlenen erflehend, darstellt. In der Kapelle befindet sich die Sage von der Heiligen in Stein eingegraben (von David aus Antwerpen ausgeführt). So steht hinter dem Chore das Grab der Heiligen, worin ihre irdischen Ueberreste ruhen sollten, welche aber der Sicherheit wegen an einen andern Ort gebracht worden sind. Außerdem enthält die Kirche verschiedene andere Denkmäler, darunter das Ehrengrabmal eines Herrn von Gheel und anderer umliegenden Landschaften. Es scheint überhaupt der ganze Bau von Thoren ausgeführt worden zu seyn, ja sogar die Darstellung der Sage von Dymphne, die in Holz eingegraben ist.

Die Felder bei Gheel sind sehr gut bestellt und von vielen Wegen durchschnitten. Dort sieht es wie in einem Parke aus, so regelmäßig sind dieselben, und dazwischen fließen zahlreiche Bäche, welche der ganzen Gegend ein freundliches Gepräge verleihen.

Mannigfaltiges.

Andrew Johnson, der kürzlich in Tennessee gegen den „berühmten" General Pillow erwählte amerikanische Senator, konnte, als er schon verheirathet war, noch nicht lesen. Seine Frau gab ihm Unterricht in den Abendstunden, die ihm das Schneiderhandwerk übrig ließ, und er hat sich

seitdem von Stelle zu Stelle hinaufgearbeitet, bis er vor einigen Jahren zum Gouverneur von Tennessee und jetzt zum Senator der Vereinigten Staaten gewählt wurde. Er ist jetzt fünfzig Jahre alt.

Wie die deutschen Klassiker unter das amerikanische Volk gebracht werden. Der Buchhändler F. W. Thomas in Philadelphia, der größte deutsche Nachdrucker in den Vereinigten Staaten, kündigt in amerikanischen Blättern an, daß er, um Goethe und Schiller, Lessing und Humboldt, Zschokke und Heine, Hauff und Auerbach rc. noch mehr unter dem Volke von Amerika zu verbreiten, mit seiner wohlfeilen Ausgabe dieser Schriftsteller eine Lotterie von nützlichen Gegenständen, zum Werthe von angeblich 50000 Dollars (70,000 Thaler), verbunden habe. Für jeden Dollar „deutsche Klassiker" bekömmt man ein Lotterieloos als Zugabe, und wer Goethe's sämmtliche Werke kauft, bekömmt acht Loose auf einmal, die „im glücklichsten Falle" die auf die zuerst gezogenen acht Nummern fallenden Prämien, im Werthe von 9372 Dollars, gewinnen können. Unter den Hauptgewinnen befindet sich ein dreistöckiges Haus in Philadelphia, im Werthe von 5000 und ein anderes im Werthe von 3000 Dollars. Ein goldenes und ein silbernes Service, ein Pianoforte, goldene und silberne Cylinder-Uhren, Kaschmir-Shawls, seidene Kleider, goldene Ketten und Spangen, große Spiegel mit Goldrahmen, Galanterie- und Nipp-Sachen sind unter den Gewinnsten. Sobald hunderttauserd Loose mit den dazu gehörenden Klassikern ausgegeben sind, beginnt die Ziehung. Jedes Loos gewinnt und wäre es auch nur einen Steindruck im Werthe von angeblich 25 Cents. Nun behaupte Einer noch in Amerika, wie das dort häufig geschieht, daß Wissenschaft und Literatur keinen realen Nutzen haben! Wenn man mit Lessings „Erziehung des Menschengeschlechts" für seine Tochter eine Pariser Crinoline und mit Humboldt's „Kosmos" für seinen Sohn einen eleganten Nasenquetscher erwerben kann, so heißt das gewiß das Angenehme mit dem Nützlichen verbinden.

„Woran denkst Du?" fuhr ein Eifersüchtiger seine sinnend dasitzende Frau an. „Ich wette, Deine Gedanken sind keinen Pfennig werth!" — „Du hast Recht," sagte die junge Frau; „Ich dachte an Dich."

Auf einer Pfälzer Bauernhochzeit.

E Beilag zum Ehkuntrakte.

Gott segn' euch, Braut unn Bräutigam
Unn Vatters Schtamm unn Mutters Schtamm,
Vunn noh unn fern versammelt.
E Leyermann e armer Mann,
Drum nehmt's als Hochzeitsschteuer an
Das Liedche, wo er stammelt.

Was fraat bei Dag, was fraat bei Nacht,
Was lacht in's Herz wie Sunnepracht,
Was schnäwwelt wie e Deibche?
Was hilft forr Alp unn Winterfroscht?
Geh weg mit Abedehkerkoscht,
Unn frei e wacker Weibche.

Die lacht mit der, wann's Werre gut,
Die kreint mit der, wann's nöhrig duht
Unn is dei gurer Engel.
Unn schenkt der Himmel Vatterluscht,
So wachsen se an ehrer Bruscht
Unn schießen uff wie Bengel.

Hunn alles was deim Herz gefällt,
S' bleibt doch a aremsel'gi Welt,
Muscht des ellän genieße.
Drum geh' unn mach's deim Babbe no,
Der Mann war nett vun Hawwerstroh;
Der Ehschtand sey geprieße.

E volles Haus, e volles Herz,
Deß is der Eh ehr bescht Gewerz,
Drum loßt die Gläscher klinge.
Unn so e gurer voller Klang
Kling dorch eu'r ganzes Lewe lang,
Unn helf in alle Dinge.

Gott wohn unn walt in euerm Haus
Unn stell sei Engelcher enaus
In Feld unn Hof unn Scheuer.
Unn schenk euch langi Lewenszeit
Unn führ euch in Herzeinigkeit
Unn's Lache sey net deuer.

Gedeiht unn wachst unn mehret euch
Unn hegt unn pflegt unn ehret euch
Unn altert in der Treue.
Des bitt ich Gott mit Leyerspiel
Unn wenn mei Liedche euch gfiel,
Dann singe mer's uff's neue.

Y.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 146: Sonntagskind.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 148. Freitag, 11. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Robert war gewaltig aufgeregt und erschüttert zugleich; es drängte ihn unwiderstehlich, diese bebenden Finger hinwegzuziehen und ihr die schweren Thränen von den Wangen zu küssen, aber — Amalie war ja die Gattin eines Andern!

Endlich gelang es Amalien, ihrer tiefen Gemüthsbewegung einigermaßen Herrin zu werden, und sie sagte demüthig: „Können Sie mir vergeben, Herr Hind, daß ich Sie so gepeinigt habe? Ach, es ist sonst meine Sache nicht, einer derartigen Schwäche nachzugeben. Allein seit meiner frühesten Kindheit hat diese Vereinsamung meines Herzens mich gepeinigt wie ein rastloser Dämon, und ich habe ihn stets stumm mit mir herumgetragen und diese Bitterkeit nie über meine Zunge treten lassen, bis auf diese Stunde. Ich habe nie eine Seele gefunden, welcher ich mich anzuvertrauen gewagt hätte, als Sie, — es war mir etwas so Neues und Entzückendes, einen Freund zu haben, von dem ich Mitgefühl erwartete, — und darum konnte ich nicht widerstehen — ich mußte mich Ihnen anvertrauen. Sie werden mein Zutrauen nicht mißbrauchen, denn Sie sind der einzige Mann, dem die stolze Amalie v. Wilmar zu gestehen wagte, daß sie unglücklich sey! Sie werden nun bei uns bleiben, nicht wahr?"

„Ich fühle mich nun verpflichtet, Madame, die Stelle anzunehmen, welche Ihr und Herrn v. Wilmar's Vertrauen mir zugedacht haben," erwiederte Robert und ergriff die Hand, welche ihm Amalie reichte.

„Ich danke Ihnen, mein edler Freund!" flüsterte sie und lächelte ihn wehmüthig, aber innig an. „Gehen Sie nun zu Herrn v. Wilmar und Georginen, die Sie im Salon finden werden und theilen Sie auch Ihnen Ihren Entschluß mit!"

Diese Unterredung hatte beinahe drei Stunden gedauert und Robert einen tiefen Blick in Amaliens Wesen thun lassen. Sie war ein Geschöpf, das unter dem wärmenden Sonnenstrahl der Liebe sich zu einer der edelsten Zierden ihres Geschlechts entfaltet haben würde, in deren Innerem aber Verlassenheit und unbefriedigte Sehnsucht nach Liebe eine Verbitterung und Leidenschaftlichkeit erzeugt hatten, die beinahe Grauen erwecken konnte. Dennoch war er von ihr bezaubert und hingerissen. Noch nie zuvor war er der armen Georgine so kalt und gefaßt begegnet, obschon sie ihn mit demselben wohlwollenden Lächeln, ja mit einem noch wärmern Tone empfing, als bisher. Er vollendete noch in der Nacht die Arbeiten, welche die Verwirklichung seiner Vorschläge heischte und reiste am andern Morgen nach M. zurück, um sein dortiges Verhältniß zu lösen. Er verabschiedete sich von Herrn v. Wilmar; aber es war ihm nicht möglich gewesen, Amalien und Georginen noch ein Mal wiederzusehen.

12.

Einstweilen besorgte Robert von M. aus die Leitung der Wilmar'schen Geschäfte, bis seine Uebersiedelung — erst in sechs Monaten — nach Liebfrauenau stattfinden konnte. Wenige Tage nach seiner Rückkehr nach M. erhielt er von Herrn v. Wilmar eine kostbare goldene Taschenuhr mit Brillanten, welche Frau v. Wilmar mit einigen Zeilen begleitet hatte, die Robert überaus glücklich machten. Er legte von Zeit zu Zeit seinen geschäftlichen Briefen auch kurze Billets an Amalien und Georginen bei und ward von Letzterer über alle Begebenheiten und Zustände auf Liebfrauenau unterrichtet. Die Mündigerklärung Georginens war durchgesetzt, die Hypotheken be-

stellt, die Unabhängigkeit der Geschäfte gesichert worden — man erwartete nur noch Robert's Eintritt. So ungern man ihn aus seinem jetzigen Verhältniß entlassen, so fand sich doch ein Ersatzmann für ihn, und es war sogar Aussicht vorhanden, daß er noch vor Ablauf des halben Jahres in seine neue Stelle eintreten konnte.

So war der Spätherbst herangekommen; Frau v. Wilmar war mit ihrem Gemahl, den sie auf einer Molkenkur in die Schweiz begleitet hatte, heimgekehrt, und Georgine meldete ihm, sie werde einige Wochen in der Residenz zubringen, wohin sie von der Baronin v. Weiland eingeladen worden. Da erhielt Robert unerwartet einen Brief von Georginen, die er noch in der Residenz wähnte, aus Liebfrauenau; sie schrieb ihm in Kürze und mit Schriftzügen, welche die größte Seelenangst verriethen:

„Mein theurer Bruder Robert! kommen Sie schnell zu uns, es gilt das Glück und die Ruhe Ihrer armen, schwachen, schutzlosen Schwester. Papa und Mama wollen mich zur ehelichen Verbindung mit einem Manne zwingen, den ich nie lieben, nicht einmal achten kann, dessen unheimliches Aeußere mir Furcht und Abscheu einflößt! Um Alles bitte ich, bei dem Andenken Ihrer lieben Mutter beschwöre ich Sie, Robert! kommen Sie schnell und entledigen Sie mich von diesem Oberst Konarzewski, der eher einem Mephisto als einem edlen Polen gleicht! Nur Sie können helfen! Es fleht inständigst

Ihre Schwester Georgine."

„Konarzewski?" fragte sich Robert; „dieser Name klingt mir so bekannt, ich muß ihn vor nicht gar zu langer Zeit erst gehört haben. Aber wo?" Vergebens zerbrach er sich den Kopf — sein sonst so treffliches Gedächtniß schien ihn dies Mal im Stiche lassen zu wollen. Uebrigens fühlte er eine solche Unruhe in Folge von Georginens Brief, daß er unmöglich ihre Bitte abschlagen konnte. Er hatte seither öfter an ihre Stiefmutter als an Georginen gedacht; es war ihm gewesen, als ob seine Gefühle für das naive unschuldige Kind sich nur zu brüderlicher Liebe, zu aufrichtiger Freundschaft abgekühlt hätten. Nun aber, wo sie aus solchen Nöthen gleichsam zu ihm aufschrie, wo sie einem Andern angetraut werden sollte, der ihr unheimlich, ja verhaßt war, — nun regte sich in seinem Herzen plötzlich wieder Etwas wie Eifersucht. Er eilte zu seinem Direktor und bat um Urlaub, der ihm gerne gewährt wurde, denn sein Nachfolger ward erwartet. Noch am selben Nachmittage setzte sich Robert auf die Eisenbahn und vierundzwanzig Stunden später war er in Liebfrauenau.

„Wo ist Fräulein Georgine?" fragte er den alten Lakai, der ihn empfing.

„Auf ihrem Zimmer," war die Antwort.

„Und der Oberst Konarzewski?"

„Wie? kennen Sie den auch, Herr Hind?" fragte der Lakai verwundert und blickte den Frager forschend an. „O, der ist heute mit dem gnädigen Herrn auf der Jagd!"

„Um so besser! — Und die gnädige Frau?"

„Haben Besuch aus der Stadt bei sich — einen großen Thee — von Damen!"

„Gut! Hören Sie, Philipp, wollen Sie mir einen Gefallen thun, den ich Ihnen hoch anrechnen werde?"

„Mit tausend Freuden, Herr Hind! Sie wissen ja, für Sie thue ich Alles!"

„Wohlan denn, Philipp, so seyn Sie so freundlich, mich sogleich bei Frl. Georginen zu melden; die Herrschaft soll vorerst nicht erfahren, daß ich angekommen bin. Sobald aber der Oberst Konarzewski mit Herrn v. Wilmar von der Jagd zurückkehrt, so melden Sie mir's; und dem Obersten sagen Sie, daß ein Fremder, den Sie nicht kennen, — verstehen Sie mich, Philipp! den Sie nicht kennen, — ihn im Gartensaale erwarte, um ihm eine wichtige Mittheilung zu machen. Wollen Sie das, mein Lieber?"

„Freilich, Herr Hind! ich will Alles besorgen!" versetzte der Lakai und lächelte schadenfroh; „ich merke schon, der Herr Oberst mit seinem konfiszirten Gesicht soll hier ausgeräuchert werden!"

„Mein Gepäcke verwahren Sie einstweilen, Philipp! es ist möglich, daß ich nicht hier übernachte!" fuhr Robert fort; „und nun melden Sie mich bei Fräulein Georgine!"

Diese kam ihrem brüderlichen Freunde schon auf der Treppe entgegen geeilt, hieß ihn herzlich willkommen und führte ihn in ihre Zimmer. Robert fand sie blaß und verstört; der Gram hatte ihr sichtlich zugesetzt.

(Fortsetzung folgt.)

Luxus indischer Fürsten.

In dem jetzigen Augenblicke, wo Aller Augen auf Indien gerichtet sind, ist es von Interesse, zu hören, welchen Luxus die jetzt den Engländern unterworfenen Beherrscher indischer Besitzungen

früher trieben, als sie noch unabhängig waren. Die Schilderung einer Hochzeit des Sohnes des längst verstorbenen Nabob von Augh, Aseph ed Daula, die wir in dem Werke v. Möckerns über Ostindien (Leipzig 1857) mitgetheilt finden, liefert einen Beweis dafür. Daß solche in orientalischem Luxus schwelgende Fürsten ihr Abhängigkeitsverhältniß als Vasallen mit Widerwillen ertrugen und ihren Unterdrückern nicht mit Leib und Seele ergeben waren, bedarf keiner weiteren Auseinandersetzung. Zu diesen Bestrebungen der Herrscher, ihre frühere Macht und Glanz wieder zu erlangen, kam der Fanatismus der eingeborenen Mohamedaner und Hindus, die vereint den jetzigen Aufstand hervorgerufen haben. Der Bräutigam, Wesir Ali, war 13 Jahre alt, von dunkler Farbe und nicht schön; die Braut war 10 Jahre alt, noch dunkler von Farbe und wo möglich noch häßlicher als er. Die eingeladenen Gäste, unter ihnen viele Engländer, begaben sich Abends zu dieser Feier; der Augenzeuge dieser Hochzeit schloß sich vier englischen Damen und zwölf Herren an, und jede Person wurde auf einen schön behangenenen Elephanten gesetzt, die der Nabob geschickt hatte.

Auf der Ebene bei Luckno hatte derselbe zum Empfange der sich versammelnden Gesellschaft viele Zelte aufschlagen lassen, von denen sich besonders zwei durch ihre große Pracht auszeichneten. Sie waren aus starkem baumwollenen Stoffe gemacht und mit dem feinsten englischen Tuche gefüttert, sowie mit dicken Seidenschnüren befestigt und geziert. Jedes derselben hatte eine Länge von 120 und eine Breite von 60 Fuß; die Zeltstangen waren 60 Fuß hoch und hielten 10 Fuß hohe Wände. Beide Zelte hatten 50,000 Pfd. Sterling gekostet.

Vor demjenigen dieser beiden Prachtzelte, welches zur Aufnahme der Gäste bestimmt war, befand sich ein 100 Fuß langes und ebenso breites Vordach vom feinsten englischen Tuch verfertigt, von 60 mit Silberblech beschlagenen Stangen getragen. Als die Gäste auf ihren geschmückten Elephanten vor diesen Zelten anlangten, empfing sie der gutgelaunte Nabob mit großer Höflichkeit und führte sie in das Zelt, in welchem sie eine Stunde verweilen mußten. Der Nabob strahlte von Juwelen, und ein Kennerauge schätzte den Werth der Kleidung auf mindestens zwei Mill. Pfd. St. Nunmehr führte der Nabob seine Gäste unter das Vordach, welches unterdessen durch 200 zierlich gearbeitete europäische Wandleuchter und eben so viele unter Glas gestellte Wachskerzen, sowie mehrere hundert wohlriechende Fackeln erleuchtet war, so daß die Augen geblendet wurden.

Hier befanden sich über hundert reich gekleidete Bajaderen, welche die Hochzeitsgäste mit Tänzen und Gesängen angenehm unterhielten. Gegen 7 Uhr erschien der Bräutigam, Wesir Ali, so mit Juwelen überladen, daß er kaum gehen konnte. Seine Ankunft war das Zeichen, daß die Gesellschaft ihre Elephanten besteigen sollte, um nach einem etwa eine halbe Stunde entfernten großen und schönen Garten sich zu begeben; dies geschah in Form einer Prozession, die unbeschreiblich prachtvoll und feenhaft war. Sie bestand aus mehr als 1200 Elephanten, auf das glänzendste und verschwenderischste ausgerüstet, die wie eine geregelte Reiterei in gerader Linie marschirten. Etwa hundert dieser Elephanten in der Mitte des Zuges trugen mit Silberblech reich beschlagene Haudahs oder Sättel auf ihren Rücken, und in der Mitte dieser Gruppen saß der Nabob auf einem ungewöhnlich großen und mit Goldstoffen behangenen Elephanten; sein Haudah war ganz mit Goldblech beschlagen und reich mit Edelsteinen geziert. Zu seiner Rechten saß der englische Resident an seinem Hofe, Herr Johnstone, zur Linken der junge Bräutigam.

Zu beiden Seiten der Straße hatte man hohe Gerüste aus Bambusrohr errichtet, welche Bastionen, Bögen, Minarets und andere thurmartige Gebäude vorstellten; alle waren mit Lampen bedeckt, die eine wahrhaft zauberhafte Illumination darboten. Auf jeder Seite des Zuges sowie vor den Elephanten befanden sich die Bajaderen, welche von Palankinträgern auf leichten hölzernen Plattformen getragen wurden, die einen reichen Schmuck von Gold- und Silberstoffen hatten und zu beweglichen Bühnen dienten, auf deren jeder zwei Bajaderen tanzten und ein Musikant die Musik dazu machte. Auf jeder Seite der Prozession befanden sich gegen hundert solcher getragenen Tanzbühnen.

Der ganze Boden von den Zelten bis zum großen Garten war mit Feuerwerk bepflanzt, so daß bei jedem Schritt, den die Elephanten thaten, sich die Erde zu öffnen schien, und Tausende von Feuersternen und Leuchtkugeln in die Luft sprühten, die mit den Sternen des klaren Abendhimmels wetteiferten. Die Prozession bewegte sich nur langsam vorwärts, um den Feuerwerkskörpern Zeit zu lassen, sich im Weiterrücken zu entzünden. Außerdem wurde der Zug noch von 3000 Fackelträgern begleitet.

So langte derselbe mit stolzem Gepränge im

Garten an, der, obgleich nur eine Viertelstunde entfernt, doch erst nach zwei Stunden erreicht wurde. Im Thore desselben angekommen, verließen die Personen ihre Elephanten und betraten diesen feenhaften Park, der mit zahlreichen, aus durchscheinenden gefärbten Papieren angefertigten Laternen erleuchtet war, welche an den Zweigen der Bäume hingen. In der Mitte des Gartens befand sich ein großes Gebäude, zu dem die Gesellschaft hinaufstieg und in einen großen Saal gelangte, der mit unzähligen Wand- und krystallenen Hängeleuchtern von englischer Fabrik geziert war, die sämmtlich brennende Wachskerzen trugen.

Hier bewirthete der Nabob seine Gäste mit einer ausgewählten luxuriösen Mahlzeit, die aus vortrefflich bereiteten einheimischen und europäischen Gerichten bestand nebst allen Gattungen von Früchten und Zuckerwerk; während der Tafel tanzten über hundert Bajaderen und unterhielten durch ihre fröhlichen Gesänge.

So verstrich die Zeit, bis die Sonne des kommenden Tages emporstieg und zum Aufbruch mahnte; man zog in derselben Ordnung und Pracht auf den Elephanten wieder zurück, und der Nabob, in der Eigenliebe seines orientalischen Stolzes und Prachtgefühls, entließ seine Gäste mit der zufriedenen Bemerkung, daß man nie in Indien ein solches Schauspiel gesehen habe und auch niemals wiedersehen werde. Diese Feierlichkeiten dauerten auf die gleiche Weise drei Nächte hinter einander; die Gäste fanden sich an jedem Abend von neuem ein.

Für die zur Hochzeit eingeladenen Europäer war es befremdend, daß sie weder eine Braut noch eine Hochzeitsfeierlichkeit zu sehen bekamen; es war nichts als Pomp und Genuß. Die ganze Lustbarkeit kostete dem Nabob gegen 300,000 Pf. St.

Mannigfaltiges.

Der berühmte Bischof Heber, welcher lange Zeit in Indien lebte, erzählt folgende Anekdote von dem Kastenwesen in Indien: Ein Dachdecker fiel von einem Dache und brach das Bein; es handelte sich darum, ihn aufzuheben und fortzutragen. Ein Missionär bat die Einwohner des Dorfes, sie möchten Mitleid mit ihrem Nächsten haben. Die Einwohnerschaft dieses Dorfes bestand nur aus Lastträgern, welche gewohnt sind, Krüge, Körbe und Pakete jeder Art auf dem Kopfe zu tragen; aber sie gehörten nicht zu der besonderen Gruppe, welche Bahren trägt und Lasten mit den Armen aufhebt. Alle weigerten sich, und der Mann mit dem gebrochenen Beine wäre am Boden liegen geblieben, wenn der Europäer nicht eine sinnreiche Methode erfunden hätte, die vier Ränder der Bahre vier starken Frauen auf die Köpfe zu stellen.

Eine etwas zu späte Heirath. Dieser Tage fand in der Nähe von Brür eine Trauung statt, bei welcher der Bräutigam 64, die Braut 75 Jahre zählte; sie geschah früh 5 Uhr bei geschlossener Thüre, um vor Neugier gesichert zu seyn.

In einer Gesellschaft erzählte ein als leidenschaftlicher Jäger bekannter Herr ein von ihm erlebtes Abenteuer, welches sehr stark an den seligen Münchhausen erinnerte. Da überfiel den Erzähler plötzlich ein heftiger Husten. „Mein Gott, was ist Ihnen?" fragten ängstlich die ihm zunächst Sitzenden. „Ach," erklärte beruhigend ein Arzt, „dem ist zufällig ein wahres Wort in die Kehle gekommen."

Logogryph.

Ich leite den Menschen an sicherem Stab,
Wird er sich getrost mir ergeben,
Durch dieses Pilgerleben.
Und reißt er sich ganz von dem Irdischen los
Und achtet meine Lehre nur groß,
Er hat schon auf Erden den Himmel.

Entferne ein Zeichen, bald ziert mich Jasmin,
Bald Epheu, Jelängerjelieber.
Wer ruhen will, geht nicht vorüber.
Ich schirme, erquicke; und nimmst du ein Mahl
In meiner Umarmung zu dir, so frugal
Es immer sey, würze ich's trefflich.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 149. Sonntag, 13. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„O mein theurer Bruder!“ sagte Georgine; „wie danke ich Ihnen, daß Sie selbst gekommen sind! Aber ich wußte wohl, Sie würden mich nicht verlassen. Ich ahnte, daß Sie allein mir helfen könnten, denn Papa ist so in den Oberst verschossen, daß er es für ein kindisches Vorurtheil hält, was mich veranlaßt, die Bewerbung dieses Mannes abzuweisen, und ich fühle wohl, daß Mama, so sehr sie auch in der ganzen Angelegenheit parteilos zu seyn vorgibt, die hauptsächliche Urheberin dieses Heirathsplanes ist, welcher den Vater so sehr besticht!“

Und nun erzählte Georgine Herrn Hind, daß, gerade am Tage vor ihrer Abreise in die Residenz zu der alten Baronin Weiland, dieser Herr Konarzewski hier eingetroffen sey und sich der Mama vorgestellt habe, die ihn mit Zurückhaltung und einer gewissen Bestürzung empfangen habe; daß dann diese Affekte in eine höchst zuvorkommende Aufnahme umgeschlagen, in Folge deren auch Papa den Fremden freundlich bewillkommt und zu längerm Aufenthalt eingeladen habe; und daß der Gast schon nach einigen Tagen ihr, der schüchternen Georgine, Aufmerksamkeiten erwiesen, welche sie mit einer wahren Angst erfüllten. Auf Robert's Bitte beschrieb sie das Aeußere des Obersten, und Herr Hind gerieth darob in die lebhafteste Aufregung.

„Himmel! wenn er es wirklich wäre!“ entfuhr ihm unwillkürlich.

„Wer denn? kennen Sie ihn?“ fragte Georgine betroffen.

„Vielleicht, wenn auch unter einem andern Namen,“ versetzte Robert; „er gleicht einem Manne, der mir einmal begegnete; und es wäre ein Glück, wenn dieser sogenannte Oberst mit Jenem identisch wäre, denn alsdann .... vermöchte ein Wort von mir ihn von hier zu entfernen!“

„Wirklich?! O wenn Sie dies könnten, lieber Robert!“ rief Georgine. „Aber wenn er es nicht ist, was wollen Sie alsdann thun?“ fuhr sie besorgter fort, denn sie vermochte diese Hoffnung noch nicht festzuhalten. „Bedenken Sie, Herr Hind, daß Papa für ihn eingenommen ist!“

Robert schwieg, halb verlegen. „Auf jeden Fall sollen Sie gerettet werden, denn wenn jedes andere Mittel fehlschlägt, werde ich dreist genug seyn .... ältere Rechte auf Ihr Herz und Ihre Hand geltend zu machen ....“

„Robert,“ rief Georgine, doch mehr im Tone der Ueberraschung, als in dem des Schreckens.

„Seyn Sie unbesorgt, mein Fräulein,“ erwiederte Hind und blickte ihr offen und treuherzig in's Gesicht, — „ich werde dieses Mittel jedenfalls nicht ohne Ihre Einwilligung gebrauchen; auch sollen daraus keinerlei Pflichten für Sie entstehen ..... Sie begreifen, daß ich mein Einschreiten in dieser Angelegenheit doch auf irgend ein vollgültiges Motiv stützen muß, wenn ich mich nicht blamiren soll. Meine Rolle durchzuführen, sey meine Sache, und wer weiß, ob ich nicht am Ende noch den Dank Ihres Herrn Vaters verdiene ....“

„Aber der Oberst ist ein alter, gedienter Soldat, und wenn ihr Euch zankt, so könnte es — o, mir schaudert bei dem Gedanken daran! — so könnte vielleicht gar ein Duell ....“

„Seyn Sie unbesorgt! Ist der Oberst wirklich ein verdienter Soldat, so ist er auch ein Mann von Ehre und zugänglich für die Stimme des Ehrgefühls. Schlagen aber werde ich mich nicht, denn ich halte das Duell für ein Verbrechen gegen Religion, Vernunft und Menschenwürde ....“

In diesem Augenblick pochte man an der Thüre, und Philipp trat herein und gab Herrn Hind einen stummen Wink. „Ich komme," sagte er zu Philipp und zu Georginen gewendet, fuhr er fort: „ich gehe jetzt, mit dem Obersten zu sprechen. Bleiben Sie ruhig hier und erwarten Sie mich. Gott gebe, daß meine Bemühungen von Erfolg gekrönt sind!"

Philipp hatte zwei brennende Kerzen auf den Kaminsims des Gartensalons gestellt, welche den weiten Raum nur dürftig erhellten. Die Jalousien der großen spanischen Fenster waren geschlossen, aber eine feuchte Kälte herrschte in dem hohen Raume, welchen Robert zuerst betrat. Er war aufgeregt trotz all seines Muthes, denn es war im Grunde ein allzu dreistes Unterfangen, was er jetzt vorhatte. Aber Robert bemühte sich, kalt, überlegt und Herr seiner selbst zu seyn. Er zog sich in die dunkle Seite des Zimmers zurück, um den Vortheil zu haben, daß sein Gegner nicht sogleich in seinen Zügen lesen könne, denn Robert war wirklich einigermaßen verlegen, wie er die Erörterung anheben solle. Uebrigens blieb ihm nicht lange Zeit zum Besinnen, denn bald ertönten Schritte auf dem bedeckten Gange, der vom Schlößchen in den Pavillon herausführte, — die Thüre öffnete sich und in dem Eintretenden erkannte Robert — den Herrn van Waalen.

Eine wilde Freude durchzuckte ihn, und er erhob sich vom Stuhle. — „Mein Herr, Sie wünschen mich zu sprechen?" hub der Eintretende barsch und stolz an, als er die dunkle Gestalt des Andern unterschied. „Mit wem habe ich die Ehre zu verkehren?"

„Ich denke, Sie werden sich meiner noch erinnern, ohne daß ich Ihnen meinen Namen nenne!" versetzte Robert und trat ihm rasch entgegen.

„Mein Herr .... ich habe nicht die Ehre .... ich begreife nicht!" stammelte der sogenannte Oberst sehr betreten und schien sich auf's Leugnen verlegen zu wollen. „Mit Wissen habe ich Sie noch nie gesehen!"

„Das ist eine feige Unwahrheit, Herr v. Waalen," entgegnete Robert. „Versuchen Sie diese Komödie mit einem Andern! Ob Sie jetzt auch einen andern Namen führen und sich Konarzewski nennen, die Identität Ihrer Person wird sowohl in M. als in H. im Nu hergestellt werden. Ein Wort von mir, und Sie sind verhaftet, um als Wechselfälscher prozessirt zu werden. Es hängt nur von Ihnen ab, ob ich die Rücksichten für dieses Haus außer Acht lasse und der Familie des Herrn v. Wilmar einen Affront bereite, welchen ich vermeiden kann, ohne meinen Pflichten und meinem Auftrage Etwas zu vergeben .... Wollen Sie mich jetzt ruhig anhören?"

„Reden Sie!" erwiederte der sogen. Oberst tonlos und lehnte sich an den Kaminsims. „Was verlangen Sie von mir?"

„Herr Sauvage in H., Ihr früherer Prinzipal, auf dessen Namen Sie Wechsel fälschten, hat mir den Auftrag gegeben, Sie unschädlich zu machen," gab Robert zur Antwort. „Sie wissen selbst, welche Mittel mir hiezu zu Gebote stehen. Sie sind steckbrieflich verfolgt worden, und man hat Ihre Spur bis hierher aufgedeckt. Aus Schonung für das achtbare Haus, in welchem Sie jetzt gastliche Aufnahme genießen, vermag ich Ihnen auf meine Diskretion folgenden Vorschlag zu machen: wenn Sie noch in dieser Stunde Liebfrauenau verlassen und dem verruchten Plane entsagen, ein unschuldiges, reines Geschöpf, dessen Sie ganz unwerth sind, nur um seines Vermögens willen und trotz der Abneigung dieser jungen Dame zu heirathen, — wenn Sie ferner förmlich versprechen, binnen 24 Stunden Deutschland zu verlassen und niemals mehr dahin zurückzukehren, so bin ich befugt, Sie ziehen zu lassen. Der erste Schritt über die Grenze zurück, der erste Versuch eines Betrugs oder Schwindels aber, welchen Sie sich zu Schulden kommen lassen, hetzt die Justiz wieder auf Ihre Fährte!"

„Und wenn ich nun Ihren Vorschlag ablehne? ...." fragte Konarzewski lauernd.

„So ziehe ich diese Klingel und übergebe Sie den Gendarmen!" sagte Robert. „Ich gebe Ihnen drei Minuten Bedenkzeit!"

„Ich verschmähe sie! Hören Sie meine letzte Erklärung, mein Herr! Ich vergebe Ihnen Ihren Irrthum," fuhr er fort und gab sich einen Anschein von Zuversicht und Gleichmuth, der übrigens kaum nur auf der Oberfläche vorhanden war. „Ich leugne nicht, daß Sie mich unter dem Namen van Waalen in M. gesehen; allein ich weise jede Anschuldigung eines gemeinen Verbrechens mit Entrüstung von mir ab und trotze jeder Untersuchung von Seiten der Justiz. Ich wiederhole meine Betheurung, daß ich nicht Betrüger, sondern der Betrogene war und habe bewiesen, daß dadurch Niemand zu Schaden kam. Alles Weitere, was Sie mir imputiren, ist Irrthum oder Verleumdung. Ich kenne keinen Herrn Sauvage in H., und Ihr Versuch, hier Gewalt gegen mich zu brauchen, wird von dem Besitzer dieses Hauses, meinem Freund und künftigen Schwiegervater, kraft seines Hausrechts mit Gewalt vertrieben

werden. Gehen Sie daher und melden Sie dies Denen, welche Sie gesandt haben!" Damit wandte er sich zum Gehen.

„Halt!" rief Robert, der diese Erklärung mit sardonischem Lächeln angehört hatte und trat zum Klingelzuge; „einen Schritt weiter, und ich rufe meine Leute. Sie sind nicht umsonst früher Schauspieler gewesen, mein Herr, denn Sie spielen Ihre Rolle so, daß Sie auf jeder Bühne damit Erfolg haben würden. Allein für das Leben reicht diese Rolle nicht aus. Hier ist meine Uhr — ich warte noch drei Minuten!"

(Fortsetzung folgt.)

Der Streit um die Pelzmütze.

Der Direktor des Hauptstaatsarchivs in Dresden, Dr. v. Weber, hat so eben bei Bernh. Tauchnitz in Leipzig unter dem Titel „Aus vier Jahrhunderten" den ersten Band einer in hohem Grade interessanten, namentlich in kulturhistorischer Hinsicht wichtigen Reihe von archivalischen Mittheilungen herausgegeben, die sich auch durch gewandte Darstellung auszeichnen und sehr viel Stoff für Unterhaltung gewähren. Wir theilen daraus ein Kuriosum aus dem Jahre 1786 mit, in welchem man im sächsischen Erzgebirge die Bestimmungen der alten Kleiderordnung noch aufrecht erhalten wollte.

Die Tochter des Stadtpfeifers Meischner zu Eibenstock, berichtet der Verfasser, ein hübsches frisches Mädchen, hatte sich eine mit Pelz besetzte Wintermütze machen lassen, die zu ihren blühenden Wangen vortrefflich stand. Der Stadtrichter Stölzel bemerkte das sehr wohl, als sie damit in der Kirche erschien; seine Blicke aber entgingen der Aufmerksamkeit der Frau Stadtrichterin nicht, deren Eifersucht nicht nur die Mütze, die in der Façon Aehnlichkeit mit einer Kopfbedeckung hatte, welche die Frau Stadtrichterin selbst trug, sondern auch deren Trägerin auf das Lebhafteste erregte. Der arme Stadtrichter mochte einen üblen Sonntag gehabt haben; des andern Tages aber erließ er zur Genugthuung für seine Gattin ohne weiteres einen Befehl an den Stadtpfeifer, „seiner Tochter die fernere Tragung der Mütze bei sonst zu gewärtigen habender öffentlicher Wegnahme nicht zu verstatten." Meischner, stolz auf seine hübsche Tochter und ihre hübsche Mütze, wollte sich dabei nicht beruhigen und wandete sich an das Kreisamt Schwarzenberg „mit der Bitte um Belehrung und Erlaubniß, daß seine Tochter die Mütze ferner tragen dürfe." Er übersendete zugleich die streitige Kopfbedeckung zur Einsicht. Der Amtmann besah die Mütze, befand sie „von keiner Beträchtlichkeit und weder mit Zobel, schwarzen Füchsen noch sonstigen kostbaren Sorten von Rauchwerk," deren die Kleiderordnung gedenkt, besetzt; er trug daher kein Bedenken, „der Meischnerin" die erbetene Erlaubniß, sich ferner damit zu schmücken, zu ertheilen, und ließ Dies dem Stadtrichter mündlich durch einen Aktuar, der nach Eibenstock in Geschäften ging, eröffnen.

Hatte das Verbot des Stadtrichters, welches natürlich die Frau Stadtrichterin ins Publikum zu bringen nicht versäumte, Aufsehen erregt und lebhaften Widerspruch gefunden, so ward nun die Wiederstandspartei durch die amtliche Resultation gekräftigt. Alle Eibenstocker zerfielen in zwei Parteien: wie dereinst in Schweden die Parteien der Mützen und Hüte, so bekämpften sich in Eibenstock die Parteien für und wider die Pelzmütze. Auf der Seite des Stadtrichters standen alle alten und häßlichen Frauen, alle Ehemänner, welche dergleichen besaßen und ihnen zu gehorchen hatten: sie bildeten im Stadtrath die große Majorität; der Pelzmütze günstig war im Stadtrath blos „der einzige Vicestadtrichter Michel," ein Biedermann (dessen Name hiermit der Nachwelt aufbewahrt werde), der wahrscheinlich nicht verheirathet war.

Der Stadtrath in seiner Majorität, den Stadtrichter an der Spitze, beschloß nun, den Kampf mit dem Amte zu beginnen: er respektirte die mündliche Anordnung nicht, sondern ließ Meischnern bedeuten, es bleibe bei dem Verbote. Abermals wendete sich Meischner an das Kreisamt, und von diesem erging nun an den Rath von Eibenstock eine schriftliche Verordnung, durch welche demselben bei 5 Thaler Strafe „alles weitere ungebührliche Verfahren wider die Meischnerin" untersagt und die Bezahlung der entstandenen Kosten aufgegeben ward. Dessenungeachtet blieb der Rath bei seinem gefaßten Entschlusse, die Mütze müsse der Meischner'schen Tochter abgenommen werden, gab solches dem Kreisamt in einem Schreiben zu erkennen, ja, „der Stadtrichter Stölzel und übrige Rathsassessores, den einzigen Vicestadtrichter Michel ausgenommen, waren," wie der Bericht des Amtes vom 24. April 1787 sagt, „zu sehr von ihren Leidenschaften verblendet, als daß sie an Pflicht und Gehorsam hätten denken sollen; sie opferten solche ihrer Ani=

mostität auf und ließen der Meischner'schen Tochter Sonntags den 19. Februar nach der Kirche vor der ganzen Kirchfahrt auf öffentlicher Straße die Mütze durch den Rathsdiener öffentlich ab- und von dem Haupte nehmen." Der Stadtrath versicherte jedoch ausdrücklich, der Rathsdiener, welcher der Meischnerin aufzupassen angewiesen worden war, habe die Mütze „behutsam" abgenommen; wollen wir auch glauben, daß er diese Rücksicht mindestens der Pelzmütze, die er vielleicht als konfiszirtes Gut sich vindiziren zu können hoffte, so minderte dieses doch wenigstens die Erbitterung der Eigenthümerin der schönen Mütze und der gesammten Pelzmützenparthei nicht.

Es kam dieser vor allen Dingen darauf an, der Stadtrichterin, denn man wußte recht wohl, daß sie die Anstifterin der Fehde sey, ein Paroli zu biegen. Während die gefangene Pelzmütze in gerichtliche Verwahrung gebracht wurde, waren schon der Bürgermeister Gläßer und der Zehnter Böhmer, die Chefs der Mützenparthei, auf Ersatz des Verlustes bedacht: sie eilten zu einem Kaufmanne, der auch einen Vorrath von Putzwaaren hatte, kauften hier die schönste Mütze, die er hatte, viel schöner als die der Frau Stadtrichterin und überreichten der erstaunten Stadtpfeiferstochter das kostbare Geschenk. Schnell trockneten ihre Thränen und stolz ging sie, geziert mit diesem Prachtstück, des Nachmittags wieder in die Kirche und kam auch, da kein Mitglied des Stadtrathes in derselben sich befand, ungefährdet wieder damit heim. Der Stadtrath versicherte aber, als er dieses Attentat erfuhr, „er würde, wenn er zeitig genug Wissenschaft davon erhalten hätte, auch diese geschenkte Mütze haben wegnehmen lassen." Diese Differenz gelangte mit der Pelzmütze selbst endlich bis an die Landesregierung, welche dem Amte Recht gab, die Mütze mit der Anordnung, sie der Meischnerin wieder einzuhändigen, zurücksendete, den Rath zwar mit der angedrohten Geldstrafe verschonte, aber ihm die Abstattung der Kosten aufgab. Hierbei verblieb es auch, obschon der Stadtpfeifer sich nicht beruhigen wollte und die Bestrafung der Rathsglieder und des Rathsdieners verlangte. Wie stolz mag die Meischnerin das nächstemal mit ihrer Mütze in die Kirche gegangen seyn!

Weinlied.

Ich sah die Blätter fallen,
Ich sah verblüh'n das Feld
Herbstnebel allenthalben
Verdunkelten die Welt.
Das Herz von Gram umgeben,
Es schlug so trüben Schlag,
Wie zwischen Tod und Leben
Ein Kranker ringen mag.

Da hört' ich jubelnd gähren
Den jungen Wein im Faß,
Und seinen gold'nen Lehren
Lauscht' ich ohn' Unterlaß.
Manch Reifchen, fest geschlungen,
Zersprang in selber Nacht,
Und als der Wein gesungen,
Hab' ich den Text gemacht.

Er heißt: Laßt Euch nicht härmen
Den Winter, der nicht fern,
Und kommet, Euch zu wärmen
An meiner Gluth, Ihr Herr'n!
Kommt all' ihr wadern Zecher,
Und laßt den Gram daheim:
Der Zecher und der Becher,
Das ist mein bester Reim.

Ihr Zecher, lieben Zecher,
Hört Ihr mein Glöcklein nicht?
Mein Glöcklein ist der Becher,
Er läutet bis er bricht.
Zur Halle wird der Keller,
Die Kufe wird zum Tisch,
Ich junger Muskateller
Lad' Euch zur Tafel frisch.

Ich will Euch Mährchen künden
Und Lieder, frisch erdacht,
Daß Euch aus allen Gründen
Der Mai entgegen lacht.
Wie scharf der Sturm auch tose,
Des Winters Fehderuf,
Ich biet' Euch eine Rose,
Wie sie kein Lenz erschuf.

Und wollt Ihr Geister schauen?
Sie steh'n in meinem Sold,
Die gelben und die blauen,
Sie nah'n, eh' Ihr's gewollt.
Der Staubgebor'nen Meister,
Umflimmern sie Euch dreist,
Und trinkt Ihr nicht die Geister,
So trinkt Ihr doch den Geist.

Auflösung des Logogryphs in No. 148:
Glaube — Laube.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

# Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 150. Dienstag, 15. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Konarzewski ward blaß und seine Lippe zitterte; er schritt unruhig im Zimmer auf und nieder und schoß giftige Blicke auf Robert, der ihn ruhig und kalt mit Basiliskenaugen verfolgte. Die Zeit schien beiden ewig lang zu werden, denn auch Hind wünschte diesen Auftritt geendet zu sehen.

„Die Frist ist um!" sagte er endlich; „haben Sie gewählt?"

„Ja, mein Herr! ich bleibe!"

„Wohlan, so habe ich das Meinige gethan!" sprach Robert und zog stark an der Klingel. Der Ton dieser Glocke schien dem Schwindler durch Mark und Bein zu gehen und sein düstres giftiges Auge drohte dem Kaufmann mit Vernichtung; aber er war Robert an Körperkraft nicht gewachsen. — Philipp kam in's Zimmer hereingestürzt. — „Wo sind meine Leute?" fragte Robert barsch, denn er vermuthete mit Grund, daß der Lakai gelauscht habe.

„Sie haben den Pavillon umstellt," versetzte Philipp.

„Nun denn, so rufen Sie gefälligst Herrn v. Wilmar! Er soll ein Zeuge meines Verfahrens seyn!...."

„Halten Sie ein!" rief Konarzewski. „Es gibt noch eine Verständigung! Ich wünsche drei Worte mit Ihnen allein zu reden!" — Robert winkte dem Diener, sich zu entfernen und hatte eine kurze Unterredung mit Konarzewski; dann klingelte er wieder und sagte zu Philipp: „Lassen Sie meinen Wagen vorfahren und holen Sie dann diesem Herrn seinen Mantel aus seinem Zimmer. Er reist sogleich ab, ohne noch Jemand zu sprechen. Seine Koffer senden Sie ihm morgen nach dem Posthause in Wiesbach."

Philipp nickte mit schadenfrohem Lächeln und ging. Die beiden Männer waren eine Weile allein, dann aber brach Robert das Schweigen und wiederholte seine Drohungen gegen Konarzewski, falls sich dieser jemals erdreisten würde, diese Familie mit mündlichem oder schriftlichem Verkehr zu belästigen.

„Seyn Sie außer Sorgen!" versetzte Konarzewski kleinmüthig; „ich werde mich in Sicherheit begeben. Aber Eine Frage möchte ich mir noch erlauben, an deren Beantwortung mir gelegen ist: „weiß Frau v. Wilmar um Ihre Anwesenheit und deren Zweck?" Er betonte unwillkürlich letztere Worte auf eine eigenthümliche Weise.

Robert sah ihn forschend an und erwiederte nach kurzem Besinnen: „Mich dünkt, Sie haben so wenig ein Recht auf die Beantwortung einer solchen Frage, als ich Lust zu Ertheilung einer derartigen Auskunft!"

„Die Schlange!" murmelte Konarzewski zähneknirschend.

Philipp brachte Hut und Mantel für den entlarvten Schwindler, und Robert sagte kurz: „Folgen Sie mir!" Als die beiden Männer durch den Garten schritten, sahen sie einige dunkle Gestalten unter dem bedeckten Gang. Am Wagen im Hofe blieb Robert stehen, bis Konarzewski sich hineingesetzt, schloß den Schlag und sagte mit einer hohen innern Befriedigung: „Glückliche Reise!"

„Glückliche Reise, Herr Oberst! auf Nimmerwiedersehen!" rief Philipp noch in den Wagen hinein und eilte dann Robert nach. „Ach, Herr Hind, der ist schön abgefahren!" sagte er; „und heute Mittag, als er drüben im Weidenbacher Gehölz sagte, hat er vielleicht gemeint, das schöne Rittergut schon so gut wie eigen zu haben!"

„Bitte, melden Sie jetzt Herrn v. Wilmar

meine Ankunft und schweigen Sie über alles Vorgefallene, wenn Ihnen an Ihrem Dienste und an meiner Freundschaft gelegen ist!" sagte Robert. „Ihr Schweigen soll reichlich belohnt werden!"

13.

Robert's Ankunft war für Herrn und Frau v. Wilmar eine höchst angenehme Ueberraschung, und als Georgine, von Philipp bereits vorbereitet, beim Souper erschien, las sie in seinen frohen Blicken den vollsten Erfolg seines Unternehmens, und die Rosen erblühten allmälig wieder auf ihren Wangen. „Wir haben einen lieben Gast mehr an Ihnen, Herr Hind," sagte Herr v. Wilmar; „Sie kommen eben recht zur Jagd und werden sich gewiß freuen, die Bekanntschaft eines interessanten Mannes, eines polnischen Edelmanns, zu machen, der gegenwärtig bei uns verweilt. Wo er nur bleibt, unser lieber Konarzewski? Sie haben ihm doch gesagt, Philipp, daß das Souper ihn erwartet, und ich denke, er sollte nach unserm heutigen Waidwerk Appetit bekommen haben!"

Einige Worte, welche Philipp leise darauf antwortete, schienen Herrn v. Wilmar unangenehm zu überraschen. „Für heute Abend müssen Sie leider auf die Unterhaltung unseres Gastes verzichten, lieber Hind," wandte er sich hierauf an diesen. „Ich erfahre soeben, daß der Oberst sich entschuldigen läßt: ein dringendes Geschäft rief ihn plötzlich nach Wiesbach, und er fuhr mit demselben Wagen dorthin, welcher uns den andern Gast gebracht hatte. — Sorgen Sie dafür, Philipp, daß ihm morgen mit dem Frühesten die Droschke entgegengeschickt wird!"

Diese Nachricht hatte einen peinlichen Eindruck auf Frau v. Wilmar ausgeübt, welchen sie kaum zu verbergen vermocht hatte. Erst nach einer Weile fand sie ihre Fassung und ihre gewohnte heitere Anmuth wieder, obschon in ihren Augen noch bisweilen eine bange Unruhe, eine beengende Ahnung sich aussprach. Man trennte sich frühzeitig, nachdem Robert noch versprochen hatte, seinen Wirth am folgenden Morgen auf die Jagd zu begleiten.

Herr v. Wilmar und Robert fuhren zusammen in einem Wagen und Robert erbot sich zu kutschiren. „Ich wünschte mit Ihnen Einiges zu sprechen, Herr v. Wilmar," sagte er zu demselben in englischer Sprache; „es wäre mir lieb, wenn wir keinen Zeugen hätten." Diesem Wunsche ward entsprochen, und Robert theilte ihm nun mit Schonung mit, was für einen Gast er in Konarzewski beherbergt und wie er ihn von demselben befreit habe. Er hielt es für das Gerathenste, nicht auf Einzelheiten einzugehen und erwähnte daher nur obenhin, daß er selber in jenen Betrugsversuch verwickelt worden. Konarzewski's Benehmen richtete ja diesen hinreichend. Auch bat er Herrn v. Wilmar dringend, seiner Gemahlin nicht mitzutheilen, daß er Derjenige gewesen, der den fremden Gast vertrieben. „Ich habe für meine Handlungsweise nur die Entschuldigung, daß mich die Pflicht der Dankbarkeit und der treuesten Anhänglichkeit an Ihr Haus zu diesem Schritte trieb!" sagte er; „zürnen Sie mir daher nicht, daß ich einschritt, ohne Sie zuvor davon benachrichtigt zu haben!"

„Mein wackerer, edler Freund!" rief Herr v. Wilmar und umarmte Robert mit Thränen in den Augen; „Sie verpflichten mich auf eine Weise, daß ich Ihnen niemals meine Schuld werde abtragen können! Mein lieber, werther Freund! Sie sind der Trost meines frühen Lebensabends! — Aber wie erfuhren Sie, daß dieser gefährliche elende Mensch hier war?"

„Durch diesen Brief von Fräulein Georgine, den ich Ihnen nun zeigen muß, um mich zu rechtfertigen, — Sie werden mich deßhalb keiner Indiskretion gegen das Fräulein beschuldigen!"

„Gewiß nicht; ich freue mich vielmehr darüber, daß Georgine mein Vertrauen zu Ihnen theilt. Sie haben wie ein rechter Bruder an ihr gehandelt. Allein nun Ehrenwort um Ehrenwort: meine gute Amalie darf von dieser ganzen Sache nicht das Mindeste erfahren! Es würde ihr Schmerz verursachen, denn Konarzewski ist ein entfernter Verwandter von ihr."

Robert gelobte unverbrüchliches Schweigen, und die Unterhaltung wandte sich einem andern Gegenstande zu. Herr v. Wilmar fühlte sich verlegen und gedemüthigt darüber, daß er Georginen einen solchen Mann zum Gatten bestimmt hatte, aber seine Zärtlichkeit für Amalien legte ihm offenbar Schweigen darüber auf, daß sie es vorzugsweise gewesen, welche diese Wahl befürwortet hatte. Er ward einsylbig und gedankenvoll und gab sich der Lust des Waidwerks, für das er ohnedem einige Vorliebe hatte, an diesem Tage mit solchem Eifer hin, daß es Robert bedünkte, er wolle sich darin vergessen. Herr v. Wilmar war sonst ein sicherer Schütze — heute aber verfehlte er beinahe jedes Stück Wild, das ihm zugetrieben wurde, — Zeugniß genug für die innere Unruhe, die ihn verzehrte. Robert dagegen, obschon sonst nur ein mittelmäßiger Schütze und kein Verehrer des Waidwerks, traf beinahe mit jedem Schusse und

gewann den Preis des Tages: er schoß im letzten Triebe einen starken Hirsch, der längst im Gefilde der Nachbarschaft zu Schaden lief.

(Fortsetzung folgt.)

War in die Luft geschossen.

Der Kaufmann Schwendler lebte in seiner Ehe wie im Paradiese, nur war es zweifelhaft, wer von den beiden Ehegatten das Joch am Meisten beklage, in das sie sich in einem Augenblicke der Leidenschaft, oder, wie die Leute sagten, in Folge eines Rechenfehlers gestürzt. Herr Schwendler hatte wirklich bei seiner Verheirathung mehr das Vermögen als die Liebenswürdigkeit der Braut in's Auge gefaßt und erst später gefunden, daß er sich in seinen Voraussetzungen schmerzlich getäuscht.

Wie dem auch seyn mag — die ganze Stadt wußte, daß die Schwendlerische Ehe eine sogenannte unglückliche war, und Niemand wußte es mehr, als die Ehegatten selbst. Anfangs hatte man doch wenigstens vor den Leuten ein freundliches Gesicht gezeigt; am Ende wurde aber auch den beiden Gatten der Schein zur Last und sie lebten, wie man zu sagen pflegt, auch öffentlich wie Hund und Katze. Und zwar dies um so mehr, als die Vermögensverhältnisse sich von Tag zu Tag verschlechterten, statt sich zu verbessern. Als Herr Schwendler seine Rechnungsbücher aufschlug und die Bilanz zog, ergab sich ein nicht unbedeutendes Defizit.

Nun hat Mancher mit einem Bankerott sein Glück gemacht, aber Herr Schwendler war dazu entweder zu ehrlich oder nicht klug genug. Ein Mittel aber gab's, ihn von seinen Schulden und von seinem häuslichen Glücke auf einmal zu befreien. Er steckte ein Paar Pistolen zu sich und ging damit in den Wald.

Frau Schwendler hatte das unruhige Wesen ihres Mannes wohl bemerkt und folgte ihm auf dem Fuße. Von ihm ungesehen war sie vor ihn getreten, als er eben unter einem weitschattenden Eichbaum sitzend, die Pistolen lud und dabei Betrachtungen anstellte über die Nichtigkeit alles Irdischen. Mit einem tiefen Seufzer sah er plötzlich auf und in das Gesicht seiner Frau.

„So weit ist es mit uns gekommen," — sagte der Mann, — „daß mir kein anderer Weg übrig bleibt, und daran bist Du schuld, Du ganz allein! Hätte mein Unstern mich nie mit Dir zusammengeführt, so wär' ich noch der glückliche Mann, der ich war."

„Hab' ich mich Dir aufgedrängt?" — war die Antwort der Frau. — „Ich hätte bessere Partbien machen können."

„Darum müssen wir scheiden," — seufzte Herr Schwendler darauf. — „Ich bin ruinirt. Das ließe sich verschmerzen durch Sparsamkeit und Arbeit. Mein häusliches Unglück aber läßt sich nicht verschmerzen. Ich habe meinen Weg gewählt. Sey Du glücklich!"

„Wir wollen versöhnt scheiden," sagte die Frau gerührt, — „und Du sollst nicht allein sterben. Gib mir eine Deiner Pistolen."

— „Wie, Du wolltest!"

„Ja, ich will. Wir können im Leben nicht glücklich werden, das erkenn' ich wohl. So dürfen wir's im Tode. Gib mir die Pistole."

„Leb' wohl!" Herr Schwendler reichte ihr zum letzten Abschiede die Hand, nahm die eine der Pistolen und ging damit tiefer in den Wald.

Wie Herr Schwendler nun in den Wald ging, begann er bei sich zu überlegen. Weßwegen wollt' ich denn sterben? Etwa meiner Rechnungsbücher halber? Gewiß nicht. Also wegen meiner Frau. Also wenn meine Frau sich erschießt, bin ich ihrer quitt und ich kann ein anderes, freies und besseres Leben beginnen. Sein Gewissen, das auch mitsprechen wollte, brachte er durch allerlei Sophismen zum Schweigen und das Resultat seiner Erwägungen war, daß er ein Narr seyn müßte, wenn er sich wirklich erschießen wollte einer Frau wegen, die vielleicht im nächsten Augenblicke nicht mehr war. Er richtete daher die Pistole nicht auf seine Brust, sondern in die Luft. Der Schuß fiel. —

In demselben Augenblicke fast rollte ein zweiter Schuß durch den Wald. Herr Schwendler lauschte mit angehaltenem Athem. — „Sie hat Wort gehalten!" — flüsterte er leise vor sich hin, aber es wollte ihn fast ein Schauder überkommen. Indeß besiegte der Gedanke: Du bist jetzt frei! sein Grauen und eilenden Fußes verließ er den Wald und eilte auf Umwegen der Stadt und seiner Wohnung zu.

Wer beschreibt aber das gegenseitige Entsetzen und Erstaunen, als beide Ehegatten in der Hausflur zusammentrafen. Sprachlos starrten sie sich an, eins glaubte in dem andern ein Gespenst zu sehen.

„Du bist nicht todt?"

„Du hast Dich nicht erschossen?"

Frau Schwendler hatte ungefähr die nämlichen Gedanken gehegt wie ihr würdiger Gatte und hatte ebenfalls ihren Schuß in die Luft gefeuert. In der festen Ueberzeugung, nun ihres Eheibrunnen ledig zu seyn, war auch sie auf einem Umwege zurückgekehrt und der Zufall hatte es gewollt, daß sie in derselben Zeit durch die Vorderthüre eintrat, als Herr Schwendler durch die Hinterthüre kam.

„Es scheint wirklich, daß der Mensch seinem Schicksal nicht entgehen kann!" seufzte Herr Schwendler, nachdem er sich überzeugt, daß seine Frau leibhaftig vor ihm stehe. — „Fügen wir uns also geduldig drein und schließen wir Frieden."

Die Frau schlug in die dargebotene Hand ein und sagte: — „Versuchen wir es noch einmal mit einander."

So war der Friede wieder hergestellt.

Mannigfaltiges.

Import von Menschenhaaren. Die „New-Yorker Handelsz." schreibt: Eines unserer Wechselblätter meldet als ein Ereigniß, daß ein Bostoner Haus in voriger Woche für 2500 Doll. Menschenhaare von Europa importirt habe. Wir bemerken dazu, daß die hiesige deutsche Firma F. Wilmar und Hartung dieser Tage einen Posten von ca. 9000 Doll. Menschenhaare verzollte, welche mit einem der letzten Dampfer von Europa angekommen sind.

Geiz in der höchsten Consequenz. In Paris ist in der Straße St. Martin ein nicht unvermögender Geizhals, der lange Zeit nur von Kartoffeln und Brodabfall lebte, im wahren Sinne Hungers gestorben, weil sich die fixe Idee in seinem Kopfe festgesetzt hatte, daß der Mensch auch ohne eigentliche Nahrung leben müsse. Sein letzter Genuß waren Speisegerüche, die er, vor Garküchen sitzend, mit Wollust einschlürfte, erwartend, daß diese hinreichend seyn würden, sein Leben zu fristen.

Berlin, 31. Okt. Eine eben so seltene als ergreifende Scene ereignete sich vor wenigen Tagen in der hiesigen G.....-Kirche. Ein Brautpaar hatte sich daselbst mit den eingeladenen Zeugen zur Trauung eingefunden und wollte man so eben vor den Altar treten, als plötzlich die Braut in ein heftiges Jammern ausbrach und zugleich auf das Bestimmteste erklärte, sich nicht trauen lassen zu wollen. Natürlich entstand unter den Anwesenden eine allgemeine Aufregung und alle drangen in die Braut um Aufklärung ihres Benehmens. Jetzt stellte sich denn heraus, daß ein in der Kirche gleichfalls anwesender Mann, der sowohl mit den Verhältnissen als Gesinnungen des Bräutigams näher vertraut, der Braut erst in diesem Augenblicke (!) mitgetheilt habe, daß ihr künftiger Ehegatte keine Neigung für sie hege, sie vielmehr lediglich ihres Vermögens halber heirathe, derselbe sich übrigens auch in gänzlich derangirter Lage befände und alle über seine günstigen Verhältnisse bisher gemachten Angaben, insbesondere die über den Besitz eines Grundstückes, leere Vorspiegelungen wären. Trotz aller Bemühungen der Ehrengäste und der dringenden Einwendungen des Bräutigams verblieb die Braut bei ihrem Entschlusse und jeder ging wie er gekommen war.

---

*Der Mann.

Kron' der Erschaff'nen Er, und gewaltiger Herrscher der Erde,
Ausgerüstet mit Geist und unbezähmbarer Kraft!
Dringt auf zerbrechlichem Holz durch nie besegelte Meere,
Achtend nicht Klipp' und Gefahr, brausenden Sturm und den Tod.
Himmelan strebend erklimmt er stolz der Vollkommenheit Leiter,
Und in endloser Region irrt der dürstende Geist.
Stürzt mit flammender Brust, Ruhm suchend, in donnernde Schlachten,
Siegt, und bekränzet sich mit blutendem Lorbeer die Stirn.
Steigt in der Erde Schoos, durchwühlend geheimnißvoll Dunkel,
Furchtlos, ob er vielleicht steigt in das warnende Grab.
Zwingt die spröde Natur, des Geheimnisses Schleier zu heben,
Welchen vor ihm noch nie sterbliches Auge erblickt.
Titan, Weiser und Held, Erforscher, Lenker, Gebieter!
Wähnt sich ein Gott, und ach!

fängt sich im Netze des Weibes!!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 151. Freitag, 18. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Am Abend waren die übrigen Gäste der Jagd beim Souper im Schlosse; es ging lustig her und der Wein ward nicht gespart. Robert bemerkte aber trotz aller Auszeichnungen, die ihm zu Theil wurden, eine gewisse Verstimmung von Seiten seiner Wirthe. Frau v. Wilmar forschte mit einer ängstlichen Spannung in seinem Gesicht, so oft sie seine Aufmerksamkeit anderweitig in Anspruch genommen wähnte, und Herr v. Wilmar war auffallend wortkarg und verschwand nach zehn Uhr plötzlich aus der Gesellschaft. Er sey plötzlich unwohl geworden, hieß es, und der heitere Kreis zerstob. Herrn v. Wilmar's Befinden erweckte am nächsten Morgen schon ernste Besorgnisse, daß in Folge einer Erkältung auf der Jagd die Gesichtsrose bei ihm eintreten konnte, und er ließ Robert durch Georginen dringend bitten, doch wo möglich sogleich hier zu verweilen und deßhalb Schritte bei seinen seitherigen Vorgesetzten zu thun. Glücklicherweise hatten diese den erwünschten Erfolg, und er ward noch vor Ablauf seiner Kündigungsfrist entlassen und trat sogleich seine Stelle an. Er behielt seine Wohnung im Schlößchen, sein Couvert an Herrn v. Wilmar's Tische; aber es war nun ein trauriger Aufenthalt, denn der brave Herr v. Wilmar lag gefährlich erkrankt darnieder, von Georginen treu und liebevoll verpflegt, und meist war es nur Frau v. Wilmar allein, welche Robert bei Tische sah. Ohne die viele Arbeit, die er zu bewältigen hatte, würde ihm der Aufenthalt unerträglich langweilig geworden seyn. So aber konnte er sich im Strudel der Geschäfte vergessen.

In Roberts Beziehungen zu Frau v. Wilmar war keine Aenderung eingetreten, allein trotz all ihrer Freundlichkeit gegen ihn schien sie doch irgend welche geheime Angst vor ihm zu haben. Er sah sie oft gedankenvoll und zerstreut, sah ihre Blicke oft unruhig auf sich gerichtet und es wollte ihn manchmal bedünken, als ob die stolze Frau einen stummen innern Kampf kämpfe, ob sie mit ihm reden solle oder nicht. Robert maß es der Furcht vor der Möglichkeit eines plötzlichen Ablebens ihres Gemahls oder dessen Folgen bei, denn die Aerzte verhehlten nicht, daß es um Herrn v. Wilmar schlimm stehe. Diese innere Aufregung, welche sogar in der schwindenden Röthe ihrer Wangen sich äußerte, machte auch für Robert das gezwungene Zusammenseyn unter vier Augen mit Amalien oft höchst unbehaglich. Eines Nachmittags nach aufgehobener Tafel, als er Frau v. Wilmar ganz besonders verstört sah, faßte sich daher Robert ein Herz und beschloß, sie zum Reden zu bringen.

„Gnädige Frau," hub er bescheiden und theilnehmend an; „halten Sie es nicht für Indiskretion, sondern nur für den Wunsch, Ihnen einen Theil Ihrer Sorgen abzunehmen, wenn ich mich erdreiste, Ihnen eine Frage zu stellen. Ich sehe Sie schon seit einigen Wochen leidend: es ist nicht die Krankheit des Herrn v. Wilmar allein, welche auf Ihr Gemüth so herabstimmend einwirkt — es ist noch ein anderes Seelenleiden. Glauben Sie mir, ich würde mich glücklich schätzen, zu Ihrer Beruhigung Alles beitragen zu können, was nur in meinen Kräften steht. Wollen Sie mich Ihres Vertrauens würdigen?"

„Mein trefflicher Freund! wie gütig Sie sind!" rief Frau v. Wilmar und drückte ihm die Hand. „Gerne würde ich Ihnen mich anvertrauen, allein es ist eine Sache von der größten Delikatesse..."

„Zweifeln Sie nicht an meiner ganzen Diskretion, an meiner unumschränkten Ergebenheit, gnä-

dige Frau!“ sagte Robert. „Uebrigens habe ich den Grund Ihrer Unruhe vielleicht schon errathen!“

„Wäre es möglich?“ fragte Frau v. Wilmar erschrocken, faßte sich aber schnell wieder und setzte hinzu: „Wie meinen Sie dies, Herr Hind?“

„Soviel ich weiß, hat Herr v. Wilmar noch kein Testament gemacht!“

„Sie haben es errathen — wenigstens theilweise!“ erwiederte Amalie lebhaft, als ob sie froh wäre, daß ihre Befürchtungen ungegründet waren. „Aber es ist dies nicht Alles. Mein Ehevertrag sichert mir schon ein Witthum und wenn ich auch gestehe, daß ich nicht gerne blos mit einem solchen abgefertigt seyn möchte, so bin ich doch nicht so taktlos, gerade jetzt, wo Herr v. Wilmar so leidend ist, diesen Gegenstand zur Sprache zu bringen. Es hieße ihn erschrecken und könnte seinen Zustand verschlimmern ....“

„Allerdings, wenn der Anlaß dazu von Ihnen ausginge,“ erwiederte Robert. „Allein wenn ich in meiner Eigenschaft als Geschäftsführer dem gnädigen Herrn einen leisen Wink von der Nothwendigkeit, sein Haus zu bestellen, beibringe, so kann es ihn unmöglich beunruhigen. Seyen Sie daher außer Sorge, gnädige Frau! diese Beruhigung soll Ihnen werden!“

„Lieber, edler Freund! Sie beschämen mich durch Ihre Güte!“ sagte Frau v. Wilmar und lächelte ihm wehmüthig und dankbar zu. „Aber denken Sie sich, meine Verlegenheit ist größer oder kleiner, — wie Sie es nennen wollen, — meine Verlegenheit ist eine augenblickliche, eine rein triviale ..... ich schäme mich in der That, davon zu reden!“

„So geniren Sie sich wenigstens vor mir nicht, gnädige Frau! wenn es sich nur um eine Kleinigkeit handelt, dann ist ja um so leichter zu helfen!“

„Jenun, was mir unbedeutend erscheint, dünkt Andern vielleicht sehr viel! .... Es handelt sich um fünftausend Gulden! Können Sie mir diese aus der großen Kasse Ihrer Verwaltung geben, Herr Hind?“

Robert war betroffen und zuckte die Achseln. „Aus jenen Mitteln unmöglich, gnädige Frau! ich muß jeden Posten liquidiren können und jetzt, wo — was übrigens Gott verhüten möge! — das Leben meines Brodherrn in Gefahr ist, wäre dies unter keinem Vorwand möglich!“

Amalie seufzte tief und wandte sich enttäuscht ab. „Ich fürchtete es,“ sagte sie; „ich hatte mir dies selbst gesagt. Und was müssen Sie nun von mir denken?“

„Um kein Haar schlimmer als zuvor, gnädige Frau!“ erwiederte Robert; „der Gebrauch, welchen Sie von diesem Gelde machen wollen, kann nur ein edler seyn.“

„Er braucht wenigstens nicht das Licht zu scheuen und ich nehme daher keinen Anstand, Ihnen denselben mitzutheilen,“ sagte Frau von Wilmar. „Ich muß Sie ja in Alles einweihen, damit kein Mißtrauen gegen mich in Ihnen aufkommt .... protestiren Sie nicht dagegen! ich will und werde offen gegen Sie seyn. Sie wissen ja, wie thöricht ich früher mit dem Gelde wirthschaftete — ich schäme mich schon längst dieser zwecklosen Verschwendung, aber ich habe noch nicht alle Folgen derselben beseitigt .... Als mir mein Gatte die Nothwendigkeit der Einschränkung unserer Ausgaben vorstellte, war ich so unbesonnen, ihm zu verschweigen, daß ich noch vielerlei kleine Verbindlichkeiten hatte, die aber zusammen schon eine Summe bildeten .... Ich hatte mir vorgenommen, dieselben von künftigen Ersparnissen zu decken; allein wie es eben mit solchen Dingen geht .... Schon vor einem halben Jahre, als wir aus England zurückkehrten, gestand ich meinem Gemahl einen Theil dieser Verbindlichkeiten; aber es fehlte mir der Muth, ihm Alles einzugestehen .... er war so wirthschaftlich geworden, und die Summe, welche er mir damals behändigte, erschien ihm schon hoch .... Aber nun bin ich erst in der tödtlichsten Unruhe, denn von mehreren Seiten droht man mir, die Ansprüche an meinen Gatten geltend zu machen, und diese Alteration könnte ihm verhängnißvoll werden — ich muß sie also um jeden Preis zu vermeiden suchen ...“

„Ich verstehe Ihre Lage nun ganz, gnädige Frau,“ entgegnete Robert, welcher den verlegenen, nur mit sichtbarem innerem Widerstreben gemachten Eröffnungen der schönen Frau mit Spannung und Zwang gefolgt war. „Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen zu helfen, so weit ich kann, und wenn ich die Gewißheit habe, daß Sie mit meiner Hülfe wirklich ganz Ihren Verlegenheiten enthoben werden können! Hegen Sie die Ueberzeugung, gnädige Frau, daß die genannte Summe zur Abführung aller Ihrer Verbindlichkeiten ausreicht?“

„Die bestimmteste Ueberzeugung!“ betheuerte Amalie, und die Freude leuchtete in ihren Zügen wieder auf. „Und Sie wollen, Sie können mir also helfen, mein theurer, edler Freund?“

„Die Summe erschöpft zwar beinahe mein

ganzes Vermögen — die Ersparnisse meines seitherigen Lebens!" sagte Robert. „Allein Ihre Güte gegen mich, der ich so viel verdanke, läßt mich nicht zaudern, wo ich Ihnen wirklich nützen kann, gnädige Frau! Zum Glück liegt die Summe größtentheils verfügbar bei einer Bank!"

„Aber wie werde ich meine Schuld wieder abtragen, welche Sicherung werde ich Ihnen bieten können?" fragte Amalie.

Robert beruhigte sie hierüber und versprach, alles zu gegenseitiger Zufriedenheit einzuleiten, sowie auch die Bestellung des Testaments bei Herrn v. Wilmar in Anregung zu bringen. Am Abend hatte die schöne Frau die Anweisung über die Summe von 5000 Gulden, die sauren Ersparnisse Robert's, in Händen; ihr Herz jubelte beinahe laut und ihre Freude war beinahe zu lebhaft unter den jetzigen häuslichen Verhältnissen.

14.

Weihnachten und Neujahr waren vorübergegangen; im Befinden des Herrn v. Wilmar war eine Besserung eingetreten, aber er mußte noch immer das Zimmer hüten und war sehr schwach und so reizbar, daß es Robert nicht hatte über sich gewinnen können, ihn an eine letztwillige Verfügung zu erinnern. Endlich kam Herr v. Wilmar selbst darauf zu reden. An einem schönen klaren Winternachmittage ließ er zu ungewohnter Stunde Herrn Hind rufen. Dieser fand Georginen bei ihrem Vater, und sie erglühte bei seinem Eintritt und blickte zu Boden. Herr v. Wilmar aber bot ihm die Hand und sagte: „Stolzer Mann! was muß ich hören? Georgine und Sie sind schon längst im Herzen ein Paar; Ihr liebt euch, und Sie konnten schweigen, während Sie doch wußten, daß das Glück meines Kindes, daß Georginens Heirath mit einem Manne, dem ich mein volles Vertrauen schenken darf, der letzte höchste Wunsch meines Lebens war? . . ."

„Gnädiger Herr, wie hätte ich es wagen dürfen, so kühne Hoffnungen zu hegen? . . ." stammelte Robert.

„O welch ein harter Stolz!" schalt Herr von Wilmar! „selbst jetzt noch, wo er meine Freude über diese Entdeckung sieht, will er nicht um Dich werben, Georgine! ich muß dem bösen, bösen Manne mein herrliches Kind noch aufdrängen!"

„Verkennen Sie mich nicht, Herr v. Wilmar!" rief Robert und beugte sich über die Hand des edlen Mannes; „ich bin so freudig überrascht, daß ich kaum Wahrheit zu hören glaube! O Georgine, ist es möglich?"

Sie sank an seinen Hals und flüsterte: „Der Vater hat mir mein Geheimniß entlockt; aber ich bereue es nicht, ihm den Einblick in mein Herz gestattet zu haben! Ich bin so unaussprechlich glücklich!"

„So kommt denn meine Kinder! Kommen Sie, Robert! Gottes Segen über euch Beide! Ja ich vertraue Ihnen mein Kind gerne an, denn ich halte Sie ihrer würdig, und Georgine liebt Sie! Danken Sie dem Himmel dafür, mein Sohn!" setzte er mit einer unbeschreiblichen Wehmuth hinzu und blickte auf das Bild seiner ersten Frau; „es ist ein unschätzbar großes Gut, die Liebe einer Gattin zu besitzen! — Und nun rufe Deine Mutter, Georgine, damit sie unsere Freude theile!"

Noch am selben Abend bestellte Herr v. Wilmar durch Testament sein Haus und schien sich mehr und mehr mit dem Gedanken an einen nahen Tod vertraut zu machen. Es lastete oft eine Schwermuth auf ihm, welche ansteckend wirkte. Am liebsten litt er Georginen um sich und sprach mit ihr von ihrer seligen Mutter, erzählte ihr von der schönen Zeit seiner ersten Ehe, wo ihm Adeline stets wie sein Schatten, wie ein treuer Schutzengel zur Seite gestanden sey. Er frischte eine Menge einzelner Züge aus jener Zeit in seinem Gedächtnisse auf und theilte sie Georginen mit. Diese war so glücklich wie noch nie. Zuweilen schickte sie Papa selbst weg und sagte: „Geh zu Robert; Ihr müßt euch näher kennen lernen!" Aber die beiden Liebenden waren selten allein — die schöne Mutter leistete ihnen beinahe fortwährend Gesellschaft. Amalie begegnete Georginen nun auch freundlicher und wohlwollender als zuvor und wies sie nicht mehr ab, wenn Georgine in ihrer natürlichen Herzlichkeit sich kindlich an sie anschloß. Sie schien sich sogar an dem verliebten Geplauder des jungen Paares und dessen verstohlenen Zärtlichkeiten und Liebkosungen zu weiden; sie fuhr mit ihnen im Brougham oder im Schlitten, wenn Robert kutschirte; sie ritt mit ihnen nach den Fabriken oder auf Ausflügen in die Nachbarschaft, zu denen der früh erwachte Lenz bald einlud, wo dann freilich die schöne Mutter durch die Anmuth ihrer Erscheinung die zaghafte Georgine sehr verdunkelte.

An einem schönen Morgen im Mai kam ein reitender Bote von der Poststation nach Liebfrauenau geritten und brachte einen Brief an Herrn v. Wilmar persönlich; er ließ sich nicht bewegen, denselben aus der Hand zu geben, sondern wollte ihn nur dem Adressaten selbst gegen Empfangsbescheinigung behändigen. Robert führte

ihn zu Herrn v. Wilmar, der in seinem Lehnstuhle am Fenster saß und in einem sehr schön gebundenen Buche las, das ein Album oder Tagebuch zu seyn schien. „Was bringen Sie da, Robert?" fragte er und blickte verwundert auf; seine Züge waren eigenthümlich weich und ergriffen, sein Auge schwamm in einem feuchten Glanz. — „Bitte, bleiben Sie, Robert!" fuhr er dann fort, als dieser die Quittung für den Expressen geschrieben hatte; „wenn es eine Geschäftssache wäre, müßten Sie sie ja doch erledigen! Und Sie," wandte er sich an den Boten, „Sie mögen einstweilen im Domestikenzimmer meinen Bescheid erwarten."

Robert betrachtete mit einem unbewußten Interesse, wie Herr v. Wilmar das Couvert erbrach, das nur ein kleines Billet auf orangegelbem Postpapier von ganz eigenthümlicher Färbung und mit gepreßtem Rande enthielt. Herr von Wilmar hatte kaum den Inhalt überlesen, so wich alle Farbe von seinem Gesicht, seine Hände zitterten, und wie von einer plötzlichen Ohnmacht erfaßt sank er in seinen Lehnstuhl zurück.

„Allmächtiger Gott, was ist Ihnen?" rief Robert und wollte herzuspringen.

„Lassen Sie! es wird vorübergehen!" stammelte Herr v. Wilmar und versteckte das Billett hastig in seinem Hausrock. „Entsetzlich!" flüsterte er; „abscheulich! — Gehen Sie, Robert! lassen Sie meine Frau herbeirufen, aber sorgen Sie dafür, daß man uns nicht überrasche! Entfernen Sie jede Möglichkeit, daß wir belauscht werden und bleiben Sie in meiner Nähe, daß ich Sie rufen kann, wenn ich Sie bedarf!

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

In dem chinesischen Orte Sikawi, unweit Shanghai, wo sich seit zehn Jahren eine Jesuitenmission befindet, welche einige 80 Eingeborene zählt, die sich für den geistlichen Stand vorbereiten, ist unlängst eine Orgel aus Bambusrohr angefertigt worden. Es ist dies ein Meisterstück chinesischen Kunstfleißes, zu dem freilich die Jesuiten den Anstoß gegeben haben. Die Orgel hat 9 Register, die größte Pfeife ist 16 Fuß lang. Anfangs wollte es nicht gelingen, reine Töne den Pfeifen zu entlocken, aber man ließ sich keine Mühe verdrießen, bis alle Schwierigkeiten überwunden waren. Diese nur aus Holz bestehende Orgel ist daher einzig in ihrer Art. Man hat sie in der Kathedrale zu Thungkadu, welches zwischen Shanghai und Sikawi liegt, aufgestellt, und am 15. August d. J. ward sie zum erstenmale bei der Messe gespielt. Der Baß besaß eine große Tiefe und die höheren Töne klangen sanft und schmelzend wie die Laute der Flöte. Das Trompetenregister hielt die Mitte zwischen dem Ton einer Posaune und dem einer Geige.

Macaulay erzählt von Oliver Goldsmith, dem Verfasser des vielgelesenen „Vicar of Wakefield": Goldsmith wurde von einem Nervenfieber befallen, das er selbst heilen zu können glaubte. Es wäre ein Glück für ihn gewesen, wenn er seine medizinischen Kenntnisse eben so richtig beurtheilt hätte, wie dies von Andern geschah. Trotz des Doktorhutes, den er in Padua empfangen zu haben behauptete, hatte er keine Patienten. „Ich praktizire nicht," sagte er einst, „ich habe es mir zur Regel gemacht, blos meine Freunde zu behandeln." — „Bitte, lieber Doktor," sagte Beauclerk, „gehen Sie von Ihrer Regel ab und behandeln Sie blos Ihre Feinde."

Dreisylbige Charade.

Wenn sich Lust und Freud' vermählen,
Beut der Sylben erstes Paar —
Denn dies darf dann nimmer fehlen —
Uns zum Fest die Kränze dar;
Auf den Fluren, auf den Wiesen
Findet man's, um's zu genießen.

Der Sylben dritte wird dir sagen
Ein Geschöpf gar wohl bekannt,
Dessen Zierd' in unsern Tagen
Oft den Frauen gereicht zum Tand;
Und auch gar leicht kannst du bereiten
Die dritte Sylb' aus jenen beiden. —

Willst du nun das Ganze wissen,
Such' es an der Mädchen Brust,
Und du wirst's nicht lange missen,
Geht's zum Tanze und zur Lust!
Denn dies darf, bei Gott, nimmer fehlen,
Und sollt man's auch einmal stehlen!

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 152. Sonntag, 20. Dezember 1857.

* Klänge vom Schwarzbach.

Röschens Grab.

Durch düst're graue Wolken
Der Vollmond röthlich scheint;
An Röschens frischem Grabe
Die Mutter kniet und weint.

Auf's kleine Grab sie trauernd
Ein knospend Röslein setzt,
Das reich das Mutterauge
Mit heißen Thränen netzt.

Und duftend weiße Rosen
Erblüh'n auf Röschens Grab,
D'rauf Mutterthränen rinnen
Allnächtlich still herab.

Doch als des Nachts die Rosen
Des Herbstes Sturm zerknickt,
Hat auch der Mutter Augen
Ein Engel zugedrückt.

Sanft schlief am kleinen Grabe
Sie ein zur selben Nacht,
Und ist verklärt bei Röschen
Im Himmel aufgewacht.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

Robert war auf's Höchste betroffen. In dem ganzen Wesen seines Schwiegervaters lag eine Aufregung und eine Art Entschlossenheit, wie sie nur in verzweifelten Augenblicken unseres Lebens aus uns heraustritt, — ein Etwas, das vergebens zu schildern versucht würde. Robert ging und that, wie ihm geheißen. Auch Frau v. Wilmar schien von der ungewohnten Vorladung bestürzt und fügte sich derselben mit ahnungsvollen Bangen und plötzlichem Erbleichen. Um jeder Belauschung der Unterredung zwischen den beiden Gatten vorzubeugen, blieb Robert am Eingang der Flur stehen, an deren Ende das Studierzimmer des Herrn v. Wilmar lag. Er hörte ihn laut und in einem vorwurfsvollen Tone mit Amalien reden — er hörte einen lauten Schrei des Entsetzens, welcher sich Amaliens Brust entrang und vernahm dann, wie sie eine lange Zeit in bittendem, beschwörendem Tone zu ihrem Gatten sprach. Die einzelnen Worte verstand er nicht. Endlich, nach einer halben Stunde, öffnete sich die Thüre jenes Zimmers wieder, und Frau v. Wilmar wankte bleich, verstört, weinend heraus; Robert verbarg sich, um nicht von ihr bemerkt zu werden. Sie schwankte in seiner Nähe vorüber, selbst in diesem Schmerz noch so unnennbar schön, so statuenhaft und edel.

Nach einer Weile begab sich Robert zu Herrn v. Wilmar und fand diesen am Schreibtische, wie er eben einen Brief versiegelte. Er schien nun ruhiger geworden, aber auch sehr angegriffen. „Geben Sie diesen Brief dem Boten, lieber Robert, und senden Sie mir durch Amalien eine Tasse Bouillon! Ich wünsche nicht gestört zu werden."

Robert kam dieser Weisung nach, allein die Erschöpfung des Herrn v. Wilmar fiel ihm auf, als derselbe ganz schlaff und entmuthigt in den Stuhl zurücksank. Nachdem er daher Frau v. Wilmar den Wunsch ihres Gemahls hatte mittheilen lassen, ging Robert zu Georginen und bat diese, zu ihrem Vater zu gehen und ihn wo möglich zu trösten. „Ich fürchte, er hat eine Gemüthsbewegung gehabt, die ihm sehr schaden wird," sagte Robert. „Sein Auge war so matt, sein Blick so hohl, da ich von ihm ging, als sey er eben im

Begriffe, dem Leben Valet zu sagen! — Tröste ihn, richte ihn auf, aber suche nicht in den Grund dieser Erschütterung einzudringen, mein Engel!"

Georgine ging sogleich zum Vater; er stand eben im Begriff, sich zu Bett zu begeben und klagte über Schwindel und Schwäche. „Komm', mein Kind, führe mich!" sagte er und schloß sie tiefbewegt in seine Arme. „Wie oft danke ich dem Himmel, daß er Dich mir gegeben hat! Du bist mir theurer, als das Leben, mein süßes, liebes Kind; Du zürnest dem Vater nicht, obschon er Dich um einen Theil Deines Jugendglückes bestahl! Du bist mir immer eine treue, gute Tochter gewesen!" Er drückte ihr noch ein Dutzend Küsse auf die Stirne und Wangen und winkte ihr dann zu gehen.

Einige Stunden später sandte Frau v. Wilmar Philipp hinauf, um seinen Herrn zum Diner zu holen und setzte sich mit Georginen und Robert an den üppig bestellten Tisch. Da stürzte Philipp blaß und zitternd wieder herein.

„Was gibt es?" fragte Frau v. Wilmar ruhig.

„Herr v. Wilmar ist todt, gnädige Frau!" stammelte der alte Diener.

Ein wilder Schrei tönte gellend durch das Zimmer und Georgine sank ohnmächtig in die Arme ihres Geliebten. Frau v. Wilmar aber gab Befehl, mit der möglichsten Eile einen Arzt aus der nahen Stadt herbeizuholen, rief dann die Haushälterin und ging mit ihr nach dem Schlafzimmer des Verstorbenen hinauf.

Die Aerzte kamen und äußerten sich dahin, Herr v. Wilmar sey an einem Herzschlag gestorben. Georgine wollte durchaus nicht zugeben, daß die theure Leiche secirt werde, und ihre Mutter schloß sich dieser Protestation an. So ward er denn nach drei Tagen mit großem Pomp zur Erde bestattet, unter einem großen Zulauf von Bekannten und Freunden. Man beklagte mündlich und schriftlich seinen Tod, dann zog der Strom des Lebens darüber hin, und das erschütternde Ereigniß ward allmälig vergessen. Das Testament ward eröffnet; es bestimmte kurz und bündig, daß sich Amalie und Georgine zu gleichen Theilen in das gesammte Vermögen theilten; daß Robert Hind die Leitung der gesammten Unternehmungen und die Verwaltung des Vermögens verbleibe und er erst nach fünf Jahren ermächtigt sey, mit der Wittwe seines Schwiegervaters sich abzufinden, indem er ihren gesammten Antheil bis dahin in gewissen Raten hinausbezahle; daß Robert Hind den Antheil Georginens auch für den Fall erben solle, daß sie noch vor Vollzug der ehelichen Verbindung mit ihm sterbe, und daß auch die Hälfte des Erbes der Frau v. Wilmar an Georginen und Robert oder deren Kinder übergeben solle, wenn Amalie — gleichviel ob verheirathet oder nicht — ohne legitime Leibeserben ablebe.

15.

Auf Liebfrauenau herrschte nun Amalie unumschränkt, welche in ihrer tiefen Trauertracht lieblicher und schöner anzusehen war, als jemals. Georginens Kummer, nachdem der erste Ausbruch des Schmerzes vorübergegangen, war still und ergebungsvoll, aber es lag trotzdem klar am Tage, daß ihre Gesundheit allmälig darunter litt. Ihre zierliche kleine Gestalt ward hagerer und ätherischer, auf ihrer zarten weißen Haut traten die blauen Adern darunter immer deutlicher hervor, und ihre feine schmale Hand ward dünner und schattenhafter, gleich der eines Gespenstes. Robert liebte sie noch immer sehr; sein Herz gehörte ihr; er strich ihr die blonden Flechten aus der reinen Stirne und küßte sie noch eben so zärtlich, als früher, aber er war selten bei ihr. Sein Auge haftete wie bezaubert an Amaliens statuenhafter Schönheit, wider Willen mußte er ihrem Sirenenblicke folgen und in die dunkle Tiefe ihres Auges schauen, wo hinter einer träumerischen Wehmuth ein verzehrendes Feuer zu schlummern schien. Es war ein unerklärlicher mesmerischer Einfluß, welchen Amalie auf Robert ausübte, — Etwas wie der fabelhafte Blick des Basilisks. Wenn sie mit ihm allein war, gestand ihm ihr dunkles sprechendes Auge fast ohne Scheu, wie unendlich theuer er ihr sey.

Diese Stellung zwischen den beiden Frauen war für Robert auf die Länge unhaltbar — er fühlte dies selbst. Er sehnte sich nach dem Ende des Trauerjahrs, um Georginen zum Altar zu führen. Er wähnte, vor dem bösen Zauber dieses Weibes sicher zu seyn, wenn die Pflicht ihn an seine sanfte engelhafte Georgine binde. Er war sich bewußt, daß er in Amaliens Nähe seine Braut und seine Ehre vergaß, und doch wähnte er anderseits: er würde Amalien nie so lieben können, wie er Georginen liebte. Wie oft er sich auch von der verführerischen Frau, die alle Künste der Gefallsucht gegen ihn aufbot, losreißen wollte, er ward doch immer wieder in ihren Zauberkreis gezogen. Wenn Georgine zu den Beiden trat, war sein Betragen gegen sie so liebreich, wie jemals, aber die Seele fehlte. Die arme Waise begriff instinktmäßig, daß der Trost, den sie in dem Geliebten zu finden hoffte, ihr versagt war;

daß seine Gedanken anderwärts waren, wenn er auch seine Worte an sie richtete. Sie mied deßhalb den Verkehr mit jenen Beiden so viel wie möglich, und doch besaß sie nicht den Muth, mit Robert zu brechen. Dieser schien kaum ihre Abwesenheit zu bemerken, Amaliens Blick und Worte schienen ihn in einen Rausch zu versenken, dessen er sich nicht entschlagen konnte, so lange ihrer Gegenwart Zauber auf ihn wirkte. Er vergötterte Amalien mit trunkenen Blicke. Wenn seither noch kein Wort von Liebe zwischen Beiden gewechselt worden, so war dies nicht darum geschehen, weil das Verlöbniß mit Georginen seine Zunge band, sondern nur weil er sich Amalien niemals als ein Wesen gedacht, das für Liebe geschaffen — weil sein Gefühl beinahe abgöttischer Bewunderung glich und weil ihr der Stolz des Weibes verboten hatte, den ersten Schritt zu thun.

Allein das Verhängniß ereilte dennoch Beide, die so lange zögernd mit der Liebe gespielt hatten. Es war ein schwüler Sommerabend. Die Luft zitterte vor Hitze, kein Lüftchen regte sich in der Atmosphäre, im ganzen Schlosse herrschte eine erstickende Hitze. Nur Ein Plätzchen war still und kühl: der kleine Wintergarten, welchen Georg v. Wilmar einst für Adelinen geschaffen hatte. Dort stunden die Fenster geöffnet und hohe tropische Gewächse bildeten vor jedem einen grünen Vorhang. Der Springbrunnen plätscherte mit träumerischem Murmeln und verbreitete eine feuchte Kühle. Dorthin hatte sich Amalie einige Ottomanen tragen lassen und dort pflegte sie Nachmittags und Abends zu lesen, zu träumen. Auch dies Mal war sie dort, verführerisch lag sie auf die Kissen hingegossen, die schönen Formen nur von leichter schwarzer Barege und schwarzen Spitzen verhüllt und blickte hinaus in das erglühende Gewölk des Westhimmels, aus dessen goldener Fluth eine dunkle Wolkensäule langsam heraufzog. Die rothe Seidengardine goß ein magisches Licht über die schöne Frau, so daß Robert, der sie aufgesucht hatte, betroffen auf der Schwelle stehen blieb und sich an ihrem Anblick weidete.

„Man möchte Maler seyn, um diese Scene festzuhalten, meine Gnädige!" flüsterte Robert endlich. „Sie sind bezaubernd!"

„Schmeichler! Sie erschrecken mich! — Und dennoch ließen Sie so lange auf sich warten!"

„Geschäfte, Madame! Arbeit geht vor Erholung! Und Sie haben sich gelangweilt?"

„Nicht doch, ich träumte, mein Freund! Aber kommen Sie, setzen Sie sich zu mir und lassen Sie uns plaudern! Ich habe meine ganze Vergangenheit an meiner Seele vorübergehen lassen und bin ganz weich gestimmt und mittheilsam. Wollen Sie ein bischen in mein vergangenes Leben hineinblicken?"

„Ich bin nicht wenig gespannt, Madame," erwiederte Robert und setzte sich zu ihren Füßen auf den Lehnstuhl.

„Es ist ein eigenthümliches Etwas in der Atmosphäre, was einen tiefen Eindruck auf meine Nerven und meine Stimmung macht," fuhr Amalie beinahe empfindsam fort. „Sehen Sie dort jene dunkle Wolke wie einen schwarzen Keil sich in das goldene Abendgewölk einzwängen? Ist es nicht, als müßte jeden Augenblick ihr verderblicher Inhalt sich entladen und das Firmament mit Feuer überfluthen und sein Donner durch alle Himmel rollen? . . . . Sehen Sie, so ist es gerade mir zu Muth, als ob meinem stillen Frieden eine plötzliche Unterbrechung bevorstehe! Mein Gemüth ist bedrückt, mein Herz sehnt sich nach einer theilnehmenden Seele, nach einer Stütze, die mir einigen Halt biete gegen etwaige Schicksalsschläge. Gerade deßhalb will ich Ihnen einige Mittheilungen machen, um mir Ihre Unterstützung zu erwerben. Ich fühle, daß ich viel wage, denn schon mein erstes Geständniß wird Sie erschrecken, und dennoch kann ich mir es nicht ersparen. Sie haben sich ohne Zweifel im Stillen schon gewundert, mein lieber Freund, daß ich meinen Wittwenschleier mit so viel Ruhe und Resignation trage; aber ich habe meinen verstorbenen Gatten nicht geliebt! — Nun sehen Sie! dieses Geständniß übt bereits auf Sie die Wirkung, die ich erwartete! Ihr großes braunes Auge drückt Ihr Entsetzen über meine Mittheilung beredter aus, als es Ihre Lippen thun würden! — Nicht wahr, das ist gräßlich, das ist unweiblich von mir! meine Jugend, meine Unschuld, die innere Wahrheit verschachert zu haben gegen eine Stellung! nur Herrn von Wilmar's Reichthum geheirathet zu haben?! Entsetzlich! — Nicht wahr, das sind die Gedanken, welche soeben in Ihrer Seele aufsteigen!? Aber verdammen Sie mich nicht ungehört! es liegt in meiner Lebensgeschichte einige Rechtfertigung für mich . . . . ."

„Ich urtheile noch nicht, Madame!" erwiederte Robert; „ich begreife nur, daß eine solche Ehe, auf blose äußerliche Berechnung gegründet, auch Ihnen kein wahres Glück und keinen innern Frieden geben konnte!"

„Unsere Seelen verstehen sich, Robert! ich danke Ihnen für diese gute Meinung. Aber hören Sie weiter! Ich habe Ihnen schon einmal

von meiner einsamen Kindheit erzählt; erinnern Sie sich noch, es war am ersten Tage, wo wir uns hier unter vier Augen sprachen. Lassen Sie mich nun meine Geschichte ganz so erzählen, als wenn sie die einer andern gewesen wäre. Ein Waisenkind, das nie einer Mutter Kuß empfunden, nie die lieben Worte einer Mutter gehört hatte, nie von der Mutter beten gelehrt worden, ward nach des Vaters jähem Tode in einer Kostschule untergebracht. Die Kleine ward darob fast gleichgiltig, denn kein Band der Liebe verknüpfte sie mit ihren seitherigen Pflegern — sie schmachtete nach Liebe und Zärtlichkeit und sollte doch beide nirgends finden. Von ihren Eltern hatte das arme Kind nur wilde Leidenschaften, aber wenig Thatkraft, wenig Festigkeit des Willens geerbt. Die Kleine lernte leicht und begriff rasch, sonst wäre es um ihre Bildung schlecht bestellt gewesen, denn jede Arbeit, jede körperliche oder geistige Anstrengung war ihr von Natur aus zuwider. Der Mangel an liebevollem freundlichem Entgegenkommen hatte sie noch kälter und phlegmatischer gemacht. In jener Kostschule lernte sie ein Mädchen kennen, dessen Freundschaft sie sich erwarb; jenes Mädchen war das schnurgerade Widerspiel von ihr; Sophie war ebenso sanft, als Amalie leidenschaftlich; ebenso unermüdlich fleißig und lernbegierig, als diese träge, ebenso demüthig, als diese stolz und hochfahrend. Sophie war ebenfalls Waise und sehr reich, und dieser Umstand zog vielleicht Amalien noch mehr zu ihr hin. Als die beiden jungen Mädchen zusammen aus der Pension traten, kam Sophie in das Haus einer Verwandten, einer vornehmen Dame, die an einem kleinen Hofe eine einflußreiche Stelle bekleidete; anderthalb Jahre später heirathete sie nach Neigung einen reichen Mann und ward — leidlich glücklich, denn sie stellte nur bescheidene Ansprüche an's Leben. Amalie aber ward halbgebildet, ohne innern Halt in's Leben hinausgeschleudert und sollte sich nun als Erzieherin selbst ihr Brod verdienen. Dieses Loos widerstrebte ihrem ganzen Wesen; zwei, drei Versuche schlugen fehl, und in größtem Ueberdruß und Verbitterung ging sie — zum Theater. Ein Jahr lang verfolgte sie diese Laufbahn, zu welcher sie einen innern Beruf zu haben wähnte, dann aber ward sie enttäuscht, wie so Viele, denen die Bühne die reichsten Kränze des Ruhmes verheißt, aber nur den Kranz der Illusionen zerpflückt und eine Dornenkrone tief in's Haupt, einen schmerzlichen Stachel in's Herz drückt! Ihr Abgang von der Bühne war mit besonderen Umständen verknüpft, welche diese Enttäuschung noch bitterer machten. Sie vermochte damals nicht einmal das Asyl anzunehmen, welches die schwesterliche Freundin Sophie ihr in ihrem Hause anbot. Gönner verschafften ihr eine Stelle als Gesellschafterin bei einer vornehmen russischen Dame, mit welcher sie reisen und in den ersten Kreisen der Gesellschaft leben durfte; dies schmeichelte ihrem Stolz, ihrer Eitelkeit, und sie ertrug unter harten Kämpfen mit sich selbst dieses Verhältniß der Abhängigkeit, das manches Drückende und Entwürdigende hatte. Aber eines schönen Tages starb ihre Herrin und sie sah sich wieder mittellos und verlassen, nur an ein müßiges, üppiges Leben gewöhnt. Diesmal war sie froh an dem Obdach, das ihr die Freundin bot; sie zog zu Sophien, welche ihr mit der aufrichtigsten Liebe zugethan war."

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Der Doktor Sylva in Bordeaux, welcher von vielen vornehmen schönen Damen, die sich über ihre schwachen Nerven beklagten, konsultirt wurde, antwortete jeder von ihnen: „Das ist sehr schlimm! Ihr Uebel ist ein Vorbote der Epilepsie!" Einige Zeit darauf hörte man die vornehme Damenwelt in Bordeaux nie mehr über schwache Nerven klagen.

Zweisylbige Charade.

Halt' fern von dir das Erste, sonst entfliehet
Dir Frohsinn, Lust und Heiterkeit; es macht
Dich todt für Erdenfreuden, es entziehet
Die Ruhe dir, auch selbst in stiller Nacht.
Das Zweite siehst entblößet und bedecket
Am Menschen du; ist's Erste eigen dir,
So bist du auch das Ganze, und es wecket
Kein Fleh'n und Weinen dein betäubt Gehör.

Auflösung der dreisylbigen Charade in № 151: Blumenstrauß.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 153. Dienstag, 22. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Eine Zeit lang ging alles gut" — fuhr Amalie in ihrer Erzählung fort; „dann aber kam das zermalmende Gefühl der Sclaverei über Amalien, — das Bewußtseyn, daß sie nicht nur das tägliche Brod, sondern auch die Kleidung, den Putz, das Ueberflüssige dieser Freundin danke, welcher sie keinerlei reelle Gegenleistung zu bieten im Stande war. Aber dieses Gefühl bei Amalien war ein rein inneres, selbsterzeugtes. Nicht die leiseste Andeutung von außen, weder von Sophien, noch von deren Gemahl, einem wahrhaft großmüthigen edlen Manne, legte ihr ein derartiges Bewußtseyn nahe, und dennoch empörte sich alles in Amalien gegen dieses Verhältniß. Namentlich Eins trug hiezu wesentlich bei: Anfangs hatten ihre Schönheit und Anmuth ihr Bewunderung verschafft; sobald aber ihre Lage bekannt geworden, schwand die Zahl derer, die ihr huldigten, zusehens und man ging kalt an ihr vorüber. Solche Erfahrungen aber sind immer schmerzlich. Nur ein einziger Mann machte hievon eine Ausnahme — er liebte sie aufrichtig, nur allzu glühend. Sie wußte dies und war ihm gewogen; allein gerade die Ueberschwenglichkeit seines Gefühls, welche eine Andere vielleicht entzückt hätte, war ihr unbehaglich. Sie war bei aller Leidenschaftlichkeit doch so nüchtern und verstandeskalt geworden, daß sie fürchtete, eine derartige Liebe halte nicht Probe, sey nicht von Dauer. Zudem war der Mann, der ihr huldigte, einer der Angesehensten, der Ersten seines Vaterlandes, er stand auf einer Sonnenhöhe des Reichthums und der Ehre, die ihr beinahe zu kühn dünkte. Ihre Freundin beschwor sie, die Hand und das Herz dieses Mannes nicht auszuschlagen und nach langem hartem Kampfe mit sich selber ward sie die Seinige — theils um aus den Fesseln der Abhängigkeit zu entkommen, theils um ein Glück nicht von sich zu weisen, das ihr mit solcher Hartnäckigkeit geboten wurde. Der Gedanke, daß es am Ende weniger demüthigend sey, von einem ungeliebten Gatten, als von einer uneigennützigen Freundin ernährt und beschützt zu werden, beugte den Stolz, der die Hand nicht ohne das Herz vergeben wollte. Sie redete sich ein, schon ihre Einwilligung mache den Freier glücklich, und so ward sie ihm angetraut. War sie im Grunde auch keine liebende, nur eine kalte Gattin, so bewahrte sie ihm wenigstens in Gesinnung und Wesen die gelobte Treue.

„Amaliens Ehe war anfangs nur eine ununterbrochene Reihe von Genüssen, ein langer Freudenrausch. Allein dennoch kam der Augenblick, da ihr unbefriedigtes Herz daraus erwachte, und der Riß, der damit durch ihre Seele ging, war beinahe ein unheilbarer. Je mehr sie ihren Gemahl kennen lernte, desto weniger fand sich ihr Herz von ihm befriedigt. Seine Liebe hatte etwas Uebermenschliches, Ueberbotenes, Krankhaftes; sie verzehrte ihn und vermochte das angebetete Weib nicht auf einen Augenblick zu erwärmen. Es war ein gemaltes Feuer! Zum Uebermaß des Unglücks war die Ehe kinderlos. Sie stürzte sich auf's Neue in ein unersättliches Genußleben, um sich zu betäuben, und doch war der kalte, eisige Abgrund nicht auszufüllen . . . .

„Dann kam ein Wendepunkt! Ihr Gemahl theilte Amalien eines Tages mit, daß ihr seitheriges Genußleben, ihre Verschwendung ihn zu ruiniren drohten. Er gestand ihr, daß er aus einer Anbetung, die an Wahnsinn und Schwäche grenzte, ihr nicht früher Einhalt zu thun gewagt habe, und daß ihm die geistige Kraft abhanden gekommen sey, seine eigenen Angelegenheiten gedeihlich und vernünftig zu leiten! — Der unglück-

liche Mann! Er ahnte nicht, daß er hiedurch in den Augen einer Frau, die ihn nicht liebte, noch tiefer sinken müsse! — Wiederum vergingen freudenlose Jahre für Amalien, wenn sie auch äußerlich immer mit Gier auf dem Strom der Weltfreude dahintrieb. Da riefen schlimme Nachrichten aus der Heimath ihren Gemahl dorthin und Amalie war allein. Seine Briefe brachten anfangs nur Klagen über Klagen, verzweiflungsvolle Schilderungen seiner eigenen Hilfelosigkeit, welche die gute Meinung, die sich Amalie aus der Ferne und in der Einsamkeit von ihm zu machen bestrebte, immer wieder zerstörten. Auf diese folgten andere Briefe, worin er in den reichsten Farben die trefflichen Eigenschaften eines jungen Mannes schilderte, den er aufgefunden, um seine Stelle an der Spitze der Geschäfte zu vertreten; hierauf mündliche Schilderungen der Vorzüge dieses Fremden, der nach allem ein echter Mann, eine durchaus gediegene Persönlichkeit, ein vollkommener Charakter seyn mußte. Die Vorschläge, welcher dieser Mann dem Gatten Amaliens gemacht hatte, um ihn all seinen Verlegenheiten zu entreißen und die Ehre und den Wohlstand der Familie für möglichst lange Zeit sicher zu stellen, erweckten Amalien selbst zu reiferem und ruhigerem Nachdenken über ihre eigene Lage und die ihres Gatten. Sie sah ihre Fehler ein, sie faßte edle, bessere Entschlüsse, sie gelobte sich, eine Andere zu werden. Mit diesem Vorsatze, aller thörichten Eigenliebe Valet zu sagen und ihrem Gatten fürder eine treue Pflegerin, ihrer Tochter eine Mutter seyn zu wollen, reiste sie in ihre Heimath zurück.

„Unterwegs begegnete sie zum erstenmale Demjenigen, von welchem sie so viel hatte reden hören, — demjenigen jungen Manne, den ihr Gatte ihr als einen Inbegriff aller Vorzüge gepriesen. So hoch gespannt ihre Erwartungen von ihm gewesen waren, so wurden sie doch von der Wirklichkeit übertroffen, — kein Wunder daher, daß er einen tiefen, unauslöschlichen Eindruck auf sie machte. Aber er war für sie verloren, denn sie war ja die Gattin eines Andern, an welchen sie die Pflicht band — noch mehr! sie bemerkte, daß er der Geliebte derselben Tochter war, über welche sie liebreich zu wachen und deren Interessen sie sich uneigennützig anzunehmen gelobt hatte. Amalie liebte diesen Mann, aber sie kämpfte mit sich selbst und suchte es zu verhehlen. Erst als der Tod ihren Ehebund gelöst hatte, als sie kein Verbrechen mehr darin sah, ihn lieben zu dürfen, kehrte wieder Ruhe in ihre Seele zurück. War es nun ein Wunder, daß ihre Thränen als Wittwe so schnell trockneten? Hatte sie doch jetzt einen andern Gram im Herzen, der fressender und einschneidender war, als der Schmerz um einen ungeliebten Gatten! . . . .

„Endlich kam der Zeitpunkt, wo Derjenige, den sie mit aller Gewalt ihrer Seele liebte, ihr verloren gehen sollte, um eine Andere zu heirathen. Er hatte nie ein Wort von Liebe, voll Theilnahme zu ihr gesprochen, er hatte keine Spur von Mitgefühl mit der Pein, welche diese arme Frau heimlich beinahe verzehrte, geäußert . . . . Da schwellte der verschwiegene Gram das Herz der halb Verschmähten beinahe zum Bersten . . . . und in einer schwachen Stunde vergaß sie ihren Stolz, ihre weibliche Würde und Schüchternheit und . . . gestand ihm Alles! . . .“ Schluchzen erstickte ihre Stimme, die schöne Frau barg das Antlitz in die Hände, heiße Thränen quollen durch ihre reichberingten Finger und sie senkte das Haupt weinend in die Kissen.

Robert kniete tief ergriffen neben ihr, drückte ihre verwirrten Locken an seine Lippen, küßte ihr die Thränen von den verschlungenen Fingern und flüsterte unaufhörlich: „Amalie! Amalie!“ als ob der ganze Himmel mit all seinen Seligkeiten sich in die Sylben dieses einzigen Wortes zusammengedrängt habe. Das Haupt der schönen Frau sank tiefer und tiefer, — dann drückte sie ihm einen raschen leidenschaftlichen Kuß auf die Stirne und verbarg ihr glühendes Gesicht an seiner Schulter.

„Und so hingebend, so ausdauernd haben Sie mich geliebt, Amalie?“ fragte Robert schüchtern. „Blicke empor, Du edles, königliches Weib! Du herrliche stolze Amalie! mein süßes, gesegnetes Lieb! Blicke mich an und sprich: bist Du mein? willst Du mein seyn?“

Die Versucherin erhob ihr schmachtendes, magnetisches Auge zu ihm, in welchem nun eine stille verzehrende Gluth brannte, und fixirte ihn damit eine Weile. Thränen thauten noch aus ihren Wimpern, aber ihr edles Gesicht glänzte von hehrer Schöne wie das Antlitz eines gefallenen Seraphs und sie schien sich ganz in sein Wesen zu versenken. Dann neigte sie das Haupt, daß die Rabenlocken die glühenden Wangen verschleierten und flüsterte: „Aber Georgine?“

So berauscht und so entzückt Robert auch war so durchzuckte dieses eine Wort ihn doch mit krampfhaftem Schmerz, der sich sogar in seinen Zügen aussprach, und die Gewissensbisse schnürten ihm das Herz zusammen. Aber nur eine Weile!

Dann entschlug er sich ihrer, umfing die reizende üppige Gestalt mit seinem Arm und flüsterte entschlossen: „Laß sie, Amalie! es ist ihr nicht möglich, so zu lieben, wie wir!" und schloß ihr den Mund mit heißen Küssen.

„Nicht doch, Robert! laß mich!" sprach sie und suchte sich ihm zu entwinden. „Es darf nicht seyn, Du bist mit ihr verlobt! Laß mich los!"

„Versprich mir erst, Amalie, daß Du mein seyn willst, meine Gattin!" bat er flehend. „Bin ich Deiner gewiß, so löse ich alle Bande, die uns trennen! Willst Du mein seyn, meine Amalie?"

„Ich will!" flüsterte sie so leise, daß nur das Ohr des Geliebten diese Worte hörte; dann entwand sie sich ihm und stürzte aus dem Gemach. Bezaubert, berauscht warf er sich auf das Ruhebett, das sie verlassen hatte, sammelte die Blumen, die ihr aus dem Haar entfallen waren und drückte sie leidenschaftlich an den Mund. Plötzlich aber erschrack er, denn neben ihm rauschte ein Gewand, Georgine trat vor ihn und kniete zu seinen Füßen nieder.

„Wie, Georgine?" rief Robert im Tone eines zornigen Vorwurfs, „Du hast gehorcht?"

„Vergib mir, Robert!" flüsterte sie demüthig, — „verzeih'! es geschah wider Willen! ich ruhte draußen auf der Veranda im Grünen, ehe Du kamst! Ich schlummerte, denn ich war schwach und müde. Die Kraft verläßt mich in jüngster Zeit immer mehr! Ich habe Nichts von Eurem Zwiegespräch gehört, denn ich erwachte erst, als Mama Dich eben versicherte, wie sehr sie Dich geliebt; ich wagte mich nicht zu rühren, damit ihr nicht glauben solltet, ich hätte gelauscht, denn ihr hättet mir Beide deßhalb gezürnt!.... Verzeihe mir, Robert, daß ich blieb; aber es war am Besten so! Ich weiß nun Alles, obschon ich längst ahnte, wie sehr Mama Dich liebt! Du sollst mit ihr glücklich werden, die besser für Dich paßt, als ich! Ich mache Dir ja keine Vorwürfe, denn ich weiß wohl, daß Jeder, der sie sieht, die Mama lieben muß!.... Ich wollte Dir nur Dein Wort zurückgeben und Dich bitten, Du sollest nicht aufhören, mein treuer Bruder zu seyn — dies kann Dir Mama nicht wehren! Hab' ich ja doch nicht mehr lange zu leben! Aber ich bin zufrieden und glücklich, wenn ich nur Dich glücklich sehe!"

Sie erhob sich, hauchte unter Thränen einen heißen Kuß auf seine Stirne und wankte dann aus dem Gemach.

Robert gewann es nicht über sich, Georginen durch eine Geberde, durch ein Wort zurückzuhalten, und doch war sie ihm in seinem ganzen Leben nie theurer gewesen, als in diesem Augenblicke. Sein Gewissen war erwacht, der Wahn des Rausches zerstoben, wie vor der Nähe eines guten Engels der böse Geist entweicht. Er sah nun klar, er begriff, wie wild und aberwitzig und wie unwirklich und unziemlich diese Liebe zu Amalien sey, wie es von jeher nur ein Rausch wilder Sinnlichkeit gewesen, wozu ihn der Anblick dieser Frau entflammt habe und sein Herz kehrte zärtlich zu jenem Abende zurück, wo er zum ersten Mal mit Georginen bedeutsame Worte süßen Gefühls getauscht und ihr sanftes Auge ihm Ermuthigung und Hoffnung zugewinkt hatte. Und nun zog an seinem innern Blicke Alles vorüber, was für sie zeugte und ihn an ihre Liebe gemahnte: ihre Wahrheitsliebe, ihre keusche schüchterne Innigkeit, ihre Geduld und Uneigennützigkeit, und sein Herz kehrte zu ihr wieder mit voller Liebe zurück, während sein Gewissen ihm gellend zurief: „Undankbarer! Du wolltest sie verrathen!"

16.

Von einer bittern Reue und innern Beschämung ergriffen, erhob sich Robert nach einer Weile, um sich zu Georginen zu begeben und ihr Abbitte zu thun und sich mit ihr zu verständigen. Allein noch hatte er nicht die Hälfte des Weges nach dem Schlößchen zurückgelegt, als ein fremder Herr von der Seite her grüßend auf den bedeckten Gang zuschritt und ihm winkte.

„Herr v. Hind, kann ich nicht haben die Ehre auf ein Wort?" rief der Fremde halblaut herüber.

Robert stand stille, ihn zu erwarten und maß die seltsame Erscheinung verwundert. Der Herr war kurz und dick, trug einen modischen braunen Frack, schwarze Sammtweste mit einer schweren goldenen Kette darüber und weiße Unaussprechliche; dazu einen Ueberzieher von feinem schwarzem Sommerstoff über dem Arm, lackirte Stiefeln an den Füßen, einen grauen Kastor weit nach hinten auf dem Kopf, eine goldene Brille auf der Nase und in der Rechten einen leichten Rohrstock mit goldenem Knauf. Seine elegante Tracht harmonirte aber wenig mit dem linkisch affektirten Wesen und den massiven Formen.

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte Robert kalt, denn die Unterbrechung in diesem Augenblick war ihm unangenehm.

„Seligmann Jonas, Rentier, aus Wiesbach!" war die Antwort des schmunzelnden Freundlichen. „Herr v. Hind haben wohl schon gehört von den

Jonas, der die große Tuchmanufaktur gehabt hat, — ich bin selbst!"

„Sehr schmeichelhaft; aber womit kann ich dienen?"

„Nur ein paar Worte! ich komme zu machen ein Geschäft mit Ihnen, wenn Se wollen! Derf ich bitten um ein kurzes Gehör?"

„Bitte, spazieren Sie in den Gartensaal; wir werden hier ungestört seyn!"

Jonas nahm Platz auf dem Sopha, spielte verlegen mit der Uhrkette und rang nach einer passenden Einleitung seines Geschäfts, da ihn Robert's ernste fragende Blicke ein wenig aus der Fassung brachten. Endlich nahm er aus der Tasche seines Ueberziehers ein Paketchen und sagte: „Ich weiß nicht, ob der gnädige Herr v. Hind . . ."

„Bitte, verschonen Sie mich mit dem Adelstitel!" fiel ihm Robert barsch in's Wort; „ich heiße Robert Hind schlechtweg!"

„Ah! um Vergebung, Herr Hind! Ich weiß nicht, ob Sie sich verstehen auf Juwelen . . . . ich habe da einen Schmuck in Brillanten, den ich Ihnen zeigen wollte . . . ." Damit klappte er das Etui auf.

Robert blickte mechanisch hin und war ganz betroffen. Es war dieselbe Parüre in Brillanten, die er selbst einmal in M. als Depositum in Händen hatte — die Form, die Fassung der Steine, die Broche mit dem verschlungenen A und G in Rubinen und Smaragden ließen keinen Zweifel mehr übrig. „Was seh' ich? Woher haben Sie diesen Schmuck, mein Herr?!" rief er.

(Fortsetzung folgt.)

Mannigfaltiges.

Auf einer der Brücken von Paris saß vor einigen Tagen ein alter blinder Mann; er spielte seine Klarinette, traurig, wie ein Mensch, der auf Lebenszeit zur Musik verurtheilt ist. Da kömmt eine schöne Dame vorüber, angethan mit einem prachtvollen Sammt-Kleide, bedeckt mit Spitzen, die zarten Händchen in einem kostbaren Muffe von Hermelin. Ihr Schritt ist kühn; sie hat Schminke auf den Lippen, den schwarzen Augenbraunen half ein Pinsel nach und die Weiße der Haut ist künstlich erhöht . . . Als die Schöne sich dem alten Bettler nahte, zog sie bewegt ein Goldstück aus der Börse und legte es in die leere Büchse des Blinden. Da erhob der Hund, sein Führer, den Kopf, begann mit dem Schweife zu wedeln und seine Freude durch ein leises Heulen an den Tag zu legen. Erstaunt hielt der Bettler mit dem Musiziren ein und sann einen Augenblick nach. Dann sah man, wie die Röthe in sein Gesicht stieg, seine Stirne sich runzelte; zitternd suchte er in seiner Geldbüchse nach dem Goldstücke . . . und schleuderte es weit von sich. In der schönen Almosenspenderin fand der Unglückliche seine Tochter.

Aus Bühl (im Badischen) wird der „B. Ldztg." mitgetheilt, daß dieser Tage in dem nahe gelegenen Balzhofen eine Versammlung junger Leute stattgefunden, welche unter sich einstimmig das Gelübde abgelegt haben, nur mit solchen Damen ein Ehebündniß einzugehen, die das Tragen der Krinoline oder Reifröcke meiden.

Irrthum.

Die Abendglocke verhallte.
Wir saßen am Waldessaum.
Ein Rehlein kam aus den Büschen,
Und stand wie in halbem Traum.

Beschaute sich Felder und Wiesen,
Den Himmel noch obendrein,
Doch als es das Pärchen gewahrte,
Husch husch, in's Dickicht hinein.

Es meinte, wir wären der Jäger.
So geht's, wenn man nicht frägt;
Wohl jagten wir einst einander
Und haben uns längst erlegt.

O Rehlein mit klugen Augen,
So bleibe, was fliehst du nun?
Zwei junge Herzen die lieben,
Was können sie Böses thun?

Y.

Auflösung der zweisylbigen Charade in № 152:
Geizhals.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter
für
Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 154. Freitag, 25. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Fortsetzung.)

„Nun, Sie kennen den Schmuck ja," erwiederte Herr Jonas süßlich lächelnd. „Ich weiß nicht, ob Sie haben gekannt den Oberst Konarzewski, der voriges Jahr hier war und das Fräulein sollte heirathen . . . ."

„Konarzewski? Also von ihm! . . . Aber weiter."

„Sie kennen ihn also auch? Nu, dann werden Sie wissen, daß aus der Geschichte Nichts geworden ist," fuhr Jonas fort. „Eines Abends ganz spät kam er zu mir und sagte — Sie müssen nämlich wissen, ich hatte ihm diskontirt a Papierchen auf drei Monat for dreihundert Thaler, als er hier aufzog, weil er war beinahe nackt und bloß wie ein gerupfter Hahn — Jonas, sagt' er, Ihr müßt mich verbergen auf einige Tage, wenn Ihr wollt haben Euer Geld! Ich ging weg vom Schloß und muß fort, aber nicht eher, als bis ich habe Reisegeld. — Wie heißt? sag' ich; Reisegeld? werd' ich doch nicht sollen Ihn noch geben a Reisgeld? — Nein, sagte er; aber Ihr sollt morgen eine vertraute Person schicken nach Liebfrauenau mit einem Brief von mir, und ich werde bekommen ein großes Reisegeld. Die Heirath hat sich zerschlagen, ich werde eine große Entschädigung verlangen!" — Bleibt mir vom Hals! sag' ich; die Sache ist faul! ich will Nichts haben zu thun mit der Sach'. Aber endlich schlägt er mich breit, daß ich ihm geb' ein Bett und behalt' ihn bei mir auf zwei Tage. Ich verschaffe ihm einen zuverlässigen gescheidten Mann zum Boten, der ihm trägt den Brief hieher und übergibt ihn heblings der gnädigen Frau. Ich selber hab' Nichts zu thun mit der ganzen Gelegenheit, sag ich. Aber sieh', am Abend bringt der Hersch — der Bote nämlich — ein Paket, darin war dieser Geschmuck, und Hersch will schwören hoch und theuer, daß ihm hat gegeben die gnädige Frau für den Oberst mit einem Briefchen! Nu, denk' ich, die Sache hat keine Gefahr und ich nehme den Schmuck in Versatz und gebe dem Oberst noch tausend Gulden auf seine Handschrift gegen ein billiges Diskonto und er geht. Aber gekommen ist er nicht mehr und so liegt der Schmuck bei mir drei Vierteljahr. Ich hör' und seh' Nichts mehr von dem Oberst. Ich schreib' nach Polen, in seine Heimath, nach Polotzk; aber wie heißt: in Polen ist Nichts zu holen! Da hör' ich heute von meinem Brudersohn, der zum Besuch gekommen nach Wiesbach, daß mein sauberer polnischer Oberst sitzt fest in Basel, wo er hat ausgegeben ein falsches Wechselche. Es sind auf ihn herausgekommen schlimme Sachen, und ich fürchte, man wird auch noch kommen hinter die faule Geschichte mit dem Schmuck. Weiß ich doch gewiß, daß der Lump ihr hat mehrmals abgeluchst große Summen — einmal bis auf fünftausend Gulden durch den Hersch — Alles nur, weil sie wollte wieder haben den Geschmuck! Wenn das jetzt käme vor die Gerichte, wie dann, meine gnädige Frau? O waih, der Schmuck! der wär' kapores! Darum hab' ich gedacht, es wäre wohl das Beste, wenn ich gehe zu Ihnen und biete Ihnen an, zurückzukaufen den Schmuck gegen Ersatz meiner Auslagen an Zinsen und Kapital und die gnädige Frau zu garantiren vor alle weiteren Geschichten. Und nun, mein verehrter gnäd . . . mein verehrter Herr Hind! das ist das Geschäft, weßhalb ich bin gekommen! Ich habe alle Achtung vor der Ehre von Ihrem schwiegerelterlichen Haus und ich weiß, daß diese Parüre war der Brautschmuck von der gnädigen Frau, wie hier zu sehen an den Buchstaben. . . ."

„In der That, mein Herr," erwiederte Robert mehr als überrascht, „ich fühle mich Ihnen für

Ihre Mittheilung sehr zu Dank verpflichtet .... Sie leisten uns da einen großen Dienst durch Ihre Umsicht und Diskretion .... Rechnen Sie auf den Dank der Frau v. Wilmar ...."

„Wie heißt Dank? Wovor halten mich denn der Herr Hind?" rief Herr Jonas lebhaft. „Meinen der Herr, weil ich bin ein Israelit, soll ich nicht auch seyn dankbar? Wem hab' ich denn zu verdanken meine ganze Carriere, als dem Vater des seligen Herrn, dem ich vormals hab' die Hadern geliefert vor die Papierfabrik?.... Glauben Sie, daß er steht bei mir in gutem Andenken und im Segen bei meinem ganzen Haus! Nichts da von Dank! Es hat mir gebrannt auf der Seele, da ich den Schmuck sah bei dem Lump, dem Konarzewski, und ich hab' nur mit ihm gemacht das Geschäft, daß er mir nicht kommen sollt' in die Hände von einem Spitzbuben und Kehlabschneider, wie es leider hat unter unsern Leuten! Hat mir's oft weh gethan im ganzen Gebein, wenn ich hab' gedacht an den gnädigen Herrn selig, daß er Nichts soll wissen von der Geschichte und daß es ein Geheimniß war zwischen der schönen gnädigen Frau und dem polnischen Lump. Aber ich hätte es nicht über mir genommen, zu ihm zu gehen und ihm den Staar zu stechen! Wie soll man nicht haben Rücksicht mit einem kranken Mann! Was ich nicht weiß, macht mir nicht heiß, sagt das Sprichwort und zwischen Eheleute soll kein Fremder treten. Aber es hat mir auch gewundert, daß nach des gnädigen Herrn seligen Tod Niemand ist gekommen zu mir von wegen der Brillanten. Darum komm' ich nun. Hier ist meine Note über meine Forderung; Sie werden mir geben ein Bon für zwei Monate, Herr Hind, und werden die Sache ordnen mit der gnädigen Frau, wann Sie finden a passende Zeit, denn ich weiß, so Etwas kann man nicht brechen vom Zaun!"

Robert war erstaunt über die seltsame Mischung von Edelmuth, Dankbarkeit, Diskretion, Uneigennützigkeit und Habsucht in dem Wesen des Juden und erkannte ihm willig kein geringes Verdienst zu. Aber gerade die treuherzige Offenheit dieses Mannes, der in Einem Athem zugestand, daß er Wucher trieb und bethätigte, daß er für höhere edlere Herzensregungen nicht unzugänglich sey, — machte ihn stutzig. Herr Jonas bemerkte sein Schwanken und deutete es richtig.

„Es ist spät," sagte er aufstehend mit einem Seitenblick aus den Fenstern des Gartensaales. „Ich muß nach Hause! Sie werden mir ein paar Zeilen geben, daß Sie den Schmuck empfangen haben und werden mit der gnädigen Frau prüfen die Steine, daß sie noch ganz so sind, wie sie der Hersch gebracht hat in mein Haus. Sie werden dann prüfen meine Rechnung — die Interessen sind dabei bis auf ultimo Septembers. Wenn Sie Alles werden in Ordnung gefunden haben, so geben Sie mich die Ehre und besuchen mir!"

„Nicht doch, Herr Jonas! Sie lassen mir nur Ihre Note hier und nehmen den Schmuck einstweilen wieder zurück!"

„Nicht um eine Million, Herr Hind! ich muß frei schwören können, daß ich den Schmuck nicht mehr bei mir habe, daß er zurückgegeben ist an die rechtmäßige Eigenthümerin. Der Jonas hat's gesagt und der Jonas hat nur Ein Wort!"

Dies bethätigte er denn auch — er ging mit der blosen Empfangsbescheinigung über die Brillantparure in einem Etui von grünem Maroquin, — bestehend aus Broche x. — Robert drückte ihm zum Abschied warm die Hand, und diese stumme Anerkennung that dem Manne wohl.

„Mein Gott! was hat dies zu bedeuten?" fragte sich Robert, als er in seinem Zimmer das Packet sorgsam verschloß. „Amalie zwei Mal die Retterin jenes Elenden, der jetzt sogar als gemeiner Verbrecher seiner Strafe entgegenharrt? Und an ihn wollte sie Georginen verheirathen? Welches dunkle Geheimniß leiht jenem Unwürdigen eine solche Macht über dieses stolze Weib?!"

Robert Hind erging sich noch in peinlichen Vermuthungen, als man ihn zum Thee beschied. Frau v. Wilmar empfing ihn mit holdem Lächeln, mit einem süßen vielsagenden Erröthen. Aber der Zauber war für ihn auf immer gebrochen. — „Wo ist Georgine?" war seine erste Frage.

„Ich weiß es nicht, ich habe sie den ganzen Abend nicht gesehen," erwiederte Amalie gleichgiltig! „Elise, gehen Sie, das Fräulein zu holen!"

Das Mädchen eilte die Treppe hinauf nach Georginens Zimmer, öffnete die Thüre und stieß dann einen Schrei aus, der durch das ganze Haus gellte. Robert eilte mit einigen gewaltigen Sätzen die Treppe hinan, gefolgt von der Stiefmutter...... Georgine lag unbeweglich und blaß am Boden, anscheinend todt!

„Allmächtiger Gott! sie ist todt, sie ist todt!" schrie die alte Wirthschafterin und rang verzweiflungsvoll die Hände; „das Fräulein ist gestorben, wie ihr Vater!"

Von Amaliens Wangen entwich bei diesen Worten die Farbe. „Stille, meine Liebe!" stammelte sie; „das ist unmöglich! Philipp, lassen Sie satteln und holen Sie den nächsten besten Arzt, aber schnell .... schnell!"

Robert hatte Georginen mittlerweile vom Boden erhoben und auf's Sopha gelegt; er rief nach Essenzen und rieb ihr damit die Schläfe und Lippen ein. Nach einer Weile flog eine leichte Röthe über die Wangen der Ohnmächtigen und ihre Finger zuckten krampfhaft. Amalie wollte zu ihr treten, aber Robert wies sie mit der Hand zurück. „Sie kommt wieder zu sich!" flüsterte er; „lassen Sie Elsen und mich allein bei ihr; wir wollen sie pflegen!" Dann beugte er sich knieend über sie und küßte ihr die blassen Lippen und die geschlossenen Augen, bis sich beide allmälig wieder öffneten und der stockende Strom des Lebens wieder in Bewegung kam.

„Georgine, mein Engel, mein Leben!" flüsterte er; „liebe, süße Georgine, erhole Dich! . . . . . Konntest Du denn glauben, ich habe Dich zu lieben aufgehört? O nein, mein theures Kleinod, ich liebe Dich erst recht und werde Dich ewig lieben!"

Amalie huschte aus dem Zimmer — sie konnte nicht mehr hören. Sie wartete nicht auf die Gelübde und Bitten, womit Robert Hind wiederum das Vertrauen und die Verzeihung seiner Georgine gewann. Sie ließ den beiden Liebenden ihre Freude und begab sich auf ihr Zimmer, wo sie sich einschloß.

17.

Ein furchtbares Gewitter entlud sich in dieser Nacht. Das Firmament war ganz in rothes zuckendes Feuer getaucht, der Donner grollte grausenhaft, der Sturm peitschte den strömenden Regen prasselnd gegen die Jalousieen. Aber beinahe ebenso fürchterlich war der Sturm, welcher in Amaliens Busen tobte, wo böse und gute Entschlüsse und Gedanken mit einander stritten und sie beinahe verzehrten. Es war nahezu Morgen, als endlich ein unruhiger Schlummer auf ihre glühenden trockenen Augen niedersank, die nicht mehr weinen konnten.

Der Tag brach in ruhiger Schöne und freundlicher Lieblichkeit an. Die Sonne glänzte hell auf Schloß und Hütte und die Regen- und Thautropfen funkelten gleich Diamanten am erfrischten Laube der Pflanzen. Wider Erwarten hatte Georgine einen Theil des Gewitters verschlafen und fand sich beim Erwachen gestärkter. Robert ließ durch Else fragen: ob er sie sehen dürfe. „O rufe ihn herein, Else!" versetzte sie; „ich sehne mich, ihn zu sehen!" Der herzlichste Willkomm ward ihm, Georgine lächelte ihm zu, als ob gar Nichts vorgefallen wäre.

„Mir ist so wohl," erwiederte sie auf seine Erkundigung nach ihrem Befinden; „denke Dir, Robert, ich habe von Dir geträumt und von meiner seligen Mama und von Deiner Mutter! Mir träumte, ich lese in Mama's Tagebüchern, die sie mir vermacht hat. Du weißt, sie pflegte dort seit ihrem sechszehnten Jahre all ihre geheimsten Gedanken und Empfindungen niederzulegen. Ich habe früher oft darin gelesen und mich an meiner engelguten trefflichen Mutter gebildet und gefreut. Aber seit Papa's Tode habe ich nicht mehr darin gelesen. Wenige Tage vor seinem Tode hat er mich um den letzten Band, und ich sah denselben noch an jenem Morgen vor seinem Hinscheiden in seiner Hand. Else nahm ihn von Papa's Nachttisch hinweg und brachte ihn mir; aber es hatte mich damals so erschüttert, daß ich ihn in meinen Schreibtisch verschloß und seither nicht wieder hervorzusuchen wagte!"

„Darf ich Dir ein wenig daraus vorlesen, meine Liebe?" fragte Robert. „Wenn es Dich nur nicht angreift!"

„Behüte, es wird mich vielmehr beruhigen!" entgegnete Georgine. „Es wird mir die Täuschung bereiten, als spräche die selige Mama mit mir, wenn Du mir vorlesen willst. Ich hatte gerade den Band in himmelblauem Maroquin heute Nacht im Traume in Händen. Dort im Aufsatz meines Schreibtisches liegt er — in der untern Schublade links!" sagte sie und reichte ihm den Schlüssel.

Es war leicht zu finden, — es lag neben lauter theuren Andenken: Kränzen und Prämien aus der Pension, Briefen vom seligen Vater und von Robert. Dieser ergriff es mit einer wahren Andacht und blätterte darin, während er sich auf den Stuhl an Georginens Bett niederließ. Da fiel plötzlich ein zusammengefaltetes Blatt hochgelben Velinpapieres aus den Blättern des Tagebuchs auf den Boden.

„Himmel, was ist das?" rief Robert, als er sich darnach bückte. „Dieses Papier — ich kenne es an seiner auffallenden Farbe und dem gezackten Rande — habe ich an jenem traurigen Morgen in der Hand Deines seligen Vaters gesehen! Wir haben vergebens beide Zimmer und alle Papiere darnach durchstöbert. Es mußte, nach Herrn v. Wilmar's Aufregung zu schließen, eine wichtige Mittheilung enthalten . . . ."

„Wirklich?" fragte Georgine frappirt und ihr Blick hing gespannt an Robert's Zügen, während er den Inhalt desselben durchflog. Er wechselte die Farbe, seine Pupillen dehnten sich vor Entsetzen aus — er war wie versteinert. — „Um

Alles, Robert, was ist Dir? was steht in dem Papier?"

„Else, gehen Sie, um zu fragen, ob die gnädige Frau schon auf ist!" sagte Robert und winkte mit den Augen gegen Georginen, daß er mit ihr allein seyn wolle. — „Es ist eine Nachricht, mein süßes Kind, welche vielleicht Deinem guten seligen Vater das Herz gebrochen hat ..... Aber fürchtest Du nicht, daß es Dich allzu sehr erschüttern werde, was Du jetzt erfahren willst?"

„Nicht doch, lieber Robert; wenn es meinen guten Papa betrifft, wird es mich nur aufrichten!"

„So höre denn den Inhalt jenes Schreibens:

„Mein Herr v. Wilmar! Die heimtückische Art, wie Ihre Gattin mich verrathen hat, nachdem Sie mir die Hand Ihrer Tochter in Aussicht gestellt hatten, entbindet mich aller Rücksichten gegen Ihr Haus. Amalie hat mir die Mittel zu einem ehrlichen Fortkommen abgeschnitten und mag es sich nun selber zuschreiben, wenn ich ihr Geheimniß verrathe und ihr die heuchlerische Maske vom Gesicht reiße. So erfahren Sie denn: Amalie war meine frühere Geliebte, als sie noch beim Theater war; unserm Verhältniß ist eine Tochter entsprungen, welche noch lebt und von meiner alten Mutter in Köln erzogen wird. Ich habe kein Geld mehr, um es meiner Mutter zu schicken, denn schon seit Wochen spiele ich hier in Homburg mit entschiedenem Mißgeschick; ich stehe vis-à-vis du rien; ich bin in einer verzweifelten Situation. Erhalte ich nicht binnen acht Tagen eine Summe von 2500 Franks, so muß ich meine Mutter sammt meinem Kinde und den nöthigen Beweismitteln von Amaliens Schuld zu Ihnen nach Liebfrauenau senden, damit die treulose Mutter wenigstens für die Zukunft ihres Kindes sorge. Bedenken Sie dies und hüten Sie sich, polizeiliche Hilfe gegen mich in Anspruch zu nehmen. Meine Adresse ist: Leopold Waldmüller, Gasthof zum Hirsch, in Homburg.

Konarzewski."

„Allmächtiger Gott! Was muß Papa bei dieser Nachricht gefühlt haben!" rief Georgine wie versteinert. „Wenn dieser Herr wirklich Wahrheit gesprochen hätte!"

„Hierüber hege ich nicht den mindesten Zweifel," erwiederte Robert. „Ich weiß bestimmt, daß Frau v. Wilmar kein Opfer, kein Wagniß zu groß war, um das Stillschweigen jenes Elenden zu erkaufen. Zwei Mal hat sie den Brautschmuck, welchen sie von dem seligen Papa erhalten hatte, für diesen Gauner verpfändet, und ich glaube mit Grund zu vermuthen, daß der Verworfene schon seit Jahren sein Daseyn nur von den Unterstützungen dieser Frau fristete ..... O Georgine! sieh' meine Reue, daß ein unseliger augenblicklicher Wahn mich zu diesem Weibe ..... Allein ich werde Dich an ihr rächen! Sie soll diesen Brief lesen und jenen Brautschmuck werde ich ihr unter die Augen halten ....."

„Ist er denn in Deinen Händen, Robert?"

„Allerdings, seit gestern Abend .... ich werde Dir später erzählen, wie ich dazu kam!"

(Schluß folgt.)

Mannigfaltiges.

In einer Gesellschaft erzählte ein als leidenschaftlicher Jäger bekannter Herr ein von ihm erlebtes Abenteuer, welches sehr stark an den seligen Münchhausen erinnerte. Da überfiel den Erzähler plötzlich ein heftiger Husten. „Mein Gott, was ist Ihnen?" fragten ängstlich die ihm zunächst Sitzenden. „Ach," erklärte beruhigend ein Arzt, „dem ist zufällig ein wahres Wort in die Kehle gekommen."

Logogryph in sechs Zeichen.

Sechs Zeichen enthalten, was man im Gebrauch
Des Lebens nicht wohl kann vermissen,
Der Bauer es pflanzet, der Städter kauft's auch,
Der König drauf ruhet in Kissen.
Des Gaumens Befriedigung wird Dir gereicht,
Wenn Du willst das Erstere streichen,
Doch ist's der Bauer und Bürger nicht leicht;
Es ist eine Speis' für die Reichen.
Sie wird auf den letzteren Vieren verschickt,
Auch anders noch vielfach verladen.
Laß sehen, ob Dir es nunmehro wohl glückt,
Des Räthsels Bestimmung zu rathen.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

Pfälzische Blätter

für

Geschichte, Poesie und Unterhaltung.

№ 155. Dienstag, 29. Dezember 1857.

Die Stiefmutter.

(Schluß.)

„Robert, mir zu Liebe räche Dich nicht!“ bat Georgine sanft. „Der liebe Gott ist der Rächer aller Unthaten; wir Alle sind ja selbst schwach und sündig und dürfen nicht Anderer Schwächen strafen! — Nein, Du sollst der Stiefmutter nicht wehe thun! Gib ihr diesen Brief und sprich ihr meinen Wunsch aus, jenes Geschenk meines Vaters zu besitzen! Ich will es ihr abkaufen. Ihr Gewissen muß ihr sagen, daß sie unwürdig ist, es zu tragen. Und Du zeigst mir diesen Schmuck, Lieber! nicht wahr, ich darf ihn sehen?“

„Ich eile, ihn heraufzuholen — ich werde Dir blindlings gehorchen!“ sagte Robert und eilte aus dem Zimmer.

Else hatte die Frau vom Hause schon wach und munter gefunden. Sie saß im weißen Peignoir am Fenster und blickte gedankenvoll in den heitern Morgen hinaus. „Was wollen Sie, Else?“ fragte sie, ungern aus ihrem ernsten Sinnen gestört.

„Herr Hind läßt sich erkundigen, ob die gnädige Frau schon auf sey?“

„Will er mich sprechen?“

„Ich weiß nicht, gnädige Frau. Herr Hind ist schon seit einer Viertelstunde oben beim gnädigen Fräulein.“

Amaliens Züge verfinsterten sich. „Melden Sie Georginen, daß ich in einer Weile mir erlauben werde, nach ihrem Befinden zu sehen, und Herrn Hind, daß er mich im Frühstückszimmer finden könne. — Apropos,“ rief sie der Abgehenden nach, „sorgen Sie für Georginens Chokolade! Das arme Kind wird einer Stärkung bedürfen!“

Kaum war Else fort, so nahmen Amaliens schöne Züge einen Ausdruck von verzweiflungsvoller Bitterkeit an. „Schon wieder ist er bei ihr! In Allem durchkreuzt dies alberne Mädchen meine Plane; erst stahl sie mir ein halbes Vermögen, nun raubt sie mir den Mann, den ich allein liebe! Mein Ziel ist abermals verrückt; ich muß mir Ruhe verschaffen, koste es was es wolle! Selbst wenn der rasche Hingang des thörichten Kindes Aufsehen erregen würde!“ Hastig nahm sie dann aus einer Schatulle auf ihrem Toilettentische einen kleinen Metallflacon mit einer gelblichen Flüssigkeit und eilte nach dem Vorsaale, unter dessen Thüre sie wartete, bis Else mit dem Präsentirbrett heraufkam. Dann trat sie wie zufällig aus der Thüre auf den Flur heraus, warf gleichgiltig einen Seitenblick auf das Frühstücksgeschirr und sagte: „Wie unbesonnen, Else, daß Sie Georginen das Theebrod bringen! Nach solchen Anfällen ist Hefengebäck wahres Gift für den Magen. Schnell geben Sie es der Köchin zurück und holen Sie Biscuits. Nein, wozu denn diese ganze Geschichte wieder hinuntertragen? Stellen Sie doch das Brett mit der Service hier in's Vorzimmer und nehmen Sie nur den Teller hier mit, worauf das Theebrod liegt! Wie kann man auch so ungeschickt seyn!“ Damit schritt sie stolz vorüber und ging in ein Zimmer der entgegengesetzten Enfilade.

Else setzte das Theebrett mit der ganzen Service auf den Tisch des Vorsaals neben der Thüre und eilte die Treppe hinunter. Auf der Biegung der Treppe stieß sie beinahe mit Herrn Hind zusammen, der wie horchend hier stand und in den großen Spiegel blickte, welcher auf dem Treppenabsatze hing. Else ging verwundert an ihm vorüber, der ein großes Etui von grünem Leder in der Hand hielt, dieses rasch in der Brusttasche seines Rockes barg und sie gar nicht zu bemerken schien. Robert hatte Frau von Wilmar oben sprechen hören, als er, von seinem Zimmer zurück-

kehrend, mit dem Brautschmuck wieder die Treppe hinaneilen wollte, um diesen Georginen zu zeigen. Er wollte Amalien nicht begegnen und blieb deßhalb stehen, bis sie fort wäre. Im Spiegel der Treppe sah er es, wann die Luft rein war. Schon wollte er hinauf, da sah er Amalien plötzlich wieder über den Flur huschen und in der Thüre des Vorsaales verschwinden. Sie hatte sich rasch und lauernd umgesehen, ob sie nicht bemerkt werde.

Was hat dies zu bedeuten? fragte er sich und ein bestimmter Argwohn überkam ihn. Schnell eilte er die Treppe hinauf, wo die Teppiche seine Schritte erstickten, und eine seltsame Bangigkeit trieb ihn, beinahe wider Willen, durch das Schlüsselloch zu blicken. Der Flügelthür gegenüber hing im Vorsaal an einem Wandpfeiler zwischen zwei Fenstern ein großer Trümeauspiegel, der beinahe bis zum Fußgetäfel hinabreichte. In diesen blickte Robert gerade hinein und sah darin, wie Frau von Wilmar eben von dem Consoletischchen hinwegtrat, worauf das Theebrett stand, wie sie eilends einen kleinen Gegenstand im Busen verbarg und dann verschwand — er hörte ihr Gewand rauschen und eine Thür sachte in's Schloß fallen. Ein leiser Schauer durchbebte ihn und er sah sich auf dem Flur um — es war Niemand in der Nähe, nur Darling, der kleine milchweiße Windhund Amaliens, schmiegte sich winselnd an sein Bein, weil ihm seine Herrin die Thüre vor der Nase verschlossen hatte. Er strich dem Thiere über den Kopf, um es zum Schweigen zu bringen und stieg dann verstört und mit eigenthümlichem Bangen die Treppe hinauf nach Georginens Zimmer. Das Hündchen lief ihm nach bis in's Zimmer und sprang dann schweifwedelnd und liebkosend an Georginens Bett hinauf.

„Hier ist der Schmuck, meine Liebe," sagte er und kehrte dann wieder in das andere, äußere Zimmer zurück.

„Was hast Du, Robert? woher dieser eigenthümliche Blick?" fragte Georgine ängstlich. Er bat sie mit einem Winke, zu schweigen, denn er hörte Else mit dem Frühstück kommen.

„Die gnädige Frau hat mir befohlen, die Chokolade heraufzutragen, gnädiges Fräulein! Sie wird gleich heraufkommen, um nach Ihrem Befinden zu sehen, und wird hernach Herrn Hind im Frühstückszimmer erwarten. — Besten Appetit, gnädiges Fräulein!"

„Danke, liebe Else! der Appetit ist da; ich habe lange gefastet! Gießen Sie nur ein!" sagte Georgine, ohne ihr Auge von dem Schmuck abzuwenden, den sie mit Wehmuth betrachtete.

„Halt, Mamsell, lassen Sie mich einschenken!" sagte Robert, goß ein wenig Chokolade in die Untertasse und roch daran; ein eigenthümlicher bitterer Geruch stieg ihm daraus entgegen. Dann goß er mehr hinzu und setzte es dem kleinen Windspiel vor, welches die Flüssigkeit gierig hineinlappte.

„Ach ja, Du hast Recht," sagte Georgine, „ich will mein Frühstück mit dem lieben Thierchen theilen! Komm' Darling! à moi!"

„Halt, mein Kind! Du sollst nicht einen Tropfen genießen, ehe meine Probe ihre Wirkung gezeigt!" bat Robert ängstlich. — „Sieh', wie der Hund zusammenschauert .... nein, sieh' lieber nicht hin!" Ein eisiges Frösteln lief durch den ganzen Körper des schönen Thieres, es brach einigemal kraftlos zusammen und raffte sich nur mühsam wieder auf, kroch nach der Thüre hin, allein noch ehe es dieselbe erreicht hatte, zuckte es mehrmals krampfhaft zusammen und verendete zuckend.

„In dieser Chokolade ist Gift," sagte Robert dumpf; „das Thier ist an dem Gift gestorben, welches Dir gemischt ward, meine arme Georgine!"

„Jesus Maria, Sie werden doch nicht glauben ...." rief Else erschrocken.

„Ruhig, Else! Niemand klagt Sie an — schweigen Sie nur!" sagte Robert, ergriff den Hund und trug ihn in eine Ecke; dann eilte er zu Georgine, die halb ohnmächtig in die Kissen zurückgesunken war. „Sey ruhig, mein Kind! es war Gottes Fügung, die mich zu Deiner Rettung sandte!" Er zog heftig an der Klingelschnur, bis Philipp hereinstürzte. — „Schnell, Philipp! rufen Sie die gnädige Frau! das Fräulein stirbt!"

Else, die halb von Sinnen war, sprang mit einem lauten Schrei davon und rief: „Das Fräulein stirbt, sie ist vergiftet!"

Das ganze Hausgesinde lief bestürzt zusammen, und mitten unter diesem erschien Frau v. Wilmar blaß und verstört. Sobald sie in's Zimmer getreten war, riegelte Robert die Thüre, um die Domestiken auszuschließen.

„Großer Gott! was gibt es? Georgine, was ist Ihnen?" stammelte Amalie.

„Madame, das fragen Sie?" flüsterte Robert mit einer eisernen Ruhe und kaltem, verachtendem Haß. „Wagen Sie es zu leugnen, daß Ihre Hand diese Chokolade vergiftete, so sehen Sie hier den Beweis davon!" Damit stieß er ihr den Hund vor die Füße. Sie sank kraftlos in einen

Stuhl und verhüllte ihr Gesicht. „Die Strafe des Himmels hat Sie ereilt, Madame!" fuhr er leise fort; „der heutige Versuch einer Greuelthat erhebt noch eine andere schrecklichere Anklage gegen Sie, wenn wir sie zusammenhalten mit diesem Brief und diesem Brautschmucke, die ein längst gewahrtes Geheimniß plötzlich zu Tage förderte! Vor unserer Rache, Madame, sind sie freilich sicher, denn es gilt hier, den Namen eines schwer hintergangenen theuren Todten und die Ehre eines ganzen Hauses zu wahren; aber der Sühne, welche die Vorsehung über Sie verhängt, werden Sie nicht entgehen! Fräulein Georgine übersiedelt noch heute nach Weidenbach und ich in eine der Fabriken, denn es ist uns nicht gegeben, noch länger mit Ihnen dieselbe Luft zu athmen! Auch scheint die Luft auf Liebfrauenau den Herzkrankheiten, wie sie Georginens Vater gehabt, allzu günstig!...."

„Georgine ...." stammelte Amalie und wandte sich an diese.

„Gehen Sie, ich vergebe Ihnen! möge Ihnen der Allmächtige und Allwissende ebenso vergeben!"

Amalie stürzte aus dem Zimmer und das Hausgesinde kam herein, denn alle hingen an dem Fräulein mit der innigsten Zuneigung. Robert beruhigte die Leute und bat sie, sich zu entfernen.

„Meine süße Georgine, ist mein Verbrechen nun gesühnt?" fragte Robert und umschlang mit Thränen in den Augen die Verlobte.

„Mein Retter! mein Licht und Leben!" flüsterte sie.

„So laß uns denn die Schranken der Convenienz überschreiten und in kürzester Frist unsern Bund durch den Segen der Kirche weihen!" sprach er; „wir können uns nicht mehr trennen!"

Amalie hatte nicht einmal den Vorsaal des mittlern Stockwerks erreicht, so stürzte sie mit einem wilden Wehschrei zusammen. Der Arzt behauptete, sie habe sich ein Blutgefäß zersprengt, und sie lag viele Wochen schwer krank darnieder. Georgine pflegte sie, so lange sie noch bewußtlos war; dann aber zog sie mit ihrem Gatten hinüber nach Weidenbach und verlebte in ihrem mütterlichen Erbe ihre Flitterwochen. Eines Tages überbrachte Philipp ihr ein Schreiben von der Stiefmutter; es enthielt einen kurzen Abschied in Verbindung einer Urkunde, kraft deren sie alles, was sie durch den Tod des Herrn von Wilmar geerbt hatte, der Tochter schenkte. Sie war abgereist — Niemand wußte wohin. Später erfuhr man, sie habe in einem Kloster der Trappistinnen im Elsaß den Schleier genommen. Georgine und Robert aber ließen sich angelegen seyn, die Adresse der Tochter Amaliens aus jenem Jugendverhältniß mit dem Abenteurer, der sich bald van Waalen, bald Konarzewski, bald wieder anders genannt hatte und nun auf vierzehn Jahre im Zuchthause saß — ausfindig zu machen. Sie nahmen das Mädchen zu sich und bestimmten ihm eine ansehnliche Mitgift, und erst vor kurzem fand sich für diese Verwaiste ein wackrer Mann, ein Beamter auf den Gütern des Hind'schen Ehepaares, dem nun nach stürmischem Brautstand eine um so glücklichere Ehe beschieden ist.

Mannigfaltiges.

Eine schreckliche Fahrt auf der Eisenbahn schildert in der „Neuen Preuß. Ztg." folgender Brief aus London vom 18. November: Rasch rennt über die donnernden Schienen der Dampfzug mit Siebenmeilenschnelligkeit in der Stunde. Weg über die grünen Gefilde Northumberlands, weg über Hügel und Ebene, vorbei an fleißigen Städten und stillen Weilern, immer weiter gerade zum Ziele! Rings umher in unsäglicher Schöne ausgegossen ruhet die Stille des englischen Herbstes mit ihrem mannigfaltigen Farbenduft und stiehlt sich träumerisch hinein in den großen Waggon zu den wenigen Passagieren. Der eine sinnt, der andere liest. Es ist eine so eigene Schwelgerei des Gefühls, in heftiger Bewegung seinen Zwecken entgegen zu eilen und sich ruhig zu wissen mittlerweile in Vorbedacht und Nachgedanken. Und wie der Abend sinkt vom Nebel begleitet und im Zwielicht nur die bunten Laternen hervortreten an den Signalstangen der Bahn, mag wohl mancher eine reiflichere Muße gefunden haben zu einem Blicke weiter rückwärts als der Abfahrtsort, und weiter vorwärts, als bis wohin sie die Billette gelöst. All unser Eilen geht ja nur die Tour zum Grabe und unserer freudigsten Geschäftigkeit wartet der große Haltepunkt. Alles Werben und Ringen, so lange wir athmen!" — Aber, o Himmel, was athmen wir hier im Wagen? Was im Düster der Nacht kräuselt sich graulich empor? Dort in der Ecke. Riechen Sie, sehen Sie es nicht? Hierher, Sir, hierher um Gotteswillen, es ist Rauch, der Wagen brennt! — — Auf von ihren Sitzen springen die Passagiere. Etwa ein Dutzend der Damen ist nach dem entferntesten Theile des Waggons geflüchtet. Die Fenster klirren zusammen unter den Faustschlägen

der wenigen Männer. Während der eine Theil entschlossen nach dem Heerde des Feuers schreitet, beginnt der andere sein Hilfegeschrei nach außen. Jene finden die Lederbekleidung der einen Ecke schwelend und knisternd, schon entsteigt an einem Punkt der gesammelten Gluth die leckende Flamme. Flugs wirft man die Ueberröcke ab. Man drückt sie und klopft sie gegen die rauchenden Stellen und sucht dem Feuer die Luft zu entziehen; man drängt sich und stößt sich, und räth sich und müht sich. Weiter geschrieen unterdessen, ihr an der andern Seite, weiter geschrieen, wenn euer Leben euch lieb ist! Wir hier vermögen es nicht zu meistern. Seht, da springt so ein neues Flämmchen auf im hintern Winkel. Ist's nicht wie ein Irrwisch, hier und dort huschend und zuckend in bläulichem Schimmer? Zugedrückt, Freund, wir haben uns nimmer im Leben gesehen, aber was mein Leben erhält, bewahrt auch das deine, und siehe, wie ich selber arbeite für mich und für dich. — Aber die Gluth wuchs und schritt; rückwärts Schritt um Schritt wichen ihre Bekämpfer. Gelang es ihnen, die Flamme nicht zur Lohe werden zu lassen, so vermehrte ihr Wehren doch den Rauch. Es war zum Ersticken. Längst schon hatten die Damen sich zu den Schreiern am Fenster gestellt, aber im Rasseln und Knattern des Zuges verhallte ihr wirrer Ruf. Man vereint sich zum stoßweisen Geschrei auf Kommando, daß die Stimme Aller eher durchdringe. Selbst die Löscher, schon gefährlich nahe im Geleite des züngelnden Elements, zählen den Takt des Kommando's und schreien mit. Wie aus der Seele schrieen die Armen! Bald der, bald jener Rock, den sie zu ihrem verzweifelten Werke verwandt, fing Feuer und mußte brennend hinausgeworfen werden in's Land. Die Damenmäntel sind an die Reihe gekommen, Shawls, Westen und Taschentücher folgen nach; man denkt an Strümpfe und Leinenzeug. In röthlicher Gluth über ihnen breitet sich die Lederdecke des Wagens und düster hoch oben ein sternenloser schweigender Himmel, da kein anderer Laut gehört wird in Luft und Feld, als jenes verderbende Schmettern des Zuges, und keine Hilfe sich bietet, als auf der Station, wo zwanzig Menschen binnen einer halben Stunde gefunden werden müssen als verkohlte Leichen, ein Schreckbild und Schauder den Lebendigen. So denken sie. Und weinen und beten und mühen sich und zittern und hin und durch die Nacht reißt sie's zum Grabe, zum näheren fürwahr als sie's eben gedacht! Freundlich im befriedigten Sinnen des Zwielichts war ihnen der Ruhehafen erschienen, und nun so jäh — was stirbt es sich schwer. Da hält der Zug. Es ist eine Zwischenstation und sie sind gerettet dem Leben; die Einen ohnmächtig, die Anderen im schrecklichen Bewußtseyn der eben noch drohenden, aber überstandenen Gefahr vermögen es, sich bemerklich zu machen, werden gefunden und herausgehoben zu Luft und Leben. So geschah es vor einigen Tagen.

Zürich. Dieser Tage zog ein Bürger seine 6 Kinder spaßweise einigemale in einem Korb, worin Holz auf den Speicher gezogen wird, in die Höhe. Endlich brach das Seil und 4 Kinder blieben todt.

Die Spitzkugeln haben nun auch ihr entsprechendes chirurgisches Instrument erhalten. Ein Dr. Golliez hat, wie schweizerische Blätter melden, ein ihnen ganz angepaßtes Werkzeug zum Herausziehen derselben erfunden.

Eine Frau bemühte sich, ihrem Manne ein Amtsgeheimniß zu entlocken, aber vergebens. Endlich brach er das Schweigen mit den Worten: „Liebe Frau, kannst Du schweigen?" — „Gewiß, ganz gewiß, lieber Mann," erwiederte die Frau eifrig. „Nun denn — ich kann's auch," sagte der Mann ruhig.

Sträußchenbinder.

Ihr seyd erwählt zu hohen Gnaden,
Drum, Blümlein, keinen Eigensinn.
Ich will euch all' zum Feste laden
Bei meiner Herzenskönigin.

Ihr dürft um süße Blicke werben
Und schlummern ihr am Busen ein,
Und träumend flüstern, träumend sterben
Und noch im Sterben selig seyn.

Y.

Auflösung des Logogryphs in sechs Zeichen in
№ 154:
Flachs, Dachs, Achs'.

Redaktion, Druck und Verlag von A. Kranzbühler in Zweibrücken.

